Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UNIVERSITY OF WISCONSIN LIBRARY

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Zweiunddreißigster Band.

(Nr. 27—52.)

EX BIBLIOTECA LOTHAR SCHLEIDEN

Berlin 1887.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

123352
OCT 17 1908
+A47
+G21
32

Register.

Zweiunddreißigster Band.

Seite

Alsberg, Moritz, Hand und Fuß im Lichte neuerer Forschung 196. 210
Altona, Hans, Nationale Strömungen der Gegenwart. . . . 49
Bauer, Erwin, Pessimist oder theoretischer Nihilist 166
— Zur Geschichte Rußlands vor Peter dem Großen 283
Berger, Wilhelm, Der Stammtisch 205. 219
Bernheim, Hugo, Pasteur's Behandlung der Wuthkrankheit . 3
— Ueber die Erkrankung unseres Kronprinzen 322
— Sir Morell Mackenzie's neuestes Werk 375
Blind, Karl, Die französische Republik und ihre Gefahren . . 65
— Englands innerer Feind 209
Blum, Hans, Zur Sittlichkeit der Kritik 293
Bölsche, Wilhelm, Vischer und Fechner als Aesthetiker . . . 215
Boettcher, Friedrich, Ein deutscher Abend in einem italienischen Dichterheim 245
Bret Harte, Ein weißer Indianerhäuptling 380. 395
Bulle, Oskar, Dramatische Aufführungen 190. 223. 238. 253. 269. 334. 350. 364. 414
— Volkslied und Straßenlied 203
— Memoiren eines Reichsländers 232
— Der Roman eines amerikanischen Generals 247
— „Die Krankheit des Jahrhunderts" von Max Nordau 260
— Henrik Ibsen's „Ideale Forderung" 295
— Lebenserinnerungen des Grafen von Schack 327
— Neue Bücher von Wilhelm Jensen 359
— Felix Dahn's neueste Dichtung 406
Capitolinus, Das Jubiläum des Papstes 405
Chavette, Eugène, Sommerwohnung 61
Deckert, Emil, Das amerikanische Haus 65
Dessoir, Max, Telepathie 309
Diercks, Gustav, Die marokkanische Frage 257
Die Verjüngung des Papstthums 17
Dincklage, E. von, Die Todesblume 188
Duboc, Julius, Goethe und Plessing 201
Düntzer, H., Die Geheimräthin Christiane von Goethe 262
Ebner, Th., Hans Pöhnl 341
Ehrlich, Heinrich, Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin 13. 29. 157. 218. 234. 412
— Opern und Concerte 173. 318. 334. 382
Ein scholastisches Gespenst 184
Eine ultramontane Schrift auf dem Index 155
Ellinger, Georg, Zur Geschichte der puritanischen Revolution . 57
Fehse, Hermann, Die Sendlinge des französischen Unterrichtsministers in Deutschland 387
Feldmann, Siegmund, Shakespeare in Nöthen 24
Felsing, Otto, Gastspiele auf Zeitungsredactionen 137
Fokke, Arnold, Die realistische Strömung in unserer Literatur 69. 89
— Luxustheater und Volksbühne 183
Fuld-Mainz, Ludwig, Partikularismus in der deutschen Rechtsentwickelung 114
Fuldner, Fritz, Ein Gedenkblatt an Wilhelm Osterwald . . . 75
Gebhardt, Bruno, Eine culturgeschichtliche Quellenschrift . . . 88
— Leopold von Ranke als Politiker 168
— Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Coburg . . . 343
— Theodor Mommsen und Heinrich von Sybel 373
Geßner, L., Erinnerungen an Robert Mohl 37
Geiger, Ludwig, Die ersten Bände der Weimarer Goetheausgabe 356

Seite

Goldbaum, Wilhelm, Bücher und kein Ende 389
Gopčević, Spiridion, Prinz Ferdinand von Coburg in Bulgarien 164
Graff, Wilh. Paul, Tolstoi's neueste Werke 21
Greif, Martin, An den Ammersee 116
Guttmann, G. J., Armeelieferanten 100
Hann, P., Sein bedeutender Freund 171
— Im Herbst 361
Hartmann, Eduard von, Der Streit um die Organisation der höheren Schulen 198
— Zur Wahlreform 307
— Rußland in Asien 401
Heimann, Ludwig, Arbeiterwohnungen 130. 147
Heinrich, Hermann, Ein weinender Erbe 332
Heldt, E., Was uns bleibt 59
Hochberg, Karl, Hans Hoffmann's Korfugeschichten 314
— Wilhelm Jordan's neuer Roman 391. 408
Honthumb, C. A., New-Yorker Kunstleben 86
— Eine neue Entthronung Shakespeare's 377
J. C. H., Eine realistische Aesthetik 104
Jentsch, Karl, Ein neues Buch von Döllinger 71
Jessen, Peter, Das Zeichnen in der Schule 329
Irenius, Rußland und die baltischen Provinzen 81
Kalle, Fritz, Die Wohnungsgesetzgebung 33
Keben, Georg, Der Ring am Finger 92. 108. 124. 139
Kleinpaul, Rudolf, Die Reveille in der Sprache 150
Kohut, Adolph, Richard Wagner in der Schweiz 212
Küster, Konrad, Eine Studentenreform 276
Kurs, Major a. D. Victor, Rußland's Machtstellung in Asien . 177
Lesser, Max, Zur Bismarck-Literatur 11
Levertin, Oscar, In der elften Stunde 236. 251
Levin, Julius, Ueber moderne Malerei 55
Löbner, Heinrich, Der Kampf um den historischen Roman . . 122
Luthmer, F., Eine Sammlergeschichte 77
Marsop, Paul, Die Entstehung der modernen Operette . . 7. 27
— Zum Don Juan-Jubiläum 278. 297
Mähly, Jakob, Unser Publikum 40. 59
Malkowsky, Georg, Kunstberichte 15. 94. 110. 126. 141. 159. 175 207. 222. 268. 287. 318. 413
— Nach dem Tode 45
Mallawerch, Friedrich, Ueber die Literatur der Slovenen . . 133
Mataja, Victor, Der gesetzliche Arbeitstag in Frankreich . . . 19
Meinhardt, Adalbert, Ein musikalisches Novellenbuch . . . 136
Melz, Konrad, Die Reform des juristischen Studiums . . . 227
Nitz, Paul, Das französisch-russische Bündniß 129
Noiré, Ludwig, Die deutsche Literatur und die Franzosen . . 133
Olzem, Fritz, Die Reform der directen Steuern 1
— Die Verlängerung der Legislaturperioden 225
Pax, Die Duellwuth und ihre Heilung 84
Perl, Henry, Ungedruckte Briefe von Giuseppe Manzini . . . 117
Philippovich, Eugen von, Zur Colonisationsgeschichte Neu-Guineas 273
Piltz, O., Henri Taine und Prinz Jérome 312
Pröll, Karl, Die Lage in Oesterreich 305
Quarck, Max, Verkehrsreformen in Amerika und England . . 243
Reinhold, Karl Theodor, Zur Geschichte der nationalliberalen Partei 97

Digitized by Google

Seite
Reinhold, Karl Theodor, Die äußere Entwickelung von Berlin 161. 179
Riegel, Hermann, Das Haus der sieben Zonen 152
Ruß, Karl, Zur gesetzlichen Regelung des Vogelschutzes . . . 371
Schneidewin, Max, Ein Originaldenker über den Spiritismus 44
Schnitzer, Manuel, Auf der Brücke 267
Schütze, Paul, Theodor Storm. Zu des Dichters 70. Geburtstage 229
Seidel, Heinrich, Der Krieg 260
— Gedichte und Skizzen von Johannes Trojan 358
Serao, Matilde, In der Provinz 285
Siewert, Franz, Die deutschen Ostseehäfen 193
Siller, Frank, Der Mord 347
Spitteler, Carl, Russischer und französischer Deutschenhaß 289. 306
Stegemann, R., Das System des kritischen Socialismus . . . 52
Stiaßny, Robert, Von der Kunstausstellung in Venedig . . 101
— Dürer und die Reformation 249. 265
Stobitzer, Heinrich, Ein Blaustrumpf 301. 316
Stoß, Gustav, Falb's Erdbebentheorie und Le Sage's Gravitationstheorie 259
Von der französischen Mobilmachung 291
Waldmüller, Robert, Aus den Briefen von Schnorr v. Carolsfeld 282
Wallow, Selmar, Nach dem Tode Katkow's 113
Walcker, Karl, Unsere chronische Wirthschaftskrisis 145
— Die Kornzollfrage 241. 385
— Die Alters- und Invalidenversicherung 354
Wespy, Leon, Zur französischen Colonialgeschichte 119
Wiener, X., Der Ex-Director Wilbrandt 42
— Das Provisorium Sonnenthal im Burgtheater 410
Winter, Georg, Zur Geschichte der Welthandelsstraßen . . . 107
Witte, Carl, Die Memoiren von Ernest Legouvé 263
Ziel, Ernst, Aphorismen 212
Zolling, Theophil, Scheffel als Feuilletonist 9
— Deutsche Naturalisten 324
— Zola's neuer Roman (La Terre) 345
— Neue Operetten 365
— Der Präsidentenwechsel in Frankreich 369
— Julius Wolff's „Recht der Hagestolze" 393
* Dem deutschen Reichstage 353
Zum Czarenbesuch in Berlin 321

Notizen.

Barin, Portraits de femme 319. Barthel, Sächsisch-thüringisches Dichterbuch 271. Bauer, Aus dem Czarenlande 239. Benary, Hans Besenried 143. Berger, Vom Markte des Lebens 303. Bergerat, Le Petit Moreau 271. Berlin, Erinnerungen an Gustav Nachtigall 207. Biedermann, Goethe's Briefwechsel mit Rochlitz 335. Bormann, Büchlein von der schwarzen Kunst 159. Carl, R., und Pfau, Karl Fr., Luise, Königin von Preußen 414. Dito und Idem, Astra 79. Drews, Irold 415. Duboc, Julius, Herzensgeschichten 399. Eckstädt, Ein deutscher Schriftstehler 47. Eichendorff's sämmtliche Werke 351. Engel, Geschichte der französischen Literatur 47. Fischer, Ludwig Uhland 79. Fischer, Bruno, Goethe's Faust 95. Ganghofer, Edelweißkönig 239. —, Rococo 415. Goedecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 335. Goethe, Ueber Bismarck 143. Grasberger, Allerlei Deutsames 399. Grely, Drei Jahre in hohem Norden 303. Grosse, Julius, Der Spion 79. Groß, Ferdinand, Literarische Modelle 79. Günthert, Julius Ernst von, Gedichte 415. Haffenstein, Ludwig Uhland 319. Herisson, Le Cabinet noir 303. Heiberg, Esther's Ehe 95. Hendel'sche Bibliothek der Gesammt-Literatur 270. Hevesi, Almanaccando 398. Hoppe, Englisch-deutsches Supplement-Lexikon 270. Horowitz, Marokko 271. Hübners, geographisch-statistische Tabellen 127. Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels 271. Koberstein, Preußisches Bilderbuch 271. Kohut, Gegen den Strom 303. Kruse, Fastnachtsspiele 414. Längin, Wunder- und Dämonenglaube 270. Langen, Mein Lenz im Liede 47. Leisner, Einheit der Bildung 335. Linde, Faust III. Theil 335. Linde, Anton von, Kaspar Hauser 143. Linke, Versuchung des heiligen Antonius 95. Loy, Graf und Gräfin von Ortenegg 319. Mantegazza, die Hygieine der Liebe 63. —, Die Kunst glücklich zu sein 414. Meyer'sches Conversations-Lexikon 270. Morgenstern, Lina, Frauenbestrebungen 127. Muff, Das Schöne 415. Noël, Les chemins-de-fer en France 255. Oelschläger, Engel Kirk 270. Pirazzi, Im Herbste des Lebens 351. Pochhammer, Bildnisse der deutschen Kaiser 287. Reichel, Aus dem Leben 270. Römer, Einer aus der Masse 415. Schreibershofen, Die Sühne 63. Schubin, Erlachhof 287. Schwyzer Dütsch 159. Seidel, Naturjänger 398. Seidlitz, Allgemeines historisches Prachtwerk 366. Semmig, Jungfrau von Orleans 159. Servières, Richard Wagner jugé en France 271. Frank Siller, Lieder und Sprüche 399. Summer, Sociale Pflichten 79. Stilbildungsschule, dramatische 143. This, Deutschfranzösische Sprachgrenze 143. Vogué, Wintermärchen 399. Richard Wagner's gesammelte Werke 319. Walloth, Aus der Praxis 271. Woeikof, Die Klimate der Erde 111. Wechßler, Sagen und Schwänke 398. Weihnachtsliteratur 366. 383. Werner, In Liebesbanden 335.

Offene Briefe und Antworten.

Johannes Scherr als Sprachschöpfer. Von Daniel Sanders 15. Die Aussprache des Griechischen in Würtemberg. Von W. Rösch. 31. Zum Capitel der Künstler-Jury. Von Theodor Levin 142.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 2. Juli 1887. Band XXXII.

EX BIBLIOTHECA LOTHAR SCHNEIDER

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Reform der directen Steuern. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Pasteur's Behandlung der Wuthkrankheit. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Die Entstehung der modernen Operette. Von Paul Marsop. — Scheffel als Feuilletonist. Von Theophil Zolling. — Zur Bismarck-Literatur. Von Max Lesser. — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Niemann. Von Heinrich Ehrlich. — **Aus der Hauptstadt:** Neue Bilder von Gussow. Von Georg Malkowsky. — Offene Briefe und Antworten: Johannes Scherr als Sprachschöpfer. Von Daniel Sanders. — Inserate.

Die Reform der directen Steuern.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Im Reichstag ist glücklicherweise in den letzten Tagen die Verständigung über die Branntwein- und Zuckerbesteuerung erfolgt und damit auf längere Zeit für das Reichsfinanzwesen eine gesunde Grundlage gefunden. Voraussichtlich wird der Reichstag sich in nächster Zeit mit Steuerfragen nicht mehr zu befassen haben, da durch die Annahme der Branntwein- und Zuckersteuer nicht nur die in Folge der Genehmigung der Militärvorlage nöthigen Reichsausgaben Deckung finden, sondern unser Reichsfinanzwesen überhaupt zur Zeit befriedigend gestaltet erscheint. Der neue Reichstag hat sich durch die rasche Lösung der ihm gestellten Steuerfragen ein großes Verdienst erworben. Bei dem Mangel des Einverständnisses zwischen der Staatsregierung und dem verflossenen Reichstage kamen trotz allen Anstrengungen der Staatsregierung und einzelner Parteien zeitgemäße Einrichtungen auf dem Steuergebiete nicht zu Stande, die Lage war allmählich so drückend und verworren geworden, daß von vielen Seiten eine Aenderung des unerträglichen Zustandes dringend verlangt wurde. Der neue Reichstag hat aber durch seine Thätigkeit sich nicht nur Verdienste um das Reich, sondern auch um die Finanzen der Einzelstaaten erworben. Während in letzter Zeit die Einzelstaaten, anstatt vom Reich Zuschüsse zu erhalten, für das Reich große Summen aufbringen mußten, wird jetzt der große politische Gedanke des Fürsten Bismarck, das Reich zur Nährmutter der Einzelstaaten zu machen und diese dadurch an das Reich um so fester zu ketten, verwirklicht werden. Nicht „Plage", sondern „Wohlthat" wird das Reich in Zukunft für die Einzelstaaten sein. Soweit die Ueberschüsse der Reichsfinanzen nicht durch die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter, welche bereits im nächsten Winter als Schlußstein der socialpolitischen Gesetzgebung dem Reichstag vorgelegt werden soll, verbraucht werden, müssen dieselben den Einzelstaaten überwiesen werden. Die Einzelstaaten kommen nunmehr in die Lage, bisher zurückgestellte, dringende Bedürfnisse zu befriedigen und finanzielle Reformen vorzunehmen. Namentlich Preußen hat sehnsüchtig auf die Schaffung eines ergiebigen Finanzsystems im Reiche gewartet, um mit Erfolg eine Reform seiner directen Steuer vornehmen zu können. Bereits am 22. Februar 1883 hatte das Preußische Abgeordnetenhaus eine Resolution angenommen, in welcher Grundzüge für eine Reform der directen Steuern aufgestellt wurden, die im Wesentlichen darauf hinausgingen, die im Jahre 1881 gewährten Steuererleichterungen wiederherzustellen, das Veranlagungsverfahren zu verbessern und das Einkommen aus Capitalvermögen höher zu besteuern. Der auf Grund und im Sinne dieser Resolution von der Staatsregierung ausgearbeitete und dem Abgeordnetenhause vorgelegte Reformentwurf wurde in der Commission des Hauses begraben. Die Frage der Reform der directen Steuern ruhte darauf einige Zeit. Nachdem jedoch die Zusammensetzung des neuen Reichstages und die Verhandlungen desselben über die Branntweinsteuer die Hoffnung auf eine Besserung der Reichsfinanzen und damit auch der Finanzen der Einzelstaaten eröffneten, hielt es die conservative Partei im Abgeordnetenhause für angezeigt, die Frage der Reform der directen Steuern wieder anzuregen. In einer seiner letzten Sitzungen, am 12. Mai d. J., verhandelte das Abgeordnetenhaus über den Antrag der Conservativen (Althaus und Genossen) betreffend die Reform der directen Steuern.

Die interessanten Verhandlungen endigten zwar damit, daß über den gestellten Antrag zur Tagesordnung übergegangen wurde, indeß sowohl der Wortlaut des Antrages auf Tagesordnung, als die bei der Debatte zu Tag getretene Uebereinstimmung in der Anerkennung der Reformbedürftigkeit des directen Steuersystems verbürgen, daß die wieder auf die Tagesordnung gesetzte Frage nicht mehr von der Tagesordnung des Preußischen Abgeordnetenhauses verschwinden wird, bis dasselbe eine Lösung der Frage gefunden hat.

Von einer Beseitigung der Grund- und Gebäudesteuer ist zur Zeit fast nicht mehr die Rede, die Beseitigung der Grundsteuer würde auch weiter nichts als ein Geschenk an die Grundbesitzer auf Kosten der Allgemeinheit sein, aber die volle oder theilweise Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden wird von fast allen Seiten als erster Schritt der Steuerreform für nothwendig erachtet. In dieser Beziehung erklärte der Finanzminister bei der Verhandlung des Antrages Althaus im Sinne und unter dem Beifall der Mehrheit des Abgeordnetenhauses, daß, wenn das Abgeordnetenhaus helfe, die Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden zu überweisen, der Weg zu einer befriedigenden Gestaltung der directen Steuern gegeben und es dann möglich sei, das unfundirte Einkommen in gerechter und billiger Weise zu berücksichtigen, daß dann auch der Weg für die Steuerreform so erheblich erleichtert sei. Die Programme fast aller politischen Parteien enthalten seit langer Zeit die Forderung der Ueberweisung der ganzen oder halben Grund- und Gebäudesteuer zu Gemeindezwecken und wir brauchen nur einen Blick in die Staatshaushalts-Uebersichten und in die Veröffentlichungen des Kgl. Preußischen Statistischen Bureaus zu werfen, um den Grund dieser Forderung begreifen zu können.

Digitized by Google

Während im Allgemeinen unter allen Großstaaten das Deutsche Reich und Preußen am wenigsten Abgaben für den Staat auf den Kopf der Bevölkerung erheben, 15,17 M. auf den Kopf der Bevölkerung gegen den doppelten Betrag in Italien, den dreifachen in England und fast den vierfachen in Frankreich, betragen die directen Abgaben in Preußen noch über 26% der Gesammtabgaben gegen 23% in Rußland, 24% in England und nur 18% in Frankreich. In Preußen kommen nun aber die Gemeinde-Abgaben, bezw. Kreis- und Provinzial-Steuern hinzu, welche überwiegend directer Natur sind, und liefern das Ergebniß, daß die directen Abgaben die indirecten einschließlich der Reichsabgaben ganz erheblich übersteigen. Die Gemeinde-, Schul-, Kirchen-, Kreis- und Provinzial-Steuern betragen in Preußen durchschnittlich 160% der directen Staatssteuern, sinken in glücklich gestellten Gemeinden unter diese Durchschnittszahl, haben dagegen in vielen Gemeinden, namentlich in der Rheinprovinz und Westfalen, eine Höhe erreicht, welche die Leistungsfähigkeit der Bevölkerung übersteigen muß. Die Zuschläge zur Grundsteuer sind in einzelnen Gemeinden auf 600%, zur Gebäudesteuer auf 515% und zur Klassen- und klassificirten Einkommensteuer auf 675% gestiegen. Dabei findet eine so erhebliche Mehrbelastung der Landgemeinden im Verhältniß zu den Städten statt, daß die Gemeinde-Abgaben der Landgemeinden annähernd 600%, der Städte nur annähernd 300% der von ihnen gezahlten Einkommen- und Klassensteuer betragen. Die Erklärung dieser auffallenden Thatsache ist hauptsächlich in der Höhe und Vertheilung der Schullasten zu finden. Jedenfalls wird aus obigen Zahlen die Forderung der Ueberweisung der Grund- und Gebäude-Steuer zu Gemeindezwecken nicht nur verständlich, sondern auch als gerecht und billig im Interesse der ungleich belasteten Landgemeinden erkannt werden.

Wenn nun schon durch die Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden ein großer Fortschritt im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit liegt, so kann durch den zweiten Reformpunkt, Entlastung der niederen Einkommen unter stärkerer Heranziehung der höheren in demselben Sinne die Steuerlast nach der Leistungsfähigkeit der Steuerzahler noch wirksamer vertheilt werden. Zweifellos sind unsere directen Steuern für die minder wohlhabende Bevölkerung ziemlich drückend und erscheint die indirecte Besteuerung die passendste Form der Besteuerung der unteren Classen. Da dieselben aber in den letzten Jahren durch die indirecten Verbrauchssteuern wohl genügend betroffen worden sind, müssen uns schon socialpolitische Erwägungen veranlassen, den Versuch zu machen, bei der bevorstehenden Steuerreform die Steuerlast von den schwächeren auf die stärkeren Schultern abzuwälzen. Im Reichstage ist auch bei der Erhöhung der Branntweinsteuer anerkannt worden, daß die Einzelstaaten die Verpflichtung hätten, die vom Reiche zu erwartenden Zuschüsse vor allem zu Gunsten der unteren Classen zu verwenden. Zur Entlastung der unteren Classen wird das ganz kleine Einkommen gar nicht, das kleinere steuerpflichtige Einkommen geringer, und das größere Einkommen höher zu besteuern sein. Das erstere suchte die Preußische Staatsregierung durch die Entlastung der ärmeren Classen der Bevölkerung von dem Drucke der Classensteuer zu erreichen. Dieselben Gründe sprechen aber auch für eine geringere Besteuerung des kleineren steuerpflichtig bleibenden Einkommens. Ob die von der Staatsregierung gewählte Grenze von 1200 Mk. die richtige ist, bleibt als Zweckmässigkeitsfrage der Erörterung unterworfen. In dem allerdings reichen England herrscht Steuerfreiheit bis 3000 Mark. Die stärkere Heranziehung des größeren Einkommens ist nicht nur eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit, sondern ist auch schon zur Deckung des Ausfalls durch die geplanten Steuerermäßigungen nöthig, da die vom Reiche an Preußen abzuführenden Ueberschüsse wohl kaum zur Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden, und zur Erhöhung der Beamtengehälter hinreichen werden. In welcher Weise die stärkere Heranziehung der größeren Einkommen erfolgen soll, ob ein progressiver Steuerfuß bis zu einer gewissen Höhe einzuführen, ob Capitalrentensteuer oder höhere Besteuerung des fundirten oder Renteneinkommens innerhalb der verbesserten Einkommensteuer wird die Staatsregierung reiflich zu erwägen haben, jedenfalls muß bei der Steuerreform die stärkere Leistungsfähigkeit des größeren und fundirten Einkommens in Anspruch genommen werden.

Der größte Uebelstand des bisherigen preußischen Steuersystems ist die unvollkommene Einschätzungsmethode. Durch die Ungleichmäßigkeit der Einschätzungen und durch die Unmöglichkeit, große Einkommen genügend zu ermitteln, unterliegt die Unzulänglichkeit des bisherigen Verfahrens keinem Zweifel. Nichts hat gegen das bisherige System mehr die öffentliche Meinung aufgebracht, als viele bekannt gewordene offenbar ungleichmäßige und ungerechte Einschätzungen, denn von den meisten Leuten wird eher eine gleichmäßige hohe, als eine ungleichmäßige niedrige Steuer ertragen. Deshalb verlangt die öffentliche Meinung dringend die Einführung der Selbsteinschätzung. Die Selbsteinschätzung ist für eine gerechte und gleichmäßige Besteuerung die wesentliche Grundlage und unter unseren Verhältnissen zur Ermittelung des Vorhandenseins und der Höhe vieler Einkommen der einzig richtige Weg. Die Behauptung der Gegner der Selbsteinschätzung, daß dieselbe nicht den erwarteten Erfolg haben werde, ist mehr als unwahrscheinlich, es mag sein, daß auch bei Selbsteinschätzung einzelne Steuerentziehungen vorkommen, keinenfalls können dieselben aber in dem Maße vorkommen, wie bei dem jetzigen System. Bis heute war in Preußen die Hinterziehung der Steuern keine strafbare Handlung, außer Ordnungsstrafen für Verletzung von Control- und Anmeldungsvorschriften kannte man hier keine Defraudationsstrafe und die Folge war, daß manche Steuerpflichtigen mit mangelhafter Gesinnung in ärgernißerregender Weise durch falsche Angaben und häufig durch Ausnutzung ehrenamtlicher Stellungen in Gemeinderath und Kreistag sich gerechter Einschätzung zu entziehen wußten. Selbstverständlich ist es mit der bloßen Selbsteinschätzung nicht gethan, dieselbe muß vielmehr verbunden sein mit Oeffentlichkeit der Steuerlisten, Einspruchsrecht der Steuerpflichtigen gegen falsche Einschätzung eines Andern, Strafen auf falsche Einschätzung und hohen Strafen, wenn bei Erbschaften frühere falsche Einschätzungen sich ergeben. Die Commissionen, vor welche die Selbsteinschätzungen zur Prüfung gelangen, müssen angemessen zusammengesetzt sein, etwa aus Vertretern des Fiscus, der Gemeinden und der Steuerzahler und das Recht haben, zur Ermittelung der Vemögensverhältnisse eines Steuerpflichtigen, dessen Selbsteinschätzung von einer Mehrheit der Commission als richtig bezweifelt wird, persönlichen Verhandlungen mit weitgehendem Fragerecht mit dem Steuerpflichtigen vorzunehmen, durch Vertrauensmänner Einsicht in dessen Bücher zu nehmen, eidesstattliche Versicherungen abzunehmen und Zeugen zu vernehmen. In der ersten Zeit nach Einführung der Selbsteinschätzung werden sich wohl Schwierigkeiten ergeben, dieselben werden aber, wie die Erfahrung in Süddeutschland gelehrt hat, bald schwinden. Die Süddeutschen, welche die Selbsteinschätzung besitzen, haben sich mit derselben nicht nur längst ausgesöhnt, sondern haben dieselbe hoch schätzen gelernt, und die süddeutschen Reichstagsmitglieder, welche mit den Mitgliedern des Preußischen Abgeordnetenhauses regen Verkehr pflegen, haben nicht wenig dazu beigetragen, daß die Selbsteinschätzung im Preußischen Landtage sich immer mehr Freunde erworben hat und daß manche falsche Vorstellungen über dieselbe verschwunden sind. Die Wehrpflicht ist zur Zeit nur widerwillig ertragen worden und erlitten diejenigen, welche sich der Wehrpflicht entzogen, in der allgemeinen Achtung keine Minderung, heute dagegen wird es für eine Ehrensache gehalten, dem Staate gegenüber als Soldat seine Pflicht zu erfüllen und die sog. „Drückbrüder" werden über die Achseln angesehen. Auch das Bewußtsein, daß es die Ehrenpflicht jedes Staatsbürgers ist, für das Staatsganze nach seiner Leistungsfähigkeit beizutragen, wird immer mehr in's Fleisch und Blut des Volkes übergehen und der Steuerdefraudanten werden immer weniger werden.

Unsere wohlhabenden, leitenden, herrschenden Classen haben mehr als einmal gezeigt, daß sie bereit sind, zum Wohl des Ganzen Opfer zu bringen; so ist aus den Kreisen der Groß-

Digitized by Google

industrie die Unfallversicherung angeregt worden, obgleich vorauszusehen war, daß dieselbe der Industrie große Lasten auflegen würde. Gegen diejenigen aber, welche bei dem Selbsteinschätzungszwang in mangelhafter Gesinnung, mala fide falsche Angaben machen, ist der Staat berechtigt und verpflichtet, nicht nur wegen böswilliger Defraudation mit hohen Geldstrafen (in Bayern das 5—20fache der Jahressteuer), sondern auch mit Freiheits- und Ehrenstrafen vorzugehen. Entschließt der Gesetzgeber sich einmal zur Aufstellung des Selbsteinschätzungszwanges, dann muß er auch die nothwendigen Mittel bezw. Folgen wollen, das heißt die Bestrafung der absichtlich falschen Selbsteinschätzung als Steuervergehens. „Pour faire une omelette, il faut casser des oeufs."

Dem Finanzminister und der Kgl. Staatsregierung kann es nicht allzu schwer fallen, unter Berücksichtigung der von der Volksvertretung und der öffentlichen Meinung geäußerten Wünsche an die Reform der directen Steuern heranzutreten, da nicht nur die Mängel derselben nachgewiesen, sondern auch die Wege zur Besserung angegeben sind. Wenn die Staatsregierung zielbewußt und fest vorgeht, die Volksvertretung ihre Pflicht thut und die Steuerfrage nicht mit anderen Angelegenheiten (Wahlsystem, Privilegien der Reichsunmittelbaren, Quotisirung und Steuerbewilligungsrecht, sowie Erweiterung der parlamentarischen Macht), die mit ihr in keinem nothwendigen Zusammenhang stehen, „bepackt", dann wird es gelingen, die Reform der directen Steuern zum Wohle des Landes bald durchzuführen. Die lebhafte Sympathie für die Steuerreform muß endlich in Thaten umgesetzt werden, die durch die Thatkraft des Reichstages gebotene Gelegenheit darf nicht unbenutzt bleiben, und ist es namentlich die Pflicht der gemäßigten Parteien, der Staatsregierung die Hand zu bieten, um die Schwierigkeiten, über welche man klar ist, zu beseitigen und die Frage der Steuerreform praktisch zu lösen. Hoffentlich wird der Schwerpunkt der nächsten Landtagssession in der Steuerreformfrage liegen und der Preußische Landtag endlich auf lange Zeit Ordnung und Festigkeit in die preußischen Finanzverhältnisse bringen. Die Frage der Reform der directen Steuern in Preußen steht einstweilen wieder im Vordergrund und wird darin bleiben, bis sie eine befriedigende Lösung gefunden hat.

Pasteur's Behandlung der Wuthkrankheit.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Bei den mageren Resultaten, welche sich bisher für die Behandlung der Infectionskrankheiten aus den epochemachenden Entdeckungen in der Pathogenie, der Entstehungsgeschichte derselben ergeben haben, Resultate, welche den Practiker, von dem Hülfe verlangt wird und welchem es nicht verdacht werden kann, wenn er den Werth einer Theorie nach ihrer practischen Verwerthung am Krankenbette bemißt, bitter genug enttäuschten; bei dieser Dürftigkeit der bisherigen therapeutischen Förderungen begrüßte gewiß Jeder mit hoher Freude die Kunde, daß gegen eine der schrecklichsten, bisher als unheilbar betrachtete Krankheit, die Wuthkrankheit, ein sicher wirkendes Heilverfahren gefunden sei. So kam man von vorneherein der Pasteur'schen Impfmethode mit Sympathie entgegen, umsomehr da dieselbe sich in Richtungen bewegt, welche mit modernen Anschauungen durchaus harmoniren. Es ist nicht nur das Hervorheben der Methode als einer Präventivmaßregel, welche sich der jetzt herrschenden Ansicht von dem höheren Werth der Prophylaxe, der Sorge um die Verhütung des Ausbruches der Krankheiten so glücklich accommodirt, es ist vor Allem durchaus im Sinne der neuen siegreichen bacteriologischen Schule, wenn Pasteur Infectionskrankheiten durch ein specifisches körperliches Substrat, das sogen. „virus", experimentell erzeugt, und auch dem großen Publikum war der Gedanke, daß durch Impfungen Schutz gegen Krankheiten erworben werden könne, kein neuer und befremdender. Vielleicht war es nicht ohne Absicht, daß Pasteur für seine Methode den Namen „vaccination", Impfung, wählte; er wollte eben die Sache dem großen Publikum, an das er sich mit Vorliebe in politischen Blättern wie dem „Figaro" wendet, mundgerecht machen. Oder sollte es Pasteur, der bekanntlich weder Mediciner noch Physiologe, sondern lediglich Chemiker ist, und welcher einer gerichtlichen Verurtheilung wegen unbefugter Vornahme ärztlicher Operationen nur dadurch entging, daß in seinem Institute die „Impfungen" jetzt von medicinischen Assistenten vorgenommen werden, sollte es diesem ärztlichen Dilettanten in der That entgangen sein, daß es sich bei seinen „Impfungen" um etwas ganz Anderes dreht als bei den Impfungen der Schutzpocken? Bei der Schutzpockenimpfung handelt es sich darum, den Organismus gegen eine später erfolgende Ansteckung mit dem Blatterngift durch eine Art von Abhärtung zu schützen; bei der Pasteur'schen Impfung der von tollen Hunden Gebissenen handelt es sich dagegen darum, das bereits im Körper befindliche Gift während der Incubation, d. h. in der Zeit zwischen Ansteckungsact und Ausbruch der Wuth zu zerstören und unwirksam zu machen. Die Analogie ist also keineswegs eine große. Vielleicht wählte Pasteur auch diesen Namen in einer Art von Reminiscenz an seine Impfungen gegen den Milzbrand. Dann hätte er besser gethan, diese Erinnerung nicht wieder aufzufrischen, denn selten hat eine Sache, die mit so großer Emphase in die Welt gesetzt wurde, ein kläglicheres Fiasko erlebt. Man muß Zeuge jener Entrüstung gewesen sein, mit welcher auf dem Internationalen Congreß für Hygiene zu Genf Pasteur und seine Anhänger die skeptische Opposition Koch's gegen die damals hoch florirende Milzbrand-Schutzimpfungsmethode fast niederschrien, wie da jeder leise Zweifel an der Unfehlbarkeit des Meisters als Sacrileg angesehen wurde, um das richtige Verständniß für die Thatsache zu haben, daß selbst in Frankreich von diesen Milzbrandimpfungen schon längst kein Gebrauch mehr gemacht wird.

Da es sich nämlich herausstellte, daß an den Impfungen mehr Schafe starben als am Milzbrand selbst, so kam die Geschichte den Viehbesitzern denn doch nicht so recht practisch vor; machte man aber die Impfungen mit schwächerem Gift, so gab die Impfung keinen Schutz mehr vor der Ansteckung. „Unwirksam oder gefährlich", dies war das Endurtheil, mit welchem die Milzbrandimpfungen zu Grabe getragen wurden. Unwirksam oder gefährlich! Fielen denn kürzlich nicht schon ähnliche Worte in der Debatte über die neuen Pasteur'schen Wuthimpfungen in jenen erregten Sitzungen der Académie des sciences zu Paris? Man kann nicht gerade behaupten, daß die Pasteur'sche Sache aus diesen Discussionen mit Glanz hervorgegangen ist, und die Angriffe von Seiten der Fachmänner, wie Semmola, Colin, Peter, Lutaud u. A. mehren sich täglich. Sehen wir einmal nach, mit welchen Waffen man den Kampf geschlagen und wie tief die Wunden sind, die man dem Gegner beigebracht hat. Doch um hier verständlich zu sein, bedarf es einer Beleuchtung der Grundlagen, auf welchen Pasteur's Methode beruht, auch einer gedrängten Recapitulation des Pasteur'schen Verfahrens selbst, welche zur Orientirung wohl manchem unserer Leser nicht unwillkommen sein dürfte. Ich stütze mich hierin lediglich auf Originalberichte Pasteur's, zu deren Benutzung und Uebersetzung mich dieser speciell autorisirt hat.

Die Wuthkrankheit (Lyssa, Rabies), welche dem Hunde- und Katzengeschlecht (Hund, Wolf, Fuchs, Katze) eigen ist, kann bekanntlich durch Biß nicht nur auf den Menschen, sondern auch auf alle Hausthiere, sogar Geflügel, übertragen werden; als Träger dieser Ansteckung ist von jeher der Speichel angesehen worden, welcher das specifische Gift, „virus", der Wuth enthalten muß, da eine Ansteckung mittelst Biß nur durch Uebertragung eines körperlichen Ansteckungsstoffes zu erklären ist. Ein Mikroorganismus, Bacillus, Bacterie u. dgl., ist hier aber bisher nicht gefunden worden. Die eigenthümlichen Erscheinungen der Wuth, sowohl der spontanen der Hunde als der übertragenen des Menschen, hatten längst als Sitz der Krankheit auf das Centralnervensystem (Gehirn und Rückenmark) hingedeutet. Die bei Wuthkranken eintretenden Krämpfe der Athmungs- und Schlingmuskulatur, die maniakalische (tob-

Digitized by Google

süchtige) Erregung mit Hallucinationen des Gesichts und Gehörs, die das traurige Bild endlich abschließende allgemeine Lähmung (Paralyse), alle diese sogen. „centralen" Symptome mußten mit Nothwendigkeit in krankhaften Veränderungen der Substanz des Centralnervensystems ihre Ursache haben. In der That ergibt auch die im Uebrigen keine constanten oder charakteristischen Befunde aufweisende Section von an Wuth gestorbenen Menschen oder Thieren fast stets Blutüberfüllung (Hyperaemie) des Gehirns und Rückenmarks sowie der dieselben einhüllenden Häute, gelegentlich auch eine durch rosige Färbung sich verrathende Entzündung der von der Bißstelle centralwärts verlaufenden Nerven. Man faßte darum schon längst in Fachkreisen die Wuth auf als eine Toxoneurose, d. h. als eine Erkrankung der centralen Nervensubstanz, welche durch eine übertragbare toxische (giftige) Ursache hervorgerufen würde.

Von diesen Anschauungen ausgehend, suchte und fand Pasteur in der Centralnervensubstanz das Depot des Wuthgiftes und kam auf den Gedanken, diese Substanz zu Schutzimpfungen zu verwenden. Ursprünglich war es nur seine Absicht, vermöge dieser Impfungen mit einem durch entsprechende Behandlung abgeschwächten Wuthgift (Virus) Hunde gegen die Ansteckung durch den Biß von wuthkranken Hunden zu schützen, dieselben also gegen die Wuth überhaupt unempfänglich, „immun", zu machen.

Vermuthlich waren es seine Studien über die Wirkung abgeschwächter Krankheits-Impfstoffe gelegentlich der Milzbrandimpfungen, welche seine Aufmerksamkeit auf jenes Gebiet lenkten. Denn auch bei der Milzbrandimpfung handelte es sich darum, Wiederkäuer durch systematische Einimpfungen des durch geeignete Manipulationen (stufenweise Veränderungen der Nährsubstanz und der umgebenden Temperatur) in seiner specifischen Giftigkeit, „Virulenz", abgeschwächten Milzbrandgiftes gegen eine später etwa erfolgende Milzbrandinfection immun zu machen. Pasteur war nun nach einer Reihe von Experimenten zu der Ueberzeugung gelangt, daß die von ihm mit einem abgeschwächten Wuthgift vorgenommenen Präventivimpfungen Hunde gegen das Wuthgift immun gemacht hätten, sei es, daß dieses Gift durch den Biß eines tollen Hundes später übertragen, sei es, daß dasselbe künstlich nach Trepanation, d. h. nach operativer Eröffnung des knöchernen Schädeldaches, mittelst einer Injectionsspritze unter die harte Hirnhaut (Dura mater) gebracht wurde. Letztere künstliche Infectionsart, welche das Gift direct auf die ihm zur Entwickelung nothwendige Centralnervensubstanz bringt, hat sich bei diesen Experimenten als die sicherste und die Infection durch Biß an Gefährlichkeit weit übertreffende erwiesen, entsprechend der schon früher bekannten Thatsache, daß Bißwunden im Gesicht und am Kopfe die Wuth schneller und sicherer bringen als Wunden am Rumpfe, da im ersteren Falle die Eintrittsstelle des Giftes dem Gehirn näher liegt.

Ueber die Beweiskraft dieser grundlegenden Experimente zu Pasteur's Methode ist viel gestritten worden. Absolut sicher ist jedenfalls die Schutzkraft der Impfungen bei Hunden nicht, da Pasteur selbst verschiedene Mißerfolge zugibt. Außerdem gibt es noch eine natürliche Immunität, d. h. es werden durchaus nicht alle Hunde, welche ein wuthkranker Hund gebissen, nun auch krank; Fachmänner behaupten sogar eine natürliche Immunität von fast 50 Procent, es würde also von zwei gebissenen Hunden immer nur einer toll, der andere nicht. Andererseits haben seitdem Versuchsreihen, welche Professor von Frisch in Wien mit von Pasteur selbst geliefertem Impfstoff und genau nach dessen in Paris persönlich studirtem Verfahren, sowie dessen schriftlichen Instructionen ausgeführt hat, ergeben, daß die Präventivimpfungen die behauptete Immunität der geimpften Thiere (Hund und Kaninchen) gegen spätere Infection durchaus nicht mit Sicherheit ergeben. Die Einwürfe Pasteur's gegen die auf sorgfältige Arbeiten gegründeten und durchaus objectiv gehaltenen Veröffentlichungen v. Frisch's: „die Impfungen seien in zu langen Zwischenräumen ausgeführt und nicht oft genug wiederholt", haben wenig Einleuchtendes, da wie gesagt v. Frisch sich streng an die eigenen mündlichen und schriftlichen Unterweisungen Pasteur's gehalten hat. Obgleich also die grundlegenden Experimente und deren Beweiskraft noch lange nicht aus dem Stadium der Discussion herausgetreten waren, ermuthigten doch diese keineswegs allgemein für richtig anerkannten Resultate Pasteur, den Chemiker, seine Impfmethode zur Behandlung eines von einem tollen Hunde gebissenen jungen Mannes, jenes oft genannten Joseph Meister, anzuwenden. Es zeigte sich hier wiederum einmal jene den deutschen Forscher so fremd anmuthende sanguinische Kritiklosigkeit, mit welcher neuerdings französische namhafte Gelehrte auch auf anderen Gebieten wissenschaftliche Fragen und Versuchsresultate, welche keineswegs durch anderweitige Bestätigung bereits als wissenschaftliche Thatsache erwiesen sind und welche sich noch im Stadium der controllirenden Voruntersuchung befinden, leichten Herzens als festerwiesene wissenschaftliche faits accomplis betrachten, auf diesem schwankenden Grunde nicht nur die kühnsten Theorien aufführen, sondern aus solchen auch sofort die weitgehendsten praktisch-therapeutischen Nutzanwendungen ableiten! „Le plus grand dérèglement de l'esprit est de croire les choses parce qu'on veut qu'elles soient", dieses Citat aus Pasteur's eigenem Munde setzt boshafter Weise Lutaud seinem neuesten gegen Pasteur gerichteten, leider durch persönliche Angriffe verunstalteten Buche „Mr. Pasteur et la rage" (Paris, Jules Lévy 1887) als Motto voran. Ist es also wirklich jener Mangel an objectiver kühler Kritik, welchen man ja im modernen französischen Nationalcharakter überhaupt so peinlich empfindet, oder ist es mehr eine Art von Sensationsbedürftigkeit, — novarum rerum cupidi nennt ja schon Caesar die Gallier — welche Männer wie Charcot, Vulpian, Brouardel, Pasteur unwillkürlich mit fortreißt und die Warnung „adhuc sub judice lis est!" ungehört verklingen läßt?

Joseph Meister wurde also glücklich „geheilt", d. h. die Wuth kam bei ihm nicht zum Ausbruch. Von einer „Heilung" der Wuth dürfte man aber logischer Weise nur dann reden, wenn durch geeignete Mittel eine bereits ausgebrochene Wuth geheilt worden wäre. Außerdem lag für die Thatsache, daß Meister wirklich von einem wuthkranken Hunde gebissen war, kein weiterer Beweis vor, als daß dieser Hund unruhig gewesen war, gebissen hatte und daß sich bei der Section desselben ein Stückchen Holz im Magen gefunden hatte. Andere für Wuth charakteristische Veränderungen in der Hundeleiche wurden, wie stets, nicht gefunden, da wie schon erwähnt die Wuth keine constanten, charakteristischen Sectionsresultate ergibt. Da nun tolle Hunde oft unverdauliche Dinge wie Glas, Holz u. dergl. verschlucken, so hielt man durch jenes Stückchen Holz im Magen die Tollwuth für erwiesen und der von einem „erwiesenermaßen" tollen Hunde gebissene Joseph Meister war durch Pasteur's Präventivimpfungen „geheilt" und somit das Heilmittel der Tollwuth gefunden! Dieser in seiner wie wir sehen nicht einwandfreien Begründung — war denn der Hund nun wirklich toll gewesen, war dessen Tollsein sicher erwiesen, etwa durch erfolgreiche Impfung mit dem im Rückenmark enthaltenen Virus oder hatte sein Biß etwa andere Hunde toll gemacht? — wohl dem großen Publikum, nicht aber dem kritischen alle Möglichkeiten erwägenden Gelehrten imponirende Fall Meister wurde nun als „grand succès" in die politischen Blätter lancirt und verursachte die bekannten Wallfahrten nach Paris. Ernste wissenschaftliche Kreise berührte es von vorneherein unangenehm zu sehen, wie vorzugsweise politische Blätter, z. B. der „Figaro" in dieser Sache als Publikationsmittel benutzt wurden, wie ein ad hoc eingesetzter „service de publicité" unter Vorsitz des Herrn Vallery-Radot, Schwiegersohn des Herrn Pasteur, die Pariser und auswärtigen politischen Blätter mit wahren „Communiqués" aus dem Institut Pasteur versorgte, welche, wie Lutaud sagt, an die schönsten Zeiten des Empire erinnern. Die Anhänger Pasteur's und namentlich seine leicht erregbaren russischen und anderen slavischen Freunde haben hier entschieden zu viel gethan, und wenn Verneuil jüngst öffentlich die wissenschaftlichen Gegner Pasteur's „obscure Blasphemisten" nannte, so ist eine derartige schroffe Einseitigkeit auch dadurch nicht entschuldigt, wenn diese Gegner Pasteur mit — Mesmer auf gleiche Stufe stellen und demselben nach

Digitized by Google

kurzer unverdienter Vergötterung à la Mesmer auch dessen totales Fiasco prophezeien.

Worin besteht nun das Verfahren Pasteur's und wie verhält es sich mit seinen Kuren?

Das ursprüngliche Verfahren, welches Pasteur anwandte, bis die stets zunehmenden Mißerfolge ihn zu einer Modifikation desselben zwangen, ist folgendes:

Die Personen, welche sich der Pasteur'schen Behandlung unterzogen, wurden ohne Unterschied einer zehntägigen Kur unterworfen, indem ihnen täglich unter die Haut, meist des Bauches, eine Pravaz'sche Injectionsspritze, gefüllt mit einer Flüssigkeit, welche das Virus der Wuth in stufenweise zunehmender Giftigkeit enthielt, eingespritzt wurde. Diese Flüssigkeit besteht aus Rückenmarkstückchen von durch Trepanation wuthkrank gemachten Kaninchen, verrieben mit sterilisirter (durch Erhitzen auf 150 Grad bacterienfreigemachter) Kalbfleischbouillon. Das zur Infection der Kaninchen benutzte Virus ist das sogen. „virus fixe", ein Wuthgift, welches die Krankheit schon nach siebentägiger Incubation zum Ausbruch bringt. Wenn man nämlich durch Trepanation von Kaninchen zu Kaninchen weiter inficirt, so sinkt die ursprüngliche Incubationszeit (Zeit vom Ansteckungsact bis zum Ausbruch) der Wuth von 16—20 Tagen allmählich herab, um nach der 40.—50. Generation sich auf einer siebentägigen Incubation ziemlich constant zu halten. Pasteur fand nun, und dies ist von verschiedenen Seiten, unter anderen auch von v. Frisch bestätigt, daß durch Austrocknen bei einer Temperatur von 20—25 Grad und über wasserentziehenden Substanzen, z. B. Aetzkali, die Giftigkeit (Virulenz) solcher mit der gefährlichsten Form des Wuthgiftes angefüllten Rückenmarke mit jedem Tage der Austrocknung geringer wird, um nach 14—16tägiger Austrocknung ganz zu verschwinden. Er begann also seine zehntägigen Kuren damit, daß er am ersten Tage eine Einspritzung mit einer Flüssigkeit machte, welche aus wuthkrankem Kaninchenrückenmark nach 14tägiger Austrocknung mit Bouillon verrieben besteht, griff dann jeden Tag zu einem Rückenmark, welches einen Tag weniger den Austrocknungsproceß durchgemacht hatte, und machte so jeden Tag eine Injection mit einem immer weniger ausgetrockneten, also um so giftigeren Marke, sich darauf stützend, daß bei diesem stufenweisen Vorgehen von schwächster zu immer stärkerer Virulenz schädliche Wirkungen verhütet würden. Diese Schutzkraft der stufenweise steigenden Giftigkeit, indem also immer eine schwächere Injection gegen die giftige Wirkung der darauffolgenden stärkeren schützen soll, und das eigenthümliche umgekehrte Verhältniß zwischen Austrocknungsdauer und Giftigkeit erklärt sich nach Pasteur's Angaben dadurch, daß das wuthkranke Rückenmark außer dem Virus der Wuth — natürlich ein „microbe", einstweilen noch von Niemandem gesehen — noch ein anderes x enthält, eine hypothetische Substanz, welche Pasteur bald „matière vaccinale", bald „matière préservative" nennt. Diese Substanz habe die Eigenschaft, beim Austrocknen beständiger zu sein als das Wuthgift und sich länger zu halten, sodaß z. B. im 14tägigen Rückenmarke der „microbe", auf welchem allein die Giftigkeit beruhe, vernichtet sei, während die „Schutzmaterie" noch reichlich vorhanden sei, sich bei einer Impfung mit solchem Rückenmark in der Nervensubstanz des Geimpften verbreite und den am folgenden Tage mit einer schon giftigeren Einspritzung ankommenden Mikroben an der Einnistung an diesem seinem Wohnorte verhindere. Diese ganz willkürlichen Annahmen dürften in ihrer unbewiesenen Haltlosigkeit kaum großen Werth beanspruchen.

Rückenmarke von 1—3tägiger Austrocknungsdauer, oder wie wir der Kürze wegen fernerhin sagen wollen, 1—3tägige Rückenmarke wagte Pasteur zuerst nicht zu verwenden, da er sie für zu giftig hielt. Nachdem aber verschiedene nach dieser ursprünglichen Methode geimpfte Personen, namentlich Kinder, trotz dessen an Wuth erkrankt und gestorben waren, erklärte Pasteur diese Mißerfolge dadurch, daß man dreist bis zum eintägigen Rückenmark hätte hinuntergehen müssen. „Hätte man diesen Fehler nicht begangen, so wären jene Kinder gewiß nicht gestorben". Pasteur impft also jetzt in vierzehn Tagen vom vierzehntägigen bis zum eintägigen Rückenmark herunter, was er „eine Serie" nennt und wiederholt in schwereren Fällen diese Serie ein bis zwei Mal. Seine Statistik veröffentlichte inzwischen glänzende „Heilungsresultate", d. h. es wurden alle Diejenigen, welche angeblich von tollen Hunden gebissen und in Paris geimpft waren und bei welchen dann nach einiger Zeit die Wuth nicht zum Ausbruch gekommen war, als „geheilt" aufgeführt und mitgezählt. Man beachtete nicht, daß die Zeit der Beobachtung meist viel zu kurz war, um mit Sicherheit die Wuth als erloschen betrachten zu dürfen, und ließ sich durch die Thatsache nicht beirren, daß bei etlichen der als geheilt entlassenen Geimpften die Wuth nach einer abnorm langen Incubationszeit, nach 90, 100, ja einmal sogar 170 Tage nach dem Biß doch noch zum Ausbruch kam, gerade wie es auch bei nicht Geimpften unter unbekannten Umständen oft monatelang bis zum endlichen Wuthausbruch dauert. Dem großen Publikum jedoch imponirte eine Statistik, welche auf 3000 Patienten nur 31 Todesfälle aufwies und bei Pasteur's Methode eine Sterblichkeitsziffer der Wuth von 1,15 Procent gegen die früheren 88 Procent herausrechnete. Wir werden diese Statistik nachher noch etwas kritisch beleuchten, einstweilen nur soviel, daß jene 88 Procent die Zahl der Todesfälle bei wirklich ausgebrochener Wuth bedeuten, während die Pasteur'schen Dreitausend durchaus nicht so ohne Weiteres als Wuthkranke zu betrachten sind; bei so Manchem dürfte wohl die Wuth auch ohne Impfung niemals zum Ausbruch gekommen sein, wie wir später sehen werden. Diese Zahlen wären nur vergleichbar, wenn die Pasteur'schen Impfungen an bereits von der Wuth Ergriffenen vollzogen worden wären und dann jene blendenden Resultate ergeben hätten, was bekanntlich nicht der Fall ist. — So ging unter großem Zulauf die Sache einige Zeit weiter, Nachahmer und Zweiginstitute thaten sich, meist in Rußland, auf und producirten ähnliche Statistiken, bis die späten an angeblich Geheilten auftretenden Mißerfolge, sowie das gänzliche Versagen der Methode gegenüber schweren Fällen, namentlich bei mehrfachen tiefen Bißwunden im Gesicht durch Hunde und Wölfe, Pasteur neuerdings wiederum zu einer „Verbesserung" seines Verfahrens nöthigten. Er glaubt diese erreicht zu haben durch seine neue „intensive Methode". Diese besteht darin, daß er die oben erwähnte „Serie" vom vierzehntägigen bis zum eintägigen Rückenmark statt wie früher in 14 Tagen nun während 24 Stunden in Pausen von zwei zu zwei Stunden einspritzt und dieses Verfahren dann nach einigen Tagen ein- bis zweimal wiederholt. Ein gewaltiger Sprung ohne jede Vermittelung! Man kann wahrlich dem Ausspruch der Gegner in der Akademie nur beipflichten, wenn sie warnend betonten, zu einem derartig dreisten Einverleiben so enormer Massen giftiger Infectionskeime in so kurzer Zeit, noch dazu bei Personen, bei welchen es doch oft durchaus nicht absolut sicher steht, ob sie denn in der That wirklich von einem tollen Hunde gebissen wurden, zu einer derartigen Kühnheit gehöre wohl das Horazische „robur et aes triplex". Pasteur muß dieses Requisit besitzen, denn er impft mit seiner „nouvelle méthode intensive" ruhig fort.

Seitdem kamen aber einige böse „échecs" für die Pasteurianer.

Erstens die Affaire mit den neunzehn von einem tollen Wolfe gebissenen Russen. Von diesen Unglücklichen starben trotz der intensivsten „méthode intensive" noch drei in Paris während der Behandlung und andere Sterbefälle auf der Reise und kurz nach der Rückkehr bewiesen einen totalen Mißerfolg. Pasteur läßt sich jedoch hierdurch nicht beirren; sofort supponirt er eine eigene Wuthkrankheit des Wolfes, welche mit der Hundswuth nicht identisch sei und welche darum durch seine Präventivimpfungen nicht verhütet werden könne. Oder sollte es an der eigenen Art des Beißens beim Wolfe liegen, an den tiefer gehenden Wunden, welche die kräftigeren Kinnladen dieses Raubthieres verursachen?, meint Pasteur, ohne zu bedenken, daß es bei der Ansteckung mit einem specifischen Gifte auf die Tiefe der Wunden nicht ankommt, daß bekanntlich im Gegentheil oberflächliche Impfungen leichter haften als tiefe,

Digitized by Google

da sie nicht durch eine starke Blutung wieder herausgewaschen werden. „Oder käme bei der Wolfswuth jene „matière préservative“ nicht zur Geltung, sodaß der Mikrobe sich ungestört im Mark etabliren könne?“ Alles ganz vage Hypothesen, welche die erlittene Schlappe kaum verdecken dürften.

Einen zweiten, schwer zu überwindenden Schlag für die Pasteur'sche Methode brachte der Abschluß des Jahres und seine Medicinalstatistik. Dieselbe ergab, daß auch im verflossenen Jahre die Zahl der an Wuth Verstorbenen in Frankreich Dreißig betrug, genau die Durchschnittszahl der letzten 27 Jahre, und von diesen dreißig Verstorbenen waren 16 Nichtgeimpfte und 14 Geimpfte! Diese Zahlen sprechen laut genug und lassen sich durch keine Künsteleien der Pasteur'schen Intimen, Vulpian und Grancher, wegdeuteln, wie sie dies in einer der letzten Sitzungen der Académie vergebens versuchten.

Uebrigens ist diese Ziffer noch immer eine hohe zu nennen im Vergleich mit Deutschland, wo in den letzten 5 Jahren in Folge der strengen Hundecontrolle die Sterblichkeitsziffer der Wuth des Menschen von 10 auf 0 Todesfall jährlich sank! Doch ist auch die französische Ziffer eine verschwindend kleine gegenüber den Tausenden und aber Tausenden, welche jährlich durch Krankheiten wie Diphteritis, Tuberkulose, Wochenbettfieber, Brechdurchfall u. dergl. hingerafft werden und die Wuth spielt also wie wir sehen selbst in Frankreich unter den Todesursachen eine ganz untergeordnete Rolle.

Wie verhält es sich denn nun aber mit jener glänzenden Pasteur'schen Statistik, nach welcher auf 3000 von tollen Thieren Gebissenen nur 31 Todesfälle kämen? Ziehen wir hiervon zuerst die nicht controllirbaren Ausländer ab, so bleiben 1762 Franzosen übrig, angeblich sämmtlich von tollen Hunden gebissen. Dies sind nach Angabe französischer Fachmänner über tausend mehr als nach amtlicher Statistik sonst jährlich gebissen wurden! Woher kommt diese höchst auffallende enorme Ueberschreitung der jährlichen Durchschnittsziffer? Colin, ein hervorragender Vertreter der Veterinärwissenschaft, erklärt diese sonderbare Erscheinung dahin, daß von dieser Zahl ganz bedeutende Abzüge gemacht werden müßten. Es seien erstlich Alle abzuziehen, welche zu Pasteur liefen, weil die Wuth „en vogue“ war, und welche sich nur aus übertriebener Angst der Kur unterzogen; in der That gibt Pasteur selbst zu, daß manche „Gebissene“ nur glaubten von Hunden, welche Andere gebissen hatten, möglicherweise auch verletzt worden zu sein und gar keine Wunden zeigten. Es sind ferner abzuziehen alle Diejenigen, welche in der That gebissen wurden, aber nur von einem bissigen oder anderweitig kranken, nicht aber von einem tollen Hunde. Die Zeichen der Tollwuth seien nämlich keineswegs so sichere während des Lebens, daß man mit Gewißheit daraus die Krankheit in allen Fällen erkennen könne. Oft seien Hunde verdrießlich, reizbar, bissig aus anderen Ursachen; so könnten Krankheiten der Verdauungsorgane oder des Rückenmarks selbst einem kundigeren Beobachter das Bild der Wuth vortäuschen. Nur in der Minderzahl der Fälle würde überhaupt ein solcher Hund, der gebissen hat und dann als toll erschlagen wurde, secirt; die dazu qualificirten Veterinäre seien auf dem Lande viel zu selten. Und selbst die von Sachverständigen ausgeführte Section ergibt ja, wie wir oben sagten, keine charakteristischen Veränderungen in der Leiche und die Diagnose „Wuth“ ist somit meist nur eine Wahrscheinlichkeitsdiagnose; jene Holzstücke, Strohhalme u. dergl. im Magen, welche die Diagnose begründen helfen müssen, können auch durch andere zufällige Ursachen gelegentlich mit verschluckt worden sein. — So reducirt sich die Ziffer der wirklich von tollen Hunden Gebissenen schon ganz bedeutend.

Es sind ferner zur Rectificirung der Statistik abzuziehen alle Diejenigen, welche in der That von einem tollen Hunde gebissen wurden, aber eine natürliche Immunität gegen die Wuth besitzen. Diese natürliche Immunität gibt Colin, wie schon gesagt, bei Hunden auf 50 Procent an, d. h. es erkrankt von zwei gesunden Hunden, welche ein toller Hund beißt, stets nur der eine, der andere nicht. Diese Immunität muß beim Menschen, welcher als Nicht-Carnivore (Fleischfresser) für das Wuthgift weniger empfänglich ist, als der Hund, noch größer sein; es sind also mindestens die Hälfte der Gebissenen überhaupt immun, und es wäre die Wuth bei ihnen aus natürlichen Ursachen überhaupt nie zum Ausbruch gekommen, gleichgültig ob mit oder ohne Impfung. Alle diese Leute führt aber Pasteur als „Geheilte“ an! — Es sind endlich abzuziehen alle Diejenigen, bei welchen durch Aetzung nach dem Biß das Gift zerstört war. Pasteur nimmt nur in den wenigen Fällen eine vorausgehende Aetzung als wirksam an, wo dieselbe sofort oder in längstens einer Stunde nach erfolgtem Biß vorgenommen wurde; alle anderen Geätzten rechnet er als sicher Angesteckte mit auf. Doch steht es fest, daß bei der eigenthümlich zähen Beschaffenheit des ansteckenden Wuthspeichels derselbe lange an der Wunde haftet und noch nach mehreren Stunden durch geeignete Aetzmittel, z. B. das Glüheisen oder reine Carbolsäure, völlig unschädlich gemacht werden kann. Es sind schließlich noch abzuziehen alle Diejenigen, welche von einem tollen Hunde gebissen wurden, aber das Glück hatten, nichts von dem ansteckenden Speichel in die Wunde zu empfangen, sei es, daß die betreffenden Zähne trocken waren, sei es, daß der Speichel sich beim Durchbeißen der Kleidung abstreifte.

Ziehen wir alle diese Kategorien ab, so schmilzt die Zahl der für die Beurtheilung des Werthes der Methode wirklich in Betracht kommenden, echten Infectionen ganz bedeutend zusammen und entspricht so schon eher der Durchschnittsziffer mit den jährlichen 30 Todesfällen.

So lange Pasteur bei seiner älteren vierzehntägigen Behandlungsweise blieb, konnte man seiner Methode nur den Vorwurf der Unwirksamkeit machen; seine neue „intensive“ Methode ist jedoch unzweifelhaft gefährlich. Nehmen wir einmal an, es würde diesen Impfungen mit einem höchst intensiven Wuthgift ein Individuum unterzogen, welches unter jene oben erwähnte Kategorie der von einem nur fälschlich für toll gehaltenen Hunde Gebissenen gehört. Muß nicht bei einem solchen Unglücklichen die Wuth zum Ausbruch kommen in Folge der Impfungen, während er sonst frei geblieben wäre? Daß derartige Fälle nicht nur als Möglichkeiten angenommen werden, sondern leider in Wirklichkeit schon wiederholt vorgekommen sind, wurde neuerdings von verschiedenen Seiten, darunter von dem Pariser Kliniker Professor Peter in einer Akademie-Sitzung dargethan. Es wurde sogar behauptet, daß sich diese Fälle von Wuth deutlich als eingeimpfte „Wuth des Laboratoriums“ von der „Straßenwuth“ dadurch unterscheiden ließen, daß hier wie bei den Versuchskaninchen die paralytische Form der Wuth zum Ausbruch käme, während bei der „Straßenwuth“ nicht die Lähmungserscheinungen, sondern die tobsüchtige Erregung nebst Nervenkrämpfen die Scene beherrschen. Es stimmen damit die Resultate überein, welche v. Frisch experimentell erhielt, indem er Kaninchen und Hunde, bei welchen die intensive Behandlung ohne vorherige Infection durchgeführt wurde, fast ausnahmslos an Wuth zu Grunde gehen sah, in diesem Falle also absolut sicher nur in Folge der Schutzimpfungen. Andererseits verfielen aber auch seine Versuchsthiere, welche nach erfolgter Infection der intensiven Behandlung unterworfen wurden, trotz dieser Methode in der überwiegenden Mehrzahl der Wuth, und wir können v. Frisch nur beipflichten, wenn er angesichts dieser Resultate seinen an die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften gerichteten Bericht mit folgendem Resumé schließt: „Aus diesen Versuchsergebnissen läßt sich der Schluß ziehen, daß Pasteur's Methode, Thiere gegen die Infection mit Wuthgift immun zu machen, noch vielfacher experimentaler Bearbeitung bedarf, ehe sie auf Verläßlichkeit und Sicherheit Anspruch erheben darf, daß aber für die Einleitung einer Präventivbehandlung am Menschen nach erfolgtem Biß keine genügende Grundlage vorhanden war, vielmehr die Annahme nahe liegt, daß durch die Präventivimpfung selbst, mindestens durch die von Pasteur seit Kurzem auch für den Menschen eingeführte wesentlich verstärkte Methode, eine Uebertragung der Krankheit stattfinden kann!“ Zur Abwehr dieses vernichtenden Schlages hat Pasteur in diesen Tagen sich wiederum gegen v. Frisch und den ihm secundirenden berühmten Wiener Chirurgen Billroth gewendet

Digitized by Google

und zwar, nachdem ein anderer Gegner, der Kliniker Semmola in Neapel, sich das Polemisiren in politischen Blättern energisch verbeten hatte, in der würdigeren Form eines Schreibens an die K. K. Gesellschaft der Aerzte zu Wien. Da in diesem Schreiben eigentlich nur die schon oben erwähnten Einwürfe: „v. Frisch habe zu langsam, in zu langen Intervallen geimpft", welche bereits aus dem im 1. Heft der „Annales de l'Institut Pasteur" publicirten Briefe Pasteur's an seinen Freund Duclaux bekannt sind, recapitulirt werden, so konnte es dem Angegriffenen nicht schwer fallen, dieselben zu widerlegen und auch den Einwand Pasteur's, daß man in Wien nicht ausschließlich an Hunden, wie zu Paris, sondern auch an Kaninchen experimentirt habe, mit der treffenden Bemerkung zurückzuweisen, „daß eine Schlußfolgerung vom Kaninchen auf den Hund jedenfalls ebenso berechtigt sei, als die vom Hunde auf den Menschen, wie doch Pasteur es thue". Frisch schloß seine Vertheidigungsrede in der Sitzung der Gesellschaft vom 13. Juni unter allseitigem Beifall mit der ernsten Mahnung: „Pasteur hat nicht bestritten, daß durch die verstärkte Impfmethode die Wuth hervorgerufen werden könne. Aber wenn auch nur ein einziges Mal durch Präventivimpfung die Wuth bei einem Thiere hervorgerufen worden wäre, so genügt dies wohl, um die Anwendung dieser gefährlichen Impfmethode beim Menschen ein- für allemal aufzugeben."

Unwirksam oder gefährlich! Wiederum sieht sich Pasteur, der kühne Segler auf unbekannten Meeren, zwischen Scylla und Charybdis! Wird es ihm dieses Mal gelingen den rettenden Ausweg zu finden?

Literatur und Kunst.

Die Entstehung der modernen Operette.

Von Paul Marsop.

Auch die Parasiten wollen leben. Oder, um in der Katheder sprache zu reden: sie sind vorhanden, also haben sie ein Recht zu leben. Freilich können sie sich nur in einem Organismus ansiedeln und gedeihen, dessen Glieder, statt daß sie

„wechselseitig unterstützt dem Willen
und allgemeinem Wohl und Nutzen dienten",

sich gegenseitig befehden.

Gleichviel. Die Operette ist vorhanden. Sie wuchs keineswegs aus der Saat heraus, welche der größte Lebemann auf dem Throne nebst seinen bezahlten und freiwilligen Agenten erst ausstreute. Eine direkte Schuld daran, daß die Kunst unter seiner Herrschaft in Frankreich und dem sich in Kunstsitten und Kunstunsitten Frankreich immer gefügig zeigenden Auslande verfiel, darf dem dritten Napoleon schon gar nicht zugeschrieben werden. Sein System hat ebensowenig die Ausbreitung der Operette begünstigt, als diese ihrerseits ihm in die Hände gearbeitet hat. Höchstens kann man sagen, daß jener den Boden noch einmal übergoß, auf dem sich ein solches Schmarotzergewächs dann in voller Ueppigkeit auszubreiten vermochte. Dieser Boden ist: die französische Gesellschaft. Als Offenbach auf den Schauplatz trat, erwies sie sich für die Operette im Wesentlichen bereits reif.

Die gebildeten Klassen waren blasirt: von Hause aus mehr daraufhin angelegt, sich zu verfeinern, als sich zu verinnerlichen, waren sie den conventionellen Idealismus, des Rousseau'schen Naturevangeliums, der Victor Hugo'schen Neuromantik der Reihe nach überdrüssig geworden; durch die großen künstlerischen und philosophischen Strömungen in Deutschland wurden sie nicht allzu merklich beeinflußt, theils weil es ihnen, als Romanen, die Natur versagte, sich in dieselben völlig hineinzuleben, theils weil es ihnen nicht gegeben war, das Mißtrauen zu überwinden, welches ihnen alles einflößt, was nicht in ihrem Vaterlande entsteht. In den Explosionen der Geister, der Zeit der Encyclopädisten, schien sich die geistige Productionskraft, in der Explosion der Instincte, große Revolution genannt, die physische Stärke des Volkes für lange Jahrzehnte hinaus erschöpft zu haben. Künstler, die noch im vorigen Jahrhundert wurzelten, strebten vorwärts und erreichten allenfalls ein nicht weitgestecktes, aber lohnendes Ziel; modernere, welche bereits vom Hauche der Negation umwittert waren, suchten neue Bildungen, unbetretene Pfade einzuschlagen und gingen in die Irre. In Straßentumulten, Geistreicheleien, musikalischen, malerischen, dichterischen Witzen sprühten noch Funken des alten Feuers auf; aber die große Gluth war ausgebrannt. An dem Organismus, der die unzweideutigen Merkmale des Verfalles an sich trug, begann der große Seelen-Physiolog Balzac, welcher für alle späteren „naturalistischen" Schulen unermeßlichen Stoff zum Ausplündern aufhäufte, herumzuhantiren. Jedes verschönernden Beiwerkes entkleidet, wurden die Typen der neuen Gesellschaft vor Aller Augen hingestellt: den entnervten Aristokraten, den conservativen Regierungs- und den liberalen Capitalstreber, die femme incomprise, für „tout Paris" mehr als der Inbegriff aller Weltwunder, den hohläugig-unzufriedenen Rothen der äußeren Faubourgs, der bereits an seine lichtscheue Minirarbeit gegangen ist, und, mit kräftigen Strichen den, der sich anstatt des „freien Bürgers", welchen man erwartet hatte, zum Herren des Säculums aufschwang, den „Bourgeois". Ein eigenartiger Gesell, dieser Bourgeois, wie er mit der Geldschaufel alle Stände durcheinanderrührt und mit gallischer Zähigkeit Erwerb auf Erwerb schichtet! Er führt die Epoche des Materialismus heran: Tages Gewinn, Abends Genuß — heißt die neue Losung. Im Jagen und Hasten des unstät gewordenen, die rasche Aus- und Abnutzung des kraftbedingenden Lebens geht ihm die Freude am Harmlosen, Einfachen, Anmuthigen verloren; es bedarf nunmehr stärkerer Reizungen als der seither gewohnten, um seinem Vergnügungsbedürfniß genug zu thun. Gewiß: er wollte noch lachen; wie hätte sich auch der Franzose seines eigensten Lebenselementes entäußern können? Kein Zweifel: er wünschte noch, daß auf dem Theater getanzt wurde — wie mochte auch der Zuschauer, welchen sein nationales Temperament dazu antrieb, zu gehen, wenn er sich soeben niedergelassen hatte, und zu springen, wenn er zu gehen begonnen hatte, etwas Anderes auf der Scene sehen, als sich selbst? Und ebensowenig wie die Bewegung, wollte er die Musik missen; gab diese doch die Rythmen für die Bewegung an, konnte sie doch lustig sein, ohne störend zu wirken, da man sich es gar nicht anders denken konnte, als daß, was gesungen wurde, auch verstanden werden mußte. Aber man verlangte vom Dialog keine Natürlichkeit, vom Tanz keine Grazie, von der Musik keine Liebenswürdigkeit mehr: nur etwas von allem Erdenkbaren sollte geboten werden, in möglichst raschem Wechsel, möglichst stark aufgetragen, damit man alles mühelos genießen konnte, und möglichst stark gewürzt, damit der „Genuß" recht ausgiebig war.

Bei einem solch' toll-bunten Gemenge durfte nun Jedermann seine Rechnung finden: die Blasirten, welche der Ekel an den Ueberfeinerungen ihres Lebens und ihrer Sittenschauspiele beschlich und die in der unverhüllten Frivolität noch einen Grad von Natürlichkeit entdeckten — die Bourgeois, welche, im Kampfe um die große Rente rauhhäutig geworden, für Nadelstiche nicht mehr empfänglich waren und mit Pfriemen bedient werden mußten — endlich der Ouvrier, der, da er in dem gewollt-beschränkten Wissenskreise der Franzosen besser zu Hause ist, als der deutsche Arbeiter in den unendlichen Gelehrsamkeits-Jagdgründen seines Landes, und da er die Sonderart des „Ridicule" mit und ohne Tricot als Gallier ebenso rasch auffaßt wie irgend einer der „Unsterblichen", recht wohl die neue Kunst von der Galerie des Bouffes-Theaters herab zu bejubeln vermochte.

In den ersten Werken der Gattung, in welcher das Genie der französischen Tonsetzer seine größten Triumphe feierte, in den ersten Schöpfungen der „opéra comique", sind die Keime der Operette embryonisch schon vorhanden. Sobald die opéra

Digitized by Google

comique einsetzt, beginnt die historisch-musikalische Entwickelungsgeschichte der Operette.

Es ist gar nicht so thöricht, den Deutschen das Gemüth und den Franzosen den „esprit“ zuzuschreiben; schon deshalb, weil wir ebenso wenig im Stande sind, das letztere Wort in unsere als der Franzose es vermag, das erstere in seine Sprache zu übertragen, sich den „entsprechenden“ Begriff davon zu machen. Daneben dürfen ja immerhin die Franzosenfreunde unter uns unseren Nachbarn sehr viel „coeur“, und die Pariserinnen, welche uns mit wohlwollender Neutralität gegenüberstehen, uns sehr viel „Geist“ zuerkennen. Das jedoch wird nicht abzuleugnen sein, daß in der französischen Kunst, die, wie allerwärts, in den innigsten Wechselbeziehungen zum Leben des Volkes steht, nicht das „coeur“ den Ausschlag gibt, sondern der „esprit“.

Das trifft nicht zum wenigsten für die „opera comique“ zu, für diejenige Gattung dramatischer Musik, in welcher französische Künstler mit wahrhaft originellen Leistungen hervortraten. Der Deutsche hat kein Lustspiel, der Franzose keine Tragödie. Der Deutsche hat keine komische Oper, der Franzose hat nur die opéra comique. Das Bemühen derselben, eine nationale, nicht nur dem Namen, sondern auch dem Werthe nach, große Oper bei sich aufwachsen zu lassen, ist, vom kunsthistorischen Standpunkte aus betrachtet, ebenso vergeblich gewesen, wie sein Bestreben, eine ernste, große Tragödie zu schaffen.

Begabte Ausländer, wie der Deutsche Gluck, wie die Italiener Lully und in späterer Zeit Cherubini und Spontini lebten sich in Paris ein und suchten dort, und zwar im besten Glauben, für die Hebung des musikalischen Dramas zu wirken. Gluck vermeinte sogar unmittelbar an die Antike anzuknüpfen und merkte, in seine Arbeit versunken, gar nicht, wie sehr er im Verlaufe derselben Franzose wurde. Es blieb bei einer Reihe halbgelungener oder mißlungener Experimente. Das gallische coeur gab, wo es galt, das Zürnen und Versöhntsein des „großen, gigantischen Schicksals“ darzustellen, nicht genügend aus.

Dagegen zeigte sich der esprit, als sich seine Herrschaft auf der französischen Gesangsbühne ausbreitete, ganz so vollkräftig, so unvergleichlich wirksam wie in dem weiten, in Vergangenheit wie Gegenwart von lebensprudelnden Erscheinungen gleich reich erfüllten Gebilde der Comédie. Er schuf eine neue Kunstgattung, und in dieser eine beträchtliche Anzahl von Werken, welchen das nachzurühmen ist, was bei den besten Compositionen der musikalischen Racine's zu vermissen bleibt: Stilreinheit. Ein solcher Gewinn war für die Franzosen um so höher anzuschlagen, als ihnen die Anregungen, welche die Entstehung der neuen Gattung zur Folge hatten, von Außen her zukamen. Wie auch anders! Will man den drastischesten Beweis für den Satz erhalten, daß die Kunst durch den Nachahmungstrieb geweckt wird, so muß man die Kunstchronik Frankreichs durchgehen. Wie ursprünglich erscheint dagegen die Begabung der Italiener, der fraglos productivsten Romanen! Italiener waren es denn auch, welche im Jahre 1645 ihre ernste Opernmusik, Italiener, welche ein Jahrhundert später ihre soeben erst entstandene, aber alsbald in frischer Jugendkraft überschäumende „opera buffa“ in Paris vorzuführen Gelegenheit erhielten. Alsbald empörte sich die nationale Eitelkeit der Einheimischen gegen den Erfolg, welchen Ausländer auf französischem Boden davontrugen; auch bei dieser Gelegenheit — es gibt nichts Neues unter der Sonne und unter den Soffiten — suchten die Chauvins die Mängel ihrer Logik durch patriotische Phrasen zu verdecken. Aber die nationale Findigkeit nahm bald wahr, daß der Gedanke, auf der Gesangsbühne nicht nur den Kothurn, sondern auch den Soccus einzubürgern, auch auf eine völlig dem französischen Charakter entsprechende Art zu verwirklichen wäre. Der mächtige Hebel, welcher nun zu diesem Zweck in Bewegung gesetzt werden konnte, war: der gallische esprit. Von ihm, wie von einer starken Ader warmen Blutes durchzogen und mit dem verschwisterten, zur selben Zeit kräftig aufstrebenden Vaudeville Grüße und Erfahrungen tauschend, gewann die opéra comique Farbe und Gesundheit — gerade so, wie der Humor der unverwüstlichen Typen der älteren italienischen Volkskomödie die opera buffa auf eigene Füße stellte.

In der langen Reihe der Meisterwerke von Pergolesi's „Serva padrona“ bis Donizetti's „Don Pasquale“ treiben Arlechino und die Colombine ihr buntes Wesen; die opéra comique von Philidor bis Auber bietet eine Musterkarte aller Spielarten französischen Humors. Hinter dem halbgeöffneten Fächer hervor hört man das verschämte Kichern der Rococo-Schäferin; von einer Wolke von Spitzen und Bändern umhüllt oder den Degen des kecken Avantageurs an der Seite, tritt der französische Cavalier vor die Rampe und lächelt in seiner stets liebenswürdigen, zumeist aber auch etwas ironischen Manier: mit wohlgepuderter Perrücke zeigt sich, an Rabelais und Boileau herausgebildet, ein Schelm im schwarzen Gewande und schnellt manchen schärfer zugespitzten Witzpfeil ab. Oder gar Scapin giebt irgendwelche seiner tollen „fourberies“ zum Besten und treibt ein ganzes Heer neckfroher Kobolde über die Scene.

Die opera buffa hat gelebt. Auch mit der opéra comique ist es vorbei. Die erstere ging früher zu Grunde. Die Fioriturен des bel canto, welche bereits unter dem Einflusse der neapolitanischen Schule die strengen, steifen Linien des alten „dramma per musica“ mit Schnörkeln umzogen, später durch die Fülle der Zierrathen nahezu unkenntlich gemacht, überwucherten nun als Schlinggewächs den ursprünglich so kernhaften Stamm der italienischen komischen Oper, bis sie ihm seine beste Lebenskraft entzogen hatten. Bei Rossini vermögen Munterkeit und launiger Uebermuth sich noch ihr Recht zu wahren; bei Donizetti sind ihnen die Flügel hier und da schon stark beschnitten. Was dann noch übrig blieb, schlug Verdi mit wuchtigen dramatischen Keulenschlägen todt. In dem Maße, in welchem die politische Einigung Italiens sich mehr und mehr vorbereitete, verlernte man das Lachen und ging auf Pathos aus. Zu bösem Ende wurde Brighella auf Stelzen gesetzt, bekam einen blutigen Dolch in die Hand und mußte die ungereimtesten, bombastisch-musikalischen Declamationen vom Podium herab ertönen lassen. Ein Windstoß kam über die Alpen und blies die ausgestopfte Puppe um.

Anders, geradezu gegensätzlich gestaltete sich das Geschick der opéra comique. Wurde es der opera buffa verhängnißvoll, daß man dem Frohmuth und der sinnvollen Narrheit allmählich den Spielraum verlegte, so war es das Verderben der französischen komischen Oper, daß der esprit die Musik verdrängte. Ursprünglich nur die anregende, belebende Kraft wurde er allmählich zur treibenden, dann zur beherrschenden und ausschlaggebenden; als solche artete er aus, überschlug sich, bis er sich am Ende selbst parodirte. Ursprünglich war das Ferment eben gerade stark genug, um den jedesmaligen, nothwendigen Gährungsproceß zu bewirken; schließlich nahm man zur Bereitung des Productes fast nur noch Hefe und fast gar keinen Teig mehr. Die entartete opéra comique wurde zur Operette. Wie kam es dazu?

Von ihrem Anbeginn hatte es die opéra comique in erster Linie auf spannende Handlung abgesehen. War sie auch nicht, wie das Reformdrama Gluck's, in bewußter Auflehnung gegen die opera seria erwachsen, so bedeutete ihr Entstehen gleichfalls eine Reaction gegen das rücksichtslose Vordrängen des gesanglich-virtuosen Elementes im musikalischen Drama und zugleich eine Reaction gegen den akademischen, in der classischen Periode der „tragédie“ großgezogenen Geist. Galt es nun im Bereiche der Spieloper von vornherein als selbstverständlich, daß der Componist dem Dichter die Führung überließ, so schien andererseits zwischen beiden Factoren eine stillschweigende Verabredung getroffen zu sein, welche dahin ging, daß, wo auch die möglichst correct geführte Handlung ein lyrisches Ausspinnen von Empfindungen nur immer gestattete, dem Musiker der Raum für ein solches ungeschmälert bewilligt werden sollte. So lange diese ungeschriebenen Hausgesetze aufrecht erhalten wurden, standen sich beide Theile vortrefflich. Ein Kunstwerk folgte dem anderen. Im Verlaufe der Zeit aber ergab sich das Seltsame, daß der Musiker den für seine Thätigkeit freigelassenen Platz mehr und mehr

Digitized by Google

mit dem zu füllen begann, was ihm sein esprit, anstatt, wie zu erwarten war, was ihm sein coeur eingab. Das veranlaßte natürlich den Dichter, mit dem, was er seinerseits nur irgend aufbringen konnte, nicht zurückzuhalten. In dem Wettkampfe um den Preis esprit, welcher unter ungleichen Bedingungen unternommen wurde, mußte die Musik den Kürzeren ziehen. Der Dichter, welcher ein Weiteres zu geben angestachelt wurde, als zuvor, strebte dieses „Weitere" nicht auf dem Wege einer noch strafferen, zielbewußteren Concentration des Stoffes, sondern auf dem an, der ihm von dem Gebiete her, innerhalb dessen er uneingeengt von irgendwelchen Rücksichten schaffen konnte, am vertrautesten war: dem der feineren, die Kleinwirkung psychologischer Details mehr in Rechnung ziehenden Ausführung der Charaktere, der spitzfindig angelegten, immer künstlicher verschlungenen Intrigue. Ohne es zu merken, arbeitete ihm der Componist in die Hände.

(Schluß folgt.)

Scheffel als Feuilletonist.

Von Theophil Zolling.

Der Lieblingsdichter unserer studirenden Jugend hat, wie wir erst jetzt erfahren, zuweilen auch im Dienste der vergänglichen Tagesliteratur Unvergängliches zu schaffen versucht. Scheffel als Feuilletonist ist eine ganz neue Erscheinung, und in den für den Tag geschriebenen und vom Tage verwehten Blättern erscheint sein Talent nicht minder eigenartig und liebenswürdig, als in den langsam ausgereiften Schöpfungen seines Poetengemüths.

Denn ein Herzensbedürfniß war es, was auch dem Feuilletonisten die Feder in die Hand drückte; sei es, daß er ein schönes Erlebniß verewigen oder die Ergebnisse seines künstlerischen oder wissenschaftlichen „Sinnirens" festhalten wollte. Nicht immer dachte er dabei an das große Publikum. Das Beste ist ursprünglich für die Heidelberger Freunde oder die geliebte Mutter geschrieben worden und erst später und oft ganz ohne sein Zuthun in die Zeitung gewandert. Dieser intime Reiz des Subjectiven und Rückhaltlosen macht uns Scheffel's Feuilletons besonders werthvoll. Sein Verleger Bonz in Stuttgart hat dieselben nunmehr in einem schmucken Bande vereinigt, und diesem mit Recht den Titel: „Reise-Bilder" vorangedruckt. Denn der Feuilletonist Scheffel ist vornehmlich Tourist, Peripatetiker, und so hat er auch die in diesen Blättern festgelegten Eindrücke und Gedanken im eigentlichen Sinn erwandert. Die altgermanische Reiselust erwies sich überhaupt diesem Poeten fruchtbar. Ihr dankt er fast alle seine dichterischen Helden und Motive. Ist schon der Trompeter von Säkkingen, der vom heimischen Schwarzwalde bis zur ewigen Roma zieht, ein echter Wanderheld, wie viel mehr die fahrenden Schüler und Goliarden aus der „Frau Aventiure"; die besten Lieder im „Gaudeamus" (z. B. Der erratische Block, Der Komet und fast alle Gedichte „Aus dem Weiteren") lobpreisen die selige Wanderschaft, und der liebeskranke Ekkehard findet als Schweizer Tourist in den Alpen die Ruhe seiner Seele und seinen Dichterberuf. Und ein gut Stück vom fahrenden Schüler war unser Sänger zeitlebens. Ein rüstiger Fußgänger, mied er möglichst die Trace der Eisenbahn und erspähte auf wenig begangenen Wegen durch scharfe Brillengläser die Schönheiten der Natur und die Spuren der Schöpfungs- und Menschengeschichte. Er versteht aber nicht nur zu wandern, sondern auch die Erinnerung daran für Andere farbenfrisch festzuhalten.

Scheffel war auch als Feuilletonist nicht eben fleißig und productiv. Der Band „Reisebilder" enthält nur acht Artikel, deren Entstehungszeit zum Theil weit auseinander liegt. Scheffel's Werden und Wachsen als Dichter und Charakter spiegelt sich in ihnen. Der burschikose Humor wird nach und nach stiller, gesetzter und leuchtet zuletzt nur selten noch aus den Wolken gelahrter Interessen und hypochondrischer Launen. Zumal die ersten Aufsätze zeigen so recht Scheffels nahe Verwandtschaft mit Heine. Der Verfasser hat die berühmten „Reisebilder" mit Behagen und Nutzen gelesen. Sie klingen nach in der übermüthigen Keckheit der Stimmung und der feinen Ironie, womit der Verfasser Land und Leute und vor Allem sich selbst betrachtet. Aber was Heine fehlt, das ist ein allerliebstes kleines gelehrtes Zöpfchen, das Scheffel reizend sitzt, ja über das er gelegentlich auch selber spottet. Wohl kann er sich z. B. nicht enthalten, über die romanschen und ladinischen Orts- und Leutenamen, diese unvernichtbaren Urkunden der Geschichte, nachzudenken und gelegentlich auch recht kühn zu etymologisiren. So ist seine Freude groß, wenn er den Bündner Berg Agaglocks nach Mone's keltischem Wörterbuche als „gewaltigen Fels" deutet, aber er macht sich doch auch wieder ein klein wenig lustig über die Keltomanen, die überall Sprachdenkmäler der schattenhaften Urbevölkerung wahrzunehmen glauben. Und während der allzeit „geschichtlich Gesattelte" selbst gern alte Urkunden, Untersuchungsakten, Chroniken und Pfarrbücher sprechen läßt, so schüttelt sein Humor doch darob zuweilen die Schellen, wenn er etwa bei der feierlichen Aufschließung des Archivs von Madruzz seine antiquarischen Liebhabereien ironisirt und mit Schaudern bedenkt, „wie bereits mehr gedruckte alte Urkunden in der deutschen Welt sind als Augen, um sie zu lesen". Oder wenn der Schalk über den Poeten lächelt. Am Quell zu Vaucluse widmet er dem genius loci ein schönes Sonett, das er als Weihgeschenk in die heilige Fluth wirft. „Da ich aber bei dieser Gelegenheit, den Widerhall der Felswände zu prüfen, mit starker Stimme: „Petrark! Petrark!" rief, klang leise gehaucht ein „...Arg! Arg!" zurück, so daß ich von jeder weiteren Behelligung des Echo sofort abstand."

Was Scheffel überdies von Heine unterscheidet, das ist der stärkere malerische Zug in seinen Schilderungen. Scheffel, der stets sein Skizzenbuch auf seinen Wanderungen bei sich führte, blickt als halber Landschaftsmaler, der er ja einmal zu werden gedachte, um sich, und was er beschreibt hat Farbe und Relief. Prachtvoll sind gleich im ersten Aufsatze der Roseggiogletscher oder später die südlichen Veduten geschildert — Alles frische Landschaftsbilder von saftiger Fülle und Unmittelbarkeit. Auch der Maler in ihm führt die Feder in jenen köstlichen Genrebildern, in denen er die Menschen abconterfeit. Ihn interessirt da zuerst das Costüm, wie in der Beschreibung der Hauensteiner Volkstracht oder bei der lebendigen Schilderung des Kutschers aus dem Engadin.

Eine schützende wollene Zipfelkappe umschloß sein Haupt, darüber saß der eigenthümliche, spitz gegipfelte Filzhut; kurze Lederhosen bis an's Knie, grobe, blaue Strümpfe, Schuhe mit Holzsohlen bildeten Elemente seiner Kleidung, die sich etwa noch auf germanischen Ursprung zurückführen ließen. Entschieden archaistisch geformt war aber Joseph Antony's Frack: spitz ausgeschnitten und mit langen, ausgebuchteten Flügeln versehen, die eine Wendung nach vorn nahmen. Es ward uns vollständig klar, daß in diesem Frack noch ein Stück Urgeschichte verborgen lag: es war dies sicherlich jenes „eigenthümlich verlängerte Kamisol der keltischen Handkärrner," die Carikella, die schon dem römischen Imperator dereinst, ob seiner Vorliebe dafür, den Spottnamen Caracalla eintrug. Das Institut der Peitsche war bis hierher nicht vorgedrungen; Joseph Antony war mit einem Regenschirm bewaffnet, den er auf Hieb und Stich gleich gewandt gegen sein Rößlein gebrauchte. So war Joseph Antony der ehrwürdige Typus des keltischen Hausknechts und Fuhrmanns; sicher und entschieden betrat er den Vordersitz des Wagens. „Alto! alto! hé bougre!" rief er seinem Klepper lieblich schimpfend zu, und im beruhigenden Gefühl, daß auch König Rhätus mit seinen Etruskern weiland nicht stolzer über den Maloja in's Engadin eingefahren, begannen wir die Fahrt. Kein Zwischenfall konnte den Alten außer Fassung bringen, höchstens machte er in den Lauten des Oberländer Romansch, der „Schalauer" Sprache, wie sie in anderen romanischen Thälern spottweis genannt wird, seinen Gefühlen Luft. „Schliatt' aura, schliatt' aura" (schecht Wetter), sprach er kopfschüttelnd, wenn Regengüsse der Dachtraufe des Hutes entströmten, und wenn der Gaul still zu stehen drohte, brummte er etwas von einem „liderlich cavaigl" — „liderlich Kerli", woraus wir mit Befriedigung entnahmen, daß die Fülle der Schimpfwörter im Romansch auch der deutschen Sprache wesentliche Bereicherungen verdankt.

Digitized by Google

Das ist Alles echt feuilletonistisch gemacht, und die für Scheffel überhaupt bezeichnende Mischung von leichtem Witz und schwerem Wissen wirkt auch hier immer drastisch. Meisterstücke dieser Portraitirkunst sind z. B. in dem Aufsatz über die Hauensteiner Bauern (1851) — welcher als des Säkkinger Rechtspractikanten erste Prosaarbeit eigentlich auch diese Sammlung einleiten sollte — die Schilderungen des feurigen Alexander, des Streitpeterle, des Salpeterers, der als Bergalinger Friedli in den „Trompeter" übergegangen ist. Und wie versteht Scheffel die störrigen alemannischen Bauern, die stets nur „nach rückwärts revolutioniren", und ihre Raufsucht und ihren frommen Aberglauben, ohne den sie verwildern würden! Ueber der Charakteristik vergißt aber der Feuilletonist seine Stilkünste nicht. Von einem prozeßsüchtigen „Hotzen" sagt er hübsch: „es wird bald keiner mehr so viel zu verlieren haben, als er durch's Prozeßgewinnen verloren hat." Der brückenbauende Saint Benezet erinnert ihn an den sehr unheiligen Spielpächter Benazet in Baden-Baden, und lächelnd gedenkt er einmal der „gesegneten Gegend zwischen Wittenberg und Treuenbrietzen, wo hin und wieder eine Windmühle und dann hin und wieder gar nichts in harmonischem Zusammenwirken am Horizont aufsteigt."

Die Perle unter Scheffel's Feuilletons sind die drei Stimmungsbilder „Aus den Tridentinischen Alpen" (1855), welche fortgesetzt werden sollten, jedoch Fragment bleiben mußten, weil eine lebensgefährliche Gehirnentzündung, die jenen schönen Wandertagen ein Ende bereitete, die Ausführung verhinderte, und die Stimmung für immer zerstörte. Es waren vier glückliche Wochen, die Scheffel in Südtyrol in idyllischem Frieden in der Gesellschaft des jugendlichen Historienmalers Anselm Feuerbach verlebte. Die beiden Freunde kamen als hohläugige Gespenster aus dem choleradurchseuchten Venedig und blieben gleich am Südhange des Brenner an einem Gebirgssee hängen. Im Novellenstil erzählt nun unser Feuilletonist, wie es ihnen nach langwierigen und diplomatisch geführten Verhandlungen gelang, sich in dem alten Castell Toblino einzuquartiren. Geschafft haben sie aber dort im Welschland nicht eben viel, dafür jedoch ein wahrhaft poetisches Leben in vollen Zügen genossen.

Wie viel wäre zu erzählen von diesem seltsamen Leben und Treiben: wie Meister Anselmus, der Maler, mit Staffelei und Farbenkasten und großen Leinwanden auszog, um der Natur ihre schönsten Geheimnisse zu entwenden; — wie er in der öden Felsschlucht, die nach dem Thal Judicaria führt, sich einem Wasserfall gegenüber tief unten im ausgespülten Kessel des Sturzbachs sein Atelier improvisirte und, überschattet von Flieder und Feigenbusch, das stürzende Gewässer in Farben bannte; — wie er draußen im Sarcathal bei dem wilden Trümmersturz der Kalk- und Granitblöcke, die in zerstörender Diluvialzeit hier als steinige Saat auf die Schutthügel verstreut wurden, sein Zelt aufschlug und, umlagert und angestaunt vom ländlichen Publikum aus den Hütten, die zwischen die irrenden Blöcke eingeklebt sind, unter Gottes freiem Himmel ein mächtiges Landschaftbild vollendete; — wie wir mit leichtem Nachen durch den schilfbewachsenen Abfluß fuhren, der den Toblinosee mit dem See von Cavedine verbindet, um Bild und Malergeräthe zum Kastell zurückzurudern, und von Gewitter und Hagelschlag auf offenem See überfallen wurden, also daß die Frauen im Kastell zur Kirche rannten und die Glocken läuteten um Schutz und Fürbitte der Madonna für die Sturmbedrängten ... Und komisch würde es klingen, wenn ich aus der Schule schwatzen und mein eigen Schicksal erzählen wollte: wie ich mir an unzugänglichem Seeufer einen schattigen Winkel ausgesucht, um in vormittägig einsamer Meditation eine große Venetianer Geschichte zu ersinnen; wie ich redlich und ausdauernd hinüber ruderte in diesen Poetenwinkel, mich von den prachtvollen Gestalten tizianischer Zeit umschwärmen zu lassen, derweil ringsum keines Menschen Fußtritt das Ufer berührte und nur blaue Libellen sich auf den Binsen am Gestade wiegten oder die Fische vergnüglich aus der Fluth aufschnalzten ... Leider haben die schützenden Götter des Ortes nicht gewollt, daß jener Winkel auf felsigem Vorsprung des Toblinosees dereinst mit der Schule Homers auf Chios in Wettkampf treten sollte; die Wildentenfänger von Calavin stahlen den Strohstuhl, den ich dort aufgepflanzt, indem sie ihn zweifelsohne zweckdienlicher für ihren Entenstand hielten als für den fremden Mann, von dem Niemand sagen konnte, mit welcher Gattung Fischfang oder Vogelstellen er dort beschäftigt sei ... und wie ich dem zum Trotz mich im grünen Gras festsetzte, kam ein großer Schmetterling geflogen, genannt Schwalbenschwanz, der setzte sich auf meines leichten Tintenfäßchens Rand, schlürfte von der blauen Tinte und warf zum Dank mit grobem Flügelschlag das schiefstehende Geschirrlein um.

Da entschwebten die tizianischen Gestalten mit boshaftem Lachen; Sansovino verschwand, Peter der Aretiner verschwand, und er selber, der Malerheldengreis mit der liebreizendsten aller Schülerinnen, die je Pinsel und Palette gehandhabt, mit dem Traum meiner venetianischen Nächte, der vielbesungenen geistreichen Irene von Spielberg.

Und dann der Recken Ausfahrt zu frohen Abenteuern: voran Meister Josephus auf einem Maulthier, kurzweg „Animale" genannt, hernach Meister Anselmus auf dem Esel, und endlich der Sclave Stephanus. Und so geht es in die Berge hinein oder zu tiefblau dämmernden Alpenseen.

Der See von Nembia gehört zu den zahlreichen interessanten Wesen, von deren Existenz man nichts weiß, bis man mit der Nase auf sie gestoßen wird. Schweigsam und versteckt glänzte der Wasserspiegel zwischen den Felsblöcken und Schutthügeln durch, die ihn umgeben, scheu weideten etliche Ziegen im Gebüsch ... aber aus den Tiefen dunkelten seltsame Farben wie aus dem Gemüth eines Einsamen; reich verschlungene Schichten von Wasserpflanzen deckten den größten Theil seines Bodens mit ihrem dunkeln Grün, an anderen Stellen ward der gelbe Grund grell und sichtbar, unbewegt lag das niedere Gewässer darüber ... es war wie ein großer geschliffener Malachitstein ... seltsam ineinander verwebte Schlingungen von Schwarz, Grün und Gelb ... und über dem Ganzen ein Hauch verwilderter, ungekämmter Nonchalance, der sattsam verrieth, daß man in diesen Höhen die koketten Effecte, mit denen sich andere italische Gewässer schmücken, nicht kennt. Ein Kreuz mit Inschrift gab Kunde, daß Wandersmänner allhier, ohne irgend Aufsehen zu erregen, ermordet werden können. Aber wie ich so hinunterschaute in diesen verwilderten Nembiasee, kam eine Art Rührung über mich bei dem Gedanken, daß wieder manch ein Felsstück thalab stürzen und manches Hundert neuer Kapuziner vom Kloster zu Arco sonntäglich nach dem Kastell Toblino wandern kann, bis allhier so wie heute ein Stück Culturmensch in grauem Schlapphut und Plaid vorüberreitet; und damit die schirmenden Geister des Sees eine annähernde Vorstellung erhalten sollten, wie es unter dem Hut solcher Reitersmänner zugeht, sang ich in sicherer Voraussetzung, daß weder vor noch nach mir besagtem Nembiasee die Anwesenheit eines deutschen Lyrikers zu theil werden wird, ihm zum Abschied das nachstehend verzeichnete Poema:

O zürne nicht, See von Nembia,
Im felsstarr schweigenden Thale,
Daß ein Mensch dich zu besuchen kam
Auf rothgrauem Animale.
Ich kenne dich, See von Nembia,
Ich lese aus deinen Zügen:
In ungekannter Schöne willst
Du nur dir selber genügen!
Fahr wohl drum, See von Nembia,
Und mög' dich der Himmel bewahren
Vor allen Töchtern Albions
Und germanischen Referendaren!

Der autobiographische Werth dieser Blätter ist ganz bedeutend. Sie geben uns des öfteren Kunde von Scheffel's dichterischen Plänen. Den Hauensteiner Bauernkrieg finden wir poetisch verwerthet im „Trompeter von Säkkingen" wieder. Einmal sehnt sich der Autor nach einem „noch immer ungeschriebenen echten Bauernroman", den keiner besser hätte schreiben können, als er selbst. Das Bild seines Weggenossen: „Der sterbende Aretino" hatte in ihm auch den Gedanken geweckt, einen Roman zu schaffen, der das Leben jenes geistreichen Cynikers behandelte, und darinnen auch Titian und seine geniale Schülerin Irene di Spilimbergo auftreten sollten, aber die Ausführung unterblieb, wie wir schon oben gelesen haben. Es ging damit wie mit dem Roman von Georg von Frundsberg, womit er sich trug, und dessen Gestalt er in farbigen Zügen feuilletonistisch hier einmal festnagelt. Oder wie mit dem Albigenserroman, aus dessen seither verlorenem Torso er einst Felix Dahn vorlas, und an den sich hier ebenfalls Anklänge finden, und zwar in den Schilderungen aus Südfrankreich (1855). Die Grande Chartreuse hat er damals gewiß nicht nur, um der Ueber-

Digitized by Google

schwemmung auszuweichen, besucht; den Schatten ihres Stifters, des Kölners Benno Hartenfaust, nicht umsonst beschworen, die Mitternachtsmesse der dem ewigen Schweigen geweihten Mönche wohl mit tieferer Absicht beigewohnt und in so leuchtenden Farben beschrieben. Auch die Schilderung der päpstlichen Zwingburg in der großen Krummstabresidenz Avignon, wo er die Zellen und Inquisitionskammern mit den farbigen Gestalten des 14. Jahrhunderts bevölkert, gemahnt den Leser wie eine ebenso bedeutungsvolle Vorstudie, als in dem Besuche von Vaucluse die prächtig ausgemeißelte Figur eines Petrarca, in dessen Werke er sich offenbar kurz zuvor hineingelesen hatte. In solchen handgreiflichen Verkörperungen alter Zeit, wo die Phantasie Staffage zu dem Architektur- oder Landschaftsbild liefert, ist Scheffel einem Heine nicht nur in der historischen Echtheit, sondern auch darin überlegen, daß er jeden Effekt verschmäht und sachlich und einfach bleibt. Er selbst bemerkt zu diesen poetischen Resurrectionen bescheiden genug: „Wer die Geschichte der Zeit, in der er lebt, kennt und versteht, der versteht auch die der Vergangenheit, wenngleich er sie nie gelesen hat. Es ist immerdar dasselbe Schattenspiel: die Einen Hammer, die Andern Amboß, und Schläge das die Gegensätze vermittelnde Verhältniß." Und später zieht er den geschichtsphilosophischen Schluß: „Es blamirt sich Jeder so gut er kann."

Was Scheffel gelegentlich von Petrarca sagt, gilt von ihm selbst: „Die Art, wie Einer auf der Reise sich gibt, lehrt am besten ihn kennen; es ist wohlthuend, wenn neben dem conventionellen angelernten Bildungskram, worauf leider am meisten gehalten wird, just weil leider er am wenigsten werth ist, auch der Mensch zum Vorschein kommt, der einfache, ungeschminkte, das Herz auf der linken Seite tragende Mensch, der zu allen Jahrhunderten derselbe ist." Auch der Feuilletonist Scheffel zeigt sein innerstes Wesen überall, und es ist liebenswürdig. Nein, nicht immer. In den späteren Aufsätzen erscheint er grämlicher, pedantischer, ein gut Stück Hypochonder. Petrarca's Dialog gegen die Zunft der Bücherschreiber wird von Scheffel übersetzt und ist ihm offenbar so recht aus der Seele geschrieben. Er ist jedenfalls verstimmt über die Kritik, die „bösen, bösen Männer in Leipzig und anderwärts", und ergeht sich spöttelnd über die verschiedenartige literarische Werthschätzung, die Petrarca bei den „deutschen Unsterblichkeitsregistratoren" gefunden, während z. B. ein Thümmel unseren Classikern (?) beigezählt werde. Sein Feuilleton wird hier zur Satire auf die zünftige Literaturforschung, die dem Poeten „statt eines Pantheons ein Zuchthaus baut." Er selbst läßt sich von seinem — — Kutscher mit dem Lorbeer krönen! Keine Frage, der ehemals lustige Reisefeuilletonist ist mittlerweile ein Griesgram geworden. Die letzten Reisebilder aus dem wiedergewonnenen Elsaß (1872) aber sind von gelehrten Notizen überwuchert; dahin ist die Frische, und spärlich rinnt der Humor; es ist ein ernster Stubengelehrter, der da zu uns spricht, und nur der patriotische Ton des Schlusses berührt uns noch wohlthuend.

Halten wir uns lieber an den Scheffel der früheren Jahre, der die beste Kunst des Feuilletonisten, niemals doctrinär und langweilig zu sein, mit Einem Worte Stimmung zu erwecken, lebendig und anschaulich zu schildern, sich liebenswürdig und einfach zu geben, so aus dem Grunde versteht. Und welche erwärmende Lebensweisheit spricht aus jenen Blättern! Die herrlichen Naturbilder und urwüchsigen Menschen sind ihm an's Herz gewachsen, allein noch dankbarer gedenkt er, zu „soliderer Beschäftigung" zurückkehrend, jederzeit der guten „Naturverpflegung." Sein Buch durchwürzt noch heute der Duft leckerer Bratforellen, des dunklen Valtelliners, des wärmenden Liqueurs der braven stillen Mönche der Großen Karthause, und was ist ihm der berühmteste Rheinwein im Vergleich zum oberrheinischen Stoffe, der „auch nicht überzwerch im Fasse liegt!" Der glückliche Optimismus, eitel Lebensfreude, jene selige Stimmung, aus welcher heraus er einst sein unsterbliches „Gaudeamus!" gesungen, das Alles kennzeichnet in seiner guten Zeit auch den Feuilletonisten Scheffel.

Zur Bismarck-Literatur.

Von Max Lesser.

Facit indignatio versum — Ach ja! der Unmuth und der hinabgewürgte Grimm des tiefsten Hasses kann schon beredt machen; am Tacitus hat man es erlebt und später an manchem kühnen und edeln Manne, der die Feder in Gift tauchte, weil sanftere Heilmittel nicht mehr genügten. Aber es ist ein Unterschied, ob eine charakterfeste Persönlichkeit ihren herrlichen, gewitterhaften Zorn gegen das Schlechte und Gemeine in die Gewalt fortreißender Worte ausströmt, oder ob eine Dame der Halle in ihr Schimpflexikon greift. Wenn Achill von Wuth befallen wird, so ist das etwas anderes als wenn Thersites mit geifferndem Maule lästert, auch insofern etwas anderes, als Achill für Thersites zumeist nur schweigsame Fußtritte hat, während der letztere im Zetern und Zanken ohne Ende förmlich schwelgt und, wenn er nicht sprechen kann, so doch wenigstens schreibt.

Freiherr Otto von Loë, ein Klerikaler von der Sorte der Verbissenen, ehemals Legationsrath und dann Besitzer der berüchtigten „Reichsglocke", welche einen wahren Kehrichthaufen der schmutzigsten Angriffe gegen Bismarck darstellte, hat soeben eine Schmähschrift erscheinen lassen: „Fürst Bismarck. Urkundliche Beiträge zum Ruhme eines großen Mannes" (Basel, bei M. Bernheim). Das ist auch solch ein Thersites, wie sie immer hervortreten, wenn ein Achill die Welt mit seinem Ruhme erfüllt. Es gibt eine Art von moralischer und intellectueller Farbenblindheit, die am heftigsten grassirt, sobald das Licht, welches von einer großen Persönlichkeit ausstrahlt, die Fähigkeit zum Sehen steigert, auf der andern Seite aber auch die Unfähigkeit zur Aufnahme großer Lichtwirkungen schärfer als sonst herausarbeitet. Die Farbenblinden wollen sich dann durchaus nicht überzeugen lassen, daß es nur an ihnen liegt, wenn ihnen Alles schief und verzerrt, getrübt und widerwärtig erscheint. Sie setzen den Fehler in den Gegenstand, und zwar um so heftiger, je größer das organische Uebel ihrer geistigen Verfassung ist. Das Haupt jedes bedeutenden Mannes ist von den Pfeilen der Neider und Hasser umschwirrt, die niemals treffen, weil ihr Auge nicht darauf eingerichtet ist, richtig zu zielen.

Wo ist all' der Unrath, der gegen den deutschen Reichskanzler jemals zusammen getragen worden? Das Vergessen hat ihn hinweggespült. Man spricht immer von der Macht der Verleumdung. Aber sie ist doch nur dann groß, wenn der Leumund Eigenschaften hat, welche die Verleumdung nur als den Schritt von der Wahrheit zur Uebertreibung, von der objectiven zur subjectiv gehässigen Darstellung der Wirklichkeit erscheinen lassen. Fehlt diese Vorbedingung, dann ist selbst die Lästersucht der Menschen und ihr Vergnügen an der Bosheit nicht im Stande, den Lügen ein längeres Leben zu gewähren.

Und insofern kann man beim Ueberschauen der Bismarckliteratur sagen: der Reichskanzler hat das Glück gehabt, fast immer nur verleumdet und eigentlich nie mit schärferen Waffen angegriffen worden zu sein. Die Nadelstiche der Klatschsucht dringen nicht durch einen festen Panzer, aber ein gutes Schwert hätte doch wohl hier und da eine Lücke gefunden. Wer alles beisammen haben will, was an ernsten und tüchtigen Worten gegen die Politik des leitenden deutschen Staatsmannes seit 25 Jahren gesagt worden ist, der muß sich beinahe ausschließlich an die Reden in den Parlamenten, an die Angriffe ebenbürtiger und unebenbürtiger, in jedem Fall aber anständiger Gegner halten. Die Bismarckliteratur bietet ihm in dieser Hinsicht nur Schmähschriften, deren qualitativer Unterschied sich nicht einmal nach dem Gesichtspunkt größeren oder geringeren Aufwandes von Geist, sondern nur nach demjenigen eines Mehr oder Weniger von Gemeinheit bemißt.

Eines ist der Vorgeschichte dieser Pasquillanten gemeinsam; sie haben immer in einer persönlichen, durch ihre amtliche Stellung bedingten Beziehung zum Reichskanzler ge-

Digitized by Google

standen. Sie haben einiges Aeußerliche von ihm wahrgenommen und erklären nun mit der Logik der Kammerdiener, daß er gar kein Held sei. Diese Erkenntniß geht ihnen meistens dann erst auf, wenn sie schlecht behandelt worden sind, was sie regelmäßig verdient haben, wie ihre Bücher wider Willen nachträglich beweisen. Immer stößt man in diesen Schriften auf einen Punkt, an welchem man erkennt, wo und wie der Wurm getreten wurde, ehe er sich krümmte. Auch in dem Loë'schen Pasquill ist der Punkt, der psychologische Augenblick, in welchem sein Haß geboren wurde, deutlich erkennbar. Man höre nur die Geschichte, sie ist amüsant genug.

Fürst Bismarck hatte im norddeutschen Reichstage die Nothwendigkeit der Beschlagnahme des sogenannten Welfenfonds u. A. mit der Mittheilung begründet, daß die Regierung sich gegen die Umtriebe zahlreicher hannoverscher, kurhessischer und sogar dänischer geheimer Agenten wehren müsse. Gegen die Erwähnung dänischer Agenten erhob aber das Copenhagener Cabinet freundschaftliche Vorstellungen in Berlin, und Freiherr von Loë, als Vertreter des beurlaubten Gesandten, wurde beauftragt, zu erklären, daß „unter dem dänischen Agenten, gegen den sich Preußen vertheidigen müsse, nicht etwa ein von der dänischen Regierung angestellter und bezahlter Agent, sondern einfach ein Agent dänischer Nationalität zu verstehen sei." Der gescheidte Einfall gefällt dem Herrn von Loë, und er entledigt sich seines Auftrags bei dem Ministerpräsidenten Grafen Frijs, einem Manne von vornehmen Manieren, dem nachgerühmt wird, daß er die Landwirthschaft der Verwaltung seines Ministerpostens vorziehe. Der sonderbare Geschäftsträger nimmt denn auch Veranlassung, dem dänischen Staatsmann seine aufrichtige Bewunderung für die Vaterlandsliebe auszudrücken, „die ihn zu dem großen Opfer bewogen habe, seine Güter zu verlassen und den Verkehr mit dem lieben Vieh durch den Verkehr mit Diplomaten zu ersetzen." Freundlich lächelnd über die Bescheidenheit des interessanten deutschen Herrn antwortet Graf Frijs mit der naheliegenden Frage, weshalb sich Herr v. Loë nicht entschlösse, „den Verkehr mit Diplomaten durch den Verkehr mit dem lieben Vieh zu ersetzen." Das Alles ist schon merkwürdig genug, aber Freiherr v. Loë erlebt, thut und schildert noch viel merkwürdigere Dinge. Er hört nämlich von einem befreundeten Diplomaten, Graf Frijs habe nach seinem Weggange erklärt, Herr v. Bismarck sei ein falscher Denunciant, der als solcher und als Verleumder bei den in Kopenhagen vertretenen Cabinetten Europas registrirt werden würde. Diese etwas kräftige Aeußerung nun übermittelt Freiherr v. Loë (eingestandenermaßen um seinen Vorgesetzten, dessen „hochgradige Reizbarkeit" ihm bekannt ist, in Wut zu bringen) amtlich nach Berlin, mit welchem Effect, kann man sich unschwer denken. Fürst Bismarck nämlich richtet unterm 11. Jan. 1869 einen Erlaß an den Geschäftsträger, in welchem es heißt:

„Euer Hochwohlgeboren scheinen sich keine Rechenschaft darüber gegeben zu haben, daß Sie mir eine so grobe persönliche und amtliche Beleidigung nicht zu den Acten mittheilen konnten, wenn Sie nicht im Stande waren, hinzuzufügen, wie Sie dieselbe geahndet oder auch nur zurückgewiesen hatten. Andernfalls mußten Sie der Mittheilung unter Nennung des Beleidigers ausschließlich den Charakter einer Anzeige zur dienstlichen Beschwerde über denselben geben. Euer Hochwohlgeboren mußten sich sagen, daß Sie, solange Sie den Namen des Urhebers verschweigen, die Verantwortung für die von Ihnen „actenmäßig" reproduzirte Beleidigung mir gegenüber „Selbst" übernehmen, worüber ich mir ein Weiteres vorbehalte. Diese Wahrnehmung nöthigt mich zu dem Schlusse, daß Euer Hochwohlgeboren bisher nicht alle zur selbständigen Leitung der Geschäfte einer Königlichen Mission unentbehrlichen Eigenschaften besitzen, und ich habe daher den Gesandten ersucht, sofort auf seinen Posten zurückzukehren."

So also endigte die diplomatische Carriere des Freiherrn von Loë, und da es ihm für die Beschäftigung mit dem lieben Vieh, zwar nicht an Beruf, aber an den erforderlichen Baarmitteln gefehlt zu haben scheint, so ging er hin und schrieb Bücher, Broschüren und Zeitungsartikel gegen den Fürsten Bismarck. Den ärgsten Schmutz aber packte er in sein neues Buch hinein.

Es ist dies wirklich und in allem Ernst gesprochen das unflätigste Machwerk, das sich denken läßt. Man muß der Gemeinheit methodisch zu Leibe gehen, um sie ganz zu begreifen. Das erste Kapitel behandelt den Fürsten Bismarck als Schriftsteller und setzt breitspurig mit wenig Witz und viel Behagen auseinander, daß alle Publikationen des Kanzlers wie Busch's „Bismarck und seine Leute" oder der Briefwechsel mit der Familie oder die Poschinger'sche Sammlung nur Acte eitler Selbstgefälligkeit, „Ausschreitungen des Größenwahnsinns" sind. Der Verfasser ist unedel genug, an dieser und anderen Stellen sich in verletzenden Wendungen gegen die Gemahlin des Fürsten Bismarck zu ergehen.

Das zweite Kapitel wärmt die schmutzigen Reichsglockengeschichten wieder auf. Freiherr v. Loë erinnert zunächst an seine Verurtheilung zu Gefängniß wegen eines Artikels „das Glück des Reichskanzlers", in welchem auseinandergesetzt war, daß es mit der politischen Verschlagenheit desselben nicht soweit her sei, da er seine größten politischen Erfolge dem glücklichen Umstande zu verdanken habe, daß stets das Gegentheil von dem eingetreten sei, was er gewollt habe; der Reichskanzler habe sehr viel mehr Glück als Verstand gehabt. Es ist sehr die Frage, ob Freiherr v. Loë selber glaubt, was er damals geschrieben hat und heute wiederholt. Allerdings beweist er alsbald, daß ihm sein entsetzlicher Ingrimm nicht einmal mehr einen Rest von Ueberlegung gelassen hat. Besäße er diese noch, so würde er nicht die unerhörte Frechheit haben, den Namen des Fürsten Bismarck mit demjenigen des Herrn v. Bleichröder in eine Verbindung zu bringen, die sich hier nur andeuten läßt, und deren deutlichere Bezeichnung seiner Zeit Herrn Joachim Gehlsen, den Redacteur der „Reichsglocken", und Herrn v. Diest-Daber, den einstmaligen Freund und Gutsnachbarn des Kanzlers, in's Gefängniß gebracht hat — mit Recht, wie Freiherr v. Loë sagt; denn man soll nicht verleumden, man soll sich immer „streng an die Wahrheit halten."

Und liest man weiter, welch' ein Abgrund von Niedrigkeit, welche Cloake von Verleumdungen und geistloser Beschimpfungen, welch ein Wust von Lügen! Nein, es geht doch nicht, diesem Buche methodisch näherzutreten; es geht wirklich nicht, und es ist auch nicht das Geringste dabei verloren. Das Loë'sche Pamphlet wird nämlich immer lederner und langweiliger, je weiter man in seinen 270 enggedruckten Seiten vorrückt. Dies gewohnheitsmäßige Lästern und Lügen muß ja in der That den Gaumen abstumpfen; es ist, wie wenn ein Trunkenbold von Wein und Bier zum Fusel hinabsteigt, und diesen zuletzt gar noch mit Paprica würzt. Der Psychiater mag da wohl im Eifer der Berufserfüllung seinen Widerwillen bekämpfen, der gesund Empfindende aber kann es nicht und braucht es auch nicht. Die Persönlichkeit des Herrn v. Loë ist zudem die uninteressanteste, die man sich vorstellen kann. Er sieht alle Dinge aus der Froschperspective; die großen Umwälzungen der neueren Geschichte sind ihm theils Zufälligkeiten, theils Ergebnisse persönlicher Rankünen oder Dummheiten. Den Culturkampf beispielsweise bringt Freiherr v. Loë auf die einfache Formel: Das Centrum hatte den Fürsten Bismark ein wenig geärgert, dafür wollte dieser wieder das Centrum ärgern, daher die Maigesetze! Wen kann es irgend etwas angehen, wie in einem solchen Kopfe sich die Ereignisse von 1866 und 1870 oder die bulgarischen Wirren des vorigen Jahres malen? Alles, was Freiherr v. Loë vorbringt, ist so unglaublich öde, dürftig und kindisch, daß man nicht begreift, wie dieser Mann jemals mit selbständigen Missionen im Auslande betraut werden konnte. Er schreibt in einer Art von plumper Geziertheit und roher Selbstgefälligkeit, halb Malvolio und halb Hofmarschall von Kalb. Er muß übrigens ein sehr glücklicher Mensch sein. Wer so schimpfen, wer so sein gepreßtes Gemüth erleichtern kann, der muß ja ein Wohlgefühl empfinden wie ein oberbayerischer Kraftheuber, wenn er die Gewalt seiner Fäuste erprobt.

Die reizlose Nichtigkeit, ja Nichtswürdigkeit des Buchs macht im Uebrigen die Angabe des Freiherrn v. Loë, daß er

Digitized by Google

und nicht Graf Harry Arnim das Pamphlet: „Pro Nihilo“ geschrieben, wenig glaubhaft. Ist die Angabe aber wahr, dann hat der Verfasser gegen den Grafen Arnim schändlich gehandelt. Denn dann durfte er, sicher in einer feigen Anonymität, nicht zugeben, daß dem Exbotschafter wegen der Autorschaft von „Pro Nihilo“ der Proceß gemacht und eine empfindliche Gefängnißstrafe zudictirt wurde. Dann konnte und mußte er sogleich mit seinem Namen hervortreten, was ihm überdies nicht mehr geschadet hätte als heute auch. Denn Freiherr v. Loë war als freiwillig Verbannter damals vermuthlich ebenso in Sicherheit vor den preußischen Staatsanwälten und Richtern, wie gegenwärtig.

Jedes dritte Wort des Buches ist eine Bismarckbeleidigung in krassester Form, und wenn der edle Freiherr besonders furchtbar und gefährlich werden will, dann gebraucht er den Kunstgriff, seine strotzenden Injurien verstorbenen hervorragenden Personen in den Mund zu legen. So erfährt man denn, was der ehemalige preußische Gesandte in Paris v. d. Goltz, und was der ältere Graf Eulenburg oder was Antonelli u. A. über den Fürsten Bismark gedacht und gesagt haben. Alle diese Männer sind todt, ihre Liebenswürdigkeiten gegen den deutschen Staatsmann lassen sich auf ihre Wahrheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit nicht entfernt mehr prüfen. Aber Freiherr v. Loë sagt es, und der ist ein ehrenwerther Mann.

Als eine kleine Probe, wie Freiherr v. Loë die Geschichte unserer Tage auffaßt, mag hier das Folgende mit seinen eigenen Worten stehen:

„Wer war der heftigste Gegner der deutschen Einheit? Herr v. Bismarck. Trotzdem wird er heute als Stifter der deutschen Einheit gefeiert. Wer war der heftigste Gegner der Ausstoßung Oesterreichs aus dem Deutschen Reich? Herr v. Bismarck. Trotzdem hat sich diese Ausstoßung unter seinem Ministerium vollzogen. Wer war der heftigste Gegner der Losreißung der deutschen Herzogthümer Schleswig-Holstein von Dänemark? Herr v. Bismarck. Trotzdem hat sich diese Losreißung unter seinem Ministerium vollzogen. Wer hat den Krieg mit Frankreich stets auf das Aengstlichste zu vermeiden gewünscht? Herr v. Bismarck. Trotzdem verdankt er diesem Kriege seine heutige Machtstellung. Daraus folgt, daß die bedeutendsten politischen Erfolge unseres Reichskanzlers dem Umstande zu verdanken sind, daß stets das Gegentheil von dem eingetreten ist, was er gewollt hat.“

In diesen Gedanken, daß der Fürst Bismark nie das gewollt, was wirklich geschehen, ist der Verfasser förmlich verliebt. Er ist für ihn wie ein Spielzeug, welches man einem Schwachsinnigen in die Hand gegeben hat.

Es werden nicht viele sein, welche das Loë'sche Schand- und Schundbuch bis zu Ende lesen. Nicht einmal eine Confiscation, welche übrigens zu erwarten sein dürfte, würde dem Pamphlet eine mehr als ephemere Theilnahme zuwenden können. Aber die Gattung ist typisch, und darum rechtfertigt es sich, daß an dieser Stelle davon gesprochen worden ist. Bekanntlich muß ein Lügner ein gutes Gedächtniß haben. Wenn er Eindruck machen will, darf er aber doch vor Allem nicht langweilig sein. Ein langweiliger Verleumder ist von vornherein rettungslos verloren.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Albert Niemann.

Im öffentlichen Kunstleben, wie in allen geistigen Kundgebungen, treten Erscheinungen hervor, die zwar von den meisten Kunstfreunden und -Freundinnen ziemlich klar erkannt werden, an welche aber die nur Genießenden, die nur „Empfindenwollenden“ sich nicht gern erinnern lassen. Der Tagesberichter, auch der abstracte Aesthetiker mag solche Erscheinungen unbesprochen lassen, der Eine, um den „praktischen“ Standpunkt gegenüber dem Publikum nicht zu verlassen, der Andere, um den engen Kreis der aprioristisch gebildeten Ideen nicht durch Betrachtungen erweitern zu müssen, welche in die Doctrinen nicht immer hinein zu zwängen wären. Der Beobachter jedoch, der bei seinen Betrachtungen von Kunstfragen, besonders bei solchen, die an Persönlichkeiten haften, sich auf den allgemeinen bildungs-geschichtlichen Standpunkt stellt, der keine bedeutende Erscheinung als ein von gleichzeitigen geistigen Strömungen, also vom politischen und socialen Leben ganz trennbare, vielmehr als in Wechselwirkung stehende, beurtheilen will: der wird sich öfters veranlaßt sehen, manchem an sich, d. h. der absoluten Idee gegenüber gleichgiltigem Nebenumstande eine gewisse relative Wichtigkeit beizulegen. Das römische summum jus, summa injuria gilt nicht allein für den Juristen; das Kunstgesetz mag fest stehen, die Art aber, wie das Gesetz in der Kunstausübung hüben und drüben befolgt, wie es nun gar vom Publikum aufgefaßt wird — das ist immerwährender Gegenstand der verschiedenartigsten Auslegungen und wird es auch bleiben, so lange die Kunst nicht von der Erde verschwindet. Zu den oben angedeuteten Erscheinungen gehört auch die, daß bei den Erfolgen des wiedergebenden Künstlers, des Sängers oder Virtuosen, der Antheil den seine Persönlichkeit im Publikum erregt, als ein nicht gering zu schätzender Gewichttheil in die Wagschale des Erfolges fällt, ja, daß gegenüber Persönlichkeiten, die ganz besondere Gunst genießen, diese manchmal schwerer wiegt, als das eigentliche Kunsturtheil. Der schaffende Künstler, der Componist, vermag nur durch sein Werk Erfolg zu gewinnen, nicht durch seine Person, obwohl auch hier die Verbindungen, die Partei, die Coterie eine größere Wirkung üben, als mancher zur Bewunderung mitgenommene (hingerissene) Laie ahnen mag. Aber von dem ersten Schritte des Virtuosen oder Sängers in die Oeffentlichkeit wird das Urtheil der Menge, auch der „Gebildeten“ unter dieser, nicht allein von der Leistung allein, sondern von dem Eindrucke des persönlichen Erscheinens und des Gebahrens mitbestimmt. Wer will leugnen, daß der Anblick von Liszt's und Rubinstein's hochinteressanten, geistbelebten, ausdrucksvollen Zügen während ihrer Vorträge auf viele Hörerinnen ebenso magisch gewirkt hat, als die Vorträge selbst; ja, daß der Anblick gar oft die schwächeren Leistungen vergessen machte, und daß diesen ebenso enthusiastische Huldigungen dargebracht wurden, wie den künstlerisch Höchsten? Wer kann leugnen, daß Bülow's wenn auch hochmüthiges, doch selbstbewußt thatkräftiges und gebieterisches Gebahren, dem gegenüber nur entschiedenes Zurückweisen oder Nachgeben möglich ist, auf viele Leute eine vollkommen beherrschende Wirkung ausübt? Wer will bestreiten, daß die Frauen, diese Beherrscherinnen der Gesellschaft, mächtigen Einfluß üben auf die Laufbahn und Stellung des Virtuosen, daß für ihn ihre unwiderstehlich beredtsame Verwendung einflußreiche Personen und Vertreter der Presse nach ihrem Wunsche umzustimmen vermag; daß am warmen Sonnenschein ihrer Gunst auch das weniger bedeutende Talent sich rasch und gedeihlich entwickelt, und auf hellbeleuchtetem Wege leichten Ganges zum angenehmsten Ziele gelangt, in Stellung und Ruf, die der Bedeutendere, jene Gunst Entbehrende oft vergeblich anstrebt, oder nur nach langem, mühsamem Wandern auf dunklem Pfade erreicht? Nur das Genie vermag der Gunst der Frauen zu entrathen — aus dem einfachen Grunde, weil die Frauen nicht der Gunst des Genies entrathen können, es aufsuchen und ihm ihren Cultus weihen. Alle diese Wahrheiten sind allgemein bekannt, werden daher nicht gerne gehört. Ein Versuch, sie psychologisch zu erörtern oder gar die sittlichen Anschauungen mit den ästhetischen in vollkommenen Einklang zu bringen, führt zu unlöslichen Fragen. Warum z. B. gehe ich lieber mit Niemann um, als mit manchen anderen Sängern, die viel geschmeidiger, liebenswürdiger, selbstloser sind, als er, mit denen ich aber nicht zehn Minuten sprechen kann, ohne Langeweile zu spüren, während seine Unterhaltung mich interessirt, obwohl er noch vor vierzehn Tagen mir sagt: „Man muß mich eben nehmen wie ich bin?“ — —

Niemann war zuerst ein Jahr lang Schauspieler bevor er einen Ton sang. Sein Vater wollte ihn zuerst studiren lassen, brachte ihn auch bis zum „Freiwilligen-Examen“*), konnte ihn aber dann weder unter-

*) Niemann hat auf der Realschule in Aschersleben seine „Studien“

Digitized by Google

stützen, noch in der Leidenschaft für das Theater zügeln, die den Achtzehnjährigen aus der Maschinenschlosserei auf die Dessauer Bühne trieb, wo er als unbezahlter Volontär-Statist eintrat. Niemann's damaliger Director Martini war später Jahre lang — — (bis zu seinem Tode) Souffleur an der Hofoper; er hat demselben Mann, dem weltberühmten Sänger Worte aus dem Bühnenkasten zugeflüstert, der in Dessau unter seiner Direction als anmeldender Diener im Birch-Pfeiffer'schen „Pfarrherrn" ausgelacht worden war. Nach dem Tode des Vaters trat an unseren Helden die Nothwendigkeit, für seinen Unterhalt selbst zu sorgen, er wurde 1849 ein besoldeter Statist und Chorist für zehn Thaler monatlich; nebenbei schrieb er des Nachts Rollen ab, zu einem Silbergroschen für den Bogen in eine Pferdedecke gehüllt, die ihm der Kutscher des Doctors lieh, in dessen Hause er eine Dachstube bewohnte. Als der „Prophet" in Dessau zur Aufführung kam, ward Niemann die Rolle des Mannes übertragen, der im letzten Acte Fides im Kerker die Ankunft des Propheten verkündigt; die wenigen Tacte die er hier sang, entschieden sein Schicksal. Das Publikum rief Beifall; der alte Friedrich Schneider ließ ihn des anderen Tages in seine Wohnung kommen, fand Gefallen an dem jungen energischen Manne, der nach dem Bericht aller Bühnenglieder in der ärmlichsten Kleidung, in den mißlichsten Verhältnissen nie den guten Humor verloren hatte (und schon damals die Augen der Schönen auf sich zog), und nahm sich seiner väterlich an. Er gab ihm Anweisung in der Musik, der brave Rusch lehrte ihn die Anfangsgründe des Gesanges. Lux, der jetzt noch in Mainz als geachteter Dirigent wirkt, war damals zweiter Capellmeister in Dessau. 1851 ging Niemann nach Stettin, wo die ehemalige erste Sängerin vom Dessauer Theater angestellt war, doch ward er vom Director nicht verwendbar gefunden. Nun versuchte er sein Glück in Berlin; Herr von Hülsen ließ ihn Probe singen, und gab ihm Mißfallen zu erkennen; um ein Stück Brod zu erlangen, ging unser Held (1851) als Aushelfer auf das damals im Freien befindliche Sommertheater in „Kroll's Garten", gab den Beppo im „Fra Diavolo" und den Dirkson in der „Weißen Dame". Im Winter fand er Anstellung in Worms, sang den Tonio in der „Regimentstochter", Stradella, Max im „Freischütz". Dann kam er an das Hoftheater in Darmstadt, wo er zuerst als Fürst im „Freischütz" auftrat, auch im Schauspiel wirkte. 1852—53 war er in Halle unter Director Bredow. Von Halle aus erscholl der Ruf des neuen Tenoristen so laut in die Ferne, daß Herr von Hülsen sich veranlaßt fühlte, ihn nach Berlin einzuladen, auf daß er ein zweites Mal „Probe singe"; diese gewann nunmehr die Zufriedenheit des Areopags; der „Probirte" wurde nach Ablauf der Halle'schen Verpflichtung auf Kosten der Königl. Intendanz dem Hofsänger Mantius auf ein Jahr zur Ausbildung übergeben. Diese „Ausbildung" schlug so vortrefflich an, daß Niemann bei seinem ersten Auftreten im Königl. Opernhause (als Sever in „Norma") total durchfiel, und daß Herr von Hülsen und seine Kunst-Beistände für immer den Gedanken aufgaben, daß dieser Mensch für die königliche Bühne brauchbar sein könne. Nun ging unser Sänger wieder auf die Wanderung; zuerst 1854 im Frühjahr nach Stettin unter Hein's Direction; dieser machte Bankerott*), und der neue Masaniello, der die Stettiner begeistert hatte, saß mit seiner Barke auf dem Sande, was ihn übrigens nicht sehr beunruhigte. Er fühlte, daß sich bald Alles ändern mußte, und so kam es auch. Graf Platen, der hannoversche Hofintendant, berief ihn für den Winter 1854 nach der Welfenhauptstadt. Aber noch mußte der Sommer durchgelebt werden. Niemann ging mit einer wandernden Operntruppe nach Gumbinnen und Insterburg. In der letztgenannten Stadt, im September 1854, hat er zum ersten Male den Tannhäuser gesungen, in einem zum Theater umgewandelten ehemaligen Wagenschuppen, mit Begleitung eines Claviers und einiger Streich- und Blasinstrumente. Dann ging er nach Hannover. Und von nun an öffnete sich die glänzende und immer glänzendere Laufbahn.

Ich will aus der Geschichte derselben nur einige wenig bekannte Thatsachen hervorheben. Niemann sang den „Tannhäuser" und „Max", machte sich aber auch den Spaß, neben Wachtel, der damals ebenfalls noch angestellt war, im „Stradella" den Tenor-Banditen darzustellen, und Tarantella zu tanzen. Als Roger nach Hannover kam ward Niemann mit ihm zu Hofe berufen. Der französische Sänger, ein denkbar liebenswürdigster, selbstlosester, Allen die ihn kannten unvergeßlicher Künstler, war von seinem jungen genialen Collegen entzückt und rieth dem kunstsinnigen Könige, diesen zu Duprez nach Paris zu senden. Der kunstsinnige Monarch gab seinem jungen Tenoristen alle Mittel zum bequemen Aufenthalte in der Hauptstadt des neuen Kaiserreiches, bezahlte auch hinterher ein erkleckliches Sümmchen über die zuerst ausgesetzten Beträge. Von Duprez konnte Niemann schon aus dem Grunde nichts lernen, weil dieser darauf hinarbeitete, vorzugsweise die Kopfstimme zu entwickeln; auch lag die Wesenheit der beiden Menschen so weit auseinander, daß der Schüler vom Lehrer nie Etwas in sich aufnehmen konnte.*) Dagegen ward ihm der Unterricht des Declamators Matthieux nützlich, obwohl im Anfang die französischen Mitschüler den langen Deutschen verlachten — den ihnen der Lehrer später als Muster in Mimik und Stellung (attitude) anpries. Nach seiner Rückkehr aus Paris ward Niemann vom König auf Lebenszeit angestellt, mit glänzendem Gehalte und fast unbeschränkter Freiheit des Gastspielens. Im Jahre 1858 besuchte er Richard Wagner in Zürich, und diese erste Begegnung knüpfte das Freundschaftsband für das Leben. Müde und abgespannt von langer Wagenfahrt war er mit seiner Frau (Marie Seebach) aus Oberitalien angekommen, hatte den „Meister" bitten lassen, daß er ihn am nächsten Morgen empfange. Doch der bestand auf sofortiges Kommen — er wollte einigen Freunden (unter ihnen Tichatschek) den eben beendeten Tristan-Text vorlesen. Und so gingen sie hin, und blieben bis in die späte Nacht, gefesselt, bezaubert; und so ward Niemann der Tristan, dessen bloßes Erscheinen vor Isolden im ersten Acte, da sie ihn herrisch zu sich bescheidet, ihn von allen Darstellern und Sängern dieser Rolle unterscheidet und sofort als eine künstlerische Individualität erscheinen läßt, die mit ihren Vorzügen und Fehlern außerhalb des Vergleiches steht. Als Wagner 1860 durch die Protection der Fürstin Metternich seinen „Tannhäuser" in der großen Pariser Oper vorbrachte, berief er Niemann, den Napoleon III. bereits beim Fürstencongreß in Baden-Baden gehört und eingeladen hatte. Niemann war der einzige Deutsche, der den Parisern bei dem Tannhäuser-Krawall Achtung einflößte; als er im dritten Acte erschien und mit den höhnischen Worten empfangen wird „Encore un pélerin" trat er an die Lampenreihe und deutete mit Geberden an, daß er bereit sei abzutreten; da erschollen aus den Logen wie aus dem Parterre Rufe „Ce n'est pas pour vous", er wurde ruhig angehört, dann aber — als wieder der Gesang hinter der Bühne ertönte — ging der Höllenspectakel von Neuem los. Hier muß ich dem Gebote geschichtlicher Wahrheit gehorchend erwähnen, daß fast in gleichem Maße wie die bubenhafte Gemeinheit des Jockeyclub Richard Wagners eigenes Verhalten den Sturz des Werkes herbeigeführt hat. Die Darlegungen seines begeisterten Verehrers Gasparini in Menestrel (1863 oder 64) beweisen urkundlich, daß Direction und Künstler anfänglich dem Werke Theilnahme, selbst Bewunderung entgegen brachten, daß auch im Publikum eine günstige Meinung sich erkennen ließ, die vielleicht jener Büberei ein Gegengewicht bieten konnte. Aber Wagner mußte sich die Aufgabe gestellt haben, alle Anhänger zu beleidigen und die Gegnerschaft zu zwingen; er tadelte den Capellmeister und das Orchester in rücksichtslosester Weise, warf alle scenische Anordnungen über den Haufen und trat jeden Tag mit einer neuen Aenderung hervor. Und obwohl ihn der Director Royer in einem von Gasparini veröffentlichten Schreiben flehentlich und höflichst bat, doch nicht alle die guten Stimmungen (dispositions)

absolvirt, und bewahrt sein „Qualifications-Attest zum Einjährigen" gleich seinem ersten Bühnencontract mit besonderer Sorgfalt als Jugenderinnerungen.

*) Er fungirte später eine Zeit lang als Schauspieler und Regisseur am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, dann trat er als „Director" in den Verband des Königl. Schauspielhauses. Um diese Stellung zu erlangen, mußte er sich als von allen Schulden befreit ausweisen. Der gutherzige Ernst Dohm lieh ihm seine Unterschrift und Bürgschaft — mußte auch später für ihn bezahlen, und konnte nichts gegen ihn unternehmen.

*) Ich habe Duprez persönlich wie einen aufgeblasenen, kleinlich eitlen Menschen gekannt — der vollendetste Gegensatz Roger's.

Digitized by Google

gewaltsam zu zerstören, und auch die besten Freunde ihn warnten, daß er den Franzosen nicht zu starke Geduldproben auferlege; obwohl drohende Anzeichen den herannahenden Sturm verkündeten, zeigte er sich täglich herausfordernder und herrischer. Und was als das Originellste dabei erschien: Es gab in Europa keinen siegessicheren, keinen vom überwältigenden Pariser Triumphe des Tannhäuser von vornherein überzeugteren Mann als Richard Wagner. Immer und immer wiederholte er, erst die Franzosen seien die rechten Leute, die ihn verstehen und würdigen könnten; — nie dachte er an die deutschen Künstler, die in nicht ganz ungefährlicher Zeit sich den Werken des politisch Verbannten geweiht, für ihn gekämpft und gesiegt hatten. Selbst an dem ersten Abende, mitten im größten Tumult hielt er lustig die Ueberzeugung fest, daß der momentanen Intrigue die glänzendste Anerkennung folgen würde, und erst nach der zweiten Vorstellung*), bei welcher der Höllenspectakel noch stärker war, entschloß er sich, aus eigenem Antriebe, weiteren Aufführungen zu entsagen, da der Director der Oper seinerseits das Absetzen vom Repertoire verweigert; Niemand sollte ihm vorhalten dürfen, daß der „Tannhäuser" doch zuletzt triumphirend gesiegt hätte, wenn die Direction nicht vor den schamlosen Gewaltthaten einer Clique zurückwich. Richard Wagner's Verehrung für die Franzosen wandelte sich nun in glühenden Haß. —

(Schluß folgt.)

*) Napoleon III. wohnte ihr in einer vergitterten Loge bei; „il aime la bataille" meinten die französischen Sänger.

Aus der Hauptstadt.

Neue Bilder von Gussow.

Carl Gussow ist ein verhältnißmäßig seltener Gast unserer Ausstellungen geworden, und so mag es denn vergönnt sein, auf die zufällige Vereinigung mehrerer seiner älteren Bilder in Gurlitt's Salon hinzuweisen. Das Erste derselben vom Jahre 1879 stellt eine junge Dame in Halbtrauer dar, die ein auf einer Staffelei stehendes, vom Beschauer abgekehrtes Gemälde mit ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet. Die correct, ein wenig glatt gemalte Figur, die regelmäßigen, von schwarzem hinten einfach geknotetem Haar umrahmten Züge vermögen das Interesse nicht dauernd zu fesseln; das Auge verliert sich unwillkürlich in eine Masse köstlich gemalter Details. Der Bildrahmen in der linken, eine auf der Erde stehende Delfter Vase mit einer Lilie in der rechte Ecke zeugen von einer Virtuosität der Technik, die den Beschauer bis an die greifbare Wirklichkeit herantäuscht. Die Wand des Hintergrundes wird durch ein Gemälde: eine thronende Jungfrau von Engeln angebetet, verdeckt. Die Malerei dieses Beiwerkes beweist, daß Gussow das Gefühl für das Stilgemäße keineswegs abgeht. In leichter Anlehnung an die mittelalterliche Malweise ist hier ein anmuthendes, stimmungsvolles Andachtsbild geschaffen. In dem Gesagten ist Lob und Tadel implicite enthalten. Man vergißt die Figur, hat seine helle Freude an den prächtigen Einzelheiten und kommt dabei zu keinem nachhaltigen, ruhigen Genuß.

Das zweite Bild: Old folks at home, ist uns von der Ausstellung 1880 her unter der Bezeichnung „die beiden Alten" bekannt. Der veränderte Titel weist darauf hin, daß es inzwischen den englischen Kunstmarkt passirt hat, der dem Künstler wenig Segen und einen interessanten Prozeß eingetragen. Eine derbe Alte liest ihrem schon etwas greisenhaft aussehenden Manne den Brief eines in der Fremde weilenden Sprossen vor. Der Ausdruck der tief gefurchten Gesichter, die ärmliche Kleidung des alten Paares sind rücksichtslos der Natur nachgeschildert. Keine Hautfalte, kein Flecken wird uns erspart, und das Ganze ist in so breiter, trefflicher Technik vorgetragen, daß es sich selbst der widerstrebenden Anschauung wie eine peinlich empfundene Realität aufdrängt. Bei einem Künstler vom Schlage Gussow's ist der Weg vom Auge bis auf die Leinwand absolut sicher, aber manchem seiner Bilder wie auch dem eben erwähnten gegenüber kann man das Gefühl nicht unterdrücken, als ob er an einem Sehfehler litte, der ihn für die zwischen dem Object und dem Auge liegende Luftschicht unempfindlich macht. Daß er die Lokalfarben so grell, so hart und unvermittelt auf einander stoßend sieht, daran ist nicht zu zweifeln, daß Andere anders sehen und ihm in diesem Punkte ein Abweichen von der Wirklichkeit zum Vorwurf machen, wird sich selbst Gussow gefallen lassen müssen.

Eben dasselbe Bedenken gilt für das bei Gurlitt ausgestellte Portrait einer Zeitung lesenden Dame auf schwefelgelbem Hintergrund, im Jahre 1882 gemalt. Die kräftig herausmodellirten Gesichtszüge, das sprechende Auge, die ringgeschmückte, das Blatt haltende Hand, den grauen Pelzbesatz der Sammetjacke, die Stickerei der Sesselleine dürften ihm wenige lebende Künstler nachmachen. Woher nun trotzdem ein gewisses ästhetisches Mißbehagen? Es fehlt jenes zusammenschließende Etwas, man mag es Beleuchtung, Colorit oder malerische Werthbemessung des Details nennen, das aus dem gesehenen Einzelnen ein Kunstwerk aufbaut. Es ist schwierig, für dieses allgemeine Manko einen zutreffenden Ausdruck zu finden, vielleicht läßt es sich am besten mit „Stimmung" bezeichnen. Die Jubiläumsausstellung des vergangenen Jahres wies zwei weiße Damen auf, die eine von Herkomer, die andere von Gussow. Die Miß Grant Herkomer's wirkte harmonisch wie aus einem Guß, die Balldame Gussow's hatte bei aller Realität der Erscheinung im Einzelnen etwas Erkünsteltes, geschickt aber mühsam mosaikartig Zusammengesetztes. Gussow's Portraits sind stets und unter allen Umständen ähnlich, aber sie bringen selten den vollen geistigen Gehalt einer Persönlichkeit zum Ausdruck, das Wesentliche verschwindet unter der Fülle gleichwerthig behandelten Details.

Nach dieser Richtung hin verdienen zwei andere Bilder Gussow's aus den Jahren 1882 und 1883 unbedingt den Vorzug. The song of the skell stellt ein blondgelocktes Mädchen dar, das vor einem Blumenkorb stehend, eine Muschel an das Ohr hält, um gläubig das Brausen des Meeres herauszuhören. Das sympathische, anspruchslose Motiv, das geschlossene, dunkel gehaltene Colorit erzielen hier eine Gesammtwirkung, die durch keine virtuosenhaften Kunststücke beeinträchtigt wird. Ebenso einfach in Vorwurf und Ausführung ist das Bild eines hübschen Knaben in rothem Anzug, der sich ein Thierfell über den Kopf gezogen hat, das er mit beiden Fäusten festhält, und halb scheu halb lachend aus seiner Vermummung hervorguckt. Die Gunst des großen Publikums wird sich naturgemäß den farbenprächtigeren, dem träger en Anschauungsvermögen entgegenkommenden Schildereien zuwenden, die beiden zuletzt genannten Bilder sind mit ihren stillen Reizen für ein feineres Kunstempfinden berechnet.

Wir sind weit entfernt davon, mit einem Künstler von dem Range Gussow's über die Verwendung seiner reichen Kunstmittel rechten zu wollen. Die kräftige Entwickelung der norddeutschen Malerei nach der Richtung des Realismus hin hat gerade ihm so nachhaltige Anregungen zu verdanken, daß kleinliche Ausstellungen seinem Gesammtwirken gegenüber ihre Spitze verlieren. Jeder Maler von ausgeprägter Eigenart hat das unbestreitbare Recht, so zu malen, wie er sieht, und Gussow sieht mehr und schärfer, als die große Mehrzahl seiner Collegen vom Pinsel und von der Palette. Die vorstehenden, an eine zufällige Zusammenstellung einzelner Bilder geknüpften Ausführungen richten sich auch weniger an die Adresse des Meisters, als an die seiner Nachtreter. Was ihm recht ist, ist ihnen noch lange nicht billig. Gussow trägt trotzdem und alledem den Königsmantel ausgereifter Künstlerschaft, während die Blößen seiner freiwilligen Gefolgschaft von dem Bettlerkleide mühsam angelernter Technik nur spärlich verhüllt werden.

Georg Malkowsky.

Offene Briefe und Antworten.

Johannes Scherr als Sprachschöpfer.

Hochgeehrter Herr,

In Ihrem Aufsatz über Johannes Scherr haben Sie das schöne Wort „unentwegt" als von diesem herrührend bezeichnet. Dagegen hat sich in mir sofort beim Lesen ein Widerspruch geregt, dem ich auch Ausdruck zu geben mir erlaube. Wie Sie aus meinem Wörterbuch ersehen können, ist das Zeitwort entwegen (im Sinne von bewegen) ein gutes altschweizerisches, wie ich denn dort einen Beleg aus Zwingli dafür mitgetheilt, unter Hinzufügung weiterer, nicht bloß für unentwegt, sondern auch für unentweglich (bei Scherr). Ich bitte, dazu noch die in meinem Ergänzungs-Wörterbuch weiter gegebene Belege — auch für das unverneinte „entwegt" — zu halten (von Auerbach als schweizerisch bezeichnet). Ich gebe sehr gerne zu, daß der jetzt so allgemein gewordene Ausdruck unentwegt durch Scherr hauptsächlich für die allgemeine Schriftsprache erst in Umlauf gesetzt worden ist; nur darf er — meiner Ueberzeugung nach — nicht als der Schöpfer des Wortes bezeichnet werden.

Ich sehe Sie über den Eifer des Wörterbuchschreibers lächeln und ich lache selbst darüber, aber trotzdem konnte und wollte ich Ihnen die vorstehende Bemerkung nicht vorenthalten.

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Altstrelitz. Daniel Sanders.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Ludwig Uhland.

Eine Studie zu seiner Säkularfeier

von

Hermann Fischer.

8°. 199 Seiten. M. 3. —

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten

von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7. —

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10. —

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1. 50.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12. —

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2, 50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2. —

Soeben erschien:

Aus Frankreich.

Bilder und Skizzen

von

J. C. Petersen.

30 Bogen. Brosch. **5 Mark**, hochelegant gebunden **6 Mark**.

Dieses hochinteressante Buch ist zu haben in allen Buchhandlungen und in J. Zenker's Verlag in Berlin, Wilhelmstraße 12.

Der große Nährwerth des Cacao in der seit Jahren auf den Markt gebrachten leicht löslichen Form ist allseitig anerkannt und der Consum dieses wohlschmeckenden und nicht theuren Nahrungsmittels nimmt immer größere Dimensionen an, nachdem unsere deutschen Fabrikanten es verstanden haben, durch Lieferung eines vorzüglichen Productes den deutschen Consumenten von dem früher allein eingeführten holländischen Fabrikat unabhängig zu machen. Der unter dem Handelsnamen: **Cacao vero** von der renommirten Firma **Hartwig & Vogel** in **Dresden** hergestellte **leicht lösliche Cacao** verdankt die allseitig günstige Aufnahme, welche derselbe bei dem consumirenden Publikum gefunden hat, und seinen sehr bedeutenden und stetig zunehmenden Absatz sowohl der Reinheit und Güte, als auch dem Wohlgeschmacke, der Bekömmlichkeit und der einfachen und schnellen Zubereitungsweise bei mäßigem Preise des Fabrikats, und es ist anzuerkennen, daß die Firma stets darauf bedacht ist, die Erfahrungen unserer Aerzte und Chemiker auf diesem Gebiete sich zu Nutze zu machen und im Interesse des Publikums zu verwerthen: So hat neuerdings obige Firma sich auch zur Fabrikation des **Eichel-Cacaos** entschlossen, nachdem durch hervorragende Autoritäten und zahlreiche in verschiedenen Hospitälern angestellte Versuche constatirt worden ist, daß eine Mischung von **entölten,** leicht **löslichen Cacao** mit, auf chemischem Wege erhaltenen, in Wasser vollkommen löslichen Bestandtheilen gerösteter **Eicheln** ein Präparat ergiebt, welches sowohl als stärkendes Nahrungsmittel **für jedes Alter,** wie namentlich auch bei katarrhalischen Reizzuständen der Verdauungsorgane, insbesondere bei Diarrhöen und Brechdurchfällen **der Kinder** als diätetisches Mittel bestens empfohlen werden kann.

Der Eichel-Cacao von Hartwig & Vogel wird nach Vorschrift und unter Controlle des Herrn Dr. Schweissinger in Dresden angefertigt und zeichnet sich aus durch hohen Nährwerth, leichteste Verdaulichkeit und angenehmen Wohlgeschmack, sodaß derselbe von Kindern leicht und gern genommen wird, für welche derselbe als tägliches Getränk nicht warm genug empfohlen werden kann. Wir zweifeln nicht, daß sich der Eichel-Cacao von Hartwig & Vogel, welcher bereits vielfach in ärztlichen Kreisen Beachtung und Anerkennung gefunden hat, sehr bald allgemein einführen und ebenso wie der Cacao vero geschätzt sein wird.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Moral der literarischen Kritik

Eine moralphilosophische Streitschrift

von

Wilhelm Wundt.

8°. ℳ 1,20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Hierzu eine Beilage von B. Elischer in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 9. Juli 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Verjüngung des Papstthums. — Der gesetzliche Arbeitstag in Frankreich. Von Victor Mataja. — **Literatur und Kunst:** Tolstoi's neueste Werke. Von Wilh. Paul Graff. — Shakespeare in Nöthen. Von Siegmund Feldmann. — Die Entstehung der modernen Operette. Von Paul Marsop. (Schluß.) — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Niemann. (Schluß.) Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten: Die Aussprache des Griechischen in Württemberg. Von W. Rösch. — Inserate.

Die Verjüngung des Papstthums.

Es wird eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte bleiben, daß die weltliche Wiedererstarkung des Papstthums im 19. Jahrhundert von einem wesentlich protestantischen Staate ausgegangen ist. Wer da glaubte, daß der heilige Stuhl mit dem Verlust von Rom und der weltlichen Souveränetät aufgehört hätte, eine weltliche Macht zu sein, ist durch die Geschichte des letzten Jahrzehnt gründlich enttäuscht worden. Das Papstthum hat es niemals für unvereinbar mit seinem geistlichen Beruf gehalten, sich um die Dinge dieser Welt zu bekümmern, heute ebensowenig wie zu den Zeiten Innocenz III. Es ist in der That nicht zu viel gesagt, daß es im Mittelalter, zur Zeit seiner höchsten Macht, ebensosehr das politische wie das religiöse Centrum Europas war. Der steifnackigste Protestant wird überdies zugeben müssen — wie es protestantische Schriftsteller, allem voran Ranke, auch wirklich zugegeben haben — daß die ökumenische Vorherrschaft des Felsens Petri, wie man auch über die Berechtigung seiner Ansprüche denken mag, doch wesentlich zur Verbreitung der Menschlichkeit, des Christenthums und der Civilisation beigetragen hat in jenem allgemeinen Chaos, welches auf den Zusammenbruch des römischen Reiches folgte. Niemand hat das beredter nachgewiesen als Guizot. Mit der fortschreitenden Befestigung der einzelnen europäischen Staaten freilich, vor welcher die luftigen Ansprüche und Weltherrschaftstitel des „Heiligen Römischen Reiches" des großen Karl zu einer kläglichen nominis umbra verblaßten, sank auch die Macht des Papstthums. Obwohl erbitterte Gegner, waren doch Kaiserthum und Hohepriesterthum in ihrer weltumspannenden Bedeutung durchaus von einander bedingt. Das Sacerdotium und das Imperium waren ein Zwillingspfeiler jenes großen socialen Baues des Mittelalters, welchen keines von beiden allein zu tragen vermocht hätte. Es konnte eine lange Zeit hindurch scheinen, daß die verzweifelten Anstrengungen des Papstthums, die veralteten Ansprüche gewaltsam festzuhalten, nicht nur den Verlust der weltlichen Macht beschleunigten, sondern auch die geistliche Oberhoheit gefährdeten, welche man in Rom zu eifrig mit jener identificirt hatte. Ein wenig mehr Vorsicht im Gebrauch der zweischneidigen Waffen: Entthronung, Exkommunicirung und Interdikt würde den wahren Interessen Roms im protestantischen Norden Deutschlands, in England, in Venedig besser genutzt haben. Andererseits waren die späteren Päpste fortdauernd bestrebt, die höheren Gesichtspunkte ihres geistlichen Amtes ihren Vortheilen als Souveräne eines einzigen italienischen Herzogthums dienstbar zu machen. Die Verkennung der wahren Größenverhältnisse wurde durch diese kleinliche Politik so allgemein, daß man den Bestand des katholischen Hohepriesterthums an den souveränen Kirchenstaat geknüpft glaubte. Als vor etwa einem Vierteljahrhundert das Patrimonium Petri zum ersten Mal ernstlich gefährdet war, gab es ganz ernsthafte Leute, welche meinten, daß mit der Einziehung der Romagna und Campagna auch die Priesterherrlichkeit vorüber sein würde. Wurde Pius IX. nicht müde, mit den schrillsten Tönen in die Welt hinauszurufen, daß die politische Unabhängigkeit des Papstes zu seiner geistlichen durchaus nothwendig sei, so ist es kaum zu verwundern, daß das gleichgiltige oder gar feindliche Publikum ihn beim Worte nahm. Besonders die Italiener waren geneigt, dem weltlichen Sturz den geistlichen nachfolgen zu lassen. „Die älteste Tochter der Kirche", sagte damals ein theologischer, freilich sehr antipäpstlicher Schriftsteller, „ist die älteste Tochter Voltaires geworden", und er ging so weit zu erklären, daß „um das Herz der großen römischen Theokratie sich die eisige Kälte des Todes verbreitet, während das Leben nur noch in den Gliedern des Riesenleibes erkennbar pulsirt." Er sagte den baldigen Untergang des Priesterreiches vorher, und viele theilten damals diese Meinung mit ihm. Sie sind durch die Erfahrung widerlegt worden. Trotz des Aufhörens der zeitlichen Macht und trotz Pius' IX. Behauptung ihrer Nothwendigkeit, reckt sich das Papstthum wie ein Gigant von neuem empor und beginnt, wie einst vor Jahrhunderten, sein entscheidendes Wort in die Schicksalswage der Völker zu legen.

Es fehlte niemals an Stimmen gläubiger Katholiken, welche zu behaupten wagten, daß die weltliche Souveränetät dem Oberhirten der Christenheit eher hindernd als nützlich sein könnte, seine heiligen Obliegenheiten auszufüllen, und daß er in Wirklichkeit mehr gewinnen als verlieren würde, wenn er sich nur allein mit den ewigen allgemeinen Interessen der Kirche zu beschäftigen brauchte. Sie gingen zwar nicht so weit, die völlige Aufgabe der politischen Macht zu verlangen oder zu empfehlen, aber sie sprachen es aus, daß die eigentlich kirchliche Autorität des Papstes nur wachsen könnte, wenn sie sichtbarlich auf keiner andern als einer moralischen Basis beruhte. „Der Verlust von ein paar hundert Quadratmeilen", sagt ein Autor, „und einer eigentlichen Residenz scheint zunächst durchaus nicht derart, daß ein Papst sich darum grämen sollte. Wenn neben einer allumfassenden Hierarchie dennoch eine staatliche Gliederung der weltlichen Reiche nebenherging und der Papst als Souverän eine von dem römischen Bischof gewissermaßen unabhängige Person darstellt, so ist nicht abzusehen, warum er, ungefähr wie ein deutscher Kaiser, der seine Haus-

Digitized by Google

güter verloren hätte, durch die Nothwendigkeit der geschichtlichen Entwickelung auf seine eigentliche Idee, das Oberhaupt der Kirche, zurückgeführt, diese Idee nicht ruhig und mit derselben Autorität wie früher fortvertreten könnte; ja warum nicht im Gegentheil mit einer größeren; denn wenn er einmal nicht die ganze christliche Welt, sondern nur ein Ländchen regierte, so machte er gewissermaßen einen Unterschied zwischen seinen Eigenthümern: es gab solche, die ihm wirklich angehörten, und die waren nicht der Rede werth; und solche, die ihm nur der Idee nach angehörten, und das war der ganze Rest; Idee und Wirklichkeit erschienen demnach unvortheilhaft getrennt. Sobald er dagegen auf ein Minimum verzichtet, kann er wieder Anspruch auf das Ganze machen, eine andere Windrose auf dem Petersplatze zeichnen und von neuem behaupten, er sei der eigentliche Besitzer aller Länder der Erde, Kaiser und Könige hätten ihre Würden nur von ihm, ohne fürchten zu müssen, sofort durch eine Vergleichung Lügen gestraft und als ein armseliges italienisches Potentätchen schmählich entlarvt zu werden." In diesem Sinne wäre es überhaupt ein Fehler gewesen, jemals eine Schenkung, sei es nun von Konstantin dem Großen oder Pipin dem Kleinen anzunehmen; ein viel größerer, dann mehr auf eine kleinliche Wahrung dieses Geschenks als auf ein Uebergewicht des päpstlichen Ansehens im Großen bedacht zu sein.

Es scheint, als ob die Geschichte denjenigen, die so argumentiren, Recht geben will. Wenn der päpstliche Einfluß unter Pius IX. seinen Nadir erreicht hatte, so lag das nicht daran, daß das kleine Fleckchen Erde, das er zu regieren sich gar noch als unfähig erwiesen hatte, von Victor Emanuel annectirt worden war, sondern daran, daß er während eines Pontifikats von noch nicht dagewesener Länge mit den besten Absichten die kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten so verwaltet hatte, daß das Papstthum die bête noire von ganz Europa geworden war. Selbst die Sympathien seiner ergebensten und gläubigsten Anhänger verstand er wankend zu machen. Wären es nicht in der That harte Prüfungen gewesen, die er zu erdulden hatte, und hätte er sich diesen Prüfungen, trotz seiner Proteste und öffentlichen Anklagen, nicht mit einer gewissen persönlichen Würde unterzogen, so hätte er gewiß auch den Rest von Einfluß verloren, den er noch bis zu seinem Ende auf die ultramontanen Parteigänger außerhalb und die Hierarchie innerhalb des Vatikans ausübte. Es gab kaum eine Regierung in Europa, mochte sie katholisch oder protestantisch sein, mit welcher Pius sich nicht überworfen hätte. Mit dem leitenden Staate Europas hatte er sich auf einen Krieg auf Tod und Leben eingelassen. Seinem Nachfolger hinterließ er daher die damnosa hereditas eines Thrones, der seiner weltlichen Würde beraubt und durch eine lange Reihe von — kirchlichen und politischen — Fehlern um sein Ansehen gebracht war.

Das war vor zehn Jahren. Und heute nimmt der päpstliche Stuhl, obwohl von einer weltlichen Restauration kaum die Rede sein kann, eine moralische Stellung ein, wie er sie seit zwei oder drei Jahrhunderten nicht höher gehabt hat. Wir sagen: moralische Stellung, denn wir meinen nicht sowohl die directe geistliche Autorität des Papstes über die gläubigen Anhänger seiner Kirche, sondern den auswärtigen Einfluß, den er sich über Staaten und Völker zu verschaffen gewußt hat. Fürst Bismarck war Pius dem Neunten dasselbe, was Heinrich der Vierte für Hildebrand war, nur daß Bismarck nicht nach Canossa ging und die Bischöfe und Priester, welche dem Papste anhingen, in die Gefangenschaft zu spazieren hatten. Die Verfolgung der Kirche im Culturkampf war — das wissen wir heute und thuen gut, es nachträglich weise zu behaupten — ebenso thöricht wie ungerecht, denn geistige Mächte können nicht nach der Blut- und Eisenmethode überwunden werden. Deswegen dürfen wir aber nicht an dem vollen Ernst zweifeln, mit dem der Urheber des Culturkampfes — denn als solcher wird immer Fürst Bismarck gelten — das Werk unternahm. Fürst Bismarck ist einerseits frei von theologischen Vorurtheilen und andererseits ein religiöses Gemüth; er war beides auch damals, als er erklärte, das Papstthum müsse gedemüthigt werden, weil es eine Gefahr für das einige Deutsche Reich sei. Und es ist durchaus nicht erwiesen, daß diese Worte nicht damals vollberechtigt waren; nur hätte an Stelle des Ausdruckes Papstthum das Wort Papst stehen müssen. Wie dem auch sei, heute wechselt der gefürchtete Kanzler des Deutschen Reiches freundschaftliche Briefe mit Leo XIII.; mag er auch nicht nach Canossa gegangen sein, so tauscht er doch Decorationen mit dem Nachfolger des Mannes aus, der in seinen Verwünschungen gegen ihn kein Ende finden konnte; er mildert oder widerruft die Kampfgesetze, mehr als das: er beugt sich dem freiwillig hervorgerufenen Schiedsspruch des Nachfolgers der Apostel in einer rein weltlichen Angelegenheit, in einem Streitfall mit Spanien, der katholischsten aller katholischen Mächte.

Das hätte genügt, um aller Augen sichtbar zu machen, daß das Papstthum sowohl seinen geistlichen Einfluß wie sein altes weltliches Prestige wieder zu gewinnen im Begriffe steht, und zwar wiederzugewinnen offenbar deshalb, weil es keinen eigenen weltlichen Besitz mehr zu vertheidigen hat. Aber das war noch nicht Alles. Leo XIII. wurde nicht nur zum Schiedsrichter zwischen zwei fremden Mächten, sondern auch zwischen den feindlichen Brüdern eines und desselben Hauses aufgerufen. Seine Intervention in der Septennatsfrage ist ein Triumph, welchen sich der kluge Pontifax wohl selbst kaum hätte träumen lassen, und nur, weil er vorsichtiger Weise nicht etwa größere Interessen auf's Spiel setzen will, versagt er es sich, den Schiedsrichter in einem zweiten wesentlich protestantischen Lande, in Großbritannien, zu spielen. Die Engländer hätten trotz ihres erblichen Papsthasses nichts dawider, wenn Leo ihnen die irische Last ein wenig erleichterte.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob Fürst Bismarck in der That weise daran gethan hat, den Papst in die inneren Angelegenheiten Deutschlands hinein zu ziehen. Es kann aber ebenso gut die Frage aufgeworfen werden, ob der Papst klug daran gethan hat, in einer Sache der inneren Politik eines fremden Staates, in einer Sache, die nichts mit den kirchlichen Dingen zu thun hatte, zu interveniren, und in wie weit seinen Weisungen da noch Folge gegeben werden dürfte. Man kann sich eines Gefühls der Sympathie für Dr. Windthorst nicht erwehren, der einen würdigen Protest gegen das Princip der kirchlichen Autorität auf dem Gebiete der freien Abstimmung und Parlamentswahl seinem gut katholischen und päpstlichen Herzen abrang. Es bedrückt mehr als ein ultramontanes Gewissen, ob Leo XIII., indem er sich verleiten ließ, in eine Angelegenheit einzugreifen, die ihn eigentlich nichts anging, nicht den zukünftigen Einfluß seines Stuhles gefährdet hat. Wenn das Septennat als eine indirecte kirchliche Angelegenheit behandelt wird oder wenn es vom Papste abhängen soll, was die deutschen Katholiken als „patriotisch" zu thun und als „unpatriotisch" zu lassen haben, wo giebt es denn hier eine Grenze für die päpstliche Einmischung? Aber alles dieses beeinträchtigt nicht die Bedeutung der Thatsache, daß der politische Einfluß der Curie von der starken Regierung eines mächtigen Staates erweckt worden ist.

Und schon taucht eine andere Streitfrage auf, welche wahrscheinlich der Entscheidung des Heiligen Stuhles unterbreitet werden wird, eine Streitfrage, welche in ihrer inneren Bedeutung weittragender ist, als die vorübergehende Erscheinung des deutschen Septennats. Es scheint, als ob der hitzige socialistische Pater M'Glynn von New York an sich gleichfalls die Erfahrung machen soll, daß alle Wege nach Rom führen. Früher oder später wird er dem Befehl des Oberhauptes seiner Kirche gehorchen müssen, das ihn nach Rom vor sein Forum berufen hat. Und ob er nun geht oder nicht, Rom kann auf die Dauer dem Streite zwischen dem Pater und seinem Erzbischof nicht schweigend zusehen. Und dieser Streit begreift in sich die ganze Lehre des Socialismus, eine Lehre, welche gewiß im höchsten Grade eine politische und zugleich eine ethische Frage ist. Das Gleiche gilt von dem gegenwärtigen Verhalten der irischen Hierarchie gegenüber den poltitischen Wirren, von der revolutionären Agitation der katholischen Priesterschaft auf der grünen Insel, welche Leo XIII. mehr als einmal verurtheilt hat. Und die englische Regierung könnte leicht in die Zwangslage kommen, sich den ihr günsti-

Digitized by Google

gen Einfluß des Papstes gefallen zu lassen, obgleich sie mit dem ganzen englischen Volk die Einmischung einer fremden, wenn auch ehrwürdigen Autorität in ihre inneren Angelegenheiten von Grund der Seele aus verabscheut. Schon jetzt sehen manche Engländer das Phantasiegemälde John Bunyan's leibhafte Züge annehmen, wie der hinfällige und zahnlose Gigant Papstthum mit den steifen, klaffenden Kinnbacken sich drohend aufrichtet. An dem bedeutenden Charakter und den hohen Fähigkeiten des jetzigen Papstes ist nicht zu zweifeln, aber das allein erklärt nicht den Aufschwung des vatikanischen Einflusses. Einen siechen Körper zu galvanisiren geht über die Kraft eines einzelnen Menschen. Es ist die sociale Krankheit der Zeit, welche nach einem Heilmittel sucht und nach Surrogaten greift, bevor das rechte für sie gefunden ist.

Der gesetzliche Arbeitstag in Frankreich.

Von Victor Mataja.

Durch das Decret vom 2. März 1848 hatte die junge Republik verfügt, daß der Arbeitstag um eine Stunde verkürzt und demnach in Paris, wo er bisher elf Stunden betragen habe, auf zehn, und in der Provinz, wo bisher zwölf Stunden eingeführt, auf elf herabgesetzt werde. Damit war den Wünschen der Arbeiter entsprochen, zu deren socialpolitischen Forderungen schon im Jahre achtundvierzig auch die Verminderung der Arbeitsstunden gehörte; flüchtig wie die Fassung des Decretes war — hatte es doch zu dem freilich nicht ganz verständlichen Zweifel Anlaß gegeben, als ob es gleichsam auch einen gesetzlichen Minimalarbeitstag hätte einführen und die Unternehmer zu einer Verlängerung der etwa üblichen oder verabredeten kürzeren Arbeitszeit berechtigen wollen —, war aber auch seine Wirksamkeit, und einem augenblicklichen Drange entsprungen, schwand es mit dem Umschwung der Zeit selbst dahin. Es kamen die Junitage, die Niederlage der aufständischen Arbeiter, und die Republik zog die Consequenzen daraus. Als eine Art Compromiß entstand das neue Gesetz vom 9. September 1884, wonach die effective Arbeitszeit in Fabriken zwölf Stunden nicht sollte überschreiten dürfen und der Regierung überlassen wurde, Ausnahmen mit Rücksicht auf die Natur von Industriezweigen oder Anlässe höherer Gewalt zu gestatten. Solche Ausnahmen wurden in der Folgezeit in reichlichem Maße gewährt: sie sind im Decret vom 17. Mai 1851 enthalten.

Man ist nun einig darüber, daß das Gesetz vom Jahre 1848 niemals einen nennenswerthen Einfluß auf die Gestaltung der Arbeitsverhältnisse geäußert hat, daß es geradezu in Vergessenheit gerieth. Noch vor wenig Jahren konnte im Parlament die Behauptung gemacht werden, daß einzelne Fabriken bei Lille bis zu 16 Stunden im Tag arbeiteten; wer hätte sie auch daran hindern sollen? Und wenn, wie selbstverständlich, die wirkliche Arbeitszeit oft der gesetzlich zulässigen entsprach oder sogar darunter blieb, so war sicherlich das Gesetz vom Jahre 1848 nicht Ursache davon, sondern einfach der Umstand, daß eine zwölfstündige Arbeitszeit, zu einer durch viele Ausnahmen durchlöcherten Regel gemacht, überhaupt schon sehr hoch gegriffen erscheint. Ganz richtig war es daher, als der Handelsminister im Jahre 1884 sagte, das Gesetz sei ein todter Buchstabe geblieben. Wie war es aber auch anders zu erwarten? Kein mit der Ueberwachung berufsmäßig betrautes und geschultes Organ war eingesetzt, nicht die mindeste Vorkehrung getroffen worden, die Umgehung der Vorschrift auch nur zu erschweren.

Erst 1883 wurde dieser Mangel insofern sanirt, als die zur Ueberwachung der Bestimmungen über die Kinderarbeit eingesetzten Inspectoren auch zur Durchführung des Gesetzes vom Jahre 1848 berufen wurden; gleichwohl stehen die Dinge noch so, daß unterm 26. Juli 1886 Folgendes von officieller Seite über die Erfahrungen der Gewerbeinspectoren im Seine-Departement berichtet werden konnte: „Die Unternehmer kannten zum größten Theile das Gesetz vom 9. September 1848, welches die Zahl der Arbeitsstunden fixirt hat, und das vom 16. Februar 1883, welches dieses neuerdings in Kraft setzt, nicht. Viele haben gedacht, daß das Gesetz vom 16. Februar 1883 nicht mehr Anwendung fände, als das vom 9. September 1848 gehabt hat. Sie kritisirten die gesetzlichen Anordnungen spöttisch und erklärten, sich nicht daran halten zu wollen, so bald sie durch Bestellungen gedrängt würden. Eine unbedeutende Zahl unter den Unternehmern würde die Gesetze ohne Klage hinnehmen, wenn sie auf alle Werkstätten ohne Ausnahme anwendbar wären."

Eine beschämendere Kritik über die bisherigen Erfolge der Gesetzgebung und ihrer Durchführungsorgane läßt sich nicht leicht denken. Kein Wunder auch, daß sich unter solchen Umständen Bestrebungen geltend machen, eine Reform der Gesetzgebung herbeizuführen und an Stelle der überholten unpraktischen Bestimmungen zeitgemäße Vorschriften zu setzen.

Schon in der Sitzung der Kammer vom 26. Mai 1879 wurden zwei Gesetzentwürfe eingebracht, von denen der eine, unterzeichnet von Villain, Waddington u. A. auf die Festsetzung einer zehnstündigen wirklichen Arbeitszeit in Fabriken abzielte, der andere, gefertigt durch Nadaud, Louis Blanc u. A., die Anwendung dieser Bestimmung auch auf die Bau-Großindustrie, sowie auf alle communalen und staatlichen Arbeiten bezweckte. Weder diese Anträge jedoch, noch die späteren Versuche in dieser Richtung führten zu einem gedeihlichen parlamentarischen Abschluß; der einzige Erfolg aller dieser Bestrebungen war das schon erwähnte Gesetz vom 16. Februar 1883, welches die schon bestehende Gewerbeinspection auch mit der Ueberwachung des zwölfstündigen Maximalarbeitstages betraute und eine Erhöhung der Zahl der staatlichen Gewerbeinspectoren zur Folge hatte. Hervorzuheben aus den parlamentarischen Verhandlungen ist die ablehnende Haltung der Regierung, welche sich auch neuerdings wiederum in auffälliger Weise bestätigt hat. Man ersieht dies aus der Vorgeschichte des letzthin bei der Kammer eingebrachten neuen Arbeiterschutzgesetzentwurfes, welche daher in Folgendem kurz berührt werden soll.

Mit Brief vom 14. März 1884 hatte der damalige Handelsminister Ch. Hérisson die Commission supérieure (das oberste Organ der Gewerbeinspection) aufgefordert zu berichten, ob und welche Aenderungen an der Arbeiterschutzgesetzgebung angezeigt wären. Diese Commission arbeitete nun einen Entwurf aus, welcher sich auf die gesammte Industrie und die kaufmännischen Niederlagen bezieht und als Artikel 4 folgende Bestimmung enthält: „Die Dauer der täglichen Arbeit erwachsener Arbeiter kann elf Stunden nicht übersteigen, ausgenommen in jenen Industriezweigen und unter jenen Bedingungen, welche durch die Verordnungen der öffentlichen Verwaltung bestimmt werden." Freilich fand dieser Artikel nicht Eingang in den Commissionsentwurf, ohne daß sich Widerstand im Schoße dieser Körperschaft selbst ergeben hätte. „Warum dem erwachsenen Arbeiter nicht das Recht lassen zu arbeiten, wie es ihm gefällt und so viel ihm gefällt?" frugen in eigenthümlicher Verkennung der bestehenden Verhältnisse einzelne Mitglieder der an der Spitze der Gewerbeinspection stehenden Commission, „wenn die Summe von Arbeit, die man von ihm verlangt, seine Kräfte übersteigt, so wird er sich eben weigern, sie auszuführen, da er der beste Richter über die Leistungsfähigkeit seiner Körperkräfte ist." Die Majorität antwortet darauf: „In Wahrheit kann man nur mit Unrecht behaupten, daß der Arbeiter die Möglichkeit habe, jeden Tag die seinen Kräften angepaßte Menge Arbeit zu leisten. Angesichts der Bedingungen, welche die moderne Industrie stellt, ist er genöthigt, entweder gar nicht zu arbeiten oder sich der Ordnung jener Fabrik zu unterwerfen, in welche er eintritt, einer Ordnung, die naturgemäß auch die Dauer der täglichen Arbeit bestimmt. Nun finden sich aber unter den Arbeitern solche, für welche diese Dauer zu lang ist und welche gleichwohl, bis sie eben ihrer Aufgabe unterliegen, alle Tage eine Summe von Arbeit liefern müssen, die ihre Kräfte übersteigt.

Digitized by Google

Der Staat muß also für die Erwachsenen ebenso einschreiten wie für Kinder und Mädchen."

Die Regierung entschied sich jedoch gegen die Commissionsmajorität; der erwähnte Artikel 4 fehlt in dem der Kammer vorgelegtem Gesetzentwurfe, der sich im Uebrigen so genau dem Elaborat der Commission anpaßt. Alles was die Regelung der Arbeit erwachsener Männer anbetrifft, soll späteren Specialdispositionen reservirt bleiben, und mit dieser mageren Aussicht müssen sich die Anhänger eines zeitgemäßen Maximalarbeitstages vorläufig begnügen lassen.

Wie wohl der französische Arbeiterstand darüber denkt?

Man hat es zwar schon bezweifelt — und dieser Zweifel ist auch in der Kammer schon wiederholt geäußert worden — ob die Arbeiter denn wirklich dem Maximalarbeitstag günstig gestimmt wären — höchst sonderbarerweise. Schon vor fast dreißig Jahren schrieb Audiganne in seinem Buch über die arbeitenden Classen Frankreichs: „Legen die Arbeiter selbst Werth auf die die tägliche Arbeit beschränkenden Vorschriften? Das ist einleuchtend; es genügt zu dem, daß ihr Urtheil nicht durch trügerische Einflüsterungen beeinflußt worden ist. Wir haben hundertmal den handgreiflichen Beweis davon begegnet." Sollte sich seitdem so viel daran geändert haben? Man betrachte nur, um sich des Gegentheils zu versichern, die Ergebnisse der im Jahre 1884 betreffs der Reform der Arbeiterschutzgesetzgebung abgehaltenen Enquête.

Bei dieser wurden gehört: die staatlichen und departementalen Gewerbeinspectoren, die Localcommissionen (gleichfalls Organe des Inspectionsdienstes im Sinne des Gesetzes vom Jahre 1874), die Handelskammern, die Gewerbekammern, Unternehmer- und Arbeitersyndicate, die Conseils de prud'hommes d. i. die gewerblichen Schiedsgerichte und die Conseils généraux. Punkt 6 des Fragebogens für die Enquête lautete: „Ist die Beschränkung der täglichen Arbeitszeit auf zwölf Stunden für den erwachsenen Arbeiter, enthalten im Gesetze vom 9. September 1848, aufrecht zu erhalten oder wäre dieselbe auf elf oder zehn Stunden zu reduciren? Die über diesen Punkt abgegebenen 491 Aeußerungen rühren nun her: 39 von Gewerbeinspectoren, 59 von Handelskammern, 34 von Gewerbekammern, 79 von Arbeiter- oder Unternehmersyndicaten, 63 von Conseils de prud'hommes, 17 von Conseils généraux und 190 von Localcommissionen.

Diese Aeußerungen lauten natürlich nach den einzelnen Kategorien der gehörten Körperschaften und Personen höchst verschieden; im Ganzen genommen sprechen sich aus:

170 für die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Bestimmungen,
104 für die Reduction des gesetzlichen Arbeitstages auf 11 Stdn.,
119 „ „ „ „ „ „ „ 10 „
10 für eine noch weiter gehende Reduction,
88 für den Wegfall der gesetzlichen Schranken.

Die Inspectoren sind in der Mehrheit für die Abkürzung des zu Recht bestehenden Normalarbeitstages, die Handels- und Gewerbekammern (mit Ausnahme von vier) gegen eine solche. Bedauerlicher und sonderbarer Weise scheidet die vom Handelsministerium veröffentlichte, mit Auszügen versehene Uebersicht der Gutachten nicht die Syndicate, je nachdem sie aus Unternehmern oder Arbeitern bestehen, sondern behandelt sie unter einer Rubrik; da nun die Bezeichnung mancher dieser Verbände es zweifelhaft läßt, welcher Kategorie sie angehören, so seien nur die Stimmen jener 35 hervorgehoben, die ihrem Titel nach durch den Beisatz „ouvriers" unzweifelhaft als Arbeitersyndicate erscheinen. Es äußerten sich nun:

1 für den zwölfstündigen Maximalarbeitstag unter Abschaffung der Ausnahmen,
2 für den elfstündigen Maximalarbeitstag,
25 „ „ zehnstündigen „
7 „ „ achtstündigen „

In ähnlicher Weise wie hier manifestirten sich übrigens die Wünsche des Arbeiterstandes auf zahlreichen Congressen und bei anderer Gelegenheit, namentlich bei den Einvernehmungen der Krisencommission. So sagte der Delegirte der Maurer: „Wir wünschen, daß der Arbeitstag auf acht Stunden verkürzt werde; wir ziehen vor, in acht Stunden acht Francs zu verdienen, als zwölf Francs in zwölf Stunden." Genau dasselbe sagt der Vertreter der Steinschneider und ähnliche auf die Reduction des Arbeitstages gerichtete Wünsche sind in dem Bericht des Deputirten Spuller noch genug verzeichnet.

An Deutlichkeit bei Kundgebung seiner Wünsche hat es also der Arbeiterstand nicht fehlen lassen; daß dies bisher zu keinem nennenswerthen Resultat geführt hat, ist aber wohl auch für die französische Industrie und für die Unternehmer in mancher Hinsicht von unverkennbarem Nachtheil gewesen. Vor Allem hat der in Beziehung auf die Arbeitszeit sowohl dem Inhalt, als der Ausführung nach mangelhafte Arbeiterschutz — praktisch genommen gleichstehend dem Fehlen einer gesetzlichen Beschränkung der Arbeitszeit und doppelt fühlbar bei der lückenhaften Organisation des Arbeiterstandes — dazu geführt, daß die französische Industrie und da wieder hervorragend die Pariser Industrie, in großem Maße leidet an der zeitweiligen Ueberanspannung und an einem zeitweiligen Feiern der Kräfte, und zwar nicht bloß in den Zweigen, welche für den Export arbeiten, sondern insbesondere auch bei der Versorgung des heimischen Bedarfes. „Die Industrie von Paris," sagt ein Gewerbeinspector, „leidet unter dem, was ich die Immoralität des Publikums nennen möchte. Die Anforderungen des Publikums an die Industrie sind schrecklich geworden. Jedermann will heutzutage sogleich und auf die Stunde bedient werden. In zahlreichen Gewerbezweigen, insbesondere in denen für die Bekleidung, feiert man durch ungefähr acht Monate unter zwölf und ist man in den vier in peinlicher Weise gehetzt." Wie tief der Uebelstand eingedrungen ist, wie viel Gewerbe unter regelmäßiger Arbeitslosigkeit leiden, bei welchen dieser Wechsel in der Beschäftigung keineswegs durch die Natur der Dinge geboten ist, wie etwa bei Arbeiten, die von der Jahreszeit abhängig sind, und wie krampfhaft dann manchmal die Ausnützung der Zeit beim Anbruche der Saison wird, haben insbesondere die Verhandlungen vor der Vierundvierziger Commission gezeigt. Kein Zweifel nun, daß ein geeigneter und gehörig gehandhabter Maximalarbeitstag gegen diese wilde Aufeinanderfolge von Ueberhetzung und Erwerbslosigkeit, die zu Niemandes wirklichem Nutzen, zu Vieler Schaden stattfindet, wenigstens einige Abhülfe gewähren könnte.

Dazu kommt aber noch ein weiterer, das Innerste der modernen Productionsweise berührender Umstand. Man darf nicht übersehen, daß in der gewerblichen Production der Fortschritt hinsichtlich der Benützung technischer Hülfsmittel ein ständiger, der Ersatz der Handarbeit durch Maschinenarbeit ein wachsender ist; und diesem Umwandlungsproceß unterliegen insbesondere auch die für den feineren Luxus arbeitenden, in Frankreich so große Bedeutung besitzenden Gewerbe. Immer mehr und mehr dringt selbst in den Zweigen kunstgewerblichen Charakters die maschinelle und mechanische Erzeugungsweise vor; der geschulte Arbeiter wird durch den Handlanger verdrängt und der Schwerpunkt der Production verrückt sich, indem die manuelle Fertigkeit und der Geschmack des Arbeiters zurücktreten vor der Vorzüglichkeit der Maschinerie und sonstigen Arbeitsvorrichtungen. Und darin ist eine große Gefahr für einen beträchtlichen Theil der französischen Industrie gelegen, wohl auch in einem gewissen Maß der Grund ihres Uebelbefindens in letzter Zeit, denn unzweifelhaft ist das Uebergewicht Frankreichs in gewissen und zahlreichen Industriezweigen gegründet auf den Geschmack und die Geschicklichkeit der einzelnen Arbeiter, nicht aber auf der Kunst des Unternehmerstandes, das Maschinenwesen trefflicher als das Ausland auszunützen. Im Zusammenhange damit steht die wachsende Klage über die Benutzung französischer Muster und Modelle durch das Ausland; auch hierfür schafft die Erweiterung der mechanischen Productionsweise neuartige Verhältnisse. Unter solchen Umständen wird jenes Land immer mehr und mehr hervortreten, welches die rührigsten Unternehmer, die tüchtigsten Geschäftsleiter, die besten Einrichtungen im Maschinenwesen besitzt. Da fehlt es nun vielfach in Frankreich. Wenige Unternehmer, sagte ein Fachmann bei der jüngsten

Digitized by Google

Enquête über die Lage der Kunstgewerbe, kennen ihr Geschäft gut; gewöhnlich sind es Commis, die sich etabliren und einen Werkführer aufnehmen, der dem Gewerbe vorzustehen hat. Und daran knüpft sich ein weiterer wichtiger Punkt: nach vielen Klagen zu urtheilen, die sehr verschiedenartige Gewerbe betreffen, sind die technischen Betriebseinrichtungen hinter denen anderer concurrirender Länder vielfach zurückgeblieben und wir begegnen Beispielen, daß man durch übermäßige Ausnutzung der Arbeitskraft den schließlich und endlich doch wohl aussichtslosen Kampf gegen die ausländische maschinelle Productionsweise aufnimmt. Wie sehr nun das frühere Uebergewicht der Handarbeit gebrochen wird und welche Nachtheile daraus für Frankreich erwachsen, dafür legt insbesondere Zeugniß ab die zunehmende, in Unternehmerkreisen viel beklagte Concurrenz von Ländern wie England, Nordamerika in mancherlei Industriebranchen, die bisher als eine Domäne Frankreichs und französischer Kunst galten. Um ein Beispiel, und zwar aus der schon erwähnten kunstgewerblichen Enquête anzuführen: für den Augenblick, bemerkte ein Experte, ist die Teppichfabrikation von Nimes verloren, denn die Amerikaner erzeugen diese Teppiche auf mechanischem Wege und haben, um eine gewisse Specialität herzustellen, einen eigenen Webstuhl erfunden.

Endlich kommt noch das in Frankreich so häufige Bestreben der Unternehmer in Betracht, nur eben so viel zu erwerben als nöthig, um sich als Rentner zurückziehen zu können. „Der Industrielle, welcher sich in einer solchen Lage befindet, welcher den Schimmer des Ruhestandes hervorbrechen sieht," bemerkte einmal der Senator Tolain zu diesem nationalen Charakterzug seiner Landsleute, „überläßt seine Werkmittel der Gefahr zu Grunde zu gehen; er bleibt nicht mehr im Laufenden über das, was in anderen Ländern vor sich geht. So bald er genug Vermögen erworben hat, um sich zur Ruhe setzen zu können, tritt er sein Unternehmen ab oder liquidirt es, wenn nöthig, und geht davon." Eine energische Fabrikgesetzgebung, namentlich aber eine Abkürzung der Arbeitszeit und gesetzliche Regulirung des Arbeitstages, könnte da manches Gute schaffen. Sie würde der zügellosen Concurrenz entgegenwirken und eine größere Regelmäßigkeit in die Production hineinbringen; sie würde ferner dazu führen, durch intensivere Leistung zu ersetzen, was an der Länge des Arbeitstages gebricht. Ein entwickelter Arbeiterschutz verträgt sich nicht mit der Beibehaltung veralteter Betriebsweisen und es wäre ernstlich zu bezweifeln, ob die französische Industrie aus diesem Proceß nicht eher gestärkt als geschwächt hervorginge.

So wie die Dinge heute stehen, ist es freilich nicht sehr wahrscheinlich, daß die französischen Machthaber diesen Weg betreten werden. Vielleicht daß die schlechten Recrutirungsergebnisse in den Fabrikdistricten mehr Eindruck machen, als die social- und wirthschaftspolitischen Erwägungen der bezeichneten Art; die wachsende Arbeiterbewegung wird auch das ihrige thun. So viel steht aber fest, daß auch in Frankreich die Frage des Maximalarbeitstages in Fluß gekommen ist und voraussichtlich nicht bald von der Tagesordnung verschwinden wird.

Literatur und Kunst.

Tolstoi's neueste Werke.

Von Wilh. Paul Graff.

Es sind kaum vier Jahre vergangen, seit ich mich Monate lang vergeblich bemühte, für meine erste Verdeutschung des Tolstoi'schen Romans „Anna Karenina" die Feuilletonspalten einer Zeitschrift oder einen Verleger zu gewinnen. So geringen Credit besaß damals noch der Name Leo Tolstoi bei uns im Auslande (Frankreich vielleicht ausgenommen, wo der Roman „Krieg und Friede" bereits einige Jahre vorher, doch ohne bis dahin viel Aufsehen erregt zu haben, erschienen war), wie überhaupt alles Literarische aus dem Russischen. Nur Turgenjew's Name, und auch dieser nur in noch ziemlich engem Kreise, hatte von allen neueren Russen bei uns einen guten Klang. Seit Erscheinen der deutschen Uebersetzung von „Anna Karenina" auf dem Büchermarkte sind nicht viel mehr als $2^1/_2$ Jahre vergangen, und in dieser Zeit hat sie nicht nur längst die zweite Auflage erlebt, sondern es sind auch schon fast sämmtliche Werke Tolstoi's übersetzt, die russische Literatur ist bei uns Mode geworden und eine förmliche Uebersetzungswuth aus dem Russischen hat platzgegriffen; sogar eine, in vielen Beziehungen recht verdienstvolle, deutsch geschriebene russische Literaturgeschichte (von Reinholdt) ist erschienen.

Neuerdings macht sich aber bei uns gegen das Russische eine gewisse Reaction bemerkbar, und im Großen und Ganzen vielleicht mit Recht. Dieselbe entspringt sowohl unserem berechtigten nationalen Selbstgefühl, als auch einer Uebersättigung an dem nicht immer gleich gut verdaulichen Lesefutter aus dem Osten. Es ist dem deutschen Leser nicht zu verdenken, wenn er das Fremde von sich abzuwehren sucht, sobald er merkt, daß es seiner Gesundheit nicht bekömmlich ist, oder wenn das Fremde mit allzu aufdringlicher Geschäftigkeit an ihn hinantritt; und diesen Charakter zeigt leider die bei uns aufgekommene Literaturmache; nicht nur, daß ohne Auswahl und Geschmack Jedermann, der etwas Russisch versteht, alles Mögliche, was in seinen Besitz gelangt oder von einer fragwürdigen russischen Kritik gelobt worden ist, übersetzt, so gut und schnell und billig er kann, sondern unsere eigenen Schriftsteller scheinen schon gar nichts Erfolgreiches mehr schreiben zu können, ohne daß die Handlung in Rußland spielt, oder der Held, die Heldin oder sonst Jemand dort gewesen oder von dort her ist.

Daß solche russische Wirthschaft endlich, selbst dem geduldigen deutschen Leser überdrüssig wird, ist ihm nicht zu verdenken. Schade dabei wäre nur, wenn man, wie solches so leicht geschieht, wie man sagt, das Kind mit dem Bade ausschütten würde. Die eigentliche russische Literatur ist im Vergleich zu der unsrigen und der anderen großen westeuropäischen Völker nicht nur sehr jung, sondern auch, trotz der Menge von Namen und Büchern, die uns genannt werden, noch sehr arm, ebensowohl der Zahl, wie auch der Mannigfaltigkeit nach. Wie das ganze social-nationale Leben Rußlands und seine Geschichte einfacher, an Beziehungen, Ueberlieferungen, Gliederung, Bewegungen und Regungen ärmer ist, als die der westlichen Völker, so auch seine Literatur im Großen und Ganzen. Dies gilt von seiner Volks-, wie von seiner Kunstpoesie. Seine sogen. „Bylinen" sind in der Literaturgeschichte Alexander von Reinholdt's oft reichlich so interessant und kostbar, als in ihrer eigenen rohen und ungeschliffenen Gestalt. Dem Russen sind sie freilich ein Schatz, wie jedem Volke seine nationale Ueberlieferung; aber der Russe hat, wie Jeder weiß, einen genügsamen Sinn, wenn's sein muß, und daneben versteht er es vortrefflich, das Wenige, was er hat, von der besten Seite zu zeigen. In dieser Hinsicht könnten wir manches von ihm lernen.

Wenn nun auch das nationale und sociale Leben des russischen Volkes eine gewisse Armuth an Mannigfaltigkeit zeigt, so müssen wir andererseits auch wieder gerechterweise zugeben, daß es vielfach die Größe der Einfachheit zeigt —: und so auch seine Literatur. Seine Volks- und Kunstpoesie besitzt einige Perlen und Kleinode, wie die viel reicheren Volks- und Kunstpoesien der westlichen Nationen sie nicht besitzen. Dies können und müssen wir als Wahrheit den Russen zugeben; dem Slavophilen wird es zu wenig dünken; dann müssen wir eine Steigerung der Achtung gegen sein Haus ihm selber überlassen. Wir Deutschen im Bewußtsein dessen, was wir sind und was wir haben, brauchen unseren Nachbarn zur Linken und zur Rechten die ihnen gebührende Achtung weder neidisch zu versagen, noch ihnen eine tiefere Verbeugung zu machen, als sie verdienen.

Es ist den Russen jedenfalls nicht zu verdenken, wenn sie stolz sind auf ihren Tolstoi: In seinen Romanen, Erzäh-

Digitized by Google

lungen und philosophisch-religiösen Schriften hat nicht nur der tiefinnerste Sinn, das Weh und der Drang der russischen Volksseele, sondern der unbefriedigte Geist unserer ganzen modern-skeptischen Zeit überhaupt seinen treffendsten Ausdruck gefunden. Man verkennt den Geist Tolstoi's vollständig, wenn man ihn als einen russischen Heißsporn auffassen wollte; Goethe im „Faust" ist im Wesentlichen viel mehr Deutscher, als Tolstoi in seinen sämmtlichen Werken, den großen Roman „Krieg und Frieden" und einige der „Kriegsbilder aus Sebastopol" vielleicht ausgenommen, Russe ist. Er liebt sein Volk und sein Vaterland, aber er sieht und beurtheilt Alles vom Standpunkte der allgemein christlichen Moral und der modernen wissenschaftlichen und socialen Bildung; die deutsche, englische, französische und italienische Literatur, Philosophie und Aesthetik haben an seiner Bildung einen reichlich so großen Antheil, als die specifisch russische Cultur, wenn wir von einer solchen überhaupt reden können. Tolstoi ist an Schulung und Bildungselementen ein Westling; seine Moralphilosophie ist mehr evangelisch-christlich als griechisch-othodox; Russe ist er nur seiner Geburt, seinem Patriotismus, seiner Sprache nach. Stoff und Charaktere seiner Dichtungen, mit wenigen, meist nebensächlichen Ausnahmen, sind allgemein giltige und vorhandene, objectiv wahre und rein menschliche; nur Ort, Gewandung und Sprache sind daran russisch. Mit Ausnahme der oben genannten kenne ich keine Erzählung Tolstoi's, wo Schauplatz und Handlung nicht ebenso wohl an irgend einem Orte Deutschlands oder Frankreichs mit entsprechend geringer Veränderung in der Staffage und etwas stärkerer im Colorit hätte sein können. Der Roman „Anna Karenina" konnte sich in Berlin, Paris oder London genau ebenso abspielen, wie in St. Petersburg und Moskau; die Dolly Oblonskaja und ihre Schwester Kitty, selbst die Heldin, haben ihre Ebenbilder und Schwestern in der ganzen Welt; die Novelle „Die Kosaken", trotz ihres starken kaukasischen, fast asiatischen Colorits, konnte genau ihren Verlauf mit fast denselben Charakteren nur mit verschiedenen Drum und Dran in Tyrol, oder den Pyrenäen, oder auch in manchem weltabgelegenen Fischerdorfe der Ost- oder Nordseeküste nehmen. Ganz ebenso die neuesten, im letzten Jahre von Tolstoi veröffentlichten Aeußerungen seiner Dichtermuse.

Es sind dies vor Allem drei Werke, zwei Erzählungen, „Cholstomer" und „Der Tod des Iwan Iljitsch", sowie ein Drama, „Die Macht der Finsterniß". Außerdem ist diesem letzten Bande der bisher herausgegebenen Werke Tolstoi's das Bruchstück „Die Dekabristen" beigefügt, welches aber seiner fragmentarischen Beschaffenheit halber trotz großer Schönheiten im Einzelnen keinen eigenen Werth besitzt, vielmehr einen literargeschichtlichen für die Schaffensweise des Dichters und ganz zumal für die Entstehungsgeschichte seines Romans „Krieg und Friede". —

„Cholstomer", eine schon ältere, aber jetzt erst im Druck erschienene Erzählung, ist die Geschichte eines Pferdes. Wenn seit Jakob Grimm die Annahme zur feststehenden Regel geworden ist, daß das Thierepos nur das dichterische Product eines noch in naiver Kindheit und in unmittelbarer Anschauung der jungfräulichen Natur sich befindenden Volkes sein kann, nicht aber das eines Kunstdichters, so ist Tolstoi's „Cholostomer" als eine Ausnahme von dieser Regel zu bezeichnen. Thatsächlich hat er, ein so modern gebildeter Geist wie nur Einer, in dieser Geschichte eines Wallachs, zum Theil von diesem selbst erzählt, ein Thierepos geschrieben, welches unserem alten „Reineke Fuchs" an unmittelbarer und naiver Naturanschauung, sowie an treffender, ebenso naiver Charakterisirung in nichts nachsteht. Die reine, kindliche Lust am Fabuliren scheint hier wie dort das erste Motiv des Erzählers gewesen zu sein. Da ist nichts von kalter, bewußter, witzig oder satyrisch sein wollender Allegorie; das Thier ist und bleibt Thier; unser menschliches Sittengesetz und Rechtsgefühl findet auf dasselbe nicht die geringste Anwendung. Freilich, Tolstoi's Dichtergenius ist durch und durch moralphilosophisch, und diesen seinen eigentlichsten Charakter vermag er auch in dieser Thiergeschichte nicht zu verbergen. Er tritt, je weiter nach dem Schlusse hin, immer deutlicher und energischer hervor. Einmal philosophirt sogar der Wallach über die absonderlichen Anschauungen der Menschen in Betreff ihres Eigenthumsbegriffs; allein solches Moralisiren zeigt auch der älteste niedersächsische Dichter der Reinekefabel, der an allegorischen Zügen und satyrisch-moralischen Hinweisen auf damalige Zeitverhältnisse, wie etwa das Mönchswesen, noch unendlich viel reicher ist. Ohne diese einmaligen Betrachtungen des Wallachs über menschliche Einrichtungen, die allerdings als ein Aus-der-Rolle-Fallen desselben zu bezeichnen sind, findet sich in der eigentlichen Fabel nichts von Abschweifungen nach dieser Richtung hin. Der moralphilosophische Dichter zeigt sich nur in der Charakterisirung und Schilderung der für das Schicksal des Wallachs maßgebenden Menschen. Und wie natürlich, wie selbstverständlich ist das!

In Tolstoi ist der Dichter mit dem Sittenlehrer so innig verwachsen, daß man beide gar nicht von einander zu trennen vermag. Mehr oder weniger ist jeder Dichter, der sich die Darstellung des menschlichen Lebens, zumal das seiner Zeit, zum Gegenstande wählt, immer zugleich Moralphilosoph, sollte und möchte es wenigstens sein, da er sonst seinem Leser nichts weiter als Wasser reicht. Denn der eigentliche belebende dichterische Geist ist eben nichts Anderes, als sein moralphilosophischer Gehalt. Tolstoi aber, kann man nun sagen, ist nur seiner Sittenlehre wegen Dichter; diese ist ihm der Zweck seiner Kunst; die Poesie ist für ihn nur das Mittel zur Verbreitung seiner sittlichen Ideen. Dabei ist er zugleich so sehr Dichter, daß seine ganze Sittenlehre wieder zu Poesie wird; der Dichter und Moralphilosoph durchdringen sich in ihm dermaßen, daß man den Einen ohne den Anderen nicht verehren kann. Man kann mit seinen Gefühlen über ihn in Conflict gerathen, indem man sich gezwungen fühlt, die Gewalt und Schönheit seiner Sprache, Darstellungsweise, Charakteristik zu bewundern, also alle die eigentlichen dichterischen Eigenschaften, während man zugleich oder bei längerem Nachdenken den ideellen Gehalt als mit den eigenen Anschauungen oder mit den Lebensgrundsätzen engerer oder weiterer Kreise, die für Einen selbst maßgebend geworden sind, nicht in Uebereinstimmung, für dieselben sogar unbequem und bedrohlich findet. In diesem Falle werden und müssen wir mit dem Moralphilosophen auch den Dichter fallen lassen, uns von diesem in gleichem Maße wie von jenem entfernen. Denn mit den moralphilosophischen Gesichtspunkten werden und müssen sich bei Beurtheilung der Werke Tolstoi's auch die poetischen verschieben. Sprache, Schilderung, Charakteristik und die Fügung der Handlung müssen uns in gleichem Maße schief, verzeichnet, gezwungen, unwahr erscheinen, da sie, jede einzeln und alle zusammen, mit logischer Consequenz zu demselben Resultat, zu jener sittlichen Idee führen. Reißt uns dennoch der künstlerische Apparat zu bewundernder Anerkennung hin, so liegt der Widerspruch nicht so sehr bei Tolstoi, als vielmehr in unserem Urtheile, in unserem Willen; unser Gefühl ist alsdann nicht nur von dem Dichter gefangen genommen, sondern auch unbewußt, unwillkürlich Verehrer und Anhänger des Sittenlehrers Tolstoi geworden. Nur unser, von anderen Lebensbedingungen abhängiger Wille wehrt sich, auch diesem Letzteren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und wir brauchen doch in dieser Abwehr der Tolstoi'schen Ideen gar nicht so ängstlich zu sein; dieselben erscheinen nur in unserer, von socialistischen und nihilistischen Gespenstern durchhuschten Zeit revolutionär und gefährlich; thatsächlich sind sie nichts anderes als eine Anwendung der alten ethischen Grundsätze des reinen Christenthums auf unsere Zeit und unsere modernen Lebensverhältnisse.

„Cholstomer" also ist, wie gesagt, die Geschichte eines Pferdes, dessen Unglück es ist, mit einem gescheckten Fell an's Licht der Welt gekommen zu sein; bei Seinesgleichen, den Pferden, wird er dieses Umstandes halber für schön gehalten, nur nicht bei den Menschen. Er ist auch im Uebrigen nicht nur ein schönes, sondern sogar ein ganz ausnehmend vortreffliches und edles Pferd dem Blute wie auch seinen Fähigkeiten nach. Aber seine Farbe gereicht ihm zum Unglück; ihretwegen wird er zum Wallach, geht durch die Hände verschiedener Be-

Digitized by Google

sitzer, gelangt dennoch zu hohem Ansehen und Preise, wird von dem Herrn, den er am meisten liebt, zu Grunde gerichtet, kommt immer weiter herunter, wird vom Menschen und den jüngeren Pferden verachtet, von Letzteren nicht nur gehänselt, sondern beinahe umgebracht, erzählt ihnen seine Lebensgeschichte, sieht seinen alten Herrn noch einmal wieder, wird dann vom Schinder abgeschlachtet, und endlich der Fraß von Hunden, Geiern und Wölfen.

Wundervoll sind die Schilderungen des Lebens der Pferde auf der Weide, die Charakteristik einiger derselben, ihr Verhältniß zu einander, zu ihren Hütern und Herrn, der Tod des Wallachs, ferner eine Familienscene bei Wölfen, kurz, die ganze eigentliche Thierfabel. Und dabei ist Alles durchaus eigenartig, ohne Nachahmung irgend eines Vorbildes, als nur desjenigen der Natur. Tolstoi zeigt sich hier in die Thierseele ebenso tief eingedrungen, als gelegentlich seiner bekannten Romane und Erzählungen in die Seele des Menschen. Und von seiner Meisterschaft in der Kunst, des Menschen Seele zu kennen und zu schildern, hat er einen neuen, herrlich gelungenen Beweis abgelegt in der Erzählung „Der Tod des Iwan Iljitsch".

Diese Erzählung wird unseren Lesern vielleicht schon durch eine unlängst veröffentlichte Uebersetzung bekannt geworden sein. Gibt nun auch diese die sprachliche Schönheit des Originals nicht im Entferntesten wieder, so wird der Leser doch auch empfunden haben, daß Iwan Iljitsch in seinem Leben und Sterben nur dem Namen und sonstigen Aeußerlichkeiten nach ein höherer russischer Beamter ist; er wird in seiner allernächsten Nähe genug Menschen kennen, die Iwan Iljitsch in Neigungen, Bestrebungen, Lebenssorgen und eingebildeten Freuden, Ehren und Erfolgen genau so gleichen, wie ein Ei dem anderen. Das Sterben wird man nicht so genau und eingehend beobachtet haben, um darüber zu einem so bestimmten Urtheil gelangt zu sein, wie Tolstoi. Wird man ihm hier gern Glauben schenken und Nachfolge leisten wollen? Schwerlich im Ernst. Ein solcher Ernst setzt zu viel moralischen Muth voraus, der gerade unserer Zeit und unserem Geschlechte am meisten fehlen soll.

Tolstoi ist kein Dichter eines eitlen Ehrgeizes noch eines literarischen und materiellen Erfolges wegen, sondern er ist es wie die Propheten des alten Bundes, wie die Apostel, Märtyrer und alten Kirchenlehrer des ersten Christenthums, im reinsten, heiligsten Eifer, aus Menschenliebe und doch mit der größten Strenge gegen sich und Andere, um desjenigen willen, was er für Wahrheit hält, was er als Wahrheit erkannt zu haben vermeint. Er sieht und erkennt, wie Jeder, den das Leben gereift hat, nur Jammer und Elend im modernen menschlichen Dasein, und wäre es das scheinbar glücklichste. Aber das macht ihn nicht zum fatalistischen und quietistischen Pessimisten, wie so Viele unter uns Neueren, — davor behütet seinen starken Geist die Kraft und Gesundheit seines, keine grobe Arbeit scheuenden, vielmehr durch tägliche Uebung solcher gestählter Körper —, sondern er forscht nach den Quellen dieses Uebels und findet sie nicht außer uns, nicht in der Gottheit oder in deren Nichtvorhandensein, sondern er findet sie in uns modernen Menschen selber, zumal in unserer sogenannten gesellschaftlichen Bildung. Ihren Einrichtungen, ihrem Dünkel, ihren Vorurtheilen, ihrem Zwange hat er den Krieg erklärt und diesen bisher in allen seinen Werken unzweifelhaft sieg- und erfolgreich geführt.

Den gewaltigsten Verstoß gegen das Gewissen der modernen Gesellschaft hat er gethan im „Tod des Iwan Iljitsch". Wie die Geisterhand im Festsaale des Königs Belsazar hat er hiermit das Menetekel an die Wand unserer modernen Salons geschrieben. Werden wir es auch bei uns als giltig anerkennen? Werden wir uns darauf beschränken, in dieser einfachen Erzählung nur ein meisterhaftes Dichterwerk zu bewundern, über das sich vortrefflich disputiren läßt? Werden wir in diesem, mit seinen Bauern mähenden, ihren Rock und selbstgefertigte Wasserstiefeln tragenden, Holz sägenden und dabei dichtenden Grafen nichts weiter sehen, als ein großes „Genie" und daneben nur einen fanatischen Mystiker oder von einem Spleen besessenen sonderbaren Schwärmer? Aber was wollte Tolstoi in dieser Erzählung geben? Ein Kunstwerk nach traditionell ästhetischen Grundsätzen oder eine Idee? Ich glaube, es kam ihm mehr, nein ausschließlich auf die letztere an, wie es auf sie im Wesentlichen, bewußt oder unbewußt, der ganzen, sich neuerdings immer mehr bahnbrechenden Richtung der Natürlichkeit auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens ankommt. Der Pessimismus einer solchen Natürlichkeitsrichtung hat auch das Ziel vor Augen, die Wahrheit zu erkennen und durch deren möglichste Erkenntniß die Menschheit zu befreien und zu erheben, aber bei nüchternem, offenem Auge; er verabscheut und bekämpft deshalb den ästhetischen Optimismus, der aus Furcht, unserem Auge mit dem hellen Lichte wehe zu thun, uns durch klare Erkenntniß unserer wirklichen Lage verzagt zu machen, uns durch ästhetische Opiate beständig in einer Art von somnambulen Zustande zu erhalten strebt.

Diesem somnambulen Sich-in-Sicherheit-Fühlen der modernen Gesellschaft gilt der Weckruf Tolstoi's. In dem sterbenden Iwan Iljitsch zeigt er uns ja einen solchen erst auf dem Todtenbette zum Nachdenken und Bewußtsein über sich selbst und das wirkliche Leben gelangenden somnambulen Gesellschaftsmenschen.

Einige wollen in Graf Leo Tolstoi eine revolutionäre Kraft entdeckt haben. Wie wenig er ein Revolutionär im Sinne der Nihilisten, Demagogen und Anarchisten ist, trotz seines Kampfes gegen die moderne Gesellschaft, das erhellt nicht nur aus allen seinen früheren Schriftwerken, sondern ganz zumal aus der dritten, hier noch zu besprechenden Dichtung, dem Drama „Die Macht der Finsterniß", in welchem er sich nicht der Gesellschaft der Gebildeten, sondern den untersten Schichten des Volkes zuwendet. Der ungebildete, rohe „arme Mann" ist durchaus nicht sein Ideal, wie man schon hat behaupten wollen. Er ist kein Feind der Rechtsordnung in der menschlichen Gesellschaft, sondern ein Feind der in dieser aufgekeimten, üppig aufgesprossenen und jene Ordnung selbst in ihrer guten Wirkung lahm legenden Auswüchse, Entartungen, Vorurtheile, kurz, jedes wie sonst zu benennenden Unkrauts. Nirgends in seinen Schriften stellt er den ungebildeten, gemeinen Mann höher als den gebildeten; wohl aber sympathisirt er zuweilen mit ihm, nicht, weil er ungebildet ist, sondern weil er noch nicht verbildet ist, weil er noch vielfach naturgemäßer, einfacher und unverdorbener lebt und empfindet, als Jener, auch meistens leichter empfänglich ist für das Gute, Schöne und Wahre. Ob sich Tolstoi in dieser Beziehung nicht im Irrthume befindet — darüber wollen wir hier mit ihm nicht rechten; auch andere, genaue Beobachter und Kenner des gemeinen Mannes in Rußland schreiben demselben allerdings ganz hervorragend treffliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens zu.

Lesen wir dagegen das genannte, bisher einzige Drama Tolstoi's, so finden wir darin eine vollständig objectiv gehaltene Darstellung des russischen Muschiks, etwa so, wie man sie während und durch eine Verhandlung vor den Schranken eines Schwurgerichtes nicht anschaulicher und unparteiischer zu gewinnen vermöchte; aber auch ebenso schonungslos, ebenso scheinbar nur der Wahrheit, der Klarstellung des Rechts- und Thatbestandes wegen. Würde die in diesem Drama abgespielte Handlung Gegenstand einer gerichtlichen Verhandlung sein, so würde schwerlich der für das sittliche Schamgefühl der Zuhörer oder Zuhörerinnen besorgteste Vorsitzende Gelegenheit nehmen, die Oeffentlichkeit auszuschließen. Die russische Censur hat aber auch Rücksicht auf die schwachen Nerven der Unterthanen des Czaren genommen, da sie nicht nur die Aufführung auf sämmtlichen Bühnen des Reiches, sondern sogar seinen buchhändlerischen Vertrieb innerhalb der Grenzen desselben verboten hat. Für schwache Nerven hat Tolstoi dies Drama allerdings nicht geschrieben.

Die in demselben gepredigte Moral ist schon in einem Theil des Titels ausgesprochen; dieser lautet vollständig: „Die Macht der Finsterniß" oder „Bei eingeklemmter Kralle ist das

Digitized by Google

ganze Vögelchen verloren," was etwa soviel bedeutet wie unser „Gib dem Teufel einen Finger, so nimmt er die ganze Hand". Also mit einer hervorragend neuen und originellen Idee haben wir es hier keineswegs zu thun; eigenartig und in ihrer Art schön zu nennen, ist nur die Weise, wie jene zum Austrag und zur Wirkung gebracht wird.

Die Handlung spielt in und vor einem russischen Bauernhause in einem großen Kirchdorfe. Handelnde Personen sind der Besitzer dieses Hauses, der wohlhabende Bauer Peter, und seine Familie, sowie sein Knecht Nikita und dessen Familie. Peter, ein schon älterer kränklicher Mann, wird von seiner putz- und genußsüchtigen zweiten Frau Anißja, die mit jenem Knechte eine Liebschaft unterhält, vergiftet. Der Sterbende wird auch von ihr noch seines Geldes beraubt, damit nach seinem Tode sie mit ihrem Buhlen im Besitze der Wirthschaft zu bleiben vermag. Bald darnach heirathet die nunmehr verwittwete Bäuerin den Knecht, muß aber bald erfahren, wie der zum Bauerngutsbesitzer gewordene Nikita, ein ländlicher Don Juan, der schon vorher ein anderes junges Mädchen verführt, aber jede ernste Beziehung zu ihr seinem frommen Vater gegenüber eidlich abgeleugnet hat, auch mit seiner jetzigen Stieftochter Akulina ein Liebesverhältniß anknüpft. Diese Akulina, ein etwas schwachsinniges, schwerhöriges, zu Lebzeiten ihres Vaters ziemlich arbeitsames und gutwilliges junges Geschöpf, beginnt jetzt, von dem leichtsinnigen und scheinbar wirklich in ihre Jugend verliebten Nikita durch Geschenke, Putz und Vergnügungen verwöhnt, mit diesem gemeinschaftlich die Bäuerin Anißja, die sie als ihre Stiefmutter nie geliebt, auf's Unbarmherzigste zu verfolgen, ja, in ihrem eigenen Hause fast zu einer Sklavin zu erniedrigen. Nikita, zur Arbeit schon immer unlustig, wird gründlich faul, kümmert sich um die Wirthschaft so gut wie gar nicht und treibt sich mit Akulina in der Stadt und in der Kneipe umher. Im dritten Act ändert sich wieder die Sache. Die Folgen des unsittlichen Verhältnisses zwischen Nikita und Akulina bleiben für Letztere nicht aus; ehe solches ruchbar wird, soll Akulina unter jeder Bedingung verheirathet werden. Für Geld und gute Worte findet sich auch ein gutgläubiger Bräutigam für sie. Da, gerade zur Zeit dieser Verlobung schenkt sie einem Kinde das Leben. Dieser Umstand soll natürlich vor dem Verlobten und vor der Welt verhehlt, nein, gänzlich verwischt werden. Wie ist das anders zu erreichen, als durch Beseitigung des Kindes? Und Nikita versteht sich dazu. Unterm Zwang der Verhältnisse, unter Zureden und Beihülfe der Anißja und der Matrëna (seiner Mutter, des bösen Principes in diesem Stück), ermordet er auf die jammervollste Weise sein eigenes Kind.

Diese furchtbare Scene hat Tolstoi in zweierlei Gestalt bearbeitet; zuerst als auf der Bühne vor den leiblichen Sinnen der Zuschauer vor sich gehende Handlung, in ihrer nackten haarsträubenden Abscheulichkeit, also für eine öffentliche Aufführung einfach unmöglich; sodann in einer Scene, worin der Vorgang der eigentlichen Handlung hinter die Coulissen verlegt ist; aber wir hören und sehen sie fast selbst durch die Ohren und die Unterhaltung der zehnjährigen Anjutka mit Mitritsch, einem alten, bei Nikita in Dienst stehenden Arbeiter.

Jetzt ist freilich der bisher so leichtsinnige und übermüthige Nikita ein verlorener Mann. Seine Frau Anißja ist wieder Herrin im Hause; Akulina's Hochzeit wird vorbereitet. Das böse Gewissen, das Wimmern seines von ihm ermordeten Kindes treibt Nikita ruhelos umher; so trifft ihn sein Vater, der von Herzen fromme und von dem Dichter trefflich gezeichnete alte Bauer Akim, und unter dessen Beistand und Ermahnungen legt Nikita ein reumüthiges Bekenntniß seiner Schuld vor den versammelten Hochzeitsgästen ab, will sogar die seiner Frau und seiner Geliebten auf sich allein nehmen. Er wird von dem, auf der Hochzeit mit anwesenden Landreiter sogleich verhaftet. —

Damit endigt dies merkwürdige Drama, diejenige Dichtung Tolstoi's, über die ich mit meinem Urtheil am wenigsten in's Klare zu kommen vermag. Charaktere, Dialog, Gang, Aufbau und Entwickelung der Handlung, Alles ist von einer geradezu verblüffenden Einfachheit und Lebenswahrheit, und doch — ich muß gestehen, als Erzähler erscheint mir Tolstoi größer, denn als Dramatiker. Was ihm an diesem fehlt, — das läßt sich in kurzen Worten nicht sagen, wohl aber nach einer Aufführung des Stückes, die freilich in Deutschland wohl kaum zu erwarten, in Rußland aber zunächst von der Censur verboten ist.

Shakespeare in Nöthen.

Von Siegmund Feldmann.

Seitdem Wolfram von Eschenbach und seine ritterlichen Sangesbrüder in's Grab gestiegen sind, ist das Dichten ein bürgerliches Metier geworden, und mit dieser Thatsache mußten bis vor noch kurzer Zeit selbst Talente wie der Graf Anton Auersperg und der Edle Nimbsch v. Strehlenau rechnen, indem sie eine Mesalliance mit einem gar nicht hoffähigen Pseudonym eingingen. Erst die letzten Jahrzehnte haben hierin wieder eine Wandlung gebracht, und fast möchte man glauben, daß dies mit dem ungeahnten Aufschwung des Rennwesens in Deutschland zusammenhängt. Seitdem die Pferde zu so hohen genealogischen Ehren gelangt sind, daß sie auf den Turfberichten mit allen „Quartieren" verzeichnet werden, haben die poetischen Gentlemen-Riders eben auch dem mythologischen Flügelroß eine gesteigerte Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen. Metrische Hindernisse zu nehmen, ist ein sehr vornehmer Sport geworden, und die Zahl Jener, die dabei den bürgerlichen Poeten um einige Strophenlängen zuvorgekommen sind, nicht mehr unbeträchtlich. Auf die Dauer muß diese Concurrenz den plebejischen Talenten gefährlich werden. Die Mittel im Kampfe sind zu ungleich. Langes Haar ersetzt einen langen Stammbaum nicht, und das kleinste Fideicommiß trägt mehr als der größte Sonettenkranz. Während der Poet aus dem dritten Stande arbeiten muß, um seine herkömmliche Dachkammer zu bezahlen, kann der Aristokrat warten, bis er in der Stimmung ist, die Muse vorzulassen. Dann klingelt er. Der Kammerdiener erscheint und bringt auf silberner Platte eine goldene Lyra, die natürlich mit dem Familienwappen geschmückt und mit Saiten bezogen ist, zu denen die Därme der herrschaftlichen Schafe das Material geliefert haben. Es ist also Poesie eigenster Fechsung, welche jedes Plagiat ausschließt. Nun ergreift der Gebietiger die Lyra und dichtet, bis die Glocke im Schloßhof zum Diner ruft oder bis er genug hat, und selbst wenn er des Unsterblichen zuviel gethan und sich überdichtet hat, nimmt er keinen Schaden. Dann wirft sich der hochgeborene Herr auf seinen weißgeborenen Schimmel und jagt hinaus in den grünen Wald, wo er im edlen Waidwerk wieder Ruhe für die künstlerisch erregten Nerven findet.

Auf einem solchen Ritte mag nun dem Baron Rudolf v. Gottesheim ein Wilddieb begegnet sein. Jedem anderen Baron böte dies höchstens den Anlaß, die Hülfe der Forstpolizei in Anspruch zu nehmen. Nicht so dem Baron v. Gottesheim, der ein Dichter von Gottesgnaden ist. Ihm fällt in diesem Augenblicke sein College Shakespeare ein, der ja auch einmal Wilddieb gewesen sein soll, und — wer vermag zu enträthseln, wie Kette und Einschlag sich im Poetenhirn zum Gewebe schlingt! — ehe das reichvergoldete Gitterthor sich hinter dem gnädigen Herrn wieder geschlossen hat, ist der Plan zu einer Schöpfung fertig, die Leben und Leiden des großen Briten darstellen wird. Dem Plane ist auch die Ausführung gefolgt, und nunmehr gehört „William Shakespeare, Drama in einem Act" von Rudolf Baron Gottesheim*) dem eisernen Bestande der deutschen Nationalliteratur an. Ich halte es für meine Pflicht, hier auf dieses Werk aufmerksam zu machen, dessen Werth und Schönheit sich Niemandes Sinn verschließen wird.

Die Handlung des nur achtzig Seiten langen Einacters

*) Prag, Verlag von Heinrich Mercy.

Digitized by Google

spielt sich im „Eberkopf", jener Londoner Taverne ab, in welcher Shakespeare das Urbild seines Falstaff, den sehr ehrenwerthen Sir John Wanst of Oldcastle, kennen gelernt hat. Trotz dieser und anderer vornehmer Bekanntschaften geht es aber dem armen Dichter sehr schlecht. Während im Globetheater die Première seines „König Heinrich" stattfindet, verkündet uns Julia, die Tochter des Eberwirthes Horty, was dem Autor bevorsteht:

Verlassen soll er heute noch das Haus,
Weil er den Miethzins nicht bezahlen kann.
Der harte Vater will es so.

Allein Julie hat ein gutes Herz und sucht aus dem harten Vater einen weichen Vater zu machen:

Bedenket doch die kalte Jahreszeit,
Die Sonn' erkühlt —

— jedoch Horty hat kein Verständniß für das Erkühlen der Sonne. „Entweder zahlt er, oder er muß fort", ruft der Eberwirth und verläßt mit seinen Sprößling die Scene.

Nach dieser musterhaften Exposition, die sofort den tragischen Kern herausschält und zugleich unser Mitgefühl für den Helden wachruft, erscheint dieser selbst „mit einem Manuscripte in der Hand", das ihm viel Aergerniß verursacht. Er „soll ändern, streichen, dies und das", so verlangt es der Director — aber was kann dadurch aus dem Stücke werden?

ein Stück für eine Gauklerbühn'! —
O! Shakespeare! Shakespeare! 's ist zu viel, wann wird
Dein Jammer enden?! — — (Sich ermannend.)
Doch fort mit Ehrgeiz, eitlem Traumgebild,
Das Leben will sein Brod, es muß geschehn. (Er streicht.)

Ich weiß nicht, wie lange er streicht, aber ich stelle mir die Wirkung dieses Bildes auf der Bühne himmlisch vor. Shakespeare, unsterbliche Gedanken streichend, dazu etwas Abendroth oder vielleicht fahle Blitze, die durch's Fenster leuchten: das muß jeden Gebildeten zu Thränen rühren. Glücklicherweise gelangt Shakespeare bald zu einer Stelle, die zu beseitigen sein ausgehungerter Künstlergeist sich sträubt. Er schleudert — „und komme, was da will" — das Manuscript zur Erde, worauf ein Monolog anhebt, der nicht nur durch Ideentiefe, Großheit der Empfindung und Schwung der Sprache, sondern auch dadurch an den „Faust"-Monolog gemahnt, daß der Held durch die von außen hereinklingenden Verse eines Chorliedes unterbrochen und umgestimmt wird. Hier sind es lustige Gesellen, die zu Liebes- und Zecherfreuden rufen, und nachdem Shakespeare seiner Entrüstung über diese wüsten „Erdenlaute", diesen „Unflath und Schmutz" Ausdruck gegeben, findet er plötzlich, daß „so roh das Lied ist, spricht es wahr". Er sieht ein, daß seine bisherigen „Träumereien" ihm auf diesem „schmutz'gen Erdball" nicht frommen; er bekommt Appetit, schreit nach „Feuerwein" und wird so laut, daß schließlich Horty von dem Lärm herbeigezogen wird. Shakespeare bestellt bei ihm gleich ein auserlesenes Mahl:

Mit Braten, Obst und selt'nen Fischen,
Mit Wein, in den sich Perlen mischen!
Hab' lang schon, lang schon nichts gegessen,
Bin todtenmatt vom Sternemessen.
Ja, ja; der Mensch nur ist des Menschen Freund.
Was hilft das Sternenheer, ach, das nur scheint!

Ich frage ebenfalls: was nützt das Sternenheer, ach das nur scheint? Nichts nützt es, und da Horty ganz derselben Ansicht ist, fordert er vorerst kategorisch Bezahlung. Wie vorauszusehen, wird Shakespeare durch diese prosaische Auffassung einer so poetischen Situation höchlich überrascht und elegisch gestimmt:

An Zahlung freilich hab' ich nicht gedacht;
Als Mensch nur sucht ich Menschen wieder,
Das All ist todt; es hört nicht meine Lieder.

An diese durch dessen Tod einigermaßen entschuldigte Schwerhörigkeit des Alls reiht sich nun eine Scene, in der die Geister aufeinanderplatzen und der Genius Gottesheim's seinen kühnsten Flug in Aetherhöhe unternimmt. Horty droht dem Dichter, ihn „zur Stund" hinauszuwerfen; Shakespeare „rollet wild die Brau'n"; Horty nennt ihn einen Lump und Gaukler und Dieb; Shakespeare, „höchst erregt die Fäuste ballend" fordert Widerruf, und da ihm dieser verweigert wird, gelangt er endlich zu der richtigen Erkenntniß, um wieviel der Aufenthalt in der freien Natur einem Gasthause vorzuziehen sei, indem für jede Kleinigkeit gleich Geld verlangt wird. Unnachahmliche Verachtuung spricht aus seinen Worten:

Ha! ha! bei Wesen solcher Art, wie dies,
Wollt' Frieden ich, Erleicht'rung finden?
Warum sucht' ich auf Fluren nicht, in Wäldern,
Nach Herzen und nach Seelen edler'n Schlag's?!
Was hat das Wesen vor, das keck sich nennt,
Die Krone der erschaff'nen Dinge?
Zeigt Lieb' nicht auch zum Kind der wilde Aar
Und schnäbelt nicht in Lieb' das Turteltaubenpaar?
Und folgen ihren Herr'n die Hunde nicht in Treu'
Und kennt nicht Großmuth auch der königliche Leu?!
Ja edler sind sie noch als dieses Menschenthier,
Die Wesen insgesammt in Luft und Waldrevier.
Der Adler tödtet nie, wie oft der Mensch sein Kind,
Die Tauben schnäbeln nie, die fremd einander sind,
Dem Herrn folgt jeder Hund, zu jeder Zeit in Treu'
Und Großmuth reute nie den königlichen Leu! —
Verstand ha! und Vernunft, mit denen Menschen gleißen,
Sind nur ein Wärwolfszahn, einander zu zerreißen!

Es gehört wahrlich nicht viel Verstand und Vernunft dazu, um nach diesem herrlichen zoologischen Essay von der so oft angezweifelten wissenschaftlichen Bildung Shakespeare's überzeugt zu sein. Leider zahlt man mit Bildung keine Schulden, und darum muß er in den sauren Apfel beißen und mit dem Director über die Aenderungen in seinem Stücke ein zweites Mal berathen. Er kehrt mit einem wenig befriedigenden Ergebnisse zurück:

— — Ach ja, hier soll ich ihn
Erwarten. Sprechen wird beim Glase Wein
Er näher über die Comödie — „vielleicht
Das sich 'was machen läßt" — so sprach er, ja,
Was machen läßt, was machen läßt, ha! ha!

Ha! ha! Da ist wirklich komisch. Was soll sich da machen lassen? An den Werken eines Classikers läßt sich gar nichts machen, insbesondere nicht am „Sommernachtstraum", um den es sich hier handelt. Höchstens, daß man ihm einige Schlußverse anhängen kann, und dies beeilt sich Shakespeare nun auch zu thun, während draußen die Sphärenmusik fortklingt, wie es in der Anmerkung heißt. Damals gab es nämlich in den Wirthshäusern noch keine Militärmusik, sondern Sphärenmusik, was auch viel billiger war. Bei dieser Thätigkeit wird unser Held durch Julien gestört. In dem keuschen Busen dieses Mädchens ruht ein Schatz von Gemüth, was wir bisher nicht gewußt und weshalb wir sie unterschätzt haben. Nun aber erfahren wir, daß sie ehemals Shakespeare geliebt und ihn dann verlassen habe, „da Glost, der Heuchler" sie „gefunden". Sie bereut diese Treulosigkeit jetzt umsomehr, da Glost der Heuchler sie seitdem wieder verloren hat. Allein die holde Jungfrau besitzt mindestens soviel Talent zum Lieben als Shakespeare zum Dichten, und darum ist es ihr auch gelungen, einen dritten Verehrer zu erobern: den armen Musiker John Watt. Hier beginnt nun die Tragödie der Herzen. Der alte Horty ist ein Unmensch, der in seinen jungen Jahren Hausknecht gewesen sein muß, denn er kann sich das Hinauswerfen nicht abgewöhnen. Erst Shakespeare, und nun soll auch John Watt daran. Von einer Verbindung mit diesem will er nichts hören, so sehr sich sein gutes Kind auch die Augen roth weint. Angesichts dieser betrübenden Sachlage zeigt sich Shakespeare's Seelengröße im hellsten Lichte. Trotzdem er Gatte einer vor Jahren verlassenen Frau und Vater zweier hungernder Kinder ist, liebt er Julie noch immer. Er schenkt ihr daher das

Digitized by Google

Manuscript des „Sommernachtstraum", damit Watt es in Musik setzen und damit Ruhm erwerben könne, und „stürzt schmerzbewegt ab."

So bedauerlich es ist, muß es doch gesagt werden, warum Horty seine Tochter dem Musiker weigert. Dieses Scheusal hält von der Kunst nichts, rein gar nichts, und darum hat er Julie dem Sir John Wanst zugesprochen, dem Urbild des Falstaff, dessen gerundete Figur sich heute zum ersten Male dem Londoner Publikum gezeigt hat. Sie hat Alle erlustigt, auch die Königin Elisabeth, welche jetzt mit Lord Southampton und einem Edelfräulein in der Gaststube erscheint, weil ein Rad ihres Wagens gebrochen ist. Ihre Majestät ist ganz begeistert von Shakespeare. Sie will ihn kennen lernen, ihn mit Ehren überhäufen, ihm ein Amt, nein, mehr noch, den Stoff zu einer Falstaffcomödie, den „Lustigen Weibern von Windsor" geben. Unterdeß ist der Sir Wanst selbst eingetreten. Auch er war im Theater, hat sich erkannt und schnaubt nun Rache:

Mit den Füßen durchbohr' ich den hündischen Schuft und laß'
Mit seinem Gedärm den Spazierstock mir überzieh'n
Und aus dem Schädel, den frechen, 'nen Spucknapf mir drechseln
Für den Werktagsgebrauch! 'nen Ehrenmann wie ich
Von solchem Ansehn und Umfang wagt er zu bringen
Auf's Brett, zum Spott und Gelächter der Menge — zu viel!
Wie einen Fäustling könnt' ich ihn wenden und streu'n
Auf's entblößte Gekröse Pfeffer und grobkörnig Salz!

Welche Kraft der Diction, welche Urwüchsigkeit des Ausdrucks! Wenn Gottesheim von der Muse mit keinem anderen Möbelstück als mit dem Spucknapf für den Werktagsgebrauch beschenkt worden wäre, bliebe er dennoch ein Dichter für den Sonntagsgebrauch des deutschen Volkes. Wanst ist aber nicht nur erbost über das Geschehene, er fürchtet auch fernerhin die Zielscheibe von Shakespeare's Witz zu sein:

Wie könnt' ich unschädlich nur machen den teuflischen Wicht?
Der sicher zum letzten Mal nicht mich so schmählich besang. (Denkt nach.)

Der arme Falstaff denkt die ganze dreizehnte Scene lang nach. Während der endlosen Spottreden seiner Zechcumpane ist er unbeweglich, „düster brütend dagestanden", und erst als Blackstone laut nach Sect ruft, „fährt er elektrisirt zusammen":

„Ha — Sect! — Er wärmt die Ingeweide"

Ich hätte hier „Eingeweide" vorgezogen.

Allein schließlich gelangen die Freunde Sir Wanst's zur Ueberzeugung, daß die Schmach, die ihrem Standesgenossen angethan worden, auch sie treffe, und da die Dichter, dies

Gezücht, das zur Aufgab' gemacht, durch Wort
Und Schrift zu bekämpfen die Lust, zu fördern Moral —

ihnen überhaupt ein Dorn im Auge sind, beschließen sie gemeinsam, Shakespeare unschädlich zu machen. Das Mittel ist sehr einfach. Sie wollen ihn durch Geldgeschenke bestimmen, seine edle Richtung aufzugeben und statt für der „langweiligen Weisheit Statt" für ihre Gauklerbühne, das „kürzerweil'ge Narrenhaus" zu schreiben. Vergebens erhebt sich Graf Essex in seiner ganzen Würde und warnt:

— Ein Mann,
Der Hamlet schrieb, trägt nie der Zote Schlepp! —

vergebens mahnen Andere von diesem Beginnen ab. Wanst und dessen Anhänger bestehen darauf, und jener ist seiner Sache so sicher, daß er auf die Hand der schönen Julie verzichten will, wenn der Plan nicht gelinge.

Wie wird nun Shakespeare, der sich in seiner Lage wohl bewußt ist, daß „Die Dichtkunst spinnt... und Pluto herrscht", die gefährliche Probe bestehen? O, kein Zweifel, er wird das freche Ansinnen zurückweisen; er wird ruhig weiter spinnen und die von Pluto dargebotene Zotenschleppe nicht aufnehmen. Aber Gottesheim ist ein Meister in der Verwickelung der Dramaschleppe; gerade wenn das Publikum nichts ahnt, kommt er mit einer neuen überraschenden Wendung, und so zieht er denn auch jetzt einen unerwarteten Trumpf aus der Tasche: Anna, die Gattin Shakespeare's erscheint mit ihren zwei Kindern. Dieser Anblick entfesselt einen Sturm in Shakespeare's Brust, an die er sofort seine Frau drückt. Er ist ganz glückselig und möchte ihr gleich „der Tiefen Demantheer" kaufen. Er erinnert sich jedoch rechtzeitig, daß er kein Geld besitzt, und angesichts der ihm soeben zugewachsenen Alimentationspflichten erscheint ihm dieser Mangel noch trostloser:

O Herz zerspring; — der Lohn für treue Lieb';
Zerspring, das Maß des bitt'ren Leid's ist voll,
Der Vater obdachlos, in höchster Noth,
Die Gattin weint, die Kinder schrei'n nach Brod!

Heutzutage würde man eine Collecte für eine solche Familie machen. Das Jahrhundert Elisabeth's aber war ein barbarisches Zeitalter ohne die geringste Schillerstiftung, und deshalb mußte sich Shakespeare den Vorschlag Blackstone's, für seinen Geschmack oder wenigstens gar nicht mehr zu schreiben, gefallen lassen. Der Kampf, den unser Held nun gegen die Lockungen des Geldes führt, ist ein Seelengemälde von erschütternder Wirkung, das in der ganzen Bühnenliteratur seinesgleichen sucht. Er wendet sich vorerst „verächtlich" und „entrüstet" ab, denn er will

— ohne Rast und Ruh
Bekämpfen Unmoral und schnöde Erdenlust
Und rein und kämpfend noch mit meiner Muse
Sterben —

aber schließlich überwindet angesichts des Jammers seiner Lieben die Noth den Hochflug der Seele und gepeinigt entschließt er sich zum Abschied von seiner Muse:

Leb', Muse, wohl, verhüll' dein Angesicht,
Ich brauche Brod für Weib und Kind, doch du
Bist arm wie ich — du beu'st nur Himmelslicht.

So sind die Musen alle; sie bauen immer nur Himmelslicht. Zum Glück ist aber die Königin nicht so. Diese tritt nun aus dem bergenden Winkel der Gaststube hervor, lüftet den Schleier und damit ihr Incognito, spricht goldene Worte über Dichterwerth und mit hoheitsvoller Geberde winkt sie dann Shakespeare zu sich, dem sie mit den Worten:

„Knie nieder denn — Shakespeare — den Schmuck hier nimm
Zum Angedenk von deiner Landesfrau —"

ihre goldene Halskette umhängt. Damit nicht zufrieden, krönt ihn die Landesfrau zum Angedenk noch mit einem Lorbeerkranze, was auf Horty einen großen Eindruck macht, denn „im Hintergrunde legt er Wattens und Juliens Hände ineinander". Selbst Sir Wanst bleibt nicht unberührt; er wird „unwillkürlich auch in eine Art weihevolle Stimmung versetzt und gegen den Dichter anscheinend nachsichtiger gestimmt." Trotz der ungewöhnlichen Schwierigkeit dieser mimischen Aufgabe findet er dennoch die Kraft, in die Worte auszubrechen:

Ihm sei verzieh'n — vergessen all mein Leid,
Ward ja durch Falstaff auch John Wanst Unsterblichkeit.

Mit diesem versöhnlichen Ausklange schließt das Stück. Das Stück wohl, aber nicht das Buch. Immer originell, hat der Autor seinem Werke noch Varianten der ersten und der letzten Scene beigefügt, so daß das Publikum jetzt wählen kann. Bei einer Aufführung des Dramas müßten natürlich die Varianten mitgegeben werden, wovon sich die deutschen Theaterdirectoren eine große Wirkung versprechen dürfen. Jedenfalls hat Gottesheim, dieser König unter den Dichtern, den Kärrnern der Zukunft Stoff zur kritischen Polemik geboten: die Nachwelt kann nun mehrere Jahrhunderte lang streiten, welche Form vorzuziehen sei. Nur mit großer Mühe widerstehe ich der Versuchung, auch aus diesen Varianten Proben mitzutheilen; allein das Gegebene, so dürftig es ist, genügt, um unsere Bewunderung hell aufflammen zu lassen. Es ist ein Werk voll Poesie, sittlichen Ernstes und erhabenen Schwunges, eine Arbeit, welche die strengsten Maßstäbe verträgt und geradezu an ihren Stoff, an Shakespeare selbst gemahnt. Ja, wenn der unsterbliche William heute von den himmlischen Gefilden auf seinen Jünger herabsähe, müßte er, von Stolz und Freude erfüllt, den Ausspruch Alexanders des Großen variiren und sagen: Wahrlich, wenn ich nicht Shakespeare wäre, wollte ich der Herr Baron Gottesheim sein!

Digitized by Google

Die Entstehung der modernen Operette.

Von Paul Marsop.

(Schluß.)

Man nehme ein Werk Monsigny's, des ersten namhaften Meisters der nationalfranzösischen Oper, etwa den „Déserteur" zur Hand. Die Grundstimmung der Musik ist die einer behaglichen, des Lebens und des Sonnenlichtes frohen Weltfreunde, untermischt mit dem mehr sinnenden als sehnsüchtigen Ton altfranzösischer Romanzen, mit einem Klang aus dem zarten Minnewerben der Trouvères. Der Esprit ist hier noch nichts mehr als eine leise vorschmeckende Würze. Wie feine Luftbläschen auf dem Spiegel eines vollen Kelches, so huschen hier sacht die zierlichen Schaumperlen graciöser Scherzes über die Oberfläche der Partitur hin. Dem naiven Monsigny folgt Grétry, welcher über seine Kunst ernsthaft nachdenkt und seine Werke im Einklang mit wohlbegründeten Theorien auszugestalten sucht, wie er solche in seinen „Mémoires" niedergelegt hat. Von seinen in bestimmter, oft schlagender vocaler und instrumentaler Charakteristik entworfenen Tonbildern heben sich hier und da besonders bemerkenswerthe Züge ab — harmlose und nicht unzutreffende Anmerkungen eines Mannes, der recht gut weiß, daß ihm die Natur Geist gegeben hat und der auf ein besonders gelungenes „mot" auch wohl durch ein discretes Räuspern vorbereitet.

Ihm schließt sich dann Boieldieu an, der Mozart der opéra comique. Ueber der Freude an dem Reichthum seiner Erfindung im Lyrischen hat man seinem außerordentlichen Talent, den musikalischen Conversationston zu entwickeln, nicht die genügende Beachtung geschenkt. Boieldieu's Werke, und zwar nicht erst die späteren Meisterschöpfungen des „Jean de Paris" und der „Dame blanche", sondern bereits seine früheren Arbeiten wie „Toralme et Tuluar" und der „Calife de Bagdad" liefern in hervorragender Weise die Belege dafür, daß der frische dramatische und im engeren Sinne lustspielmäßige Zug, welcher durch die gesammte opéra comique geht, ebenso sehr auf Rechnung des der Fabel so hurtig und sicher folgenden, sie jeweilig auch trefflich stützenden Componisten, wie des gewandten Librettisten zu setzen ist. Ersterer liefert nicht allein die bald nur — aber selten am unrechten Orte — eingelegten, bald erweiterten und nach Maßgabe der Situation als Grundlage für den Aufbau reichgegliederter Formen verwendeten „Chansons", er unterstreicht auch die dramatischen Pointen und sorgt vor Wendungen, von denen eine nachhaltiger wirkende Ueberraschung zu erwarten ist, für die nöthigen Kunstpausen. Und es gehört sicherlich nicht weniger dazu, einen Witz geschickt zu insceniren als ihn hinzuschreiben. Durch Einführung knapper, mitunter schon ganz prickelnder Rythmen macht Boieldieu die musikalische Lustspielsprache erst recht flüssig. Er ist bereits auf allerhand stilistische Feinheiten bedacht; er spinnt einen Gedanken etwas länger aus, als es die Handlung zu erfordern scheint — nicht etwa, weil er dem „absoluten Musiker" in sich eine besondere Freude bereiten will, sondern deshalb, weil es ihn reizt, den Zuhörer zu necken, ihn ein wenig ungeduldig zu machen und hinterher durch verdoppelte Liebenswürdigkeit zu versöhnen. Er bricht eine wohlangelegte Periode unvermuthet in der Mitte ab, keineswegs, weil ihm die Fähigkeit fehlt, sie in harmonischen Verhältnissen zu Ende zu führen, als deshalb, weil er unsere Neugierde spannen will, um uns sodann durch einen neuen Gedanken in veränderter Bewegung mit um so größerer Treffsicherheit zu ergötzen. Er ist der Erfinder des musikalischen Anakoluth. Doch alle diese kleinen und größeren Künste werden mit Unbefangenheit und Decenz vorgebracht; wir bekommen nichts zu hören, was sich nicht in den Zusammenhang des Ganzen einordnet. Es ist das Kunstwerk, welches bei Boieldieu unsere ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Der Autor bleibt noch im Hintergrunde. Sein esprit beflügelt seine Bühnenphantasie, schmeidigt die mannigfach wechselnden Kunstformen, beschleunigt das musikalische Lustspieltempo. Aber er ist discret. Er tritt nie für sich allein heraus.

Mit Auber vollzieht sich die große Umwandlung: der esprit emancipirt sich und strebt darnach, unabhängig von dem Gesammtgefüge der Oper Geltung zu erlangen. Auber war vorzüglich, aber einseitig veranlagt. Er verfügte über eine üppig sprudelnde, scheinbar unversiegliche Quelle musikalischer Einfälle, Einfälle unterschiedlicher Art, liebenswürdige, schalkische, auch wohl einmal leicht sentimental angehauchte — aber doch eben nur Einfälle. Die außerordentliche Fülle derselben verleitete und verleitet heute noch Manchen dazu, sein Talent zu überschätzen, zu vermeinen, erst mit Auber sei die opéra comique auf ihrem Gipfelpunkte angelangt. Wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen und glauben, daß das Höchste der Gattung durch Boieldieu in der „Weißen Dame" geleistet worden ist.

Auber besaß eine gewisse Routine im musikalischen Satz, aber er vermochte es nicht, wie die Meister vor ihm, in größeren, breit sich auswachsenden Formen etwas Ganzes zu geben, geschweige denn diese Formen weiter zu bilden. Den Heutigen dünkt er anregender als jene, weil sich seine Farben bislang ziemlich frisch erhalten haben — was nicht bei jedem Genremaler vorkommt —, weil er schon mehr modernen Geist in sich verkörpert. Denn er hat nicht nur seine landsmännischen Vorgänger, er hat auch den italienisch-musikalischen Weltmann Rossini zur Voraussetzung. Er ist eine der ersten eigenartig individualisirten und doch in vieler Hinsicht typischen Erscheinungen, in denen sich der besondere Pariser Geist, wie er sich in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts herauszuarbeiten beginnt, lebendig erweist. Boieldieu, auch zum Theil noch Hérold und Adam sind national-französische, Auber ist im engeren Sinne ein Pariser Componist. Trifft er den richtigen Localton in der Schilderung des Elementes der Metropole, welches auch dem weniger international Gesinnten sympathisch und anmuthend erscheint, des geweckten, arbeitssamen und stets munteren Pariser Kleinbürgerthums, so ist er auf der anderen Seite als erster maßgebender musikalischer Vertreter des esprit der Boulevards anzusehen. Wie die geistreiche philosophische „Maxime" des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche selten ohne Zusammenhang mit einem System auftritt — sofern sie nicht gar wieder ein neues im Keime in sich schließt — im neunzehnten Jahrhundert sich zu dem glänzenden, verblüffenden, aber von der Person des Causeur-Boulevardier kaum abzulösenden „mot" abschleift, so wird die fein illustrirende Anmerkung der älteren opéra comique zu dem pikanten musikalischen Feuilletonwitz Daniel François Esprit Auber's. Er trug nicht umsonst den verhängnißvollen Vornamen. In seinen Bühnenwerken kommt das Allgemein-Menschliche nur insoweit zur Geltung, als ihm durch das Pariserische kein Abbruch geschieht. Die weitaus größere Zahl der von ihm und seinem unvergleichlichen Mitarbeiter Scribe geschaffenen Figuren haben den gleichen eleganten, aber conventionellen Zuschnitt, die gleiche Politur der „capitale", die gleiche Kühlherzigkeit, den gleichen, je nach Umständen galanten oder sarkastischen weltstädtischen Witz. In Folge dessen fesseln sie nur als Einzelgestalten nicht übermäßig, und sind ihrer viele und oft vor unseren Augen vorübergezogen, so gewahren wir, daß der Componist — wenn auch, ohne es zu wollen — mit all seinen Mitteln und Mittelchen, mit den scharfen harmonischen Würzen, mit den immer freigebiger gehäuften rhythmischen Pikanterien mehr sich als den handelnden Personen ein Relief gibt. Sind die Heldinnen und Helden der älteren opéra comique ihrerseits nicht allzuhäufig dazu angethan, unser Gefühl stärker in Mitleidenschaft zu ziehen, so vermögen sie es wenigstens über uns, daß wir ihnen als selbständigen, originell angelegten und eben dieser Anlage entsprechend dramatisch und musikalisch correct durchgeführten Charakteren, als Trägerin einer stets lebendig und frisch bewegten, musikalisch flott colorirten Handlung den gebührenden Zoll der Aufmerksamkeit schenken. Bei den späteren Opern, welche dem Zusammenwirken Scribe's und Auber's ihre Entstehung verdanken, fragt sich der Zuschauer kaum noch: wie

Digitized by Google

wird das Loos Dieses und Jener fallen, sondern: wie wird der Dichter den so überaus künstlich verschlungenen Knoten zu lösen wissen, welche Virtuosenstücke wird der Componist wohl anwenden, um dem so verwickelten Intriguengespinnst musikalisch beizukommen? Und siehe da, Auber scheint nur auf eine solche Frage gewartet zu haben, um vorzutreten, seine weltmännische Verbeugung zu machen und uns in seiner graziösen Manier zu erklären, daß er ganz ohne jede Hexerei, nur vermöge seiner unfehlbaren Schlagfertigkeit, die größten Schwierigkeiten besiegen werde.

Besiegt er sie wirklich?

Nur scheinbar. Allerdings häufen sich die musikalischen Pointen zusehends. Die unaufhörlichen Sprühfunken guter Einfälle im Orchester, die geistreichsten vocalen Paradoxe auf der Bühne jagen sich in Hast, lassen den Hörer kaum zur Besinnung kommen. Ist diese rastlose Geschäftigkeit das Anzeichen einer gesteigerten, innerlichen musikalischen Lebensfülle?

Nein. Die Musik spielt in den Werken Auber's, insbesondere in denen seiner letzten Periode, eine äußerlich zwar glänzende, thatsächlich jedoch untergeordnete Rolle. Der esprit hat das Libretto zur vollständig ausgeführten comédie erweitert, er hat die ehedem sorgsam entwickelten Formen der opéra comique zersetzt. Es entsprach sich vollkommen, daß Auber für sein Theil nicht die Kraft besaß, Gedanken in weiter verzweigten, dramatisch-polyphon gehaltenen Durchführungen aufzurollen und daß er durch den Librettisten in zunehmendem Maße eingeengt wurde. So wurde das Ende der opéra comique schmerzlos und kampflos herbeigeführt.*)

Ohne besondere Mühe wären die schließlich nur noch lose verbundenen Theile auseinander zu trennen. Auf der einen Seite erhielte man ein fertiges Lustspiel, welches nur noch einiger geringer Nachbesserungen bedürfte, um den guten, mitunter sogar den besten Leistungen der comédie an die Seite gestellt werden zu können. Auf der anderen Seite bliebe uns ein Bündel unter sich entweder durch recht schwache Bänder verknüpfter oder gänzlich zusammenhangloser Gesangsstücke in den Händen, welche, wenn man sie ihres moderneren harmonischen und rhythmischen Aufputzes entkleidet, sich als nichts anderes darstellen, als die elementaren Dinge, aus welchen sich die ersten Schöpfungen der Gattung zusammensetzten: als die simple Tanzmelodie, die anspruchslose alte Romanze, das beliebig oft zu wiederholende, auf den Refrain hin zugespitzte Couplet. Es ändert in der Sache nichts, daß diese Stücke und Stückchen nicht immer gesondert auftreten, sondern jeweilig mosaikartig aneinander gereiht sind: das Wesentliche ist, daß es an der organischen Gliederung fehlt.

Prüft man solche Partikeln im Einzelnen, so ergibt sich, daß gelungene und sehr schwache „Nummern" sich gegenüberstehen, daß raffinirt gearbeitete Stücke durch geradezu triviale abgelöst werden. Die Häufung des esprit führt gleichzeitig zur Ueberreizung und zur Erschöpfung. Hier greift die gewohnheitsmäßige Ausnutzung bewährter theatralisch-musikalischer Handwerkskunst Platz, dort geht das harmlose Couplet der älteren Schule allmählich in den gepfefferten Schlager der neueren Tage über. Die vordem so delicate Koketterie des Componisten wird zum dreisteren, in der Benutzung der Mittel nicht immer sonderlich wähleriſchen Werben. Schon lange verfängt der muntere Spott nicht mehr: der Text medisirt, und die Musik hat hin und wieder bereits einen Anstrich von Frivolität. Die feine Satire des Weltmannes wandelt sich zum Hohn des Blasirten. Nur noch ein Geringes — und die Grenze zwischen ironisirender und parodirender Darstellung ist überschritten. Neben den zerhackten Coupletrhythmen machen sich Tanzmotive breit, die sich durch kecke, aber wenig vornehme Bewegung kennzeichnen. Sie haben einen von den früheren nicht wesentlich verschiedenen Zuschnitt: aber sie lassen ein neuartiges, seltsames Fluidum in die Phantasie der Hörer hinüberströmen. Ein Duft wie von starken Parfüms geht vom Orchester aus und verbreitet sich im ganzen Theaterraume. Auf der Bühne wird schon bedenklich viel „chassirt"; hinter der Scene steht mit gespitzten Ohren der „Arrangeur", um die zum Contredanse etwa zu verwendenden Motive sich eilfertig zu notiren. Vortänzer im neupariser Geschmack sind die Sänger und Sängerinnen selbst; in den Finales wird sogar hier und da, zwar noch mit Eleganz und Behutsamkeit, aber doch unzweideutig cancanirt. Bereits im Jahre 1842 sagt R. Wagner: „Das, was jetzt für dieses Theater (die Opéra comique) geschrieben wird, gehört zu dem Schlechtesten, was je in den Zeiten der Entartung der Kunst producirt worden ist; wohin ist die Grazie Méhul's, Isouard's, Boieldieu's und des jungen Auber vor den niederträchtigen Quadrillen-Rhythmen geflohen, die heutzutage ausschließlich dies Theater durchrasseln?" Noch nicht genug damit: der Componist verfällt endlich gar in die Unarten und Widersinnigkeiten, um derentwillen die großen Opern Donizetti's und Verdi's so heftige Angriffe auf sich zogen: Versen, die einen heftig bewegten Gemüthszustand schildern, werden ohne Scheu banale Walzermotive untergelegt.*) Die opéra comique, welche in ihrer Blüthezeit vor Allem auf Wahrheit bedacht gewesen war, erklärt sich nunmehr für dramatisch bankerott.

Entartet wie sie ist, wird sie zur Operette. Alle die Besonderheiten, in welchen wir die Symptome des Verfalles der Kunstart erkannten, dürfen jetzt als die charakteristischen Merkmale des neuen „Genre" gelten. Es blieb nur noch übrig, daß hinfällig gewordene conventionelle Gerüst einfach zu beseitigen, es unverhohlen auszusprechen, daß man auch den äußeren Anschein des musikalischen Lustspiels nicht mehr aufrecht erhalten wolle, nachdem es mit demselben thatsächlich vorbei war. Hatte man sich dazu entschlossen, so war nichts mehr nöthig, als die zurückbleibenden Reste zusammenzufegen, sie ein wenig durcheinander zu rühren — und die Mischung durch den auch in seinem Verfalle nicht versagenden esprit zu beleben. Denn das Couplet im neuen Stil, das Cancanmotiv, der von der Satire in die Persiflage hinüberspielende Zug: das sind die Hauptfactoren der Operette.**)

Der, welcher sich der beschriebenen, nicht sehr reinlichen Aufgabe unterzog, war F. Hervé. Wie Auber als Großvater, so hat Hervé — und nicht Jacques Offenbach — als Vater des Kunstwildlinges zu gelten. Seine ersten, in den „Folies concertantes" vorgeführten Piècen tragen schon mit selbstbewußtem Lächeln die parodistische Tendenz zur Schau, weisen bereits jene Kleinmusik auf, welche das, was sie be-

*) Auber, der Autor der „Diamants de la Couronne" und Auber, der Componist der „Muette de Portici" sind auseinander zu halten. Wirkte der Meister in der opéra comique, Alles in Allem genommen, destructiv, gelangt er hier schließlich dazu, das Ganze in die einzelnen Theile aufzulösen, so hat er dagegen durch die letztgenannte Schöpfung die „große Oper" gekräftigt und zugleich ihre Leistungsfähigkeit um ein Wesentliches gesteigert. Hinsichtlich der freieren Ausgestaltung des nicht nur „verbindenden", sondern auch die Handlung schrittweise fortführenden Recitativs, hinsichtlich des energischeren Herausarbeitens musikalisch-dramatischer Chorwirkungen ist die „Stumme" ihren Vorgängern auf gleichem Gebiete weit überlegen. Die Fortschritte, welche diese Partitur bekundet, kamen nicht nur Paris und gewiß nicht Meyerbeer allein zu Gute. Ist somit das Werk für die Geschichte der Oper und des Musikdramas von der außerordentlichsten Bedeutung, so gibt es uns doch einen viel weniger klaren Begriff von der Individualität Auber's, wie manche seiner an sich musikalisch erheblich schwächeren Productionen auf dem Felde der Conversationsoper. — Durchweg liebenswürdig und künstlerisch ausgerundet tritt uns seine Persönlichkeit im „Maçon", dem Meisterwerke seiner ersten Periode, entgegen.

*) Vergl. den Gesang der Angela im 3. Act des „Domino noir": „Flamme vengeresse".

**) Im Vorbeigehen wollen wir des bescheidenen und gut begabten Albert Grisar gedenken. Namentlich seine Einacter, unter welchen wir „Bonsoir, monsieur Pantalon" und „Le chien du jardinier" als besonders gelungene musikalische Bluetten hervorheben möchten, sind als nicht ganz unwichtige Zwischenstationen auf dem Wege zur Operette erwähnenswerth. In ihnen vermag die gefällige Musik dem oft recht burlesken und frivolen Texte noch hier und da ein Paroli zu bieten.

Digitized by Google

handelt, zu gleicher Zeit verzierlicht und verzerrt — vergleichbar den Illustrationen witzhaschender Zeichner, welche einem monströsen Kopf mit fratzenhaftem Ausdruck einen Kinderleib und zwerghafte Gliedmaßen anfügen. Hervé fand zuerst den Ton, welchen dann allerdings weiterhin Offenbach mit unvergleichlich größerer Sicherheit beherrschte. Ueber dem Größeren wurde der Kleinere bald vergessen. Hervé war eben nur ein Talent und nicht einmal ein besonders ausgiebiges, während Offenbach zu den erfindungsreichsten Musikern zu rechnen ist, welche jemals in Paris die Feder zum Componiren angesetzt haben. Daß seine Begabung der eines Auber kaum nachsteht, dünkt uns unzweifelhaft; daß aber, selbst wenn er von der Aufgabe der Kunst andere Vorstellungen gehabt haben würde, als er sie in Wirklichkeit an den Tag legte, ein „zweiter Auber" aus ihm geworden wäre, glauben wir mit Fug und Recht bestreiten zu können. Man pflegt in der Regel dort anzufangen, wo ein Anderer aufgehört hat. Als Auber aufhörte, stand er vor der Thür der Operette. Hervé öffnete dieselbe und Jacques Offenbach ging hinein.

Der morsche Stamm der opéra comique ist zusammengebrochen. Bis die Wurzeln nicht wieder zu Humus geworden sind, wird wohl am gleichen Platz nichts Starkes herauswachsen. Indessen sind noch einige, freilich nicht sehr lebenskräftige Triebe um den Rumpf herum emporgeschossen. Ueber diese bleibt uns, da wir mit dem Vorliegenden unsere Betrachtungen über die historisch-musikalische Entwickelungsgeschichte der Operette abschließen, noch ein Wort zu sagen.

Der Selbständigste der Nachtreter Auber's ist George Bizet. Jenem jedoch ist er stark verschuldet. Will man sich davon überzeugen, so halte man die „Habanera" der „Carmen" gegen das Einleitungs-Trio des „Domino Noir": in beiden Stücken findet sich das gleiche, nervöse, chromatische Trippeln, in beiden entgeht der Componist mit knapper Noth dem Schicksal, sich zu „encanailliren" — vielleicht hat der jüngere Meister noch einige Körner Paprica mehr daran gewendet. Immerhin ist „Carmen" unstreitig die geistvollste Opernpartitur, welche seit „La part du Diable" (1843; Berlioz „Benvenuto Cellini" erlitt bereits 1838 seine erste Niederlage) in Frankreich geschrieben wurde. Aber wie die Titelheldin zwischen ihren unterschiedentlichen Liebhabern, so schwankt der Stil des Werkes zwischen Pathos und Ungebundenheit.

Auch Délibes hat noch einige Tropfen Auber'schen Blutes in sich. Sein „le roi l'a dit" beweist dies am deutlichsten. Später naschte er von den verbotenen Früchten Berlioz' und R. Wagner's. Das bekam ihm nicht. Vor die Alternative gestellt, sich für das sehr schwere oder das sehr leichte Operngenre zu entscheiden, wählte er das — Ballet. Das bekam ihm sehr gut.

Noch einer wurde auf die Bahn des Experimentirens getrieben. Jules Massenet hat in seiner „Nanon" den Versuch gemacht, eine Brücke zwischen der opéra comique und dem neuen Musikdrama zu schlagen. Eine Nothbrücke, wie jede Leistung eines schämigen Talentes, welches nicht die Kraft hat, originell zu sein, und, um es mit Niemandem zu verderben, vorgibt, zwischen Gegensätzen vermitteln zu wollen. Es war ein Glück für den Autor, daß er auf dem schwankenden Stege nicht stehen blieb: die rücksichtslos anstürmenden Zeitwellen würden ihn sonst mit demselben hinweggespült haben. Inzwischen hat er sich an dem flachen, durch keinen Sturm bewegten Tümpel der „Académie nationale de musique" niedergelassen; fischt er dort auch keinen Ruhm, so fischt er wenigstens Tantièmen.

Von dem Componisten des „Danse macabre", welcher à ses heures Bach, Beethoven, Wagner und Saint-Saëns in einer Person vorzustellen beliebt, ist in diesem Zusammenhange nicht zu reden. Er hat kein Bühnentemperament. Hätte er's, so würde er sich selbst auf die Scene gebracht und sich selbst applaudirt haben.

Es sind noch einige jüngere Talente vorhanden, welche unschlüssig zwischen dem Trümmerhaufen an der Place Boieldieu und den Bouffes parisiennes hin und her spazieren. Sie haben zu wenig Begabung, um das Andenken Auber's wiederaufleben zu lassen und zuviel Anstand, um sich ganz der Operette in die Arme zu werfen. Sie können nicht leben und wollen nicht sterben. Doch das wird ihnen nichts helfen. Man stirbt in Paris leichter als anderswo. Besonders wenn man keine Aussichten hat.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Albert Niemann.

(Schluß.)

Wie Niemann seit der Rückkehr aus Paris von Jahr zu Jahr in höhere Ruhmesregionen stieg, wie mit seinem Erscheinen in Berlin 1864 eine neue Epoche, eine neue Anschauung des dramatischen Gesanges begann, wie er überall für Wagner eintrat; wie er in dem Bayreuther Festspiele 1876 als Sigmund eine wahre schöpferische Leistung des Darstellers und Sängers bot, die nicht mehr erreicht ward, selbst von Künstlern, deren Stimme schöner klingt als die seinige; wie er trotz der Abnahme der Klangkraft noch immer das Publikum in Spannung und Erregung zu versetzen und zu halten weiß; wie er als Sechsundfünfzigjähriger nach Amerika ging, und dort, in dem Lande, wo das reine Stimm-Material am meisten gesucht und am besten bezahlt wird, dennoch solchen Enthusiasmus erregte, daß seine Wiederkunft mit den glänzendsten Anerbieten erbeten (und von ihm zugesagt) ward; Alles das haben unzählige Zeitungen unzählige Male erzählt. Hier möge nur eine noch unbekannte Thatsache, eine schöne Erinnerung an den unglücklichen hochherzigen König Ludwig II. Erwähnung finden.

Im Februar 1864 sang Niemann den „Lohengrin" in München. Der damalige achtzehnjährige Kronprinz Ludwig besuchte zum ersten Male eine Oper. In der Burg Hohenschwangau hatte er seine Kinderjahre verlebt, dort war sein jugendliches, zum romantischen Schwärmen geneigtes Gemüth von den an die Burg geknüpften Sagen des Schwanenritters erfüllt worden; und nun sah und hörte er zum ersten Male eine Oper, und all seine Gedanken und Gefühle fanden in dieser Musik und diesen Worten ihren Wiederhall! Der Eindruck war ein für sein Leben entscheidender! Drei Tage nach Niemann's Abreise starb der regierende König. Ludwig II. bestieg den Thron und berief sofort Rich. Wagner in seine Nähe. Aber auch des Lohengrin-Sängers vergaß er nicht, sandte ihm sein Portrait und schrieb ihm am 16. Februar 1866 einen eigenhändigen Brief, worin er der Freude, den großen Künstler bald in seiner Hauptstadt begrüßen zu können, in wahrhaft dichterischen und dabei herzlichsten Worten Ausdruck gab. Hier sei noch bemerkt, daß Niemann sich der besonderen Gunst aller gekrönten Häupter erfreute, trotz seiner äußerlichen demokratischen Neigungen und seiner strammen Haltung. Der König Georg V. gab ihm alle möglichen Beweise huldreichster Zuneigung, obwohl er sich 1864 mit einem gewissen Zur-Schau-tragen der von der hannoverschen Regierung sehr mißgünstig betrachteten Bewegung zu Gunsten Schleswig-Holsteins anschloß; und ich war 1879, als wir während eines Wohlthätigkeitsconcertes in die Kaiserl. Loge befohlen wurden, Zeuge des sichtlichen Wohlgefallens, mit dem Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin Niemann ansprachen.

Meine persönlichen Beziehungen zu Niemann haben die sonderbarsten, jedoch angenehmsten Wandlungen erfahren. Wir trafen uns zuerst 1856 in Wiesbaden am Spieltische und liebten uns nicht sonderlich, aus verschiedenen Gründen, deren Darlegung hier zu weit führte. Er war offenbar gegen mich mißgestimmt. Nur einmal, als wir uns auf der Straße begegneten, und ich ihm eine Bemerkung über die Duellscene in

Digitized by Google

den „Hugenotten" aussprach, meinte er freundlich: „Hören Sie, das ist richtig, daran hab' ich noch nicht gedacht." Dann sahen wir uns jahrelang nicht und trafen uns in Baden-Baden — wieder auf demselben Felde, wie in Wiesbaden. Er studirte damals „Tristan und Isolde" mit Franz Mannstedt, meinem jungen, treuesten Freunde und Schüler, dem allgemein geachteten ehemaligen Capellmeister des Philharmonischen Orchesters, jetzt des Hoftheaters in Wiesbaden; er hatte offenbar auf Niemann zu meinen Gunsten gewirkt, denn dieser benahm sich ungemein höflich und rücksichtsvoll. Niemann hatte die Forellenfischerei in Gernsbach gepachtet, und wenn nicht das Studium Wagner's oder der Spieltisch ihn beschäftigte, stand er ganze Tage mit den hohen Stiefeln im Wasser und fischte, „um den Leuten in Baden-Baden die Forellen theuer zu machen." 1874 trafen wir uns in Berlin in Gesellschaft, er bat mich, ihm Clavierunterricht zu geben (Mannstedt war in Mainz), damit er sich doch einigermaßen begleiten könne. Diese Aufgabe zu erfüllen gelang nun eben nicht; aber ich erinnere mich noch heute mit Freuden, wie eifrig Niemann sich in die Schönheiten Mozart'scher Musik einweihen ließ, wie oft er Sarastro's Gebet „O Isis und Osiris", das ich für ihn gesetzt, mit höchster Begeisterung spielte. Auch seine Rollen nahm er manchmal vor, und daß meine Bemerkungen ihn anregten, bewies eine Zuschrift vom 27. März 1875: „Habe dringend aus Götterdämmerung zu studiren zum bevorstehenden Wagnerconcert, das ist aber nur mit Ihnen möglich" u. s. w. Im Sommer desselben Jahres hatte ich Gelegenheit, den ganzen Niemann so recht kennen zu lernen, in allen seinen Eigenheiten und Sonderbarkeiten. Eine vierwöchentliche Fußwanderung durch die Schweiz führte mich nach Interlaken, der vorbestimmten Raststation. Im Hotel Ritschard wartete Herr * auf Niemann, sein glühender Verehrer und geschäftlicher Beistand in allerhand Speculationen. Unser Sänger und der treffliche Betz waren in Bayreuth bei den Vorproben des „Nibelungenringes" mitthätig; ein hier nicht näher zu erörternder Zwischenfall stimmte sie mißmuthig, Siegmund und Wotan entflohen dem Wahnfriedkreise. Niemann telegraphirte an jenen Freund, er möge für ihn und seine Frau (Raabe-Niemann) in Ritschard Quartier bestellen. Am zweiten Tage kam eine neue Depesche: „Nicht im lärmenden Hotel am Mode-Höhenweg, sondern im einsam abgelegenen Jungfrauenblick". Am zweitnächsten Tage ging ich hinauf, ihn zu besuchen. Das ebengenannte Hotel war vorzugsweise von vornehmen, die Stille suchenden Familien besucht. Als ich den Kellner nach Herrn Niemann fragte, wußte dieser nicht Bescheid, meinte jedoch, ein Herr, auf den meine Beschreibung paßte, sei vor einer halben Stunde angekommen, und säße an einem der umzäunten Tische im Freien. Ich ging suchend an etwa zehn solcher kleiner Umzäunungen vorüber, in denen leise sprechende, fein aussehende Einzelpaare oder Eltern mit Kindern saßen und den Eindringling mit scheuem Blicke betrachteten. Schon wollte ich umkehren, da erscholl vom letzten, einsamsten Tische her lauter Streit über eine unrichtig gespielte Karte — ich eilte nach der Richtung und richtig! gerade der schönsten Spitze der Jungfrau gegenüber saß Niemann im staubigen Reiseanzuge beim „Scat" mit jenem Freunde und einem Hofschauspieler, der auch zur Stärkung seiner ganz angegriffenen Nerven in Interlaken weilte. Niemann schimpfte auf die schlechten, alten Karten des Hotels, rief den Kellner und ließ aus seiner Reisetasche ein neues Spiel holen. Nach beendetem Scat begrüßte er mich herzlich, pries die Schönheiten der „Nibelungen" in begeisterten Worten, meinte, jetzt in der herrlichen Natur ginge ihm Manches erst so recht auf und schimpfte gleich hinterher auf Bayreuth. — Am nächsten Abend ging ich wieder hinauf, um vor der Weiterreise Abschied zu nehmen. Niemann war des Morgens auf die „Schynige Platte" gegangen, Frau Hedwig erwartete ihn — da kam ein Junge mit einem Zettel; auf dem stand mit Bleistift geschrieben: „Ich gehe noch von hier auf das Faulhorn; prachtvoll, prachtvoll, prachtvoll!" Nun verlangt die Wanderung von Interlaken auf die Platte fünf Stunden rüstigen Steigens, und der Weg von der Platte auf das Faulhorn ist ebenfalls mit fünf Stunden zu berechnen, und, wenn auch nicht gefährlich, doch an manchen Stellen nicht angenehm und festen Tritt verlangend. So hat Niemann an einem Tage zwei Höhenpunktpartien mit fast zehn Stunden Wanderung vollbracht. Später ging er über die Gemmy u. s. w. Noch im Jahre 1877, als ich über den oberen Steinberg nach Mürren und auf das Schilthorn ging, erzählte mein Führer von dem berühmten Sänger aus Berlin mit den langen Beinen, dem Keiner nachkommen konnte. —

Wir haben uns seither öfters begegnet, meistens am dritten Orte. Unsere Beziehungen sind freundlichste geblieben; doch gehörte ich nie zu den eigentlichen Besuchern des Hauses und war in den letzten acht Jahren nicht zehnmal daselbst.

Seinen künstlerischen Charakter lernte ich in den zwei kurzen Zeitläuften musikalischen Zusammenwirkens genau kennen. Sein Ernst, seine Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit im Studium der kleinsten Einzelheit sind unvergleichlich; wenn ihm Etwas ganz besonders gefällt, dann geräth er in einen wahrhaft verzückten Zustand. Als wir die oben angeführten Stücke aus der Götterdämmerung (Duett Siegfrieds mit Brunhilde, Siegfrieds Tod) studirten, befand er sich in immerwährender Aufregung, jauchzte bald, versank dann in Brüten. Zwanzigmal wiederholte er einen Tact, um den richtigen Ausdruck zu finden, gab sich dabei die wenigst schmeichelhaften Bezeichnungen, wenn ihm ein Ton mißglückte; es fehlte nichts, als daß er sich beim Kragen faßte und zur Thüre hinauswarf. Und nicht etwa nur beim Studium seines geliebten Wagner geht Niemann derart zu Werke; als er im Jahre 1879 einen Gesang von mir („Tragödie" von Heine) in einem Concerte vortrug, da probirte er so oft und jedesmal so lange, daß ich, der Componist, zuletzt die Anstrengung und Uebermüdung nicht mehr zu ertragen vermochte. Nur wer ihn bei solchen Studien beobachtete und die manchmaligen Reden in den kurzen Pausen nicht beachtete, der kann Niemann's Wesenheit ganz beurtheilen.

Was nun seine Kunst und deren Wirkung betrifft, so glaube ich das vorläufig am besten mit den Worten eines sehr unverdächtigen Zeugen darlegen zu können. Hanslick, der sich gewiß nicht sehr geneigt fühlt, einen Hauptvertreter Wagner'scher Partien zu preisen, sagt von Niemann's zweimaligem Gastspiele in Wien: „Seine Gesangskunst ist ziemlich primitiv, vom Standpunkte strengerer Technik darf man den Sänger Niemann einen geistreichen Naturalisten nennen." Einige Seiten weiter heißt es: „Das Haus war jedesmal zum Erdrücken voll, selbst bei Opern, die in gewöhnlicher Besetzung keine Zugkraft mehr üben. Ein Beweis, daß das Publikum, so kühl es sich gegen Niemann benahm und so eifrig es hierin von einem Theil der Journalistik bestärkt wurde, sich doch von Niemann wie von einem geheimen Zauber angezogen fühlte. — — — Nicht bloß das schöne Geschlecht. Wir haben Männer, die an Niemann's Gesang nie genug kritteln konnten, doch immer zu seinen Vorstellungen eilen sehen. Nach unbefangenem Eingeständniß all seiner musikalischen Mängel kommen wir immer zu demselben Resultate: das ist eine mächtige Persönlichkeit, ein Mann von seltenem Geist und Kunstverstand, bezaubernd in Allem, was ihm vollständig gelungen, interessant noch im Halbgelungenen."

Ich habe diesen treffenden Worten nur noch beizufügen: Niemann ist sich seiner Mängel vollkommen bewußt; keiner spricht unbefangener darüber, als er selbst. Aber: „Man muß mich eben nehmen, wie ich bin."

Notizen.

Allerlei Schicksale. Erzählungen von Wilhelm Berger. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Die Schönste von diesen Geschichten: „Ein Herz und eine Seele" kennen unsere Leser schon aus unserem Feuilleton. Berger hat dieser kunstvoll abgetönten, gemüthdurchleuchteten und vom sonnigsten Humor verklärten Alltagsgeschichte sechs verwandte und fast ebenbürtige kleine Erzählungen beigegeben, die uns den Verfasser als einen Meister der Feuilleton-Novellette zeigen, wie sie die Franzosen und Nordamerikaner neuerdings mit so vielem Glück pflegen. Auch an die Kunst Castelnuovo's gemahnt er in seinem Gemisch von scharfer Beobachtung und feiner Ironie. Es sind Menschen, deren Schicksale selten etwas Ungewöhnliches haben und deren Wesen wenig hervorragend ist, aber mit den einfachsten Mitteln weiß uns der Erzähler für sie zu interessiren und so zu fesseln, daß wir nur ungern die kurze Bekanntschaft beschließen. Menschen, bei denen uns wohl wird, dichterische Erfindungen, die uns vielleicht nicht immer über den Alltag erheben, doch tröstlich, versöhnend und wahrhaft erquickend.

Für's deutsche Haus. Blüthenlese von Daniel Sanders. (Berlin, S. Rosenbaum.) — Eine neue Anthologie, diesmal aber eine

Digitized by Google

durchaus eigenartige, die ihre Existenzberechtigung vollauf beweist. Es ist eine Blüthenlese aus der Bibel und den mustergiltigen griechischen und römischen Schriftstellern, wobei erstere als die Grundlage der Volks-, die alten Classiker als die Grundlage der höheren Bildung gedacht sind. Gewiß eine treffliche Idee, denn so beschränkt sind wir doch nicht, daß wir, wie die Slavophilen des Herrn Katkow, bloß eine nationale Bildung und nur auf unserem Boden gewachsenes Bildungsfutter gelten ließen. Die Bibel ist mit Recht unser volksthümlichstes Buch, und auch die Alten verdienen immer weitere Kreise geistig zu befruchten, denn welche reiche Schätze für die Bildung des Geistes, des Gemüthes und des Geschmackes liegen nicht in ihren Werken aufgespeichert! Man braucht nur in diesem geschmackvoll ausgestatteten Bande zu blättern, um an die edelsten Blüthen des Menschengeistes erinnert zu werden. Homer, Tyrtäos, Anakreon, Theokrit, Solon, Pindar, die Tragiker und Aristophanes eröffnen den Reigen der gottbegnadeten Sänger; Virgil, Horaz und Ovid schließen sich ihnen an und bieten uns ihr Bestes. Auch die Prosaiker glänzen in ihren gehaltvollsten Bruchstücken. Herodot's monumentaler Schilderung der Schlacht bei Salamis folgen Fragmente aus Thukydides und Platon, Demosthenes und Lucian, doch auch die Römer haben ihre feinsten Stilisten aufgeboten, und wir lesen das Beste aus Cäsar, Cicero, Sallust, Livius, Tacitus und Sueton. Der bewährte Herausgeber beweist aber seine Belesenheit und seinen Geschmack nicht allein in der feinsinnigen Auswahl, sondern auch durch die Form in der er sie bietet. Nur die Uebersetzer sind zugelassen, die es verstanden haben, möglichste Treue mit Schönheit der Sprache zu vereinigen, so daß uns diese auf fremden Fluren gereiften Erzeugnisse wie einheimische Producte gemahnen. Goethe, Schiller, Droysen, der alte Voß, W. v. Humboldt, Geibel, Platen, Wieland, Schleiermacher, wahrlich, eine stolze Schaar Vermittler der Weltliteratur! Auch Sander's selbst, wie wir schon aus seinen Gedichten wissen, ist ein formgewandter, geistreicher Uebersetzer; seine gereimte Verdeutschung des Sapphischen Gebets an die Liebesgöttin z. B. kann sich mit der schönen Grillparzer's in dessen Tragödie ebenbürtig messen. Altes und neues Testament endlich sind uns durch Luther, Herder, Mendelssohn u. A. vermittelt, ewige Wahrheiten und göttliche Worte, in deutschem Geiste wiedergeboren. Wir möchten diese an Trost und Erhebung, Wahrheit und Schönheit überreiche Sammlung in jedem deutschen Hause sehen.

Zur Moral der literarischen Kritik. Von Wilhelm Wundt. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Der Leipziger Professor der Physiologie gibt sich in dieser „moralphilosophischen Streitschrift" als eifrigsten Antikritiker der Kritik. Er wendet sich gegen eine in den „Preußischen Jahrbüchern erschienene Abhandlung von Hugo Sommer „Der ethische Evolutionismus Wundt's", worin freilich im falschen Auslegen, Unterschieben fremder Absichten und geradezu im Verdächtigen Erkleckliches geleistet war. Indem Wundt die Irrthümer und Geschmacklosigkeiten seines Gegners nachweist, zieht er der wissenschaftlichen Fälschung die Larve vom Gesicht und setzt die entstellte Wahrheit wieder in ihr Recht.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur von Ferdinand Gregorovius. Erster Band. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Der berühmte Geschichtschreiber der Stadt Rom eröffnet hier eine dankenswürdige Sammlung seiner zerstreuten Essays und Aufsätze, die so viel des Schönen, Neuen, Fesselnden enthalten. Die beiden Reisebeschreibungen über Sardes, die alte Hauptstadt Lydiens und aus der Landschaft Athens zeigen uns den meisterhaften Schilderer apulischer und lateinischer Gegenden auf der Höhe seiner Kunst. Die Aufsätze über Mirabilien der Stadt Athen und römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter bis in unsere Zeit — bekanntlich ist auch der Verfasser zum civis romanus ernannt worden — werden den Historiker, die Untersuchung über die Münzen Alberichs, des römischen Fürsten und Senator, werden den Numismatiker fesseln. Die Frage: Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? löst Gregorovius anders als Fallmerayer. Er glaubt, daß nur in beschränktem Sinne die Gothen Eleusis zerstört und höchstens das Vernichtungswerk der Christen fortgesetzt haben, und daß Alarich die Kunstschätze von Olympia schon stark geplündert und verfallen vorgefunden. Die deutschen Ausgrabungen haben denn auch gelehrt, daß nicht Menschenkraft, sondern nur ein Erdbeben die Säulencolosse des Tempels so in Reihen niedergestreckt haben kann. Endlich gibt er den in München aufbewahrten Bericht Gumppenberg's über die Eroberung und Plünderung Roms durch die Landsknechte 1527 wieder, der die bekannte Episode bei Benvenuto Cellini und andere Relationen werthvoll ergänzt. — Auch die soeben in 2. Auflage erschienenen „Lieder des Giovanni Meli aus Palermo", feinsinnig und gewandt übersetzt von Gregorovius, seien in Kürze erwähnt. Der Sicilianer war freilich kein Volksdichter in unserem Sinne, sondern ein gar stilvoller Schüler der Alten, doch ist auch seine Kunst meist natürlich und naiv und voll bezaubernder Anmuth.

Aus Frankreich. Bilder und Skizzen von F. C. Peterssen. (Berlin, J. Zenker.) — Das Verdienstvolle dieser gesammelten Aufsätze besteht darin, daß sie nicht etwa die zahlreichen Beschreibungen von Paris um eine neue vermehren, sondern daß der größere Theil des Buches der französischen Provinz gewidmet ist, die der Pariser Feuilletonist gewöhnlich nur vom Hörensagen kennt oder doch keiner besonderen Beachtung würdigt. Sehr mit Unrecht, denn französisches Leben pulsirt trotz aller Centralisation nicht nur in Paris, und auch die französischen Bauern und Kleinstädter kennen zu lernen, ist nicht ohne Reiz und Nutzen. Der Verfasser, der seit Jahren in Blainville im Departement de la Manche ansässig ist, hat zumal den Provinzler sehr genau studirt und gibt uns von ihm ein zwar nichts weniger als geschmeicheltes, dafür aber durchaus zutreffendes und wahrheitsgetreues Bild. Von besonderem Interesse sind hier die Bilder aus der Normandie, wobei es natürlich nicht ohne Seitenhiebe auf das ultramontane Pfaffenregiment abgeht. Eine der besten Federzeichnungen aus der Provinz ist dem französischen Kleinstädter gewidmet, doch kennen sie unsere Leser bereits, da der Aufsatz zuerst vor Jahren in unseren Spalten erschienen ist. Aber auch in Paris weiß Petersen Bescheid, und seine Charakterstudien und Genrebilder sind meist amüsant zu lesen, weil der Verfasser über wirklichen Humor verfügt. Da diese etwa vierzig Aufsätze zu verschiedenen Zeiten entstanden und zum kleinsten Theil etwas verblaßt sind, so hätte es sich empfohlen, die Jahreszahl der Abfassung jedesmal zu bezeichnen oder sie neu zu bearbeiten, wodurch freilich der ihnen eigene Reiz der Unmittelbarkeit vielleicht Einbuße erlitten haben würde.

Lieder und Bilder. Von J. J. Honegger. 3. Aufl. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Wenn ein im Dienste der Wissenschaft ergrauter Mann in rührender Bescheidenheit dem Publikum einen Strauß poetischer Blüthen überreicht, so darf er sicher sein, daß man allerorts diese Spende mit Dank entgegennehmen wird, um so mehr, als sie die einzige dichterische Leistung des Gelehrten bildet und in keiner Weise den zünftigen, alljährlich mehrere Goldschnittbände ausbrütenden Poeten Concurrenz machen will. So hat M. Carriere die Freunde seiner ästhetischen Werke mit seiner gedankentiefen poetischen Todtenfeier „Agnes" erfreut, und so wird diese dichterische Autobiographie des Kunst- und Culturhistorikers J. J. Honegger nicht verfehlen, einen Kreis von Verehrern zu finden. Was je Honegger in seinem Leben poetisch stimmte, zu Liedern der Lust, zu Klängen der Klage befeuerte, ist hier in kritischer Auswahl vereinigt, und aus der ganzen Sammlung blickt eine ehrliche, sympathische Physiognomie dem Leser entgegen. Honegger braucht es nicht zu betheuern, daß „in seinen Tonarten eine Fülle tiefst innerlicher Herzenserfahrungen erklingt", man spürt die Wahrhaftigkeit seiner Stimmungen, die Ehrlichkeit seiner Worte aus jeder Zeile heraus, und das gibt dem Büchlein den eigentlichen subjectiven Reiz. Honegger beansprucht auch den Dichternamen nicht; diese Selbstkritik erleichtert uns den Ausspruch, daß thatsächlich, soviel menschlich Schönes, soviel edle Herzensbildung, gesunde Mannhaftigkeit seine Leistungen schmücken, das Fluidum echter dichterischer Kraft nur in verhältnißmäßig wenigen seiner Gedichte sich dem Leser mittheilt. Er braucht das im Grunde nicht zu beklagen, da seinen poetischen Bekenntnissen Eigenschaften innewohnen, um welche ihn mancher bekannte Dichter beneiden könnte. Wollen wir das Wesen seiner Lieder in kurzem charakterisiren, so müssen wir vor allem die merkwürdig einheitliche Grundstimmung erwähnen, welche alle, und selbst die bezüglich ihrer Entstehungszeit von einander entferntesten Poesien gleichmäßig verbindet: Herbstliche Resignation, die köstliche Luft eines schönen Octobertages ist in seinen Versen zu verspüren, ein weicher Nebelschleier liegt auf allen seinen Bildern und Stoffen, welcher das Grelle mildert und das Alltägliche geheimnißvoll erscheinen läßt. Seine Muse erhellt nicht mit der Brandfackel lodernder Phantasie die Welt, keine geniale Philosophie und Naturanschauung versetzt mit elementarer Gewalt Thäler und Berge, eine neue, reiche Welt schaffend, in welche wir uns mit freudigem Staunen versenken. Wir greifen aus der Fülle des Gebotenen nur Folgendes heraus: farbenreich und gedankentief ist: „Den Phantasien der Jugendzeit", das „Gebet" kennzeichnet besonders Honegger's Streben, sich vom Menschlichen loszulösen und im All der Natur aufzugehen; „Gute Nacht" ist von musikalischem Klang. Nennen wollen wir ferner die orientalischen Gedichte in der Manier Freiligrath's, allerdings stört hier oft die zerhackte Form und der manchmal ungelenke Versbau. Honegger wird uns selbst zugeben müssen, daß ein Vers wie: „Eurer toten Propheten Gräber röten" in seiner kakophonen Vocalisirung unstatthaft ist. Nicht übersehen dürfen wir die historischen Gedichte, welche wegen ihres Weitblickes zu den Perlen der Sammlung gehören. Der zweite Theil des Buches besteht aus Reiseschilderungen, durch welche ein interessanter, lebensfrischer Zug geht, und aus einer Stimmungsnovelle, die sich weniger durch Handlung, als durch melancholische feine Seelenmalerei auszeichnet. W.

Offene Briefe und Antworten.

Die Aussprache des Griechischen in Württemberg.

Geehrte Redaction!

In Nr. 26 der „Gegenwart" steht in dem Aufsatz: Die Aussprache des Griechischen von Philosophus die Parenthese: „In Württemberg wird z. B. nicht nach Accenten gesprochen". Diese Behauptung ist unrichtig. Gerade wir Württemberger haben Jahrzehnte lang unter der in Baden seiner Zeit üblichen Manier, nicht nach Accenten zu sprechen, bei den von dort her kommenden Schülern zu leiden gehabt. Das war noch in den sechziger Jahren. Höchstens lassen wir beim Lesen der Verse unsere Schüler auch bloß scandirends Lesen üben, wie das wohl überall der Fall sein wird, bis das Metrum und der Rhythmus sicher angeeignet ist.

Hochachtungsvoll

Heilbronn, 28. Juni. Professor W. Rösch.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Rechtsstudium und Prüfungsordnung.

Ein Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte

von

Geheimrath Professor Dr. **L. Goldschmidt**

in Berlin.

gr. 8. geh. Preis M. 9. —

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Bad Nauheim bei Frankfurt a. M., Station d. M.-Weib.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke. **Sommersaison** vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate

von **Dr. Jos. Chavanne.**

Ein starker Band, Lex.-Oct., hocheleganter Ausstattung mit vielen Original-Illustrationen in feinstem Holzschnitt und 2 Karten. Broch. 24 M., eleg. geb. in Halbfranzband 27 M.

Gestützt auf die im Kongostaate gesammelten Erfahrungen und Studien in den Jahren 1884—1885, zum Zweck topographischer Aufnahmen, versucht der berühmte Verfasser in dem Werke ein **klares** und **unparteiisches** Bild des Landes und **seiner Bevölkerung** zu entwerfen. Der Länder- und Völkerkunde wird in diesem Werke die **erste** auf **wirklichen Forschungen** begründete Darstellung der geophysischen Verhältnisse des unteren Kongogebietes geboten.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Erlachhof.

Roman von

Ossip Schubin.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

Der Oberförster von Margrabowo.

Roman von

Adolf Streckfuß.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Rob. Lutz, Stuttgart.

Jeder Bd. M. 2.50 (geb. M. 3.—)

Amerikanische Humoristen und Novellisten der Sternbanner-Serie:

I. **Ruderheim.** (Häusl. Erlebn. eines Ehepaars) von **F. R. Stockton,** dtsch. v. M. Jacobi.

II. **Unterwegs und Daheim;** Neue Sammlung von Humoresken **Mark Twains.**

III. **Novelletten u. Skizzen** amerik. Meister der „Short Story".

„Short Story": **Aldrich, O'Brien, Hale, Stockton** u. A.

—— Wird fortgesetzt. ——

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 16. Juli 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Wohnungsgesetzgebung. Von Fritz Kalle, M. d. R. — Erinnerungen an Robert Mohl. Von L. Gestner. — **Literatur und Kunst:** Was uns bleibt. Von E. Heldt. — Unser Publikum. Von Jacob Mähly. — Der Ex-Director Wilbrandt. Von X. Wiener. Ein Originaldenker über den Spiritismus. Von Max Schneidewin. — **Feuilleton:** Nach dem Tode. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Die Wohnungsgesetzgebung.

Von Fritz Kalle, M. d. R.

In dem neuesten Hefte seines „Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im deutschen Reiche“ mahnt Professor Dr. Schmoller, an die Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik über die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten anknüpfend, energisch an die Lösung der Arbeiterwohnungsfrage heranzutreten. Er wendet sich dabei hauptsächlich an die besitzenden Klassen, diese auffordernd in umfangreicherer Weise als bisher für die Schaffung billiger und gesunder Wohnungen für ihre ärmeren Mitbürger einzutreten und schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Die besitzenden Klassen müssen aus ihrem Schlummer aufgerüttelt werden; sie müssen endlich einsehen, daß, selbst wenn sie große Opfer bringen, dies nur, wie es Chamberlain unlängst in London nannte, eine mäßige, bescheidene Versicherungssumme ist, mit der sie sich schützen gegen die Epidemien und gegen die socialen Revolutionen, die kommen müssen, wenn wir nicht aufhören, die unteren Klassen in unseren Großstädten durch ihre Wohnungsverhältnisse zu Barbaren, zu thierischem Dasein herabzudrücken.“

Ich verzichte darauf hier nochmals die hygienische und sociale Bedeutung der Frage der Wohnungen der Wenigbemittelten, die thatsächlich obwaltenden Mißstände und die zu deren Beseitigung angewandten und weiter vorgeschlagenen Mittel in ihrer Gesammtheit zu beleuchten, beziehe mich vielmehr für all dies auf den angeführten Schmoller'schen Aufsatz, auf die vom Verein für Socialpolitik herausgegebenen zwei Bände Gutachten und die am 24. September 1886 zu Frankfurt a. M. stattgehabten Verhandlungen der Generalversammlung jenes Vereins und verweise diejenigen, die noch tiefer in die Materie eindringen wollen, auf die in den angeführten Gutachten angezogene deutsche und fremde Literatur. Ich will lediglich die Anregung, die Schmoller vorwiegend nach einer Seite gegeben hat, meinerseits richten nach der Seite der Gesetzgebung und zwar speciell der Reichsgesetzgebung. Ich finde hierzu eine besonders dringliche Veranlassung in dem Umstande, daß ein in gleicher Richtung von meinen politischen Freunden, unter Führung von Dr. Miquèl in der letzten Reichstagssession geplanter Schritt wegen der Ueberlastung mit unaufschiebbaren Arbeiten unterbleiben mußte.

Mag auch die Reform der Gesetzgebung nicht die wichtigste der zur Beseitigung der allgemein anerkannten und beklagten Mißstände zu ergreifenden Maßregeln sein, so ist sie doch zum Gelingen des Ganzen unbedingt erforderlich, und die baldige Inangriffnahme ist um so zweckmäßiger, als auf diesem Gebiete verhältnißmäßig rasch praktische Erfolge zu erzielen sind, die dann nicht nur an sich der Lösung der schwierigen Aufgabe zu gute kommen, sondern auch die Thätigkeit der Privaten, Gemeinden und Einzelstaaten anregen und fördern werden.

Verbilligen kann die Gesetzgebung die Wohnungen der kleinen Leute kaum, das kann nur geschehen durch ein vermehrtes Angebot solcher Wohnungen, aber sie kann verhindern, daß Räume als Wohnungen hergestellt und benutzt werden, welche überhaupt, oder für den Zweck, für den sie verwandt werden, ungenügend sind und deshalb ihre Bewohner physisch und sittlich gefährden, und mit letzterm auch die übrige ortsansässige Bevölkerung, ja in letzter Reihe die Gesammtheit der staatlichen Gesellschaft. Und sie muß mit ihrem Zwange eintreten, weil die zunächst zur Abhülfe Berufenen, die Gemeinden erfahrungsmäßig meist ihre Pflicht nicht erfüllen, um der materiellen Opfer willen, die vielfach durch die zu ergreifenden Maßregeln den Communen als solchen und ihren vermögenden, einflußreichen Bürgern auferlegt werden. Diese Erfahrung ist eine alte und allgemeine, sie ist wie in Deutschland, so in anderen Staaten gemacht und es ist keine Hoffnung, daß jemals eine umfassende durchgreifende Besserung eintritt, denn wir haben es hier mit einem jener natürlichen Fehler des menschlichen Charakters zu thun, die abzustreifen wohl einzelnen, besonders Begnadeten, niemals aber der großen Masse gelingen wird. Stets wird es Regel bleiben, daß der Einzelne bei Freiheit der Entscheidung im Falle des Conflicts zwischen seinem persönlichen Interesse und demjenigen der Gesammtheit, dem ersteren folgt. Und zu diesem weit verbreiteten Charakterfehler kommt dann noch der beinah eben so allgemeine Mangel an Verständniß für die Dinge, die außerhalb der engsten materiellen Interessensphäre des Einzelnen liegen, ein Mangel, der um so fühlbarer wird, je größer der Kreis derjenigen ist, denen eine Maßregel dienen soll und je idealer ihr Zweck ist.

Es heißt die menschliche Natur überschätzen, wenn man erwartet, daß Gemeindevorstandsmitglieder, die nicht nur als Steuerzahler, sondern auch — und zwar meist noch in weit empfindlicherer Weise — als Grundstücks- und Hausbesitzer, wie als Vermiether von im Interesse des Behagens und der Sittlichkeit der Armen- und der gesundheitlichen Verhältnisse des Ortes auszuführenden Maßregeln erheblich belastet werden, solchen Maßregeln ihre Zustimmung geben oder gar dazu die Initiative ergreifen. Die Mißstände müssen schon sehr große, ihre üblen Folgen schon stark fühlbar geworden sein und der

Digitized by Google

Gedanke, ihnen trotz dem der Gemeinde und einem Theil ihrer Bürger erwachsenden pecuniären Opfer, entgegenzutreten, muß im Gemeindevorstande von direct nicht so erheblich interessirten und von Verständniß für das Gemeinwohl getragenen Elementen, warme Befürwortung finden, wenn einmal eine Gemeinde von den ihr nach Lage der Gesetzgebung zustehenden Befugnissen im Interesse der öffentlichen Sicherheit und besonders der Hygiene in das Wohnungswesen einzugreifen, Gebrauch machen soll.

Die Zusammensetzung der staatlichen gesetzgebenden Factoren ist für die Erreichung des Zweckes eine viel günstigere wie die der communalen Organe, weil die Mitglieder der ersteren, ganz abgesehen davon, daß bei ihnen im Großen und Ganzen mehr Verständniß und Interesse für die Bedürfnisse der Gesammtheit obwaltet, in verhältnißmäßig viel geringerer Zahl persönlich durch die von ihnen zu fassenden Beschlüsse geschädigt werden. Hier sind also leicht Majoritäten für eine den Bedürfnissen entsprechende Beschlußfassung zu erlangen, dort nur mit der größten Schwierigkeit in ganz vereinzelten Fällen. Aus diesem Verhältnisse geht aber noch ein zweites hervor, nämlich daß man die Gesetze so machen muß, daß sie auch in ihrer Ausführung nicht lediglich von dem guten Willen der Gemeinde abhängig werden, und da das Bedürfniß überall das gleiche ist — es ist ja in sämmtlicher Herren Ländern dasselbe — wird man natürlich alles, was durch die Reichsgesetzgebung geordnet werden kann, dieser zuweisen, um so gleichzeitig in allen deutschen Staaten gleiche Rechtsgrundlagen zu schaffen.

Die Competenz hierzu braucht nicht erst erkämpft zu werden, sie ist gegeben durch Art. 4 der Reichsverfassung. Man könnte sich zwar auch auf das dem Reiche unbestritten überlassene Recht der Gesetzgebung auf socialpolitischem Gebiet stützen, das ist aber zunächst nicht einmal nöthig, das Recht des Reiches, das Wohnungswesen zu regeln, wird schon in ganz genügendem Umfange begründet durch die einzige Nummer 15 des Art. 4, wonach die Maßregeln der Medicinalpolizei der Beaufsichtigung Seitens des Reichs und der Gesetzgebung desselben unterliegen. Danach ist das Reich vollkommen befugt, diejenigen Vorschriften bezüglich des Baues und der Benutzung der Wohnungen zu erlassen, deren allgemeine Einhaltung im hygienischen Interesse nothwendig erscheint. Nicht in Competenzbedenken findet der Umfang der Benutzung dieses Rechts von Seiten des Reichs seine Grenzen, sondern lediglich darin, daß die Reichsgesetzgebung nur so weit eingreifen kann, als die Verhältnisse in allen Theilen Deutschlands gleichartige sind. Für die vielfach wechselnden Specialbedürfnisse zu sorgen, wird man den Einzelstaaten und Selbstverwaltungskörperschaften überlassen müssen, denen die Aufgabe zufällt, die vom Reiche erlassenen Vorschriften zu vervollständigen, soweit dies local im öffentlichen Interesse erwünscht und praktisch durchführbar erscheint.

Selbstverständlich ist, daß wie bei jeder Gesetzgebung so auch bei der hier in Frage stehenden eine weise Abwägung des zu erreichenden hygienischen Vortheils gegenüber den gleichzeitig nach anderen Richtungen erwachsenden Nachtheilen stattzufinden hat. Und da selbst bei Beschränkung der generell aufzustellenden Forderungen immer Einzelfälle vorkommen können, in denen letztere entweder an sich nicht durchführbar sind, oder wenn durchgeführt, zu überwiegenden anderweiten Schädigungen führen würden, wird man in dem zu erlassenden Reichsgesetze gewissen Organen der Staatsverwaltung die Befugniß ertheilen müssen, in bestimmten Fällen Ausnahmen von den allgemeinen Bestimmungen zuzulassen, wie das wiederholt bei anderen Reichsgesetzen geschehen ist.

Das Reichsgesetz, daß ich im Auge habe, soll sich nicht befassen mit den civilrechtlichen Beziehungen zwischen Miether und Vermiether, mit dem communalen Steuersystem und Aehnlichem. Ich erkenne zwar die hohe socialpolitische Bedeutung all jener Verhältnisse an und erkenne auch an, daß sie indirect von Einfluß auf die Wohnungshygiene sind, ich halte es aber für praktischer, für rascher zum Ziele führend, wenn man sich zunächst auf ein bloßes Sanitätsgesetz beschränkt, die Regelung der sonstigen auf die Wohnungsfrage bezüglichen Materien der Zukunft überlassend. Schon in diesem beschränkten Umfange wird die Fertigstellung eines Reichsgesetzes nicht ganz leicht sein, weniger wegen der in dem Gegenstande liegenden Schwierigkeiten, als wegen der Vorurtheile, die sofort auftauchen, wenn man von Reichswegen in ein Gebiet eingreifen will, das selbst die viel ältere Macht der Einzelstaaten nur vereinzelt zu regeln unternahm, während in den meisten Theilen Deutschlands noch beinahe volle Autonomie der Gemeinde besteht. Von diesem Gesichtspunkte aus wird es nicht an Widerspruch fehlen, wenn man verlangt, daß in das zu erlassende Reichsgesetz diejenigen allgemeinen hygienischen Forderungen aufgenommen werden, die man bisher in den meisten deutschen Staaten nur in den von den Gemeindeorganen oder höchstens den Provinzialverwaltungen erlassenen Bauordnungen zu finden gewohnt war. Und doch ist diese Forderung unabweisbar, denn das vorgeschlagene Gesetz wird seinen Zweck nur dann erreichen können, wenn es gleichzeitig die Herstellung ungesunder Wohnungen und die gesundheitswidrige Ausnutzung von Wohnungen verbietet und die Beseitigung ungesunder Wohnungen veranlaßt.

Die bisherigen französischen und meisten englischen Gesetze würden selbst wenn sie nicht den Grundfehler hätten, die Wahrung des öffentlichen hygienischen Interesses vollständig in die Hände der Gemeinde zu legen, doch keine erhebliche praktische Wirkung gehabt haben, weil sie den erstgenannten dieser drei Zwecke, die Verhinderung der Herstellung ungesunder Wohnungen, sei es in Neubauten, sei es durch veränderte Einrichtung bereits bestehender Häuser außer acht lassen. Was helfen Vorschriften gegen Wohnungsüberfüllung, was hilft die Ermächtigung zur Expropriirung ungesunder Häuser und Quartiere, wenn man nicht überall verhindern kann, das schon beim Bau gesündigt wird?

In Folgendem sollen die m. E. im Gesetze zum Ausdruck zu bringenden Vorschriften in kurzen Sätzen zusammengefaßt werden; nicht einen vollständigen Gesetzentwurf will ich also bringen, sondern nur die Grundzüge zu einem solchen. Den einzelnen Sätzen füge ich, soweit es mir nöthig scheint, eine knappe Erläuterung und Begründung bei. Das ist allerdings keine elegante Form des Ausdrucks, sie scheint mir aber hier die zweckmäßigste.

Die ersten 14 Paragraphen, welche von der Herstellung der Wohnungen handeln — alle meine Vorschläge beziehen sich überhaupt nur auf Wohngebäude, nicht auf gewerblichen und landwirthschaftlichen Bauten und dergleichen — enthalten allerdings diejenigen Vorschriften, welche einen Theil der bestehenden Landes-, Provinzial- und Localbauordnungen bilden, in den Kreisen der Bautechniker hält man aber eine gleichmäßige Regelung der Baupolizei in ganz Deutschland für nöthig und durchführbar nicht nur in Bezug auf die sanitären Vorschriften, sondern auch auf die den öffentlichen Verkehr, die Feuersicherheit und die Festigkeit der Bauten betreffenden Bestimmungen. Bereits 1876 beschloß die 5. Abgeordnetenversammlung des Verbandes deutscher Architekten und Ingenieurvereine: „behufs einheitlicher Regelung einzelner Partien des Bauwesens, soweit thunlich auf dem Boden der Reichsgesetzgebung, zunächst die Materialien aus dem Gebiete der Baupolizei durch die Vereine sammeln und kritisch beleuchten zu lassen.“ Die 7. Abgeordnetenversammlung des Verbandes, im Jahre 1878 beauftragte sodann den Oberbaurath und Professor am Polytechnikum in Karlsruhe R. Baumeister auf Grund des eingegangenen Materials eine für das ganze Reich passende Normalbauordnung zu entwerfen.

In der Einleitung seiner 1880 erschienenen bezüglichen Schrift sagt Baumeister u. a., es sei ihm bei genauerem Eingehen in die Sache mehr und mehr zulässig erschienen „alle wesentlichen Vorschriften der Baupolizei für ganz Deutschland einheitlich zu gestalten.“ Die bei so manchen Hauptpunkten noch vorkommenden Abweichungen in wissenschaftlicher Beziehung seien „unberechtigte Eigenthümlichkeiten.“ Das Hülfsmittel des Ortsstatuts spiele allerdings in manchen Landesbauordnungen noch eine große Rolle, aber vielfach nicht um

Digitized by Google

der eigenthümlichen lokalen Verhältnisse wie Klima, Baumaterial u. s. w. willen, sondern „um die Unsicherheit des Gesetzgebers wegen exakter Normen zu verdecken.“ Baumeister geht bei seiner Normalbauordnung sehr in die Details und läßt dem Ermessen der lokalen Polizeibehörden verhältnißmäßig wenig Spielraum. Hält ein so hervorragender Sachverständiger eine derartige in die Einzelheiten gehende Regelung der ganzen Materie für ausführbar, so durfte sich gegen die hierunter vorgeschlagenen lediglich hygienischen und noch dazu weniger eng gefaßten Vorschriften kaum den Einwand erheben lassen, daß sie nicht im ganzen Reiche durchzuführen sein. Ich fasse das Wort „Hygiene“ im gewöhnlichen beschränkten Sinne auf, wollte man den Begriff weiter fassen, so ließe sich auch die Aufnahme gewisser die Festigkeit und Feuersicherheit der Gebäude betreffenden Bestimmungen rechtfertigen.

Baumeister macht keinen Unterschied zwischen Stadt und Land und auch ich will hier davon absehen, halte es aber für sehr wohl möglich, daß man bei der Ausarbeitung des Gesetzes selbst doch findet, daß es sich empfiehlt, wenigstens einen Theil der Bestimmungen etwas anders zu fassen, je nachdem es sich um Städte, Dörfer, einzelne Gehöfte u. s. w. handelt. In den großen Städten spielt der Werth des Grund und Bodens die Hauptrolle, bei starker Ausnutzung der Fläche werden selbst ziemlich kostspielige hygienische Einrichtungen verlangt werden können, auf dem platten Lande liegt dies Verhältniß meist umgekehrt. Ich bemerke endlich noch, daß ich beinahe durchgehends nur Bezug nehme auf für größere Bezirke erlassene Verordnungen, auf Verordnungen also, bei denen der Verschiedenartigkeit der Bedürfnisse schon einigermaßen Rechnung getragen ist.

§ 1.

Zu jedem Neubau, sowie zu jeder Reparatur oder Veränderung einer baulichen Anlage, insbesondere jeder Wohnbarmachung von Räumen, welche bislang nicht zum regelmäßigen Aufenthalt von Menschen gedient haben, ist die Erlaubniß der Ortspolizeibehörde erforderlich.

Ausgenommen hiervon sind nur:

1. Das Abputzen der Häuser u. s. w. Ausnahmen etwa in der Weise wie in der Brandenburgischen Baupolizeiordnung für die Städte vom Jahre 1872.

Statt den Concessionszwang allgemein auszusprechen, wie ich dies nach Analogie der Brandenburgischen Baupolizeiordnung und anderer vorschlage, könnte man wie bei den Ausnahmen kasuistisch verfahren und dies thun auch manche Bauordnungen, so z. B. die für die rechtsrheinischen Theile des Königsreichs Bayern mit Ausnahme von München geltende allerhöchste Verordnung vom 19. September 1881, ich halte das aber für weniger zweckmäßig, weil dabei leicht eine Lücke entstehen kann.

§ 2.

Dem schriftlichen Gesuche um die polizeiliche Genehmigung sind eine Beschreibung des beabsichtigten Baues, aus der insbesondere hervorgehen muß, welches Material verwandt werden soll, und die nöthigen Pläne beizufügen. Beschreibung und Pläne sind von den für die Ausführung verantwortlichen Personen zu unterzeichnen.

Der im Maßstabe von mindestens $^1/_{500}$ auszuführende Situationsplan muß den Bauplatz und die nächstangrenzenden Gründstücke, mit den darauf befindlichen Bauten zur Darstellung bringen.

Die im Maßstabe von mindestens $^1/_{100}$ auszuführenden Baupläne müssen die Grundrisse der Geschosse mit Angabe der Bestimmung der einzelnen Räume und mindestens einen Höhendurchschnitt, aus dem auch die Normalhöhe der Straße und des sonstigen anstoßenden Terrains und — soweit bekannt — die Grundwasserhöhe ersichtlich sind, zeigen.

Soweit die projectirten Brunnen, Gruben und unterirdischen Entwässerungsanlagen nicht in den Situations- und Bauplänen zur Darstellung gebracht sind, sind darüber besondere Zeichnungen im Maßstabe von $^1/_{100}$ beizufügen.

Die Brandenburgischen Bauordnungen verlangen auch für die Situationspläne bei städtischen Bauten den Maßstab von $^1/_{100}$, für ländliche Bauten nur den von $^1/_{500}$, der auch in der Bayrischen Allgemeinen Bauordnung festgehalten wird. Für die Baupläne wird beinahe überall der Maßstab von $^1/_{100}$ verlangt.

§ 3.

Der Bauunternehmer muß die Polizeibehörde schriftlich von der Vollendung des Rohbaues, sowie von der Fertigstellung der Anlage zur Benutzung Anzeige erstatten, worauf die Behörde die Revision vorzunehmen hat.

Die Brandenburgische Baupolizeiordnung und andere verfügen allerdings bloß die Revision nach Fertigstellung des Rohbaues, vom hygienischen Standpunkte aus ist aber auch eine Revision vor der Benutzung zu verlangen. Baumeister fordert, um die Ueberwachung der Bauarbeiten in ihrem ganzen Verlaufe zu erleichtern sogar, daß der Unternehmer die Polizeibehörde nicht nur bei Vollendung des Rohbaues und vollständiger Fertigstellung, sondern auch bei jeder voraussichtlich länger wie zwei Monate dauernden Hinausschiebung oder Unterbrechung der Arbeiten benachrichtige. Und auch manche Localbauordnungen verlangen drei und mehr Revisionen.

§ 4.

Das Baumaterial muß so beschaffen sein, daß es eine feste, feuersichere und den gesundheitspolizeilichen Anforderungen entsprechende Bauausführung, insbesondere die Herstellung trockener Wände ermöglicht. Bauten aus Mörtelmauerwerk dürfen bei Frost nur mit baupolizeilicher Bewilligung ausgeführt werden.

Dieser Paragraph entspricht den §§ 12 und 13 der bayerischen allgemeinen Bauordnung.

§ 5.

Mit dem Verputzen der äußeren und inneren Wände darf höchstens 30 Tage nach Abnahme des Rohbaues begonnen werden. Die Monate October bis einschließlich März rechnen aber als Trockenzeit nicht mit.

Die Polizeibehörde ist befugt, betreffs des inneren Verputzes Ausnahmen für die Wintermonate zuzulassen, wenn der Nachweis geführt wird, daß eine genügende künstliche Trocknung vorgenommen ist.

Diese der Brandenburgischen Bauordnung für die Städte entnommenen Bestimmungen erscheinen überall leicht durchführbar. Die angezogene Bauordnung verlangt 6 Wochen Trockenzeit; 30 Tage dürften aber als Regel genügen.

§ 6.

Die Höhe der Gebäude ist so zu bemessen, daß allen nothwendigen Fenstern (§ 10) von Wohnräumen das Licht von der dem Fenster entgegengesetzten Seite in einem Einfallwinkel von nicht über 45° zukommen kann.

An der Straße darf also ein Gebäude nicht höher aufgeführt werden als der Abstand desselben von der gegenüberliegenden obligatorischen Baulinie beträgt. Die größte zulässige Höhe ist 20 m.

In diesem § gebe ich in dem ersten Absatz den Hauptinhalte der §§ 39 und 40 der Baumeister'schen Normalbauordnung wieder (auf Ausnahmefälle wie sie vorkommen, wenn die Baulinien nicht parallel sind, bei Eckhäusern u. s. w. nehme ich keine Rücksicht, ich will ja, wie ich schon sagte, keine fertigen Gesetzesparagraphen machen, sondern nur die wesentlichsten leitenden Grundsätzen für ein Gesetz aufstellen). Professor Baumeister sagte in seinen Erläuterungen zu § 40:

„Der Grundsatz, daß jedem nothwendigen Fenster Licht unter einem Einfallwinkel von 45 Grad zukommen müsse, an der Straßenseite bis zu etwaigen Kellerfenstern herunter, ist bereits in Bayern und Sachsen, sowie in einigen preußischen Städten anerkannt. An den von der Straße abgewendeten Gebäudeseiten ist dies bis jetzt nur in dem Senatsentwurf

Digitized by Google

eines hamburgischen Baupolizeigesetzes von 1878 der Fall, und zwar auch hier nur für die Vororte. Theilweise oder annähernde Bestimmungen dieser Art sind freilich vielerorts vorhanden. Es erschien dem Verfasser durchaus zeitgemäß, jenen hygienischen Grundsatz consequent durchzuführen und damit ein correctes Zukunftbild zu entwerfen, vorbehaltlich der Einschränkungen, welche ältere Baupläte mit Rücksicht auf ihre bisherige dichtere Bebauung und den damit zusammenhängenden Bodenwerth fordern."

Indem ich mich dieser Auffassung anschließe, weise ich auf § 14 hin, durch den die nöthige Rücksichtnahme auf bestehende Verhältnisse gesichert erscheinen dürfte.

Der zweite Absatz § 6 ist wegen derjenigen Gebäude nöthig, die nicht in unmittelbarer Nähe von bereits bestehenden oder wenigstens genehmigten baulichen Anlagen situirt sind.

NB. Der im ersten Absatz gebrauchte Ausdruck „Wohnräume" begreift hier wie überall alle Räume in sich, die zum längeren Aufenthalte von Menschen bestimmt sind, wie Wohn- und Schlafzimmer, Küchen, Werkstätten u. s. w.

§ 7.

Die lichte Höhe von Wohnräumen in neuen Häusern muß mindestens 2,5 m, wenn solche in vorhandenen Gebäuden neu angelegt werden 2,4 m betragen. Bei nicht wagerechter Decke ist diese Höhe im Durchschnitt zu berechnen.

Diese Ziffern entsprechen den Brandenburgischen Bauordnungen, die bayerische verlangt viel mehr, nämlich 2,75 m für Orte mit über 7000 Einwohnern, 2,60 m für kleinere Orte.

§ 8.

Die Fußböden ebenerdiger Wohnungen müssen mindestens 0,30 m über dem Niveau des anstoßenden Terrains liegen und es kann, wenn es aus gesundheitlichen Rücksichten nöthig erscheint, auch verlangt werden, daß solche Fußböden, insoweit sie nicht unterkellert sind, entweder um mehr als 0,30 m über das Gebäude gelegt oder durch eine Betonlage isolirt werden.

Dieser Paragraph entspricht ungefähr § 36 der bayerischen allgemeinen Bauordnung.

§ 9.

Kellergeschosse dürfen nur dann zu Wohnungen eingerichtet werden, wenn der Fußboden mindestens 0,30 m über dem höchsten Stande des Grundwassers, die Decke wenigstens 1 m und der Fenstersturz mindestens 0,60 m über dem Niveau des anstoßenden Terrains liegt.

Entspricht den Vorschriften der Brandenburgischen Bauordnungen. Vielleicht könnte man aber auch gleich weiter gehen und die Einrichtung von Kellerwohnungen in neuen Häusern ganz verbieten.

§ 10.

Alle Wohnräume müssen in's Freie gehende Fenster im Verhältniß von mindestens 1 qm Fensteröffnung auf 40 cbm Rauminhalt erhalten.

Baumeister verlangt schon auf 30 cbm Rauminhalt 1 qm Fensteröffnung, ebenso die neue Bauordnung der Stadt Wiesbaden, obige Forderung erscheint also als durchaus bescheiden. Die Fensteröffnung anders festsetzen zu wollen als durch die Relation zum Cubikinhalt des durch die Fenster mit Luft und Licht zu versehenden Raumes, wäre nicht zweckmäßig.

§ 11.

Abtrittsräume sind nicht an Zwischenwänden, sondern, soweit sie in Wohngebäuden liegen, an deren Umfassungsmauern anzulegen und mit in's Freie führenden Fenstern zu versehen.

Mit Baumeister könnte man ferner vielleicht vorschreiben, daß aus den Abfall-Schachten und Röhren Dunströhren über Dach geführt werden.

§ 12.

Gruben, Canäle und Rinnen zur Aufnahme von festen und flüssigen Abgängen aller Art bedürfen besonderer polizeilicher Genehmigung. In Städten sind die Koth- und Mistgruben und die event. mit denselben in Verbindung stehenden Canäle wasserdicht auszumauern, dicht zu überdecken und mit Dunströhren zu versehen, welche über den höchst belegenen bewohnten Räumen ausmünden. Die bereits bestehenden Gruben und Canäle sind binnen Jahresfrist nach Inkrafttreten des Gesetzes ordnungsmäßig herzustellen.

Ist der Brandenburgischen Baupolizeiordnung für die Städte nachgebildet. Baumeister will seine sehr strengen Vorschriften zumeist auch auf ländliche Bauten ausgedehnt wissen, es will mir aber scheinen, als wenn man hier in Dörfern und einzelnen Gehöften mehr Freiheiten zulassen könnte.

§ 13.

Versickerungsgruben für Küchenwasser, Waschwasser und wenig verunreinigte gewerbliche Abwasser können nur auf Widerruf bei solchen Gebäuden genehmigt werden, die mindestens 200 Meter von andern Wohnhäusern und Trinkwasserbrunnen entfernt sind und bei denen eine Ableitung in ober- oder unterirdische öffentliche Canäle nicht durchführbar ist. Alle zwei Jahre hat eine amtliche Revision der Versickerungsgruben, behufs Cassirung der unzulässig gewordenen Anlagen stattzufinden.

Die bis auf die durchlässigen wasserführenden Schichten durchgeführten Versickerungs- oder Senkgruben sind stets vom Uebel, weil sie den Boden verunreinigen, in höchstem Grade aber gefährlich werden sie, wenn die versickernden fauligen Stoffe in das Trinkwasser gelangen, hier muß also mit der größten Strenge verfahren werden.

§ 14.

Für Neubauten und Umbauten in bereits angebauten Straßen können durch Ortsstatut die durch die örtlichen Verhältnisse gebotenen Erleichterungen der Vorschriften der §§ 6—10 festgesetzt werden.

Da Ortsstatute der Zustimmung der höheren Verwaltungsbehörde bedürfen, ist letztere in der Lage eine Verletzung der hygienischen Interessen zu verhindern. In der Regel wird es sich nur um Abweichungen von den Bestimmungen des § 6 (Gebäudehöhe) handeln, in Bezug auf die übrigen angezogenen Paragraphen dürften nur ausnahmsweise Nachlässe zu gewähren sein.

§ 15.

Wohnungen in neuen Häusern, oder neu erbauten Stockwerken dürfen frühestens zwei Monate nach Abnahme des fertig zur Benutzung gestellten Baues (§ 3) bezogen werden.

§ 16.

Die einzelnen Räume der Gebäude dürfen nur zu den Zwecken, für welche sie baupolizeilich genehmigt sind verwendet werden.

In jedem Gebäude, in welchem mehrere Familien wohnen, oder nicht zu den Familiengenossen gehörige Personen (Aftermiether, Arbeiter, Reisende u. s. w.) regelmäßig Wohnung oder Schlafstelle finden, muß in der einzelnen Wohnung auf jeden erwachsenen Bewohner mindestens 10 cbm, auf jedes Kind unter 10 Jahren mindestens 5 cbm Wohnraum jederzeit nachgewiesen werden. Als Wohnräume kommen hierbei nur als solche concessionirte Räume in Betracht, welche die vorschriftsmäßige Höhe haben und Luft und Licht unmittelbar aus dem Freien erhalten. Für bestehende Gebäude tritt diese Bestimmung bezüglich aller freiwerdenden und neuzuvermiethenden Wohnungen ein Jahr nach Inkrafttreten des Gesetzes in Wirksamkeit.

Die Forderung eines Minimalraums der Wohnung per Kopf der Bewohner findet sich in keiner der für einen größeren Bezirk giltigen Bauordnungen und, ich weiß nicht ob sie über-

Digitized by Google

haupt in anderen deutschen Bauordnungen als in der bereits erwähnten, demnächst perfect werdenden Bauordnung der Stadt Wiesbaden vorkommt. Dagegen hat sich die Gesetzgebung anderer Länder schon mehrfach mit dieser für die Hygiene hochwichtigen Frage befaßt und es haben auch einzelne deutsche höhere Verwaltungsbehörden Verordnungen in dieser Richtung erlassen, zunächst aber nur mit Bezug auf Gastwirthschaften und Logirhäuser, für welche des häufigen Wechsels wegen ein zu gering bemessener Raum für die Bewohner kaum von so tiefgreifendem Einfluß ist als für sonstige Miethwohnungen. Für Logirhäuser werden in Genf 16 cbm, in Frankreich und Belgien 14 cbm pro Kopf gefordert und die kalifornische Gesetzgebung bedroht den mit Strafe, der Zimmer mit weniger als 14 cbm Raum auf jeden Bewohner vermiethet oder miethet; die obigen den englischen Sätzen sich nähernden Minimalräume sind daher verhältnißmäßig niedrig gegriffen. Die Hygieniker von Fach werden sogar den Raum von 10 cbm für ganz unzulänglich erklären; fordern doch die bescheidensten unter ihnen das Fünf- und Sechsfache, einzelne Heißsporne das Zwanzigfache und mehr, ich bin aber der Ansicht, daß man in einem Reichsgesetz nicht zuviel fordern darf, besonders nicht von vorne herein. Berücksichtigt man, daß für die Schlafzimmer in unseren Militärkasernen der Minimalraum auch nur 13 cbm pro Kopf der Belegschaft beträgt, so dürften die Forderungen des § 16 als genügend erscheinen, um wenigstens die gröbsten Mißstände hintan zu halten.

§ 17.

In Städten von über 25,000 Einwohnern hat die Gemeinde das Recht und die Pflicht Gebäude und Gebäudecomplexe, deren Ablegung oder Umbau im sanitären Interesse nothwendig ist, sich aber nicht auf andere Weise erreichen läßt, auf dem Expropriationswege anzukaufen. Bei der Expropriation ist derjenige Werth maßgebend, den die Gebäude bei ordnungsmäßigem Gebrauch haben würden.

Obige Vorschrift entspricht dem wesentlichen Inhalte der in England gültigen sogenannten Cross-Acts, auf Grund deren in mehreren Städten, besonders in London eine Reihe ungesunder Häuserviertel von den Gemeinden angekauft und abgerissen wurde. Die Neubebauung der nicht zu öffentlichen Straßen, Plätzen u. s. w. benutzten Grundstücke hat nach den von der Gemeinde entworfenen, vom Minister des Innern festgesetzten Bebauungsplan stattzufinden. In der Regel soll aber nach den Cross-Acts die Neubebaunng nicht von der Gemeinde selbst ausgehen, sondern soll Privatleuten überlassen werden.

Daß die Staatsbehörden von dem ihnen nach § 17 zustehenden Zwangsrechte den Gemeinden gegenüber nur in ganz dringlichen Fällen und auch da nur in dem zulässig mäßigsten Umfange Gebrauch machen dürfen, versteht sich von selbst, aber geben muß man ihnen dies Recht, wenn der ganze Paragraph irgend welchen praktischen Werth haben soll. Die Gefahr des Mißbrauchs läßt sich ja dadurch beseitigen, daß man, soweit sich dies nicht schon im Reichsgesetze thun läßt, die erwünschten Cautelen für den Schutz der Gemeinden in die staatlichen Ausführungsgesetze bringt.

§ 18.

Die Controle des gesundheitlichen Zustandes der Wohnungen und der Befolgung der Vorschriften dieses Gesetzes liegt den Ortspolizeibehörden ob. Behufs Ausübung der Controle von bereits bewohnten Gebäuden und zugehörigen Anlagen können von den Gemeinden besondere Behörden — Gesundheitsräthe — eingesetzt werden. In Städten von über 25,000 Einwohnern und deren Vororten ist diese Einsetzung obligatorisch. Jedem Gesundheitsrath muß der Bürgermeister oder ein Stellvertreter desselben als Vorsitzender, ein Arzt und ein Architekt als Mitglieder angehören. Die regelmäßige Revision der in Frage kommenden Wohnungen kann durch bezahlte Beamte — Wohnungsinspectoren — vorgenommen werden. Die Verantwortlichkeit gegenüber den staatlichen Aufsichtsbehörden trägt in jedem Falle der Bürgermeister. Die Ortspolizeibehörden haben jährlich an die höhere Verwaltungsbehörde zu berichten, welche vorbehältlich des Recurses an die oberste Instanz den Gemeinden, welche das hygienische Interesse nicht genügend wahren, entsprechende Auflagen machen kann. Wo Gesundheitsräthe bestehen, sind deren Berichte an die Gemeindebehörde den Berichten der letzteren an die höhere Verwaltungsbehörde abschriftlich beizufügen. In Orten, in denen die bezüglichen polizeilichen Functionen durch einen Staatsbeamten (Polizeipräsident, Polizeidirector u. s. w.) ausgeübt werden, tritt dieser entsprechend ein.

Die schlechten Erfahrungen, die man in England mit den Inspectors of Nuisances machte, haben ihren Grund darin, daß diese von den Gemeinden, oder gar Unterabtheilungen von Gemeinden angestellten Beamten eine Controle ausüben sollten, die vielen von den Personen, von denen sie abhängen unbequem ist und den staatlichen Behörden, bei dem Mangel positiver staatsgesetzlicher Bestimmungen, keine wirksame Vertretung der öffentlichen Hygiene möglich ist.

Bei materieller Regelung der wichtigsten Punkte durch Reichsgesetz, wird auch die Durchführung der Bestimmungen, für die hier wie überall der Bürgermeister oder sonstige Träger der staatlichen Polizeigewalt ohne Weiteres verantwortlich ist, gesichert. Durch die regelmäßig der höheren Verwaltungsbehörde einzureichenden Berichte (über die das Nähere in den staatlichen Ausführungsgesetzen zu bestimmen wäre) wird letzterer die Grundlage für eine wirksame Aufsicht geboten. Die Einsetzung besonderer Gesundheitsräthe hat den Vortheil, daß eine ad hoc gebildete Behörde die ihr zugewiesenen Fragen ernster behandeln wird als die gewöhnlichen communalen Organe, denen sie mehr als untergeordnete erscheinen werden und die unter Umständen auch nicht die für die sachgemäße Lösung der Aufgabe erwünschte Zusammensetzung haben.

Man wird in die Gesundheitsräthe selbstverständlich neben den bereits genannten Fachleuten, solche Personen wählen, die wie die Armenpfleger genauere Kenntniß von den Wohnungsverhältnissen der ärmeren Bevölkerung besitzen.

In Frankreich soll nach dem von dem Abgeordneten Martin Nadaud gemachten und 1885 von einer Commission der Deputirtenkammer in diesem Punkte gutgeheißenen Gesetzesvorschlage, sogar in jedem Orte eine Commission für öffentliche Gesundheitspflege eingesetzt werden.

Erinnerungen an Robert Mohl.

Von L. Gestner.

In dem Vorwort zu dem bedeutenden Werke über die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften sagt Robert von Mohl, nachdem er von den Schwierigkeiten gesprochen, welche erforderlich waren, um die überdies sehr umfangreiche Aufgabe zu lösen, in seiner bescheidenen Weise, er habe unter diesen Umständen nur die Wahl gehabt entweder Alles zu unterlassen, oder zu geben, was ihm nach Kräften und Verhältnissen möglich gewesen sei. Eine Arbeit, welche sich mit den Staatswissenschaften nach der geschichtlichen Seite und ihrer maßgebenden Gesammtliteratur sowie den Anschauungen beschäftigt, welche das moderne Culturleben für dieselben begründet, hat es allerdings mit schwierigen Verhältnissen zu thun, und die Kräfte, welche diese Arbeit in einer anerkannt bedeutenden Weise zum Abschlusse bringen, können keine geringe sein. Mohl verband die sehr selten verbunden vorkommenden Eigenschaften eines ausgezeichneten Gelehrten und eines tüchtigen Staatsmannes, und die hierauf gegründete Doppelthätigkeit hat daher die Augen gebildeter Kreise von jeher in hohem Grade auf ihn gelenkt. Nach seinem vor länger als zehn Jahren erfolgten Tode haben daher seine Leistungen mehrfach bereits Gelegenheit zu wissenschaftlicher und politischer Darstellung geboten. Darunter befindet sich

Digitized by Google

eine Arbeit von Marquardsen und ein Erinnerungsblatt an ihn, welches der Geheimrath Dr. Hermann Schulze bei Gelegenheit der fünfhundertjährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg im vorigen Jahre veröffentlicht hat. Es ist unsere Absicht das Leben und die Leistungen Mohl's unseren Lesern hier in einem kurzen Bilde in Erinnerung zu bringen.

Robert Mohl erblickte am 17. August 1799 zu Stuttgart das Licht der Welt. Sein Vater war dort Präsident des Consistoriums und Staatsrath. Seine Mutter, die Tochter des württembergischen Geheimraths Autenrieth, war eine sehr kluge und gebildete Frau, welche auf die Erziehung und geistige Entwickelung ihrer fünf Söhne großen Einfluß geübt hat. Seine Ausbidung empfing er auf dem Gymnasium zu Stuttgart, wo die lateinische Sprache vorzugsweise getrieben wurde. Die in seinem väterlichen Hause geltenden rationalistischen Grundsätze der Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts fanden bei ihm Eingang, der Protestantismus interessirte ihn nur als Negation des Katholicismus. Auf der Universität Tübingen, welche er im Jahre 1817 bezog, beschäftigte er sich vorzugsweise mit neuer Geschichte und Staatsrecht und setzte diese Studien in Heidelberg fort. Ausgezeichnete Lehrer wie Thibaut und Zachariä wirkten dort auf seine juristische Entwickelung sehr günstig ein. Im Jahre 1821 promovirte Mohl zu Tübingen zum Doctor der Rechte auf Grund einer Schrift über den Unterschied zwischen ständischer und repräsentativer Verfassung. Zu seiner Ausbildung wurde er dann von dem württembergischen Ministerium dem Bundestagsgesandten von Wangenheim überwiesen, einem sehr unterrichteten Mann, welcher ihn in die Verhältnisse des Bundesrechts und die geschäftliche Wirksamkeit des Bundestages einführte. Die dortigen Wahrnehmungen veranlaßten ihn zur Veröffentlichung einer kleinen Schrift, welche den Titel führte: „Die öffentliche Rechtspflege des deutschen Bundes, ein publicistischer Versuch". Auch das opulente gesellschaftliche Leben in Frankfurt hatte er inzwischen reichlich genossen und begab sich dann auf mehrere Monate nach Göttingen, um namentlich in den Vorlesungen von Eichhorn zu hospitiren. Dort entstand auch das 1824 zu Stuttgart veröffentliche „Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika", welches die Verfassungsverhältnisse der Union in sehr gründlicher Weise erörtert. Er schloß sich während dieser Zeit vielfach den Führern der damaligen liberalen Partei an, deren Grundsätze er im Wesentlichen theilte, wenn schon er seiner überaus praktisch angelegten Natur wegen in manchen Punkten bisweilen nicht übereinstimmte.

Im Jahre 1824 erfolgte die Ernennung Mohl's zum außerordentlichen Professor des Staatsrechts in Tübingen und 1827 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Während seiner Professur in Tübingen veröffentlichte Mohl eine sehr gründliche Arbeit über das Staatsrecht des Königreichs Württemberg. Diese Arbeit geht über die staatsrechtlichen Gesichtspunkte der alten Reichspublicisten weit hinaus. Wenn schon er die Grundsätze des constitutionellen Staatsrechts entschieden vertritt, bewahrt ihn sein praktischer Sinn doch davor, der Rolleck'schen Schule und Theorien, wie derjenigen von der Theilbarkeit der Gewalten unbedingt beizutreten.

Auch das Werk über die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Staatsrechts bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete des Staats- und Verwaltungsrechts, wenn schon der Vorwurf von Schulze, daß einige Begriffe, wie z. B. derjenige der Polizei, wissenschaftlich nicht hinreichend festgestellt sei, begründet ist. Weniger bedeutend ist die 1837 zu Tübingen von ihm erschienene Schrift über die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung. Das schwierige Problem der Ministerverantwortlichkeit wird nicht gelöst, dagegen wird eine interessante Sammlung von Beispielen mitgetheilt. Die erfolgreiche Laufbahn Mohl's in Tübingen nahm durch einen bekannten sehr bureaukratischen Minister eine neue Wendung. Ein Wahlprogramm, welches er gegen die bureaukratische Regierungsweise des Ministers Schlayer gerichtet hatte, war die Veranlassung, daß er als Regierungsrath nach Ulm zur Strafe versetzt wurde. In Folge dessen nahm er bald seine Entlassung aus dem Staatsdienste.

Das Privatleben war für Mohl nicht von langer Dauer. Bereits 1847 erfolgte durch den badischen Minister Nebenius seine Berufung als Professor an die Universität Heidelberg. Hier knüpfte er an der Seite von Gervinus eine Reihe politischer Beziehungen an, und wurde beim Zusammentritt der Nationalversammlung zu deren Mitglied gewählt. Anfangs von großdeutschen Gesinnungen erfüllt, schloß er sich bald den Bestrebungen an, den deutschen Bund unter der Führung Preußens in einen Bundesstaat umzuwandeln. Namentlich mit Dahlmann und Beseler stand er in nahen politischen und persönlichen Beziehungen. Als dem Erzherzog Johann die Centralgewalt provisorisch übertragen war, wurde Mohl im August 1848 zum Reichsjustizminister des Bundes ernannt. Der Entwurf eines Wechselrechts, welcher von den deutschen Regierungen vor 1848 ausgearbeitet war, wurde von der Nationalversammlung auf Mohl's Antrag angenommen, und ebenso wurde auf seine Veranlassung eine Commission von Rechtsgelehrten niedergesetzt, welche mit der Ausarbeitung eines deutschen Handelsgesetzbuches sich zu beschäftigen hatte und mit Erfolg beschäftigte. Auch hob die Nationalversammlung auf seinen Antrag sämmtliche deutsche öffentliche Spielbanken auf. Sämmtliche Regierungen, mit Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Homburg, leisteten Folge. Diese wurde im Wege militärischer Execution geschlossen. Die Kosten dieser Maßregel, welche ziemlich bedeutend waren, mußte der Spielpächter tragen.

Als König Friedrich Wilhelm IV. sich veranlaßt sah, die von der Nationalversammlung ihm angetragene Kaiserkrone abzulehnen und in Süddeutschland revolutionäre Bewegungen sich geltend machten legte Heinrich von Gagern das Präsidium des Ministeriums und Mohl sein Ministeramt nieder, um wieder die academische Thätigkeit in Heidelberg zu übernehmen. An dem Erfurter Parlamente wollte er sich nicht betheiligen, und äußert sich in einem 1850 an Professor Schulze gerichteten Briefe wie folgt: „Hätten es meine academischen Verhältnisse möglich gemacht, so würde mir eine Wahl nach Erfurt sehr erwünscht gewesen sein, und dann hätte ich auch die Mittel ergriffen, welche dazu geführt haben würden. Allein so ließ ich es passiv kommen, wie es wollte, in der denn auch eingetretenen Hoffnung, daß ich nicht veranlaßt werden würde, der Consequenz und Parteistellung ein empfindliches Opfer zu bringen. Ich konnte mir darüber keine Illusion machen, daß mich eine abermalige Unterbrechung dem Katheder für immer entfremden würde, und das wollte und konnte ich nicht. Ich habe übrigens alle Hoffnung, daß dort etwas Verständiges zu Stande kommen wird. Mag sein, daß dies nicht hinreicht, um Süddeutschland zu enthusiasmiren, allein umgekehrt würde Norddeutschland nicht wollen, und da ist eigentlich die Kraft und Intelligenz."

In der Heidelberger Periode ist auch das größte und entschieden bedeutendste Werk von Mohl, welches bereits erwähnt wurde, erschienen, „Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften", drei Abschnitte, welche das aus drei Bänden bestehende Werk enthält, bekunden seine große Reichhaltigkeit.

Das gelehrte und gründliche Werk ist in der That geeignet solchen, welche eine höhere politische und staatsrechtliche Ausbildung anstreben, wichtige Anleitung zu geben. Das klare und gesunde Urtheil Mohl's herrscht fast bei allen seinen Ausführungen vor. Namentlich ist das auch in der Arbeit über Machiavelli der Fall, welche sich durch große Unparteilichkeit auszeichnet, da er sich in seinen Arbeiten über Livius als Liberaler bekennt, und in seinem Buche über den Fürsten (libro del Principe) bisweilen vorgeschlagenen gewaltsamen Regierungsmaßregeln lediglich dazu dienen sollten, dem Herzog von Medici die Mittel in die Hand zu geben, um die Fremdherrschaft in Italien zu stürzen und die Einheit des Landes herbeizuführen. Der Herzog hatte für die Aufgabe nicht das geeignete Verständniß. Bemerkenswerth ist es auch, daß besonders Schriftsteller, welche dem Jesuitenorden angehören, ihn scharf angreifen, während große Gelehrte und Publicisten, wie Montes-

Digitized by Google

quieu, Ranke und sogar Rousseau seine Größe und Bedeutung anerkannt haben.

Auch die unter dem Namen „Völkerrecht, Staatsrecht und Politik“ in drei Bänden gesammelten und 1860 veröffentlichen Aufsätze sind von wissenschaftlichem Werthe, jedoch von entschieden geringerer Bedeutung, wie das soeben erwähnte große Werk. Dasselbe gilt von der „Encyclopädie der Staatswissenschaften“. Es mag sein, daß der dem Buche mehrfach gemachte Vorwurf, daß die philosophische Erörterung maßgebender Principien zu sehr in den Hintergrund trete, einige Berechtigung hat, die Gründlichkeit und praktische Brauchbarkeit dieser wissenschaftlichen Arbeit kann aber nicht in Frage gezogen werden. Es mag nicht ganz logisch sein, daß er von einer besonderen „Staatssittenlehre“ spricht, da die allgemeinen sittlichen Grundsätze auch für den Staatenverkehr maßgebend sind.

Im Jahre 1861 wurde Mohl von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Roggenbach zum Bundestagsgesandten des Großherzogthums Baden ernannt und erhielt namentlich den Auftrag, auf die Wiederherstellung der von dem Kurfürsten in Kurhessen gebrochenen verfassungsmäßigen Zustände hinzutreiben. Der zu diesem Zwecke von Mohl gestellte Antrag, sollte nach den Intensionen Kurhessens und Oesterreichs gemäß, in den Commissionen vergraben werden, das energische Vorgehen der preußischen Regierung setzte aber durch, daß der Antrag die Annahme des Bundestages fand. — Seit 1863 war Mohl auch von dem Großherzoge zum Mitgliede der ersten Kammer berufen und demnächst zum Vicepräsidenten derselben ernannt. Auf dem von Oesterreich nach Frankfurt a. M. 1863 berufenen Fürstentage, von dem Preußen sich ausschloß, bekämpfte der Großherzog von Baden das österreichische Project, und Mohl mußte ihn durch Denkschriften in diesem Sinne unterstützen, dann kamen die bekannten Vorgänge, welche zur Auflösung des deutschen Bundes und zum Kriege zwischen Preußen und Oesterreich führten. Mohl erfüllte während dieser Zeit seine amtlichen Pflichten und fungirte zur Zeit des Norddeutschen Bundes als badischer Gesandter in München.

In München hatte Mohl zu dem damaligen Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe, mit dem er in politischer Hinsicht sympathisirte, angenehme Beziehungen und verfolgte mit Interesse die großen Vorgänge, welche zur Bildung des deutschen Reiches führten. Ein Brief an den Professor Schulze vom 3. Januar 1871 enthielt eine bezeichnende Stelle über die Art und Weise, wie Mohl die neue Entwicklung der Verhältnisse auffaßte. Es heißt daselbst: „Wie die Dinge hier (in München) verlaufen werden in Betracht der Anerkennung der Versailler Verträge, ist, wenige Tage vor der Discussion noch nicht zu sagen. Es wird sich um wenige Stunden handeln. Es wäre ein großes Unglück und ein maßloser Scandal, wenn diese Heerde von Pfaffen und Bauern die Annahme verhindern könnten. Und wie wäre der König compromittirt! Allein hier zu Lande ist vieles möglich, was man anderwärts nicht begreifen kann. Man muß in dem Lande länger gelebt haben und Personen und Verhältnisse kennen, um einen richtigen Begriff von dieser Mischung von unbegreiflicher Unwissenheit, Bauernpfiffigkeit und Hochmuth zu erhalten. Der letzte Grund von Allem ist die Corruption durch die Jesuitenerziehung, aber der Stamm ist auch an sich schon ein unglücklich begabter, keineswegs ein unbegabter. Doch hoffen wir immer noch, daß der Unsinn und die Infamie nicht siegen werden. Freilich ist bei einer Kammer, in welcher 24 Dorfpfarrer sitzen, dirigirt von einem Jesuiten en robe courte — Jörg — alles möglich. Nun qui vivra — verra.“ — Mohl erklärt weiter, er würde im schlimmsten Falle, wenn die erforderliche zwei drittel Majorität der Kammer nicht zu erzielen wäre, gleichzeitig mit der Auflösung die Ratificirung der Versailler Verträge vornehmen. Wo es sich um die Lebensfrage des deutschen Reiches handle, sei ein Staatsstreich gegen die Bestrebungen des Jesuitismus dringend geboten. — Glücklicherweise kam die erforderliche Zweidrittelmajorität schließlich zu Stande.

In Folge der Bildung des deutschen Reiches hörte die badische Gesandtschaft in München auf und Mohl wurde am 1. October 1871 zum Präsidenten der Oberrechnungskammer in Karlsruhe ernannt. Kurz vor seiner Versetzung dorthin fand die Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums statt. Sein Großherzog ertheilte ihm das Prädicat Excellenz und wegen „seiner Verdienste um die Wissenschaft und um das badische Land“ den erblichen Adel. Von Preußen und Oesterreich wurden ihm Großkreuze zu Theil, sämmtliche deutsche Universitäten ehrten ihn durch Festschriften und Adressen, diese und ähnliche Auszeichnungen beeinflußten nicht seinen bescheidenen Sinn. Er schrieb damals: „Ich bin weit über alle Gebühr, lassen Sie mich sagen, über Vernunft mit Ehrenbezeugungen überhäuft worden. Im Innern sieht es bei mir, seien Sie davon überzeugt, ganz anders bei der Selbstprüfung aus, was ich dann mit einem halben Jahrhundert angefangen habe: Domine non dignus sum, ist die Antwort.“ Das Wiedererstehen des deutschen Reiches begrüßte er mit jugendlicher Begeisterung. Allen Ausstellungen gegenüber bemerkte er, daß Deutschland, so lange es in der Geschichte bestanden habe, niemals so gesunde, allen realen Begebenheiten so entsprechende staatsrechtliche Zustände besessen hat, wie heutzutage, und daß es keines Abbruches, sondern nur einer folgerichtigen Weiterentwickelung des Bestehenden bedarf, um die höchsten politischen Ziele zu erreichen.

Sein letztes größeres Werk ist das 1873 erschienene „Reichsstaatsrecht.“ Es ist kein systematisches Staatsrecht, er bezeichnet es selbst als „rechtliche und politische Erörterungen,“ aber es ist für die Kenntniß der Rechtsverhältnisse des deutschen Reiches von großer Bedeutung. In Folge seiner Wahl zum Reichstage war er, obwohl er sich nicht wohl fühlte, am 1. November 1878 in Berlin eingetroffen, und wohnte bei seinem Schwiegersohne, dem Professor Helmholtz. In der Nacht vom 4. zum 5. November endete ein sanfter Tod sein Leben, am Tage zuvor sagte er noch scherzend, er habe die unangenehme Ehre, beinahe das älteste Mitglied des Reichstages zu sein. Wir schließen mit den schönen Worten, die ihm bei seinem Tode, sein Freund, der Geheime Rath und Professor Schulze zu Heidelberg nachruft: „In dem Theoretiker Mohl steckte ein gutes Stück vom praktischen Staatsmanne, wie dem praktischen Staatsmanne stets wieder der gelehrte Theoretiker über die Schultern schaute. — — Mit ihm ist ein reiches, beglücktes und beglückendes Dasein erloschen. Möchte es der deutschen Wissenschaft nie an so unermüdlichen Arbeitern, den deutschen Fürsten nie an so erfahrenen Rathgebern, dem deutschen Volke nie an so muthigen Vertretern seines Rechtes fehlen, wie es Robert von Mohl, ein halbes Jahrhundert hindurch, in guten und schlechten Tagen unerwegt gewesen ist.“

Literatur und Kunst.

Was uns bleibt.

Was Dich umschlingt mit liebenden Armen,
Was an Dein klopfendes Herz sich schmiegt,
Alle Freuden, die lebenswarmen,
Jauchzenden, werden vom Tode besiegt.
Früh oder spät muß entfliehen,
Was Dir die Erde geliehen.

Viel, das Du liebst, muß im Tod erstarren,
Mehr noch verspült Dir des Lebens Fluth.
Ewig wähnst Du, o Mensch, zu beharren —
Ach, und so bald erlischt Deine Gluth!
Und von dem heißesten Lieben
Schutt und Geröll ist geblieben!

Digitized by Google

Aber in ruhigem, strahlenden Reigen
Wandeln wir still durch den Wechsel der Zeit,
Reden gewaltig und klangvoll im Schweigen,
Immer Dir nahe und hülfebereit,
Sprengen die irdischen Schranken:
Ewig große Gedanken!

Herrlich blühende Welten zerfallen,
Götter stürzen vom Weihaltar,
Doch aus den rauchenden Trümmern wallen
Wir die jugendkräftige Schaar,
Führen die Völker aus Rohheit
Wieder zur Freiheit und Hoheit!

Bist Du einsam und glückvergessen,
Hier ist Trostesfülle und Kraft!
Schöner gewinnst Du, was hold Du besessen,
Was nicht Leben noch Tod mehr entrafft:
Wenn Du Dein Liebstes verloren,
Werden in Dir wir geboren!

Und dann stehst Du im Strom des Lebens,
Klar das Auge, die Seele weit.
Dich zu stürzen drohen vergebens
Wogen von Sorge, Sünde und Leid,
Und des Schicksals Mächte
Beugen sich Dir als Knechte.

E. Heldt.

Unser Publikum.

Von Jacob Mähly.

Wer ist das Publikum? und wer darf von unserem Publikum sprechen? Das Publikum ist natürlich das lesende, und unser Publikum das zeitgenössische, wie es dermalen, d. h. in der zweiten Hälfte des 19. Säculum leibt, lebt und liest, das Publikum unserer Tage. Wenn wir dieses Publikum unser nennen und nennen dürfen, so liegt in dieser Intimität also nicht die leiseste Spur schriftstellerischen Selbst- und Hochgefühls, vielmehr kann jeder denkende Laie (zu denen sich auch Verfasser dieser Zeilen zählt) sich „unser Publikum" zum Gegenstand seines Nachdenkens machen. Und es lohnt sich wohl der Mühe, ist auch nichts als recht und billig; ist doch das Publikum im Grunde nichts anderes als der Revers der Schriftstellermedaille, und diese wird doch genugsam befühlt, besprochen, auf ihren Werth geprüft von Kennern und Nichtkennern, täglich, stündlich gemustert und auf die Wage gelegt vom handwerksmäßigen Kritiker bis herunter zum ästhetisirenden Backfisch — warum sollte bloß der Revers unbesprochen und ungeprüft davonkommen? Hängt doch von ihm, von seinem Gepräge viel, ja geradezu das meiste ab, ob die Medaille „Curs" hat oder nicht. Wobei allerdings bemerkt werden muß, daß Werth und Curs nicht immer zusammenfallen. Und noch ein anderes ist zu bemerken: daß nämlich das Publikum schon oft nnd viel von schriftstellerischer Seite in nachdrücklichster und unverblümtester Weise besprochen worden ist: Natürlich. Wozu ist man denn ein Held der Feder, wenn man sie nicht als Schwert gegen die Drachen des Unverstandes, oder der Gleichgültigkeit, oder des Wälschgötzenthums, welche alle im Publiko zahlreichst und wirksamst ihr Wesen treiben, gebrauchen soll? Im Kampf um's Dasein ficht jeder mit der Waffe, die ihm eignet und paßt; einen solchen Kampf aber kämpft der Schriftsteller allerdings gegenüber dem Publikum. Ob freilich der Kämpfer auch zugleich der richtige, unparteiische und neutrale Beurtheiler sein kann? In seltenen Fällen wohl, in den meisten schwerlich. Die Schriftsteller sind Menschen, mit reizbaren Nerven, nicht ohne Selbstgefühl; ein Tropfen Ungerechtigkeit oder Bosheit von irgend einem Vertreter des Publikums in ihr Blut gespritzt, genügt, um dieses in wilde Gährung zu bringen. Von diesen „Vertretern" des Publikums, den wenigen berufenen, und den zahllosen unberufenen, die den schönen Namen Kritiker führen — oder schänden, sei hier nicht die Rede, nicht, daß sie „der Rede nicht werth" wären, im Gegentheil, die guten und gewissenhaften ja zum voraus; aber auch die schlechten und gemeinen, die Giftköche und Neidharte sollten eines Erinnerungszeichens durch das Wort „gewürdigt" werden, eines Kainszeichens nämlich auf ihre schamverlassene Stirn, aber — gegen Ungeziefer hilft keine Waffe, es kreucht so oder so, in dieser oder jener Gestalt, mit oder ohne Metamorphose wieder aus dem Dunkel und sein Tagewerk ist und bleibt das Benagen und das Besudeln. Gegen diese Sorte von Kritikern — es gibt ihrer leider auch unter dem Gelehrtenstande — ist bislang leider noch kein Kraut gewachsen; sie widerstehen sogar einer vollgerüttelten Dosis von Verachtung. Aber noch von einer Art von Publikum, dem gelehrten nämlich, soll hier nicht gesprochen werden. Es verdient zwar auch etwelche Beleuchtung, denn es zeigt, trotz seiner Bildung oder wenigstens (wo diese nicht vorhanden) trotz seiner Gelehrsamkeit oft merkwürdige, gar nicht erfreuliche Symptome, als da sind Vertrauensseligkeit in die Unfehlbarkeit des „Rufers im Streit", Vorliebe für die Melodien, die ihm seine „anerkannten" Kritiker vorsingen, und in Folge dessen Schwerhörigkeit für alles, was „aus einem anderen Tone" geht, Gleichgültigkeit für alles, was nicht greifbar in seinem Gesichtskreise liegt, Bewunderung für die Vielschreier und Vielschreiber, und anderes mehr was gar nicht zur Gelehrtenrepublik paßt, von der man doch so gern spricht. Aber so groß auch die Zahl dieses Publikums ist, es bildet immerhin einen nur kleinen Ausschnitt im großen Leserkreise, und wir haben uns vorgenommen, diesen etwas näher in's Auge zu fassen, und seine Tugenden und seine Fehler, selbstverschuldete wie anerzogene und eingeimpfte, zu fixiren. Hier hör' ich sofort einen Ausruf des Staunens, aus dem Munde eines deutschen Schriftstellers, der bisher dieses Publikum nur von seinen Schattenseiten oder doch zu wenig von seinen Lichtseiten kennen gelernt hat. „Tugenden? Hat denn unser deutsches Publikum Tugenden? und welche wären das? Es mißachtet uns, verkennt uns, kauft uns nicht oder nur antiquarisch und zu Schandpreisen, liest uns höchstens im geliehenen «Zustande», bezieht seine Lesewaare lieber aus Wälschland, am allerliebsten in unsagbaren und unklagbaren Uebersetzungen, und läßt uns verhungern." In diesen Klagen steckt leider viel Wahrheit und das deutsche Publikum müßte eigentlich erröthen, wenn es in diese Spiegelbilder blickt, es müßte hochroth werden, wenn — die Schriftsteller selber nicht auch einen Theil der Schuld trügen. In einem Meer von Sünden kaum hie und da eine Tugendperle, die herausgefischt werden kann — es ist freilich betrübend, aber in dieses Meer haben die Schriftsteller selber unsäglich viel Wasser getragen, die Schriftsteller und die Verleger, Hand in Hand miteinander, viribus unitis. Die Ueberschwemmung mit Zeitschriften, bebilderten und unbebilderten, Journalen mit obligatem Feuilleton, Wochen- und Monatsheften, fliegenden und andern Blättern stehen mit jenem „Meere" im allerengsten Contact und doch findet jeder neue Verleger zu seiner neuesten literarischen Gründung, welche, der Sage nach, „einem längst gefühlten Bedürfniß" entgegenkommt, in Wirklichkeit das vorhandene Geschwür um eine neue Wucherung vermehrte, neue und alte schriftstellerische Kräfte, welche mit „ihrem Strom der ewig fließt" die geistige oder auch geistlose Mühle treiben. Allen Respekt vor den gediegenen Zeitschriften, aber sie wissen ja selber, welchen schweren Stand sie haben gegenüber der Legion der überflüssigen und schädlichen, der zeit-, geschmack- und geisttödtenden. Haltet, die ihr etwas vom Geist und der Würde eines Schriftstellers in euch verspürt, mit euren Zuflüssen zurück — und der Sumpf wird austrocknen! Aber, wir wissen's wohl: Kaum gegeben, verhallt der gute Rath. Und doch ist es wahr, der erste und inhaltschwerste Paragraph im Noth- und Hülfsbüchlein der Literatur — Noth, weil es die vorhan-

Digitized by Google

denen Schäden bloßlegt, Hülfe, weil es sie heilen möchte — lautet: Es wird viel zu viel, maßlos viel geschrieben und gedruckt. Man kehre den Satz nicht um und sage: Es wird zu viel gelesen und darum muß auch zu viel geschrieben werden, viele Nachfrage bedingt vieles Angebot — nein, sondern das maßlose Schreiben erzeugt maßloses Lesen und das Maßlose, wenn's auch gut wäre, würde doch vom Uebel sein, denn es wäre eben des Guten zu viel. Nun aber kennt man ja — man braucht nicht auf den Zinnen der Bildung zu stehen — die Marken und Fabrikzeichen, man kennt auch die Qualität dieses Allzuviel, welches durch seine Wucht und Masse auch das Gute erstickt. In einer autoritativen deutschen Zeitschrift wurde kürzlich die Zahl der deutschen Schriftsteller rund auf 8000 berechnet von einem Zunftgenossen, der vom Staat eine große werkthätige Berücksichtigung seines Standes verlangt. Ein Contingent von 8000 professionellen Schriftstellern! Der Mann wollte mit diesem Kraftwort imponiren, aber wir zweifeln sehr, ob er diese Wirkung erzielt hat. Achttausend sind viel zu viel, sind viel mehr als das deutsche Publikum braucht, achttausend machen sich eine mörderische Concurrenz, bei der auch gute und beste zu Grunde gehen können, achttausend bewirken eine Ueberproduction, die mehr als bedenklich ist! Die Schriftstellerei erlernt sich nicht wie ein Handwerk; zu diesem ist am Ende jeder berufen, der seine Finger zu gebrauchen weiß und nicht ganz auf den Kopf gefallen ist. Beim Schriftsteller arbeitet das Gehirn und dieses kann durch Lehre und Erziehung wohl etwas gesäubert, aber wo es mangelt, nicht ersetzt werden; der Schriftsteller wird geboren, nicht erzogen, er ist und soll sein ein Auserwählter, ein Priester, dessen Wort zündet, ein Denker, dessen Ideen das Leben befruchten, ein König, dem die Geister unterthan sind und dessen Sprüchen die Welt lauscht. Stehen nun aber jene 8000 auf dieser Höhe? Unmöglich — denn solche Eliten zählen nicht nach Tausenden. Wir meinen also: Die Schriftsteller müssen zuerst selber vor ihrem Stand und Beruf mehr Respect haben, ehe sie verlangen, daß das Publikum in Ehrfurcht zu ihnen emporblicke, und wenn sie jenes thun, so wird die größere Zahl der Wahrheit, will sagen der Selbsterkenntniß die Ehre geben und einem Beruf entsagen, an dessen Höhe ihres Geistes Flug nicht hinanreicht. Am Schriftstellerwahn und an der Dichteritis — um einen Ausdruck Johannes Scherr's zu gebrauchen — ist das deutsche Publikum sicher am wenigsten Schuld sondern die sind es, so daran kranken, ein wenig freilich auch unsere Zeit mit ihrem Bildungsapparat. Da schwirren schon auf der Schule eine Unzahl geflügelter und anderer geistreicher Worte, aus der Dichterlectüre, aus den Repositorien unseres Gedächtnisses um unseren Kopf herum, da werden wir mit allen möglichen wälschen und deutschen Maßen und Rhythmen vertraut gemacht und zu eigener Handhabung dermaßen gedrillt, daß es (in vollem Ernst!) eine Freude ist: wir brauchen nur zuzulangen und — wir haben einen Vers in der Hand, wir brauchen die Claviatur nur anzuschlagen und es tönt und klingt allerliebst, harmonisch — aber es sind doch nicht unsere Töne, es sind Reminiscenzen, es sind, so zu sagen, Reflexbewegungen, nur daß diejenigen, die so produciren, gar zu gern und gar zu oft sie für eigen und echt und ursprünglich halten. Und hier ist die Geburtsstätte des Schriftstellerwahns. Wir haben's zu leicht, zu bequem, um nicht dem süßen Wahn zu verfallen. Unsere Väter mußten mit Schweiß und Anstrengung sich das aneignen, was wir fix und fertig schon mit auf die Welt bringen: den Schliff im praktischen Ausdruck, die Gaben aus dem Füllhorn der formellen Bildung, die Blumen und Blüthen der Dichter- und Denkerwiesen. Und unsere Kinder und Kindeskinder werden es noch leichter haben als wir selber; es liegt im Blut, es vererbt sich in steigender Progression von Geschlecht zu Geschlecht, und Darwin behält Recht. Der Dämon der Nachahmung ist in uns lebendig und wir halten ihn für einen schöpferischen Geist, wir stellen ein Wachsfigurencabinet her und glauben vollblütiges Leben zu schaffen. Wenn einmal — wozu freilich wenig Aussicht vorhanden — die Reihen der Schriftsteller sich lichten und die banausische Mittelmäßigkeit dem Gottesgnadenthum Platz gemacht hat, dann wird auch das Publikum mit ganz anderen Gefühlen von den Rittern des Geistes sprechen. Und noch besser, viel besser wird es werden, wenn auch die guten und zeugungskräftigen unter den Schriftstellern die üppigen Triebe ihrer Productionslust beschneiden und ihre Kraft nicht mit der Zahl der Druckbogen oder mit dem Honorar ihrer Verleger, sondern mit den Normen der Kunst messen. Daß sie, im Kampf um's Dasein, oft nicht Maß halten können, ist freilich wahr, aber darum nicht minder schlimm. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, aber nur um des Lohnes willen arbeiten, auf geistigem Gebiet, ist nicht normal, es widerspricht dem Wesen und der Bestimmung des Geistes; der Lohn darf eine Folge geistiger Arbeit, soll aber nicht ihr Zweck sein. Es ist keine Entschuldigung, daß unser rauhes Zeitalter für ideale Anschauungen und Bestrebungen keinen Sinn und keinen Platz mehr habe — wer anders, als gerade die Schriftsteller, d. h. die Lehrer des Volkes, ist denn dazu berufen, gegen die Sturmfluth der Materie anzukämpfen, wer soll gegen die Ausschreitungen der Erwerbsucht, gegen den Götzendienst des goldenen Kalbes den Geist in's Feld führen, als gerade sie? Oder halten sie etwa unser Zeitalter für das goldene? In ihren Werken wenigstens nicht; wer aber den Geist predigt, muß auch in seinem eigenen Thun und Treiben sich als ein Kind des Geistes beweisen. Man darf nicht klagen, das Publikum sei gleichgültig gegen höhere und erpicht auf niedere Interessen, wenn man selber im Sumpfe sitzt.

Ein großer Theil des deutschen Publikums verdient nun allerdings den oben angedeuteten Vorwurf, das ist keine Frage, und zwar gerade der, der es besser machen könnte und sollte. Daß der am Triebrad der Tagesarbeit sich abmühende Theil sich nicht um die Leckerbissen der Belletristik kümmert und froh ist, wenn ihm seine eigene Küche den Kohl liefert, den er zum Leben braucht, ist begreiflich und verzeihlich — es wird nicht bloß in Deutschland so sein — und wenn der, dem seine Mittel hie und da einen bescheidenen Genuß erlauben, nicht gleich seinen Ueberschuß zum Buchhändler trägt, sondern seinen Lesedurst an Quellen befriedigt, die billiger zu haben sind — wir meinen irgend eine der unzähligen, einem „tiefgefühlten Bedürfniß" abhelfenden schönnamigen Tages-, Wochen-, Monats-, Zeit- und anderen Schriften von schon oft dagewesenen Inhalt und noch „nie dagewesener Billigkeit" —, so kann ihm das um so weniger verargt werden, als ja die Schriftsteller selber diese papierenen Menschen- und Hausfreunde mit Speise versehen und großfüttern. Wenn ich, Primarlehrer oder Handwerker, oder Commis so und so, den „sensationellen" Roman X des berühmten Y tagtäglich in gleichmäßigen Portionen aus der Feuilletonküche, und zwar gratis erhalte, warum soll ich mir für theures Geld den ganzen Braten auf einmal kaufen? Die Wochen- und Monatsschriften liefern zwar nicht ganz gratis, aber für das immerhin bescheidene Kostgeld krieg' ich ein Potpourri von Gerüchen und Gerüchten, eins schmackhafter und pikanter als das andere! Und wenn's mir auch dann noch im Magen kollert und mein Bildungshunger noch nicht satt geworden ist — ich bin ja doch ein Mann, der auch geistige Bedürfnisse hat — steht mir nicht gerade gegenüber meiner Wohnung die ausgesuchte Leihbibliothek des Herrn Z zur Verfügung?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Ex-Director Wilbrandt.

Von X. Wiener.

Die Thüren sind geschlossen, der Director ist fort, und dennoch bietet das Burgtheater reichlichen Stoff für den Beobachter. Zunächst erscheint es passend, von dem geschiedenen, nunmehr ausschließlich der Dichtkunst zurückgegebenen Adolf Wilbrandt zu reden. Er war eine der merkwürdigsten Erscheinungen unter den Leitern der kaiserlichen Hofbühne. Während Schreyvogel, der eigentliche Begründer ihres großen Ruhmes, sich die Pflege junger heimischer Talente angelegen sein ließ und den eigenen an den unsterblichen Namen Grillparzers unzertrennlich knüpfte; während Laube, der unübertreffliche Mechaniker des Theaters, der Burgbühne ihre feste Organisation gab; während Dingelstedt, der geistreiche, feinblickende Regisseur und noble Herr, seine Thätigkeit auf die größten Dramen, die zugleich die großartigste Inscenirung erforderten, concentrirte — schritt Wilbrandt wie ein berufener Kunstliebhaber durch das Haus. Was die fortlaufende Produktion brachte, erschien ihm eigentlich werthlos, und hätte er ausschließlich nach seiner Empfindung gehandelt, so würde wenig von dem, was in den letzten sechs Jahren auf dem Burgtheater zur Darstellung gelangte, das Licht desselben erblickt haben. Wie an Unreinlichem wollte er daran vorübergehen. Aber er hatte nicht den Muth seiner Meinung. Das allgemeine Geschrei nach Novitäten, die kecke Geltendmachung eines Rechtes der Lebenden, das doch nur den lebenden Talenten zusteht, die Zudringlichkeit der Schauspieler, die gern ihren Dramatiker protegiren, all' das bestimmte Wilbrandt zu einer Nachgiebigkeit, die freilich in den meisten Fällen für ihn selbst verhängnißvoll wurde. Die Niederlagen — und in den ersten Jahren seiner Direction folgt eine auf die andere, daß es unheimlich wurde — wurden alle auf sein Holz geschrieben. Und wie hatte er sich mit dieser Art von Stücken geplagt! Erst refüsirte er sie, da kamen die freundschaftlichen Besuche, die von sehr glücklichen Umarbeitungen und Aenderungen sprachen, dann antichambrirte der Autor unzählige Male und brachte mündliche und schriftliche Empfehlungen, bis der Director sich zur zweiten und dritten Durchsicht des Manuscriptes herbeiließ und angab, wie es allenfalls zu ändern sein müßte. Die Verfasser waren natürlich zu Allem bereit, denn der Director hatte sich mit seinen Weisungen schon bis zu einem gewissen Grade engagirt, und das war die Hauptsache. Nun corrigirte man zusammen, dann corrigirte der Director für sich, dann corrigirten die Schauspieler auf den Proben und endlich, endlich stellte sich heraus, daß die größte Mehrzahl dieser Stücke doch nicht zu retten war. Aber die Namen neuer lebender Dichter, die ein Recht haben, aufgeführt zu werden, hatten auf dem Theaterzettel gestanden, und das war die Hauptsache.

Das Thema der lebenden Autoren und die Stellung, welche das Burgtheater ihnen gegenüber einzunehmen hat, ist ein so wichtiges, daß eine augenblickliche Abirrung von Wilbrandt gerechtfertigt erscheinen wird, wenn sie der Klarstellung dieser Verhältnisse gewidmet ist. Die Frage wird jetzt, da Sonnenthal provisorisch das Burgtheater leiten soll, sogar eine brennende. Der durchschnittlich mehr oder minder große Mangel an tiefer literarischer Bildung, wie er bei Schauspielern als Regel genommen werden muß, ist nebst der künstlerischen Eitelkeit der hauptsächlichste Grund, warum Komödianten den Werth eines Manuscriptes nicht zu beurtheilen vermögen. Sie lesen nicht das Stück, sondern die Rollen, sie beurtheilen nur diese, und wenn sie dieselben gut gefunden haben, so ist nach ihrer Meinung der Erfolg gesichert. Kommt nun noch dazu, daß man zur Besetzung dieser guten Rollen die auserlesene Künstlerschaar des Burgtheaters zur Verfügung hat und also weiß, daß selbst eine Anmeldung durch den Bedienten zur besten Geltung kommen werde, so ist es klar, daß jedes Theaterstück, welches diese Meister aufführen wollen, auch aufgeführt werden könne und solle, vielleicht sogar aufgeführt werden müsse. Diese Anschauung hat unter Wilbrandt, unter dessen Regime die Regisseure trotz der anfänglichen Absage des Directors den größten Einfluß gewannen, gesiegt, und es steht leider zu fürchten, daß sie unter Sonnenthal zum wenigsten nicht aufhören werde. Es ist ja auch wahr, daß eine Novität, welche unsere Hofschauspieler mit ihrer ganzen quellenden und belebenden Kunst repräsentiren, auf der Wiener Hofbühne gar nicht dasselbe Schicksal haben kann wie auf Theatern, in welchen eine solche Meisterschaft fehlt und nur das Mittelgut arbeitet. Die Soldaten vom Michaelerplatz wissen so große Blößen zu verhüllen, lassen ein gutes Wort, eine annehmbare Situation so wirkungsvoll erscheinen, daß sie das richtende Publikum zu täuschen vermögen, und es war nicht selten der Fall, daß neue Stücke, die das Papier nicht werth sind, auf dem sie geschrieben sind, eine erhebliche Anzahl von Wiederholungen erlebten, weil die Schauspieler ihr ganzes Können bei einer tauglichen Scene einsetzten. Oscar Justinus, Triesch und Andere wissen davon zu erzählen. Die Kritik sollte die Schauspieler darüber belehren, daß ein solches Thun höchstens virtuosenhaft, keinesfalls künstlerisch ist. Das rechte dramatische Talent, wenn es auch nur in den bescheidensten Dimensionen vorhanden ist, verlangt vom Schauspieler nicht mehr, als verstanden zu werden. Die Darsteller als Commentatoren sind ihm ein Greuel. Die Ueberfeinerungen gewisser fahrender Komödianten an Shakespeare und Goethe wirken abstoßend. Wenn nun unsere Hofschauspieler gezwungen sind, den Rahmen der Natürlichkeit zu verlassen und ihre Kräfte über Gebühr anzuspannen, so laufen sie für sich selbst Gefahr. Was ist — vielleicht: was war? — unser Hartmann für ein feiner, liebenswürdiger, bestrickender Liebhaber, und zu welchen bedenklichen Hülfsmitteln muß er greifen, wenn er in manchen Stücken erscheint? Er hat sie unter seinen Schutz genommen, sie wurden für ihn und mit ihm aufgeführt, und nun muß er sich bei jeder Darstellung quälen, um seinen persönlichen Erfolg des ersten Abends festzuhalten. Dergleichen taugt für das Burgtheater ganz und gar nicht und muß allmählich zu einer totalen Corrumpirung des Publikums führen, dessen guter Geschmack ohnehin schon bedenklichen Schaden genommen hat. Der wirkliche Dichter spielt sich von selbst, immer gleich leicht, immer gleich angenehm. Das ist ein Pseudopoet, für den der Schauspieler mehr thun muß, als für jeden Anderen. Vielleicht sind unsere Worte am Beginne des Regimes Sonnenthal nicht übel am Platze: zum mindesten die Novitäten, die als die nächsten angekündigt werden, lassen vermuthen, daß die Rollenstücke vorerst den Sieg über die guten Stücke wegtragen werden. „Goldfische" und „Chamillac" waren sonst nirgends zu halten, die Wiener Hofschauspieler sollten sich keine Mühe geben, dem Publikum den Sand ihrer Kunst in die Augen streuen zu wollen.

Zurück zu Adolf Wilbrandt. Das dauernde Denkmal, das er sich im Burgtheater setzte, heißt eigentlich: Sophokles. Er hat allerdings auch Calderon, Molière u. s. w. belebt und in einzelnen Fällen ehrliche Gewinne für die Bühne erzielt. Immerhin lagen diese Experimente näher und entsprangen eigentlich weniger seiner Vorsorge als Director, wie seiner inneren Natur. Er selbst ist nicht bloß Dramatiker, sondern auch Philologe, er kennt die Literaturen aller lebenden Culturvölker, und so mag es ihn gebrannt haben, auch ältere nicht deutsche Classiker neu zu sceniren. Gering sind seine Verdienste um die Wiederaufnahme von Stücken wie „Wallenstein", „Erbförster" u. s. w., er hat dazu gestoßen werden müssen, und die „Gegenwart" war bei dieser sauren Arbeit nicht die letzte. Aber an König Oedipus, an die große und unvergleichliche Trilogie des Sophokles hat er allein gedacht, hat die zwei ersten Stücke derselben allein gebracht. Das ist ein grandioser Sieg gewesen, werth des höchsten Ruhmes. Wer kann heute noch sagen, daß eine alte griechische Dichtung vor dem modernen Publikum nicht aufzuführen sei? Ich bin gewiß, daß in diesem Augenblicke schon manche eifrige Hand an Euripides und Aeschylos, vielleicht an Aristophanes herumarbeitet, um zu einem Resultate zu gelangen, ja die „Sakun-

Digitized by Google

tala" schwirrt bereits durch die Lüfte. In diesem Punkte ist Wilbrandt Pfadfinder gewesen, obwohl die Antigone-Versuche älteren Datums sind. Er verstand, das alte Drama zu modernisiren, ohne es umzudichten. Hält man sich den Beruf des Burgtheaters vor Augen, die höchste Instanz für die dramatische Production aller Zeiten zu sein, so wird man von Wilbrandt sagen müssen, daß er dieses Ideal wirklich gesehen und ihm mit künstlerischer Empfindung nahe gekommen sei. Davor verschwinden die häufigen Mißerfolge der ersten Jahre, die man ganz gut auf seine Lehrzeit schreiben kann, denn auch ein Burgtheaterdirector muß aus der Erfahrung lernen. Der Niedergang der Stadt Wien, die leider von aller Welt verlassen und von einer geschwätzigen, aber kleinherzigen Vertretung verwaltet wird, geht auch am Burgtheater nicht spurlos vorbei. Der Besuch ist zwar zahlreich, denn es ist eigentlich das einzige constant von der Gunst des Publikums getragene Theater, die Vorstellungen sind geschmackvoll und rund; aber man kann doch schon die Haarrisse sehen, die ihm später zur großen Gefahr werden müssen. Da gewährt der Hinblick auf die poetischen Erfolge des Directors Wilbrandt eine gewisse Ermuthigung, man sieht, daß dieser Organismus doch wieder auf die höchste Höhe gehoben werden kann.

Nicht so günstig stellt sich das Facit nach der praktischen Seite hin. Die Schauspieler behaupten, daß ihr vergötterter Wilbrandt gegangen sei, wie er kam, er habe in den sechs Jahren von der praktischen Bühnenkunst nichts gelernt, und habe am Ende seiner Zeit bei den Proben so stumm, ja hülflos dagesessen, wie am Anfange. Das wird wohl übertrieben sein, wenn man auch aus den mannigfachen Fehlern in Novitäten den Schluß ziehen konnte, daß der Director jedenfalls zu wenig rede. In einem Punkte ist er aber ganz gewiß unverändert von dannen gezogen. Die Naivetät, mit der er zum ersten Male über die Schwelle des Burgtheaters trat, spricht unvermindert aus dem Briefe, mit dem er schied. Sie mag bewundernswerth erscheinen und hat jedenfalls dazu beigetragen, seinen Charakter unversehrt zu erhalten, aber sie war sein Unglück und die hauptsächlichste Ursache aller jener Kämpfe, denen er sich schließlich durch eine an und für sich erklärliche Flucht entzog. Mit demselben männlichen Charakter und weniger Naivetät hätte er bald nach dem Beginn seines Regimes wahrnehmen müssen, wie sein vorgesetzter Intendant, der hier nicht so den unumschränkten Gönner und Mäcen aller Welt spielen konnte, wie in der Oper, sich auf das Intriguiren verlegte und nach einer bewährten Erfahrung zunächst an das Divide et impera ging, indem er den, dem Director ungefähr gleichgeordneten Administrativbeamten an sich zog. Dieser Herr Wlassak, von dem Herr Wilbrandt am Schlusse seiner Directionszeit sagte, er kenne ihn nicht, ist jedenfalls so klug gewesen, in dem Kampfe seine Interessen wahrzunehmen, die bei seinem Herrn standen. Er war diesem zu Willen, wenn er gegen den Director war, und er wurde dessen energischer Feind. Den Muth, Wilbrandt zu entlassen, hatte Baron Hoffmann nicht, er fürchtete sich zu sehr vor den Zeitungen, aber um so mehr schwoll sein Haß an. An dem vollständigen Mangel jeder Abwehr krankte die Direction Wilbrandt, uud ging daran zu Grunde. Daß endlich ein anderer Intendant, der hochsinnige Baron Besecny kam und dem Director Luft machen wollte, half nicht mehr, seine Brust war Jahre lang eingeschnürt gewesen, seine Frische und Schaffensfreudigkeit waren dahin, er arbeitete viel, aber ohne Lust, der Director Wilbrandt litt an einem Siechthum. Es mußte nicht so kommen. Hätte Wilbrandt nur ein einziges Mal ernstlich Lärm geschlagen, so würde sich Hoffmann verkrochen haben, denn er war furchtsamen Gemüths. Allein der Director betrachtete auch den aufreibenden Kampf als Amtsgeheimniß, das in aller Stille an seiner Seele zehrte.

Von einer mit dieser Naivetät verschwisterten Eigenschaft hat Wilbrandt in seinem Abschiedsbriefe selbst gesprochen, von seinem „Eigensinn". Er und seine Freunde wollten darunter nur jene Hartnäckigkeit in künstlerischen Dingen erkennen, die, selbst wenn sie fehlt, doch noch schön erscheint. Aber sein Eigensinn umfaßte auch alle prosaischen Angelegenheiten, seine Festigkeit trat auch in Lappalien hervor, mit denen ein Anderer sich wahrscheinlich gar nicht befaßt hätte. Es mag sein, daß diese unbesonnene Hartnäckigkeit ein Resultat des früher geschilderten Kampfes war, jedenfalls offenbarte sie sich so nachhaltig, daß sie auch wiederholt bei den Auseinandersetzungen mit dem Baron Besecny durchbrach und auf gute Boden eine giftige Saat ausstreute. Zwei Beweise dieses unsagbaren Eigensinnes hat Wilbrandt dem Wiener Publikum nicht als kostbares, aber als ein sehr kostspieliges Vermächtniß zurückgelassen. Als Dingelstedt einmal in Berlin war, sah er im Königlichen Schauspiele Herrn Klein, der ihm so gefiel, daß er ihn augenblicklich ohne Gastspiel mit sehr hoher Gage für das Burgtheater acquirirte. Das Wiener Publikum lehnte ihn ab, Dingelstedt unterwarf sich, und mit Ablauf des Contractes verschwand Herr Klein aus Wien. Herr Tyrolt ist der Schrecken der Burgtheaterbesucher; er kostet demselben nicht nur seine Gage, sondern ungezählte Tausende, die der Kasse aus dem Nichtbesuche entgehen, wenn er eine größere Rolle spielt. Wilbrandt, der von Sonnenthal die Eintheilung der Schauspieler des Théâtre français in artistes und grandes utilités gehört hat, reihte Herrn Tyrolt in die letztere Kategorie, erneuerte in größter Heimlichkeit dessen Vertrag auf lange Jahre hinaus und machte der Intendanz gegenüber aus der Zustimmung eine cause célèbre. Und endlich, selbst damit noch nicht zufrieden, entdeckte er, daß Herr von Bukovics als ehemaliger Offizier, gewiß gut angeschrieben sein wird, und während seine Freunde verbreiteten, man habe höchsten Ortes selbst die Verleihung des Decretes an Frau Schratt gewünscht, machte er seinen Antrag, wonach die Herren Tyrolt, Bukovics und Frau Schratt das Decret erhalten sollten und auch erhielten. So sorgte er für seine Günstlinge. Die Treue wäre lobenswerth, wenn sie nicht ein Unrecht gegen das richtende Publikum wäre und außerdem den fatalen Beigeschmack des Wienerischen „Justamentnöt", zu deutsch: des kindischen Trotzes, hätte. Nebenbei gesagt, sind die Redensarten, man habe höchsten Ortes gewünscht u. s. w., eben nur Redensarten. Kein Hof ist correcter wie der Wiener und an keinem wird weniger protegirt. Das sind die zwei bereits bekannten Andenken an den Eigensinn Wilbrandt's, ein drittes soll noch im Archiv der Intendanz ruhen. Die ersten genügten, um die Stimmung für den Scheidenden arg zu alteriren, nicht bloß unter den Schauspielern, von denen man sagt, ihre Rührung bei der Trennung sei daraufhin eine höchst äußerliche gewesen, sondern auch im Publikum, das sich solche Vergewaltigung nicht gerne gefallen läßt. Wie sehr hat es einst dem allmächtigen Laube übelgenommen, daß seine persönlichen Differenzen mit Dawison dessen Austritt aus dem Burgtheater zur Folge hatten!

Wilbrandt weilt nun am Gmundner See, er hat ein neues Lustspiel fertig geschrieben und arbeitet an einem socialen Romane, der zunächst in der „Neuen Freien Presse" erscheinen soll. Würde ich nicht bloß Berichterstatter, sondern auch ein Kritiker sein, so müßte ich schon von vornherein schwere Zweifel über den „socialen" Charakter des Romans äußern, denn Wilbrandt liebt als Schriftsteller bekanntlich nur einen gewissen Socialismus zu zweien. Allein das geht mich an dieser Stelle nichts an. In Bezug auf das Lustspiel möchte aber zu bemerken sein, daß der Dichter Wilbrandt keineswegs auf den mächtigen Succurs zu rechnen hat, der dem Director mitten in der hochgehenden Brandung zur Seite stand. Ludwig Speidel, der den berufenen, charakterfesten Director Adolf Wilbrandt als rechter, überzeugungstreuer Mann mit starker Hand hoch über dem Unflath des Tages hielt, hat den Dichter Wilbrandt niemals hoch angeschlagen, er ist für denselben keineswegs engagirt. Und nicht bloß das. Die ganze deutsche Kritik war zu keiner Zeit für den Autor Wilbrandt enthusiasmirt, er war niemals so populär, wie etwa Paul Heyse und Gustav Freytag. In den sechs Jahren seiner Burgtheaterdirection scheint Herr Wilbrandt dieselben einigermaßen vergessen zu haben. Der Geneigtheit des provisorischen Directors des Burgtheaters, seine Stücke aufzuführen, ist er freilich sicher, und das erste wird man jedenfalls geben. Schon aus dem Grunde, weil man maßgebende Rücksichten für die unbedingte

Digitized by Google

Annahme geltend machen kann. Wird doch auch gerade die Entscheidung über die Annahme oder Ablehnung von Novitäten die ärgste Verlegenheit des Interims sein. Wer soll entscheiden?

Nun, Adolf Sonnenthal ist ein wackerer Mann und was durch den besten und reinsten Willen und ehrliche Arbeit zu erreichen ist, wird er leisten. Mehr darf und soll man von ihm nicht verlangen. Seine Vorliebe ist das französische Stück; leicht begreiflich, denn im Allgemeinen geht er da im Punkte des Erfolges viel sicherer. Wird er fehlen, so kann er antworten, das sei ihm schon früher passirt, er habe sich schon bezüglich mehrerer Neuigkeiten getäuscht. Was man ihm etwa wird sagen wollen, er weist Alles mit dem einen Worte ab: ich bin ja nur aus Gefälligkeit Director und was ich thue, ist geschenkt. So müßt ihr's nehmen.

Ein Originaldenker über den Spiritismus.

Von Max Schneidewin.

Der bekannten Spiritismusschrift E. v. Hartmann's ist bald eine solche eines anderen Autors gefolgt, welcher sich durch seine „Philosophie im Umriß" das Anrecht auf den Ehrentitel eines Originaldenkers erworben hat, und zwar eines Originaldenkers im guten Sinne des Wortes, weil er (I, 1, S. 78) sagt: „Der redliche Forscher hat es nicht auf originelle Schöpfungen, sondern einzig auf das Finden der realen Wahrheit abgesehen" und sich von dieser Gesinnung überall durchdrungen zeigt. Die Schrift Steudel's*) läßt sich in gewissem Sinne als eine Ergänzung der Hartmann'schen ansehen. Wenn E. v. Hartmann die Erklärung der spiritistischen Phänomene durch das Eingreifen von „Geistern" in die menschliche Erfahrung, resp. experimentelle Veranstaltung, so zu sagen a priori und mit stillschweigender Beziehung auf seine ganze Philosophie, welche für dergleichen Geister keinen Raum hat, als ausgeschlossen ansah und sich mit gewagtem, aber außerordentlichem Scharfsinn um die Anbahnung einer rationellen Erklärung jener Phänomene bemühte, so liegt der ganze Schwerpunkt der Steudel'schen Schrift in der ausdrücklichen Nachweisung der Undenkbarkeit der spiritistischen Geistertheorie.

Da von dem Spiritismus selber seine Geister als die Seelen verstorbener Menschen in Anspruch genommen werden, so wendet sich Steudel zunächst (S. 2—11) zu der „Unsterblichkeitsfrage" und entwickelt in kurzer Reproduction seiner ausführlichen Abhandlungen über dieselbe in seinem Hauptwerke seine Gründe für die Verwerfung der menschlichen Unsterblichkeit. Trotzdem bekanntlich „in den gesammten großen Systemen der neuesten Philosophie (abgesehen von Kant's Inconsequenz und Schelling's späterem Abfall) von einer individuellen Fortdauer keine Rede sein kann" so wüßte ich doch von hochsinnigen Naturen, die also nicht für einen praktischen Materialismus eine Rechtfertigung suchten, außer Lucrez und Friedrich dem Großen keinen, der mit solcher Entschiedenheit wie Steudel die Unsterblichkeit leugnete. Ich muß nun aber doch sagen, daß Steudel's oben citirte größere Abhandlungen, namentlich die zweite, durch diese Recapitulation nicht ersetzt werden können. Schon das geistige Feuer bei einer ersten Abfassung ist ein ganz anderes als bei der wenig anziehenden Aufgabe, sich selbst zu resumiren. Ferner ist besonders jene zweite Abhandlung durch eine außerordentlich sorgfältige Berücksichtigung sämmtlicher einschlägiger Erwägungen und ein gewisses um Redlichkeit bemühtes Zu-Ende-Denken derselben ausgezeichnet, so daß das vielen Gemüthern drückende, ja entsetzliche negative Ergebniß mindestens frei von jeder subjectiven Uebereilung oder Uebelwilligkeit erscheint; in der Spiritismusschrift dagegen muß die erstrebte Knappheit dieses Eindrucks ermangeln. Weiter ist der Unsterblichkeitsglaube in Deutschland doch meist frei von abergläubischem spiritistischen Beisatz: wo es also speciell auf die Vernichtung dieses letzteren abgesehen, ist es etwas befremdlich, so zu sagen gelegentlich den Kampf gegen ein Stück der immerhin doch allgemein zu nennenden Weltanschauung aufgenommen zu sehen, welches, mit den Worten des jüngeren Fichte zu sprechen, dieser als „die höchste Blüthe der Bildung" erscheint. Endlich treten jene beiden größeren Abhandlungen Steudel's doch im Zusammenhange mit seiner gesammten Philosophie, insbesondere dem ihnen vorangegangenen theoretischen Theile derselben, in ein ganz anderes Licht: da ist das wahre Sein aus dem — eben unsubstantiellen — menschlichen Ich in die Eine universelle geistige Substanz verlegt und vor allem Vergang ewig geschützt und geborgen, wenn die endlichen Manifestationen derselben den Gedanken an ihre individuelle Vergänglichkeit fassen sollen; die Aufhebung der Unsterblichkeit ist dort also an einem viel tröstlicheren Platze, als in einer Einleitung zum Umsturz eines Aberglaubens, vor dessen schmutzigem Wasser hier das Kind selbst ausgegossen zu sehen, doch manchem Leser eine schmerzliche Ueberraschung sein könnte. Wer sich die „Unsterblichkeitsfrage" nicht durch einen Willensentschluß ein für alle Mal in eine ganz bestimmte Lösung hineinstellt, sondern bereit ist, in eine unparteiische wissenschaftliche Prüfung derselben einzutreten, mag auf die beiden ausdrücklichen Behandlungen derselben bei Steudel nachdrücklich aufmerksam gemacht werden, er wird auf alle Fälle einen höheren Gewinn daraus ziehen, als aus der Einleitung der Spiritismusbroschüre desselben Autors.

Steudel geht dann zu der „spiritistischen Geister-Welt", „dem Sein, Leben und Thun der Geister im Jenseits" über und entrollt (S. 11—44) ein ausführliches Bild des Inhaltes des in dieser Beziehung bestehenden spiritistischen Glaubens, allerdings ohne die Bestimmtheit der Quellenangabe im Einzelnen, welche man sonst aus seinem Hauptwerke bei dem Berichte über fremde Ansichten gewohnt ist. Aus den sich aufhebenden Widersprüchen der betreffenden Berichte, besonders aber aus der handgreiflichen Abenteuerlichkeit dessen, was sie enthalten, erweckt er jedem durch die Summe der normalen äußeren und inneren Erfahrung für die Unterscheidung von Einbildung und Wirklichkeit geschulten Sinn das von ihm bezweckte mächtige Gefühl der entschiedenen Ablehnung der Möglichkeit, daß dergleichen real sein sollte. Uebrigens durchwebt er seine Darstellung nicht nur mit kräftigen Trümpfen des gesunden Menschenverstandes gegen die vorgeführten Ungereimtheiten, sondern deutet öfters bestimmte schlagende Argumente gegen die Wirklichkeit derselben an, so besonders den Mangel einer im Weltplan, anstatt erst durch die Menschen in ihren spiritistischen Sitzungen, getroffenen Vorrichtung für den etwaigen Verkehr der Geister mit den Menschen, die Ueberflüssigkeit der Aufklärung der Menschen über ihr jenseitiges Leben, welches sie alle nach dem Tode von selbst kennen lernen würden, die Unbegreiflichkeit, wie die Menschenseelen nach dem Tode in die jenseitigen Oertlichkeiten gekommen sein sollten, und auf welche Weise sie von dort wieder auf die Erde kommen könnten, die Unmöglichkeit, wie das nach den spiritistischen Berichten doch materielle jenseitige Gebiet für die Sonnenstrahlen permeabel sein sollte, den Widerspruch in dem Begriffe eines geistigen Leibes, das Nichtvorkommen belehrender Geister außer in den spiritistischen Conventikeln. Steudel hat mit dem allem dem dunkleren Gefühl des in der aufgeklärten Welt doch überwiegenden Unglaubens gegen den Spiritismus einen helleren Ausdruck gegeben und gerade von dieser Seite her E. v. Hartmann's die Unzulässigkeit der Geisterhypothese zur Erklärung der spiritistischen Erscheinungen voraussetzende Schrift ergänzt.

Der Schwerpunkt der ganzen wissenschaftlichen Erörterung dieses Gebietes dürfte aber doch wo anders liegen, nämlich in der rationellen Aufhellung der Möglichkeit der Thatsache, daß

*) Der Spiritismus vor dem Richterstuhle des philosophischen Verstandes. Von Adolf Steudel, Stuttgart 1886. — Der Verfasser ist inzwischen in Stuttgart am 7. April d. J. im Alter von 81 Jahren gestorben.

Digitized by Google

überhaupt spiritistische Erscheinungen als eine Erfahrung aufgestellt werden können, insbesondere daß Menschen die schriftliche Aufzeichnung von Berichten aus der Geisterwelt behaupten können, welche Berichte sie zunächst nachweislich nicht in natürlicher Weise selbst aufgesetzt haben. Die Spannung, welche der Leser einer desfallsigen Leistung der Steudel'schen Schrift entgegenbringt, wird nicht befriedigt. Steudel leugnet zunächst — wie man das wohl von seiner Entschiedenheit für Aufklärung erwarten sollte — die spiritistischen Phänomene nicht. Er setzt mit ihnen „außerordentliche Erscheinungen außerhalb des Spiritismus", insbesondere „die sog. Spukereien" in Parallele und trifft nun etwa die Entscheidung, die offenbar seiner früheren juristischen Praxis entstammt — Steudel war Obertribunals-Procurator im würtembergischen Justizdienste — und von seiner Objectivität zeugt, daß für thatsächlich der Inhalt solcher Berichte angesehen werden muß, welche „classische Zeugen", namentlich eine Mehrheit von solchen, für sich haben, für verwerflich dagegen der Inhalt solcher Berichte, welche von befangenen oder betrügerischen Zeugen ausgehen. Wird nun durch solches Kriterium den bestbeglaubigten wunderbaren Geschichten das Thor zur Anerkennung ihrer Realität geöffnet, so macht sich das Bedürfniß einer Auflösung des Wunderbaren um so dringender fühlbar. Steudel aber, der sogar aus eigener Erfahrung diese Geschichten um einen classischen Fall bereichern kann, erklärt, daß man es „eben bei ihrer Räthselhaftigkeit bewenden lassen müsse", oder daß sie „unter die Kategorie von Narrenspossen fallen, von denen nun einmal das irdische Leben umschnörkelt ist". Was nun zunächst diese mir räthselhaften „Umschnörkelungen" betrifft, so geht, was man sonst (in Handschrift, Sitte und Convenienz) so nennen mag, offenbarlich von Menschen aus; im Uebrigen macht es dem Verfasser in meinen Augen freilich Ehre, daß er sich nicht durch Geschichten, von welchen nicht der tausendste Mensch etwas zu erleben bekommt, von den Ueberzeugungen abdrängen läßt, die ihm auf dem unendlichen Uebergewicht der allgemeinen Erfahrung und deren verstandesmäßiger Durchdringung fußen, aber in seiner völligen Verzichtleistung auf Erklärung hat er mir eine Enttäuschung bereitet. Auch sonst in seinem Philosophiren beruhigt sich Steudel öfters bei der völligen Unerklärbarkeit des Thatsächlichen, wie z. B. in dem erkenntnißtheoretischen Promblem, in dem kosmogonischen, wo der menschliche Erkenntnißtrieb sich bei solcher Unerklärlichkeit nicht beruhigen kann und wenigstens zu großartigen Erklärungsversuchen, wie unter anderem der Hartmann'schen Erkenntnißtheorie und der Kant-Laplace'schen Kosmogonie, geführt hat. E. v. Hartmann's auf Grund fremder Anregung kräftig in Angriff genommene und höchst geistvoll durchgeführte versuchsweise Theorie der spiritistischen Phänomene aus magischen Kräften der Mediumität wird so von Steudel einfach als „ganz abenteuerlich und unhaltbar" zurückgewiesen, während sie doch, so schwer es ihr auch ist, wirkliche Ueberzeugung zu erwecken, wenigstens den einzig möglichen Weg einschlägt, dem Verständniß dieses dunkeln Gebietes ohne Aberglauben vielleicht näher kommen zu können. Auch die anscheinend tadelnde Bemerkung ebendaselbst über Hindeutungen auf ein Mitwirken des Absoluten bei E. v. Hartmann ist doch befremdend bei einem Philosophen, dem der absolute Geist gleichfalls in allen Erscheinungen allgegenwärtig ist und mit seinem sic volo das letzte Wort für die Lösung der Welträthsel abgibt.

Von antispiritistischen Argumenten macht sich in der zweiten, dem eigentlichen Spiritismus gewidmeten Hälfte der Steudel'schen Schrift immer wieder, auch mit Berufung auf seine antispiritistischen Vorgänger Oehninger, Vogel, Nagel, Fechner und Erzherzog Johann dasjenige geltend, welches die seichte Trivialität der angeblichen Geisteroffenbarungen und die wüste Verrücktheit und fratzige Possenhaftigkeit der damit verbundenen Vorgänge betont. Höchst bereit, die Kraft dieses Argumentes anzuerkennen gegenüber der Zumuthung, aus den spiritistischen Vorkommnissen uns den Inhalt einer neuen Weltanschauung aufdrängen zu lassen, muß ich in diesem Zusammenhange aber doch sagen, daß das eben zur schwierigsten Frage stehende Zustandekommen jener Vorkommnisse durch solche Verurtheilung ihres geistigen Gehaltes in seiner Erklärung wenig gefördert wird.

Auch das von gegnerischer Seite für das wichtigste ausgegebene und in der That auch dem Laien am meisten frappirende Phänomen der „directen Geisterschrift" erfährt seitens Steudel's doch keine befriedigende Beleuchtung. Er verfällt hier mit einem Male stark auf die Anklage der Taschenspielereien oder Betrügereien und hat als rationellen Gegengrund gegen das Ausgehen der Sache von wirklichen Geistern, dessen Widerlegung ja noch zu keiner positiven Erklärung führt, nur — das „meist zu constatirende Gekritzel" jener Schrift, welches übrigens nicht ausnahmslos ist, wie denn auch in spiritistischer Weise die Handschriften bestimmter verstorbener Personen, z. B. Napoleons I. in einer Sitzung des Mediums Home vor Napoleon III. (vergl. z. B. W. Schneider, Der neuere Geisterglaube, S. 120), erschienen sein sollen.

Worin das Verdienst der Steudel'schen Schrift besteht, habe ich oben hervorgehoben; die bestechende Aufrichtigkeit seiner Wahrheitsforschung und die ruhige Klarheit seines Nachdenkens über die größten Räthsel des Lebens, denen Steudel ein langes Menschenleben mit dem nachhaltigsten Ernste gewidmet hat, treten aber viel mächtiger und umfassender in seinem großen Werke hervor, welches viel zu wenig beachtet ist und dessen nüchterne Analytik ein treffliches Gegengewicht bildet gegen die großen philosophischen Werke unserer Literatur von mehr synthetischem, aber dadurch oft auch — dichterischem Schwunge.

Feuilleton.

Nach dem Tode.

Von Georg Malkowsky.

Der Geheimrath Hans Barow war trotz der Aufregung und des Kummers der letzten Tage eingeschlafen. Die Vorhänge des breiten Doppelbettes waren auf der linken Seite zurückgeschlagen, so daß der Lichtschein der Nachtlampe voll auf das Gesicht des unruhig Schlummernden fiel. Auf der hohen Stirn perlten Schweißtropfen, die Nasenflügel zitterten, und um den fest geschlossenen Mund zuckte es, als wollte ein mühsam zurückgehaltenes Wort sich hervordrängen. Die auf der Decke ruhende Hand griff unsicher tastend nach dem ungemachten Lager zur Rechten und über die sich öffnenden Lippen kam es leise, kaum hörbar: „Margaret!" In demselben Moment ging es wie ein Ruck durch den von einer leichten Wolldecke verhüllten Körper, er richtete sich auf und die weit aufgerissenen Augen starrten ausdruckslos in das Leere. Sie schlossen sich wieder, und unter den Wimpern hervor quollen zwei Thränen, die langsam in den braunen, grau melirten Vollbart hinabrollten. „Arme Margaret!"

Er hatte sich in die Kissen zurückgelegt und die Augen mit der Hand bedeckt. Er träumte wachend weiter. Ja, sie war schön gewesen im weißen Brautkleide, wie sie, die siebzehnjährige, blaß und scheu zu dem reifen Manne aufschaute, dem sie mit Leib und Seele angehören sollte. Er war sich seiner Verantwortlichkeit voll bewußt gewesen und hatte sich beim Ringwechsel gelobt, ihr ein treuer Freund und Berather zu sein. Und das war er ihr gewesen, von Anfang an. Er hatte sie erzogen zu einer Musterfrau, die gegebenen Falls zu repräsentiren verstand wie keine Andere. Mühe hatte es gekostet, aber es war ihm gelungen, ihr jenes Pflichtgefühl beizubringen, das im engsten Kreise seine Befriedigung findet und tausend alltägliche Kleinigkeiten zu einer Summe addirt, die das Leben lebenswerth macht. Wenn er aus dem Ministerium nach Hause kam, fand er seine Hausschuhe und den Schlafrock stets an der rechten Stelle, die Zeitung lag aufgeschnitten neben der Kaffeetasse, er hatte die kleine Frau sogar daran gewöhnt, ihm die Cigarre anzurauchen. Wie ihre weißen Zähnchen schimmerten, wenn sie die Spitze abbiß! Und dann die Lippen, die frischen rosigen Lippen! Ja, sie hatte es verstanden, ihm das Leben angenehm zu machen, dafür hatte er aber auch Alles gethan, was

Digitized by Google

er ihr an den Augen absehen konnte. Theater, Concerte, und zu Allem die neuesten Toiletten.

Nach mehrjähriger Ehe war endlich ein Kind gekommen, ein rosiges, zappelndes, schreiendes Mädchen! Hans Barow hatte ein wenig enttäuscht ausgesehen, aber als er in die ängstlich fragenden Augen der Mutter geschaut, da hatte er sich herabgebeugt und die kleine müde, auf der Bettdecke ruhende Hand geküßt. Er war eigentlich kein Freund des Händeküssens, es kam ihm beinahe wie eine Sünde gegen seine Manneswürde vor, aber er hatte es doch gethan. Ueberhaupt hatte er sich daran gewöhnen müssen, ganz besonders zart und rücksichtsvoll mit der kleinen Frau umzugehen, denn seit der Geburt des Kindes war ihre Gesundheit niemals eine ganz feste gewesen. Ihre Sorge um die Erhaltung des ihr spät gewordenen Mutterglückes war eine grenzenlose, sie war Tag und Nacht um das Kind beschäftigt und Hans Barow empfand beinahe so etwas wie Eifersucht; er vermißte es, daß Margaret nicht wie sonst ausschließlich um ihn herumnestelte. Und dann war das Kind gestorben, gerade als es über die ersten Angstjahre hinaus war. Die Mutter brach zusammen unter der Last des Schmerzes. Hans Barow hatte alle Energie zusammenraffen müssen, um sie aus der wortlosen Verzweiflung aufzurütteln. Auch das war ihm schließlich gelungen. Still und blaß war sie geblieben, aber sie hatte sich wieder hineingelebt in die alltäglichen Kleinlichkeiten. Hausschuhe und Schlafrock waren an der alten Stelle, bis —

Hans Barow fuhr wieder auf, und starrte nach der Doppelthür neben dem Toilettenspiegel. Der Doctor hatte es einen Herzschlag genannt. Und nun lag sie aufgebahrt drüben im rothen Salon und sollte morgen hinausgetragen werden auf den Kirchhof. Ein unerträgliches Angstgefühl schnürte dem Manne die Brust zusammen, daß er schwer aufstöhnte. Er warf die Wolldecke zurück, fuhr in die Hausschuhe und hüllte sich fröstelnd in seinen Schlafrock. Dann ergriff er die Nachtlampe und ging schlürfenden Schrittes auf die Thür neben dem Toilettenspiegel zu. Ein Druck, die Klinke gab mit einem unangenehm knarrenden Geräusch nach, und er trat in den rothen Salon. Die durch das offene Fenster hereinwehende Zugluft ließ die Lichtflamme aufflackern und trieb ihm einen scharfen, unangenehmen Chlorgeruch entgegen. In der Mitte des Raumes stand ein schwarzes, in seinen Umrissen kaum erkennbares Etwas, dessen Oberfläche sich in glänzendem Weiß abhob.

Hans Barow stellte die Lampe mit zitternden Händen auf den Kaminsims zu Häupten des Sarges und trat langsamen aber festen Schrittes an die Leiche seiner Frau. Der Kopf hatte sich nur leicht in das spitzenbesetzte Kissen eingedrückt. Die glatt gescheitelten Haare — sie pflegte sie sonst zu kräuseln — legten sich fest um die weißen, fein geäderten Schläfe und trugen dazu bei, dem ganzen Gesicht etwas fremdartig Starres zu geben. Die zart geschnittenen Nasenlöcher hatten die wachsartige Färbung der übrigen Hautfläche angenommen, die blutlosen Lippen waren fest zusammengepreßt und die Hände ruhten parallel auf dem gleichmäßig gefältelten weißen Kleide. An dem Mittelfinger der Rechten glänzte der Trauring.

Er hatte die Faust auf den Sargrand gestützt und sah minutenlang mit vorgebeugtem Oberkörper in das ausdruckslose Antlitz der Todten. Schön waren die Züge auch jetzt noch, aber wie versteint. Unter den geschlossenen Lidern zeichnete sich deutlich der Augapfel ab und Hans Barow glaubte ihn wieder wie gestern zu sehen, glanzlos, gebrochen. Er faßte den Sargrand mit krampfhaftem Griff und beugte sich weiter vor. Noch einmal küssen wollte er den bleichen Mund. Da tönte kaum hörbar ein gurgelnder Laut wie aus dem Sarge selbst herauf und über die zusammengekniffenen Lippen der Todten trat ein schmaler Streifen perlähnlichen weißen Schaumes. Leichenblaß taumelte Hans Barow zurück, er mußte sich am Kaminsims halten, um nicht zu fallen. So stand er einen Augenblick schwer athmend, dann ergriff er unsicher tastend die Lampe und ging langsam nach der gegenüber liegenden Ecke des Zimmers hin.

Die Glieder waren ihm merkwürdig schwer, es kam ihm vor, als könne er das Sopha nicht mehr erreichen, er sank in den Stuhl vor dem Schreibtisch seiner Frau. Ein heftiger Schauer schüttelte seinen ganzen Körper, er schlug die Hände vor das Gesicht und drückte sie fest gegen die Augen, als fürchte er, das Entsetzliche noch einmal zu sehen. Also das war es, was jetzt in dem schönen Körper hauste, der so oft in seinen Armen geruht! Er glaubte ihn wieder zu hören, den unheimlichen, gurgelnden Ton, aber es war das Bohren des Holzwurms in der Platte des Schreibtisches.

Sein Blick irrte suchend unter den Nippes umher, als müsse er irgend eine Spur der Thätigkeit seiner Frau entdecken. Alles stand in schönster Ordnung, und als er einen Leuchter aufhob, zeigte der runde staubfreie Fleck, daß ihn seit mehreren Tagen keine säubernde Hand berührt. Dann streifte sein Auge die Schubladen unterhalb der Platte. In einer derselben steckte der Schlüssel. Er drehte ihn herum und zog die Lade heraus.

Auch hier Alles wohl geordnet, wie es sich in einem gut geführten Haushalt geziemt und wie er es sie selbst gelehrt. Die laufenden Rechnungen, nach dem Datum auf einander folgend, verschiedene Wirthschaftsbücher mittleren Formats, und ein Wäschekalender. Ganz unten auf dem Boden der Lade lag ein Buch in Quart, in verblaßten blauen Sammt gebunden, mit Broncescharnier. Auf dem Deckel stand in Goldpressung: Poesie. Er öffnete das Scharnier und schlug den Deckel auf. Natürlich, da standen in unbeholfener, vergilbter Schrift all' die gutgemeinten und schnell vergessenen Freundschaftsversicherungen der Schulkameradinnen, hier und da von einem in unmöglichen Farben schlecht und recht gemalten Vergißmeinnichtkranz umrahmt, dazwischen verstreut die pedantische Lebensweisheit eines männlichen oder weiblichen Pädagogen. Dann eine Reihe leerer Blätter und schließlich, offenbar jüngeren und jüngsten Datums, in feiner ungleicher Schrift, eigenhändige Aufzeichnungen seiner Frau. Er schob ein paar Broncefigürchen zusammen, zog die Lampe näher an sich heran und begann zu lesen, erst mit ruhiger Aufmerksamkeit, dann in nervöser Hast, und dabei zitterten seine Hände, als wären sie kaum im Stande, das Buch zu halten.

* * *

„Es ist heute wieder an mich herangekrochen, jenes entsetzliche Gespenst gleichgiltigen Stumpfsinns, das mir das Blut in den Adern zu Eis erstarren läßt. Ich lag auf der Chaiselongue und versuchte zu denken, gleichviel an was. Es war mir unmöglich. Vergangenes und Zukünftiges zog in bunten, wirren Bildern an meinem Geiste vorüber, und wenn ich sie, mich krampfhaft zusammenraffend, verscheucht hatte, dann stand die Gegenwart vor mir, kalt und grau.

— — — Bin ich mit Illusionen, mit übermächtigen, unerfüllbaren Hoffnungen vor den Altar getreten? Ich glaube kaum. Die Erziehung eines jungen Mädchens ist heut zu Tage nicht dazu angethan. Man liest Romane, aber man weiß Alles viel besser, wie der Autor, und hat seine Freude an den vergeblichen Anstrengungen desselben, Einem etwas vorzudichten. Mein einziger Wunsch war der, in meinem Gatten eine Stütze zu finden. Habe ich sie gefunden? Ich habe es anfangs geglaubt. Da war so viel Neues, das ich lernen mußte, von ihm lernen, dessen Bedürfnissen doch schließlich all' mein Sorgen galt. Und ich habe mich eifrig gemüht, bis ich ihm seine Wünsche an den Augen absehen konnte. Dann war Alles in Ordnung, das Räderwerk des Haushaltes ging auch ohne mich. Ich legte die Händ in den Schooß und fragte mich: was nun?

— — — Ich bin Weib genug, um an den Triumphen, die ich gelegentlich feiere, meine Freude zu haben. Daß er diese Freude theilt, erscheint mir kindisch, ja es hat für mein Bewußtsein etwas Verletzendes. Weiß er denn nicht, was die Zudringlichkeiten alter und junger Gecken, jene an sich bedeutungslosen, durch den Ton, in dem sie gesagt werden, unverschämten Schmeicheleien bedeuten? Bin ich eine Rarität, die man herumgibt und zeigt, um sich an dem Bewußtsein des Alleinbesitzes zu weiden, oder dasselbe durch den sichtlichen Neid Anderer künstlich zu steigern?

— — — Die Ehe ist ein Vertragsverhältniß, wie jedes andere, ersprießlich, wenn jeder Theil den übernommenen Verpflichtungen nachkommt, unersprießlich, wenn dieselben von Einem der Betheiligten vernachlässigt werden. Ich halte ihm seine Wirthschaft in Ordnung und diene ihm in müßigen Stunden als Spielzeug, er gibt mir des Leibes

Digitized by Google

Nahrung und Nothdurft und zieht sich seine Puppe gelegentlich an, um sie anderen Leuten zu zeigen.

— — — Ich glaube, die Pessimisten sagen: das Glück ist nichts anderes, als Schmerzlosigkeit. Und doch wünsche ich mir bisweilen ein recht großes Leid, um nur das Grauen überwinden zu können, das gegenstandlose Grauen vor dem ewigen Einerlei.

— — — O nein, diese Pessimisten haben nicht recht, es gibt Glück, positives Glück. Da liegt es vor mir, ein hülfloses, lallendes Wesen, das ich durch Liebe lehren darf, mich zu lieben, wie ich es verlange. Es soll mir Alles verdanken, Alles, nicht nur das nackte Dasein und ein wenig Bequemlichkeit. Was in mir absterben wollte, ich fühle es sich von neuem regen, und ich will es meinem Kinde mittheilen, Leben von meinem Leben, Seele von meiner Seele.

— — — Es ist vorüber. Sie haben mir mein Kind hinausgetragen. In mir ist Alles todt. Als er vom Kirchhof nach Hause kam, bin ich ihm entgegengestürzt und habe mich an ihn geklammert mit der Angst der Verzweiflung. Er hat mir in seiner gleichmüthigen Weise über das Haar gestrichen: „Sei ruhig, Kind; die Zeit heilt Alles." Ja, die Zeit heilt Alles. Es ist wirklich ruhig in mir geworden, noch ruhiger, als früher, so ruhig, daß es mich bisweilen durchschauert wie Todeskälte.

— — — Jetzt weiß ich, was mir fehlt, durch einen Zufall, durch ein bedeutungsloses Nichts, das mein Inneres durchzuckt hat, wie ein Wetterleuchten. Seit dem Tode meines Kindes fühlte ich mich matt und elend, ohne eigentlich krank zu sein. Unser alter Sanitätsrath zuckte die Achseln, vernachlässigte mich ein wenig und schickte mir gelegentlich seinen Assistenten, einen jungen Mann mit frühreifen Zügen, zu dem ich vom ersten Augenblick an Vertrauen hatte. Aber was sollte ich ihm sagen? Auch er schien es eilig zu haben und sah nach der Uhr. »Sie haben gewiß schwer Leidende, Herr Doctor, die Ihrer Hülfe dringender bedürfen, als ich?« »O nein, aber« — und ein Lächeln zuckte um seinen ernsten Mund — »ich bin seit einem Jahr verheirathet, und meine Frau wartet auf mich mit der Feder in der Hand. Ich pflege ihr Abends zu dictiren.« »Was dictiren Sie ihr?« »Fachwissenschaftliche Sachen, pathologische Artikel für medicinische Zeitschriften. Sie kann die Zeit kaum erwarten und freut sich darauf, als ob sie Alles verstände.« Er empfahl sich eilig, und das glückliche Lächeln umspielte noch immer seine Mundwinkel.

— — — Jetzt weiß ich, was mir fehlt. Man hat mich gekauft mit Leib und Seele. Ein Weib hat man aus mir gemacht und eine Wirthschafterin, mein bestes Theil hat man als nutzlos und unbequem bei Seite geworfen. War der Kaufpreis — ein wenig Nahrung und Putz — wirklich so groß, daß er dem Käufer das Recht gab, den Theil der Waare zu vernichten, der ihm werthlos erschien?

— — — Zehn Jahre erlogener Ruhe und Zufriedenheit für zehn Jahre eines in geistigem Hinbrüten siechenden Daseins! Das ist unsere Rechnung. Ein wahres Glück, daß es in der körperlichen, wie in der geistigen Welt ein Absterben und Verdorren gibt, das sich innerlich ohne eigentliche Schmerzempfindung vollzieht. Man muß nur im Schatten nicht an den Sonnenschein denken, in dem sich die welkenden Keime entfaltet hätten.

— — — Ich habe mich seither bei ruhiger Ueberlegung gefragt: bin ich das, was man gemeinhin in Romanen als »unverstandene Frau« zu bezeichnen pflegt? Und ich antworte nach bestem Wissen: Nein, ich bin es nicht, dazu fehlen mir die geistigen Prätensionen. Der kleinste Antheil an dem inneren Sein meines Mannes hätte mir genügt, ich hätte zu verstehen gesucht, und wo es mir nicht gelungen, da hätte ich vertrauensvoll und stolz auf seine Ueberlegenheit zu ihm aufgeschaut. Er hat mir jenen Antheil verweigert, aus Bequemlichkeit, und unsere scheinbar zufriedene Ehe war ein Concubinat, auf Selbstsucht und Eitelkeit gegründet und gewohnheitsmäßig aufrecht erhalten, ohne seelisches Band, ohne Ernst und Heiligung."

* * *

Hans Barow hatte die Hand mit dem zugeschlagenen Buche sinken lassen und sich mit geschlossenen Augen in den Stuhl zurückgelehnt. So saß er regungslos Stunden lang, bis die Lampe erlosch und das dämmernde Morgenlicht durch die halb zugezogenen Uebergardinen hereindrang. Da erhob er sich müde und langsam und trat, noch immer das Buch in der Hand haltend, an den Sarg. Er näherte sich zusammenschauernd dem Kopfende und ließ das blaue Album unter die Kissen gleiten. Dann tastete er unsicher nach der rechten Hand der Todten und zog ihr abgewandten Blickes den Trauring vom Finger. Als er den kalten Reif in der Hand hielt, entglitt er ihm und rollte mit hellem Metallklang über den Boden.

Notizen.

Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis zur neuesten Zeit. Von Eduard Engel. (Leipzig, B. Elischer.) — Diese zweite Auflage erscheint hier in umgearbeiteter und wesentlich vermehrter Gestalt, wie schon die uns vorliegende erste der vier Lieferungen zeigt. Sie enthält eine ganz neue Einleitung, die den Charakter der französischen Sprache und Literatur in jener für Engel typischen Weise behandelt, welche sich niemals langweilig und doctrinär gibt. Hier, wie im übrigen Theile der umfangreichen Schrift, zeigt sich der Verfasser seinem Thema vollauf gewachsen: er kennt die wichtigsten Quellen, sein Urtheil ist scharf und immer individuell; auch wenn man einmal mit ihm rechten möchte und Manches paradox und allzu subjectiv gefärbt findet, so wird man doch stets von der beweglichen Frische seiner Darstellung angeregt und befriedigt. Dabei hat Engel die zahlreichen Ausstellungen der Kritik berücksichtigt, wie die vielen Zusätze beweisen, doch sind die Literaturangaben nicht immer vollständig und lassen manches Wichtige noch immer vermissen. Im vorliegenden Heft geht Engel freilich mit dem altfranzösischen Drama zu summarisch um und erwähnt der Tenzonen und der dramatischen Literatur der Provenzalen gar nicht. Spätere Auflagen werden diese und andere Versehen zu corrigiren haben. Gewiß wird das Buch auch in's Französische übertragen werden, denn unsere Nachbarn besitzen kein ähnliches Werk, das ihr gesammtes Schriftthum von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart einheitlich und vollständig behandelt.

Ein deutscher Schriftstehler (Karl Böttcher). Kritische Analyse von M. v. Eckstädt. (Hagen i. W., H. Risel & Co.) — Der wohl pseudonyme Verfasser hat sich durch die Entlarvung eines vorlauten literarischen Hochstaplers jedenfalls verdient gemacht. Karl Böttcher ist u. A. auch der „Verfasser" jener in Nr. 12 gebührend gekennzeichneten Flugschrift: „Schauspieler-Eitelkeit", die uns gleich anfangs verdächtig vorkam. Nun weist v. Eckstädt vorderhand an drei Opera desselben Herrn: „Brunnengeister", „Karlsbader Schlendertage", „Aus meiner Wandermappe" nach, daß der aus Feuilletons und Novellen bestehende Inhalt bis auf — einige Gedankenstriche, die einzigen originalen Leistungen dieses Schriftstehlers, aus längst erschienenen wohl accredirten Werken und meist in der „Neuen freien Presse" veröffentlichten Feuilletons abgeschrieben ist. Von Scherr, Börne, Turgenjew, Daudet finden wir ganze Seiten ohne Quellenangabe in Böttcher's Werken wieder; Anderes ist wieder wörtlich aus Zeitungsartikeln von Schlögl, Wilhelm Singer, Pötzl, Schlesinger zusammengeschweißt. Was übrig bleibt, scheint dem Verfasser der vernichtenden Flugschrift mit Recht Contrebande zu sein, doch ist er noch nicht in der Lage, die Quellen anzugeben. Auch uns kommt Manches des hier Citirten sehr bekannt vor. Zu einer Lesung der zusammengestohlenen Machwerke Böttcher's fehlt uns Zeit und Lust; man versichert uns aber, daß auch das Buch unseres Herausgebers „Reise um die Pariser Welt" von dem Abschriftsteller, der sich hoffentlich nun bessern wird, ausgeplündert worden sei. Jedenfalls könnte man einmal die ernsthafte Frage aufwerfen, wie sich denn eigentlich der Deutsche Schriftsteller-Verband, in dessen Listen Ehren-Böttcher paradirt, in solchem abnormen Falle zu verhalten gedenkt.

Mein Lenz im Liede. Von Siegfried Martin Langen. (Berlin, J. Zenker.) — Der Titel des vorliegenden Bändchens läßt deutlich genug auf seinen Inhalt schließen, der aus einer Zusammenstellung rein lyrischer Gedichte besteht. Namentlich lobenswerth ist an denselben die Formgewandtheit, wenn auch Mehreres etwas zu lebhaft an Heine, der dem Dichter offenbar zum Vorbilde gedient hat, erinnert, wie z. B. „Grundlose Eifersucht". Daß aber der Verfasser recht wohl auch eigene Töne finden kann, beweisen die Gedichte: „Die Blondinen", „Der See im Walde" u. A. Möge das für sein Büchlein gewählte Motto: „Es sprießen Blumen ohne Zahl, wo Minne und Jugend werben" (Rudolf Baumbach) sich auch ferner bestätigen, mögen Fleiß und Erfahrung das ihrige thun, um unsere Hoffnungen auf eine reichere und vollkommenere Ernte nicht zu täuschen. v. P.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer wissenschaftlicher Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Höhlbaum, Dr. K., Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Band I. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde III.) Gross 8°. XVI und 382 S. Eleg. brosch. Preis 9 Mark. In Leinwand geb. 10 Mark. (Wird in 2 weiteren Bänden binnen Jahresfrist vollständig.)

Lamprecht, Dr. K., Initial-Ornamentik des VIII. bis XIII. Jahrhunderts. 44 Steindruck-Tafeln meist nach Rheinischen Handschriften nebst erläuterndem Text. Folio. Eleg. brosch. Preis 10 Mark.

Lamprecht, Dr. K., Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. Drei Bände in vier Abteilungen. Gross 8°. 193 Bogen. Mit achtzehn Karten und sechs Holzschnitten im Text. Brosch. Preis 80 Mark.

Lossen, Dr. Max, Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde II.) Gross 8°. XX und 537 S. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 40 Pf. In Leinwand geb. 12 Mark 50 Pf.

Scherzer, Dr. Karl von, Das wirthschaftliche Leben der Völker. Ein Handbuch über Production und Consum im Welthandel. Gross 8°. XI und 756 S. Preis brosch. 18 Mark 50 Pf. In Leinwand geb. 20 Mark 50 Pf.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Rechtsstudium und Prüfungsordnung.

Ein Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte

von

Geheimrath Professor Dr. **L. Goldschmidt**

in Berlin.

gr. 8. geh. Preis M. 9. —

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Thomas Rendalen.

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Soeben erschien die von der Wissenschaft seit 2000 Jahren vergeblich gesuchte Lösung der

Quadratur des Kreises

geometrisch dargestellt v. **O. Widemann,** Ing. **Berlin, Hlge. Geist Str. 4, I. im Selbstverlag. Preis 1 Mark.**

Drucker und (Commissions-)**Verleger** gesucht für „Heldensage vom großen Krieg". Mahabharata gedichtet. ca. 20 Bogen. 8. Adresse unter **J. H. B. an die Expedition der „Gegenwart"** erbeten.

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:

Das Loggbuch

des

Kapitains Eisenfinger.

Roman

von

Balduin Möllhausen.

Drei Bände. Preis 15 Mk.

Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schriftstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Literatur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Vollst. Zeitschriften

zu außerordentlich billigen Preisen.

Globus, 1881 bis 1886 (Ladenpr. à 24 ℳ) à 7½ ℳ,
Der Bär, 1881 bis 1886 (10 ℳ) à 3½ ℳ,
Das Ausland, 1878 bis 1881 (28 ℳ) à 5 ℳ,
Deutsche Rundschau, 1876, 1877, 1883 bis 1885 (24 ℳ) à 6 ℳ,
Fliegende Blätter, 1884—1886 (13.50) à 7½ ℳ,
Deutsche Revue, 1878 (24 ℳ) 6 ℳ,
Kosmos, 1878/1879 (24 ℳ) 5 ℳ,
Leipziger Illustrirte Zeitung, 1877, 1878, 1882 bis 1886 (28 ℳ) à 5 ℳ

in gut gehaltenen Exemplaren zu beziehen durch

W. Tafte's Buchhandlung,
Berlin, Münzstraße 23a.

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Rob. Schumann's Briefe.

Neue Folge.

Herausgeg. von **F. Gustav Jansen.**

Erste Abtheilung: 1828—1840.
Zweite Abtheilung: 1840—1854.
Dritte Abtheilung: Briefe an Verleger.

Das Recht zur Herausgabe haben die Verleger von der Familie Robert Schumann's erworben.

X, 406 S. Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Nach der freudigen Aufnahme, welche die „Jugendbriefe" Schumann's gefunden haben, bedarf es für diese neue Sammlung kaum einer Empfehlung. Sie bringt vieles Neue aus der Jugendzeit Schumann's, erstreckt sich dann aber weiter über das ganze Mannesalter bis zum Jahre 1854. Sie stellt nicht nur die in Zeitschriften und Büchern überall verstreuten interessanteren Briefe zusammen, sondern fügt diesen zahlreiche bisher ungedruckte, so namentlich die an Mendelssohn gerichteten, hinzu. Man gewinnt danach ein ungemein fesselndes Bild des ganzen Lebens und Wirkens des edlen Künstlers. Durch häufige Anmerkungen und ein sorgfältiges Register hat der Herausgeber für das Verständniss der Briefe gesorgt. Der Name des Verfassers der „Davidsbündler" bürgt für die Gediegenheit der Arbeit.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 23. Juli 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Nationale Strömungen der Gegenwart. Von Hans Altona. — Das System des kritischen Socialismus. Von R. Stegemann. — **Literatur und Kunst:** Ueber moderne Malerei. Von Julius Levin. — Zur Geschichte der puritanischen Revolution. Von Georg Ellinger. — Unser Publikum. Von Jacob Mähly. (Schluß.) — **Feuilleton:** Sommerwohnung. Von Eugène Chavette. Autorisirte Uebersetzung. — Notizen. — Inserate.

Nationale Strömungen der Gegenwart.

Von Hans Altona.

Im Leben der Individuen sowohl wie der Völker zeigen sich zu gewissen Perioden Fragen von tiefgehender Bedeutung, welche alles andere in den Hintergrund zu drängen scheinen. Wie beim Einzelnen so wechseln auch bei den Nationen Zeiten ruhigen, behaglichen Stilllebens ab mit gewaltigen Erschütterungen im Innern und nach außen. Es ist der nothwendige Naturproceß, der die Welt nicht zur Ruhe kommen läßt, und der Wunsch nach ewigem Frieden, so schön und lieblich er auch klingen mag, wird doch immer eine Chimäre bleiben müssen. Dem denkenden Menschen gewährt es aber ein interessantes Studium, den Ursachen dieser Bewegungen nachzugehen, sie zu verstehen und daraus Schlüsse für die Zukunft zu ziehen.

Bevor wir uns unserem eigentlichen Thema zuwenden, müssen wir zunächst in kurzen Zügen das geistige und politische Leben der europäischen Völker verfolgen, wie es sich uns seit Beginn des Mittelalters darstellt. Selbstverständlich beschränken wir uns dabei nur auf die Bewegungen, die mit der Gegenwart im innigsten Zusammenhange stehen.

Zwei Ideen sind es, die sich wie ein rother Faden durch das ganze Mittelalter hindurchziehen: der Kampf der christlichen Völker gegen den Islam und der Antagonismus zwischen Papst und Kaiser. Ungeheuere Opfer fordert der Kampf gegen die Anhänger des falschen Propheten; aber aus der blutigen Saat erwächst eine neue segensreiche Cultur. Die Berührung mit dem Oriente eröffnet dem Handel neue, ungeahnte Wege; der geistige und politische Horizont der abendländischen Völker wird durch die genauere Kenntniß des Morgenlandes erheblich erweitert. Die Hauptfrüchte des blutigen Kampfes ernten aber nicht die weltlichen Herrscher: die ehrwürdige Institution des germanisch-römischen Kaiserreiches hat sich bei diesen Kämpfen so geschwächt, daß sie nur noch scheinbar in altem Glanze fortbesteht.

Die Kirche triumphirt, aber auch sie trägt bereits den Keim des Zerfallens in sich. Bald bricht eine neue Epoche an: gewaltige Erschütterungen stehen bevor, die alles Bestehende in kurzer Zeit stürzen und vernichten.

Wir stehen am Anfange der Neuzeit. Die beiden weltbewegenden Factoren des Mittelalters, Kirche und Kaiserreich, haben sich durch jahrhundertjährige Kämpfe so geschwächt, daß eine naturgemäße Ermattung eintreten muß. Ihr Niedergang bedingt das Aufkommen neuer Mächte. Anfangs wird noch die Suprematie des christlich-germanischen Kaiserreichs anerkannt. Aber schon erheben sich von allen Seiten drohende Nebenbuhler, die ihm diesen Rang streitig zu machen suchen. Neue Ideen, neue Grundsätze tauchen auf. Nicht mehr ein Volk, ein Herrscher soll an der Spitze stehen, sondern alle Staaten streben nach Gleichberechtigung. Es beginnt der Kampf um das europäische Gleichgewicht. Um dieses zu erlangen und, erlangt, zu erhalten, werden die blutigsten und erbittertsten Kämpfe geführt. Noch ist es allerdings nur ein Kampf der Fürsten untereinander, aber allmählich fangen auch die Völker an, sich als einheitliches Ganzes zu fühlen. Es sind die ersten Regungen des erwachenden Volksbewußtseins. Eine neue Staatenbildung beginnt, und mit allen Mitteln sucht der Souverain die politische Einigung des Landes herbeizuführen. In Spanien, Frankreich und England sind diese Bemühungen auch mit Erfolg gekrönt. Hier geht die Bewegung noch von oben aus; das Volk folgt nur instinctmäßig den Bestrebungen seiner Großen. —

Aber nicht das Kaiserthum allein, auch der Fels Petri wird in dieser unruhigen Zeit in seinen Grundfesten erschüttert. Das kunstvoll aufgebaute Werk so vieler hervorragender Geister scheint anfangs dem drohenden Ansturm der Zeit nicht widerstehen zu können. Doch der Grundstein der Kirche ist ein zu fester: er wankt wohl, aber er sinkt nicht in sich zusammen. Die Kirche hat es eben von je her verstanden, sich den herrschenden Strömungen anzupassen und durch kluges, zeitgemäßes Hinlenken und Nachgeben die drohendste Gefahr von sich abzuwehren.

Das 17. Jahrhundert bildet die Fortsetzung der oben angedeuteten politischen und religiösen Kämpfe. Mehr und mehr sinkt das Kaiserreich in sich zusammen; immer drohender erhebt sich, dank der Fürsorge tüchtiger Herrscher und Staatsmänner, das Reich im Westen der Vogesen. Lange duldet Europa, selbst zerspalten, den schweren Druck Frankreichs, doch endlich rafft es sich zu einer furchtbaren Coalition auf und die Macht des stolzen Reiches wird gebrochen. Das europäische Gleichgewicht wird wieder hergestellt. Aber noch ist das eigentliche Nationalitätsbewußtsein nicht erwacht; politische und vor allen Dingen religiöse Beweggründe sind die Hauptursache des gemeinschaftlichen Zusammengehens gewesen.

Das 16. Jahrhundert ist das Zeitalter der kirchlichen Reformation; das 18. das der politischen Umwälzungen. Anfangs herrscht zwar noch der strengste und starrste Absolutismus. Aber dumpf beginnt es bereits in der Menge zu gähren. Eine neue Erkenntniß ist über sie gekommen. Selten wohl findet das Wort: „quem deus perdere vult, dementat“

Digitized by Google

mehr Berechtigung als auf die gekrönten Häuser des 18. Jahrhunderts. Der Absolutismus begünstigt und unterstützt die freien Regungen des Geistes; die tiefgehenden radikalen Untersuchungen der Schriftsteller und Philosophen über Staat und Gesellschaft finden, obwohl sie in diametralem Widerspruch zu den bestehenden Einrichtungen stehen, seinen offenen Beifall. Man betrachtet die Sache als interessante Spielerei; an eine Verwirklichung solcher Ideen glaubt man nicht. Aber schrecklich wird er aus seiner Letargie aufgerüttelt, als die gesäte Frucht blutig aufgeht, als ein Sturm die Völker durchbraust, den man vorher nie geahnt. Aus dumpfen Sclaven werden wie mit einem Zauberschlag freie Menschen, Helden, welche die halbe Welt siegreich durchziehen und überall das neue Evangelium von der Freiheit und Menschenwürde den Völkern laut verkünden. Damals werden selbst besonnene Menschen vom allgemeinen Taumel der Begeisterung fortgerissen und jubeln der neuen Aera der Freiheit begeistert zu.

Aber die Weltgeschichte geht unablässig ihren Gang. Von der höchsten Freiheit zum Cäsarenthume ist nicht weit — das haben bereits die alten Römer erfahren. Ein neuer Dictator stellt sich an die Spitze, und der zügellosesste Militärdespotismus beginnt. Ehrwürdige Staaten werden plötzlich gestürzt, neue eben so rasch aufgerichtet. So lange der Schrecken herrscht, können diese Staaten, ohne Rücksicht auf Ursprung und Sprache der Bevölkerung willkürlich zusammengeschmiedet, bestehen. Aber mit dem Sturze des mächtigen Corsen fallen auch seine Schöpfungen in sich zusammen. —

Gemeinschaftlich hatte man den Feind besiegt. Jetzt handelte es sich um die Früchte dieses Sieges. Diese schwere Aufgabe hätte der Wiener Congreß lösen sollen. Aber bei dem guten Willen blieb es auch. Denn daß er seiner hohen Aufgabe nicht gewachsen war, hat die nachfolgende Zeit bewiesen. Der Hauptgrundsatz, nach dem man auf dem Wiener Congresse verfuhr, war: möglichste Beseitigung der republikanischen Verfassungen und Wiedereinsetzung der legitimen Fürstenhäuser. Hierüber ist man vollkommen einig. Aber ein heißer, erbitterter Kampf entspinnt sich bei der Frage, wie denn nun die Vereinigung der verschiedenen Länder, die in den letzten Jahren von der Hand des Corsen wild durcheinander geworfen waren, zu bewerkstelligen sei? Und hierbei hat der Wiener Congreß, auf dem die talentvollsten Staatsmänner von ganz Europa versammelt waren, den großen Fehler begangen, daß er die Zeichen der Zeit nicht verstanden hat. Ohne Rücksicht auf Sprache, Religion und Nationalität sind die verschiedenen Staaten zusammengeschmiedet worden.

Dank der eifrigen, gegenseitigen Unterstützung der legitimen Herrscher hat sich bei manchen Staaten diese unnatürliche Verbindung Jahrzehnte hindurch gehalten. Andere dagegen, bei denen das Gefühl der Nationalität mehr und mehr erwacht, erheben sich bereits wenige Jahre später gegen den gewaltsam aufgedrängten Fürsten, um das verhaßte fremde Joch abzuschütteln. —

Nicht sogleich beginnt diese nationale Bewegung. Die Völker sind von den Kämpfen der letzten Jahrzehnte noch zu sehr ermattet und sehnen sich nach Ruhe.

Fünfzehn Jahre hindurch hat durch ganz Europa der verheerende Kampf gewüthet. Abgesehen von den gewaltigen äußeren Erschütterungen ist auch sonst dieser Kampf nicht spurlos vorübergegangen. Ein neuer Geist und der Wunsch nach Freiheit und Selbständigkeit macht sich rege. Die Völker haben riesige Anstrengungen gemacht, um das fremde Joch abzuschütteln; aber der versprochene Lohn bleibt aus.

Ein erdrückende Schwüle lastet auf den Gemüthern. Aengstlich wacht der damals leitende Staatsmann Europas, Metternich, auf jede Regung des Freiheitssinnes und sucht denselben im Keime zu ersticken. Jeder noch so berechtigte Versuch eines Volkes nach politischer Selbständigkeit gilt ihm als Rebellion.

Zuerst regt es sich auf der Balkanhalbinsel. Der Heldenkampf des unterdrückten Hellenenvolkes gegen die Anhänger des Propheten erweckt die thätige Theilnahme der Gebildeten aller Nationen. Die Begeisterung schlägt helle Flammen. Dichter, Feldherren, Gelehrte eilen herbei, um die Freiheit des Griechenvolkes, dem man so viel verdankt, mit zu erkämpfen. Die verbündeten Regierungen sehen diesem Schauspiele anfangs mißmuthig zu. Aber schließlich vermögen sie doch dem allgemeinen Drucke nicht zu widerstehen. Nach jahrelangem, heldenmüthigem Ringen wird die Unabhängigkeit Griechenlands von Europa anerkannt. Aus dem Volke heraus war diese neue nationale Bewegung entstanden, und das Volk hatte sie siegreich zu Ende geführt. Gegen solche elementare Strömungen vermag alle Kunst der Diplomaten nichts auszurichten.

Noch war die Unabhängigkeit der Hellenen vom legitimen Europa nicht anerkannt, als es an den Mündungen der Schelde, der Maas und des Rheines ebenfalls zu erbitterten Kämpfen kam. Auch in diesen Landen hatte man, um eine starke Nordgrenze gegen den unruhigen Gallier zu haben, zwei durch Sprache, Sitte und Nationalität getrennte Völker willkürlich zusammengeschmiedet. Die Kunde von der Pariser Julirevolution entflammt die Gemüther zu energischem Handeln. Mit Hülfe der stammverwandten Franzosen erringen die Belgier ihre nationale Selbständigkeit. Und Europa sieht, abgesehen von einigem platonischen Widerstande, dem naturgemäßen Laufe der Dinge ruhig zu. Alle Bemühungen der Holländer, den früheren Zustand der Dinge wieder einzuführen, scheitern an dem hartnäckigen Widerstand des belgischen Volkes. Die nationale Bewegung erringt auch hier den Sieg. — In den Wirren des Jahres 1830 hoffen auch die Polen ihre alte Selbständigkeit wieder zu erringen. Die Wogen der Begeisterung gehen anfangs hoch, und Tausende von muthigen Jünglingen eilen herbei, um für die Wiederaufrichtung des Reiches, für das schon so viel Blut geflossen, zu kämpfen. Aber die alten Grundübel des polnischen Adels, Parteiung, Zwietracht und Verrath, vereiteln auch dieses Mal das Gelingen. Härter als je zuvor werden sie unterdrückt und ihre politische Selbständigkeit erlangen sie nicht.

Seltsame Zustände hatte die europäische Diplomatie des Wiener Congresses auf der apenninischen Halbinsel geschaffen. Italien, welches von den napoleonischen Wirren am härtesten betroffen worden war, wird den alten Dynastien des Hauses Habsburg und Bourbon zurückgegeben. Nur im Norden herrscht ein einheimischer nationaler Fürst, der König von Sardinien. Dumpf lastet der Druck des Hauses Oesterreich mit seinem starren Absolutismus, der jegliche Freiheitsregung, jegliches nationale Gefühl im Keime erstickt, auf dem unglücklichen Lande. Aber wenn auch die überlegene Macht Oesterreichs gewaltsame Ausbrüche nationaler Bestrebungen zu unterdrücken weiß, unter der Asche glimmt der Brand weiter fort. Geheime Genossenschaften suchen die nationalen Bestrebungen nach Kräften zu fördern und zu unterstützen. So der Carbonari-Bund, der die Idee eines einheitlichen Italiens, welches die an Sprache und Abstammung gleichen Stämme umfassen sollte, zu verwirklichen suchte. Ob Monarchie unter einem einzelnen einheimischen Fürsten oder Republik ist ihm gleichgiltig. Nicht dynastische Interessen kommen hier in's Spiel, sondern nur nationale. Aber noch vieler heißer Kämpfe bedurfte es, ehe diese sehnsüchtig angestrebte Vereinigung aller Bruderstämme in Erfüllung ging. Was Polen vergeblich angestrebt hat — Italien ist es gelungen, weil es Männer wie Garibaldi und Cavour besaß, die mit dem aufopferndsten Patriotismus höchste politische Klugheit zu verbinden wußten. Der große Staatsmann, der seine Dienste dem nationalen Herrscher widmete, hat dadurch seinen Herrn zum späteren Königthum über ganz Italien verholfen. Das Haus Sardinien hat es immer gut verstanden, sich bei nationalen Bewegungen an die Spitze zu stellen und dadurch die Früchte des Sieges für sich zu gewinnen. Selbst jetzt, wo Italien politisch geeinigt, ist übrigens die alte Bewegung noch nicht erloschen. Auch die italienisch sprechenden Theile Tyrols, sowie Nizza sollen noch erworben werden.

Wir haben bislang diejenigen Staaten betrachtet, welche, willkürliche Schöpfungen des Wiener Congresses, in heißem Ringen sich ihre politische Selbständigkeit erkämpft haben. Ganz

Digitized by Google

ähnlich stellt sich nun das Streben der europäischen Völker in der Gegenwart dar, und man wird daraus ersehen, daß gerade in unseren Tagen die nationale Bewegung die leitende Triebfeder aller politischer Bestrebungen geworden ist.

Werfen wir zunächst einen Blick auf das germanische Element. Bekanntlich deckt sich der ethnographische Begriff „deutsch" nicht mit dem politischen „deutsches Reich". Auch außerhalb desselben wohnen noch viele Tausende deutscher Abkunft. So vor allen Dingen in den Ostseeprovinzen, Oesterreich-Ungarn u. s. w. Und im Inneren des Reiches sind noch viele widerstrebende undeutsche Elemente, die mit allen gesetzlichen und ungesetzlichen Mitteln sich der Germanisirung widersetzen. Der Norden Schleswigs ist noch vorwiegend dänisch gesinnt und protestirt im Namen von göttlichem und menschlichem Recht gegen die gewaltsame Germanisirung. — Nicht besser steht es im Osten. Aus den Trümmern des ehemaligen Polenreiches ist Deutschland ein Erbtheil zugefallen, das, wie die Reichstagsverhandlungen des letzten Jahres beweisen, unseren leitenden Staatsmännern noch schwere Sorge bereiten wird. Trotz hundertjährigem Besitze ist die Germanisirung nicht in der gewünschten Weise fortgeschritten; immer von Neuem erheben die Polen ihr Haupt und verlangen Selbständigkeit in Sprache und Gesetz. Und doch ist der Staat, wenn er sich nicht auf das empfindlichste schädigen will, verpflichtet, sich diesen nationalen polnischen Bestrebungen im Interesse seiner eigenen Erhaltung auf das Schärfste zu widersetzen.

Wie im Osten und Norden, so hat auch im Westen das junge Reich mit nationalen Erhebungen und Empfindungen zu kämpfen. Der täglich mehr hervortretende Antagonismus zwischen Deutschland und Frankreich hat seinen Hauptgrund in der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen. Diesen Verlust kann Frankreich nicht vergessen. Die Schrecken des Krieges und die Kosten desselben würde es wahrscheinlich längst verschmerzt haben. Aber die „Annexion" der beiden Schwesterprovinzen sacht den alten Gram immer von Neuem an. Es ist das wirksamste Agitationsmittel der französischen Hetzpolitiker und Chauvinisten. Man appellirt an die französische Ritterlichkeit und ruft die nationalen Leidenschaften wach. Frankreich betrachtet eben Elsaß-Lothringen als durchaus französische Provinzen. In dieser Frage ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, selbst mit sonst ganz kühl und nüchtern urtheilenden Franzosen keine Verständigung möglich. „Rendez-nous nos deux provinces et nous serons amis!" „Nicht eher werden wir ruhen," sagen sie, „als bis diese zwei Länder von uns zurückerobert sind." Und der Wunsch Frankreichs, nach der unnatürlichen Verbindung mit Rußland — denn gibt es wohl schärfere Gegensätze als eine demokratische Republik und eine unumschränkte Monarchie — beweisen uns diese Absichten auf das Deutlichste. Sehr lehrreich sind die Wandlungen, welche die französische Politik in dieser Beziehung in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat. Im Krimkriege fühlte es sich, mit England und der Türkei im Bunde, noch veranlaßt, das drohende Uebergewicht Rußlands auf der Balkanhalbinsel zu brechen. Nachher trat wieder eine kurze Periode des Einvernehmens ein, die aber nach dem Kriege von 1870/71 in grimmigsten Haß ausartete, als Rußland durch seine freundschaftliche Neutralität die Berechnungen der Franzosen so herbe täuschte. In jüngster Zeit nun glaubt man abermals in Rußland einen Bundesgenossen gegen den verhaßten Germanen gefunden zu haben. Die Bemühungen Frankreichs, die Gunst des Czaren für sich zu gewinnen, wirken für den ernsten Politiker höchst komisch. Bislang sind aber diese Bemühungen, abgesehen von einigen Freundschaftsbezeugungen zwischen enragirten französischen Chauvinisten und extremen Panslavisten von keinem Erfolge gekrönt worden. — Weit gefährlicher als in Deutschland ist der Kampf um die verschiedenen nationalen Interessen in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Es ist wahrlich zu verwundern, daß seine Staatsmänner es bislang noch so ziemlich verstanden haben, diese gefährliche Klippen zu umschiffen. Oesterreich ist ein Staat, der die verschiedensten Nationalitäten in sich birgt, die sich gegenseitig auf das grimmigste hassen und befehden. Abgesehen von den Romanen, die jetzt weniger mehr in Betracht kommen, sind es besonders Slaven, Deutsche und Magyaren, die sich den Rang streitig machen. Alle sind österreichische Unterthanen, aber in erster Linie wurde immer die Nationalität von ihnen betont. Die Magyaren, welche seit 1867 selbständige Regierung und Verfassung haben und nur durch Personalunion mit Oesterreich verbunden sind, hassen sowohl die Deutschen wie die Slaven. Das deutsche Element, früher der Träger der Cultur in ihrem Lande, soll jetzt, wo das Nationalbewußtsein stärker als je erwacht, mit allen Mitteln beseitigt werden. Besonders gegen die deutsche Sprache richtet sich die Bewegung. Und wollen wir objectiv und aufrichtig verfahren, so müssen wir den Magyaren von ihrem Standpunkt aus vollkommen Recht geben. Machen wir es nicht genau so in unserem Lande? Suchen nicht auch wir mit allen legalen Mitteln die Germanisirung im Osten, Norden und Westen unseres Vaterlandes zu unterstützen? Man kann es bedauern, daß das deutsche Element in den fremden Landen mehr und mehr verschwindet. Aber mit Gewalt dagegen anzukämpfen vermögen wir auf die Dauer nicht. — Zwischen Magyaren und Slaven besteht von je her ein scharfer Antagonismus. Man kennt die Gefühle der Ungarn gegen Rußland. Und hierin beruht auch wieder die Stärke der österreichischen Regierung. Es kann Ungarn stets als Trumpf gegen Rußland ausspielen, falls es mit diesem Land einmal zu ernsteren Verwickelungen kommen sollte. Wie weit der Haß Ungarns gegen Rußland geht, zeigen uns die Wirren auf der Balkanhalbinsel. Stets ist das erstere auf Seiten der Feinde des Czaren gewesen. Im Kriege von 1877 bekundeten sie ihre Sympathieen, indem sie dem tapferen türkischen Pascha einen Ehrendegen übersandten. Die Stellung der Magyaren zu den letzten bulgarischen Wirren ist wohl noch in aller Erinnerung. Viele vornehme Magyaren boten sich dem Fürsten Alexander als Leibwache an und ein begeisterter Empfang wurde ihm nach seiner freiwilligen Abdankung in Ofen-Pest zu theil. — Aber auch zwischen Slaven und Deutschen tritt der Unterschied scharf hervor. Besonders im alten Czechenlande Böhmen. Bei jeder Gelegenheit kommt es hier zu mehr oder minder ernstlichen Reibereien.

Es leuchtet ein, daß in diesem starken Gegensatze der verschiedenen nationalen Elemente für das gedeihliche Fortbestehen der österreichisch-ungarischen Monarchie eine schwere Gefahr liegt. Die Regierung kann nicht allen nationalen Wünschen zu gleicher Zeit gerecht werden; begünstigt sie die eine Partei, so fühlt sich die andere verletzt. Es wird der ganzen Besonnenheit seiner Staatsmänner bedürfen, um weitere gefahrdrohende Zerwürfnisse nach Kräften zu vermeiden.

Die bei Weitem bedeutungsvollste nationale Strömung der Gegenwart vollzieht sich im Osten und Süd-Osten unseres Erdtheils. Man begreift sie gewöhnlich unter dem Namen Panslavismus. So sehr auch die verschiedenen slavischen Stämme unter sich getrennt und verschieden sein mögen, die Idee der nationalen Einheit und Zusammengehörigkeit ist doch stets das vornehmste und eifrigste Bestreben aller hervorragenden slavischen Gelehrten und Patrioten gewesen. Diese slavischen Bestrebungen aber haben ihren natürlichen Stützpunkt in dem mächtigen russischen Reiche. Seitdem die Russen, dank den Bestrebungen des großen Peter, aus dem Zustande wildester asiatischer Barbarei in eine wenigstens halb civilisirte Stellung gerückt sind, haben mit der Ausbreitung und der wachsenden Größe dieses Reiches jene Ideen eines allgemeinen Slavenreiches sich mehr und mehr entwickelt. Mit dem Fortschreiten dieser Idee hängt aber auch der Antagonismus gegen das Germanenthum auf das Innigste zusammen. Bekanntlich verdankt Rußland in erster Linie seinen geistigen Aufschwung den Deutschen. Aber wie in Ungarn erwacht mit dem nationalen Bewußtsein der Haß gegen die ehemaligen Wohlthäter. Mehr als je sucht sich das Moskowiterreich gegen Westen hin abzuschließen. Man will sich mit allen Mitteln der unbequemen Fremdlinge, die noch größtentheils die hervorragendsten Stellen im Lande einnehmen — man beachte nur die vielen deutschen Namen seiner Staatsmänner, Gelehrten und Soldaten — zu entledigen. Diese panslavistische

Digitized by Google

Bewegung hat ihren Hauptsitz in Moskau*) und richtet ihre Bestrebungen besonders gegen die ehemals deutschen Ostseeprovinzen. „Fort mit der deutschen Sprache und ihren Vertretern!“ — das ist die Losung, die noch jüngst Katkow, der einflußreichste der Moskauer Panslavisten offen aussprach.

Würde diese panslavistische Bewegung gegen das Deutschthum sich nur auf Rußland selbst beschränken, so brauchte man sich keinen ernsteren Befürchtungen hinzugeben. Aber leider sucht der Panslavismus auch außerhalb seiner Machtsphäre gegen Deutschland zu intriguiren und darin liegt eben für uns das Gefährliche dieser Bewegung. Wenn es nach den politischen Fanatikern Moskaus ginge, so wäre dem jungen deutschen Reiche längs der Krieg bis auf's Messer erklärt worden. Das wissen die französischen Chauvinisten auch recht wohl, und sie benutzen deshalb jegliche Gelegenheit, den Haß gegen Deutschland zu schüren und wach zu halten. Vorläufig bietet die Person des Czaren und die alte Tradition der russisch-preußischen Allianz wohl eine sichere Bürgschaft des Friedens. Tritt aber einst in Rußland ein Herrscher an die Spitze, der den extrem nationalen Ideen der Panslavisten nachgibt, so können uns noch schwere Kämpfe bevorstehen. Die Slaven haben es auch nicht vergessen, wie sie einst an den Ufern der Weichsel, Oder und Elbe saßen und wie es das Germanenthum gewesen ist, das sie aus diesen Gegenden nach Osten hin verdrängt hat.

Die panslavistische Agitation, d. h. der Wunsch, alle Slavenstämme vereinigt zu sehen, beschränkt sich nicht nur auf Rußland, sondern sie sucht auch die sogenannten Südslaven für sich zu gewinnen. Die Sympathieen der österreichischen Slaven für Rußland wurden bereits erwähnt. Und groß ist der Einfluß Rußlands auf der Balkanhalbinsel, das haben die letzten bulgarischen Ereignisse treffend bewiesen. Die Südslaven, mögen sie nun Bulgaren oder Serben heißen, werden immer ihre Anlehnung und natürliche Stütze in Rußland suchen. Mit diesen Neigungen wird jeder ihrer Fürsten zu rechnen haben. Eine kurze Spannung und Entfremdung mag eintreten, dauernd kann dieselbe nicht sein. Und in gewisser Beziehung hat Rußland auch Recht auf die Dankbarkeit dieser Völker. Wenn man den Versicherungen seiner Staatsmänner Glauben beimessen darf, so hat es in erster Linie für die politische und religiöse Freiheit seiner Glaubensbrüder das Schwert gezogen. Selbstverständlich fallen hier aber noch Momente von schwerwiegender Bedeutung in das Gewicht. Rußland betrachtet sich als den natürlichen Erben des in Marasmus versinkenden Ottomanenreiches und ist durchaus nicht gewillt, die mit so viel Geld und Blut gewonnene prädominirende Stellung auf der Balkanhalbinsel aufzugeben. Und die Interessen und Sympathieen der Südslaven kommen ihm hier auf halbem Wege entgegen. Denn neben dem Wunsche nach politischer Selbständigkeit steht doch immer derjenige an einer innigen Anlehnung an Rußland. —

Von mancher Seite wird dem Slaventhum noch eine große Zukunft prophezeit. Man meint, daß es mehr und mehr gen Westen dränge und einst das Germanenthum über den Haufen werfen werde. Wir denken nicht so pessimistisch. Vergleichen wir die inneren und äußeren Zustände Rußlands und Deutschlands, so fallen dieselben entschieden zu unseren Gunsten aus. In unserem Volksthum wurzelt noch eine gesunde Kraft, die in Rußland fehlt. Nach oben hin französisch überbildet, nach unten eine dumpfe träge Masse und daneben das Schreckensgespenst des Nihilismus!

Und dann wird die militärische Tüchtigkeit eines Landes doch auch nicht allein nach seiner Größe in Quadratmetern gemessen. Ein so gewaltiges Reich wie das russische, an dessen fernen Grenzen wilde Horden wohnen, die jeden Augenblick bereit sind, sich zu erheben, bedarf doch auch großer Truppencontingente, um diese Grenze zu wahren und zu schützen. Die Panslavisten in ihren kühnen Hoffnungen werden sich wohl also noch einige Zeit gedulden müssen, bevor sie an eine Verwirklichung dieses ihres Lieblingswunsches schreiten können. —

Mit den slavischen Völkern und ihren Bestrebungen nach nationaler Einheit unter Rußlands Aegide können wir unsere Betrachtung schließen. Man wird daraus ersehen haben, wie gerade diesen nationalen Strömungen der Gegenwart mit Recht eine hohe Bedeutung beigemessen werden darf. Niemals ist das Aneinanderschließen der nach Sprache, Sitte und Abstammung verwandten Stämme so deutlich hervorgetreten wie in unseren Tagen.

Darin liegt aber auch für uns Deutsche eine ernste Mahnung zur Einigkeit. Nur wenn die verschiedenen deutschen Stämme einig und muthig zusammenhalten, werden sie im Stande sein, dem drohenden Ansturm späterer Zeiten, mag er nun von Osten oder Westen kommen, siegreich zu widerstehen.

*) 1857 wurde das erste große Slavencomité bei Gelegenheit einer Naturforscherversammlung in Moskau von dem damaligen Curator der Hochschule Bachmesew gegründet. Im Jahre 1867 fand eine zweite große Slavenversammlung in Moskau statt. Viele Reden wurden gehalten zu Gunsten eines einheitlichen Slavenstaates unter Rußlands Führung. Die Polen fehlten wie Aksakow erklärte, „gemäß ihrer freiwilligen Ausschließung.“ In neuerer Zeit suchen eifrige Panslavisten eine Ausgleichung der beiden Bruderstämme herbeizuführen.

Das System des kritischen Socialismus.

Von R. Stegemann.

Mit dem Collectivwort Socialismus faßt die moderne Gesellschaft Bewegungen und Bestrebungen zusammen, die gegen den Bestand oder gegen die Form der gegenwärtigen Productionsweise gerichtet sind.

Wie am Herbstabende, wenn der Erdboden eine höhere Temperatur als die Luft aufweist, über feuchten Wiesen Schwaden aufsteigen und in Nebelmassen anscheinend unbeweglich über dem Boden lagern, bei aufmerksamerer Beobachtung aber eine lebhafte Bewegung und einen beständigen Wechsel der Dunstkörper erkennen lassen, so ist an einem Wendepunkte der Geschichte die Idee des Socialismus aus den Massen in einzelnen Gedanken und Empfindungen aufgestiegen und lagert nun wie eine bedrückende, Luft und Licht trübende Nebelmasse über dem Niveau der bürgerlichen Gesellschaft. — Aus den nebelhaften Vorstellungen und aus den maß- und ziellosen Tendenzen des Socialismus hat sich zuerst eine utopistische Richtung niedergeschlagen, die, von Einbildungen ausgehend, die Gesellschaft durch märchenhafte Bilder zu Thaten anregen wollte, Mißklänge beseitigen zu können wähnte, indem sie die bloße Empfindung einer Harmonie in den Geistern weckte. Sie meinte die Lösung der gesellschaftlichen Aufgaben, die in den unentwickelten ökonomischen Verhältnissen noch verborgen lag, aus dem Kopfe erzeugen zu können und grübelte über ein besseres System der Weltordnung wie über einen allgemeinen Glückseligkeitsmechanismus nach, in dem verzeihlichen, aber immerhin kindlichen Irrthum befangen, ihr Machwerk alsdann durch Propaganda und Musterexperimente der Menschheit aufoctroiren zu können.

Die speculative und ebenso die kritische Richtung haben sich erst spät aus dem Socialismus heraus entwickelt. Während die Erstere realistisch an die thatsächlichen Productionsformen anknüpfend diese mit Bedacht und im Einzelnen nach einer vorgefaßten Idee umformen und so zwischen der herrschenden und einer zukünftigen Wirthschaftsperiode vermitteln will (sie beweist hierdurch, daß sie auf dem Boden des Hegelschen Idealismus steht), und immer noch etwas Phantastisches an sich trägt, setzt sich die kritische Richtung in einen directen Gegensatz zum Utopismus, indem sie „ohne Recepte für die Garküche der Zukunft zu verschreiben“ sich auf bloß kritische Zergliederung der gegenwärtigen Wirthschaftsformen und Bewegungen beschränken, das Widerspruchsvolle in diesen auf-

Digitized by Google

decken, auf den Verstand und nicht auf die Empfindungen wirken will, wobei sie freilich das Vertrauen hegt, die Gesellschaft werde, wenn sie sich einmal des Widerspruchsvollen in ihren gegenwärtigen Lebensbedingungen bewußt geworden ist, zur rechten Zeit von selbst die Mittel und Wege finden, diese Widersprüche aufzuheben. Der kritische Socialismus verkehrt den Hegel'schen Idealismus in *Materialismus*, er leugnet jede *metaphysische* Wahrheit und erklärt die *Dialektik* als die höchste Form des Denkens. Er geht von dem Princip aus, daß es ein ewiges Naturgesetz (im Darwinistischen Sinne) gibt, welches die geistige Entwickelung der Gesellschaft nicht minder wie die körperliche Welt beherrscht und den Zuständen immanent, diese continuirlich zur Vervollkommnung entwickelt. Die ganze natürliche, geschichtliche und geistige Welt erscheint ohne den Socialismus so als ein Proceß, d. h. als in steter Bewegung, Veränderung, Umbildung und Entwickelung begriffen, deren inneren Zusammenhang auf allen Wegen und mit allen Mitteln zu erforschen, eben Aufgabe des kritischen Socialismus sein soll.

Karl Marx, neben Proudhon und Engels der eigentliche Vertreter des kritischen Socialismus, theilt die geschichtliche Vergangenheit der Gesellschaft in sechs große Phasen, die er nach dem jeweiligen *politischen* Regime benennt.

Er bekommt so folgende chronologische Periodenreihe:

1. Patriarchales Regime. 2. Regime der Kasten. 3. Patriarchische Monarchie. 4. Regime der Feudalen und Zunftsystem. 5. Herrschaft der Bourgeoisie. 6. Zukünftiges Regime der Arbeiterschaft (des Proletariats).

Mit dieser letztgenannten Phase glaubt Marx, werde die erste große Periode der gesellschaftlichen Entwickelung abschließen und die Verschiedenheit ökonomischer Classen mit den Classen selbst verschwinden. Die bisher in Einzelinteressen aufgelöste Gesellschaft, für die Zukunft ökonomisch solidarisch, werde auf den Errungenschaften der Cooperation und der Arbeitstheilung als Grundlagen einer ganz neuen Aera der Entwickelung entgegengehen.

Da der kritische Socialismus die Gesellschaft und das Universum überhaupt nicht als feste Formationen seiner Speculation zu Grunde legt, vielmehr meint, daß Alles sei und auch nicht sei, weil Alles *fließe*, in steter Veränderung, in stetem Werden und Vergehen begriffen sei, so erscheint ihm auch der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft nicht als in einer einfachen abgeschlossenen *Form*, sondern wie ein *Strudel* heterogener Ideen, Bestrebungen, Verhältnisse, die zum Theil der Vergangenheit, zum Theil der Zukunft angehören und deren Bilanz eben das ausmache, was wir die Gegenwart nennen.

Die moderne Zeit trägt nach der Anschauung des kritischen Socialismus einen tiefen Widerspruch in sich, über den sie sich nur mit den gewaltsamsten Mitteln hinweghelfen kann. Auf der einen Seite nämlich sollen noch die Ueberreste feudaler Institutionen in den Bau der Gesellschaft hineinragen, auf der anderen bereits überwittertes Gestein abbröckeln, was auf einen demnächstigen Verfall des ganzen Gebäudes schließen lassen soll, d. h. die moderne Gesellschaft muß nach der Logik der Geschichte gegenüber dem Feudalismus noch mit ausgeprägtem Liberalismus fortschreiten und zu gleicher Zeit um ihrer Selbsterhaltung willen die radicale Bewegung der Arbeitermassen mit conservativer Tendenz hemmen. Dieser äußere Widerspruch hält aber der Socialismus nur für den Reflex eines inneren, welcher auf einer widerspruchsvollen Bewegung innerhalb des gesammten Productionsprocesses beruhe. Er hält es deshalb vor Allem für erforderlich, Einsicht in die *thatsächlichen* gegenwärtigen Productionsverhältnisse zu gewinnen.

Der kritische Socialismus unterscheidet zwischen Feudalismus, Bourgeoisie und Proletariat wie zwischen den Systemen einer jüngst verflossenen, einer gegenwärtigen und einer unmittelbar bevorstehenden Gesellschaftsphase.

Der Feudalismus soll unmittelbar aus der patriarchischen Monarchie in der Weise sich herausgebildet haben, daß eine angestammte Grundbesitzaristokratie in Gegensatz zu jener gerieth. Sein officielles Ende soll durch die große französische Revolution herbeigeführt sein, die eben nur die Geburtskrisis der neuen bürgerlichen Phase bedeutet habe und die von aufgeklärten Köpfen seiner Zeit ebenso sicher in den krankhaften Symptomen des Feudalismus (Anarchie, Leibeigenschaft, Privilegien) vorausgesehen wäre, wie heute in den Widersprüchen und dem Elende capitalistischer Productionsweise die Nothwendigkeit ganz neuer Formationen.

Karl Marx unterscheidet zwei Phasen in der Entwickelungsgeschichte der Bourgeoisie:

1. diejenige, während der sie sich unter der Herrschaft des Feudalismus und der absoluten Monarchie als Classe constituirte und

2. diejenige, wo sie, bereits zur Classe constituirt, die Feudalherrschaft und die Monarchie umstürzte, um die Gesellschaft zu einer Bourgeoisiegesellschaft umzugestalten. Die erste dieser Phasen soll die längere gewesen sein, weil sie die größeren Anstrengungen erfordert habe; das Bürgerthum habe nämlich, geradeso wie heutzutage das Proletariat, mit partiellen Coalitionen gegen die Feudalherren begonnen.

Marx behauptet, die Bourgeoisie habe den Feudalismus endgiltig durch die Institution eines complicirten politischen Beamtenmechanismus überwältigt. Ihr materielles Interesse sei nämlich gerade auf das Innigste mit der Erhaltung einer breiten und vielverzweigten Staatsmaschine verwebt. Hier bringe sie ihre überschüssige Bevölkerung unter und ergänze in der Form von Staatsgehalten, was sie nicht in der Form von Profiten, Zinsen, Renten und Honoraren einstecken können. Mit Hülfe ihres Beamtenthums habe die Bourgeoisie ein gleichmäßiges Niveau der Verhältnisse und der Personen über die ganze Oberfläche der einzelnen Länder geschaffen und die allgewaltige und zahllose Büreaukratie erlaube nun die gleichmäßige Einwirkung nach allen Punkten dieser gleichmäßigen Masse von obersten Centren aus. Sie vernichte dadurch die aristokratischen Mittelstufen zwischen der Volksmasse und der Staatsgewalt, rufe also von allen Seiten das directe Eingreifen dieser Staatsgewalt und das Dazwischenschieben ihrer unmittelbaren Organe hervor und erzeuge endlich eine unbeschäftigte Uebervölkerung, die weder auf dem Lande, noch in den Städten Platz finde und daher nach den Staatsämtern als einer Art von respectabeln Almosen greife und die Schöpfung von Staatsämtern provocire.

Die politische *Form*, in der das Bürgerthum den Feudalismus besiegt habe und heute noch in seinen Ueberresten vernichtet, sieht Marx in der Republik. Diese bedeutet, wie er meint, die uneingeschränkte Despotie einer Classe über die andere und er bezeichnet sie geradezu als die „*politische Umwälzungsform* der bürgerlichen Gesellschaft". Dies will er jedoch nur für die „altcivilisirten Länder mit entwickelter Classenbildung und mit modernen Productionsbedingungen" gelten lassen. In Staaten, wo zwar schon Classen bestehen, aber sich noch nicht fixirt haben, sondern „in beständigem Flusse fortwährend ihre Bestandtheile wechseln und an einander abtreten, wo die modernen Productionsmittel, statt mit einer stagnanten Ueberbevölkerung zusammenzufallen, vielmehr den relativen Mangel an Köpfen und Händen ersetzen, und wo endlich die fieberhaft jugendliche Bewegung der materiellen Production, die eine neue Welt sich anzueignen hat, weder Zeit noch Gelegenheit ließ, die alte Geisterwelt abzuschaffen, also z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, da bildet die Republik die conservative Lebensform der bürgerlichen Gesellschaft." Marx bringt überhaupt den Charakter der *politischen* Verfassung in absolute Abhängigkeit von dem Charakter des jeweiligen *ökonomischen* Regimes. Er behauptet, die legitime Monarchie könne niemals die Monarchie des industriellen Bourgeois oder das Bürgerkönigthum das Königthum der angestammten Grundaristokratie sein, und er beruft sich dabei auf die Entwickelung in Frankreich, wo die Bourbonen die Dynastie des großen Grundeigenthums, die Orléans die des Geldes, und die Bonaparte's die Dynastie der Bauern, d. h. der französischen Volksmassen gewesen wären.

Seit die Bourgeoisie sich vermittelst ihrer Büreaukratie auf den Sitzen des erbangesessenen Grundbesitzes constituirt

Digitized by Google

und gefestigt hat, soll der Grundaristokratie jede Aussicht auf Rückgewinnung ihrer früheren Positionen genommen sein. Soweit sie noch den Wunsch hege, Einfluß auf die Gestaltung öffentlicher Verhältnisse auszuüben, sei sie jetzt genöthigt, mit der Bourgeoisie in die gleichen Schranken der Verdienstlichkeit und auf denselben Boden des Geldbesitzes zu treten. In der Parcellirung des Grundeigenthums, in der Befreiung und Bereicherung des Bauernstandes zu Beginn des 19. Jahrhunderts sei nichts anderes als den allgegenwärtigen Protest gegen die gestürzte Grundaristokratie zu erkennen. Der freie Bauernstand habe auf dem Lande die freie Concurrenz und die beginnende große Industrie in den Städten ergänzt, indem er dem Feudalismus den Nahrungsstoff entzogen habe. Seine Grenzpfähle bildeten nun das natürliche Befestigungswerk der Bourgeoisie gegen jeden Handstreich ihrer alten Oberherren, namentlich seitdem z. B. in Frankreich „die Parodie des Imperialismus die Massen der Nation von der Wucht der Tradition befreit und den Gegensatz der Staatsgewalt zur Gesellschaft rein herausgearbeitet habe.

Das Bündniß des Parcellenbauern mit dem Bürgerthum soll aber nur ein scheinbares gewesen sein. Der Bürger habe nämlich den Bauer geschaffen, weil er ihn gebraucht habe und ließe ihn nun, wo er ihn nicht mehr brauche, ohne Bedauern fallen. Der Bauer habe wohl die Personen, aber nicht sein Abhängigkeitsverhältniß gewechselt. An Stelle der Feudalen wäre der städtische Wucherer, an Stelle der Feudalpflichtigkeit des Bodens die Hypothek, an die Stelle des aristokratischen Grundeigenthums wäre das bürgerliche Capital getreten. Die Parcelle des Bauern wäre nur der Vorwand, der dem Capitalisten erlaubte, Profit, Zinsen und Rente von dem Acker zu ziehen und den Ackerbauer selbst zusehen zu lassen, wie er seinen Arbeitslohn herausschlüge.

Marx behauptet nur, die Bourgeoisie, nachdem sie ihre Vorarbeit gethan, ihre erste Aufgabe gelöst, nachdem sie die Grundaristokratie von ihrem ökonomischen und politischen Besitz entfernt und die Rechtstitel feudaler Institutionen zerstört habe, hätte sich danach ihrer anderen eigentlichen Aufgabe, der Stärkung und Festigung ihrer selbstgeschaffenen Position zugewendet, zu diesem Zwecke mit Hülfe der „freien Concurrenz, der Freizügigkeit, der Gleichberechtigung der Waarenbesitzer und wie die bürgerlichen Herrlichkeiten alle hießen" den unmittelbaren Producenten auf dem Lande und in den Fabriken mit schonungslosestem Vandalismus expropriirt, um die Form des selbsterarbeiteten Privateigenthums durch das capitalistische zu ersetzen, welches auf Expropriation fremder, aber formell freier Arbeit beruht. Diesen Umwandelungsproceß hat die Bourgeoisie bereits zu Ende geführt, und es bleibt ihr daher nach der, den Verhältnissen immanenten Logik keine andere Aufgabe mehr, als jetzt, wo sie sich ausgelebt hat, ihre Macht in die Hand einer neu aufsteigenden Gewalt zu legen, die ihrerseits die sociale Entwickelung fortzusetzen bestimmt sei. Diese zukunftsreiche Macht wäre aber keine andere, als das Arbeiterproletariat, und der kritische Socialismus glaubt auch schon ihre Lebensbestimmung dahin andeuten zu können, daß sie das individuelle Eigenthum auf Grundlage der Errungenschaften der capitalistischen Aera, der Cooperation und des Gemeinbesitzes, wieder herzustellen habe.

Die Bourgeoisie befindet sich zur Zeit in der bedenklichen Situation einer Zwischenstellung, diese kritische Lage soll, wie sich die Socialisten rühmen, bereits in den vierziger Jahren offenbar geworden sein. Damals habe die Bourgeoisie alle ihre Vertheidigungsmittel gegen den Absolutismus und den Feudalismus mit eigener Hand zerstören müssen, sobald sie selbst absolut geworden sei, das Kleinbürgerthum, das Proletariat nicht mehr als Vasall hinter sich, sondern als Rebell vor sich gehabt habe. Sie habe damals mitten in ihrem politisch liberalen Siegeslauf inne gehalten aus Besorgniß, ihre ökonomischen Privilegien einzubüßen. Sei sie bis dahin ihrer politischen Gesinnung nach liberal gewesen, so verhalte sie sich von da an aus Gründen des gewöhnlichsten Eigennutzes gegenüber den Ansprüchen der neu aufsteigenden wirthschaftlichen Klasse conservativ, weil die Arbeiterorganisation, soweit sie nicht radical (wie in der deutschen Schweiz) alle proletarischen Elemente programmmäßig für eine nächste Revolution vorbereitet, doch immerhin offenkundig (wie in England) an einer Organisation ihrer vorzugsweise revolutionären Elemente mit der Tendenz einer schließlichen absoluten Herrschaft des Proletariats arbeite.

In der Thatsache, daß die Bourgeoisie jetzt gezwungen werde, als „socialistisch" zu verketzern, was sie früher als „liberal" gefeiert habe, sieht der Socialismus selbst nur den Beweis, daß sich das Bürgerthum ausgelebt, seine Bestimmung erfüllt und nunmehr seine Klasse neben den andern Klassen zu gleicher politischer Nichtigkeit verdammt seine eigenthümliche politische Macht gebrochen habe, um seine gesellschaftliche Macht zu erhalten, d. h. um ungestört fortfahren zu können, „die andern Klassen zu exploitiren und sich ungetrübt des Eigenthums, der Familie, der Religion und der Ordnung erfreuen zu können."

Die praktischen Folgerungen, die der Socialismus für seine politische Taktik aus der soeben skizzirten Geschichtsphilosophie zieht, gehen dahin, daß er den Arbeiterklassen räth, da wo die Entscheidung zwischen Feudalismus und Bourgeoisie schwanke, stets mit der Letzteren gegen den Ersteren zu gehen, da wo die Bourgeoisie allein in Frage käme, diese mit verdoppelter Anstrengung zu bekämpfen. Die Stände, ihr gottbegnadetes Bürgerthum, d. h. der Feudalismus seien nämlich die gemeinsamen Gegner der ökonomischen Klassen. Gegen ihn müsse daher Bourgeoisie und Proletariat zugleich jeder Zeit Front machen, das Proletariat allein aus der Erkenntniß heraus, daß die ökonomische, daher auch die politische Herrschaft der Bourgeoisie die Grundbedingung sowohl für die Existenz des modernen Proletariats wie für die Schöpfung der materiellen Bedingungen seiner Befreiung seien. Die Entwickelung des modernen Proletariats sei überhaupt bedingt durch die Entwickelung der industriellen Bourgeoisie. Die Herrschaft dieser Letzteren reiße erst die materiellen Wurzeln der feudalen Gesellschaft aus und ebne das Terrain, worauf allein eine proletarische Revolution möglich sei. Darum fehle in Ländern, wo die Aristokratie in continentalem Sinne erst von der Herrschaft verdrängt werden müsse, jede Voraussetzung einer proletarischen Revolution, nämlich ein industrielles Proletariat auf nationaler Stufenleiter. Karl Marx weist aus der englischen Wirthschaftsgeschichte nach, daß dieser wichtige politische Instinct bisher die Massen stets zweckmäßig geleitet habe. So hätten die englischen Arbeiter die englischen Freihändler nur deshalb unterstützt, um die letzten Reste des Feudalismus zu zerstören und es dann nur noch mit einem einzigen Gegner zu thun zu haben. Diese Politik habe alsbald ihren Lohn gefunden, denn die Grundbesitzer hätten, um sich an den Bourgeois zu rächen, mit den Arbeitern gegen die Fabrikanten gemeinsame Sache gemacht. Die Zehnstundenbill, die 30 Jahre lang vergeblich von den Arbeitern gefordert wäre, sei unmittelbar nach der Abschaffung der Korngesetze durchgegangen.

Das Marx-Engels'sche Manifest erklärt ausdrücklich, daß in Deutschland die communistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär aufträte, gemeinsam mit ihr gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigenthum und die Kleinbürgerei zu kämpfen habe, dabei aber keinen Augenblick unterlasse, bei den Arbeitern ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz von Bourgeoisie und Proletariat herauszubilden.

Wenn auch der kritische Socialismus einen Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft für unausweichlich hält, so hält er die Position der Letzteren zur Zeit noch so fest und geradezu uneinnehmbar, daß er eine revolutionäre Bewegung der Massen augenblicklich nur als ein Unglück ansehen würde. Wenigstens schrieb Marx noch im Sommer 1850, daß bei der allgemeinen Prosperität, worin die Productionskräfte der bürgerlichen Gesellschaft sich so üppig entwickelten, von einer wirklichen Revolution nicht die Rede sein könne. Eine neue Umwandlung der Gesellschaft hält der kritische Socialismus nur möglich im Gefolge einer Krisis. Bis dahin sieht er die wirksamste Auf-

Digitized by Google

gabe für das Proletariat in dem Probleme, die militärisch-bureaukratische Regierungsmaschine zu zertrümmern, d. h. die Form zu zerstören, in der die Bourgeoisie den Feudalismus überwunden habe. Denn die staatliche Centralisation, deren die moderne Gesellschaft bedürfe, werde sich nur auf den Trümmern der militärisch-bureaukratischen Regierungsmaschine erheben, die einst im Kampfe gegen den Feudalismus und zur Befreiung des Bürgerthums geschmiedet, nunmehr eine Zwangsmaschine zur Vergewaltigung und zur Niederhaltung der aufsteigenden Proletariermassen sei. —

Literatur und Kunst.

Ueber moderne Malerei.

Von Julius Levin.

Vor einigen Monaten wurde in diesen Blättern von Arthur Fitger ein Angriff auf die moderne Malerei unternommen, welcher sich besonders gegen die Berliner Schule richtete, die sich unter den Auspizien Adolf Menzels ideell gebildet hat und sich weiter zu entwickeln im Begriff steht. Zeugte jener Angriff auch von einer gewissen Lieblosigkeit gegen die moderne Regung, welche Jedem unverständlich ist und sein muß, dem eine natürliche Entwickelung der Kunst willkommen ist, so kam er meiner Ansicht nach sehr gelegen, weil er die Discussion über die Berechtigung unserer Malerei von Neuem anregte, ihre Vertreter zur erneuten Controle ihrer Principien und deren Verfolgung aufforderte. Vorwürfe genug hat man gegen diese Principien auf „idealistischer" Seite fallen lassen, und es ist nicht Aussicht vorhanden, daß eine Aenderung eintritt. Wie sollten auch Vertreter eines im Wesentlichen gestürzten Princips enthusiastische Verehrer derjenigen sein, die den Kampf angeboten und siegreich beendigt haben? Das wäre gegen alle Natur. Ob aber der Groll allein der richtige Weg zur Erkenntniß ist, dürfte denn doch sehr zweifelhaft sein. Es wäre richtiger, die Gründe zu erwägen, warum in dem Kampfe der Sieg so und nicht anders entschieden worden ist. Der Ueberwundene lernt, wenn er klug ist, vom Sieger; von ziemlicher Selbstverblendung würde es aber zeugen, wie gewisse besiegte mittelmäßige Schachspieler, zu behaupten, der Sieger könne gar nicht spielen, „es sei das reiner Zufall."

Es ist nicht der reine Zufall, daß das moderne Princip den Sieg davon getragen hat, es mußte triumphiren nach dem Gesetze, welches wir im geistigen Leben überall gelten sehen, nach dem Gesetze des Gegensatzes. Zwei antipodische Principien pflegen sich gemäß jenem Gesetze abzulösen, die Uebersättigung ist das mächtige Agens, welches die Reaction ausübt gegen das Bestehende, wenn es übertrieben, entartet, sein Gegentheil selbst gebiert. Auch die Früchte, welche aus den Prinzipien ihre Lebenskraft wie aus Wurzeln entnehmen, pflegen ihrem Werthe nach gegensätzlich zu sein. So gebar unsere letzte klassische Literaturepoche mit ihren antiken Idealen, mit ihrer Gedankenfülle, ihrer Formvollendung, ihrem hohen sittlichen Pathos durch ihre bedeutenden Anforderungen an Geist und Herz eine Literatur, welche Forderungen nach etwas Anderem zu erfüllen sich zur Aufgabe stellte. Diese neue Strömung ging zum modernen Stoffe, zum täglichen Leben, man erhielt eine Dichtung, die platt und formlos, ihre Gegenstände banal auffaßte und ebenso banal wiedergab. Erst in unseren Tagen, in welchen jenes Princip den Reiz der Neuheit verloren hat, emancipirt man sich von der Anschauung, daß die Zeit, in welcher die Dichtung spielt, für ihren Werth an Originalität allein maßgebend ist, sondern man hat ihm zum höheren Werthe verholfen, weil man auch hier seine Ansprüche an Gedankeninhalt, Composition und Ausdruck nicht aufgiebt. Die Meisterwerke auf dem Gebiete des Romans, welche in Frankreich diesem Principe entsprossen sind, haben auf unsere Anschauungen wohlthätig eingewirkt.

Daß unsere moderne Malerei nicht weniger ein Reactionsproduct ist als unsere Literatur, wird Jeder ohne Weiteres zugeben. Es mußte eine Uebersättigung mit den Idealen eintreten, welche in hervorragendster Weise vertreten wurden von Cornelius.

Hier ist die Stelle, wo die moderne Kunst den bisherigen Ausführungen gemäß sterblich ist. Nach dem Gesetze des Gegensatzes soll sie der Cornelius'schen Kunst nicht nur principiell, sondern auch ihrem Werthe nach diametral entgegen gesetzt sein. Und hieraus würde jeder Anhänger von Cornelius Grund genug entnehmen, über die ihm unsympathische Richtung den Stab zu brechen. Denn er erklärt einfach Cornelius für ein erstes Genie, seine Kunst für die vorzüglichste, die moderne aber für das Gegentheil von alledem. Es wird also darauf ankommen, über den objectiven Werth von Cornelius sich klar zu werden.

Es scheint die höchste Zeit zu sein, die Stellung dieses Mannes in seiner Kunst genauer zu bestimmen, und ich muß eingestehen, ich bin ketzerisch genug, mich in directen Gegensatz zu der hohen Meinung von Cornelius zu stellen. Die Kunst dieses Geistes ist entschieden lange nicht von der Größe und Tiefe, von welcher zu sein sie selbst weniger vorgibt, als wohl zu begeisterte Anhänger zu unglücklicher Stunde ihr vindiciren zu müssen glaubten. Der hohe Wille von Cornelius, die große Anschauung, welche er von den Zielen der Kunst hatte, sollen uns heilig sein, was uns aber nicht veranlassen kann zu leugnen, daß diese Eigenschaften, collectivisch „Idealismus" genannt, nicht auch bei den Größen der modernen Malerei in ebenso begeisternder Weise vorhanden und wirksam sind. Man hält uns immer den Willen von Cornelius vor, man vergesse aber doch nicht, daß zwischen Wollen und Können ein Unterschied ist. Cornelius hatte große Ideen und wollte sie nicht anders als in riesigen Dimensionen sinnlich anschaulich machen, aber ist das ein Beweis dafür, daß seine Künstlergröße in directer Proportion zu seinem Riesencarton steht? Die Cardinalfrage wird die sein, ob der Inhalt an Größe der Form entspricht. Und wer sollte bei Cornelius nicht schon das Gefühl gehabt haben, daß zwischen der räumlichen und künstlerischen Größe seiner Compositionen mit wenigen Ausnahmen eine peinliche Differenz besteht? Man emancipire sich doch endlich einmal davon, die Werke dieses Künstlers mit anderen Augen zu betrachten, als die anderer, man lasse sich durch die räumliche Größe nicht blenden und lege den strengen Maßstab an, mit dem eine so voluminöse Kunst gemessen zu werden beansprucht.

Es sind zwei Umstände, welche den Ruf von Cornelius stützen. Erstens ist es eine bekannte Thatsache, daß das am meisten imponirt, was man nicht recht versteht. Man erachte es einmal der Mühe für werth, nachzusehen, wie es mit dem Verständnisse des Meisters steht. Man wird finden, daß die Anbetung jenes Künstlers nichts ist, als Nachbetung. Wenn aber auch diejenigen, welche Cornelius wirklich verstehen, ihn so hochstellen, daß er sich nicht weit von Michelangelo befindet, dem er „so ähnlich, wie ich dem Herkules," so liegt das wesentlich an den Ideen, welche unsere Jugenderziehung, weniger in uns zu wecken, als uns einzupflanzen verstanden hat.

Wir bleiben unser ganzes Leben hindurch mehr oder weniger Gymnasiasten. Wir betrachten die Sache historisch, und unser Respekt vor der Geschichtsklitterung ist ein so gewaltiger, daß etwas Modernes uns eine Entweihung des Geistes zu sein scheint. Wir wissen mit geradezu rührender Genauigkeit, was die Spartaner gegessen, die Athener getrunken, und die Thebaner schuldig geblieben sind. Auch sind wir alle Platoniker, was uns allerdings nicht hindert, im Leben durchaus nicht immer der Erreichung jener Ideale nachzugehen. Aber es sieht recht hübsch aus, wenn man sich nach der idealistischen Decke zu strecken scheint, und da unberufene Augen ohne unsere Zustimmung weder in die innersten Kammern unserer geistigen noch unserer wirklichen Behausung einzudringen vermögen, so wird es uns auch nicht schwer werden, unsern Ruf als „Philosophen" aufrecht zu erhalten. Was Wunder, daß mit einer solch verkehrten geistigen

Digitized by Google

und moralischen Anschauung eine verfehlte künstlerische Hand in Hand geht?

Die unmäßige Ueberschätzung eines Cornelius ist im Wesentlichen ein Erzeugniß unserer klassischen Bestrebungen, welche unserer modernen Malerei Principen aufoctroyren will, die giltig sein konnten für die antike Sculptur. Und dabei verwechselte man noch edle Einfalt und stille Größe mit Farblosigkeit und Kälte. In der That bildet die Farbenaskese, welche Cornelius und seine Mitstrebenden übten, ein wesentliches Merkmal nicht nur, nein, sogar einen wesentlichen Bestandtheil dieser steinernen Kunst, und man hat hier das seltsame Schauspiel, wie das Negative positive Wirkungen äußert. Noch in der letzten Frucht, welche die Cornelianischen Bestrebungen gezeitigt haben, den Compositionen Geselschap's, macht sich der Mangel an Farbengefühl störend bemerkbar, und es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß der Carton des Krieges wirksamer war, als das Gemälde. Und einem solchen, die Farbe am liebsten ignorirenden Principe sollte die moderne Kunst folgen? Man denke sie sich einmal auf jenem Wege; sie, das Abbild der Natur, sollte sich von der Freude an der Farbe lossagen, die von jedem Gegenstande leuchtet! Schon um diesen Preis nicht zu zahlen, muß die moderne Kunst auf ein Wiederbeleben des Cornelius'schen Geistes verzichten.

Man wird einwenden, daß die Farbe etwas Aeußerliches und trennbar von der Kunst ist, und man stützt sich bei dieser Behauptung auf Beispiele, welche für uns nicht maßgebend sind. Michelangelo ist eine gute Autorität, aber doch keine ewig bindende, denn die Ideen unserer Zeit bewegen sich in ganz anderen Geleisen, als die der seinigen, und überhaupt sollte man mit dem Vergleich zwischen ihm und Cornelius etwas sparsamer sein. Wenn man Michelangelo's Zeitalter Renaissance nennt, so ist dasjenige Cornelius' als Renaissance der Renaissance zu bezeichnen, und die Werke des ersten verhalten sich zu dem des letzteren, wie frische Früchte zu Conserven. Nur bei jenen ist das Herbe zu finden und wirkt es angenehm, um diese muß eine schützende Hülle süßlichen Zuckers gelegt werden, um sie vor dem Verderben zu bewahren. Cornelius ist der Michelangelo in das Süße übertragen. Sein Uebermaß an Stil und mißverstandener „Tiefe des Gemüths" sind das Ermüdende an seiner Kunst. Daß er sich eines Stiles bedient hat, wollen wir ihm nicht verübeln, denn da er allen verständlich sein wollte, mußte er sich gewisser Formen bedienen, deren Bedeutung Jedermann klar ist. Aber soll vielleicht deshalb auch noch unsere Malerei im „Stile" verknöchern?

Heute dominirt das Staffeleibild. Diese Thatsache sichert uns vor dem Stile, und wir begrüßen sie mit Freude, nicht weil wir gegen die Monumentalmalerei sind, sondern weil sie in der heute geübten Form nicht im Principe der modernen Kunst liegt, welche halbe oder ganze Allegorien perhorrescirt. Zu jeder Zeit, da die Natur die erste Lehrmeisterin war, hielt man sich ferne von großen Flächen, auf welche man klassisches Gebein, Mensch und Thier kalkte, und alles Lebende sich in Stellungen repräsentiren ließ, in welchen man Homer noch überhomerte, und die man nur deshalb wohl „venetianische" nannte, weil sie „nur noch im Land der Träume" liegen. Desto eifriger ließ man es sich angelegen sein, auch das Geringste in der Welt der Erscheinungen zum Gegenstande des Studiums zu machen, zum Zwecke der Beobachtung nichts zu verschmähen. Die Schönheit der Form wurde nicht gesucht, aber auch nicht gemieden, wo sie sich bot. Immer blieb das Charakteristische die Hauptsache. Die Dehnung der Formen ins Riesige war verpönt, wenn nicht die innerliche Nothwendigkeit es gebot, was man im Kleinen sagen konnte, das streckte man nicht auf das künstlerische Prokrustesbett. Vom Conventionellen sagte man sich los, man malte nicht, was man nicht fühlte, und man fühlte nicht, was man nicht gesehen hatte. In gewissem Sinne mußte sich diesem Principe sogar die Historienmalerei beugen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß man es zu allen solchen Zeiten vermied, sich zu weit von seiner eignen zu entfernen und ein Zeitalter darzustellen, welches mit dem eignen zu geringe geistige oder äußerliche Berührungspunkte hatte. Die mit Unrecht so beliebten Darstellungen aus dem Alterthum pflegten mit einem Male aufzuhören, eine vorsichtige Maßregel, welche die Erschaffung kalter, öder Werke verhindert; als ein Beispiel sei der sterbende Alexander Piloty's genannt, geradezu ein Symbol der sterbenden Kunstanschauung, welcher es sein Dasein verdankt. Auch die religiöse Historie suchte man zu den Zeiten des gesunden Realismus der Gegenwart wenigstens zu nähern.

Alle diese Standpunkte sehen wir in der modernen Malerei betont; nur das Leben gilt für Kunst, und jedes Object an und für sich für malerisch, wenn auch nicht jede Auffassung. Dies ist vielleicht der größte Irrthum der Anhänger des modernen Principes, daß sie glauben, es ist gleichgiltig, wie sie jeden Gegenstand darstellen. Dieser Umstand gibt ihren Gegnern immer wieder die Waffen in die Hand zur Bekämpfung des mißliebigen Principes, welche vielmehr angewandt werden sollten gegen eine falsche Consequenz, die aus einer an sich richtigen Prämisse gezogen wird. Es liegt in der Natur der Sache, daß jede neue Richtung über das Ziel hinausschießt und im Gefühle ihrer Kraft sich Uebertreibungen zu Schulden kommen läßt, welche sie später zu bedauern hat. Doch wird eine derartige Uebertretung nicht der gewöhnliche Zustand bleiben, sondern sobald das Princip völlig reif und bewußt geworden ist, weicht es muthig einen Schritt zurück, um innerhalb der künstlerischen Grenze zu bleiben. Diese scheinbare Aufopferung des Principes wird auch der modernen Malerei nicht erspart bleiben, aber es wird zu ihrem Wohle geschehen.

In dieser Beobachtung der künstlerischen Grenze ist und bleibt Adolf Menzel das unerreichte Muster, daher werden seine Werke bleibenden Werth haben. Es gibt viele Künstler, welche in der Darstellung des modernen Menschen ganz besonders das moderne Kleid betonen. Man stellt solchen Werken mit Recht das Prognostikon, sie werden dauern, so lange die betreffende Mode sich hält. Woran liegt das? Nur daran, daß sie moderne Kleider an modernen Menschen zeigen? Das kann nicht der Fall sein. Um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, braucht man sich nur des Menzel'schen Bildes: Abreise König Wilhelm's zum Heere zu erinnern. Auch auf diesem Bilde tragen die dargestellten Personen Kleider, die unserem Geschmacke nicht mehr zusagen, die Mode ist geschwunden, aber darum nicht das Sympathische des Werkes. Und der Grund davon ist der, daß Menzel das Rein-menschliche dargestellt hat, daß er jeder einzelnen Figur Leben eingehaucht und den Massen Verständlichkeit verliehen hat. Das Costüm ist ihm etwas Aeußerliches und Zufälliges, er hat es nicht gesucht, er hat es gefunden; hätte er ein anderes gefunden, er würde es nicht weniger benutzt haben.

Diese Thatsache sollten alle Modernen in ihrem ganzen Umfange würdigen, damit endlich einmal der Irrthum gemieden wird, welcher der Werthschätzung der modernen Kunst noch immer hindernd im Wege steht und ihren Gegnern stets aufs Neue Grund zum Angriff gibt. Mit Recht beklagen sich die „Idealisten" oft über die Aeußerlichkeit gewisser moderner Maler, während diese denselben Vorwurf in noch schärferer Form zurückgeben. Es glauben in der That einige neuere Künstler, etwas gethan zu haben, wenn sie einen Menschen in moderner Kleidung malen, der modernen Kleidung wegen. Sie irren sich, sie begehen denselben Fehler, dieselbe Geschmacklosigkeit, wie die sogenannten „Costümmaler," welche nur Figuren malen, um ihnen farbigen Sammt oder violette Tricots anzuziehen. Das Hauptgewicht der Kunst muß nach wie vor gelegt werden auf die Charakteristik der Bewegung und des Kopfes, geschieht das nicht, so hat das Bild höchstens den Werth einer Costümstudie. Die Kleidung muß den künstlerischen Eindruck eines Symbols machen, sie muß der dargestellten Persönlichkeit angepaßt werden, und nicht die Persönlichkeit der Kleidung. Dieses nicht einsehen zu wollen, ist ein Fehler der Modernen, welcher sie viele Mühe aufwenden läßt, die einer besseren Sache würdig wäre. Das Ziel der wahren Kunst soll nicht sein, ein modernes Kleid uns interessant zu machen, sondern die Menschen so darzustellen, daß sie uns trotz ihres alltäglichen äußeren Auftretens Sympathien abgewinnen.

Digitized by Google

Das ist das große Geheimniß Menzels, welcher vielleicht wie kein Anderer überhaupt den Geist unseres Jahrhunderts erfaßt und den des vergangenen in dem Spiegel unseres Zeitgeistes aufgefangen und wieder gegeben hat. Es wäre eine Thorheit, zu verlangen, jeder Künstler sollte ein Menzel sein, aber einen offenbaren Fehler, ein Vergehen gegen das künstlerische Gesetz, daß der Inhalt vor der Form den Vorzug hat, zu vermeiden, das ist die Pflicht jedes ernsten Malers, deren Erfüllung wir verlangen müssen. So werden wir wenigstens vor jenen Bildern verschont bleiben, die uns nichts zeigen, als Modejournalpuppen, und die nicht weniger inhaltsleer sind, als manche Früchte der „stilvollen" Anschauung, welche wie z. B. Venus und Bellona in der Berliner Nationalgalerie, trotz ihres Idealismus nichts weiter vollbringen, als daß sie den Schwerpunct der Wände verrücken.

Innerlichkeit und moderne Kunst, diese Begriffe sollen sich decken! Wenn dieses das Ziel der Künstler bleibt, dann ist kein Angriff furchtbar. Das Princip der modernen Kunst ist ein vollberechtigtes, hervorgegangen aus einer gesunden Entwickelung. Die Aesthetik, wie sie bisher galt, hat für die moderne Kunst nicht die volle Giltigkeit, denn nicht die Kunst wird gemacht nach der Aesthetik, sondern die Aesthetik nach der Kunst, daher mögen die Modernen sich ihr Gefühl nicht hinwegbeweisen lassen, sondern rüstig beim Werke bleiben! Wie die Natur nach der Winterkälte zu lenzen beginnt, so ist unsere Kunst nach der Zeit des erstarrenden Formalismus mit Frühlingsfrische aufgegangen. Möge es ihr beschieden sein, wie ihr großes Vorbild, alt zu werden, aber niemals kraftlos!

Zur Geschichte der puritanischen Revolution.

Von Georg Ellinger.

In der Erforschung der puritanischen Revolution haben Engländer, Franzosen und Deutsche von jeher mit einander gewetteifert. David Hume hat in seiner englischen Geschichte die erste vortreffliche Darstellung der puritanischen Revolution gegeben und so weit die neuere kritische Geschichtsschreibung auch über ihn hinausgekommen ist, so kann doch auch noch heute Niemand das Buch zur Hand nehmen, ohne aus demselben die mannigfachste Belehrung zu schöpfen und ohne den genialen Scharfblick des Philosophen für den inneren Zusammenhang der Thatsachen zu bewundern. Etwas Aehnliches läßt sich von Guizot's Geschichte der englischen Revolution sagen, wenn sich auch bei ihr natürlich der Abstand der Zeiten nicht so fühlbar macht wie bei Hume's Buch. Auch Guizot's Darstellung ist in vielen Punkten von der neueren Forschung überholt, aber ihre bedeutenden Vorzüge werden dadurch nicht aufgehoben und noch immer übt das vortreffliche Buch eine große und unmittelbare Wirkung aus. In Deutschland reiht sich dann Dahlmann's Geschichte der englischen Revolution an; es ist die populärste Darstellung der englischen Revolution geworden und zugleich das populärste Buch Dahlmann's, wie denn noch vor zwei Jahren eine neue Auflage desselben nothwendig geworden ist. Dahlmann beschränkt sich nicht bloß auf die puritanische Revolution, er erzählt in großen Zügen die Geschichte Englands von Heinrich VII. bis zur Thronbesteigung Wilhelms des Oraniers. Alle die Eigenschaften, welche uns die Geschichtsschreibung des herrlichen Mannes so werth machen, finden sich hier am deutlichsten ausgeprägt: die unbestechliche Wahrheitsliebe, der scharfe Blick für das Wesentliche, die knappe und gedrungene Sprache, die kernigen bezeichnenden epigrammatischen Aussprüche; und diese Eigenschaften sind es, durch welche das Buch auf den Leser stets die gleiche Anziehungskraft ausübt, so sehr man auch in der Beurtheilung einzelner Persönlichkeiten, z. B. Cromwell's, von Dahlmann's Auffassung abweichen mag. Zum Lobe von Ranke's englischer Geschichte im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert etwas zu sagen, wäre überflüssig; in keinem anderen seiner Werke erscheint seine vollendete historische Kunst so bewunderungswürdig.

Mit dieser summarischen Betrachtung ist die Geschichtsschreibung über die puritanische Revolution weder erschöpft noch ausreichend charakterisirt. In England hat Gardiner, ein Nachkomme Cromwell's und Ireton's, in einer Reihe vortrefflicher Werke die Forschung über diesen Gegenstand durchaus gefördert. In Deutschland entwarf A. Stern in seinem Buche: „Milton und seine Zeit", eine schöne Uebersicht über die politischen Tendenzen, die literarischen und religiösen Hauptströmungen dieses Zeitalters und gab auch in kleineren Aufsätzen werthvolle Beiträge zur Geschichte der puritanischen Revolution. Dazu kommen neuere Veröffentlichungen wichtiger Quellenwerke für diese Periode: vor Allem die Publication der englischen State Papers, weiterhin die ausgezeichnete Ausgabe der Briefe und Reden Cromwell's durch Carlyle. — Auf Grund namentlich der letzteren Quellenwerke ist nun neuerdings wieder eine Gesammtdarstellung der puritanischen Revolution und eine Charakteristik ihres größten Mannes versucht worden, in dem Buche von Moritz Brosch: Oliver Cromwell und die puritanische Revolution. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten und Loening. 1886.

Eine ganz besondere Bedeutung erhält das vorliegende Buch noch durch folgenden Umstand. Brosch hat außer den oben erwähnten Quellenwerken noch ein Material vom höchsten Werthe benutzt, welches für diese Periode erst durch sein Werk erschlossen worden ist: die Berichte der venezianischen Gesandten aus England, Frankreich, Spanien und dem Haag. Man weiß, welche trefflichen Beobachter die venezianischen Gesandten waren, wie viele Thatsachen sie uns aufbewahrt haben, von denen andere Quellen nichts wissen. Und man müßte daher schon allein wegen der Aufschließung dieser Quelle dem Verfasser zu lebhaftestem Dank verpflichtet sein.

Brosch hat nicht wie Ranke und Dahlmann seiner Darstellung der puritanischen Revolution eine ausführlichere Erzählung der englischen Geschichte unter den Tudors vorausgeschickt. Dagegen hat er das Bedürfniß gefühlt, die wesentlichsten Gründe, welche die Entstehung der puritanischen Revolution veranlaßten, durch eine Vergleichung des Regierungssystems der Tudor's mit dem der Stuart's möglichst klar zu legen. Von diesem Gesichtspunkte aus werden in dem einleitenden Abschnitte: die Tudor's und König Jakob I., Heinrich VIII., die Verwalter des Reiches unter Eduard VI., Maria und Elisabeth, kurz, aber für diesen Zweck völlig ausreichend charakterisirt. Vortrefflich entwickelt der Verfasser den Unterschied zwischen dem tyrannischen Regiment Heinrich VIII. und dem verkehrten Regierungssystem Jakob I.: „Statt wie Heinrich VIII. die Verantwortung für drückende Maßregeln und schreiende Ungesetzlichkeiten auf das Parlament abzuwälzen, rief Jakob I. beharrlich der Welt in Erinnerung, daß im Parlamente nie geschehen könne, was von ihm, dem Könige, erlaubt worden; daß demzufolge die Krone, weit entfernt in irgend welchem parlamentarischen Beschluß eine Deckung für ihre Gewaltthätigkeiten, eine Ergänzung ihrer Autorität zu suchen, für alles verantwortlich sei, was auf ihre gnädige Erlaubniß hier vom Parlamente gethan werde. Wir haben von ihm die an die Lords und Gemeinde gerichteten Worte: „Ich bin euer König, auf meine Stelle gesetzt, um euch zu regieren, und ich trage die Verantwortung für eure Irrthümer". Der Nichtigkeit des Parlaments setzte er also der Alleinherrschaft, die alleinige Verantwortung der Krone entgegen. Und wenn diese seine Worte das richtige Motto wären für die Bezeichnung dessen, was Heinrich VIII. gethan hat oder zu thun vermocht hätte, so sind sie oder ähnliches doch nie über Heinrichs Lippen gekommen. Der Tudor schwieg von der Schwäche des Parlaments, der Stuart schrie sie laut auf offenem Markte aus. Jener rief bei den Engländern die Täuschung hervor, daß der König ihre Rechte achte; dieser in ihnen die Ueberzeugung, daß erst das Parlament stark werden müsse, ehe von der Achtung des Rechtes neben der Allgewalt der Krone die Rede sei". Ebenso einsichtig vergleicht der Verfasser das Verfahren Eli-

Digitized by Google

sabeth's gegen die Puritaner mit der kirchlichen Politik Jakob I. Er findet, daß Jakob principiell über die Grenzlinien der antipuritanischen Politik Elisabeth's nicht hinausgegangen ist. Aber Jakob erhitzte sich für die Staatskirche in einer Weise, die ihn blind machte sowohl für die schwachen Seiten derselben, als auch für die starken des Puritanerthums. Elisabeth hat sich gehütet, mit den Bischöfen zu brechen oder den Puritanern Recht zu geben; er aber hat seine Sache, die der Krone, ganz und gar mit der bischöflichen identificirt, hat das Interesse des Königthums und die Staatskirche einem Interesse entgegengestellt, dessen Macht und Tragweite, eben Dank der provocatorischen, immer weitere Kreise empörenden Vergewaltigung des Puritanerthums und der Parlamente, in aufsteigender Linie waren. Elisabeth hat geherrscht, die Volksleidenschaften gelenkt, die Volks- und Classeninteressen um den Thron geschaart, selbst den Puritanern mit einer nach außenhin correct protestantischen zu Danke gearbeitet; Jakob I. hat nicht geherrscht im wahren Sinne des Wortes, sondern nur gepoltert und diejenigen beleidigt, die er gern zu Boden geworfen und mit Füßen getreten hätte, aber in ihren festen Stellungen nicht erschüttern konnte.

Während der Regierungszeit Jakobs, wo alle Erfolge der kühnen, echt protestantischen Politik Elisabeth's in kläglicher Weise verscherzt wurden, wuchs Oliver Cromwell zum Jüngling und Mann heran. Im Jahre 1599 geboren, bezieht er siebzehnjährig die Universität Cambridge, wo er am Todestage Shakespeare's, den 23. April 1616 immatriculirt wird. Brosch verwirft mit Recht die Sage von dem wüsten Studentenleben Cromwell's, die z. B. noch bei Dahlmann ohne Bedenken erzählt wird. Das nächste Jahrzehnt bringt für Cromwell's Leben wenig Bemerkenswerthes, so anziehend es auch ist, den großen Mann in diesen kleinen Verhältnissen des menschlichen Lebens zu beobachten. Wir sehen ihn am Todtenbett seines Vaters, wohin er von Cambridge gerufen wird. Wir begegnen ihm dann in London, wo er sich die für einen damaligen Landwirth nothwendige Gesetzeskenntniß erwerben soll. Auch während dieses Londoner Aufenthaltes soll Cromwell einen wilden und lasterhaften Lebenswandel geführt haben; allein auch dieser Bericht trägt den Stempel der Erfindung auf der Stirn. Trägt doch gerade in dieser Zeit ein angesehener Londoner Kaufmann kein Bedenken, seine Tochter dem jungen Oliver zur Frau zu geben und Brosch weist mit Recht darauf hin, daß es doch mit sonderbaren Dingen zugegangen sein müsse, wenn ein namhafter, auch außerhalb der City begüterter Kaufmann sich einen Spieler von Profession zum Eidam erkoren hätte. Mit seiner Frau siedelt Cromwell dann nach seinem Stammsitz Huntingdon über, wo das junge Paar mit Oliver's Mutter und Schwestern gemeinschaftlichen Haushalt führt und in anstrengender Arbeit sind für Cromwell in ländlicher Abgeschiedenheit die nächsten Jahre verflossen.

Unterdessen hatte Karl I. schon begonnen, mit vollen Segeln den Weg weiter zu fahren, den sein Vater eingeschlagen hatte. Kein Stuart vereinigte so wie Karl alle die schlechten Eigenschaften in sich, an denen diese Dynastie so reich ist; er ist gewissermaßen der Idealtypus der Stuart's. Nur von der Sinnlichkeit, die für seine Großmutter und seinen Sohn Karl II. so charakteristisch ist, hielt er sich frei; er war ein musterhafter Familienvater, und seine Vaterliebe hat auch Cromwell zur Rührung gezwungen. Unfähig, einen großen Gedanken zu fassen, noch viel weniger, einen solchen auszuführen; beständig von einem Anderen beherrscht, zunächst von Buckingham, dann von Strafford und schließlich von seiner Gemahlin, durch und durch verlogen und falsch — das sind die wesentlichen Charakterzüge Karl I. Durch die beiden verfehlten Kriege, in welche er sich stürzen ließ, erweist sich seine äußere Politik als ebenso verkehrt wie sein Verfahren dem Parlament gegenüber; für die Bedeutung der puritanischen Strömung, deren Tragweite, wie aus dem von Brosch mitgetheilten Gesandtschaftsberichte hervorgeht, selbst dem fremden Botschafter nicht entging, hatte er kein Auge. Die Verhältnisse, welche sich aus einer solchen Politik ergaben, waren kläglicher Art. Welch ein Bild entrollt uns der venezianische Botschafter Alvise Contarini von den Zuständen bei Hofe, den fortgesetzten Rechtsbrüchen der königlichen Regierung! — Der König will vom Parlament nichts hören; wer auch nur den Namen desselben vor ihm ausspräche, der würde sich zu Grunde richten. Buckingham gebietet über die Einfalt und den Eigensinn des Königs; will man in Hofkreisen Gefallen erregen, so muß man, wie es in einer Predigt geschehen ist, den Grundsatz verfechten, daß der Herrscher über alles Privateigenthum nach Belieben verfügen, es dem einen nehmen, dem anderen geben kann, da ja doch allen nur der Nießbrauch ihrer Güter zustehe. Es ist deutlich zu sehen: der König will zur absoluten Monarchie gelangen, und man spricht davon, daß die bewaffnete Macht, die sich nach außenhin schlecht bewährt hat, im Innern gute Dienste leisten werde, um das Volk im Zaum zu halten. Die Gefängnisse füllen sich mit denen, welche die Subsidienzahlung verweigern; man muß die Eingekerkerten, um ihren Conventikeln vorzubeugen und sie von ihrem Anhange zu trennen, über die verschiedenen Grafschaften vertheilen. Heller Jubel bricht im Volke aus, da sich die Nachricht verbreitet, die unter Buckinghams Führung stehenden Engländer seien auf's Haupt geschlagen. Und bei alledem wachsen die finanziellen Verlegenheiten der Regierung, welche zum Verkauf von Monopolen, zur Verpfändung der Staatsgüter, Vorenthaltung des Soldes, Einquartirung der ohne Sold gelassenen Truppen unter die Bürger, kurz zu allen erdenklichen Gewaltmaßregeln schreitet und nirgends einen Erfolg erzielt. — Zu allen diesen verkehrten Maßregeln Karls kam in der späteren Zeit, namentlich gegen Ende der Zeit, in welcher er ohne Parlament regierte, noch ein verhängnißvoller Fehler: es gewann den Anschein, als ob Karl dem Katholicismus zuneige und der König that nichts, um den Schein einer solchen Hinneigung zum Katholicismus zu vermeiden. Nicht allein Protestanten, sondern auch ganz unbefangene, dem Treiben des Hofes von nächster Nähe zusehende Katholiken sind es, die von einer Annäherung des Königs an Rom als einer nicht unwahrscheinlichen Sache zu melden wissen. Eine von Brosch mitgetheilte Depesche des venezianischen Botschafters berichtet in diesem Sinne und fügt hinzu, daß sich die katholischen Geistlichen niemals solcher Freiheiten erfreut hätten und daß auch jeder Private jetzt unter Beobachtung geringfügiger Vorsicht die Messe lesen könne. Es liegt aber auf der Hand, wie derartige Gerüchte die protestantischen Unterthanen des Königs und namentlich die Puritaner empören mußten.

Es ist natürlich an dieser Stelle unmöglich, alle Einzelheiten des durch Karl's verkehrtes Regiment hervorgerufene Revolution an der Hand der vortrefflichen Darstellung Brosch's zu verfolgen. Nur auf einzelne Punkte, namentlich soweit sie die Beurtheilung des Charakters Cromwell's betreffen, soll hier hingewiesen werden. Mit vollem Recht weist Brosch den Vorwurf der Heuchelei zurück, den man noch heutzutage hin und wieder gegen Cromwell erhebt, wie auch noch Dahlmann z. B. Cromwell als „phantastischen Heuchler" bezeichnet. Der Grundzug seines ganzen Wesens war vielmehr eine unerschütterliche Ueberzeugungstreue und Brosch macht sehr richtig darauf aufmerksam, daß auch das Wenige, was wir aus der Zeit von Cromwell's erster parlamentarischer Thätigkeit über sein Auftreten im Hause und in den Commissionen wissen, vollkommen genügt, um eins zur Evidenz festzustellen: seine leidenschaftliche Parteinahme für das, was er als Recht erkannt und für alles, was ihm nach seiner puritanischen, starr religiösen Gesinnung als wahr erscheint. Ebenso wird die von royalistischer Seite erfundene und auch heute hin und wieder aufgewärmte Beschuldigung, daß in der von Cromwell am Anfang der Revolution aus Puritanern gebildeten Armee die schlimmste religiöse Heuchelei zu Hause gewesen sei, zurückgewiesen. „Seit wann ist es der Heuchler Art, fragt Brosch ganz richtig, ihr Leben für das einzusetzen, was sie zu empfinden vorgeben, es mit einer Todesverachtung einzusetzen, die ihresgleichen nicht hat und mit unbezwinglicher Kraft zum Siege über heldenmüthige Gegner führt? Im Anfang der puritanischen Revolution hat es der Heuchler genug gegeben; doch im Kriegslager des puritanischen Heeres waren ihrer nur

Digitized by Google

wenige, und in den Reihen von Cromwell's »Eisenrippen«, deren Kern dieses erste, aus vierzehn Fähnlein bestehende Regiment gebildet hat, ward ein Heuchler, dem sein Leben theurer gewesen wäre als sein Glauben, auf das erste, vor dem Feinde gegebene Zeichen von Schwäche nicht einen Augenblick geduldet." Auch gegen die contrastirende Nebeneinanderstellung von Hampden und Cromwell, wie sie sich durch den größten Theil des Buches Dahlmann's hindurchzieht opponirt der Verfasser entschieden. Mit vollem Rechte bemerkt er in dieser Beziehung: „Von Leuten, die Contraste lieben, ist darauf hingewiesen worden, daß Hampden's Name gleichbedeutend sei mit hoher staatsmännischer Mäßigung, der Cromwell's aber mit rücksichtslos ihrem Zwecke nachgehender Energie. Es ist auch dies eine Behauptung, die nur das Zwielicht der Legende, nicht das klare Licht der Geschichte verträgt. Hampden war von ausgesprochener Mäßigung, so lange er Aussicht hatte, durch solche der Nation und dem Könige zu dienen; von dem Augenblick, da der Riß zwischen Parlament und Königthum unheilbar geworden, hörte auch Hampden's vielgerühmte Mäßigung auf: er zog das Schwert und warf die Scheide desselben weg, und er that sich unter den Obersten des Parlamentsheeres durch persönlichen Muth, wie durch seine heftige Gegnerschaft wider schwachmüthige Kriegführung hervor. Sein Wahlspruch, den die Fahne seines in Buckinghamshire ausgehobenen Regimentes trug, lautete: Vestigia nulla retrorsum. Es ist ein Spruch, welcher in der klassischen Sprache Latiniens und lakonischer Kürze zusammenfaßt, was Cromwell in gutem, gemeinverständlichen Englisch des weitern ausgesponnen hat mit den zu seinen Eisenrippen gesprochenen Worten: „Ich will euch nicht verwirrt machen lassen, durch Redensarten, wie daß ihr zu fechten habt für König und Parlament, denn es ist für's Parlament allein, daß ihr in Reih und Glied tretet, und ich für meinen Theil würde auf König Karl, wenn ihn das Gefecht mir in den Weg führt, ebenso mein Pistol abfeuern, wie auf einen gemeinen Soldaten." Ebenso wird man den Erwägungen, mit denen Brosch das Verhalten Cromwell's bei seinen Unterhandlungen mit dem König (vor dessen Flucht nach der Insel Wight) rechtfertigt, nur durchaus zustimmen können.

Das Protektorat Cromwell's hat Brosch vortrefflich geschildert. Die Herrschernatur Cromwell's offenbart sich um so glänzender, wenn man sein Regiment etwa mit dem Karl's I. vergleicht. Cromwell's streng puritanische Gesinnung hinderte ihn nicht, Toleranz zu üben, so weit das in seiner Zeit eben möglich war. Trotz seiner Abneigung gegen den Katholicismus gewährte Cromwell den Katholiken im Verhältniß recht beträchtliche Freiheiten und es ist unleugbar, daß die Katholiken in England während des Protektorats, wenngleich sie mancher Handlung sich enthalten mußten, die ihr Gewissen ihnen vorschrieb, doch zu keiner Handlung genöthigt wurden, die ihr Gewissen ihnen verbot; daß Cromwell sie mit kleinlicher Plackerei und schwerer Heimsuchung verschonte und sie es unter ihm besser gehabt haben, als nach ihm bis in's achtzehnte Jahrhundert. Auch auf die Juden erstreckte sich des Protektors Duldsamkeit; sie erhielten die Erlaubniß, nach England zu kommen und in Privathäusern ihres Gottesdienstes zu pflegen.

Von dem gleichen umsichtigen und vorurtheilsfreien Blick zeugt das Verfahren, durch welches Cromwell ein Uebel nach und nach zu beseitigen suchte, an welchem England noch heute krankt. Die Anfänge der irischen Politik Cromwell's fallen allerdings noch vor die Zeit seines Protektorats, dürfen aber hier um so eher behandelt werden, als sie einen glänzenden Beweis für Cromwell's staatsmännischer Einsicht geben. Sein Versuch, die irische waffenfähige Mannschaft dadurch, daß er Werbungen auf der Insel gestattete, aus dem Lande zu schaffen, sowie seine Siedelungspolitik waren durchaus geeignet, dem Lande den Frieden und der irischen Frage ihre endgiltige Lösung zu geben — beides allerdings auf Kosten der irischen Nationalität. Mit Recht sagt der Verfasser: „Wenn Cromwell in dem Falle eine Schuld trifft, so ist es die, daß er die Restauration und mit ihr auch die Vernichtung seines Werkes nicht vorausgesehen hat: er hat an Irlands krankem Leibe eine Operation vorgenommen, ohne sich träumen zu lassen, daß die Vernarbung der Operationswunde durch die ungeschickten oder böswilligen Stuarts werde unterbrochen werden."

Cromwell's äußere Politik ist oft gering geschildert worden und soll hier nicht in ihren Grundzügen wiederholt werden. Sie war eine echt protestantische und wurde auch von den Zeitgenossen als solche empfunden. Ein schönes Zeugniß für diese Thatsache findet sich in einer Depesche des venezianischen Gesandten, die von Brosch mitgetheilt wird. Der Botschafter berichtet: „Die Pläne dieser Regierung sind so weit umfassend, daß sie auf nichts anderes abzielen, als in was immer für einem Theil der Erde Besitz zu ergreifen... Auch betreffs der Religion wird nichts geringeres angestrebt, als die ganze katholische Welt eines Tages vom Lutherthum angesteckt zu sehen." Man erkennt klärlich, daß es nicht allein die Einzelmaßregeln des Protektors, wie etwa sein Eintreten für die verfolgten Waldenser in Piemont, waren, die den Botschafter zu diesem Urtheil veranlaßten, sondern daß er den Gesammteindruck der äußeren Politik Cromwell's wiedergibt.

Die Darstellung Brosch's zeichnet sich durch Klarheit und Uebersichtlichkeit aus, sein historisches Urtheil ist scharf und zutreffend. Die Bereicherung, die unser historisches Wissen durch Brosch's Buch erfährt, ist ungemein bedeutend und durch die reichen Nachrichten aus den venezianischen Depeschen wird auf manche Punkte ein ganz neues Licht geworfen. Ueber die finanziellen Bedrängnisse am Hofe Karls, über die schmachvolle Lage, in die Karls klägliche Politik England gebracht hatte, sowie über Karls Machtmittel am Anfange des Bürgerkrieges erhalten wir zum Theil neue Aufschlüsse und erfahren manche charakteristische Einzelheiten. Weiter werden die Gründe für das erste Zerwürfniß Karls mit seinen pfälzischen Neffen Ruprecht und Moritz durch die Nachrichten des venezianischen Gesandten um vieles einleuchtender; auch über Cromwell's Stellung zu der Bewegung der Fronde in Frankreich erfahren wir werthvolle Details. Man darf freilich nicht Alles ohne Prüfung aufnehmen, was diese Diplomaten berichten; zuweilen waren sie sogar recht schlecht unterrichtet; im Großen und Ganzen kann man aber sagen, daß durch ihre Depeschen unser bisheriges Material vortrefflich ergänzt worden ist.

Unser Publikum.

Von Jacob Mähly.

(Schluß.)

Die Leihbibliothek! Ein Donnerwort für die Schriftsteller, und nicht mit Unrecht. Gegen diese partie honteuse „unseres" Publikums — und es ist und bleibt eine solche — sind ihre Klagen nicht weniger begreiflich und berechtigt, als der vor einigen Jahren geplante Ansturm gegen dieselben unbegreiflich und, sagen wir es offen, widersinnig war. Für gewisse Stände sind die Leihbibliotheken — es gibt deren bekanntlich auch uneigennützige und unter Controle stehende — geradezu eine Wohlthat, für manches Haus mögen die anderen, auf Gelderwerb abzielenden, allerdings eher schädlich als nützlich sein, für besser situirte Stände ist ihre Benutzung vollends eine Schande, aber auf rechtlichem Wege ist dieser Unsitte wie so mancher anderen schlechterdings nicht beizukommen. Ein Handel mit Geistesproducten ist nichts strafbares, sonst wären's die Verleger sammt und sonders, und die ordinäre Gesinnung, welche inmitten des Wohlstandes oder gar Reichthumes aus jener Sachlage Profit zieht und ein Buch lieber um 5 Procent des Kaufpreises entlehnt, als mit 20×5 Procent käuflich erwirbt, kann nicht vor den Richter citirt, sondern nur moralisch verurtheilt werden. Es gibt wenige Kaufleute, nicht bloß im deutschen Reich, sondern überall, die nicht ihre Waare da beziehen, wo sie am wohlfeilsten zu haben ist, dagegen gibt es recht viele Kaufleute, die auch die Geistes-

Digitized by Google

producte unter die „Waare“ rangiren und keinen anderen Werthmesser dafür haben, als ihre Casse. Und wir zweifeln sehr, ob nicht eine eben so große Anzahl von Fabrikanten aufzutreiben wäre, die ganz ebenso denkt und handelt, will sagen, den Maßstab des „Fabrikats“ anlegt; wir müßten uns ferner sehr irren, wenn nicht auch unter den Bankhaltern, vulgo mit etwas noblerem Namen Banquiers genannt, die gleiche Anschauung in zahlreichen Gehirnen vertreten wäre. Das Publikum aber hat gerade vor diesem Métier, dem unproductivsten und geistlosesten, das sich denken läßt, die unbegrenzteste Achtung, zieht vor ihm den Hut am tiefsten. Warum? Die Antwort ist eben so leicht als bedauerlich! Weil eben das Geld die Welt regiert, d. h. weil der Münzstempel den Leuten nicht bloß das Geld, sondern auch die Gesinnung prägt. Hier liegt das große Weltgeschwür, das auch besseren Schriftstellern großes Herzeleid verursacht, nur daß sie ihre Stoßseufzer und Vorwürfe an eine etwas zu specielle Adresse richten: nicht das deutsche Publikum opfert dem Götzen Mammon und versäumt darüber, anderen und guten Göttern den gebührenden Zoll der Verehrung darzubringen, sondern die ganze Welt schlachtet ihm ihre Hekatomben. Oder wo spielte denn die Geldmacht nicht die erste Rolle? Wo macht man den Geldbaronen keine Kratzfüße? Schon bei den Griechen und Römern hat man den Klang des Goldes geschätzt, nur zu hoch geschätzt, kein Zweifel, und erfreuten sich die Crösusse größeren Ansehens als die hungernden und lungernden Possenreißer — und doch war ein Unterschied zwischen damals und jetzt, der wahrlich nicht zu Ungunsten der Vergangenheit spricht. Den Selfmademen, die es durch productive Arbeit zu etwas gebracht hatten, zollte man Achtung, am Geschäft der Bankhalter aber klebte ein Makel. Und darin lag ohne Zweifel ein gesunder Gedanke, der auch bei den heutigen vielfach veränderten Geldverhältnissen noch immer eine gewisse Berechtigung hat. Es kann uns nichts ferner liegen, als dem redlichen Bankgeschäft eins anhängen zu wollen und ebensowenig werden wir uns vermessen, den Werth des Capitals als eines Hauptmotives des Unternehmungstriebes und Haupthebels der Arbeitskraft zu bekritteln (obzwar die Capitalwirthschaft auch schon unsäglichen Schaden gestiftet hat und noch stiftet), aber wir bitten doch unterscheiden zu wollen zwischen dem, der durch sein Genie und seinen Fleiß Capital schafft und solchem, der es bloß beschafft, zwischen dem, der es zu productiven Werken verwendet und dem, der es bloß von der einen Hand zur anderen vermittelt. Letztere Arbeit können wir mit gutem Gewissen nicht als productiv bezeichnen; daß sie aber dennoch so hoch angesehen ist, scheint uns eben ein Zeichen der Zeit und zwar ein sehr charakteristisches, aber keineswegs ein gutes. Es war hier nicht zu umgehen, denn es leuchtet auch ein wenig in die Leihbibliotheken und somit in unser Capitel vom „Publikum“ hinein. Eine „Geschichte des Publikums“ fehlt unseres Wissens noch; sie ist nicht leicht zu schreiben, müßte aber, von einer Meisterhand verfaßt, hoch interessant zu lesen sein. So viel ist sicher, der bekannte „rothe“ Faden, der sich hindurchzöge, würde diesmal ein solider dicker Metalldraht sein, dessen Farbe nicht sowohl roth, als golden leuchtete! — Unsere Schriftsteller pflegen, wenn sie ihrem deutschen Publikum sein Sündenregister vorhalten, die französischen oder englischen Zustände zur Folie zu nehmen, sintemal diese, soweit sie das Wechselverhältniß zwischen Schriftsteller und Publikum betreffen, so vortheilhaft gegen die unserigen abstächen. Keine Frage, der Autor an der Seine und an der Themse ist besser gestellt und kann sich ein Huhn mehr im Topfe — sogar nicht bloß am Sonntag — braten, als der an der Spree oder Elbe oder auch am Rhein; die Leihbibliotheken floriren dort weniger als in deutschen Landen, das Publikum kauft mehr (und darum freilich auch wohlfeiler!) trotz Feuilletongerieſel und Wochenschriftenhochfluth, die auch dort im Schwange sind. Ein kleines Wörtchen müßte freilich hier der Statistik auch eingeräumt werden, leider aber herrscht bei dem Verfasser dieser Zeilen auf besagtem Gebiete vollständige tabula rasa, und er weiß nicht zu sagen, wie es sich mit der Zahl der Zeitschriften diesseits und jenseits des Rheins verhält, wo sich das plus und wo das minus befindet. Die Frage mag nicht unwichtig sein, aber sie steht doch keineswegs in erster Linie, wenn es sich um eine Vergleichung der Schriftstellerverhältnisse bei den genannten Völkern handelt. Wichtiger ist jedenfalls folgender Gesichtspunkt: Oben ist absichtlich von den Autoren an der Seine und an der Themse gesprochen worden, nicht aber, im Allgemeinen, von den französischen oder englischen Autoren, die ja auch an der Saone und Rhone, an der Loire und Gironde, am Shannon u. s. w. vorhanden sind, während auf deutschem Boden die am Rhein und an der Spree und an der Elbe genannt waren und mit gleichem Recht auch die an der Pleiße oder an der Isar, der Lahn u. s. w. u. s. w., d. h. jedes beliebigen Flusses und Flußgebietes hätten genannt werden können. Das will nichts mehr und nichts weniger sagen, als: Die Autoren in Paris und in London (wenn auch hier nicht in gleichem Maße) beherrschen den literarischen Markt, legen die Provincialschriftsteller lahm, speisen aus ihren Speichern das ganze nach Lectüre hungernde Publikum. Und in Deutschland? Da gilt einstweilen noch der Autor aus Leipzig, aus Gotha, aus Quedlinburg und aus Hildesheim, der Pommer, der Märker, der Bayer, der Schleswig-Holsteiner und wie sie alle heißen ebensoviel wie der Berliner, man sieht nicht auf den Druckort, kaum auf den Verleger, sondern vor allem auf den Autor. Nun denke man sich alle diese Autoren in der Reichshauptstadt Berlin ansässig, und dort in ähnlicher dominirender Stellung, wie die Schriftsteller in Paris: die Klagen über Lauheit und Flauheit des deutschen Publikums würden bald leiser tönen. Die Mittelmäßigkeit ist allerdings hüben wie drüben schlimm daran, aber daran trägt doch das Publikum keine Schuld! Dies im Allgemeinen gesprochen, denn auch der Mittelmäßigkeit gelingt es bisweilen, ihre Gerichte mit einer Würze zu versehen, welche den Gaumen der Zeit reizt und dem Modegeschmack zusagt, während wirkliche Talente, die diesem Geschmack nicht huldigen wollen oder nicht huldigen können, namenlos und brodlos ihr Daheim vertrauern. Solcher Exemplare gibt es allerdings mehr in Deutschland als anderswo, auch sind hier, in Deutschland, die Talentlosen doch noch schlechter gestellt, als bei unseren Nachbarn im Westen und unseren Stammverwandten jenseits des Canals. Warum? Hiermit sind wir an den wichtigsten, an den eigentlich entscheidenden Differenzpunkt in unserer Vergleichung angelangt und er entscheidet gegen das deutsche Publikum. Man irrt, wenn man glaubt, der Durchschnittsfranzose oder Durchschnittsengländer lese mehr als der Deutsche oder er schätze das Geld weniger, die geistigen Güter dagegen höher; man irrt aber nicht (denn es ist so fraglos und unbestritten, wie nur irgend etwas sein kann), wenn man in den Franzosen und in den Engländern ein größeres nationales Selbstgefühl vorfindet, das auch den heimischen Schriftsteller in seine schirmende Umwallung zieht. Die französische Nation besinnt sich nicht, auch zu einer Zahl von 8000 Schriftstellern — es werden zwar kaum so viel sein — zu sagen: „Seid umschlungen!“ — nicht weil es Autoren, sondern weil es Franzosen sind. Den Schriftsteller als solchen, als geistige Größe, schätzen sie nicht höher, als die „nation tudesque“, die eben doch das „Volk der Denker“ ist, es thut, sie ehren ihn als Förderer der „gloire“ und „la vie pour la gloire“ liegt ihnen im Blute. Ihnen ist Jeder willkommen und Jeder an's Herz gewachsen, der zum Capitel der „gloire nationale“ seinen Beitrag liefert, und so viel merken sie eben doch, daß die Schriftstellercarrière Ruhm einbringt. Eine Leichenfeier, wie sie dem Andenken Victor Hugo's veranstaltet wurde, wäre in Deutschland unmöglich. Es gibt keinen schneidenderen Contrast, keinen, der die Verschiedenheit beider Nationen in ein so helles Licht stellte, als den Pomp, der bei der Bestattung Victor Hugo's in Scene gesetzt wurde, und die ärmliche, allem Gefühl Hohn sprechende, klang- und farblose Einfachheit bei der Beerdigung Schiller's. Und doch war Schiller Deutschlands Lieblingsdichter und dem deutschen Volk bekannter, in seinem Bewußtsein lebendiger, seinem Gedächtnisse gegenwärtiger als Hugo den Franzosen. Auch der Ehrenschmuck, der auf den

Digitized by Google

lebendigen Hugo niederregnete damals, als die erste Aufführung seines „Hernani“ ganz Paris in Aufregung versetzte — ein Triumph, wie ihn großartiger kaum Voltaire bei seinem letzten Erscheinen in der Hauptstadt erlebte — ist auf deutschem Boden einem deutschen Dichter noch nie zu Theil geworden. Uebrigens hat sich doch in der letzten Zeit die Anschauung, oder, wenn man lieber will, die Sitte in Deutschland zum Besseren geändert, Beweis: Victor Scheffel's Gedächtnißfeier. Ueberhaupt fehlt es ja dem Deutschen nicht an Vaterlandsliebe, er ist ein so guter Patriot als der Franzose und der Engländer, das Heimathsgefühl hat seine Wurzeln tief in sein Gemüth gesenkt — aber, wenn auch am liebsten athmend in Heimathluft und Heimathduft, fühlt er sich doch nicht so unzertrennlich verwachsen, so eins mit seiner Nation, wie der Romane im Westen und der Germane im Nordwesten, und zwar rührt dieser Mangel aus zwei Gründen her: Erstlich ist ihm, dem bisherigen Particularisten und Kleinstaater, die Idee einer großen Nation, wenn auch von vielen (aber durchaus nicht von allen!) längst ersehnt, so doch erst in neuester Zeit verwirklicht, als reife Frucht in den Schooß gefallen, und er muß sich erst an etwas gewöhnen und in etwas hineinleben, was seit Jahrhunderten jeder Franzose und Engländer mit auf die Welt bringt. Zweitens aber ist der Deutsche von Natur Kosmopolit, was die Franzosen gar nicht, die Engländer nur bis auf einen gewissen Grad sind, bis auf den Grad nämlich, als der Kosmopolitismus in ihre Handelspolitik (eine andere kennen sie ja nicht) hineinpaßt. Der deutsche Kosmopolitismus dagegen ist nicht bloß die Folge der früheren Kleinstaaterei und ihrer Athem und Leben beengenden, zeitweise unerträglichen Atmosphäre, sondern auch der höheren Bildung, durch welche der Durchschnittsdeutsche sich über die genannten Nationen erhebt. Er kann als solcher allerdings auch ausarten und in's Kraut schießen, wie denn die Bildung nicht nur und nicht stets gute Früchte trägt, aber der richtige, von der wahren Bildung genährte Kosmopolitismus darf doch nicht als Untugend bezeichnet werden! ja, man darf zweifeln, ob er nicht sogar in seinen Ausschreitungen noch immer dem stockblinden und stocktauben Patriotismus vorzuziehen sei, der vom großen Zeitengeläute auch keinen Ton vernimmt und im Moderdunst heimathlicher Verrottung Rosenduft zu riechen glaubt. Für die Interessen der heimischen Schriftsteller ist nun allerdings der Kosmopolitismus niemals förderlich, am allerwenigsten der falsche, der die Miene und das Wesen der Fremdensucht und der Ausländerei annimmt, der farbenblind ist für das Schöne der Heimath, dagegen dem, was draußen glänzt und gleißt, auch wenn es eitel Flitter ist, alle seine Poren öffnet. Auch diese Ab- und Afterart ist, leider! der Deutschen Erbtheil seit Jahrhunderten. Deutschland, d. h. die deutsche Sprache, ist der große Fruchtboden für die Uebersetzungsliteratur; der Vater aber ist der Kosmopolitismus. Wer wollte diese Uebersetzungslust und Uebersetzungskunst als solche tadeln, die doch unserer Sprache ein so glänzendes Zeugniß ausstellt, ja, vor allen anderen die Palme reicht? Aber wenn sie das Fremde nur um des Fremden willen ergreift, und wenn es auch nicht von fern heranreicht an das inländische Product, ja, wenn es den guten Geschmack verderbt und die sittliche Gesundheit vergiftet, dann ist sie verwerflich, oder vielmehr die sind zu tadeln, die nach solchem Import fahnden und nach solchen Gerichten lüstern sind. Und dieser Vorwurf trifft einen nicht kleinen Theil des deutschen Publikums. Die Franzosen (auch die Engländer) brauchen ihn nicht zu fürchten, sie dürfen sich, wie jener Zöllner im Evangelium, an die Brust schlagen und sagen: Ich danke Gott, daß ich nicht bin wie jener Deutschen einer! Bei ihnen gilt es nicht für ein Zeichen feiner Bildung und aristokratischen Geschmacks, die Lectüre aus dem Ausland zu beziehen, und wär' es auch im ursprünglichen Gewand. Sie sündigen eher nach der umgekehrten Richtung: Unsere großen Classiker kennen sie zwar auch, wenigstens dem Namen nach, sie reden nicht mehr von „Monsieur Gille“, sondern sie wissen, wenigstens die Gebildeten, daß dieser Monsieur „Schiller“ hieß — aber im Uebrigen und im Ganzen sieht es, puncto Kenntniß der deutschen Literatur, schaurig öde aus in den französischen Köpfen. Und wenn man uns hundert und noch einmal hundert „rühmliche“ Ausnahmen vorführt — die Regel bleibt deswegen doch bestehen. Es gehört auch in dieses Capitel, daß noch tief in den fünfziger Jahren dieses Säculums — Schreiber war Ohrenzeuge! — Carl M. von Weber's „Freischütz“ als „sornette allemande“ bezeichnet wurde; er durfte sich ungefähr ein Menschenalter nach des Meisters Tode hin und wieder, wenn auch schüchtern, auf die Bretter der Weltstadt wagen! Sogar Mozart bekam man in Paris nur „aux Italiens“ zu hören, dem nationalen Institut, der „grand opera“, war sein „Don Juan“ nicht gut genug; ob er es zur Stunde ist, weiß Schreiber nicht zu sagen. Das ist nun allerdings „Nationalgefühl“, aber mit einem Ueberschuß, einem unschönen Zopf versehen, während das deutsche Bild ein bedenkliches minus zeigt. Für den Schriftsteller bedeutet jener Ueberschuß Vortheil, das minus Schaden. Wer seinen Landsmann ehrt, weil dessen Werke dem Lande Ehre eintragen, läßt sich's auch gern' was kosten, er „honorirt“ ihn dadurch, daß er seine Werke kauft; die Masse der Käufer normirt auch, natürlich, den Preis. Wenn die Deutschen klagen, daß die Bücher ihrer Schriftsteller zu hoch im Preise stehen, viel höher als bei ihren wälschen Nachbarn, so sollten sie auch wissen, daß sie selber daran schuld sind. Das Mittel zur Besserung ist sehr einfach: Sie sollen nur, wie jene, in Masse kaufen, und die Preise werden sofort sinken, die Zahl der Käufer gleicht die Differenz des Kaufpreises glänzend aus. Ob freilich, unter dieser günstigen Constellation (ihren endlichen Eintritt angenommen), alle jene 8000 ihre Rechnung finden werden, ist sehr fraglich, fraglos aber, daß man nicht von einer „Schuld“ unseres Publikums sprechen darf, wenn für einen stattlichen Bruchtheil jener Tausende die Bilanz schlecht ausfällt.

Feuilleton.

Sommerwohnung.

Von Eugène Chavette.

Autorisirte Uebersetzung.

Montag, 6. Mai 1882. — Ich habe 15,000 Francs Rente, und mein Geschäft, das ich vergrößern könnte, wenn ich ehrgeizig wäre, trägt mir in guten wie schlechten Jahren an die 40,000 Francs ein. Ohne Sorgen, ohne Kummer, sind meine Frau und ich so vollständig glücklich, daß ich um keinen Preis der Welt mein freundliches Geschick gefährden möchte.

12. Mai 1882. — Ich habe heute meinem alten und intimen Freunde Bidaut einen Besuch gemacht, jenem schlichten Weisen, der sich genügsam mit seinen tausend Francs Rente auf das Land zurückgezogen hat, wo er friedlich lebt mit seiner Frau, welche .... die Hosen anhat. Auch meine Frau ist ihr angefreundet. „Ach, wie schön wäre es, hier im ländlichen Frieden mit einigen aufrichtigen und wackeren Freunden zu leben!“ rief ich aus. — „Gewiß,“ meinte Bidaut, „warum kaufst Du nicht die Hütte dort uns gegenüber auf der anderen Seite der Landstraße?“ Und indem er mich am Aermel faßt, fügt er hinzu: „Und weißt Du auch, daß es gar kein schlechtes Geschäft wäre? Zwanzigmal schon haben die Schloßbesitzer drüben dem Bauern den Vorschlag gemacht, ihm sein Häuschen und Gärtchen abzukaufen, die in ihrem Park eingeschlossen sind, aber der Wackere kann die Aristokraten nicht ausstehen, und da er just ein wenig in der Klemme ist, wird er lieber, statt mit ihnen zu unterhandeln, Dir seine Hütte für ein Butterbrod abtreten.“ — „Nun, wir haben das Haus uns angesehen. 1700 Francs! ... eine Kleinigkeit! ... Warum nicht? Meine Frau und ich, wir sind noch zu jung, um uns von den Geschäften zurückzuziehen, aber schon alt genug, um uns ein wenig Ruhe zu gönnen. Vom Sonnabend Abend bis Montag früh werden wir auf diese Weise

Digitized by Google

die Gesellschaft unserer guten Freunde genießen können. Und so haben wir zugleich ein Absteigequartier, wo wir ausruhen und ein Glas Milch trinken können.

Juni 1882. — Mein Garten ist vom Umfang eines Taschentuches; zwei Fuß Epheu und drei Rosenstöcke genügen zu seinem Schmuck und entheben mich der Last, einen Gärtner zu halten. Was das Haus betrifft, so ist es kein Haus und auch kein Häuschen, sondern einfach eine Hütte, eine bescheidene Zuflucht — ich habe es daher „Zum schlichten Asyl" getauft — wo wir bloß zwei Betten haben zum Uebernachten, denn wir werden ja den ganzen Tag bei unseren vortrefflichen Freunden zubringen. Die Aussicht wäre ziemlich schlecht, wenn wir nicht vor uns den Gemüsegarten von Bidaut hätten, dessen niedrige Mauer uns einen Blick auf das unabsehbare Thal zu werfen gestattet, durch das der Fluß sich schlängelt. Ich werde für mein Landhaus gar keine Ausgaben machen, keine neuen Tapeten anschaffen; nur frisch getünchte Mauern soll es haben, das ist ländlicher. Und wozu auch Ausgaben, da doch jeden Augenblick der Schloßherr erscheinen kann, um mir einen jener Kaufanträge zu machen, die er dem Bauern so oft wiederholt hat. Zwei Betten genügen also zu unserer Einrichtung.

Juni 1882. — Wir haben in unserer Stadtwohnung die unumgänglich nöthigen Möbel ausgewählt, um sie in unser Schlichtes Asyl zu schicken, und zugleich die Lücken durch neue Einrichtungsstücke ausgefüllt. Aber neben diesen Ankömmlingen erschien uns der Rest unserer Einrichtung so wenig frisch, daß wir uns entschlossen haben, Alles auf's Land hinaus zu schicken und unsere Stadtwohnung ganz neu zu möbliren. Die Rechnung des Tapezierers wird gepfeffert sein, aber ich werde es schon einholen, wenn der Schloßherr, um seinen Park zu arrondiren, mein Schlichtes Asyl erstehen will, das ich ihm nur möblirt abtreten werde. Ohne den baaren Gewinn zu rechnen, wird mir also dieses Geschäft ein ganz neues Mobiliar eingebracht haben. Charançois hat versprochen, mir bei unserer Einrichtung behülflich zu sein; auch er ist ein vertrauter Freund von Bidaut.

Juli 1882. — Wir haben einen großen Schmerz erfahren. Charançois verbrachte alle seine Sonntage bei den Bidaut's; letzten Sonntag mußte er auf dieses Vergnügen verzichten, um uns bei unserem Einzug behülflich zu sein. Noch war Alles viel zu sehr drunter und drüber, um uns zu gestatten, die Bidaut's zu unserem auf der Marmorplatte einer Commode servirten Mittagbrod einzuladen. Doppelt beleidigt, daß wir sie nicht eingeladen, während Charançois an diesem frugalen Male Theil genommen, sollen die Bidaut's (wie meine Köchin sagt, die es vom Gärtner hat) ausgerufen haben: „Da fangen sie schon an, uns alle unsere Freunde wegzuschnappen!" Acht Tage später, als Charançois sich zu Tische bei ihnen einladen wollte, sagte Frau Bidaut sehr pikirt zu ihm: „Ei, ich denke, Sie haben drüben in ihrem Kuhstall Pension genommen!" — Charançois hatte Unrecht, dieses unartige Wort meiner Sylvia zu wiederholen, welche darauf bemerkte: „Unser Kuhstall! Wofür hält sie mich denn, die alte Schachtel?" Das Milchmädchen, das uns eben das berühmte Glas Milch brachte, hörte diese Bemerkung und wiederholte sie drüben sofort. So sind denn unsere Damen arg verfeindet. Und ich habe das Schlichte Asyl nur gekauft, um mit den Bidaut's zu leben und zu sterben! Die 1700 Francs, die mich mein bescheidenes Dach gekostet, sind schon auf 12,000 Francs gestiegen, aber die Hütte wird wohl so lange dauern wie wir, und ich werde keinen Nagel mehr dafür kaufen.

September 1882. — Nach zweimonatlicher Abwesenheit sind wir hinausgezogen, um im Schlichten Asyl ein Glas Milch zu trinken. Die schöne Aussicht wird ohne Zweifel bald dahin sein, denn die Bidaut's haben boshafter Weise auf der Grenze ihres Gemüsegartens eine doppelte Reihe von Pappeln gepflanzt, die noch vor Ablauf eines Jahres unseren Augen die Landschaft entziehen wird. Die Fahrt hierher kostet zwar nur zwei Francs, aber vor jeder Reise haben wir um 2—300 Francs nothwendige Einkäufe für unsere Einsiedelei zu besorgen. Ich habe mich daran gewöhnt, unser Absteigequartier wie ein Kind anzusehen, das wir etwa bei einer Amme auf dem Lande untergebracht hätten, und für das wir jeden Augenblick der Amme sogenanntes Seifengeld bringen müßten. Nun, das Schlichte Asyl bedarf nicht wenig Seife.

October 1882. — Die Bosheit der Bidaut's hat im Dorfe das Gerücht verbreitet, daß wir sehr reiche Leute seien, die nur aus Geiz in einer Hütte wohnen. Wir genießen den schlimmen Ruf, den Leuten der Umgegend das Leben zu mißgönnen. Unter dem Gegentheil versteht man nämlich, sich von diesen wackeren Landbewohnern ausbeuten zu lassen, während sie uns schon für die Lebensmittel oder ihre Arbeit, deren man bedarf, um das Dreifache prellen. Nie wird ein Maurer bei mir eintreten. Morgen verlassen wir das Land und kehren in die Stadt zurück.

April 1883. — Der Winter ist vorüber, und nach sechs Monaten sehen wir das Schlichte Asyl wieder. Wir lüften überall. Als meine Frau vergangenes Jahr die Zimmerdecke musterte, bemerkte sie einen großen Fleck; er rührte vom Regen, der durch das ganz verfaulte Strohdach gedrungen war. Ich will das Dach neu decken lassen — eine nothwendige Ausgabe, der ich mich nicht entziehen kann — und bei der nämlichen Gelegenheit soll das Stroh durch Schiefern ersetzt werden, die zugleich vor Feuersgefahr schützen. Sylvia gibt mir einen Rath. Wenn wir schon das Dach abheben lassen, so wollen wir doch gleich das Haus um ein ganz kleines Stockwerk höher machen, so daß wir in Zukunft wenigstens ein Fremdenzimmer unseren Freunden anbieten dürfen.

Mai 1883. — Der Maurermeister hat mir heute früh mitgetheilt, daß die Mauern des Schlichten Asyls so wenig solide seien, daß sie bei der geringsten Ueberlastung zusammenbrechen müssen. Es wäre besser, ein neues Haus zu bauen. Einerseits möchte ich gern einen theuren Bau auf einem bloß handgroßen Garten vermeiden, andererseits will ich doch auch das Schlichte Asyl nicht verlassen, das mich schon einige zwanzig tausend Francs kostet: es würde aussehen, als wollte ich vor den Bidaut's das Feld räumen. Ich könnte die Besitzung vergrößern, indem ich von dem Bauern auch noch den benachbarten Garten kaufe, aber so entgegenkommend der Schuft sich zeigte, als er mir das Schlichte Asyl verkaufte, das ich eigentlich gar nicht brauchte, so geldgierig ist er heute, wo ich seinen Garten haben muß. Er weint beim bloßen Gedanken, das Erbe seiner Väter in fremden Händen zu sehen und erhöht den Preis jede Stunde um hundert Francs. Leider werde ich mich wohl seinen Anforderungen fügen müssen, denn die Hoffnung, das Schlichte Asyl verkaufen zu können, ist zerstört. Der Schloßherr ist nämlich ruinirt, und statt seinen Park zu vergrößern, hegt er die Absicht, das Ganze zu verkaufen.

Juni 1883. — Alles inbegriffen, Grundstück und Bau, kommt mich mein neues Haus auf nicht mehr als 121,000 Francs oder vielmehr auf 138,000 Francs zu stehen, denn meine Frau hat den glücklichen Einfall gehabt, ein zweites Stockwerk bauen zu lassen, von dem aus wir über die Bidauts hinwegsehen können, die gewiß wüthend sind, auf solche Weise unter unserer Aufsicht zu stehen. Ich war bloß in diese Gegend gekommen, um einen kleinen Winkel zu haben, wo ich ein Glas Milch trinken konnte, das schließlich sehr theuer geworden, aber ich werde das einholen, indem ich mein Geschäft etwas vergrößere. Und dann lebt man ja auf dem Lande so wohlfeil!

Juli 1883. — Meine auf Ersparung abzielenden Pläne sind durch die Schlechtigkeit dieser elenden Frau Bidaut gestört worden. Diese Spießbürgerin hat die Frechheit gehabt, sich gleichzeitig mit meiner Sylvia zur Patronatsdame des Wohlthätigkeitsvereins ernennen zu lassen. Meine Frau, um diese ländlichen Einfaltspinsel zu beschämen, hat denn auch richtig angefangen, die Umgegend mit Wohlthaten zu überhäufen. Sie überschwemmt die Hütten ringsum mit meinem alten Bordeaux und meinen Hühnersuppen, so daß die kranken Bauern das Bett gar nicht mehr verlassen wollen. Seit Monatsanfang hat sie 247 Hemden an Leute vertheilt, die nie daran gedacht, ein solches zu tragen; an ihrem Hochzeitstag leihen sie nämlich das im Bürgermeisteramt für diese Feier niedergelegte Hemd, das vom Marschall Turenne gestiftet worden ist.

September 1883. — Diese übertriebene Wohlthätigkeit, hervorgerufen durch Sylvia's verletzte Eitelkeit, kostet uns viel Geld, und ich würde es lieber sehen, wenn meine Frau es zur Aufrechterhaltung unserer persönlichen Würde verwenden würde — wie ich es jetzt in diesem Augenblick thue. Nach unserem Streit mit den Bidauts mußte ich daran denken, mir in der Umgegend Connexionen zu verschaffen, wo zahlreiche Leute von hohem Adel sich angesiedelt haben. Ich machte ihnen meinen An-

Digitized by Google

trittsbesuch, und sie schickten mir höflich ihre Karte, und damit war die Sache erledigt. Sie haben uns also verächtlich links liegen lassen, trotz der unsterblichen Grundsätze von Anno 1789. Gewiß, es steht diesen Herrschaften vollkommen frei, so zu handeln, und ich hätte nichts dagegen, wenn nicht die Keckheit eines Herrn von Trougaillac wäre, der nach der Aussage meines Gärtners sich zu der Bemerkung verstiegen haben soll: er verkehre nicht mit Krämern. Aber ich habe mich gerächt. Der Herr liebt es, seinen Besitz zu arrondiren. Sobald also in der Umgegend ein Stück Feld oder ein Weinberg zum Verkauf ist, bums! nehme ich's ihm vor der Nase weg. Ich habe ihm auf diese Weise schon für 47,000 Francs Land weggeschnappt. Ich, ein Krämer! . . .

October 1883. — Der Winter naht, und wir verlassen das Schlichte Asyl, das mich mit Grundstück, Baulichkeiten und Almosen 214,000 Francs kostet. Wir haben zwei Melonen geerntet, von denen mich also das Stück auf 107,000 Francs zu stehen kommt. Trotz seines Wappenschildes dürfte Herr von Trougaillac schwerlich in der Lage sein, sich ebenso kostbare Launen zu gestatten, wie der „Krämer"!

1. Januar 1884. — Ich schließe eben mein Inventar für 1883 ab. Angesichts der unerwarteten Auslagen für das Schlichte Asyl, habe ich meine Geschäfte ausdehnen und mich in große Speculationen einlassen müssen. Das vergangene Jahr hat einen Reingewinn von 80,000 Francs abgeworfen. Mit einem solchen Resultat kann man sich schon einige Dummheiten erlauben. Sylvia spendet den Armen des Schlichten Asyls als Neujahrsgeschenk 200 Fußwärmer.

April 1884. — Die Zeitung kündigt heute Morgen an, daß die Schloßbesitzung, in welche mein Schlichtes Asyl eingeschlossen ist, um den Preis von 900,000 Francs verkauft werden soll.

5. April 1884. — Mein Gärtner schreibt mir, daß Herr von Trougaillac, der mit dem Schloßherrn befreundet ist, das Schloß besichtigt habe und sich folgendermaßen geäußert haben soll: „900,000 Francs, das ist viel zu theuer, aber ich wette, daß ich Ihnen den Dummkopf finde, der den Preis bezahlt." Er ist ein Schlaukopf, der sein Spiel verbirgt. Ich wette darauf, daß er das Schloß kaufen will.

8. April 1884. — Ich erhielt diesen Morgen den Besuch von Pustard, dem Maurermeister des Schlichten Asyls, der auch für Herrn von Trougaillac arbeitet. Es scheint, daß Letzterer noch gesagt haben soll: „Diesmal bin ich gewiß, daß der „Krämer" mir den Happen nicht wegschnappen wird; er ist zu zäh für ihn." — Pustard versichert mich ferner, daß die Bidauts geäußert haben: „Herr von Trougaillac wird sicher das Schloß kaufen; auch wird er das Schlichte Asyl, das seine Besitzung verunstaltet, für einen schönen Preis erstehen, und dann sind wir endlich diese Leute los!"

15. April 1884. — Ich habe heimlich an den Schloßbesitzer geschrieben, um genauer zu erfahren, wie weit die Sache mit Trougaillac gediehen ist.

19. April 1884. — Ich habe richtig gerathen: Trougaillac wollte nur sondiren. Der Schloßherr schreibt mir, jener habe 950,000 Francs vor dem öffentlichen Zuschlag geboten — er glaubt sich seiner Sache schon so sicher, daß er davon spricht, eine Muster-Meierei an die Brandmauer des Schlichten Asyls zu bauen. Ich habe sofort dem Schloßherrn geschrieben, daß ich ihm eine Million biete.

28. April 1884. — Endlich habe ich über Trougaillac gesiegt! Das Schloß sammt Park von 80 Hektaren ist mein; ich werde es mit dem Schlichten Asyl vereinigen.

15. Mai 1884. — Wir haben unseren Einzug ins Schloß gehalten. Am Ende des Parkes neben dem Schlichten Asyl ließ ich ein Thor als Ausfahrt für die Wagen bauen. Das Peitschengeknall unseres Kutschers lockt jedesmal die Bidaut's an's Fenster. Sie sind grün und gelb vor Neid, besonders Frau Bidaut.

18. Mai 1884. — Ich höre, daß der ehemalige Eigenthümer dem Herrn von Trougaillac eine Provision von 100,000 Francs bezahlt hat. Wofür?

Mai 1884. — Wir langweilen uns sehr in unserem vergrößerten Schlichten Asyl, das mich $1^1/_2$ Millionen kostet. Unsere einzige Zerstreuung besteht darin, nach dem in Eile eingenommenen Mittagessen an das Ende des Parks zu spazieren, um den Kaffee in einem Kiosk einzunehmen, von dem aus man die Eisenbahn vorüberfahren sieht. Ich weiß wohl, daß auf dem Lande Alles zur Zerstreuung dienen muß, aber für 1,500,000 Francs dies einzige Vergnügen, ist doch etwas theuer!

3. Juni 1884. — Schreckliche Neuigkeit! Eine meiner Filialen hat Bankerott gemacht. Ich bin fast zu Grunde gerichtet und muß das Schlichte Asyl verkaufen. Ich ließ heute Morgen den Bauern kommen, der mir die erste Hütte überlassen hat, und er bot mir 1700 Francs an. „Aber das ist ja der Preis, den ich Ihnen für das Schlichte Asyl bezahlte, als es nur noch aus einer Hütte bestand!" — „Allerdings". — „Aber ich habe sie umgebaut, Ihre anstoßende Besitzung, dann ein Schloß und einen Park mit Feldern und Weinbergen hinzugefügt." — „Möglich, ich kann aber nur wieder die 1700 Francs dafür zahlen, denn der Herr wird wissen, daß alles, was man für die Verschönerung einer Besitzung ausgibt, für den Eigenthümer verlorenes Geld ist."

23. Juni 1884. — Heute früh erhielt ich folgendes Billet des Herrn von Trougaillac: Sehr geehrter Herr, für Ihre ganze Besitzung, für die Ihre Eitelkeit den doppelten und dreifachen Preis zahlte, biete ich Ihnen 700,000 Francs baar.

28. Juni 1884. — Ultimo droht. Ich habe das Angebot des Herrn von Trougaillac angenommen.

Notizen.

Die Sühne. Roman von H. v. Schreibershofen. 3 Bände. (Berlin, Otto Janke.) — Der Schauplatz der fesselnden Erzählung liegt in Norddeutschland, im Canton Bern und in England. Die Scholle, auf welcher die Ereignisse empor wachsen, ist hier von überwiegender Wichtigkeit, weil die Charaktere zumeist durchaus nationale Producte sind, die gern noch den Heimathboden in den Wurzelfasern festhalten. Man verfolgt diese ursprüngliche Eigenart um so lieber, als die geschilderten und vortrefflich ausgeführten Gestalten eine aufstrebende, alles Gemeine ablehnende Richtung innehalten und selbst die Bösewichter noch ein gewisses Interesse in uns beanspruchen. Die Treue und Schärfe mit welcher die Einzelfiguren durchgeführt sind, gewinnen noch durch den hübschen und vornehmen Stil der Schilderung. Die Hauptperson, Erdmuthe, würde uns für sich und ihr trauriges Geheimniß noch weitaus mehr ansprechen, wenn sie, minder berücksichtigt als ihre Gefährten oder zu vorsichtig verschleiert, nicht als eine uns durchaus Fremde verbliebe, von deren Vorzügen wir hier und da hören, aber sie doch nicht selbst beurtheilen können. Die Lösung des Knotens, von welchem die schwierigsten Verwickelungen ausgehen, ist eine sorgsame, aber nicht ganz befriedigende, wir tappten zu lange im Dunkeln und hatten doch schon selbst die Entwickelung vorbereitet. Eine größere Knappheit würde in unserer eiligen Zeit von kräftigerer Wirkung gewesen sein, wir deuten damit nicht auf die schönen Naturschilderungen, sondern auf Reflexionen, die hier und da das rollende Rad aufhalten. Das Buch hat einen sittlichen Werth und eine culturhistorische Bedeutung, welche ihm eine günstige Zukunft sichern.

E. v. Dincklage.

Die Hygieine der Liebe von Paul Mantegazza. Nach der 4. Auflage aus dem Italienischen. (Jena, H. Costenoble). — Der berühmte Professor der Anthropologie und Senator in Florenz hat hier sozusagen ein ergänzendes Seitenstück zu seiner „Physiologie der Liebe" herausgegeben, die ja auch bei uns in der von E. Engel übersetzten Ausgabe schon in 2. Auflage vorliegt. In dem neuen Buche, das die heikelsten Probleme unseres Geschlechtslebens behandelt, zeichnet er sich abermals durch unerschrockene Wahrheitsliebe und tollkühnen Forscherdrang, wie durch umfassende Gelehrsamkeit aus. Sein Princip ist: „In der Kunst das Schöne, in der Wissenschaft das Wahre", und dies befolgt er als medicinischer Schriftsteller mit einem seltenen Muthe, der selbst vor dem Vorwurf der Obscönität nicht zurückschreckt. Dabei ist seine Darstellung immer klar und unterhaltend und oft von dichterischem und philosophischem Geist erfüllt, so daß die Verwandtschaft mit Michelet, der ja ähnliche Themata in seinen Büchern über die Liebe und die Frau behandelt hat, ganz unverkennbar zum Vorschein kommt.

Digitized by Google

Inserate.

Bad Nauheim bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W. B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.
Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.
Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.
Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1.50.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2.50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

Soeben wurde vollständig:
Kulturgeschichte der Menschheit
in ihrem organischen Aufbau
von
Julius Lippert.
Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis brosch. M. 20.—, elegant in Halbfranzband geb. M. 25.—
(Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.)
Julius Lippert's Kulturgeschichte, ausgezeichnet durch Originalität und Tiefe der Auffassung, wie durch schöne klare Sprache, hat sich in kurzer Zeit **den Ruf eines Werkes ersten Ranges** auf diesem Gebiete erworben. Vermöge seiner gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch geeignet in den weitesten Kreisen der Gebildeten Verbreitung zu finden.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.
Soeben erschien:
Goethes Faust.
Zweiter Teil.
Erläutert
von
Heinrich Düntzer.
Vierte neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 2 M.
(I. Teil. 4. Auflage. 1882. 1 M.)
Der als Goetheforscher berühmte Verfasser bietet hiermit das **Neueste, Vollständigste und Fasslichste** zum Verständnis der schwierigen Dichtung.

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffi Cacao.
Zu haben per 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Verlag von Rob. Lutz, Stuttgart.
Jeder Bd. M. 2.50 (geb. M. 3.—)
Amerikanische Humoristen und Novellisten der Sternbanner-Serie:
I. **Auderheim.** (Häusl. Erlebn. eines Ehepaars) von **J. R. Stockton**, dtsch. v. M. Jacobi.
II. **Unterwegs und Daheim;** Neue Sammlung von Humoresken **Mark Twains.**
III. **Novelletten u. Skizzen** amerik. Meister der „Short Story".
„Short Story": **Aldrich, O'Brien, Hale, Stockton** u. A.
Wird fortgesetzt.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schlözer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 30. Juli 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die französische Republik und ihre Gefahren. Von Karl Blind. — Das amerikanische Haus. Von Emil Deckert. — **Literatur und Kunst:** Die realistische Strömung in unserer Literatur. Von Arnold Fokke. — Ein neues Buch von Döllinger. Von Karl Jentsch. — Ein Gedenkblatt an Wilhelm Osterwald. Von Fritz Fuldner. — **Feuilleton:** Eine Sammlergeschichte. Von F. Luthmer. — Notizen. — Inserate.

Die französische Republik und ihre Gefahren.

Von Karl Blind.

„Kann man sich da wundern, wenn General Boulanger einen Erlaß ausgehen läßt, worin er, wie dies kürzlich geschah, von »den deutschen Grenzen und denjenigen der Provinzen Elsaß und Lothringen« spricht — gerade als ob diese Länder kraft des Frankfurter Friedens nicht innerhalb der deutschen Grenzen lägen? Das sind Dinge, die nicht außer Acht gelassen werden können. Im Uebrigen glaube ich, wie schon seit bald einem Jahre, daß die französischen Republikaner, um des Bestandes des Freistaates willen, wohl daran thäten, den General Boulanger zu beobachten und darnach zu handeln."

Mit diesen Worten schloß mein am 9. April in der „Gegenwart" erschienener Aufsatz: „Stimmen aus Frankreich", dessen Einleitungszeilen übrigens nicht von mir herrührten, sondern als Redactionseinleitung zu dem etwas verspätet zum Abdrucke gelangten Aufsatze dienen sollten. Die dort von meinen französischen Freunden vertretene Ansicht, Boulanger werde und könne nicht abgehen und er sei keine Gefahr für den Freistaat, ist glücklicherweise nicht durchgedrungen. Die erwähnten Freunde, welche an der Bildung der öffentlichen Meinung ihres Landes seit Jahren schriftstellerisch mitwirken, werden heute einsehen, wie sehr sie sich geirrt. Zwei Blätter, ein gemäßigt und ein fortschrittlich republikanisches, in welchem ihre Hand oft sichtbar ist, und die beide bisher den General Boulanger gestützt hatten, sind endlich — aber doch erst, nachdem die Kammer und Präsident Grévy seinen Sturz herbeigeführt hatten! — ebenfalls von der Seite des dictatorischen Heerführers gewichen und bekennen nunmehr, daß wirklich eine Gefahr vorhanden gewesen.

Dies Alles sei hier nur erwähnt, weil es wahrlich zeigt, wie nahe die Republik von einem geschichtlichen: „Zu spät!" bedroht war. Daß so Viele derjenigen, welche auf der politischen Bühne als ihre Freunde mitspielen, diese Gefahr nicht gesehen haben, zum Theil noch nicht sehen wollen: das ist eines der bedenklichsten Zeichen, obwohl für den Kenner der neueren französischen Geschichte keineswegs sehr auffällig.

Rochefort und Clémenceau sind gewiß überzeugte Republikaner, wie man auch sonst von ihnen denken mag. Jeder von ihnen hat auch gelegentlich guten Blick bewiesen, wenn es sich um die Ergründung der Ziele, um die Zerstörung der Pläne eines verkappten Gegners handelte. Was aber war ihre Rolle in dieser Boulanger'schen Tragikomödie!

Der angebliche „unheilvolle Greis", Grévy, hat sich dagegen als den Staatsverstand Frankreichs, als die Vorsehung des Freistaates erwiesen. Dieser alte Republikaner, dieser stille und ruhige, aber unbeugsame Mann aus dem Jura, dessen Sinnesart der schweizerischen verwandt ist, wittert seinen Dictator leicht von ferne. Im Jahre 1848, noch ehe Ludwig Bonaparte abenteuernd heraufstieg, schlug Grévy vor, die Vollzugsgewalt nicht durch Massenabstimmung, sondern aus der Volksvertretung heraus zu bilden. Einen Präsidenten der Republik sollte es, ihm zu Folge, gar nicht geben — nur einen Obmann eines der Volksvertretung stets verantwortlichen, absetzbaren Parlamentsausschusses. Der Vorschlag war im Grunde eine Verquickung der englischen Verfassung mit der neuen eidgenössischen von 1848. Es ist eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, daß dieser Gegner alles Präsidentschaftswesens nun schon seit 1879 dauernd an der Spitze der Regierung steht, und daß gerade darin das Heil der Republik liegt. Seine Erfahrungen von 1848—51 haben ihm in Bezug auf General Boulanger gewiß trefflich gedient. Ist das Treiben von heute nicht gerade dasselbe, wie zu der Zeit, wo klügere Männer, wie Ledru-Rollin und Lamartine, die Zulassung Ludwig Bonaparte's auf den Boden Frankreichs und in die Nationalversammlung bekämpften, während Louis Blanc und Jules Favre verblendeter Weise dafür sprachen. Grévy kannte seine Landsleute 1848 gut genug, um die begründete Befürchtung zu hegen: es werde sich aus einer Präsidentschaft leicht eine Dictatur entwickeln, welche zum Sturze des Freistaates führen würde. Grévy's Antrag wurde indessen in der damaligen Nationalversammlung verworfen, und es kam — — Ludwig Bonaparte, von der bethörten schwankenden Menge und von ränkesüchtigen Monarchisten, die ihn als Vorläufer ihrer eigenen Zwecke glaubten benutzen zu können, auf den Schild gehoben. Das Andere folgte im Laufe der Zeit.

Manches wirkte damals freilich mit, um eine so unglaublich scheinende Wendung zu ermöglichen. Die Wählerzahl unter Ludwig Philipp hatte in einem Lande mit 10,000,000 erwachsenen Männern nicht mehr als 200,000 betragen! Mit einem Federzuge führte man im Februar 1848 das allgemeine, gleiche, unmittelbare Stimmrecht ein, während in manchen Gauen des Landes 50, 60 bis 70 unter einem Hundert Menschen des Lesens und Schreibens unkundig waren. Es gab Bezirke — auch dessen erinnern wir uns sehr gut —, wo das unwissende Landvolk meinte: Napoleon I. sei nicht gestorben, und „der da" (celui-là), dessen Namen man so oft hörte, sei eigentlich „der kleine Korporal", der jetzt wieder an's Tageslicht trete. Es war eine moderne Rothbart-Mär, französisch in bäuerische Zurückgebliebenheit übersetzt. Ueber Lamartine

Digitized by Google

und Ledru-Rollin wurde bei diesen Leuten listig herumgesagt: der Herzog Rollin (le Duc Rollin) habe den König vertrieben und regiere jetzt im Pariser Palast mit einer Beischläferin, genannt „die Martine" (avec une maîtresse, la Martine)! So rächte es sich, daß französische Bewegungsmänner, trotz wiederholter Umwälzungen, die geistigen Grundlagen eines freien Staates vernachlässigt hatten.

Der Volksunterricht ist jetzt besser in Frankreich, obwohl im Vergleich zur Schweiz und zu Deutschland noch zurück. Paris aber marschirt bekanntlich „an der Spitze der Civilisation". Sollte man es nun für möglich halten, daß in letzter Zeit mancher Gebildete in Frankreichs Hauptstadt ganz unbefangen die Aeußerung that: General Boulanger habe schon deshalb vortreffliche Aussichten, weil er eine gute Gestalt zu Pferde macht? (parce qu'il fait une belle figure à cheval). Wer die Pariser Menge kennt, der weiß, wie schnell ein solches Wort staarmatzenhaft in allgemeinen Umlauf gesetzt und gerade so vergnüglich auf längere Zeit nachgesprochen wird, wie früher: „Ohé Lambert!" Der einundachtzigjährige Grévy hat zu vielerlei Wandlungen in seinem Lande gesehen, als daß er nicht auf die ersten Anzeichen einer Gefahr aufmerksam sein sollte. Er erkannte die cäsaristische Ader an Gambetta, und er hat sie an Boulanger erkannt. Daß der ehemalige Director von Tours — gleich Napoleon I. eigentlich Italiener und sozusagen auf die Franzosen herabsehend — sich mit hochfliegenden Consulats- und noch weitergehenden Machtherrschaftsplänen trage, ist eine Ueberzeugung, welche ich seit 1872 vor französischen Freunden aussprach; u. A. vor Louis Blanc, als dieser in jenem Jahre zu zeitweiligem Aufenthalte wieder nach England zurückkehrte. Er hörte aufmerksam zu, griff dann in die Brusttasche seines Rockes und zeigte naiv vertraulich eine gegen Gambetta aufgesetzte Erklärung einer Gruppe Republikaner von der äußersten Linken, welche sich sozusagen gegen diesen verbunden hatten. Heute, wo Gambetta und Louis Blanc todt sind, mag die geschichtlich bedeutsame Thatsache schon erwähnt werden.

„Was ist, Ihrer Meinung nach, Gambetta's Ziel gewesen?" frug ich vor ein paar Jahren kurz nach dem Tode desselben den aus Frankreich zum Festmahl des Cobdenklubs herübergekommenen Pariser Mitarbeiter der „Daily News", an Bord des Schiffes, das uns nach Greenwich trug. Eine längere, eingehende Unterhaltung erfolgte darüber, im Beisein einer Anzahl bekannter englischer Politiker. „Ich war eng befreundet mit Gambetta," erwiderte der Angeredete, Herr Crawford; „aber ich hege keinen Zweifel, daß, wenn er sich an die Spitze des Staates emporgeschwungen hätte, er zuletzt versucht hätte, sich zum Kaiser zu machen!"

Das ist eine Ansicht, die ich selbst oft genug in vorhergehenden Jahren ausgesprochen hatte, so auffallend sie den Meisten klingen mag. In einem Lande wie Frankreich, wo die Sinnesart des Volkes so sehr der Emporhebung eines Einzelnen zuneigt — allerdings auf Gefahr seines eben so plötzlichen Sturzes durch eine neue Umwälzung — ist jeder Ehrgeizige, der einmal mit starker Macht bekleidet ist, auf dem Wege zur unbeschränkten Gewalt. Es sammeln sich um ihn sofort die abenteuernden Gestalten, die catilinarischen, genußsüchtigen Schwartenhälse des politischen Gaunerthums, die, wenn er ihnen nicht schnell genug handeln sollte, ihn unaufhörlich dazu drängen. Diese Sippe hat Grévy genugsam kennen gelernt. Er erinnert sich, wie die Sachen durch Ludwig Napoleon und seine Persigny'schen Preßgesellen gemacht wurden. Er weiß, welche verdächtige Bestrebungen unter der Präsidentschaft von Thiers im Gange waren. Er kennt die Versuche, die unter Mac Mahon im „16. Mai" gipfelten. Er durchschaute Gambetta's Absichten. Er hat auch Boulanger richtig beobachtet und darnach gehandelt. Man sagte zwar seitens derer, welche nie das Kommende sehen, bis sie von demselben am Kragen gepackt sind: „es sei lächerlich, von Boulanger's erstrebter Dictatur zu reden, da er noch gar keine Schlachten gewonnen". In dem heutigen Frankreich ist es aber schon sehr viel, keine verloren zu haben. Es gilt das als eine große Auszeichnung und ist eine sehr gute Empfehlung für einen Kriegsmann, wenn er sich auf das politische Gebiet wagt. Uebrigens hatte auch Gambetta keine Schlachten gewonnen, höchstens welche verloren. Die Fortsetzung des Krieges unter ihm trug Frankreich nur schwere Verluste ein. Auch Ludwig Bonaparte hatte keine Schlachten gewonnen, bloß die komischen Abenteuer von Straßburg und Bologna durchgemacht. Wie gut erinnern wir uns noch des erhabenen Lächelns so manches sonst trefflichen französischen Republikaners, wenn man zwischen 1849 und 1851 von der Möglichkeit eines Staatsstreiches sprach. Napoleon war damals „ein unbedeutender Mensch, der sich im Ministerrathe mit läppischen Zeichnungen und dem Drehen von Papiermännchen beschäftigt", der, „wenn er einen Staatsstreich je versuchen sollte, unter dem allgemeinen Gelächter nach Charenton abgeführt werden würde" u. dgl. m.

Unbegreiflich scheint es, wie verständige Republikaner lediglich aus dem Umstande, daß Boulanger an der Entfernung der Orléansprinzen mitgeholfen, den Schluß ziehen wollten: er sei ein sicherer Freund des Freistaates. Die Veröffentlichung des bekannten Briefwechsels hat ja klar bewiesen, daß er sich früher als Schmarotzer an den Herzog von Aumale hing; und noch weiter, daß er sich nachträglich auf die erbärmlichste Weise herauszulügen suchte, bis er zuletzt in den Maschen seines eigenen Lügennetzes gefangen wurde. Mit seinem persönlichen Ehrgeiz steht es durchaus nicht im Widerspruch, daß er die gewiß gerechtfertigte Entfernung der Thronbewerber durchführte. Napoleon I., die wiederhergestellten Bourbonen, Ludwig Philipp und Napoleon III. haben auch ähnlich gehandelt — um ihrer selbst willen, da sie der Nebenbuhler los sein wollten.

Die französische Kammer ist in drei, an Zahl fast gleiche Parteien getheilt, und die Cabinete folgen einander mit bedenklicher Geschwindigkeit. In Spanien, wo die Generalsregierungen früher herrschten, ist es viele Jahre hindurch auch so gewesen. Das Heraufkommen eines Heerführers in hohe politische Stellung ist unter solchen Umständen für die Fortdauer des Freistaates grundverderblich. Frankreich kann sich Glück wünschen, daß es noch einen Grévy als Staatsoberhaupt besitzt. In aller Stille und Einfachheit hat der selbstlose Mann bisher immer noch viel drohendes Unheil zu verhüten gewußt. Ihm darf der Hauptantheil an Boulanger's gerade noch rechtzeitiger Entfernung zugeschrieben werden; hat ja doch Herr Rouvier auf der Rednerbühne gestanden: „Wären wir um die Breite einer Sohle zurückgewichen, so war es um die bürgerliche Gewalt geschehen!" Grévy hat auch am 14. Juli die Maßregeln getroffen, welche eine neue Gefahr im Keime erstickten.

Aber Grévy steht im einundachzigsten Jahre. (Sein Geburtsjahr wird meist irrig um sieben Jahre zu spät angegeben.) Es war augenscheinlich Boulanger's Absicht gewesen, sich in seiner Ministerstellung so festzuwurzeln, daß bei Grévy's Tod, inmitten einer rasch anzuregenden, scheinbaren Kriegsgefahr, er, der unentbehrliche General, durch die vereinigten Kammern ebenso schnell zum Präsidenten der Republik gewählt würde, wie dies, bei Mac Mahon's freiwilligem Abgang, binnen einer halben Stunde mit Grévy geschah. Ohne Zweifel wäre der General Boulanger bei dieser Gelegenheit von einer Art Heerschau zurückgekommen („En revenant de la Revue"); und bestochene Pöbelmassen und Soldaten hätten zusammen gesungen:

Il nous faut Boulanger!
Nous demandons Boulanger!
Bou-lan-ger!

Wer es mit dem Freistaate in Frankreich wohlmeint, kann sich daher nur freuen, daß Boulanger aus seiner Ministerstellung gestürzt und von Paris weggeschickt wurde. Die Gefahr ist indessen noch nicht ganz vorüber. Sein neuester Brief an ein Kammermitglied beweist, daß er abermals anzuspinnen sucht. Man braucht als Deutscher kein Befürworter eines siebenjährigen Heeresgesetzes zu sein, um doch zu begreifen, daß gerade in der starken wehrhaften Stellung Deutschlands die Gewähr des Friedens und damit auch des Bestandes der

Digitized by Google

französischen Republik liegt. Die Geschichte Frankreichs seit den Tagen der großen Umwälzung und des ersten Napoleon zeigt, daß die Ruhmsucht, die Sucht nach Erweiterung der Grenzen, der Wunsch, „den Degen Frankreichs durch ganz Europa spazieren zu lassen" (promener l'épée de la France à travers l'Europe) — wie sogar Felix Pyat sich noch als Flüchtling in London in den fünfziger Jahren ausdrückte —, bei einem nicht geringen Theile der republikanischen Partei von jeher geherrscht hat. In den Verschwörungen gegen die Restauration und gegen Ludwig Philipp waren fast immer Republikaner mit Bonapartisten zusammen thätig.

Man hätte hoffen mögen, daß die furchtbare Lehre von 1870—71 endlich Heilung brächte. Es ist auch unzweifelhaft in Bezug auf Eroberungslust eine theilweise Wendung zum Besseren erfolgt; doch die Wurzel des Uebels ist noch lange nicht ausgerottet. Da hilft nur Deutschlands eiserner Entschluß, am Wasgenwalde und bei Metz feste Wacht zu halten. In dem Maße, wie der rachsüchtigen Partei in Frankreich die Hoffnung schwindet, den Gang der Geschichte rückgängig zu machen: in dem Maße wird der Freistaat sich auf inneren Fortschritt angewiesen sehen und sich dadurch befestigen.

Auch England, das sei nimmer vergessen, hat ein Jahrhundert gebraucht, ehe es sich, nachdem einmal der Parlamentskampf gegen unerträgliche Stuart'sche Tyrannei begonnen, in feste verfassungsmäßige Zustände niederließ. Welcher Wirbeltanz von verschiedenartigen Regierungsformen folgte in England einst auf einander! Wie verderbt wurde allmählich, da Nichts sich klar gestalten wollte, der öffentliche Geist! Wie drohend trat noch das Prätendententhum bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf! Bis nach Derby kamen die Stuart'schen Schaaren herunter. Erst die Schlacht von Culloden (1746) machte dem Spuk ein Ende.

Diese geschichtliche Erinnerung mag geeignet sein, die Hoffnung auf eine endliche feste Gestaltung auch in Frankreich zu nähren. Nahezu hundert Jahre sind seit der dortigen großen Umwälzung verflossen. Mögen die französischen Republikaner sich aus den bunt wechselnden Ereignissen seit 1789 die rechte Lehre ziehen. Sie haben den Freistaat seit bald achtzehn Jahren wieder; werden sie ihn zu halten wissen? Noch keine Regierungsform hat in Frankreich seit einem Jahrhundert länger gedauert, als diese kurze Spanne Zeit. Da ist Wachsamkeit wahrlich vonnöthen.

Werden die französischen Republikaner, mit deren verbannten Hauptführern wir Jahrzehnte lang im freundschaftlichen Verkehre standen, und zu denen uns die Beziehungen auch heute nicht fehlen, endlich der innersten Stimme der Staatsklugheit, die ihnen doch in ruhiger Stunde oft genug im Gewissen sich hörbar machen muß, gebührende Folge leisten? Wenn nicht, so werden sie den Freistaat verlieren — und noch Anderes dazu. Einstweilen aber werden sie gut daran thun, den General Boulanger ganz aus dem Heere zu entfernen.

Das amerikanische Haus.

Von Emil Deckert.

So wie die Amerikaner von der Union es unternommen haben, auf ihrer tabula rasa eine neue Staatsform zu schaffen, von der sie die Illusion hegen, daß sie die allein vollkommene und mustergiltige sei, und daß sie nothwendigerweise früher oder später von allen Nationen Europas nachgeahmt werden müsse, so haben sie auch das Privatleben der Einzelmenschen in vielen Beziehungen auf neue Grundlagen zu stellen und ihm andere Gestalt zu verleihen gesucht, und auch dabei glauben sie natürlich, nach allen Richtungen hin das bessere Theil erwählt zu haben. Wie das Verhältniß zwischen Mann und Weib und zwischen Alter und Jugend bei ihnen ein anderes ist, so ist es auch ihre Art und Weise zu essen, zu trinken, sich fortzubewegen, zu arbeiten, sich zu erholen und zu wohnen.

Das amerikanische Haus insbesondere, um das es sich hier handelt, weicht in seinem Typus sowohl von dem deutschen, als auch von dem englischen viel stärker ab, als man für möglich halten sollte, wenn man bedenkt, daß die weitaus größte Mehrzahl der Unionsbürger aus Deutschland und Britannien stammt und deutsche und britische Gewohnheit und Sitte mit sich hinüber genommen hat über den Ocean. Auch bezüglich des Baues und der Einrichtung seines Hauses verfolgt der Amerikaner augenscheinlich seine eigenen Ideale, und auch in dieser Beziehung beugt er sich — und das ist vielleicht die Hauptsache dabei — den eigenartigen Naturgewalten, die ihn in seinem neuen Lande beherrschen.

Das Material, das in Amerika beim Häuserbau den ganz entschiedenen Vorzug genießt, ist das Holz, und nicht bloß die Hütten und „Shanties" der Hinterwäldler und der großstädtischen und ländlichen Proletarier, sowie die Häuschen der Farmer in den steinlosen Präriegegenden sind lediglich aus Balken und Brettern zusammengezimmert, sondern auch die hübschen Villen in den Vorstadttheilen New-Yorks und Bostons und die riesigen Hotelpaläste in den Weißen Bergen von Vermont, in den Catskills, in den Adirondacks und an dem Meeresstrande. Nur in den eng zusammengedrängten centralen Vierteln der Großstädte, wo der Holzbau wegen der Feuersgefahr allzu bedenklich ist, hat man, von der Noth und von der polizeilichen Vorschrift gedrungen, in neuerer Zeit zu dem gebrannten Lehmziegel, zu dem Sandstein, zu dem Kalkstein, zu dem Marmor und zu dem Granit gegriffen. In Chicago sind nach dem großen Brande von 1871 in dem Glanzviertel, das zwischen dem Chicagoflusse und dem Michigansee gelegen ist, außerordentlich stolze und prätensiöse Steinbauten entstanden, in den äußeren Stadttheilen, die mindestens einen zehnfach größeren Raum einnehmen als die innere Stadt, herrscht aber auch heute noch ganz ausschließlich der Holzbau.

Woraus erklärt sich nun wohl die ausgesprochene Vorliebe des Amerikaners für das Holzhaus? Einmal hat man dieselbe ohne Zweifel als ein Erbstück aus den alten colonialen Zeiten zu betrachten, die in dem Westen und Süden des Unionsgebietes übrigens bis in die Gegenwart fortdauern. Die ersten Pioniere, die sich inmitten der Urwälder und Indianerwigwams niederließen, fügten ihr Haus aus Baumstämmen und Pfosten zusammen und die Kinder und Kindeskinder schreiten einfach in den Fußstapfen der Väter weiter vorwärts. Es geht in dieser wie in anderen Beziehungen ein eigenthümlicher conservativer Zug durch das amerikanische Volk, wie wir ihn an den meisten europäischen Nationen kaum in der gleichen Stärke beobachten können. Dazu kommt dann, daß das Holzhaus viel billiger und bequemer herzustellen ist, als das Steinhaus, und daß es sich viel rascher und besser bezahlt macht. Der Amerikaner ist ein guter und praktischer Rechner in solchen Dingen, und auch noch heute, wo die dichten Waldbestände in den meisten Gegenden des Landes durch den forstwirthschaftlichen Raubbau, den man getrieben hat, fast vollkommen vernichtet worden sind, dürfte seine Rechnung im Allgemeinen zutreffen.

Die Unseßhaftigkeit und das Stück Nomadenthum, das dem Amerikaner anhaftet, kommt bei der aufgeworfenen Frage wohl ebenfalls in Betracht. Die Liebe zur Heimath und das Verwachsen mit der Scholle ist dem amerikanischen Volkscharakter im Allgemeinen fremd. In Folge der bekannten amerikanischen Unternehmungslust, sowie in Folge des großen „Ellbogenraumes", den das Land gewährt, steht vielmehr Jedermann in jedem Augenblicke sozusagen auf dem Sprunge, um nach anderwärts überzusiedeln, wo es sich besser lohnt zu leben, und wo es sich besser Dollars machen läßt. In einem wie hohen Grade seßhaft und unbeweglich wird man aber, sobald man ein Steinhaus sein eigen nennt! Das Holzhaus verkauft sich viel leichter, weil es billiger ist, es verkauft sich allenfalls gesondert von dem Grund und Boden, auf dem es steht, und im schlimmsten Falle läßt es sich nach dem neuen Wohnorte mitnehmen. Kann man es ja doch in der bekannten Weise auf Räder stellen und fortrollen — ein Experiment, das man mit dem Steinhause auch in dem Wunderlande Amerika im Allgemeinen nicht wagt.

Digitized by Google

Ferner gehören Koketterie und Prahlsucht zu den bekannten Charaktereigenthümlichkeiten des Amerikaners, und bei dem Holzhause lassen sich allerlei effectvolle Zierraten und architektonische Schnörkel weit bequemer anbringen als bei dem Steinhause. Das letztere kann in dieser Beziehung eine gewisse Steifheit und Sprödigkeit schwer verleugnen und will im Allgemeinen nur soliden und kostspieligen Schmuck dulden.

Der tiefste Grund, aus dem man in Amerika dem Holzhause den entschiedenen Vorzug vor dem Steinhause gibt, liegt aber ohne Zweifel in dem Klima. Das Holz ist vor allen Dingen ein schlechterer Wärmeleiter als der Stein, und auf diese Weise gewährt ein gut gebautes Holzhaus das beste Asyl gegenüber den schlimmen Temperaturstürzen und Temperaturextremen, die das amerikanische Klima charakterisiren. Zudem ist der Holzbau luftiger als der Steinbau, und dies wird namentlich zur Zeit der lang andauernden Sommerhitze und der häufigen Gewitterschwüle als eine große Wohlthat empfunden. Außerdem besitzt das wechselvolle amerikanische Klima aber auch eine unglaubliche Verwitterungskraft, und dieselbe macht sich dem Bausteine gegenüber beinahe noch entschiedener geltend als dem Holze gegenüber. Der Stein ist spröder als das Holz, und das Gefüge der Körner oder Krystalle, aus denen er zusammengesetzt ist, wird durch den beständigen starken Wechsel von Contraction und Expansion, wie ihn der schroffe amerikanische Temperaturwechsel mit sich bringt, rasch in bedenklicherer Weise gelockert. Die Kohlensäure und die Feuchtigkeit der Atmosphäre haben infolgedessen ein sehr leichtes Spiel mit ihm, und ehe man es sich versieht, zerbröckelt und zerfällt er. Bei dem schönen braunen Sandsteine, aus dem die Stirnseiten der New Yorker Wohnhäuser erbaut sind, tritt der Zerfall bereits nach 20—30 Jahren ein — ohne Zweifel ein rasches, kurzes Leben, das dem betreffenden Bausteine zugemessen ist! Wenn die theuren Steinhäuser auf die angegebene Weise in Amerika schon nach einer kurzen Spanne Zeit in Ruinen zu sinken drohen, so ist es wohl begreiflich, daß man sie nur errichtet, wo es unumgänglich nothwendig ist. Holzhäuser sahen wir in Neu-England, die über hundert Jahre alt waren, und die noch ganz gut bewohnbar zu sein schienen. — Im Westen, wo die Luftfeuchtigkeit eine viel geringere ist als im Osten und Süden, dürfte es um die Wetterbeständigkeit der Bausteine im Allgemeinen etwas besser bestellt sein, indessen ertönen auch aus dieser Gegend mancherlei Klagen über dieselben — Klagen, die man eigentlich statt gegen die Steine, gegen das Klima erheben sollte. — Daß man in San Franzisko den Holzbau dem Ziegelbau vorzieht, weil er feuersicherer ist — es handelt sich dabei um das schwer brennbare Rothholz — erwähnen wir als Curiosum. In St. Louis herrscht in sehr ausgesprochener Weise der Stein- und Ziegelbau vor, was vielleicht durch das starke deutsche Bevölkerungselement erklärt werden muß.

Was den Baustil des amerikanischen Hauses anlangt, so ist die amerikanische Cultur zu jung und zu sehr mit anderen Aufgaben beschäftigt gewesen, als daß sie darin etwas Abgeschlossenes und Neues geschaffen haben sollte. Sie tastet und sucht nur auch in dieser Beziehung nach neuen Formen, und dem europäischen Geschmacke gemäß meist ohne viel Glück. Hinderlich ist der Entwickelung eines edleren, reineren Hausbaustiles wohl in allererster Linie die bereits berührte Prahl- und Prunksucht, von der sich eine Nation, in der reiche Emporkömmlinge die Hauptrolle spielen, so schwer frei erhalten kann. Auffallend muß der Bau sein! Das ist der Hauptgrundsatz bei den Geschäftspaläſten, und dieser Grundsatz überträgt sich dann auch auf das städtische Wohnhaus und auf das ländliche Lusthaus. Oft genug ist der Bau aber einfach auffallend durch seine Häßlichkeit. Besonders in und bei New York herrscht der Reklamestil sehr uuumschränkt auch in den Wohn- und Villenvierteln. In zweiter Linie beeinträchtigt ohne Zweifel auch der Kosmopolitismus der amerikanischen Nation den Baustil. Ganz aus der Luft lassen sich ja die Motive und Ideale auch in dieser Beziehung nicht greifen, und man erfaßt deshalb mit einer gewissen Gier Alles, was die verschiedenen Mutternationen davon nur bieten können. Man fügt zu einer Einheit zusammen was deutsch, was englisch, was romanisch, was gothisch, was byzantinisch und was maurisch ist, was Kirche, was Ritterburg und was Bauernhaus, und man erhält das wunderlichste Conglomerat, das man sich denken kann. Das Absonderlichste, Unmöglichste und Wüsteste leisten mit ihren Giebeln, Erkern, Thürmen, Portalen und Veranda-Vorbauten auch in dieser Beziehung verschiedene New Yorker Wohn- und Landhäuser. Das Beste hat natürlich bezüglich der Stilart die Holzarchitektur erreicht. In dieser Branche hat man eben am meisten Uebung, und außerdem gibt das Holz auch ein sehr fügsames Material ab. Wir denken hierbei namentlich an die reizenden Villenquartiere bei Boston, das sich unserer Meinung nach nicht bloß als die Stätte der höchsten Geistesbildung in der neuen Welt bewährt, sondern auch als die Stätte des feinsten Geschmackes. Der Umstand, daß man sich in Neu-England auch bezüglich des Baustiles ziemlich ausschließlich an eine einzige Mutternation — an Alt-England — anlehnt, und bezüglich des Villenstils insbesondere an den sogenannten „Queen-Ann-Style", mag dabei sehr günstig wirken. Man hat diesen Stil in Newton, Roxbury, Cambridge ꝛc. in der mannigfaltigsten Weise weiter fortentwickelt. Daß man übrigens einen schönen Steinbau auch in Amerika als eine weit höhere Leistung ansieht, als einen schönen Holzbau, glauben wir daraus schließen zu müssen, daß man den Stein an der Wand und an dem Dache der Holzhäuser durch allerlei kleine Kunstgriffe zu imitiren sucht.

Im Inneren ist das gute amerikanische Haus so angenehm und wohnlich eingerichtet, als man nur wünschen kann. In dieser Beziehung hat sich der sprichwörtliche englische Comfort augenscheinlich fast allenthalben in dem neuen Lande Geltung verschafft, nicht bloß bei den Familien angelsächsischer, sondern auch bei den Familien deutscher und anderer Herkunft wenn auch natürlich bei der einen Kategorie mehr, bei der anderen weniger. Oft hat es uns überhaupt scheinen wollen, als ob der überlegene Comfort eins der allerwesentlichsten Momente gewesen sei, die die anderen Nationen veranlaßt haben, ihre Sitte und Eigenart zuu Besten der angelsächsischen immer so leichten Herzens preiszugeben. Daß der großartig entfaltete Nationalreichthum und der Erfindungsgeist der Amerikaner mancherlei dazu beigetragen haben werden, den englischen Comfort auf dem amerikanischen Boden zu einer noch höheren Entfaltung zu bringen als auf dem Boden des Mutterlandes, ist selbstverständlich. Wer denkt da nicht an die Centralheizung, durch die die Zimmer und Corridore im Winter erwärmt werden, an die sauberen Gasheerde und Gasöfen, auf denen man in der Küche die Speisen bereitet, an die Telephonleitung, vermittelst deren die Dame vom Hause — Hausfrau darf man die Amerikanerin im Allgemeinen nicht nennen — mit ihrem Bäcker, mit ihrem Kaufmann, mit ihrer Putzmacherin und mit ihrem Gatten im fernen Contor correspondirt, an die elektrischen Glockenzüge, und an hundert andere amerikanische Neuerungen.

Der Schwerpunkt der Hauseinrichtung liegt gerade so wie in England in dem „Parlor", und dieses Glanzzimmer wird auch in einem viel höheren Maße zum Wohnen benutzt als es in Deutschland der Fall zu sein pflegt. Sein Ameublement fanden wir in den zahlreichen Häusern, in denen wir aus und ein gingen, durchgängig nicht bloß sehr kostbar und elegant, sondern zugleich auch sehr behaglich und bequem. Anderweit in dem amerikanischen Leben mag man den Begriff „Gemüthlichkeit" nicht kennen, in dem Parlor des amerikanischen Hauses kennt man ihn ganz gewiß. Die schön geschnitzten Tische und Stühle aus kalifornischem Rothholz oder aus Mahagony, die hohen Pfeilerspiegel, die prächtigen Ampeln und Leuchter aus Bronze und die weichen Teppiche und Bärenfelle auf dem Fußboden geben uns übrigens außer von dem allgemeinen Wohlstande auch einen sehr hohen Begriff von der jungen amerikanischen Kunstindustrie, die allerdings zunächst noch vorwiegend von neuen Einwanderern aus Europa — insbesondere aus Deutschland und Frankreich — vertreten wird. Reichthum und Luxus gehen bekanntlich gern Hand in Hand. Werden die Bedürfnisse des amerikanischen Hauses endlich auch das Empor-

Digitized by Google

blühen einer nationalen amerikanischen Kunst veranlassen? Hie und da glaubten wir in dem Zimmerschmuck die Anfänge davon zu gewahren, und namentlich sahen wir manch hübsches Bild in Wasserfarben oder Oel von amerikanischer Frauenhand. Die hervorragenderen Gemälde, die wir in manchen Parlors in großer Zahl prangen sahen, dankten ihre Entstehung indessen vorwiegend noch deutschen, französischen, belgischen und italienischen Meistern. — Im Musikzimmer, das in der Regel direct an den Parlor anstößt, steht in erster Linie ein herrlicher Steinweg'scher Flügel, die Kunst, ihm mehr oder minder angenehme Töne zu entlocken, fanden wir aber unter den Bewohnern des Hauses lange nicht so verbreitet, wie es in Deutschland der Fall ist, und zumeist waren es wir deutschen Fremdlinge, die darauf einen fragwürdigen Ohrenschmaus zum Besten zu geben hatten. — Auch das Speisezimmer, die Schlafzimmer und die anderen Nebenräume sind elegant und vornehm in ihrer Art, und auch hier macht sich die amerikanische Prachtliebe und das amerikanische Raffinement in allen denkbaren Kleinigkeiten geltend. Selbstverständlich fehlt auch in keinem Hause ein comfortables Badezimmer, denn die Hautpflege steht bei den Amerikanern mindestens eben so hoch wie bei den Orientalen. Mit kostbaren Teppichen sind übrigens nicht bloß die Wohn- und Schlafräume, sondern auch die Treppen und Corridore belegt, und die Fußtritte bleiben in Folge dessen allenthalben völlig unhörbar.

Aehnlich wie in England so sind auch in Amerika die meisten Häuser Ein-Familienhäuser. In den großen Städten, in denen der Baugrund allmählich sehr theuer geworden ist, sind jedoch daneben neuerdings auch ungeheure „Apartmenthäuser" entstanden, die zuweilen zwölf oder dreizehn Stockwerke hoch sind, und in denen mehrere Dutzend Familien unter einem Dache zusammen wohnen. Diese Häuser sind mit dem amerikanischen Comfort vielfach in geradezu verschwenderischer Weise ausgestattet, dafür ist die Miethe in ihnen aber auch meist sehr theurer. Um den Hausbewohnern das Steigen der fünf oder zehn Treppen zu ersparen, ist namentlich in jedem ein eleganter „Elevator" vorhanden, der einen durchaus vertrauenswürdigen Eindruck macht, und der einen ganz sanft und unmerklich in die höheren Regionen, in die man zu gelangen wünscht, empor trägt. Ebenso gibt es in New-York, in Boston und in den anderen amerikanischen Großstädten auch sehr zahlreiche Miethkasernen für das Proletariat — sogenannte Tenementhäuser —, die bezüglich des amerikanischen Comforts vielfach nicht weniger als Alles zu wünschen übrig lassen. Auch armselige Ein-Familienhäuser gibt es in Amerika genug, und wer dieselben kennen lernen will, der braucht sich bloß in die nördlichen Vorstadttheile von New-York zu begeben. Die armseligsten unter diesen Häusern sind aber ohne Zweifel die Neger-Shanties auf dem platten Lande der Südstaaten, im Vergleich mit denen ein deutscher Stall für Pferde oder Rinder gar wohl ein Palast genannt werden kann. Um in das Innere dieser Hütten hinein zu gelangen, hat man sich tief zu bücken, wenn man nicht etwa gar auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Und durch die Thür soll zugleich auch alle Luft und alles Licht hinein gelangen, da Fensteröffnungen nicht vorhanden sind. Wie es zwölf bis sechzehn menschliche Wesen — Vater, Mutter und zehn oder mehr Sprößlinge — in einem solchen Raume aushalten können, das ist uns immer ein Räthsel geblieben. Und doch prosperiren dieselben, und man sieht ihnen nicht im entferntesten dieselbe Noth an, die man den weißen Proletariern in den Südstaaten ansieht. Den Reisenden, der seinen Kopf in die Negerhütte hineinsteckt, zwingen undefinirbare Gerüche und Dünste, ihn nach wenigen Augenblicken wieder daraus zurück zu ziehen.

Man sieht, das comfortable amerikanische Haus hat auf dem amerikanischen Boden auch seine Gegenbilder.

Literatur und Kunst.

Die realistische Strömung in unserer Literatur.

Von Arnold Fokke.

Es ist eine Erscheinung im Leben der Menschen so alt wie dieses selbst, daß in keinem einzigen Augenblicke der ruhig oder stürmisch sich abspinnenden Zeit eine nur annähernd allgemeine Zufriedenheit mit den bestehenden Zuständen sich geltend macht. Und diese Wahrheit gilt nicht bloß von einer oder der anderen Richtung, welche das Leben der Sterblichen einschlägt, sondern ist bemerkbar innerhalb jedes einzelnen Gebietes, auf welchem Menschengeist und Witz sich tummeln. Es ist nicht nöthig, dabei auf die augenblickliche Lage unserer inneren Politik zu verweisen. Der Geist des Besserwissens und Nörgelns machte sich in unserer Literatur selbst damals geltend, als die glänzendste Epoche deutschen Geisteslebens unter uns heraufgestiegen war. Was Wunder, wenn auch in der Jetztzeit nicht minder stark als zu irgend einer anderen vorher dieselbe Erscheinung zu Tage tritt. Die Klagen erschallen von allen Seiten und sind der mannigfachsten Art. Man kann nicht sagen, daß dieselben vielfach nicht ohne guten Grund wären, aber man hat häufig deshalb Ursache ihnen entgegenzutreten, weil sie pessimistisch nur das Schlechte hervorheben und das Gute übersehen. Man weiß jetzt genau, welche Bedeutung die Literaturepoche am Ende des vorigen und beim Beginne des jetzigen Jahrhunderts gehabt hat: wollte man die Gesammtheit unserer gegenwärtigen poetischen Errungenschaften neben jene stellen, so würde der Unterschied unermeßlich erscheinen, aber sieht man auf das Einzelne, so sind doch auch in der Jetztzeit nicht wenige Dichtungen geschaffen, welche mit Fug und Recht neben das Beste aus der klassischen Zeit gestellt werden. Dahin also soll sich unsere Klage nicht richten. Haben wir nicht Alles, so besitzen wir doch Vieles, ist es auch nicht immer das Beste, so giebt es doch viel Gutes. Aber mit Recht wendet sich die Unzufriedenheit des Wissenden gegen einen anderen Punkt, ich meine die heillose Verwirrung, welche in den Ansichten über die Kunst der Berufenen herrscht. Ganz von selbst kommt dem Beobachter Immermann's Münchhausen in den Sinn. Am Schlusse dieses Romanes klagt der Dichter, daß der Menschheit das Herz eingeschlafen zu sein scheine, daß sie hülfslos wie im Traume hin- und hertaumele und die Pfade nicht finden könne. Es dürfte schwer sein noch jetzt nachzuweisen, bis zu welchem Grade er Recht damit gehabt hat: ohne Zweifel hat auch die politische Noth seiner Zeit Anlaß zu der Klage gegeben, aber sofern sie sich auf Kunst und Poesie bezieht, kann sie auf die damalige Zeit nicht besser gepaßt haben, als auf die jetzige. Die Verschiedenheit der Richtungen ist so groß, wie die Zahl der Eigenschaften ist, welche das Wesen der Poesie überhaupt ausmachen. Aber so thöricht es ist, sich zu geberden, als ob mit der Hervorhebung bloß eines Theiles die Quintessenz aller Dichtung gefunden wäre, so liegt doch nicht so sehr in dieser Auflösung das Betrübende, als in einer gewissen Hülflosigkeit, mit welcher der eingenommene Standpunkt vertreten oder vertheidigt wird. Man kann dies am besten am Naturalismus oder besser gesagt am Zolaismus sehen.

Um möglichst übersehen zu können, welche Bewandtniß es mit dieser Richtung habe, möge es mir gestattet sein, eingehend die von Zola mit so vielem Geräusch als neu eingeführten dichterischen Grundsätze zu betrachten. Die erste Förderung, welche der französische Dichter an den Romanschriftsteller richtet, ist möglichste Naturwahrheit; wie in der Malerei und überhaupt in der bildenden Kunst, so soll das Auge des Dichters immer auf die Natur, als die ewige Quelle alles Schaffens, gerichtet sein. Man wird sagen, daß damit nichts Neues zu Tage gefördert sei. Gewiß nicht, aber es kommt noch ein Zweites hinzu. Zola faßt seine dichterische Thätigkeit nicht so

Digitized by Google

sehr als eine Kunst, wie als eine Wissenschaft auf. Er erklärt dies im Vorwort der 73. Auflage seines „Assommoir" selbst mit den Worten, Niemand scheine geahnt zu haben, daß er eine rein philologische Arbeit zu machen beabsichtige, und in der That, hier liegt der große Unterschied, der ihn himmelweit von anderen Dichtern trennt. Ueberall tritt der Künstler zurück, schiebt sich der forschende Denker in den Vordergrund. Die wissenschaftliche Forschung geht der Herstellung des Kunstwerkes nicht vorauf, sondern wird in dieses selbst hineingelegt. Und in dieser Untersuchung ein echter Empiriker geht er kaltblütig wie der Mann der Wissenschaft von Fall zu Fall weiter, auch nicht das Kleinste übergehend, sondern jedes mit peinlicher Gewissenhaftigkeit in seine Erörterung aufnehmend. So löst sich Alles in die Theile auf, kaum irgendwo findet sich eine Zusammenfassung von Einzelerscheinungen in eine Gesammtvorstellung, nirgends Durchblicke, die ohne durch das Kleine zu ermüden, eine weite Aussicht in ein Ganzes gewähren, nirgends Schlaglichter, die wie Offenbarungen aus einer Dichterseele Wahrheiten schauen lassen, ohne mit dem Beweise lästig zu fallen. Dichterische Offenbarungen irgend welcher Art kennt Zola überhaupt nicht: ich weiß nicht an welcher Stelle in den Vorreden seiner Werke verwahrt er sich ausdrücklich davor, dergleichen geben zu wollen. So geht denn seine Erzählung oder Erörterung in derselben nüchternen Weise vorwärts, nach Zeit, Ort und Umständen das Ding, welches er gerade unter Händen hat, so weit auseinanderzerrend, als es irgend angeht. Bekanntlich hat Zola aber auch seine moralischen Absichten. Die Moral Zola's! Es wäre wünschenswerth, mit wenigen Worten auseinandersetzen zu können, welche Bewandtniß es mit ihr hat. Wenn dieser Schriftsteller, der so viel hat von sich reden machen, wie kein anderer in den letzten zehn Jahren nur an irgend einer Stelle etwas Positives oder Bejahendes sagen wollte, wenn er irgendwo angeben wollte, so oder nicht so müßten die Menschen es machen, um zu einem annähernd glücklichen Zustande im Leben zu gelangen, so würde man einen Punkt haben, an welchem man den Faden fassen und zu eigener und vielleicht auch anderer Befriedigung aufrollen könnte. Aber diese Voraussetzung findet nicht statt. Da ist überall Verneinung, wenigstens in den gewonnenen Resultaten. Trifft man auf irgend eine erfreuliche Erscheinung, so liegt sie entweder abseits und ist deshalb im Zusammenhang des vom Schriftsteller verfolgten Gedankens von keiner Bedeutung, oder sie bleibt nicht das was sie anfangs war, geschweige daß sie sich zur Erbauung und Aufrichtung des Lesers zu noch Gesünderem, Besserem entwickelte, sondern langsam und Schritt für Schritt, zuerst erschreckend, dann ermüdend wandelt sie sich um in das Gegentheil. Zola sucht am Menschen und am Leben nur die schlechten Seiten, um sie mit den ihm eigenthümlichen Mitteln der Sprache und einer unerbittlichen Logik zur Darstellung zu bringen. Seine Art ist die konsequenteste Durchführung des Pessimismus in der Literatur, in ihrem Bereiche ist sein Streben, was die Socialdemokratie und der Nihilismus in der Politik. Wie diese den historisch gewordenen Staat bekämpfen oder an seine Stelle ein Wahngebilde oder die Anarchie zu setzen bemüht sind, so ist Zola die Verneinung alles dessen, was bisher als Wesenheit dichterischer Kunst gegolten hat. Zu den Kategorieen seines Verfahrens, wenn es überhaupt solche gibt, gehört weder Glaube, Liebe, Demuth, noch jene anderen Ideen, welche als vorzugsweise christliche Wahrheiten bezeichnet werden, noch die Errungenschaften philosophischen Denkens, als Freiheit des Willens, das eherne Gesetz unweigerlicher Pflichterfüllung und was man sonst als Leitsterne des Handelns betrachtet hat. Wie in der Form so herrscht auch hier die völlige Auflösung. Die Menschen, die in Zola's Romanen auftreten, werden nur von einem allen lebenden Wesen eigenthümlichen Drange nach Glück geleitet, aber im Streben darnach sind sie entweder ein Spielball des Zufalls, oder sie stehen unter dem Fluche der Sünden der Vorfahren, die nach dem Bibelworte an ihnen heimgesucht werden, ohne daß sie im Stande sind, in freier Willensbewegung die Folgen abzuwehren, oder daß auch nur der milde Schein der Versöhnung in ihr dunkles Dasein hineinfällt. Dies letzte ist das positiv Charakteristische in den Romanen Zola's. Immer von Neuem wieder Sünde, Laster, Schuld, nirgends erbarmende Liebe, welche die versinkende Menschheit aus ihrem Elend emporreißt und wenn sie auch das Individuum von dem leiblichen Tode nicht erretten kann, doch der Gesammtheit das Licht froher Hoffnung über das Grab hinaus mitgiebt. Wohl könnte man fragen, wo da die Sittenlehre bleibt. Im Vorworte zum „Assommoir" sagt der Dichter, seine Arbeit sei in Moral umgesetzte Handlung, besser hieße es vielleicht Nichtmoral. Damit soll Zola nicht etwa der moralische Charakter, in einem ganz bestimmten Sinne verstanden, abgesprochen werden. Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er die menschliche Gemeinheit allzusehr in ihrer Nacktheit darstelle, aber damit wird mehr eine Frage der Decenz als der Moral berührt. Soviel ich gelesen habe, ist mir keine Stelle aufgestoßen, von der man sagen könnte, sie sei aus geheimer Lust an der Sünde hervorgegangen. Aber wenn auch dem Menschen Zola so leicht kein Vorwurf gemacht werden könnte, so ist es doch eine andere Frage, ob der Schriftsteller von demselben frei gesprochen werden kann. Es ist eine von aller Zeit her beobachtete Regel, in die Mitte einer Dichtung, mag dieselbe Epos, Drama oder Roman sein, einen Gedanken zu stellen, in dessen bewußter Bekämpfung oder unbewußter Nichtachtung die Menschen entweder fallen, oder in dessen Vetheidigung sie siegen. Das ist es, was den Werken des Zola fehlt, es ist kein Eckstein da, an welchem das an sich Gegensätzliche, Gut und Böse, Willensstark und Willenlos, Tugend und Sünde, Stärke und Schwachheit sich sondern. Alles schwimmt unterschiedslos in trüber Fluth den Fluß des Lebens hinab und endet in trostloser Leere. Was bezweckt der Dichter mit seiner Kunst? Doch vor Allem außer dem Ergötzen das er bietet, seine Leser oder Hörer aus dem Staube und dem Jammer des Lebens empor und sie über sich selbst und ihre nächsten Ziele hinauszuheben. Hiervon thut der französische Schriftsteller das Gegentheil, und deshalb sind seine Produkte nicht Werke der Kunst, sondern diejenigen einer trübseligen Wissenschaft, welche beweisen will, daß das menschliche Leben ein trüber, schlammiger Pfuhl ist und dessen Zweck das Nichts.

So das Verfahren Zola's. Es liegt auf der Hand, daß dasselbe nicht etwa eine neue Form der Dichtkunst, sondern die völlige Vernichtung desselben bedeutet. Aber wiewohl dies so ist, so hat doch der Franzose auch in Deutschland seine begeisterten Anhänger und Nachfolger gefunden. Man braucht sich darüber nicht zu wundern; es ist hiermit wie mit allem, was sich als neu einführt und mit der gehörigen Keckheit auftritt. Außerdem ist für eine Lebensauffassung wie Zola sie hat der Boden bei uns seit langer Zeit gelockert. Die pessimistische Philosophie Schopenhauers, Feuerbach, Büchner's „Kraft und Stoff", der Darwinismus und so vieles andere haben hinlänglich vorgearbeitet, um den Geist, der ihnen congenial ist, in Deutschland in warme Aufnahme zu bringen. Ja, wenn auch Zola in Frankreich nicht gewesen wäre, so würde doch auch ohne die Erscheinung bei uns ganz selbständig zu Tage getreten sein. Dazu würde nicht bloß der Geist der Zeit, wie er in den Schriften der obengenannten Männer hervortritt, sondern auch die moderne Entwicklung unserer gewerblichen und Arbeiterverhältnisse hingedrängt haben. Mit einem Worte, daß die Umgestaltung unseres socialen Lebens in den letzten Jahrzehnten ohne die literarische Begleitung auch seitens der Dichtkunst hätte bleiben sollen, war nicht zu erwarten. Unter den obwaltenden Umständen könnte man sich vielmehr darüber wundern, daß die literarische Zersetzung nicht noch tiefer eingedrungen ist. Aber wie die gesunde Natur des deutschen Volkes, geleitet von einer starken Regierung, die Anarchie und den Nihilismus nicht hat zum Ausbruch kommen lassen, so hat dieselbe Frische des Volksgeistes jene Verwilderung des Geschmackes fern gehalten, von der die Vielgelesenheit Zola's in Frankreich das beredte Zeugniß ist.

Noch halten Männer von hohem Ruf die heilige Fahne wahrer Dichtkunst hoch, und wem es nach edlem Ruhme dürstet, der muß unter ihrem Zeichen kämpfen. Mit dem ersten

Digitized by Google

Propheten und Prediger der angeblich neuen naturalistischen Wahrheit wird ihr Licht wieder erlöschen. Was gut am Naturalismus ist, ist längst dagewesen, und was man als wirklich neu ausgeben kann, das bezeichnet die tiefste Linie, bis zu welcher dichterische Kunst hinabsinken kann. Die poetischen Gaben, welche in der verneinenden Richtung liegen, sind, wenn sie nicht in lebendige Berührung mit den entgegengesetzten Lebenserscheinungen gesetzt werden, gerade wegen der Einseitigkeit des Verfahrens bald gebracht. Das Leben vollzieht sich in und durch den Kampf der Gegensätze, und häufig erliegt das Gute in diesem Widerstreite, als ob es natürlicher Weise so sein müßte. Auch die Kunst hat diesen Antagonismus zur Darstellung zu bringen, aber sie sollte das wieder gut machen, was das Leben so häufig verbricht, sie sollte vornehmlich darin ihre Aufgabe suchen, dem Tode den Stachel, der Hölle den Sieg zu entwinden. Was hilft es mir, ein Bild zu betrachten, auf welchem ein Arzt den abgemagerten, nackten Leib eines schwindsüchtigen Knaben untersucht und mit einem Blicke, in welchem alle Hoffnung erstorben ist, auch der anwesenden Mutter den letzten Trost aus dem Herzen reißt. Was hilft es, wenn Ibsen in seinem trostlosen Drama „Gespenster" das Trauerspiel der Gehirnerweichung bringt und in einer Aufeinanderfolge von schrecklichen Auftritten uns die Wahrheit predigt, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen? Daß der Tod furchtbare Ernte hält, auch unter der Jugend und Unschuld, das ist eine Wahrheit, die uns das Leben jeden Augenblick vor Augen hält, und um bloß sie zu veranschaulichen, braucht weder der Maler seinen Pinsel anzusetzen, noch der Dichter die Feder. Schon aus dem Grunde nicht, weil der Reiz alles Lebens nicht bloß in der Kraft wissenschaftlichen Erkennens, sondern auch in der des Empfindens und Glaubens beruht. Nur wenn Kopf und Herz der Menschen zusammengehen, sind wir auf dem richtigen Wege, den Durchgang zum Pole zu finden. Und nun noch Folgendes.

Mit der Forderung naturgetreuer Darstellung muß man unter der Voraussetzung, daß nicht bloß Copie der Natur gemeint ist, durchaus einverstanden sein. Aber wenn die Gebiete in Frage kommen, auf welche sie sich erstrecken sollen, so wird man doch nicht sagen wollen, daß sie alle in einer Richtung liegen müßten. Aber fast hat es den Anschein. Ist in früherer Zeit die Romantik zu weit gegangen, so geberdet sich die Reaction dagegen, als ob nur auf ihrer Marschroute das Heil läge. Es ist soeben schon gesagt worden, daß die Gestaltung des Lebens nichts anderes ist, als eine ewige Auseinandersetzung zwischen Gegensätzen, ein fortwährendes und immer von neuem wieder anhebendes Ringen zwischen Dingen oder Ideen, die sich zwar begrifflich ausschließen, aber doch das eine ohne das andere nicht sein können. Würde das Leben irgend eine Bedeutung haben ohne den Tod und könnte irgend ein Bewußtsein von diesem sein, wenn das andre nicht wäre? Wissen schließt Glauben und Hoffen aus, aber wenn diese nicht wären, so würden wir zu jenem nicht kommen, und wenn bloß dieses wäre, so würde das Dasein ohne alle Bewegung, ohne den Inhalt sein, der ihm den Reiz verleiht. Glauben und Hoffen sind Wirklichkeiten, die trotz aller Enttäuschungen stets ihren Platz im Herzen der Menschen bewahren. Soll die dichterische Kunst die Nachahmung des ganzen menschlichen Lebens sein, so muß sie mit diesen Größen rechnen nicht minder, als mit den andern. Wer möchte behaupten wollen, daß nur im Koth der Straßen Natur zu finden sei, und nicht auch auf den Firnen der Alpen? Das Leben in den Kloaken der großen Städte ist vielleicht viel weniger natürlich, als die Vorgänge in der Stille des Dorfes, oder wo sonst Gottes Athem geht. Die Klagen über die immer größer werdende Entfernung des Lebens und der Kunst von der Natur ist sehr alt. Mag sie immerhin ihren Grund haben, aber Zola ist nicht der Dichter, der als Muster dienen könnte, um ein verloren gegangenes Glück wieder aufzufinden.

(Schluß folgt.)

Ein neues Buch von Döllinger.

Von Karl Jentsch.

„Die Kinder, sie hören's nicht gerne", wird man von dem Inhalt des unten genannten Buches*) sagen dürfen. Die Jesuitophoben werden es verdrießlich bei Seite legen, nachdem sie bis zum Ende vergebens auf das Grausige, Geheimnißvolle und Pikante gewartet haben; und die Ultramontanen werden in dem drittgrößten ihrer Idole (als zweitgrößter im Orden gilt ziemlich unbestritten Franz Xaverius, der „Apostel Indiens") einen nicht eben großen Menschen mit nicht unbedeutenden menschlichen Schwächen erkennen. Der Freund des Wahren und Wirklichen aber heißt das Werk um so freudiger willkommen, als der Name Döllinger's dafür bürgt, daß kein noch so verborgenes Bücher- oder Manuscriptenkleinod, welches über den Gegenstand Licht zu verbreiten vermag, übersehen worden ist, während Professor Reusch, welcher dem greisen münchener Gelehrten in der Quellenkunde nahe kommt, sich durch eine in der historischen Literatur fast beispiellose Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit auszeichnet. „Der Plan des Buches", heißt es im Vorwort, „ist von dem ältern der beiden Herausgeber entworfen worden; dieser hat auch den größten Theil des Materiales zu der Einleitung und den Anmerkungen geliefert oder angewiesen. Die Redaction des Materiales hat der jüngere Herausgeber besorgt, von welchem auch die Uebersetzung der Selbstbiographie herrührt".

Das Werk zerfällt in vier Abschnitte. In einer Einleitung wird zunächst über die Vita Bellarmin's Bericht erstattet. Bellarmin hat die Selbstbiographie auf Zureden seines Provinzials Vitelleschi und seines Freundes, des Jesuiten Eudämon-Johannes, verfaßt. In der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie heißt es von der Autobiographie: „Sie gilt für ungedruckt; doch ist sie in einem Buche, welches die Jesuiten, wie es scheint, aus der Welt zu schaffen gesucht haben, zu finden. In Deutschland dürfte wohl kein Exemplar aufzutreiben sein. Die Stadtbibliothek von Zürich besitzt (als ein Geschenk von Joh. Caspar Orelli) diese Seltenheit." Das ist, wie man aus Döllinger-Reusch ersieht, nicht ganz genau. „Die Vita wurde zuerst 1675 mit anderen auf den Seligsprechungsproceß Bellarmin's bezüglichen Actenstücken (als Manuscript) gedruckt . . . Als im Jahre 1753 wieder über die Seligsprechung verhandelt wurde, erhielten verschiedene einflußreiche Personen Exemplare eines angeblich zu Löwen veranstalteten Abdruckes . . . Ein Abdruck dieser Ausgabe erschien zu Ferrara 1762 . . . In demselben Jahre wurde die Vita mit einer (mangelhaften) deutschen Uebersetzung abgedruckt in dem vierten Bande der „Sammlung der neuesten Schriften, welche die Jesuiten in Portugal betreffen. Frankfurt und Leipzig 1762." Von den beiden Herausgebern besitzt jeder ein Exemplar.

Der zweite Theil der Einleitung erzählt „die Verhandlungen über die Seligsprechung Bellarmin's". Man mag die Canonisationsprocesse lächerlich oder gotteslästerlich finden, aber einen Ruhm kann man ihnen nicht streitig machen: an Gründlichkeit und Länge übertreffen sie die berühmten Processe des weiland Reichskammergerichts. Nach einer Verordnung Urbans VI. soll die introductio causae (Antrag auf Einleitung des Processes bei der römischen Curie) erst zehn Jahre nach der Einsendung der Acten der Processus ordinariorum (mit den ordinarii sind die Bischöfe gemeint, welche Zeugenverhöre über den Ruf des Candidaten und seine Wunderkraft anzustellen haben) und die Untersuchung der Acten des sogenannten zweiten Processes erst 50 Jahre nach dem Tode des Seligzusprechenden stattfinden. Trotzdem bei Bellarmin zur Beschleu-

*) Die Selbstbiographie des Cardinals Bellarmin lateinisch und deutsch mit geschichtlichen Erläuterungen herausgegeben von Joh. Jos. Ign. von Döllinger und Fr. Heinrich Reusch. Bonn, P. Neußer.

Digitized by Google

nigung des Verfahrens von dieser wie von mehreren anderen Bestimmungen dispensirt wurde, ist der 1622 begonnene Proceß noch im Jahre 1827 weiter geführt worden und harrt heute noch der Erledigung.

Ein Haupthinderniß bildet eben die Vita, und zwar erscheint schon ihre bloße Existenz präjudicirlich für die Demuth Bellarmins, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß er sie lediglich aus Gehorsam gegen seine Oberen abgefaßt hat. Die von der Vita hergenommenen Einwürfe erscheinen um so begründeter, als das opusculum (in der vorliegenden Ausgabe nur 22 Seiten) wirklich den Eindruck einer eitlen Selbstbespiegelung macht, wie man aus nachstehendem kurzem Auszuge sehen wird.

Bellarmin wurde am 4. October 1542 zu Montepulciano im Florentinischen geboren. Seine Eltern waren angesehene Leute; Papst Marcellus II. war ein Bruder seiner Mutter. Diese war sehr fromm, und liebte die Gesellschaft (Jesu) außerordentlich; sie hätte gewünscht, daß alle ihre fünf Söhne in dieselbe eintreten möchten. R. (so nennt sich Bellarmin in seiner Vita) fing schon als Knabe von 5 oder 6 Jahren an, von einem Bänkchen herab zu predigen. Als Schüler verlegte er sich vorzugsweise auf die Dichtkunst; mit Virgil war er so vertraut, daß er in seinen Gedichten kein Wort gebrauchte, das nicht virgilianisch war. Eine seiner Hymnen, die fast alle geistlichen Inhalts waren, der auf die h. Maria Magdalena, wurde ins Brevier aufgenommen. Merkwürdig, weil vollkommen richtig, ist sein Urtheil über sich selbst: „Sein Geist war weder tief eindringend (subtilis) noch erhaben, aber er hatte Talent zu allem, so daß er alles leicht lernte." Vom 15. Jahr ab hielt er öfter Ermahnungsreden in einer Bruderschaft; um dieselbe Zeit lernte er singen und verschiedene Instrumente spielen. Bei der Uebersiedelung an die Universität Padua in seinem 16. Jahre entschloß er sich, die Welt zu verlassen und in die Gesellschaft einzutreten, vorzugsweise deswegen, weil ihm hier „gar keine Gefahr drohe, zu Würden herangezogen zu werden". (Der Jesuitenorden verbietet seinen Mitgliedern die Annahme kirchlicher Würden, aber der Papst kann von diesem Verbote wie von manchem andern dispensiren.) Sein Vetter Ricciardo Cervino war von demselben Wunsche beseelt, und da sie erst aufgenommen werden sollten, nachdem sich die Festigkeit ihres Entschlusses bei einjährigem Aufenthalt im Elternhause erprobt hätte, so brachten die beiden Jünglinge zunächst ein Jahr in und bei Montepulciano mit humanistischen Studien und Uebungen der Frömmigkeit zu. Am 20. September 1560 wurden sie zu Rom in den Orden aufgenommen. Drei Jahre lang studirte R. im römischen Colleg „Logik und Philosophie" und wurde dann nach Florenz geschickt, um dort die Humaniora zu lehren.

„Er lehrte die jungen Leute so gut er konnte, mischte aber dabei philosophische Fragen ein, um sich Ansehen zu verschaffen, und im Sommer trug er auch Astronomie vor und einen Tractat über die Fixsterne und hielt im Dom zwei lateinische Reden. Als der Winter vorüber war, fing er an, auf Befehl des Superiors an Sonn- und Festtagen nach der Vesper zu predigen, obschon er noch ein unbärtiger Jüngling von 22 Jahren war und keine Weihen, nicht einmal die erste Tonsur hatte. Während der ersten Predigt blieb eine fromme Frau fortwährend betend knieen, und als man sie fragte, warum sie das gethan, antwortete sie: als sie den unbärtigen jungen Mann auf der Kanzel gesehen, habe sie gefürchtet, er werde alsbald zur Schmach für die Gesellschaft den Muth verlieren. Aber R. sprach damals muthiger und kühner als später, da er ein Greis geworden, denn er glaubte sich auf sein Gedächtniß verlassen zu können. Auch im Hause fing er an, auf Befehl des Superiors Exhorten für die Brüder zu halten. Auf einer Dienstreise nach Mondovi (in Piemont) bestand er viele Gefahren des Leibes und der Seele; in einer Herberge behauptete die Wirthin, er sei der Mann ihrer Tochter, der lange abwesend gewesen, in einer anderen sagte Jemand, R. habe ihm des Nachts den Geldbeutel gestohlen; aber Gott stand dem Unschuldigen bei. Er nahm sich aber fest vor, wenn ihm jemals die Leitung eines Collegiums der Gesellschaft anvertraut werden sollte, niemals Patres oder Brüder, namentlich jüngere, allein reisen zu lassen, auch wenn das sehr große Kosten verursachen sollte."

In Mondovi hatte er Griechisch zu lehren, was er selbst nicht verstand; er erlernte es bei dieser Gelegenheit. An Pfingsten predigte er „ungern und von den Oberen fast gezwungen" drei Tage hinter einander in der Hauptkirche; der Superior schrieb nach Rom: „Niemals hat ein Mensch so gesprochen wie dieser Mensch." Von da ab mußte er häufig predigen. Als einmal der Auftrag so plötzlich kam, daß er nicht Zeit hatte eine Predigt zu memoriren, hatte er ganz besonderen Erfolg; die Canonici sagten ihm: „Sonst predigtest du, heut hat ein Engel vom Himmel gepredigt." Seitdem pflegte er nur die Disposition aufzuschreiben. 1567 begann er das theologische Studium in Padua. Auch hier erregte er Aufsehen durch seine Predigten. Bei einer Versammlung von Ordensbrüdern in Genua glänzte er als schneidiger Disputant. „Er hielt (hier) auch eine Predigt vor sehr vielen Zuhörern; er hatte sie aber fast ganz aus einer Rede des h. Basilius entnommen, denn er wußte, daß nicht viele von den Zuhörern das Plagiat (furtum) aus Basilius merken würden."

Das wird zur Charakteristik genügen, so daß ich mich nun noch kürzer fassen kann. In Löwen, wo er sieben Jahre blieb, vollendete er seine theologischen Studien, empfing während dieser Zeit die Weihen und legte die Gelübde ab. Er lernte dort auch Hebräisch, schrieb eine hebräische Grammatik und lieferte (seiner Meinung nach) den Beweis, daß er mit seiner Methode das Hebräische „in acht Tagen" zu lehren im Stande sei. 1576 zwang ihn seine angegriffene Gesundheit, nach Rom zurückzukehren. Hier hatte er 11 Jahre hindurch (mit Unterbrechungen) den Zöglingen des deutschen und englischen Collegs „Controversen" vorzutragen, den Brüdern Exhorten zu halten und Beichte zu hören. In Paris weilte er 1590 zur Unterstützung des Legaten Cardinal Gaetano, gerade während der Belagerung der Stadt durch Heinrich von Navarra. Ein Topf Hundefleischbrühe „wurde ziemlich theuer bezahlt". Vom spanischen Gesandten erhielten die päpstlichen ein Pferdeviertel zum Geschenk. 1592 vollendete Bellarmin in Frascati bei Rom sein aus den Vorlesungen entstandenes berühmtes Hauptwerk: „Disputationes de controversiis christianae fidei adversus hujus temporis haereticos", und wurde am 18. December dieses Jahres Rector. Vor Ablauf seiner drei Amtsjahre wurde er als Provincial nach Neapel gesandt, 1597 nach Rom zurückgerufen und vom Papste (Clemens VIII.) in verschiedenen Aemtern verwendet. Am 3. März 1599 ernannte dieser ihn zum Cardinal. Als solcher behielt er seine klösterliche Lebensweise bei und nahm sich vor, „kein Geld anzuhäufen, seine Verwandten nicht zu bereichern, was er von seinen Einkünften übrig behielte, den Kirchen und den Armen zu geben, vom Papste keine größeren Einkünfte zu erbitten und keine Geschenke von Fürsten anzunehmen. Das alles hat er gehalten." Mit den „Geschenken von Fürsten" sind die Jahrgelder gemeint, welche die Könige von Frankreich und Spanien, wie den kleinen deutschen Potentaten, so auch den römischen Cardinälen zu zahlen pflegten. 1602 wurde R. zum Erzbischof von Capua ernannt. Den Grund gibt nicht R., sondern Döllinger-Reusch an. Es sollte in dieser Zeit die Streitsache der Jansenisten und Molinisten entschieden werden, in welcher Bellarmin Partei war, und der Papst wollte ihn von den Verhandlungen fern halten. Es versteht sich, daß Bellarmin während seiner dreijährigen Amtsführung durch sittenreinen Wandel, Gebetseifer und Wohlthätigkeit seinem Clerus ein gutes Beispiel gab, dessen dieser recht dringend bedurfte. „Er wurde vom Volke geliebt, und er selbst liebte das Volk. Auch die königlichen Beamten bereiteten ihm niemals Unannehmlichkeiten (das alte Neapel war eben ein Musterstaat!), sondern verehrten ihn, weil sie glaubten, er sei ein Diener Gottes."

Beim Conclave Leo's XI. und Paul's V. fürchtete er sich vor dem Papstwerden, man wird ihm aber mit der Annahme, daß der Furcht ein wenig Hoffnung beigemischt war, kaum Unrecht thun. Nachdem R. die vielen Würden und Bürden aufgezählt hat, mit denen er noch betraut worden ist: als Mitglied von Cardinals-Congregationen, als Protector von klösterlichen Genossenschaften, fährt er fort:

Digitized by Google

„Er lebt noch und steht jetzt im 71. Lebensjahre; und alljährlich, meist im Monat September, zieht er sich zurück, um sich mit Beiseitelassung anderer Beschäftigungen dem Gebete und dem Stillschweigen zu widmen, um, wo möglich, den Staub, mit dem er sich in Folge verschiedener Geschäfte bedeckt, abzuwischen und auf die Rechenschaft vor Gott vorzubereiten. Betet für ihn! Dieses hat N. auf Ersuchen eines Freundes und Bruders geschrieben im Jahre 1613 im Monat Mai. Von Tugenden hat er nichts gesagt, weil er nicht weiß, ob er in Wahrheit irgend eine hat. Ueber die Fehler hat er geschwiegen, weil sie der Aufzeichnung nicht werth sind; möchten sie auch im Buche Gottes ausgemerzt gefunden werden am Tage des Gerichtes. Amen."

In einem Anhang berichtet er dann noch u. a., mit welchem Eifer er für die Seligsprechung des Ignatius von Loyola und des Aloysius von Gonzaga thätig gewesen ist. — Bellarmin starb am 17. September 1621 im Novizenhause der Jesuiten, wohin er aus dem Vatican übgesiedelt war. 20,000 Rosenkränze sollen geschickt worden sein um sie an seiner Leiche anzurühren, und schon während er auf dem Sterbebette lag, schickten 150 Cardinäle und Prälaten ihre Käppchen, um sie durch Berührung des heiligen Leibes weihen zu lassen.

Ein lauteres und durchsichtiges Leben, muß man eingestehen, aber, darf man hinzufügen, ein seichtes und armes Leben. Kein Seelenkampf, kein Herzensconflict, kein Ringen nach Idealen, kein thätiges Eingreifen in die großen weltbewegenden Interessenkämpfe seiner Zeit, kein Beitrag zum Culturschatze der Menschheit. Es ist wahr, Bellarmin hat einen großen Theil seiner Einkünfte den Armen zugewendet. Aber hat er das Elend der Armen empfunden? Hat er in seiner Entfernung vom weltlichen Treiben, das er von seinem sorgenfreien Studirzimmer aus herzenskühl beobachtete, dieses Elend auch nur gekannt? Nach der Art, wie er die Sache erwähnt, zu schließen, wohl schwerlich; er hat Wohlthaten gespendet, weil Almosengeben „ein gutes Werk" ist. Es ist wahr, er hat in Schulen gewirkt; aber der Sinn eines Sokrates, eines Anselm von Canterbury, eines Pestalozzi war ihm fremd; wer beim Unterrichte von Schulknaben „philosophische Fragen einmischt, um sich Ansehen zu verschaffen", wer eine Methode erfindet, in acht Tagen das Hebräische zu lehren, der ist kein Pädagog von Gottes Gnaden. Es ist wahr, er ist ein grundgelehrtes Haus gewesen; aber die dogmatischen Spitzfindigkeiten, auf welche er wie seine protestantischen Gegner ihre Geisteskraft und ihr Wissen verschwendeten, vermögen wir Modernen als würdigen Inhalt eines Menschenlebens nicht anzuerkennen. Von tiefer Erregung, von gewaltiger Leidenschaft, ohne die wir uns einen großen Mann nun einmal nicht zu denken vermögen, ist nichts zu spüren in dieser von Kindheit auf abgeklärten Gelehrtenseele.

Welcher Unterschied zwischen der Selbstbiographie dieses Jesuiten und den Bekenntnissen des Augustinus! Dort ein glattes Wachsgesicht aus dem Schaufenster der geistlichen Frisir- und Schminkstube, wo die Seelen für's himmlische Hochzeitsfest geputzt werden. Hier ein Mensch, ein ganzer voller Mensch, der gelebt und geliebt, und den Titanenkampf gerungen hat mit der Natur, mit der Menschheit und mit seiner eigenen Seele, um allen dreien das Geheimniß ihres Wesens zu entreißen. Freilich ist es gerade Augustinus, welchem Bellarmin eines seiner zwei Lieblingsthemata entlehnt hat: das Verhältniß der göttlichen Gnade zum menschlichen Willen. Aber was für Paulus, Augustinus, Luther die Lebensfrage war, von der aus sie die Welt begriffen und ergriffen und erschütterten, das war für die Schultheologen der spätscholastischen wie der Reformationszeit eine Schulfrage, ein interessantes Object zu Disputationen, an welchem sich zeigen ließ, wie man aus einer zierlichen Anordnung von major und minor die überraschendste conclusio ziehen könne. So hat der fleißige, fromme Musterschüler Bellarmin den alten Dichter Virgil fein säuberlich in einzelne Phrasen zerlegt, um aus denselben neue Hymnen auf heilige Jungfrauen zusammen zu leimen.

Der tüchtige weltlich gesinnte Mensch, der sich nicht schämt Mensch zu sein, wirkt mit den ihm verliehenen Gaben und greift ins Weltgetriebe unerschrocken ein an der Stelle, wo er eben zu stehen kommt. Daß es dabei nicht ohne jene bedenklichen Sachen abgeht, welche die Moraltheologen Sünden nennen, verursacht ihm wenig Pein. Er weiß, daß beim Hobeln Spähne fallen, daß es beim Schmieden wie beim Kochen raucht, und daß eine Werkstatt keine Putzstube ist. Was das Jenseits anlangt, so meint er, dessen erfreuliche Gestaltung werde sich, wenn er nur im Diesseits rechtschaffen gewirkt hat, schon von selber finden; neben seinen irdischen Geschäften ganz expreß für das Jenseits Fürsorge treffen zu sollen, scheint ihm eine ungereimte Zumuthung: wie soll man auf die Gestaltung eines zukünftigen Zustandes, von dem sich Niemand eine Vorstellung zu machen vermag, planmäßig einwirken? In gerade entgegengesetzter Richtung bewegt sich Gedankengang und Streben jener „Seelsorge" und „Heilswirkung", welche von Niemandem methodischer ausgebildet worden ist als von den Jesuiten. In allen jenen Verhältnissen, Empfindungen und Thätigkeiten, welche eigentlich den Inhalt des Geistes ausmachen: geschlechtliche Liebe, Familiensorge, Patriotismus, Streben nach Reichthum, Darstellung und Genuß des Schönen, Erforschung der Natur der Dinge, sieht sie vor allem die Gefahr der Sünde und der ewigen Verdammniß, und gibt daher — zwar nicht den Befehl, aber doch — den Rath, aus allen diesen Verwickelungen zu flüchten in die Klosterzelle, und im Streben nach negativer „Heiligkeit", wie man die Freiheit von Sünde nennen könnte, das Leben der größeren und besseren Hälfte seines Inhalts zu berauben. Und weil doch selbst bei der Beschränkung der Lebensarbeit auf das geistliche Gebiet, auf die „Rettung der Seelen", auf die Vertheidigung, Ausbreitung und Verherrlichung der Kirche, die Verwickelung in das leidige irdische Getriebe, der Verkehr mit Menschen, die Sorge um Leib und Leben, um Gut und Geld, der Streit um Mein und Dein, dazu Liebe und Haß nicht ganz vermieden werden können, demnach noch genug Fallstricke der Sünde auch auf dem schmalen Pfade des Gottseligen verborgen liegen, so bedient sich die ängstliche, aber klug berechnende Seele des Gehorsams, um aller Verantwortung, und damit aller Gefahr der Sündenschuld ledig zu werden. Man stellt sich unter den Befehl des Ordensoberen, und nun ist es beinahe eine Kunst zu sündigen. Aus freien Stücken sein Leben beschreiben und mittheilen, wie man überall als Prediger gefeiert worden ist und was für einen exemplarischen Wandel man geführt hat, o nein! das wäre ja Selbstruhm und allermindestens eine „läßliche" Sünde! Aber auf Befehl des Oberen, auf Drängen des Gewissensraths, zur Verherrlichung des Ordens also auch der ganzen heiligen Kirche, sein eignes sauberes Portrait ausstellen, das ist ein neues gutes Werk! Solchergestalt dürfen wir's riskiren und unsere Eitelkeit ohne alle Gefahr der Sünde befriedigen! Bellarmin versichert, und sein Beichtvater bestätigt es, daß er in vielen Jahren keine „läßliche" Sünde begangen habe. Nach meinem Geschmack würde diese Versicherung selbst schon eine gar nicht so leicht „läßliche" Sünde sein. Zudem ist das „Nichtsündigen" unter den oben dargelegten Verhältnissen eben keine große Kunst, und es wird beinahe zur Unmöglichkeit, wenn man bedenkt, daß ganze Kategorien sittlich bedenklicher Handlungen: das Lügen zu einem guten Zwecke, Ketzerverbrennungen und Attentate gegen ketzerische Fürsten durch die Ordensmoral der Jesuiten aus der Kategorie der Sünden in die der indifferenten und erlaubten, wo nicht löblichen Handlungen versetzt wurden.

Mag auch der Haß und die Furcht der Jesuitenriecher sehr unbegründeten und zum Theil lächerlichen Vorurtheilen entspringen, die Abneigung gerade der Deutschen gegen die Jesuiten ist begründet. Nicht daß die Moral der Jesuiten in Theorie oder Praxis schlechter wäre als die andrer Leute. Was die Praxis anlangt, so sind die meisten Jesuiten von Anfang an bis auf den heutigen Tag mäßig lebende, fleißige und pflichteifrige, theilweise bis zum Heroismus opferwillige Männer gewesen. Bezüglich der Theorie aber ist ihr Grundsatz: der Zweck heiligt das Mittel, abgesehen davon, daß er in dieser Form in keinem ihrer Bücher ausgesprochen wird, nicht bloß wirklich die Allerweltsmoral, sondern, wie u. a. Eduard von Hartmann richtig bemerkt hat, die selbstverständliche Grundlage

Digitized by Google

jeder teleologischen Ethik. Aber ihre Methode, durch Unterordnung aller sittlichen Forderungen unter eine jeweilige „gute" Absicht die Gewissensconflicte aus der Welt zu schaffen, macht zusammen mit ihrem casuistischen Verfahren den Charakter unaufrichtig und in einem uns Deutschen mißfälligem Grade geschmeidig, so daß ihre Betheiligung an der Jugenderziehung in Deutschland schon aus diesem Grunde nicht erwünscht ist. Sodann entfremden die oben dargestellte ausschließliche Richtung aufs Jenseits und die ewige Sündenfurcht den Jesuitenzögling doch eigentlich der Erde, so geschickt er auch, wo es sich um kirchliche Zwecke handelt, irdische Angelegenheiten zu behandeln weiß; die Jugend soll nun doch aber für diese Welt tüchtig gemacht werden. Gfrörer äußert gelegentlich, es sei die Jesuitenerziehung gewesen, welche die Habsburgische Politik so mattherzig gemacht habe; die Jesuiten hätten aus den Regenten dieses Hauses gutmüthige fromme Leute gemacht, ihnen aber die Adlerkrallen ausgebrochen, und diese gehörten doch einmal zum weltlichen Regiment. Wenn wir aus beiden Lagern, dem jesuitisch-ultramontanen und dem modern-weltlichen, aufs Gerathewohl eine Anzahl einzelner Menschen herausheben und vergleichen, so werden wir vielleicht keinen bemerkbaren Unterschied finden in Bezug auf Rechtschaffenheit des Charakters; aber nehmen wir die beiden Massen als Ganzes, so finden wir bei den Nichtultramontanen ein größeres Maß bürgerlicher Tüchtigkeit. Daß sich die katholischen Geistlichen Preußens im Culturkampfe so wacker halten konnten, verdanken sie zum Theil der preußischen-Gymnasial- und Universitätsbildung.

Der vierte Abschnitt des Buches, welcher die geschichtlichen Erläuterungen enthält, ist der umfangreichste (272 Seiten). Aus denselben mag zunächst noch einiges zur Charakteristik Bellarmins hervorgehoben werden. Von einer seiner Schriften sagt er: „Während ich meine andern ascetischen Schriften nur lese, wenn es sein muß, habe ich diese schon drei- oder viermal aus freien Stücken gelesen und mir vorgenommen, sie fortan oft zu lesen." Gewiß ein glücklicher Mann, dem seine eignen Opera so ausgezeichnet gefallen! Dem englischen Benedictiner Preston, welcher unter dem Namen Widdrington gegen die für die englischen Katholiken gefährliche bellarminsche Theorie von dem Rechte des Papstes über die Fürsten geschrieben hatte, entgegnete Bellarmin in einer Schrift, die er nicht unter seinem eigenen Namen, sondern unter dem des Schulckenius, eines unberühmten kölnischen Theologen, herausgab. In dieser Schrift heißt es nun u. a.: „Es hat mich (zur Abfassung) angetrieben, die Ehrfurcht und Liebe zu dem erlauchten Cardinal, der schon durch seine Arbeiten und sein hohes Alter erschöpft ist, und dessen Verdienste um die Kirche Gottes so groß sind, daß, wie er über das Wohl der Kirche wacht, so alle Gläubigen für seine Ehre eintreten müssen." Ferner heißt es da von ihm: „ein Mann, der durch seine Heiligkeit, Gelehrsamkeit und Würde hervorragt, den alle wahren Katholiken aus vielen Gründen mit Recht beobachten und verehren." Reusch will zu Bellarmins Ehre annehmen, „daß er dem guten Schulckenius erlaubt hat, einiges von dem Seinigen hinzuzufügen." Neben der Eitelkeit ist der Hauptfehler Bellarmins, daß er es mit der Wahrheit sehr leicht nimmt. Eine seiner Lügen, die auch, ebenso wie der Mangel an echter Demuth, von den Gegnern im Kanonisirungsprocesse gehörig ausgebeutet worden ist, hat in der theologischen Welt eine gewisse Berühmtheit erlangt. Papst Sixtus V. veranstaltete eine neue Ausgabe der lateinischen Bibelübersetzung (der sogenannten Vulgata). Die von seinen Theologen ihm vorgelegte Arbeit gefiel ihm nicht, und er machte, wahrscheinlich mit Hülfe des Jesuiten Toletus und des Augustiners Rocca, einen neuen Text zurecht; die Correctur beim Druck vollzog er eigenhändig. Von den Druckfehlern, die sich trotzdem noch fanden, wurden etwa 30 durch Radiren und durch Aufkleben von Zettelchen verbessert, während etwa 50 stehen blieben. Vorgedruckt war eine Bulle des Papstes, in welcher diese Ausgabe unter ausdrücklicher Berufung auf den ihm zugesicherten übernatürlichen Beistand, als sein eigenstes Werk und als die vom Trienter Concil recipirte authentische Vulgata den Gläubigen empfohlen und ihr ausschließlicher Gebrauch vorgeschrieben wird „durch diese Constitution, welche ewig gelten soll." Als Sixtus bald darauf starb, waren erst wenige Exemplare ausgegeben. Unter seinem zweiten Nachfolger Gregor XIV. drangen die Theologen mit ihrer Behauptung durch, daß die angeblichen Verbesserungen, welche Sixtus an ihrem Werke vorgenommen, Verschlechterungen seien, und eine neue Commission wurde niedergesetzt um das Werk zurückzurevidiren. In dieser dritten Fassung erschien die lateinische Bibel 1592 unter dem Titel: Biblia sacra Vulgatae editionis Sixti V. P. M. jussu recognita et edita. Das Druckprivilegium ist von dem damaligen Papste Clemens VIII. unterzeichnet. Vorgedruckt aber ist eine von Bellarmin verfaßte Vorrede, welche erzählt, es sei diese Ausgabe das unveränderte Werk Sixtus' V.; die nochmalige Revision habe sich nur auf die Fehler bezogen, welche sich preli vitio, durch die Schuld der Drucker, eingeschlichen hätten. Eine solche diplomatische Lüge würde ja in gewöhnlichen Verhältnissen nicht schwer wiegen, aber wenn es sich darum handelt einen Mann auf den Altar zu erheben und die religiöse Verehrung der größeren Hälfte der Christenheit ihm zuzusichern, so muß doch ein anderer Maßstab angelegt werden.

Diesen Gesichtspunkt hoben denn auch mehrere der Cardinäle, welche mit dem Seligsprechungsprocesse zu thun hatten, gebührend hervor. Die Gutachten der Cardinäle Casanate und Azzolini, welche auszugsweise mitgetheilt werden, klingen sehr verständig, und wäre diese verständige Richtung nicht durch den in unserm Jahrhunderte wieder auflebenden Mysticismus, welchem Pius IX. seine ganze Macht lieh, hoffentlich nur vorübergehend, überwuchert worden, so würde die Welt das wunderliche Schauspiel eines solchen Processes wohl niemals mehr erlebt haben.

Unter den Gründen, welche in dem Processe Bellarmins von dessen Gegnern geltend gemacht wurden, findet sich einer, welcher die meisten Leser des Buches überraschen wird. Die Jesuiten gelten — im Allgemeinen mit Recht — als die eifrigsten Verfechter der übertriebensten Ansprüche der Curie. Bellarmin aber wäre beinahe der Ketzerei beschuldigt worden, weil er sowohl der päpstlichen Unfehlbarkeit wie auch der Macht des Papstes in bürgerlichen Dingen gewisse Schranken zog. Was den letzteren Punkt anlangt, so stellt er die Gewalt des Papstes über die Fürsten in weltlichen Dingen als eine indirecte dar, während die Zeloten eine förmliche unmittelbare Souveränität über die ganze Erde für den Papst in Anspruch nehmen. Der Unfehlbarkeitslehre hat zwar gerade Bellarmin jene Fassung gegeben, in welcher sie 1870 dogmatisirt worden ist, aber in der Praxis hat er sie nicht festgehalten. Als Clemens VIII. in den Streit zwischen den Molinisten und den Vertretern der strengeren augustinischen Rechtfertigungslehre (die später Jansenisten genannt wurden), mit lebhafter Theilnahme eingriff und Lust bezeugte die Sache nach seiner eigenen persönlichen Ansicht zu entscheiden, da schrieb Bellarmin an ihn, das sei äußerst gefährlich; mehr als einmal schon hätten Päpste, und zwar gerade recht gelehrte, indem sie bei amtlichen Entscheidungen die Resultate ihrer eigenen Forschungen zu Grunde gelegt hätten, Irrthümer gelehrt, und vielleicht habe kein Papst die Kirche in größere Gefahr gebracht, als Sixtus V. mit seiner eigenwilligen Bibelverbesserung. Weit sicherer sei es, auf dem Wege uralter Praxis zu bleiben und, falls eine Entscheidung nöthig werde, ein Concil einzuberufen oder, wo das nicht angehe, die Bischöfe und die angesehensten Universitäten zu befragen und nach dem Gutachten der Mehrheit zu entscheiden. „E. H. sagen, Sie hätten eine Glaubenssache in Händen. Wenn es eine Glaubenssache ist, geht sie alle an, wie Papst Nikolaus sagt, und muß sie zum Gegenstande einer öffentlichen Berathung gemacht, nicht aber mit Wenigen und heimlich verhandelt werden." Bellarmin droht, wenn das so fortgehe, sich von allen Verhandlungen zurückzuziehen.

Das Naturell Bellarmins muß heiter gewesen sein, denn man liest oft, daß er gelacht und gescherzt hat. Auch war er liebenswürdig, menschenfreundlich und loyal im Umgange; es

Digitized by Google

werden mehrere Fälle angeführt, wo er wissenschaftlichen oder politischen Gegnern und Personen, die beim Orden oder in Rom übel angeschrieben waren, die persönliche Freundschaft bewahrte. Obwohl in seinem Verhältniß zu Clemens VIII. ein wenig Herrschsucht und Eitelkeit bemerkbar ist, ehrt doch nachfolgend erwähntes Vorkommniß im Grunde genommen beide Männer. Bellarmin überreichte dem Genannten eine Denkschrift „über die Hauptpflicht des Papstes", in welcher die Zustände der Curie einer scharfen Kritik unterworfen werden. Clemens beantwortete mit Hülfe des Cardinal Baronius, des berühmten Kirchenhistorikers, die Rügen Punkt für Punkt. In einzelnen Stücken widerlegt er die Vorwürfe; in andern gesteht er die Uebelstände zu, klagt aber, daß er sich keinen Rath wisse, wie sie abzustellen seien und bittet Bellarmin, derselbe möge ihm durch sein Gebet behülflich sein, recht bald durch den Tod von der Bürde seiner Verantwortung erlöst zu werden. Der Cardinal Passionei, einer derjenigen, welche am schärfsten gegen die Seligsprechung geschrieben haben, findet den Ton, in welchem Bellarmin mit dem Papste spricht, höchst unpassend, und indem der Cardinal, anstatt das Schriftstück zu verbrennen, dasselbe unter seinen Papieren aufbewahrt, ja sogar Anderen Abschriften zu nehmen gestattet habe, habe er aus Eitelkeit nicht allein die Discretion, sondern auch das Beichtsiegel verletzt, da er in jener Correspondenz als Gewissensrath des Papstes fungirte.

Die Erläuterungen enthalten eine Menge werthvolles historisches Material, dessen Bedeutung weit über seine nächste Bestimmung hinausgeht. So werden höchst schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte der englischen Pulververschwörung geliefert, und bei Erwähnung der Todesurtheile gegen Ketzer, zu denen Bellarmin mitgewirkt, wird der Versuch katholischer Apologeten nachdrücklich zurückgewiesen, die Hierarchie von der Verantwortung für die Justizmorde der Inquisition zu entlasten. Von allen Historikern hat keiner die Jesuiten so richtig beurtheilt und ist keiner in das Wesen ihres Ordens so tief eingedrungen als Ranke, und die vorliegende Vita Bellarmins ist eine neue glänzende Rechtfertigung seiner Auffassung.

Ein Gedenkblatt an Wilhelm Osterwald.

Von Fritz Fuldner.

Ein Dichter, der im Frühling stirbt — es liegt etwas tief Schmerzliches, etwas innerlich sich Widersprechendes in dem Gedanken. Und doch wieder ist es eine schöne Idee, daß an der frischen Gruft dessen, der im Leben sonst des Lenzes Wunder sang, der Frühling selber steht und Blumen streut auf seines Sängers Grab.

Die Nachricht von Wilhelm Osterwald's Tode, die vor einigen Monaten durch die Blätter ging, hat vielleicht jene Empfindungen in nicht ganz so vielen Herzen hervorgerufen, als sich bei der Bedeutung des Dichters hätte erwarten lassen. Unsere Zeit ist zu reich an lyrischen Dichtern, als daß, mit Ausnahme Weniger, der einzelne noch leicht in den Vordergrund zu treten vermöchte. Zudem hatte Osterwald in den letzten Jahren wenig Neues gebracht. Man sah nur selten seinen Namen in der Presse auftauchen, und mancher Jüngere mag sich selbst fragen: „Wer ist Wilhelm Osterwald?"

Der Dichter wurde geboren am 23. Februar 1820 zu Bretsch bei Seehausen in der Altmark. Er studirte Philologie, war als Lehrer thätig an den Gymnasien zu Halle und Merseburg und kam 1865 als Director des Gymnasiums nach Mühlhausen in Thüringen, wo er bis zu seinem Tode gewirkt hat.

Wer Osterwald kennen gelernt hätte, ohne zu wissen, daß er Dichter sei, der hätte sehr bald herausgemerkt, wes Geistes Kind er war.

Er lebte in dem freundlichen, betriebsamen und lebenslustigen Mühlhausen als ein Mann, auf den jeder Mitbürger mit dem Stolze blickte: es wandelt unter uns ein wahrhaft gottbegnadeter Mensch voll innigen Gemüthes und scharfen Geistes, ein Mann, der in grauen Haaren noch von einer hohen Begeisterung getragen ist, die unwillkürlich Begeisterung erwecken muß.

Dort in Mühlhausen war es, wo der Dichter fast jeden Sonntag im Winter einen aufmerksamen Kreis von Zuhörern um sich versammelte, um ihnen in einem Vortrage, der an Palleske's Fertigkeit erinnerte, poetische Werke aus älterer und neuerer Zeit vorzulesen. Die Stunden, in denen dies geschah, werden für Jeden, der sie miterlebte, unvergeßliche sein. Noch sehe ich ihn auf seiner Tribüne stehen, den Mann von sechszig Jahren im weißen Lockenhaar, und uns mit Jünglingsbegeisterung und dichterischem Verständniß die Dramen von Heinrich Kruse vor die Seele führen, einem Dichter, mit dem er sich mit Vorliebe beschäftigte. Noch höre ich seine tiefergreifende klangvolle Stimme und blicke in das weitgeöffnete schwärmerische Auge, und noch erinnere ich mich einer Scene, die mir bewies, daß dasjenige, was bei einem Anderen leicht lächerlich erscheinen mag, von einem wahrhaft Begeisterten vorgeführt, zur Begeisterung führen kann.

Professor Osterwald las ein Trauerspiel, in dessen Verlauf sich der Held nach Absprechung eines tiefsinnigen Monologes den Dolch in's Herz zu stoßen im Begriffe ist, ein selbstmörderisches Vorhaben, dessen Ausführung durch das Dazwischentreten einer anderen Person gehindert wird. Man sah dem Dichter, während er las, an, daß alle seine Gedanken und Gefühle in der Dichtung lebten. Seine Pulse schlugen fieberhaft, seine Hände suchten unwillkürlich nach dem Dolche, und jetzt — gelesen klingt es lächerlich — faßte er eben so unwillkürlich in die Tasche und holte aus ihr ein ganz einfaches Taschenmesser hervor, dessen Klinge er sich auf die Brust setzte. Der Vorsatz wird aufgegeben: der Vorleser legte ruhig sein Messer neben sich und las weiter — es wäre eine überaus peinliche Scene gewesen, wenn einer von den Zuhörern (und es waren deren auch sehr jugendliche zugegen) ein Kichern hätte hören lassen. Aber es gab nicht eine Seele im Saale, die der unter anderen Umständen gewiß tragikomische Vorgang heiter gestimmt hätte. Man sah in allen Mienen, daß die Begeisterung des Dichters auch bei seinen Zuhörern war und daß sie den Gebrauch des an sich recht prosaischen Dolches mit denselben Augen ansahen, als wenn sie, im Parquet eines Theaters sitzend, einen Barnay den Dolch hätten auf sich zücken sehen. Es lag etwas Hinreißendes in dieser vollen Hingebung des Vorlesenden an seinen Gegenstand. Er selbst — davon konnte man überzeugt sein — wußte in dem Augenblick nicht, daß er zu dem Messer in seiner Tasche griff; aber der Augenblick forderte einen Gegenstand in seiner Hand, er griff danach, ohne zu überlegen, was er eigentlich ergriff. Es konnte Niemand lächeln; denn man fühlte, daß hier ein Dichter den Dichter interpretirte. Diese auffällige an große Schauspieler erinnernde Wirkung seines Vortrages zeigte sich auch sonst, wenn Osterwald über einen Gegenstand redete, der ihm recht am Herzen lag.

Wie der Dichter durch die eben erwähnten alljährlichen Vorlesungen seinen Mitbürgern einen hohen poetischen Genuß verschaffte und sie bildend und fördernd auf die besten Erscheinungen der Literatur hinwies, so war es vor allem in den großen Kriegsjahren 1870/71, wo er als ein wahrer Prophet und feuriger Apostel der Vaterlandsliebe auftrat. In jener Zeit übte sein wahrhaft patriotischer und frei denkender Geist einen zündenden Einfluß auf alle Gemüther aus. Da flossen Reden von seinen Lippen, von denen man noch heute Manchen erzählen hört. Die warme Freude über die Erhebung des Vaterlandes, die der Dichter auch in seinen besten Liedern gefeiert hat (wir nennen hier nur den „Choral von Kaiserslautern" und das herrliche Lied: „Das Vaterland ruft und wir Alle sind da"), diese Freude fand damals selbst bei den Nüchternsten einen begeisterten Wiederklang und gerade seit jener Zeit war es, wo Osterwald unter seinen Mitbürgern der Mann geworden, an dem Jeder mit Bewunderung heraufsah.

Das echt dichterische Wesen und der Geistesflug dieses

Digitized by Google

Mannes lebte auch in den Räumen seiner Schule und sprang in die Herzen seiner Schüler. Osterwald's Hauptgebiet war, wie auch seine Sagen und Bilder aus der alten deutschen Zeit beweisen, das deutsche Alterthum und demnächst das Mittelalter.

Die erhabenen Gestalten des Nibelungenliedes und das sinnige Bild der Gudrun gewannen, von ihm erklärt, ein warm poetisches Leben. Es waren für seine Schüler Wonnestunden, durften sie mit ihrem geliebten Lehrer Nachmittags in den Wald hinaus ziehen und, um ihn gelagert, seinen Vorträgen lauschen. Dort im Schatten hoher Buchen pflegte auch Osterwald seine Horaz- und Homerstunden abzuhalten. Man hätte sich, wenn man ihn so mit seinen Schülern verkehren sah, in die Tage des griechischen Alterthums zurückversetzt fühlen können, wo eifrige Zuhörer noch enger, als es heute Sitte ist, sich an die Lehrer der Weisheit anschlossen. Osterwald war Lehrer, aber in ihm war nichts Einseitiges, nichts Pedantisches. Sein Lehrtalent war eben deshalb ein großartig wirkendes, weil bei ihm Lehrer und Mensch und Dichter zugleich in harmonisch erziehender Weise einwirkten. Er hatte wenn ihm einmal das Herz so recht in Freude aufging, etwas reizend Ausgelassenes, etwas von einem Anakreon an sich. Er improvisirte dann in bewundernswerther Weise das Lustigste und Witzigste, was man sich in poetischer Form denken kann. Seine Einfälle verletzten niemals auch diejenigen, welche sich sonst einen Scherz schwer hätten gefallen lassen.

Osterwald's lyrische Gedichte haben nichts von jener prickelnden Reizbarkeit moderner Dichter, welche so gern den Contrast zwischen conventioneller Sitte und natürlichem Gefühl in schrillen Tönen zu uns herüberklingen lassen; seine Muse verirrt sich nie in duftende Salons und prächtige Ballsäle, wo durch den Klang lauten verwirrenden Jubels der schneidende Ruf zerrissener Herzen tönt. Die Welt seiner Lieder ist die schöne Gottesnatur, sein liebster Aufenthalt der grüne Wald. Dort singt seine Muse ihre fröhlichen Weisen, dort läßt sie sich liebende Menschen im lustigen Reigen schwingen und jubeln in inniger Freude; und ist sein Herz betrübt, so trägt er seinen Schmerz hinaus auf die stille Haide zu einsamen Fichten und schaut dem Fluge der Wandervögel nach.

Osterwald's lyrisches Schaffen ist eine reine Naturpoesie, ein naiver Ausdruck der herzlichen Freude an den Wundern der Schöpfung und des innigen Zusammenwirkens seines Dichterherzens mit dem sich stets verjüngenden Leben der Natur. Man wird in unserer neueren Literatur nur wenige Dichter finden, deren inniges von falschem Weltschmerz wie von übertriebener Leichtigkeit der Lebensanschauung gleich entferntes Gemüth so tief und wahr die duftige Poesie des Volksliedes zu singen verstanden hätte, als dies bei unserem Dichter der Fall ist. Er erinnert deshalb auch am meisten an Hoffmann von Fallersleben, er lehnt sich ebenso nahe an die Poesie der Minnesänger, zu denen ihn auch seine Vorliebe für die poetischen Schöpfungen des Mittelalters unmittelbar hinführte.

Auch darin ist er den großen Minnesängern ähnlich, daß er nicht nur in der zartesten und humorvollsten Weise von Lenz und Liebe sang: Osterwald ist wie Walther auch ein vaterländischer Dichter von ansehnlicher Bedeutung. Seinen „Gedichten" und der Sammlung „Im Grünen" reiht sich ganz ebenbürtig „Deutschlands Auferstehung" an. Wo Osterwald einen vaterländischen Sang anstimmt, da können wir sicher sein, ein Lied zu hören, das in Liebe und Bewunderung deutscher Größe wie Orgelton und Glockenklang mächtig und oft prophetisch zum Herzen tönt.

Als Lyriker und Erzähler verdient unser Dichter einen ebenso schönen Platz. Er schöpft seine Stoffe aus dem für das Epos fruchtbarsten Boden der Heldensage. Ihm ist als Kenner und Interpreten der älteren germanischen Literatur der Geist der Gudrun und der Nibelungen in Fleisch und Blut übergegangen. Da finden wir nur selten die dem Epos durchaus fremden und oft so schwer zu vermeidenden langen Schilderungen, selten ein lyrisches Hervortreten, und aus dem ruhigen Gange der epischen Handlung erheben sich in erhabener Größe die mächtigen Gestalten seiner Helden gleich einer Siegfrieds- oder Achillesgestalt. Das bekannteste seiner epischen Gedichte ist das in der Titurelstrophe verfaßte Epos: „König Alfred".

Ungleich bekannter indessen hat sich Osterwald besonders bei der deutschen Jugend gemacht durch die „Erzählungen aus der alten deutschen Welt". Einfach und plastisch hat hier in guter Prosa der Dichter die Gestalten der Gudrun, Siegfrieds und Krimhildens, des König Rother und Parzival u. A. uns vor das Auge geführt. Herrlich redet aus diesen Erzählungen der Geist unseres großen Volksepos, die Treue deutscher Helden, schneidend tönt in ihnen die Klage um verlorenes Glück, furchtbar der Männer Schlachtruf, und süß wie Mondenlicht erscheinen die lieblichen Bilder der Gudrun und der kindlichen Dietlinde.

Auch als Dramatiker hat sich der vielseitige Dichter versucht. Vielleicht nicht ganz mit dem Glück und der Fertigkeit, welche seine übrigen Dichtungen auszeichnen. In Osterwald's Dichternatur liegt lyrische und epische Beanlagung nahe zusammen. Das charakterisirt ihn als Dichter des Volksliedes. Für einen geborenen Dramatiker wird ihn Niemand halten. Für das Dramatische fehlt ihm wohl auch eine bühnengerechte Bildung. Der scenische Aufbau seiner Stücke läßt oft zu wünschen übrig. Episodenhaftes hemmt oft den dramatischen Fortgang seines Stückes. Immerhin ist sein „Rüdiger von Bechlaren" ein lesenswerthes Drama, in dem, wie Kurz in seiner Literaturgeschichte rühmend erwähnt, mit tiefem Verständniß die allgemein menschlichen Verhältnisse erfaßt sind. Will man neben den drei reinen Grundformen der Poesie auch dem mit lyrischen Elementen durchsetzten dramatischen Spiel einen Platz einräumen, so hat Osterwald in „Walther und Hildegunde" und anderen kleinen Stücken diesem unbedeutenderen Zweige der Poesie manchen lieblichen melodramatischen Beitrag geliefert.

Mögen die Lieder des Dichters, der in seinem Leben so manchen Traurigen froh gemacht, so manchen Glücklichen begeistert hat, auch nach seinem Tode in dem Herzen und Munde Vieler unseres deutschen Volkes als schönes Vermächtniß fortleben!

Feuilleton.

Eine Sammlergeschichte.

Von F. Luthmer.

Man hat boshafter Weise die Verwandtschaft, welche unleugbar zwischen der Leidenschaft des Sammlers und derjenigen des Jagdliebhabers besteht, auch dadurch beweisen wollen, daß die Anekdoten beider einen starken Anspruch an die Leichtgläubigkeit der Zuhörer stellt. Für die folgende Geschichte muß ich jedoch volle Glaubhaftigkeit in Anspruch nehmen. Denn der Held derselben, der alte Hofrath P... hat sie mir jüngst in Köln selbst erzählt, als wir an einem der schweren Tage der Auction Felix Abends beim Glase Wein beisammen saßen. Und wer außer ihm hätte sie wohl wissen können?! —

Ich hatte — so berichtete mein alter Freund — damals noch ein blutjunger Tourist und ebenso junger Sammler, den Winter 1838 auf 39 in Rom zugebracht, und benutzte die ersten schönen Märztage zu einer Entdeckungsreise in den Norden des Kirchenstaates. Unbeläßtigt vom Brigantaggio, von dem man zu jener Zeit noch viel zu erzählen wußte, der sich aber wohl andere Opfer auszusuchen pflegte, als junge wandernde Künstler, kam ich nach Ancona, wohin mir Empfehlungen an den französischen Consul, den Cavaliere De' Santi, mitgegeben worden waren. Ich verbrachte eine Reihe angenehmer Tage im Verkehr mit dem liebenswürdigen, äußerst kunstsinnigen Manne, der mir unter anderen Rathschlägen für meine Rückreise auch den gab, einen Abstecher nach Gubbio zu machen, um den Marchese Brancaleoni kennen zu lernen.

Ich hatte von diesem schon in Rom sprechen hören. Sie müssen be-

Digitized by Google

denken, daß zu jener Zeit in Italien die Aufmerksamkeit auf die Reste alter Kunst kaum erwacht war und daß ein Mann, wie der Marchese, der sich in sein einsames Bergnest zurückzog, um alte Bilder und Töpfe zu sammeln, in den Kreisen der römischen Gesellschaft für einen halben oder ganzen Narren galt. Mich zog diese Eigenschaft nun gerade an und ich beschloß, den kleinen Umweg nicht zu scheuen, zumal ein Geschäftsmann, dessen Bekanntschaft ich in Ancona gemacht hatte, mir Wunderdinge von Majoliken aus den alten Fabriken von Gubbio, Faenza und Pesaro erzählte, die ich in diesem verlassenen Gebirgsörtchen noch finden und halb umsonst zu eigen erhalten würde. Ich darf nicht vergessen, diesen Signor Barnaba zu erwähnen, der sich in Ancona in auffallender Weise an mich herandrängte, einen unheimlichen Kameraden, der mit allen, mit Landgütern, Pferden, Alterthümern und auch wohl bei Gelegenheit noch mit anderen Dingen Geschäfte machte. Ich hatte nicht über ihn zu klagen, denn er verschaffte mir zu sehr bescheidenem Preise ein paar kleine Bronzen, die ich noch jetzt zu den besten Stücken meiner Sammlung zähle. Dafür beanspruchte er das Recht zu einer Vertraulichkeit, die mir unangenehm war, und legte namentlich ein brennendes Interesse für meine Reisepläne an den Tag, die er bis in's Detail kennen zu lernen suchte.

Nach etwa achttägigem Aufenthalt entführte mich eines Morgens ein gutbespannter Reisewagen dem gastlichen Ancona, durch das Esinothal den Apenninen entgegen. Die absolute Sicherheit auf dem Herweg hatten mich sorglos gemacht und ich hatte nicht nur die Begleitung von Carabinieren abgelehnt, sondern mich auch nicht einmal mit Waffen versehen. Aber die üblen Erfahrungen, die dem bescheidenen Fußgänger erspart geblieben waren, sollten dem Extrapostreisenden vorbehalten bleiben. Hinter dem Städtchen Gualdo Tadino, als der Wagen die gute päpstliche Straße verließ, um auf steilen Bergpfaden der Höhe des Apennin entgegenzuklimmen, sah ich uns plötzlich von sechs bis acht bewaffneten Bauern umringt, welche den üblichen Zuruf „faccia in terra“ mit durchaus verständlichen Bewegungen ihrer langen Vogelflinten begleiteten. Die Sache lief jedoch zu meinem Erstaunen besser ab, als ich dachte; denn nach der Durchsuchung meiner Effecten erklärte mir der Führer der Bauern nicht ohne eine gewisse Höflichkeit, man habe sich in meiner Person geirrt. Leider könne er mich aber im Interesse seiner eigenen Sicherheit meine Reise nicht fortsetzen lassen, sondern müßte mich bitten, mir den Aufenthalt im Hause eines seiner Freunde so lange gefallen zu lassen, bis ihre Expedition geglückt sei.

Was wollte ich machen! — Zufrieden, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen war, ließ ich mir die Augen verbinden, bemerkte noch, daß der Wagen seine Richtung änderte, und konnte nun die aufgezwungene Muße ungestört zu einer Audienz meiner Gedanken benutzen. Mit ziemlich kaltem Blute begabt, fühlte ich mich durch das kleine Abenteuer keineswegs außer Fassung gebracht. Meine Zeit war mir nicht zugemessen, so daß ein Aufschub meines Besuches beim Marchese Brancaleoni gleichgiltig sein konnte. Und so wäre ich den geheimnißvollen Erlebnissen, die mir noch bevorstanden, in ganz guter Stimmung entgegengefahren, wenn mich nicht eine Art Enttäuschung verstimmt hätte: Ich hatte mir ein Rencontre mit den italienischen Briganten so ganz anders gedacht! Diese nüchterne, geschäftsmäßige Erledigung, ohne Blutvergießen, selbst ohne materiellen Verlust, war gar nicht nach meinem Sinn! —

Der Weg, den mein Wagen, umringt von seinen Wächtern, nahm, mußte unendlich einsam sein, denn ich vernahm keinen Anruf, kein Wort auf der ganzen Strecke. Endlich deutete entferntes Läuten wieder auf Menschenwohnungen, und bald bemerkte ich auch, daß unser Wagen über schlechtes Pflaster rollte; Hundegebell, Menschenstimmen, wir hielten vor einem Wirthshaus. Aber noch durfte meine Binde nicht fallen. Mein Führer bat mich auszusteigen, da der Rest des Weges zu Fuß gemacht werden müsse, und nach kurzem Imbiß fühlte ich mich auf einem Kletterpfad, dem Schall nach zu schließen zwischen Garten und Mauern, emporgeleitet. Ich fühlte, wie mich die kühle Luft der Höhe umwehte — aber doch stand ich sprachlos, als endlich meine Binde gelöst wurde. Ein Zauberbild breitete sich vor mir in den Strahlen der Abendsonne aus! Fern und tief die Ebene mit blitzenden Flüssen, ein schön geschwungenes Vorland wellenförmig aufsteigend, hier und da belebt von weißen Kirchthürmen bis empor zu der Höhe, auf der ich stand. Die höchsten Gipfel des Apennin, in einzelnen Mulden noch weiß vom späten Frühlingsschnee, umstanden mich — ein Anblick von so ernster Großartigkeit, daß mir jeder Gedanke an die seltsamen Ereignisse des Tages weggelöscht waren. Und doch rief mich meine nächste Umgebung wieder in die Gegenwart zurück. Ich stand auf der Terasse eines kleinen Bergschlosses oder eines befestigten Landhauses, das, so viel ich in der schnell hereinbrechenden Dämmerung erkennen konnte, ziemlich ruinenhaft aussah — im nächsten Vordergrund vor mir lag, still und friedlich in eine Thalmulde eingebettet, das Städtchen, in welchem ich meinen Wagen verlassen hatte. Mein Führer eröffnete mir wieder mit jener halb unterthänigen Gentilezza, aus der ich jetzt einen leisen Spott herauszuhören glaubte, daß ich mir dieses Schlößchen für kurze Zeit als Aufenthalt gefallen lassen müßte, daß Andrea und seine Mamma, die ständigen Bewohner der Ruine für alle meine Wünsche, soweit sie in dieser Einöde zu erfüllen wären, zu Diensten ständen. Andrea war ein hübscher junger Bursch, etwa zwanzigjährig, von dem in diesem Gebirge ziemlich häufigen blonden Schlag mit völlig germanischem Typus. Die Mamma die abscheulichste Hexe, die mir je vorgekommen.

Ich kann nicht sagen, daß ich nicht schon unterhaltendere Abende zugebracht hätte, als derjenige in der Gesellschaft dieser beiden Insassen des einsamen Bergschlosses, zumal die Conversation durch den mir beinah unverständlichen Dialect nicht wenig erschwert wurde. Auch bemerkte ich bei beiden eine außerordentliche Zurückhaltung in der Beantwortung aller Fragen, welche sich auf den Namen der Burg, des Ortes, der benachbarten Berge bezogen. Inzwischen war ich, als ich mich ziemlich früh in mein Zimmer zurückzog, angenehm überrascht von dem Comfort, den ich daselbst fand. Augenscheinlich war das Schlößchen seit dem sechzehnten Jahrhundert, aus welcher Zeit die bescheidenen Decorationen meines Zimmers stammen mochten, immer bewohnt gewesen, denn die Möbel, die wahrscheinlich aus dem ganzen Gebäude hier zusammengetragen waren, vertraten fast alle Stilarten, und ich hätte mir einbilden können, im Laden eines Antiquars zu schlafen.

Die größte Ueberraschung — und hiermit komme ich zum Kernpunkt meiner wahrheitsgetreuen Geschichte — stand mir jedoch am nächsten Morgen bevor, als mir die alte Concetta das Frühstück brachte. Es war keine Gourmandise — ein Topf mit Milch, hartes Brot und ein Stück Ziegenkäse: aber der Teller, auf welchem dieser Ziegenkäse lag! Ich beschleunigte die Entfernung der Alten, die sich wortreich über die Dürftigkeit ihrer Küche entschuldigen wollte und stürzte mich auf den Teller. Durfte ich meinen Augen trauen? Auf stumpfblauem Grunde in Weiß das zierlichste Frührenaissance-Ornament, in der Mitte auf weißem Grunde ein heiliger Johannes, Die bekannte Knabenfigur mit der Fahne — so wahr ich lebe, eine Majolikaschüssel aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts! Und da, auf der Rückseite, wahrhaftig die bekannten Buchstaben Mo. Go. und die Zahl 1493 — ein Maestro Georgio, von Gubbio, so schön und echt, wie nur eine in einem Museum von Europa existirt — ein Stück, das, wie ich es da hatte, jeden Tag seine 4—5000 Francs werth ist.

Sie, lieber Freund, sind selbst Sammler genug, um sich den Zustand zu denken, in welchen mich meine Entdeckung versetzte. Ich fühlte mich wie trunken; ich verschloß die Thür, um meinen Schatz, dessen Farben nach sorgfältiger Reinigung noch viel herrlicher hervortraten, auf's genaueste zu prüfen. Daß die Schüssel mein werden müsse, stand sofort bei mir fest. Nur galt es, die Alte nicht ahnen zu lassen, welchen Schatz sie in ihrem Hause hatte. Sollte gar — ich wagte es vor Entzücken kaum auszudenken — noch eine zweite solche Schüssel am Orte sein, so mußte ich mir auch diese zu verschaffen suchen, koste es, was es wolle. Ich nahm daher, als die alte Concetta wieder eintrat, eine möglichst gleichgiltige Miene an, und fragte verlören: Concetta, wo habt ihr die Schüssel her, auf dem der Käse lag? „O meine Seele,“ erwiderte sie lachend, „wer weiß das — die ist hier im Hause so lange ich denken kann — seid nur nicht böse, Herr, daß ich Euch das Frühstück auf so zerbrochenem Geschirr brachte. Aber wir armen Leute müssen uns eben behelfen.“ — Concetta, sagte ich, auf sie zutretend, ich bin ein Narr auf alte Schüsseln und das Ding gefällt mir — wollt Ihr mir es schenken? ich schenke Euch auch etwas —

Digitized by Google

seht diesen Paolo an meiner Uhrkette — den hat der heilige Vater selbst gesegnet . . .

Die Augen des alten Weibes leuchteten auf, als sie das Goldstück, das ich schnell abgelöst hatte, zum Kuß an die Lippen führte. „Und wenn Ihr zehn so alte Scherben wollt, Alle, Alle könnt Ihr haben, Eccelenza, wenn Ihr mir die Münze dafür gebt.“ Jetzt fühlte ich, wie mir das Blut zu Kopf stieg — ich sah schon die Küche der Alten mit den herrlichsten Majoliken gefüllt, wie das Museum von Sèvres; und das Alles konnte mein werden!

Aber o weh! wie war meine Phantasie mit mir durchgegangen! Die schmutzige Küche der Alten, die ich im Interesse meines ferneren Appetits nie hätte betreten sollen, enthielt allerdings Scherben genug, aber leider gehörten sie alle der „zeitgenössischen Keramik“ an! Ich hatte nicht geringe Mühe, meiner Wirthin begreiflich zu machen, auf was es mir ankam; und fühlte meine Hoffnung neubelebt, als sie plötzlich ausrief: „Ach — Ihr wollt solches bunte Geschirr haben, ja, was ich davon hatte — viel war's nicht, das habe ich meiner Kleinen, der Filumene, mitgegeben, als sie sich vor zwei Jahren verheirathete — Poverella — kaum ein Jahr war sie verheirathet, nächste Lichtmeß wird sie erst zwanzig Jahre und ist schon Wittwe! — Santa Madonna, wie schwer hat das Kind sich getröstet. Doch ich will Euch sagen, Herr — Andrea mag hinunter springen in's Städtchen und der Schwester sagen, daß sie noch heute von ihren bunten Tellern heraufbringt.“

Ich könnte nun mein kleines Erlebniß zu einem Roman ausspinnen, wenn ich bei Filumena länger verweilen wollte. Sie kam, und ich fühlte plötzlich, daß ich nicht nur Sammler, sondern auch ein junger Bursche mit einem zweiundzwanzigjährigen Herzen war. Nie habe ich etwas Reizenderes gesehen, als das junge Weib. Sie nestelte das bunte Tuch auf, darin sie ihre Schüsseln gebracht hatte, und mit Mühe unterdrückte ich einen Schrei der Ueberraschung — da waren vier Geschwister meines Maestro Giorgio von heut Morgen, aber völlig intact. Stücke von ganz unschätzbarem Werth! Angesichts der letzteren wurde ich mit Filumena bald handelseinig, wenn sie auch nicht so naiv wie die Mutter, ihre Schätze für einen vom Papst geweihten Paolo hingab. Im Städtchen war im vorigen Jahr ein Fremder aus Ancona erschienen und hatte ihr den größten Theil ihrer Schüsseln, das Stück zu zehn Skudi abgekauft — ich bewilligte ihr zur großen Ueberraschung der alten Concetta, den gleichen Preis und nahm ihr das Versprechen ab, mir noch das Wenige heraufzubringen, was sie an gleichen Stücken besäße.

Mit dem Hin- und Wiedergehen der bildschönen Filumena, der ihre Witwentrauer doch nicht so tief zu gehen schien, nahm meine Gefangenschaft eine weitaus lieblichere Gestalt an. Bald war jene täglich oben, nannte sich selbst meine Kerkermeisterin und nahm zu meiner großen Befriedigung der Alten die Sorge für meine Person völlig ab. Wollen Sie es mir alten Weißkopf verdenken, wenn mir noch heute das Herz rascher schlägt in der Erinnerung an jene herrlichen Frühlingstage auf dem Gipfel des Appenin, in einem Zauberschloß, dessen Name ich nicht wußte, das höchst glückliche Opfer eines ränberischen Ueberfalls? Stand ich doch noch in jenem glücklichen Alter, in dem das Herz keine tiefere Aufregung verlangt — wo ein süßes Getändel, ein Sehnen und Versagen und dann wieder ein flüchtiges Hingeben uns vollauf befriedigt.

Eines Abends gegen Sonnenuntergang — sie war den ganzen Tag, wie mir vorkam, weicher und ernster, aber auch zurückhaltender gewesen, als bisher — führte sie mich auf eine Galerie des obersten Stocks, um mir die Aussicht in ein Nebenthal zu zeigen, das nur von hier aus zu erblicken war — es gelang uns aber nicht, die hölzernen Laden, mit welchen die Lichtöffnungen verschlossen waren aus ihrer hundertjährigen Lage zu bringen. Ich wollte die Dunkelheit, die in dem Gange herrschte, benutzen, um meine schöne Begleiterin zu umfassen, wie ich es oft gethan — da fühlte ich plötzlich, wie ihre weichen Arme sich um meinen Hals legten, und mit einem leise gehauchten addio caro, a mai rivederci! — berührten ihre Lippen die meinigen. Dann entglitt sie meinen Armen und verschwand durch eine Thür, die mein an die Dunkelheit gewöhntes Auge jetzt am Ende des Corridors wahrnahm. Glühend von Leidenschaft eilte ich ihr nach und hörte noch, wie sie eine zweite Thür hinter sich in's Schloß warf — dann sah ich mich in einem großen, dämmerigen Raum, in welchem verschiedene am Boden stehende Gegenstände meinen Schritt hemmten. Ich tastete mich zu einem der geborstenen Läden — ein starker Druck und das morsche Holzwerk polterte in die Tiefe — das voll hereinfluthende rothe Licht der Abendsonne aber beleuchtete ein wüstes Gemach voll Staub und Moder. Vor mir am Fenster bedeckte ein Haufen Lumpen unförmliche Massen zerbrochener Möbel, zerfetzte Gobelins, deren Stücke in meiner Hand blieben, als ich sie aufheben wollte, füllten die Ecke — da — was war das! — fieberhaft riß ich die staubigen Lumpen hinweg und starrte auf meine Entdeckung, die mich im Augenblick Alles — den Staub und Schmutz sowohl wie den heißen Kuß der schönen Filumena vergessen ließ — ein vollständiges Lager alter Majoliken. Wohl an dreißig Stücke zählte ich mit gierigem Auge — Teller, Schalen, Kannen, dreifüßige Salzfässer — alles form- und farblos von Staub, den ich mit den zusammengerafften Lumpen eilig entfernte, so gut es gehen wollte. Und nun strengen Sie Ihre Phantasie an, um mit mir in diesen unschätzbaren Meisterwerken des Cinquecento zu schwelgen. Die meisten der Stücke waren mit Namen und Jahreszahl gezeichnet, andere verriethen durch die Vollendung ihrer Darstellungen und durch den lebhaften Metallglanz ihrer Farben die großen Meister von Gubbio und Urbino — ich hätte stundenlang hier oben sitzen und immer wieder eins um das andere in die Hand nehmen können, wenn nicht das dunkler werdende Roth der Abendsonne mich an den Aufbruch gemahnt hätte. Noch brauchte ich die Vorsicht, die vermoderten Gewebe wieder über meine Schätze zu breiten, und sann, während ich meinen Rückweg über die jetzt völlig dunkle Galerie in bekannte Theile des Schlosses nahm, in welcher Weise ich mich in den Besitz dieser Schätze bringen könnte, ohne welche ich entschlossen war, den Ort nicht zu verlassen. Soviel war ausgemacht, daß ich vorerst meinen Hausgenossen kein Wort verrathen durfte; das wurde mir um so leichter, als ich weder Filumena noch den Bruder unten fand. Nur die Alte, mich mürrisch von der Seite anschielend, schlich wie eine brummende Katze herum. Mein Sinn war jedoch so vollständig von meinem Fund in Anspruch genommen, daß ich darauf nicht achtete. Ich sollte auch weiter keine Zeit behalten, über diesen Wechsel in der Laune der Alten, und über das plötzliche Verschwinden meiner lieblichen Kerkermeisterin zu grübeln, da mir schon der nächste Morgen eine Aenderung meiner Lage brachte. Kurz vor Mittag erschien jener Führer der Schaar, der mich zum Gefangenen gemacht hatte und kündigte mir an, daß die Gründe meiner Gefangenschaft gehoben seien und ich nun mit Gott reisen möchte, wohin es mir beliebt.

Ehe ich von der wiedererlangten Freiheit Gebrauch machte, nahm ich den Boten bei Seite und fragte ihn, ob er von dem alten Hausrath wisse, der auf dem Boden des Schlosses aufbewahrt sei. Er entsann sich, daß der Herr des Schlosses von werthvollen alten Töpferwaaren gesprochen, die sich noch im Hause befinden müßten, und erklärte sich auf meinen Wunsch bereit, bei dem Padrone sich nach den Bedingungen zu erkundigen, unter welchen er mir dieselben ablassen wolle.

Allzuweit mußte der Wohnort des Schloßherrn nicht sein, denn schon gegen Abend kehrte er mit seinem Bescheide zurück, und nannte mir als Verkaufspreis eine Summe, die mich zwar durch ihre Höhe überraschte, die aber doch nicht den zehnten Theil des Werthes betrug, den diese einzigen Stücke im Kunsthandel hatten. Wenn ich meine Reisekasse bis auf einen kleinen Rest erschöpfte, so konnte ich dem Boten den Betrag sofort einhändigen und mit einem unaussprechlichen wonnigen Gefühl ließ ich jetzt mein Eigenthum in den Hof schaffen, wo ich es eigenhändig reinigte und auf's Sorgfältigste in Weidenkörbe verpackte, welche mir Andrea aus dem Städtchen verschafft hatte.

Und so saß ich wieder, zehn Tage nachdem ich als Gefangener hier herauf escortirt war, diesmal mit unverbundenen Augen, in der Frühe eines herrlichen Aprilmorgens im Wagen, den der wackere Andrea lenkte. Die alte Concetta, der ein reichliches Trinkgeld die gute Laune wiedergegeben hatte, wünschte mir den Schutz aller Heiligen auf meinem ferneren Lebensweg, und mit lustigem Peitschenknall ging es hinein in die goldene Freiheit. Meine Casse war zwar um manche hundert Skudi leichter geworden, aber da vor mir, auf dem Rücksitz des Wagens standen wohl-

Digitized by Google

verschnürt meine Schätze, eine Ausbeute meines Briganten-Abenteuers, um das mich noch Mancher beneiden sollte. Und hier, lieber Freund, haben Sie die Geschichte, wie ich den Grund zu meiner Sammlung legte.

* * *

„Aber, lieber Hofrath — warf ich ein — so oft ich Ihre Sammlung gesehen habe — ich besinne mich nicht, jemals Majoliken bei Ihnen bemerkt zu haben; Sie haben also die Ausbeute Ihrer abenteuerlichen Reise wieder abgegeben?"

„Halten Sie mich für einen „amateur-marchand"?" fragte der Alte mit feinem Lächeln. „Allein Sie haben völlig Recht, ich besitze jene Majoliken nicht mehr — ich habe sie zerschlagen."

„Zerschlagen," fuhr ich auf. „Sie wollen mir doch nicht glauben machen —"

„Wie ich Ihnen sage — in tausend Stücke zerschlagen. Die sämmtlichen Arbeiten waren Fälschungen, und meine ganze Gefangenschaft auf dem verzauberten Schloß das genialste Stück truquage, das wohl je einem Sammler vorgekommen ist."

„Aber sagen Sie mir, bitte —"

„Wie ich allmählich darauf geführt wurde, daß die Schätze, die ich unter so romanhaften Umständen erworben, Fälschungen waren, kann hier gleichgiltig sein. Erst nach Jahren gelang es mir mit großer Mühe und unter der energischen Beihülfe meines Freundes, des französischen Consuls in Ancona, festzustellen, daß die ganze Komödie von jenem Händler Barnaba in Scene gesetzt war, um nur dem Neulinge eine Nase zu drehen. Dieser hatte, wie man sagte durch jahrelangen Schmuggel, sich ein bedeutendes Vermögen erworben und lebte an der dalmatinischen Küste als großer Herr auf einem Landgute. Von dort ließ er sich herbei, mir in einem ausführlichen Briefe die Augen zu öffnen. Er hatte die Majoliken, übrigens vorzügliche Arbeiten des bekannten Fälschers Pazzuoli in Siena, in jenes alte Schloß schaffen lassen, Filumena und ihre Mutter, sowie die Briganten — rechte Shoddy-Briganten — eingelernt, die denn auch ihre Rollen mit der dem Italiener eigenen Geschicklichkeit gespielt hatten, und so war es ihm nur zu leicht gelungen, den jungen Gimpel zu fangen, der Alles für echt und für baare Münze nahm. Und doch war Alles gefälscht — Alles, außer den schönen Augen meiner Freundin Filumena."

Notizen.

Ludwig Uhland. Eine Studie zu seiner Säcularfeier von Hermann Fischer. (Stuttgart, Cotta.) — Zur Säcularfeier eigentlich verspätet, aber von bleibendem Werth ist diese warmherzige und feinsinnige ästhetische Untersuchung eines Schülers von Fr. Vischer. Das Biographische, das ja bei Uhland bald erledigt ist, wird nur kurz berührt und das ganze Gewicht darauf gelegt, ein umfassendes und tiefgreifendes Bild des Dichters, Politikers und Gelehrten zu geben. Die Entwickelung des Lyrikers ist voll sinniger Einzelzüge, dabei nicht von blindem Enthusiasmus niedergeschrieben, wie die durchaus kritisch gehaltene Beurtheilung Uhlands als Dramatiker zeigt. Willkommen ist die ästhetische Untersuchung zumal dadurch, daß dem Verfasser nicht nur das gedruckt vorliegende Material, sondern des Dichters Studienhefte und manches Handschriftliche vorlagen. Auch der großdeutsche Patriot ist gerecht beurtheilt. Besonders farbig ist das Bild des gelehrten Uhland getroffen, dessen Schriften noch von hoher Bedeutung sind, mag auch die Germanistik heute mehr auf sprachlichem Felde leisten. Auch für den Menschen gilt derselbe Charakterzug wie für den Dichter Uhland: „eine selbstbewußte, festgegründete, aber stets mit edler Milde gepaarte Mannheit." Seit Vischer's herrlichem Essay über Uhland hat uns keine Schrift über den schwäbischen Sänger so sehr befriedigt, wie die vorliegende.

Sociale Pflichten oder Was die Classen der Gesellschaft einander schuldig sind. Von William Graham Sumner, deutsch von M. Jacobi; mit einem Vorwort von Theodor Barth. (Berlin, Elwin Staude.) — Der Verfasser ergeht sich elf Capitel lang in der Klage, was man Alles dem „vergessenen Mann" aufbürde, dessen Aufgabe doch nichts Anderes sei, als seinen Lebensweg zu Ende zu gehen, seine Schulden zu bezahlen und drei oder vier Kinder in den Stand zu setzen, zu einer ebenso guten Lage zu gelangen, als die ihres Vaters war. Nachdem derart die Gesellschaft in der Gruppirung: die Socialreformer, die fleißigen und sparsamen Capitalisten und die nachlässigen und verschwenderischen Capitallosen abgehandelt ist, kommt der Autor zu dem Schlusse: daß die Bürger einander nichts Anderes schulden, als gegenseitige Achtung und Garantie der Freiheit und Sicherheit. Aber nicht nur der Gedankengang des Pamphlets ist eine frivole Abfertigung der Besitzlosen, auch in der Form finden wir eine unausgesetzte Verhöhnung der capitallosen Arbeit, siehe z. B. „Ueber die neueste Philosophie, daß es am vortheilhaftesten ist, arm zu sein". „Ein freier Mann ist Souverän, nimmt aber keine Geldgeschenke". Der Leser wird sich wohl jetzt fragen, warum wir dieses fremdartige Buch nicht sofort bei Seite gelegt haben, da es doch weder Neues noch Werthvolles, nicht einmal neue und werthvolle Irrthümer, enthält? Und so sei es gestattet, die Ursache, weshalb wir näher darauf eingingen, anzugeben und das beschämende Geständniß abzulegen, daß ein deutschfreisinniger Volksvertreter es ist, der diesem Buch den Weg nach Deutschland ebnete, indem er es mit einem Vorwort versah und es seinen Landsleuten empfahl. Nicht mehr bloß von den Bourbonen gilt das Wort, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben. Whr.

Astra. Roman von Dito und Idem. (Zweite Auflage. Bonn, Verlag von Emil Strauß.) — Wir begegnen in unserer belletristischen Literatur nur wenig Werken, welche aus dem Zusammenarbeiten zweier oder mehrerer Verfasser hervorgegangen sind, und das ist auch recht gut. Denn eine gewisse Ungleichmäßigkeit, nicht nur in der Darstellung, sondern auch in der Anlage des Ganzen muß nothwendig zurückbleiben, wenn nicht die Mitarbeitenden ihre schriftstellerische Individualität vollständig verleugnen und hierdurch die äußerste Grenze von Flachheit erreichen wollen. Auch der vorliegende Roman leidet an diesem allgemeinen Fehler der Colloboratorenerzeugnisse. Er stammt aus den Federn Carmen Sylva's und ihrer vertrauten Freundin Mite Kremnitz. Beide Schriftstellerinnen haben schon vor einigen Jahren ein gemeinsames Werk („Aus zwei Welten") veröffentlicht, welches dem vorliegenden in der Form der Darstellung durchaus ähnelt. In Briefen und Tagebuchaufzeichnungen wird die Handlung fortgeleitet, wobei für Reflexionen und psychologische Erörterungen natürlich ein weites Feld sich eröffnet. Sicherlich ist diese Form für das Zusammenarbeiten mehrerer Verfasser sehr geschickt gewählt, denn nach Feststellung des Planes kann jeder der Mitarbeiter recht gut die Rolle einer oder mehrerer der correspondirenden Personen ganz selbständig übernehmen, so daß es später nur einer flüchtigen gemeinsamen Ueberarbeitung des Ganzen bedarf. Dito und Idem scheinen diese Art des Zusammenarbeitens sehr zu lieben. Wie in ihrem ersten gemeinsamen Werke die Briefe der Prinzessin Ulrike von Carmen Sylva und die des Professors von Mite Kremnitz geschrieben sind, so stammen in dem vorliegenden Romane die Briefe der beiden Schwestern, zwischen welchen unheilbringend der schurkische, von beiden geliebte Edelmann steht, aus verschiedenen Federn. Es ist dabei nur schade, daß Dito nicht ganz Idem ist, denn abgesehen von dem furchtbar schleppenden Gang der tragischen Handlung, für welche die Liebe der beiden Schwestern zu einem Manne den Angelpunkt bildet, erhält auch die Zeichnung dieses Mannes durch das doppeltseitige Briefschreiben über ihn etwas Verschwommenes und Unklares. Wir wissen wirklich nicht, ob er ein offenbarer Schurke oder nur ein leichtsinniger, grundsatzloser Mensch ist. Auf jeden Fall hat ihn die eine Schriftstellerin so, die andere so aufgefaßt, und aus dieser gelinden Meinungsverschiedenheit zwischen Dito und Idem ist dann die durchaus lebensunfähige Romanfigur des Sander entstanden. — Im Uebrigen entbehrt der Roman ja nicht glänzender Stellen und wirksamer Episoden. Er ist von Damen und für Damen geschrieben und wird seines rührsamen Eindrucks auf viele zartbesaitete Seelen nicht verfehlen. B.

Der Spion. Historischer Roman aus der Geschichte des heutigen Rußland von Julius Grosse. 2 Bände. (Dresden, Pierson.) — Nach einer längeren, in Dresden spielenden Einleitung, die mit dem Roman selber nichts zu thun hat und die der Autor füglich hätte weglassen können, wird in farbenreicher Sprache das Bild einer grandiosen Verschwörung entrollt, die wider das Haus Romanow spielt, rechtzeitig aber entdeckt wird und den Hauptanstiftern des Complots Tod oder Deportation nach Sibirien bringt. Der Held des Romans ist ein junger Engländer, der durch merkwürdige Zufälle die Sache entdeckt; er ist vom Verfasser trefflich geschildert worden, die Schwankungen vom Spion zum pflichttreuen Menschen, vom leichtsinnigen Cavalier zum scharfsinnigen Combinator sind effectvoll dargestellt. Auch die beiden Schwestern, Frau und Schwägerin des Spions, sind interessante und lebensvolle Gestalten. Obwohl es dem Roman an Farben nicht mangelt, so entbehrt er dennoch des eigentlichen Localcolorits; er ist übrigens kunstvoll componirt und gewandt ausgeführt und zählt zu den besseren Erscheinungen moderner Belletristik. E. W.

Literarische Modelle und andere Geschichten. Von Ferdinand Groß. (Berlin, S. Fischer.) — Groß ist einer der wenigen deutschen Feuilletonisten, die von unseren französischen Nachbarn den amüsanten Plauderstil gelernt haben. Seine literarischen Modelle heißen ohne Zweifel Daudet, Droz, Quatrelles, doch findet man auch die schärfere, mehr auf den Witz gestimmte Tonart unserer Spitzer und Kossak bei ihm. Für längere Arbeiten geht ihm der Athem aus, in diesen kurzen, knapp pointirten Ausführungen eines komischen Einfalles, wobei man gelegentlich auch etwas sentimental sein kann, ist er Meister. Die Perlen des Büchleins sind ohne Zweifel die erste Humoreske, die ihm den Namen und dem Zeichner des Titelbildes den Vorwurf gegeben, sodann die drolligen „Zukunftsausstellungen" und die geradezu köstliche Satire: Mein Jubiläum.

Digitized by Google

Inserate.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Treu und Frei.

Gesammelte Reden über Juden und Judenthum

von Prof. Dr. M. Lazarus.

gr. 8. geh. Ladenpreis 6 Mark.

☛ Das neueste, hochbedeutsame Werk des berühmten Psychologen enthält eine Auswahl von Reden und Vorträgen, welche derselbe bei den verschiedensten Gelegenheiten über das erwähnte Thema gehalten und bitten wir, dem vortrefflichen Buche, welches das Interesse der Gebildeten aller Stände und Confessionen in seltenem Maße anregen wird, eine gütige allseitige Beachtung schenken zu wollen.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Bad Nauheim bei Frankfurt a. M., Station Main-Weser-B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit sämmtlichen Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts***, besitzt drei kohlensäurereiche alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milch-Kuranstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.

Saison vom 1. Mai bis Oktober.

Zur Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Octavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einem Franzosen nicht für möglich hält, schildert Autor das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w. Das Werk ist geeignet in Deutschland gleiches Aufsehen wie in Frankreich hervorzurufen. —

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

5 Bände.

Preis geheftet ℳ 20.—; fein gebunden ℳ 25.—

Dunst.

Roman

von

Karl Frenzel.

Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschien bei **Gebrüder Borntraeger** in Berlin S.W., Wilhelmstrasse 122:

Victor Hehn, Gedanken über Goethe. 1887. 8. brosch. 7 ℳ.

Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 8. geb. 7 ℳ.

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Fünfte Auflage. 1887. gr. 8. brosch. 10 ℳ.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder“** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen.

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben*; die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-A., Oppelstr. 44.**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 6. August 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußland und die baltischen Provinzen. Von Irenius. — Die Duellwuth und ihre Heilung. Von Pax. — **Literatur und Kunst:** New-Yorker Kunstleben. Von C. A. Houthumb. — Eine culturgeschichtliche Quellenschrift. Von Bruno Gebhardt. — Die realistische Strömung in unserer Literatur. Von Arnold Fokke. (Schluß.) — **Feuilleton:** Der Ring am Finger. Von Georg Keben. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Rußland und die baltischen Provinzen.

Zu manchen Zeiten gab es Klagen darüber, daß „im Auslande" viele Deutsche nur zu rasch ihr Deutschthum abgestreift hätten. Von den Deutschen in den baltischen Provinzen Rußlands — welche letztere dem Deutschen Reiche gegenüber zur Zeit doch auch als „Ausland" anzusehen sind — kann man indessen nicht sagen, sie hätten ihr Deutschthum je gering geschätzt. Individuelle Ausnahmen hat es freilich auch unter den baltischen Deutschen gegeben, Personen, die „verrußt" sind — aber solche sind von der großen Mehrheit der Baltiker gewöhnlich als eine Art von Renegaten angesehen worden und haben sich selbst bei Nationalrussen und Deutschen einer gleich geringen Schätzung erfreut. Allerdings gibt es auch ursprünglich deutsche Familien, deren Russisch-werden nicht ihrem Verschulden, sondern äußeren Verhältnissen zuzuschreiben ist: Verheirathung mit Personen griechisch-russischer Confession, dadurch nothgedrungenerweise erfolgte Erziehung der Kinder im russisch-orthodoxen Glauben, resp. ihr Aufwachsen in ganz russischer Umgebung. Personen oder Familien, die in der eben angedeuteten Weise durch die Verhältnisse russificirt wurden, kann man selbstverständlich nicht so beurtheilen, wie diejenigen, die aus Liebedienerei und ähnlichen Gründen „verrußt" sind.

Seitdem die baltischen Deutschen zum russischen Reiche gehören, haben sie sich als loyale Unterthanen der Kaiser von Rußland gefühlt und gezeigt. Dieses hat aber ihrem Bewußtsein, daß sie Deutsche sind und daß sie deutsche Cultur und Solidität in Rußland vertreten, niemals Eintrag gethan. Gerade weil die baltischen Provinzen sich als deutsche Landschaften betrachten, haben sie der russischen Regierung den Nutzen zu bringen vermocht, den sie ihr seit Peters des Großen Tagen gebracht haben.

Es ist erklärlich, daß das Wesen und die Stellung der baltischen Deutschen und der baltischen Provinzen von manchen Seiten in Rußland wiederholt angefochten wurden. „Die Trauben sind sauer!" sagte der Fuchs in der Fabel, als sie ihm zu hoch hingen: so werden gewisse nationalrussische Kreise zu Spöttern über die europäische, beziehungsweise deutsche Civilisation und Cultur, weil sie aus ihrer Nationalität heraus zu culturellen Leistungen sich unfähig fühlen. So hat man in russischer Zeitungssprache für die baltischen Deutschen den Spottnamen: „Kulturträgery" erfunden, um den culturtragenden Charakter der Baltiker lächerlich zu machen.

Manchmal wurde auch die Loyalität, welche die Deutschbaltiker als Unterthanen der Czaren bethätigten, bespöttelt: gewissen nationalrussischen Kreisen mochte solche Loyalität der Deutschbaltiker um so peinlicher oder widerwärtiger geworden sein, je mehr unter Nationalrussen nihilistische und andere subversive Tendenzen sich ausbreiteten. Daneben hat man zu Zeiten in Rußland von gewisser Seite mißliebige Aeußerungen in der Richtung gehört, die Deutschbaltiker fühlten sich wohl als zu dem Kaiser von Rußland in loyalster Unterthanenschaft stehend, hätten aber weder Zug noch Neigung zu dem „russischen Volke".

Allerdings ist der Ausdruck „russisches Volk" so unklar wie nur möglich. Will man aber als „russisches Volk" oder als „russische Familie" speciell die Großrussen ansehen, so dürften in Rußland auch noch andere Nationalitäten sein, die ebenso wenig als die Baltiker im großrussischen Brei aufgehen mögen. Es gibt in Rußland sogar Nationalitäten, welche den Großrussen innerlich feindlich gegenüberstehen, was man von den Deutschbaltikern in keinem Falle sagen kann.

Jetzt aber, zu einer Zeit, wo die russische Regierung ihrer großrussischen Unterthanen keineswegs so durchweg und so ganz sicher ist, wo die Loyalität unter den Großrussen nicht stark oder nicht thätig genug ist, um die Propaganda subversiver Tendenzen hinlänglich einzuschränken — zu einer solchen Zeit suchen gewisse Elemente in Rußland den Czaren zu immer härteren Maßregeln gegen diejenige Bevölkerung seines Reiches fortzureißen, welche die Grundsätze der Loyalität und Ordnung auf's Strengste aufrecht erhält. Diese Elemente, welche die harten Maßregeln gegen die Deutschbaltiker befürworten, sind zum Theil Fanatiker, die das Russisch-werden der Baltiker, deren „Verschmelzen mit der russischen Familie" für etwas so Unerläßliches halten, daß dem gegenüber alle anderen Rücksichten nach ihrer Meinung zurückstehen müßten. Was hilft es, daß die Deutschbaltiker die besten Unterthanen des Czaren wären, wenn sie nicht zu Russen werden! — so ungefähr mögen solche Fanatiker manchmal denken.

Auffälligerweise haben manche Personen, die aus dem Auslande nach Rußland gekommen (Ausnahmen abgerechnet), den Wunsch solcher Fanatiker, daß die Baltiker zu Russen werden sollten, oft weniger unbillig gefunden, als die Sache den Deutschbaltikern erscheint. Die Deutschbaltiker kennen das nationalrussische Element eben besser, und sie wissen aus Erfahrung zweierlei zu würdigen: die Unzulänglichkeit der nationalrussischen Lehrkräfte und gewisse Gefahren, die aus einer weiteren Verbreitung der russischen Sprache entspringen dürften.

In der That hat bisher noch Niemand die Frage gelöst, wie der Baltiker „sich mit der russischen Familie verschmelzen" oder „zum Russen werden" sollte — ohne eine hinlängliche

Digitized by Google

Anzahl respectabler und tüchtiger russischer Lehrer. Ein russischer General, ohne besondere Bildung, der einmal urplötzlich an die Spitze einer wissenschaftlichen Anstalt gestellt wurde, pflegte zu sagen: „Der Kaiser sagte: werde ein Gelehrter — und ich wurde ein Gelehrter!“ Wenn nun mancher hochgestellte Russe an die Baltiker die Mahnung ergehen ließ, sie möchten Russen werden, so erinnert das lebhaft an die Auffassung jenes Generals, welcher meinte, der Czar brauche bloß zu befehlen, um die Menschen zu dem zu machen, was er wollte. Mit dem Unterrichte in der russischen Sprache war es in den baltischen Provinzen von jeher so kläglich bestellt, daß selbst diejenigen Baltiker, welche ernstlich das Russische erlernen wollten, oft mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, und zwar lagen diese Schwierigkeiten wesentlich auf Seiten der nationalrussischen Lehrkräfte. Man würde im übrigen Europa das für Uebertreibung halten, wollte man auch nur annäherungsweise genau die Ritter von der traurigen Gestalt zu schildern versuchen, als welche — mit wenigen Ausnahmen — die aus dem Innern gekommenen russischen Sprachmeister in den baltischen Provinzen sich gewöhnlich darstellten. Dieser Sprachmeister-Calamität gegenüber wußte die russische Regierung gewöhnlich kein anderes Mittel, als eine Vermehrung derselben unmöglichen oder unpraktikabeln Art von russischen Stunden.

Am besten waren bisher gewöhnlich solche Lehrer der russischen Sprache, welche von Geburt oder Abstammung Deutsche waren und dann nach dem Innern des Czarenreiches auf eine Zeit lang gingen, bis sie des russischen Idioms Herr geworden. Es konnte selbstverständlich nur in sehr seltenen Fällen der Zufall gerade solche Sprachmeister bieten. Was nationalrussische Lehrer anlangt, so heben wir hervor, daß bei ihnen in den baltischen Provinzen Trunksucht und andere Scandalosa nicht etwa bloß in den unteren Graden vorgekommen sind. Aber auch abgesehen von Scandalen und Lastern, was nützten die Examina, welche die russischen Lehrer bestanden hatten, was halfen die Diplome und Rangklassen, welche sie besaßen — wenn ihnen die praktische Befähigung fehlte?

Wir haben in den baltischen Provinzen zu Zeiten wohl auch nationalrussische Lehrer gesehen, bei welchen man in Bezug auf russische Sprache auch wirklich Etwas lernen konnte. Solche Erscheinungen waren aber selten, und auch bei diesen seltenen Erscheinungen traten verhältnißmäßig häufig merkwürdige Absonderlichkeiten zu Tage. Ein wissenschaftlich tüchtiger nationalrussischer Lehrer der russischen Sprache, der als Oberlehrer an einem Gymnasium unterrichtete, pflegte z. B. seinem Widerwillen gegen seine Lehrthätigkeit lauten Ausdruck zu geben. Er war Collegienrath und hob mit Vorliebe hervor, daß er ein viel bequemeres Leben hätte, falls er in einem Verwaltungsposten zu dieser Rangklasse gelangt wäre.

Ein nationalrussischer Gymnasiallehrer in den Ostseeprovinzen war unerschöpflich in den Argumenten, welche der russischen Sprache gegenüber die Inferiorität der deutschen beweisen sollten. Seine Argumentation war ungefähr folgende: „Warum sagen Sie im Deutschen das Fenster, aber nicht der Fenster?... Sie können nichts Plausibles anführen, Sie haben gar keinen bestimmten Grund! Wenn ich aber im Russischen sage oknó, so weiß ich gleich, daß das Wort neutrius generis ist, denn es endigt sich auf o. Die russische Sprache hat also einen bestimmten Grund, warum oknó (das Fenster) sächlich ist, die deutsche nicht — Sie sehen somit auf's Neue die Ueberlegenheit und Rationalität der russischen Sprache!“ In ähnlicher Weise demonstrirte er, wie rationell es wäre, daß der russische Ausdruck für „Haus“ männlich wäre, während die deutsche Sprache gar keinen Grund für die Neutralform des Wortes „Haus“ hätte, u. dergl.

Ein anderer nationalrussischer Gymnasial-Oberlehrer bewies die Ueberlegenheit Lomonossow's über Schiller aus zweierlei Gründen. Erstens hatte es Schiller nur bis zum Hofrath gebracht, Lomonossow war aber Staatsrath oder gar wirklicher Staatsrath; zweitens besaß Schiller gar keinen Orden, Lomonossow hatte aber fünf Orden! In neuerer Zeit war freilich bei vielen Nationalrussen, die sich dadurch als „höchstentwickelt“ oder „Allen vorgeschritten“ documentiren wollten, der Stil maßgebend geworden, zu behaupten, ein Stück Käse oder ein paar Stiefel wären, ihres materiellen Nutzens wegen, mehr werth als Puschkin und andere Poeten. Die Schüler waren aber mit beiden Richtungen schlimm daran, sowohl mit derjenigen, die materialistisch urtheilte, als auch mit derjenigen, welche den Werth der Dichter nach Rangklassen und Orden abmaß.

Daß es auch einige wenige nationalrussische Lehrer in den baltischen Provinzen gibt und gegeben hat, welche nicht in die erwähnten Kategorien gehören, das wollen wir nicht bestreiten und nicht leugnen. Bei der verschwindenden Geringfügigkeit ihrer Anzahl pflegten solche russische Lehrer gewissermaßen angestaunt zu werden, so wie sie ihrerseits gewöhnlich zu eifrigen Bewunderern des deutsch-baltischen Wesens wurden: sie gaben wohl gute Sprachstunden, leisteten aber dem Russificiren keinerlei Vorschub.

Wie gesagt, es sind Fanatiker eigener Art, welche die Russificirung der baltischen Provinzen in Rußland verlangen, und welche solche Russificirung gleichsam als einen Selbstzweck ansehen, dem gegenüber alle anderen Rücksichten zurücktreten müßten. Es giebt aber auch noch eine andere Art von Fanatikern, welche ihrerseits zu Zeiten viel klarer sehen mögen, als jene, und doch ebenfalls je eher je lieber die baltischen Provinzen russificirt sehen möchten. Diese andere Art von Fanatikern ist sich des Abstandes, der in mancherlei Hinsicht zwischen den inneren Provinzen Rußlands und den baltischen herrscht, vollkommen bewußt, und weiß auch wohl, daß den Baltikern mit dem Russificiren keinerlei Wohlthat erwiesen würde.

Aber nach dem Willen dieser zweiten Gattung nationalrussischer Fanatiker sollen es die Baltiker auch nicht besser haben, als die Russen der großrussischen Gouvernements, soll den Baltikern eben darum Leid widerfahren, weil bei ihnen so Vieles besser stand als dort, wo die Nationalrussen zu Hause sind und bestimmenden Charakter haben. Auch viele Elemente in Rußland, die bewußt oder unbewußt im Sinne der Nihilisten oder Anarchisten arbeiten, unterstützen allem Anschein nach diejenigen Bestrebungen der ultrarussischen Hetzpolitiker, welche culturzerstörenden Charakter haben. Die aber bewußter Weise Nihilisten oder Anarchisten sind, dürften zu Zeiten sich wohl in's Fäustchen lachen, wenn sie beobachten, wie selbst gewisse verblendete Organe der Staatsgewalt in Rußland, wenn auch unfreiwillig und unbewußt, mit ihrer Art von Russificationsbestrebungen das Czarenreich der Selbstzersetzung zutreiben.

Was die lettische und esthnische Bevölkerung der baltischen Provinzen — die einheimische Bauernbevölkerung — anlangt, so ist für sie keine andere culturmäßige Zukunft denkbar, als die der Germanisation. Die lettische und die esthnische Sprache bieten beide keinerlei Möglichkeit zu weiterer intellectueller Entwickelung: was aus den beiden Idiomen in grammatischer Hinsicht und in Bezug auf Ausdrucksfähigkeit gemacht werden konnte, das ist wesentlich durch die Deutschen geschehen.

Auch ist es eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß bei den Letten und Esthen Viele, die an Geld oder Bildung sich hervorzuthun anfangen, oft gar nicht Letten oder Esthen mehr gewesen sein wollen und das Deutsche ostentativ reden — zuweilen ohne es sogar recht zu beherrschen. Der baltische Deutsche ist auf seine deutsche Muttersprache außerordentlich stolz: es glaubt daher auch der Lette oder der Esthe (namentlich der Lette) etwas Besseres zu werden, wenn er dasselbe Idiom spricht oder zu sprechen sucht, wie der Deutschbaltiker. Durch das Treiben der sogenannten „Junglетten“ und „Jungesthen“ ist in der Richtung allerdings der natürliche Zug der lettisch-esthnischen Bevölkerung zum Stillstehen gekommen: trotzdem wird weder das Lettische noch das Esthnische zu einer entwickelungsfähigeren Sprache werden. Das Junglettenthum und das Jungesthenthum haben sich in den baltischen Provinzen ebenso wenig als culturfähiges Element bewiesen — wie das Russenthum.

Allerdings ist es unberechenbar, wie weit deutsche Sprache

Digitized by Google

und deutsche Sitte in den baltischen Provinzen zurückgedrängt werden könnten, falls von gewisser Seite ein Ausrotten von Cultur und Gesittung in jenen Provinzen in's Auge gefaßt würde. Wir wissen nicht, ob solches von den betreffenden Hetzpolitikern bezweckt, oder eventuell wenn nicht bezweckt, so doch als mögliche Folge ihres Treibens anerkannt wird. Die Idee ist aber bei dem ordnungsliebenden Theile des baltischen Landvolkes genugsam zum Bewußtsein gekommen, daß bei den Vorspiegelungen der nationalrussischen Agitatoren in keiner Richtung Heil zu erwarten ist. Man weiß zu gut, daß die deutsche Sprache die gediegensten Culturschätze eröffnet, während die russische im Großen und Ganzen in der Beziehung ein ungeheures Fragezeichen aufweist. „Was sind eigentlich die Ideale des Nationalrussenthums, und wie weit ist selbiges damit gekommen?" — diese Frage drängt sich Jedem, seinem Bildungsgrade entsprechend, in dieser oder jener Weise immer von Neuem auf.

Ja, zum Theil hat man selbst in dem baltischen Landvolk vor dem Weitergreifen der russischen Sprache sogar eine Art von Angst: man fürchtet, daß die russische Sprache Vieles herbeiziehen würde, was das nationalrussische Wesen der inneren Provinzen Rußlands charakterisirt. Eine Anzahl nationalrussischer Agitatoren und diverse einheimische Strolche und Ueberläufer, die gegen das deutsche Wesen arbeiteten, haben zur Vermehrung der erwähnten Befürchtungen allerdings noch mancherlei beigetragen.

In den vierziger Jahren war übrigens (wie zur Genüge bekannt ist) die Russification der baltischen Provinzen von gewissen Leuten in Rußland auf dem Wege der Bekehrung versucht worden. Die betreffenden Agitatoren hatten damals ihr Bekehrungswerk wesentlich in solcher Weise geleitet, daß der Graf Bobrinsky um das Jahr 1863 in einem officiellen Berichte an den Kaiser Alexander II. jene Massenbekehrungen der vierziger Jahre als die Folge „eines klar dargethanen officiellen Betrugs" bezeichnete. So schrecklich gravirend das für die betreffenden Organe jener russischen Conversionsbewegung lautet, so wäre indessen der Erfolg der officiellen Betrüger nicht so ausgedehnt gewesen, wären nicht so unendlich viele Leute unglücklich geworden, wenn unter den lettischen und esthnischen Bauern nicht auch so viele gewesen wären, die mit solchem Eifer ihre materiellen Vortheile zu vermehren gesucht hätten.

An den Leuten, welche um materieller Vortheile willen damals ihren Glauben wechselten, hatte selbstverständlich die eine Kirche Nichts verloren, aber auch die andere Nichts gewonnen. Aber auch der berechnendste und materiellste jener Convertiten hatte manchmal Augenblicke, wo die Wucht seines Entschlusses mit Centnerschwere auf ihm lastete und wo die qualvollste Reue ihn erfaßte. Besonders herzzerreißend war es, wenn man die Nachkommen jener Convertiten (wie das doch oft genug vorkam) der Verzweiflung anheimfallen sah. Auch war es vorgekommen, daß in den vierziger Jahren Viele, die um die Aufnahme in die russische Kirche gebeten haben sollten, etwas ganz Anderes erbeten oder unterzeichnet zu haben glaubten!

In den letzten Jahren hat man wieder von zahlreichen Bekehrungen zur russischen Kirche unter den Bauern in den baltischen Provinzen gehört. Was es mit diesen Bekehrungen für Bewandtniß hat, wissen wir nicht, und äußern in Betreff dieser neueren Vorgänge auch kein Urtheil. Vor Allem ist nicht zu vergessen, daß die russischen Gesetze den Abfall von der griechisch-russischen Staatskirche mit schweren Criminalstrafen bedrohen. Wenn zu Zeiten in den baltischen Provinzen die Ausführung mancher drakonischen Bestimmung der russischen Gesetze in Bezug auf Kirchenangelegenheiten unterblieb, so wurde solche Nachsicht nur in Folge humaner geheimer Befehle geübt, und die Gewissensnoth dauerte in den baltischen Provinzen thatsächlich fort.

Daß alle Versuche, die baltischen Provinzen zu russificiren, der historischen Entwickelung dieser Provinzen schnurstracks zuwiderlaufen — kann keinem Zweifel unterliegen. Die drei baltischen Provinzen Rußlands sind Gebiete deutscher Cultur und haben offenbar nur vermöge deutschen Geistes und deutscher Cultur Aussicht auf gedeihliche Weiterentwickelung. Die politischen Rechtstitel, unter welchen Livland, Esthland und Kurland zum Czarenreiche gekommen, sind freilich nicht für alle drei Provinzen die gleichen — trotzdem bleiben unseres Erachtens in allen drei Provinzen die Interessen des Deutschthums von der größten Wichtigkeit. Dadurch, daß die deutschen Reichsstände zur Zeit Iwans des Schrecklichen für die Rettung der Provinzen das Nöthige nicht gethan, haben letztere doch nicht aufgehört, deutsche Gebiete zu sein.

Was speciell Livland anlangt, so ist in dem Werke Sugenheim's: „Rußlands Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland vom Beginne der Alleinregierung Peters I." u. s. w. (Frankfurt am Main, 1856) im ersten Bande (Seite 135) berichtet, daß Peter der Große, kurz nachdem er die Eroberung Livlands vollendet, dem damaligen deutschen Kaiser gegen Frankreich ein Hülfsheer zu stellen sich erbot, wenn er als factischer Besitzer dieser vormals zum deutschen Reiche gehörigen Provinz, Sitz und Stimme auf dem damaligen deutschen Reichstage erlangen würde. Welche Absichten sonst seiner Zeit Peter der Große mit seinem (nicht angenommenen) Antrage auch verbunden haben mochte, thut heutzutage nichts zur Sache: es bleibt das Factum bestehen, daß Peter der Große Livland als ein deutsches Land ansah und als solches auch weiter betrachtet wissen wollte.

Auch ist nicht zu vergessen, daß Peter der Große Werth darauf legte, Livland wesentlich auf Grund von Vereinbarungen, von Capitulationen zu besitzen. Dabei hat Peter der Große sich auch noch später in dem Sinne vernehmen lassen, daß er die Privilegien Livlands eher vermehren, als vermindern wollte. Ebenso wurden von ihm auch die Unterwerfungsbedingungen, welche mit den damaligen Ständen Esthlands vereinbart worden waren, bestätigt. Peter der Große hatte also mit den Ständen, welche damals Livland und Esthland vertraten, die Unterwerfung dieser beiden Gebiete vereinbart: diese Vereinbarungen bezüglich Livlands und Esthlands wurden im Friedenstractat von Nystadt (1721) noch besonders sanctionirt. Aus den bezüglichen Capitulationen, wie auch aus dem Nystadter Friedenstractat geht unter Anderem auch ganz bestimmt hervor, daß in Livland und Esthland die evangelische Kirche wie vorher bestehen, und daß die griechische Religion dabei frei und ungehindert geübt werden sollte.

Nach den Vereinbarungen mit Peter dem Großen und nach dem Nystadter Friedenstractat hat in Livland und Esthland die griechisch-russische Kirche also nur das Recht freier Religionsübung, aber in keiner Weise das Recht, den anderen Confessionen gegenüber daselbst eine herrschende Rolle zu spielen oder gar Gewissenszwang auszuüben. In dieser Hinsicht und noch in manchen anderen Punkten begehen die Russificatoren mehr oder weniger flagrante Verletzungen derjenigen Rechtsgrundlagen, unter welchen jene beiden Provinzen sich dem Scepter Peters des Großen unterworfen hatten.

Wer wollte es wohl sich unterfangen, hervorzuheben oder vorauszusagen, welche Prüfungen den baltischen Provinzen Rußlands durch die Russificatoren unter Umständen noch vorbehalten sein könnten? Jedenfalls ist es zu bedauern, daß das Publikum in Deutschland verhältnißmäßig so wenig Interesse zeigt für jene Provinzen, welche augenscheinlich nur dann eine gedeihliche Zukunft haben können, wenn deutscher Geist, deutsche Sprache, Cultur und Sitte dort herrschend bleiben, und wenn zugleich die russische Kirche daselbst auf den Standpunkt einer geduldeten zurücktritt.

Irenius.

Digitized by Google

Die Duellwuth und ihre Heilung.

Das Duell ist in England seit mehr als einem Menschenalter ausgerottet, in Frankreich dagegen in neuester Zeit wieder zu besonderer Blüthe gelangt und macht auch anscheinend bei uns, als den beflissenen Nachahmern französischer Moden, wieder Fortschritte, so daß man es für nöthig gehalten hat, die Regierung um verschärfte Vorbeugungsmaßregeln anzugehen. Einen Erfolg aber können nur Maßregeln haben, welche zugleich eine unbefangene und nüchterne Auffassung der Sache in den betreffenden Schichten einbürgern, denn gegen phantastische Romantik kämpft der Gesetzgeber vergebens, zumal wenn er sich selbst auf diesem Standpunkte befindet und auch der Richter bei der Anwendung der Gesetze denselben theilt.

Man hat nicht ohne Berechtigung das Duell einen gothischen Unsinn genannt. In der alten Welt war es unbekannt und später ist es über die arische Völkerfamilie nicht hinausgekommen, innerhalb derselben aber hat es am meisten bei den germanischen und gothischen Stämmen Aufnahme gefunden, welche es dann bei den von ihnen vielfach durchsetzten und stammverwandten Slaven und Kelten einschleppten. Vielleicht hängt dies mit dem eigenthümlichen Ehrbegriff der Arier und der starken Neigung der Germanen zusammen, sich auf die eigene Person zu stellen.

Man sollte meinen, daß ein so verbreiteter Brauch, welcher fast als moralischer Zwang wirkt, einen tieferen Sinn haben müsse und es hat nicht an Bemühungen gefehlt, diesen in das Duell hineinzufinden. So hat man in demselben u. A. eine Berufung auf das Gottesurtheil sehen wollen, was in unserer glaubensschwachen Zeit ziemlich komisch klingt, abgesehen davon, daß das alte Gottesurtheil zur Beweisung von Thatsachen dienen sollte, die durch andere Mittel nicht festgestellt werden konnten. Eben so schwach ist die Erklärung des Duells als einer Form der Rache, denn es wäre eine sonderbare Rache, sich vor die Pistole des Feindes zu stellen. Den meisten Sinn hat es noch, in dem Duell eine Ehrenerklärung zu sehen, insofern der Beleidiger, wenn er die Forderung annimmt und mit dem Beleidigten auf die Mensur tritt, seine Person gegen den letzteren einsetzt und diesen damit als ihm gleichwerthig anerkennt. Nur schade, daß der Beleidigte mit der gleichen, in der Forderung liegenden Ehrenerklärung den Anfang machen muß, während er zugleich über die empfangene Beleidigung quittirt.

Es ist ein ziemlich verbreiteter Irrthum, in dem Duell ein Zubehör des Ritterthums zu vermuthen. Das Ritterthum entstand im 11. Jahrhundert und das Duell ist nicht vor dem 15. Jahrhundert aufgetreten, als das Ritterthum bereits im Verfall war, und hat sich erst im 16. Jahrhundert zu voller Blüthe entwickelt, als das Ritterthum erlosch. Zu dieser Zeit hatte sich der Unsinn so weit gesteigert, daß außer den beiden Duellanten auch die Secundanten fechten mußten. Das Ritterthum in seiner Blüthe kannte das Duell in unserem Sinne nicht. Die Turniere waren Kampfspiele, wenn auch oft mit blutigem Ausgang, ähnlich wie die verrückten Zweikämpfe der Ritter zu Ehren ihrer Damen. Fanden gelegentlich andere ernsthafte Zweikämpfe statt, so waren sie der Austrag bestehender Feindschaft, aber nicht eine nach besonderen Spielregeln veranstaltete Farce mit versöhnlichem Abschluß. Man darf sich in dieser Beziehung nicht irre machen lassen durch Romanschreiber und Dichter, welche es von jeher geliebt haben, das in Wirklichkeit ziemlich rohe Ritterthum mit phantastischem Glanze zu schmücken. Vielleicht deutet aber auf einen indirecten Zusammenhang des Duells mit den Rittern der Umstand hin, daß das Aufkommen des Duells mit dem Erlöschen des Faustrechtes ziemlich zusammentrifft, so daß das Duell an die Stelle der früheren ritterlichen Privatfehde getreten sein könnte. Die Ritter waren gewohnt, ihre Streitigkeiten mit der Faust auszutragen und fanden sich nunmehr auf die eigene beschränkt. An die Stelle der früher vorgeschriebenen Ansage der Fehde trat die Forderung zum Zweikampf und damit die Sache nicht in Meuchelmord ausarte, wurde sie mit gewissen Förmlichkeiten umgeben und diese unter ein strenges Ehrengesetz gestellt. Nachdem so die Beobachtung der Duellregeln eine Ehrenpflicht geworden, lag es nahe, das Duell selbst zur Ehrensache zu machen, wenn auch vorläufig nur für den Adel, als dem Erben des Ritterthums. Allmählich aber dehnte sich der Brauch auf weitere eximirte Kreise aus, wie die der städtischen Patrizier und der gelehrten Körperschaften und hat sich auch in der Folge auf die sogenannten oberen Schichten der Gesellschaft beschränkt. Diesem Unsinn unterworfen und zu demselben berechtigt zu sein, wird noch heute als ein Vorrecht betrachtet.

Wie weit diese Erklärung des Duells zutreffe, mag übrigens dahingestellt bleiben: es ist nur ein Versuch der Motivirung eines Unfugs, welcher in schreiendem Widerspruch zu unseren Sittlichkeitsbegriffen steht. Die Versuche, ihn aus praktischen Nützlichkeitsgründen zu vertheidigen, fallen kläglich aus. Man hat sich wegen der Nothwendigkeit des Duells bei dem Offizierstande darauf berufen, daß der Offizier bereit sein müsse, jeden Augenblick sein Leben für seine militärische Ehre in die Schanze zu schlagen und daß man diese Gesinnung fördern müsse, indem man ihn gewöhne, sein Leben auch an seine persönliche Ehre zu setzen. Die Ehre sei das Lebenselement des Soldaten. Abgesehen von der Frage, auf welche wir noch zurückkommen, ob die eigene Ehre überhaupt durch Handlungen eines Dritten verletzt werden könne, ist der Muth des Raufboldes etwas ganz Anderes, als der Muth der Pflicht und nur auf den letzteren kommt es bei dem Soldaten an. In den französischen Armeen des vorigen Jahrhunderts hatte sich das Duell unter den Offizieren zum beliebten Zeitvertreib und Sport ausgebildet und trotz dieser frivolen Nichtachtung des Lebens liefen sie bei Roßbach mit den Hasen um die Wette. Leonidas dagegen und seine Spartaner hatten niemals auf einer Mensur gestanden, die Griechen Alexanders eroberten Asien und die Römer unterjochten die ganze bekannte Welt, ohne diese sinnreiche Einrichtung zu kennen.

In der englischen Armee ist das Duell außer Uebung gekommen, ohne daß sie in den Verdacht der Feigheit gerathen wäre. Das großartige Signal Nelson's vor der Schlacht von Trafalgar: „England erwartet, Jedermann werde seine Schuldigkeit thun", trifft wohl noch heute den in ihr herrschenden Sinn und kein Feind hat ihren Rücken gesehen. Auch das deutsche Heer hat hinreichende Beweise geliefert, daß es zur Aufrechterhaltung seines Muthes besonderer kleiner Hausmittel nicht bedürfe und es ist eine wahrlich unverdiente Beleidigung, dergleichen für nöthig zu halten. Ebenso ist zur Erhaltung des guten Tones unter den jüngeren Offizieren das Duell überflüssig. Jetzt wacht der Ehrenrath über die Ausführung und wer sich seiner oft gesetzwidrigen Anweisung nicht fügt oder gar die Forderung unterläßt, wird aus dem Offizierstande gestoßen. Viel einfacher wäre es doch, der Ehrenrath hielte direct auf gute gesellige Umgangsformen und zöge selbst den dieselben verletzenden Beleidiger zur Rechenschaft, indem er ihm die Wahl zwischen Entschuldigung oder Austritt läßt. Das wäre viel wirksamer und die Strafe würde den Schuldigen treffen, während jetzt der Beleidigte zu der vermeintlichen Ehrverletzung vielleicht auch noch die Kugel des Gegners erhält. Wir sagen „vermeintliche Ehrverletzung", weil wir schlechterdings nicht begreifen, wie die eigene Ehre anders, als durch eigene Handlungen verletzt werden könne. Die wirkliche Ehre, wohl zu unterscheiden von der nach Außen gerichteten bloßen Eitelkeit, fordert nur sittliche Zufriedenheit mit sich selbst, und die kann ein Dritter nicht stören. Verletzt er die gesellschaftliche Form, so fällt der Schimpf der Rohheit auf ihn und seine Erzieher zurück, trifft aber nicht den Beleidigten, der für die schlechte Erziehung keine Verantwortung trägt. Liegt die Beleidigung in einer ehrenrührigen Anschuldigung, so wird diese durch eine Forderung zum Duell nicht widerlegt. Silberne Löffel nicht gestohlen zu haben, läßt sich nicht durch die Pistole beweisen. Findet die Anschuldigung allgemeinen Glauben, so gibt es kein anderes Mittel dagegen, als ein den Verdacht entkräftendes Verhalten, im anderen Falle trifft den Verleumder die ihm gebührende Verachtung aller Wohldenkenden.

Digitized by Google

Die eigene Ehre wird davon nicht berührt und alle Veranlassungen zu Duellen sind eigentlich nicht Verletzungen der Ehre, sondern der Eitelkeit. Darum sind die Duelle auch von jeher am meisten im Schwunge gewesen bei dem eitelsten Volke der Welt, den Franzosen, von welchen ihr eigener Voltaire sagt, einem Franzosen könne nichts Verdrießlicheres begegnen, als ungesehen gehangen zu werden. Selbst ein Conflict, der nach der allgemeinen Meinung fast unumgänglich einen blutigen Abschluß zu verlangen scheint, wird nur durch die verletzte Eitelkeit zu tragischem Ende getrieben. Wir meinen den Conflict des Ehemannes mit dem Verführer der Frau, welcher so häufig mit der Pistole ausgefochten wird.

Wenn durch einen Dritten ein anscheinend harmonisches Familienleben gestört wird, so ist es erklärlich und vielleicht natürlich, daß der Geschädigte den Störenfried haßt und allenfalls auch todtschlägt. Das wäre Rache für ein vermeintlich ihm angethanes Unrecht, welches in Wahrheit indeß nur der Austrag eines Unglückes ist, das ihn schon bei der Hochzeit befiel. Eine solche Rache ist nicht auf der Mensur zu suchen, sowenig man einen Betrüger fordert, statt ihn zu verklagen. Uebrigens ist der wirkliche Schaden selten erheblich, denn an einer liederlichen Frau ist wenig gelegen und die Erlösung von ihr vielmehr ein Gewinn. Noch weniger ist die Ehre beschädigt. Der Ehemann muß zwar während der Ehe die Frau vertreten und wird auch in ihr verletzt, der Schimpf jedoch, den diese freiwillig übernimmt und durch ihren Verführer sich zufügen läßt, berührt den Ehemann nicht mehr, denn es ist ja Ehebruch — wie die deutsche Sprache sinnig sagt — geschehen und die solidarische Gemeinschaft aufgelöst. Nur die unsterbliche Lächerlichkeit, welche seit Menelaus „dem guten" auf dem Hahnrei liegt, läßt diesen nicht ruhen, bis er sie auf die Spitze treibt und sich von dem Galan vielleicht noch dazu todtschießen läßt: ähnlich wie es die Hirsche auf den Brunftplätzen machen. Das Komische liegt hauptsächlich in dem sinnlosen Pathos. Ein viel eleganterer Abschluß wäre es — und wir empfehlen denselben den Verfertigern von Ehebruchs-Dramen und Romanen —: Menelaus ladet den Hausfreund zu Mittag und trinkt auf das Wohl des zärtlichen Paares, indem er die Dame liebreicher Fürsorge empfiehlt und zum Abschied viel Vergnügen wünscht. — „Unglücklicher Tartar!" rief nach der alten Anecdote der polnische Schloßherr dem die Frau entführenden Tartarenhäuptling nach, und hatte die Lacher auf seiner Seite. Der Ehebruch im Allgemeinen hat seine ernste sittliche Bedeutung, aber der einzelne Fall fordert immer den Humor heraus.

Viel wunderliches Zeug ist zu Gunsten der Studentenmensuren gesagt worden. Sie sollen die körperliche Entwickelung durch die nothwendigen Fechtübungen befördern, zu guten Sitten im Verkehr erziehen, den persönlichen Muth üben und geistige Frische erhalten. Die Gymnastik des Fechtens ist aber eine sehr einseitige und mit der des Turnens nicht zu vergleichen: unendlich mehr leistet der Militärdienst. Die kindische Romantik, mit welcher die Paukereien sich umgeben, ist eher geeignet, die jugendliche Raufluft anzuregen, als die Umgangsformen zu verbessern, und was in dem Studentencomment als Tusch gilt, kann doch unter halbfertigen Leuten keinenfalls als ernste Beleidigung angesehen werden. Die Paukereien, das übermäßige Biertrinken und der Burschenwichs sind Ueberbleisel antiquirter Rohheit, welche sich mit der modernen Cultur und ihren Ansprüchen nicht mehr zusammenreimen. Man kann die mit der Nase parirten Quarten und die Cerevisкappe dem Kindskopf zu Gute halten, den sie schmücken, aber in der Stunde des Examens werden sie sich als Uebel erweisen. Wie endlich der Muth auf einer Mensur gestählt werden solle, wo die übliche Polsterung kaum den nothdürftigsten Platz für den zierenden Schmiß läßt, ist vollends nicht abzusehen, und was die geistige Frische anbetrifft, so lehrt die Erfahrung, daß der crasseste Renommirfuchs im späteren Leben sich gewöhnlich als der trostloseste Philister erweist. Man darf freilich der jugendlichen Ausgelassenheit einen billigen Spielraum nicht verschränken, aber es gibt bessere Formen dafür.

Wir erwarten keine Abhülfe von einer einfachen Verschärfung der bestehenden Gesetzgebung. Wer seinen Gegner im Duell tödtet, wird von keinem Richter gern als gemeiner Mörder behandelt werden und selbst dem härtesten Urtheil würde die Gnade folgen. Schon die jetzigen geringen Strafen werden auf diese Weise gemildert. Erst müßte eine allgemeine Umstimmung eingeleitet werden und dazu gibt England einen Fingerzeig, wo der Unfug längst gänzlich außer Gebrauch gekommen ist. Dort werden Beleidigungen und auch Störungen des ehelichen Friedens mit Geldentschädigung gesühnt und wenn auch bei uns das herrschende Vorurtheil noch zu mächtig sein dürfte, um ähnlichen Maßregeln einen durchgreifenden Einfluß zu gestatten, so ließe sich doch der Sache ein anderer, nach Geld schmeckenden Ballast anhängen, welcher sie aus den höheren Regionen der Romantik in das prosaische Leben herniederzieht. Und zwar mit unfehlbarer, auch durch die Gnade nicht zu störender Wirkung und auf eine vollkommen einwandfreie Weise, indem man das Princip der Haftpflicht auf das Duell anwendet.

Der Arbeitgeber ist für jede besondere Gefährdung des Arbeiters bei der Arbeit verantwortlich, auch wenn dieser die Gefahr freiwillig übernimmt und er muß den Angehörigen, den aus der Beschädigung oder dem Tode des Arbeiters entstehenden Verlust ersetzen, ohne daß dazu ein Verstoß gegen gesetzliche Vorschriften nöthig wäre. Was dem nur erlaubte Zwecke verfolgenden gewerblichen Unternehmer billig ist, muß mindestens auch den Duellanten recht sein, welche sich gänzlich auf einem vom Gesetz verbotenen Boden befinden. Man mag ihnen zu Gute halten, daß ein moralischer oder vielmehr gesellschaftlicher Zwang den einen Theil zur Forderung und Beide zum Erscheinen auf der Mensur nöthigt, obwohl dies noch lange nicht eine vollgiltige Entschuldigung bildet. Allein weiter reicht der Zwang nicht. Daß sie den Gegner beschädigen oder tödten, ist ihr freier Wille und wenn schon die herrschende Befangenheit die Bestrafung mildert, so ist doch nicht einzusehen, warum die civilrechtlichen Folgen eines absichtlich begangenen Verbrechens weniger hart sein sollen, als die, welche den Arbeitgeber für ein absichtsloses geringes Versehen treffen. Daß sich der verunglückte Arbeiter unbewußt, der beschädigte Duellant aber bewußt der Gefahr ausgesetzt habe, ändert die Sache nicht. Die Gefahr des Ersteren lag in dem Zufall, die des Letzteren in dem bösen Willen des Gegners und wenn der gewerbliche Unternehmer schon den Zufall zu vertreten hat, so fehlt es an jedem vernünftigen Grunde, die schlimme Absicht des Duellanten von aller Verantwortung frei zu lassen.

Der Entschädigungsanspruch der Angehörigen des beschäschädigten oder getödteten Duellanten würde sich bei Verletzung von jungen, von den Eltern abhängigen Leuten auf Kurkosten, Störung in der Laufbahn, Ersatz für den Verlust der zukünftigen Stütze des Alters oder wenigstens der Erziehungskosten erstrecken, bei älteren aus der Beschädigung oder dem Verlust des Versorgers sich begründen. Er könnte unter Umständen recht bedeutend werden, allein jeder unbefangene Verstand müßte ihn billigen. Er hat dabei nichts Schimpfliches, denn er hindert Niemand, seinem verkehrten Ehrbegriff folgend auf die Mensur zu treten und seine Ehre auf seine Weise zu vertheidigen: er soll dies nur nicht auf Kosten Anderer, nicht direct Betheiligter thun. Wenn er dann weiß, daß er in der Person des Gegners auf seinen eigenen Geldbeutel zielt, wird wegen der Kostspieligkeit des Treffens das gegenseitige Vorbeischießen Mode werden und die Liebhaberei an der geschmacklosen Posse sich bald verlieren. Käme noch eine mäßige Ordnungsstrafe in Gelde zum besten der Ortsarmen hinzu, so würden auch die ungefährlichen Studentenpaukereien an Reiz verlieren, denn der frische Schmiß als Zahlungsanweisung an die Armenkasse würde ein kostspieliger Schmuck und den Eltern der flotten Burschen dürfte die Ritterlichkeit ihrer Söhne in trüberem Lichte erscheinen. Die wenigsten Duellanten machen sich ernsthafte Gedanken über die Gefahr: sie hoffen auf Glück und treten mit einem gewissen Rausch des Leichtsinnes auf die Mensur. Die sichere Aussicht jedoch, daß diesem Rausche selbst im glück-

Digitized by Google

lichsten Falle der Katzenjammer des Bezahlens folge, wird hinreichen, ihnen die Sache wirksam zu verekeln, der üble Beigeschmack aber zunächst eine ängstliche Vermeidung des Anlasses zum Duell hervorrufen, so daß dieses selbst immer seltener werden und allmählich ganz aus der Mode kommen würde. Pax.

Literatur und Kunst.

New-Yorker Kunstleben.

Von C. A. Houthumb.

Das New-Yorker „Metropolitan Museum of Art" befindet sich auf dem besten Wege, in nicht allzuferner Zeit mit den berühmtesten Museen der alten Welt erfolgreich in Concurrenz treten zu können. Aus kleinen Anfängen ist das Institut herausgewachsen; im November 1869 wurde die Gründung eines solchen Museums in einer öffentlichen Bürgerversammlung in Anregung gebracht und die Idee fand unter den reichen New-Yorkern einen so enthusiastischen Anklang, daß sofort bedeutende Summen gezeichnet wurden und auch die Staatslegislatur das Unternehmen durch reichliche Zuschüsse aus der Staatskasse unterstützte. In den ersten Jahren behalf man sich mit einigen Privaträumlichkeiten, doch als in den siebziger Jahren die Legislatur die Summe von einer halben Million Dollar für das Museum bewilligte, errichtete man in dem schönen Centralpark ein eigenes Gebäude, das im März 1880 der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Das Gebäude, 218 Fuß lang und 95 Fuß breit, bildet jedoch nur den ersten Theil einer ganzen Serie von zwölf ähnlichen Gebäuden, die durch Corridore mit einander verbunden, jedenfalls den in seiner Art imposantesten, wenigstens geräumigsten Museumsbau der ganzen Welt bilden werden, doch wird das immerhin noch einige Decennien in Anspruch nehmen, da man augenblicklich erst mit dem zweiten Pavillon der ganzen Serie begonnen hat. In der wissenschaftlichen Welt berühmt geworden ist das Museum bereits durch die sogenannte Di Cosuala'sche Sammlung cyprischer Alterthümer. Die Sammlung umfaßt in nicht weniger wie 10,000 Nummern die Resultate der durch viele Jahre unter Leitung Di Cosuala's veranstalteten Ausgrabungen auf der der Venus Cypria geheiligten Insel, namentlich eine außerordentlich reiche Auswahl phönizischer und altgriechischer Glas- und Töpferwaaren.

Die Museumsverwaltung (der Eintritt in das Museum ist nebenbei frei, nur an den beiden ersten Wochentagen kostet der Eintritt 50 Cents [zwei Mark]) veranstaltet in jedem Sommer eine sogenannte „Loan Exhibition", d. h. sie entlehnt von den reichen Kunstmäcenen und Sammlern des Landes Bilder und Kunstgegenstände aller Art, die dann bis zum nächsten Jahre ausgestellt bleiben und auf diese Weise mit jedem Jahre dem Museum eine neue Anziehungskraft verleihen. Eine ganz absonderliche Ueberraschung bereitete die Verwaltung dem Publikum in diesem Jahre durch die neue Gemäldeausstellung und man darf schon jetzt mit voller Bestimmtheit darauf rechnen, daß diese Abtheilung im Laufe der Zeit trotz aller phönizischer und altgriechischer archäologischer und ethnographischer Wunderdinge den glänzendsten und reichsten Mittelpunkt des ganzen Museums bilden wird. Das Museum besitzt bereits eine ganz stattliche und beachtenswerthe eigene Sammlung. An alten Meistern sind z. B. vorhanden: „Rückkehr der heiligen Familie aus Aegypten" von Rubens. Rubens malte dieses Bild für die Jesuitenkirche in Antwerpen unmittelbar nach der Vollendung seiner „Kreuzigung" für die Antwerpener Kathedrale und vor der Ausführung des Pendants „Die Kreuzabnahme"; das Bild ist vortrefflich conservirt; ein zweiter Rubens, der zur Sammlung des Cardinal Ferdu gehörte, ist „Löwen auf der Hirschjagd", ein ebenfalls sehr großes wohlerhaltenes Bild, von welchem sich eine wahrscheinlich von Snyders herrührende Copie in der Münchener Nationalgalerie befindet. Außerdem gehören zu der Sammlung zwei Van Dyck's: „Die heilige Martha ersucht Gott um Aufhören der Plage von Tarascon", das zum Königlichen Museum in Madrid gehörte und von dort von Joseph Bonaparte nach Frankreich entführt wurde und ein „Portrait des Fräuleins De Chrystin" von der Sammlung des Herrn de Ribaucourt, vortreffliche Bilder der Brüder von Ostade, Gaspard de Crayer („Alexander und Diogenes"), Dirk Hals, Tenier, Murillo, Velasquez u. s. w., eine hübsche Auswahl der Werke unserer besten amerikanischen Künstler und natürlich nebst manchem Mittelmäßigen auch eine ganze Reihe trefflicher Bilder aus den neueren und neuesten deutschen und französischen Schulen.

Als vor einigen Monaten die Wittwe des fünfzig- bis hundertfachen Millionärs A. T. Stewart starb, glaubte man, daß die berühmte Stewart'sche Kunst-Sammlung der Stadt als Eigenthum hinterlassen werden würde, aber das war ein schöner Gedanke, weiter nichts, denn weder Herrn Stewart noch auch seiner Gemahlin war es auch nur im Traume eingefallen, den kleinsten Theil ihres riesigen Vermögens und selbst nur einen bescheidenen Beitrag ihrer Kunstschätze auf den Altar des öffentlichen Wohls zu opfern. Ebenso engherzig schien auch der Haupterbe und Massenverwalter des Nachlasses, der Ex-Richter Hilton, zu sein, der wenige Wochen nach dem Tode der Frau Stewart den öffentlichen Verkauf der sämmtlichen Kunstschätze anordnete. Die Stewart'sche Sammlung hat dem Besitzer allerdings viel, sehr viel Geld gekostet, aber sie war ohne jegliches Kunstverständniß, ohne jeglichen Geschmack und namentlich ohne jegliche kunstgeschichtliche Rücksicht zusammengestellt worden und sie hatte nur insofern einen hohen Werth, als sie eine ganze Reihe wirklicher Meisterwerke z. B. Rosa Bonheur's „Pferdemarkt", Meissonier's „1807", Ludwig Knaus' „Kindergesellschaft", Auguste Bonheur's „Fontainebleau", Bongereau's „Kartoffelernte" u. s. w. u. s. w. umfaßte. In der letzten Märzwoche kam die Gemäldesammlung unter den Hammer und die Schätze, die zusammen 513,000 Dollar ($2^1/_4$ Millionen Mark) einbrachten, wurden in alle Winde zerstreut; sehr angenehm überrascht wurde die Stadt jedoch gleich am Tage darauf durch die Mittheilung, daß Herr Cornelius Vanderbilt Rosa Bonheur's „Pferdemarkt", den er für 53,000 Dollar (210,000 Mark) erstanden, dem Museum of Art zum Geschenk gemacht hatte. Wenige Tage später erfuhr man, daß ein anderer New-Yorker Mäcenas und Millionär Herr George J. Seney dem Museum eine Collection von zehn Bildern, meistens der modernen französischen Schule angehörend, die einen Werth von 40,000 Dollar repräsentirten, zum Geschenke gemacht hatte. Kaum aber hatte die Museumverwaltung Zeit gefunden, Herrn Seney einen Dankbrief zu schreiben, da wurde ihr bereits von Gerichtswegen notificirt, daß das kürzlich verstorbene alte Fräulein Katharine Lorillard Wolfe, dessen Vater ein großer Kunstkenner und Sammler gewesen, ihre ganze reiche Gemäldesammlung testamentarisch dem Museum hinterlassen habe. Diese Sammlung wird von tüchtigen Kennern auf eine halbe Million Dollars geschätzt und außerdem hatte das Fräulein noch eine Summe von 300,000 Dollar angewiesen, die zum Theil dazu verwandt werden soll, einen besonderen Raum für die Sammlung einzurichten, während der übrig bleibende Rest zinslich angelegt und später zum Ankauf neuer guter Bilder verwandt werden soll. Diese letzte Sammlung ist bis jetzt dem großen Publikum nicht zugänglich gewesen, doch versichern die Kunstkenner, die Gelegenheit hatten sie zu mustern, daß dieselbe von weit höherem künstlerischen Werthe sei wie die Stewart'sche und sowohl an alten Meistern wie an den Erzeugnissen der späteren und spätesten Schulen aller Nationen überaus reichlich ausgestattet sei. Zu weiteren werthvollen Geschenken fühlten sich die Herren William Carr und William Schaus veranlaßt und noch vor wenigen Tagen traf hier die Nachricht ein, daß der in London lebende Amerikaner Herr Junius S. Morgan dem Kunstmuseum ein großes Gemälde von der Hand des berühmten englischen Malers Sir Joshua Reynolds zum Geschenk gemacht habe: eine Portraitgruppe der drei „Trustees" des zehnten Grafen von Westmoreland, für welchen das Bild im Jahre 1780 ge-

Digitized by Google

malt wurde. Das Bild blieb bis vor Kurzem im Besitz des gräflichen Hauses und wird jetzt binnen Kurzem dem Museum einverleibt werden.

Die letzte und man kann wohl sagen größte, weil unerwartetste Ueberraschung stand jedoch dem Publikum bevor, als die diesjährige Ausstellung im Metropolitan-Museum wirklich eröffnet wurde, denn da hing richtig der berühmte Meissonier „1807" („Die Parade von Friedland"), das Hauptstück der Stewart'schen Sammlung, im Hauptsaal und zwar als Geschenk des — Richters Hilton, der das Bild bei der Auction für 66,000 Dollar zurückgekauft hatte, und diesem gegenüber hing, ebenfalls als Geschenk des Richters Hilton Edouard Détailles „Vertheidigung von Champigny", das Hilton im Jahre 1879 in Paris für 35,000 Dollar gekauft hatte; außerdem hatte noch der Schwiegersohn des Richters, Herr Horace Russel, Karl v. Piloty's „Thusnelda beim Triumphzug des Germanicus" ebenfalls zur Stewart'schen Sammlung gehörend, beigesteuert. Das war in der That eine wirkliche Ueberraschung, da man sich von der Engherzigkeit des Richters Hilton einer solchen Freigebigkeit gar nicht versehen konnte.

Unter diesen Umständen präsentirt sich die diesjährige Ausstellung in ganz ungeahntem Glanz und Reichthum. Den am meisten in die Augen fallenden Mittelpunkt der Ausstellung bildet Rosa Bonheur's „Der Pferdemarkt." Rosa Bonheur stellte dieses Bild im Jahre 1853 im Pariser Salon aus, fand aber keinen Käufer und selbst als sie es ihrer Vaterstadt Bordeaux für den lächerlich kleinen Preis von 12,000 Franken anbot, ging die Stadt nicht auf das Angebot ein; später zahlte ihr der Londoner Kunsthändler Ernest Gamburt 40,000 Franken zugleich mit dem Privilegium, dasselbe im Stich vervielfältigen zu lassen; da sich aber von dem Bilde bei den colossalen Dimensionen nicht gut ein Kupferstich herstellen ließ, malte Rosa Bonheur dasselbe Bild in vierfacher Verkleinerung und nach dieser Copie hat seiner Zeit Thomas Landseer einen Kupferstich genommen; die kleinere Copie befindet sich augenblicklich in der Londoner Nationalgalerie, das Original kam Ende der fünfziger Jahre nach New York und wurde 1870 von Herrn Stewart für seine Sammlung angekauft; bei der kürzlichen Auction kaufte es, wie gesagt, Herr Cornelius Vanderbilt und schenkte es dem Museum.

Dem Bonheur gegenüber hängt das gleichgroße Bild des bekannten in Paris lebenden böhmischen Malers Wenceslaw Brozik, „Christoph Columbus am Hofe Ferdinands des Katholischen und Isabellas von Castilien", das vor einigen Monaten von dem bekannten Kunstmäcen Morris K. Jesny angekauft und dem Museum zum Geschenk gemacht wurde. Meiner Ansicht nach hat dieses Kolossalgemälde keinen besonders hohen Kunstwerth, das Colorit läßt kalt und die Gruppirung der Figuren, wie auch die individuelle Charakterisirung derselben ist im Grunde genommen eine recht dürftige, ohne jegliches künstlerisches Feuer und poetischen Schwung. Während diese beiden Bilder die beiden Schmalwände dieses Saales einnehmen, bilden den Mittelpunkt der beiden Längswände Meissonier's „1807" und Edouard Détaille's „Die Vertheidigung von Champigny". Meissonier's „Friedland 1807" ist, ich möchte fast sagen, eine etwas aufdringliche Glorification Napoleon I.; in einem vom 27. Januar 1876 datirten Briefe Meissonier's an Herrn Stewart, der zu der Zeit das Bild für 60,000 Dollar gekauft hatte, heißt es unter anderem: „Ich hatte nicht die Absicht, ein Schlachtenbild zu malen — ich wollte Napoleon im Zenithe seines Ruhmes darstellen; ich wollte die Liebe, die Bewunderung der Soldaten für ihren großen Führer, auf den sie volles Vertrauen hatten und für den sie freudig in den Tod gingen, malen." In Bezug auf Technik und Detailmalerei gilt „1807" ja wohl als das Meisterwerk Meissonier's, und in der That ist es ein Bild voll Leben und Wahrheit, aber es muthet uns etwas fremd und sogar aufdringlich an, so etwa wie eine überschwängliche Ode Victor Hugos. Wenn man mir die Wahl ließe zwischen diesem Meissonier und dem gegenüberliegenden Détaille, ich glaube ich würde letzteren wählen, trotzdem er um die Hälfte „billiger" ist, wie der Meissonier. Bekanntlich ist „Die Vertheidigung von Champigny" vor Jahren auch bereits in Deutschland ausgestellt gewesen und hat auch dort volle Anerkennung gefunden. Es stellt eine furchtbare Episode aus dem blutigen Schlachttage vom 2. December 1870 dar, die Vertheidigung Champignys durch die Division des General Ferron gegen den Angriff der Sachsen und Württemberger, und geradezu bewunderungswürdig ist die klare Diction, die überaus einfache und natürliche Darstellung der Situation, da ist nichts Aufdringliches, kein marktschreierisches Hervortreten der „Gloire" und der „grande Nation", sondern stricte, gerade in ihrer Einfachheit doppelt wirkungsvolle Wahrheit, gewissermaßen ein in Farben umgesetztes Capitel einer durchaus sachgemäßen Kriegsgeschichte. Karl v. Piloty's „Thusnelda", die gewissermaßen zu diesen beiden Bildern gehört (Geschenke der Familie Hilton) hängt in einem anderen Saale. Piloty malte dieses Bild zuerst und erst nach diesem das größere Bild, welches Eigentum der Münchener Galerie, und also im gewissen Sinne eine Copie dieses Originales bildet.

Von dem übrigen Bildern möchte ich noch besonders hervorheben Henry Lerolle's „Probe auf der Orgelbühne", Carl Marr's (aus der Münchener Schule, Schüler von Dietz) „Klatscherei" und „Das Geheimniß des Lebens", Josef Israel's (Holländer, Schüler Picots in Paris) „Erwartung" und „Der schüchterne Liebhaber", zwei Landschaften mit Schafen des Holländers Anton Mouve und Leon Augustin Lhermitte's „Die Weinernte", eine mit realistischer Keckheit und kühner Farbengebung gemalte Winzerscene aus einem südfranzösischen Weinberge. Die vier genannten Bilder gehören bis auf das letztere zu den von Herrn Seney geschenkten Gemälden, doch specielle Erwähnung verdienen unter denselben noch Baixeras „Hafen von Barcelona" und Julien Duprés „Der Ballon". Verdaguer Dionisco Baixeras ist ein geborener Barcelonaer und dieses vortreffliche Bild, drei prächtige, kernig mit keckem Realismus gemalte Matrosengestalten in einer Jolle, erregte im vorigen Jahre im Pariser Salon ungewöhnliches Aufsehen, während Julien Duprés „Ballon" — eine Gruppe Bauern hört bei der Feldarbeit auf, um einem in der Ferne vorbeiziehenden Luftballon nachzuschauen — eines der besten Bilder der älteren französischen Schule dieses Jahrhunderts bildet. Es würde mich natürlich zu weit führen, noch auf weitere Einzelheiten einzugehen, doch werden ja diese Namen wohl genügen, um den hohen künstlerischen Werth der Kunstausstellung erkennen zu lassen.

Nicht unerwähnt möchte ich es hier lassen, daß aus dem Atelier des bekannten Photographen Wilhelm Kurtz eine Photographie der Rosa Bonheur'schen Bilder „Der Pferdemarkt" hervorgegangen, die in ihrer Art ebenfalls ein wirkliches Kunstwerk ist. Herr Kurtz hat bei diesem Bilde die von Professor Hermann Vogel in Berlin entdeckte und von diesem selbst in der „Gegenwart" beschriebene Azaline-Methode angewandt, wodurch vermittelst optischer Sensibilitoren das Photographiren farbiger Gegenstände wesentlich insofern erleichtert oder vielmehr vervollkommnet wird, als jede Farbennüance des Originals auch auf der Photographie den richtigen Tonwerth erhält. Herr Kurtz hat bereits eine ganze Reihe der hier erwähnten Bilder nach dieser Methode reproducirt und dieselben haben in New-Yorker Kunstkreisen ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit und gerechte Bewunderung erregt.

Vielleicht dienen diese Mittheilungen dazu, die irrigen Ansichten, die noch immer drüben, selbst in den gebildeten Kreisen herrschen, daß nämlich Nordamerika in Bezug auf Kunst und Kunstbestrebungen noch immer das reine Böotien ist, richtig zu stellen. Von einem Lande, in welchem ein Museum im Laufe weniger Wochen Kunstgeschenke im Werthe von weit über einer Million Dollar erhält, in welchem für Munkacsy's Bild „Christus vor Pilatus" 115,000, und für desselben Meisters „Tod Mozart's" 50,000 Dollars bezahlt werden, um nur ein paar Thatsachen aus der „Kunstgeschichte" der letzten Monate anzuführen, darf man doch wohl behaupten, daß in ihm das Interesse für die Kunst ein reges und lebendiges ist.

Digitized by Google

Eine culturgeschichtliche Quellenschrift.

Von Bruno Gebhardt.

A. d. 1518 uff sontag den 3. tag januarii zu 4 uren vurmittage, do Leo der 10. romischer pabst im 6. jare, Maximilian von Oisterich romischer keiser im 31. jare siner kronung und Herman von Widt erzbischof und churfurst von Coln im 3. jare nach siner erwelung, auch Conrad Schurnfelz und Adolf Rink, burgermeister zur zit der stat Coln, im regiment waren, in der sexter indiction oder romerzinszal, bin ich Herman von Weinsberch binnen der frien richsstatt Coln am Rhein in s. Jacobs kirspel uff der Bach am Weitmart in dem zinshaus ader teil miner vurelteren ader fatterlichem haus Weinsberch, neigst dem haus zu den Zwein Dauben gelegen, oben uff der kameren des eirsten gebonnes zur straißen warz, ehelich und frei, recht und slecht, stark und gesont von obgenanten Christian von Weinsberch und Sophien Kort, eheluden, minen lieben fatter und motter, zu der welt gezilt und geboren worden.

Mit diesen Worten stellt sich der Verfasser der soeben erschienenen*) Chronik „Das Buch Weinsberg" seinen Nachkommen, für die sie bestimmt war, und nun auch seinen epigonen Lesern vor. „Kölner Denkwürdigkeiten" nennt der Herausgeber, Konstantin Höhlbaum, das Buch, aber weit über den engen Rahmen der alten Stadt hinaus wird und kann diese Familienchronik Beachtung finden. Die moderne Leserwelt liebt den historischen Roman, und die modernen Schriftsteller kommen, vielleicht zu überreichlich, dieser Neigung entgegen. Aber was ist denn an der großen Menge der sogenannten historischen Namen wirklich historisch? Ein paar Persönlichkeiten, die aus der Geschichte bekannt sind, ein paar Ereignisse, die sie angehen, die Schilderung einer antiken oder altdeutschen Zimmereinrichtung und noch einige andere Aeußerlichkeiten bilden den Hintergrund, vor dem sich meistentheils Menschen bewegen, die im neunzehnten Jahrhundert geboren und erzogen sind und wie auf einem Maskenball oder Künstlerfest in den geliehenen Costumen vergangener Zeiten mehr oder minder geschickt umherwandeln. Man wird kaum bestreiten, daß dieses Recept den meisten Mixturen, die sich historische Romane nennen, zu Grunde liegt. Nun, auf diese Weise wird der Leser nie ein Bild vom Leben und Treiben der Vorwelt, vom Denken und Fühlen der Ahnen gewinnen; wer das anstrebt, muß an die Quellen gehen, die reichlich genug fließen. Ich meine nicht, daß ausgebreitete und kritische Quellenstudien betrieben werden müssen, sondern nur, daß der Leser, dem es wirklich darum zu thun ist die Vergangenheit kennen zu lernen, Werke zur Hand nehmen muß, die in der Vergangenheit entstanden sind. Auch hier gilt das Wort: „Wer den Dichter will versteh'n, Muß in Dichters Lande gehn." Kenntniß und Verständniß einer Epoche wird aus der Lectüre einer einzigen Quellenschrift weit mehr gewonnen, als aus Dutzenden historischer Romane und vor allem aus derjenigen Art Quellenschriften, die mehr culturhistorisch als politisch gehalten sind. Gerade das sechzehnte Jahrhundert weist einige bedeutende Leistungen in dieser Memoirenliteratur auf, so die Selbstbiographien des Götz von Berlichingen, Hans von Schweinichen, Sebastian Schertlin, Bartholomäus Sastrow, der beiden Platter, Vater und Sohn; diesen schließt sich nun, eigenartig, durch seine Lebensstellung verschieden, wenn auch unbedeutender als jene, Hermann Weinsberg an.

Der vorliegende erste Band des Gedenkbuches umfaßt die ersten drei und dreißig Lebensjahre des Verfassers:

„A. 1551 den 3. aprilis bin ich sundiger armer mensch so alt gewest als min gott und her Jhesus Christus nach der menschheit was, do hie gekrutzigt wart, und ich hab duck gehort, das sulch alter, nemlich 33 jar, das volkomenste alter sei und das zum jongten tag alle menschen vur dem richtstoil Christen in sulcher gestalt erscheinen sollen, als weren sei 33 jar alt, sei sturben glich in der kintheit ader alterdum."

Er berichtet über die Verhältnisse seiner Eltern, seine eigene Jugend und Erziehung, über die Uebernahme von Aemtern und Geschäften bis über seine Heirath und den Tod seines Vaters hinaus. Neben diesem rein persönlichen Inhalt finden sich auch zahlreiche Nachrichten über die Weltverhältnisse politischer und kirchlicher Art, doch sind diese letzteren nicht originell, sondern aus leicht zugänglichen Quellen, vor allem aus dem trefflichen Sleidan und einer gegen diesen gerichteten Schrift, geschöpft und ihre Mittheilung rechtfertigt sich nur dadurch, daß es immerhin von Werth ist zu sehen, welche allgemeinen Verhältnisse die Aufmerksamkeit des reichsstädtischen Bürgers fanden. Eigenthümlich ist Weinsbergs Stellung zur Reformation; in Köln blieb bekanntlich die alte Kirche erhalten und der Reformversuch Hermanns von Wied fand innerhalb und außerhalb der Stadt Gegner und blieb erfolglos. Unser Chronist ist in der That gut katholisch, aber trotz alles Bedauerns über die Kirchenspaltung bewahrt er auch den Protestanten eine ruhige Objektivität, die ihn vortheilhaft auszeichnet. Als er von Luthers Anfängen erzählt, setzt er hinzu: „Ob aber der schade ader der nutz groißer sei, das weis got; ich gebe das den fromen gelerten heim und wunschen durch die gnade gotz eine gemeine eintragt im rechten glauben bei allen lieben christen. Aber alle mine vurelter sint bei der catholischer kirchen pliben und darbei in got verstorben; so gedenk ich auch bei der hilliger Kirchen zu pleiben, wie min vurelter alle getain haben; die hillige kirch worde mich dan anders lehren"; bei Erwähnung der Gefangenschaft Philipps von Hessen trägt er kein Bedenken hinzuzufügen: „Er war vurhin gegen die geistlichen und catholischen seir koin, straff und hart, was nemans durft gedenken, das tet er. Darumb hat fillicht der geistlich stant herzu lengwasser geben, fillicht er hatz auch wol verschuldet"; und bei Luthers Tode, da registrirt er gleichsam die verschiedenen Ansichten:

Die evangelischen haben in hoichlich beclagt, innen vor einen Dutzschen apostel gehalten und im zugeschriben, das er ein hilliger und hoich gelerter man gewesen sei, der das rein wort Gottes widder an den tag pracht hab und ein ursach gewesen sei, das vil mißbruch des stoils von Rom und der geistlicheit abgestallt sint. Aber die catholischen hilten in vur iren groisten siant, vur einen Ketzer, uffrorigen, eitbruchigen und verforer der menschn, das er noch kurz vor sinem toit beweist sult haben, scilicet: pestis eram vivus, moriens tua mors ero, papa. Dan es ist nit anders, dan das er dem pabstumb den allernhoigsten abbruch hat getain, der in tausent jaren ist beschein. Was aber heirin zu urtelen, befelen ich den fromen verstendigen.

Dieses maßvolle Urtheil in der brennendsten Frage jener Zeit ist für die Erkenntniß der Stimmung in den Kreisen der Bürger sehr werthvoll, zumal da es von einem Bürger zu „Rom am Rhein" abgegeben wird, und wir möchten gern annehmen, daß unser Weinsberg auch hierin der Typus eines Mannes aus dem wohlhabenden und gebildeten Mittelstand ist, als den er sich vielfach erweist. Sein Vater war ein angesehener Mann, der zeitlebens städtische und kirchliche Aemter bekleidete und als Burggraf des Rathhauses und Kirchmeister von St. Jakob 1549 starb. Hermann war der älteste Sohn und wurde sorgfältig erzogen; er muß übrigens ein ausgezeichnetes Gedächtniß besessen haben, wenn er in so späten Jahren, als er seine Chronik schrieb, sich noch so genau auf jeden Jungenstreich und auf jede Prügel erinnerte. Er verzeichnet sorgfältig, wann er „geruddelt" hat, d. h. die Masern hatte, wie er sich ein Loch in den Kopf schlug; er schildert nach der Erzählung seiner Mutter die erste Kleidung, ein blaues Röcklein und ein rothes Mützchen mit hohen runden Aufschlägen, ein Neujahrsgeschenk der Großmutter, „und wie mir meine Mutter berichtet hat, soll es mir wohl gestanden haben, denn ich war dieser Zeit voll an Leib und Haupt und hatte blonde Haare: Vielleicht da ich meiner Mutter erstes Kind war, dachte sie, ich wäre sehr schön; denn ein jeder denket, sein Eulchen wäre ein Täubchen." Seinen Garderobenbestand und sein Aussehen beschreibt er übrigens in späteren Jahren

*) Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert bearbeitet von Konstantin Höhlbaum. I. Leipzig, Verlag von Alphons Dürr, 1886. Das Werk bildet die dritte Publikation der überaus thätigen Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde.

Digitized by Google

wiederholt, vergißt beispielsweise nicht seinen Hochzeitsrock zu schildern, der aus schwarzer Wolle war, mit Marder gefüttert und besetzt, die Aermel mit schwarzem Sammt geziert, und die sonstige Ausstattung zu nennen, die er in die Ehe mitbrachte. Er erzählt gern kleine Anekdoten, die theilweise recht charakteristisch sind und manchen Einblick in die Sprech- und Verkehrsweise der Zeit gestatten. Merkwürdig ist es, wie bei allem Wandel in der Denkart der Menschen und in den Culturzuständen Kinderspiele und Knabenstreiche dieselben blieben. Am Anfange des 16. Jahrhunderts spielten die Knaben ebenso mit dem Brummkreisel, mit Knöcheln und anderm Spielzeug wie unsere Jungen, warfen gelegentlich einmal ein paar Fensterscheiben ein, gingen hinter die Schule, kurz, waren zu allen Zeiten gleich. Hübsch ist die Erzählung, wie der elfjährige Hermann von Zahnweh gepeinigt, statt in die Schule in die Kirche zum Altar der heiligen Appolonia schleicht und sie, die Macht über die Zähne hat, um Befreiung von den Schmerzen bittet. Als er Nachmittags, vom Lehrer um sein Ausbleiben befragt, zur Entschuldigung Mittheilung davon macht, sagt der gestrenge Herr Präceptor: plus valet obedientia quam victima und greift zum Stock, schenkt aber dem Bittenden schließlich die Strafe mit der Mahnung: Es wäre eine Zeit zur Kirche zu gehen und eine Zeit zur Schule zu gehen.

Weinsberg besuchte zu Köln und Emmerich die Schule, wurde in seiner Vaterstadt Student und wurde 1537 magister artium. Dann wandte er sich juristischen Studien zu und wurde Rector einer Burse, d. h. Vorsteher und Verwalter einer solchen Stiftung, in der Studenten Wohnung und Verpflegung erhielten. Einen nicht geringen Raum füllen seine Burschenerlebnisse aus: Zwistigkeiten unter den Studenten, die bis zum Todtschlag ausarteten, Verschwörungen gegen ihn, ein wildes, rohes Leben, dessen nähere Betrachtung besonders Herrn Janssen und anderen ultramontanen Historikern empfohlen sei, die nicht genug über die Völlerei und Sittenlosigkeit der Studenten auf den protestantischen Universitäten zu erzählen wissen. Amüsant ist die Naivetät, mit der Weinsberg mancherlei erzählt. „Ich hab auch sulchs an mir gehatt, wan ich vil gedrunken hab, so plach mir der Kop morjens fru seir wehe zo doin und das gebrech hat mich nit willen erlaissen," was ihm wunderbar erschien. Wie ernsthaft übrigens der Trinkcomment gehandhabt wurde, zeigt folgende Anekdote. Hermann war mit einigen Genossen beim Kirchmeister von St. Jakob zu Tisch geladen, und da auch einige Canonici anwesend sein sollten, so sorgten die Burschen vor jenen als den Geübten und verabredeten, unter einander sich nicht zuzutrinken und auch nicht anzuzeigen, wenn einer absichtlich den Wein verschüttete — was einem der Theilnehmer an der Verabredung schwere Gewissensbisse machte.

Allmählich wurden ihm aber die Verhältnisse in der Burse unerträglich, und er legte die Stelle als Rector nieder; trotz seiner Jugend wird er bald darauf (1543), wenn auch nicht ohne Widerspruch, in den Rath gewählt und wurde Licentiat der Rechte. Er hatte übrigens in seines Vaters und seinem eigenen Interesse außerordentlich viel Gelegenheit seine juristischen Kenntnisse zu verwerthen, da beide zahllose und langwierige Processe führten, die in der Chronik mit den größten Raum beanspruchen, aber ebenfalls typisch für die Zeit und die Menschen sind. Im Alter von 26 Jahren läßt er sich nun einen Vollbart wachsen — er widmet ihm eine längere Schilderung — und geht auf Freiersfüßen bei der 48jährigen Wittwe Gretchen Meinerzhagen zum Kranz auf dem Altmark, „welches Haus sie kürzlich gebaut hatte und war eine sehr reiche Frau" — aber unser Hermann erhält einen Korb. Er beginnt jetzt Advocatenpraxis, wie es scheint, ohne großen Erfolg, denn er sagt selbst:

Es sind wol etliche advocaten und doctores, die durch sonderliche geschicklichkeit aber durch gutte frunde in groiße ansehen komen, groiße digniteten, mangelt (Lohn) deinsten und derglichen beifell und abentur erlangen neben irer arbeit. Die haben sich deß zu erfreuwen, aber in dem planeten bin ich villicht nit geboren, das mir sulches geburren mochte. Ich hatte auch die gnade von gode dem herren nit, das ich redselich ware aber stark von memorien, daran es mir fil felet; doch dank ich got in der hohen der ander aller gnaden und barmherzichkeit.

Deshalb betheiligte er sich sehr viel an den Geschäften des Vaters, fuhr für diesen Wein einkaufen, versuchte aber auch wohl eine academische Stelle zu erlangen, während er eine kirchliche ausschlug. Endlich im Jahre 1548 heirathete er eine begüterte Wittwe von 36 Jahren, Weisgin Ripgin, die ihm ein Haus, ein blühendes Geschäft und zwei Kinder zubrachte: „Das sei aber Kinder hatte, deß moist ich mich getrosten, so hatt sei dargegen narung, inkomst und einen gesatzten stoil; dan wer kan alle hecken scheuwen." Seine Gattin schildert er: Weisgin oder Weis heißt mine Hausfrau, habe nie eigentlich erfahren können, was der Name bedeuten soll, denn zu Neuß war er ziemlich gebräuchlich; einige meinen, er heiße lateinisch sapientia, alba oder candida. Sie war von Angesicht von jung auf schön gewesen und auch noch zur Zeit, an Leib von ziemlicher Länge und Größe, war gottesfürchtig, tugendsam, erwerbsam, fröhlich und friedsam, was mich auch bewog sie zur Ehe zu nehmen. — Die Frau betreibt ihr Geschäft mit Leinwand und Stoffen weiter und der Ehemann zapft Wein aus, was seinem Vater um seiner communalen Stellung willen nicht gestattet war, und so leben sie trotz mancher Zwischenträgereien, die aus früheren Verhältnissen herstammen, friedlich und gut miteinander.

Wir verlassen unsern Chronisten bei diesem wichtigen Lebensabschnitt; vorher und nachher findet sich des Interessanten soviel, daß die Auswahl für eine empfehlende Mittheilung schwer wird. Es ist ein Stück kernigen Bürgerthums in Haus und Stadt, das die Chronik vor unsern Augen entrollt, nicht idealisirt, nicht modernisirt, sondern wie es in Wirklichkeit war. Auch der Herausgeber sagt mit Recht: „Das Gedenkbuch seines Lebens bleibt ein Stück der Wirklichkeit. Die Dinge, welche thatsächlich bestanden, nimmt man in ihm wahr, nicht die, welche man zu finden wünscht, indem man von rechts oder links an sie herantritt. Hiermit ist der Zweck dieser Veröffentlichung gegeben." Kein geringer Reiz liegt auch darin, daß der Autor so ungeschminkt, so ganz ohne Hinblick auf die Oeffentlichkeit geschrieben hat, da sein Gedenkbuch nur Familienchronik sein sollte. Da ist ihm denn das Kleinste und Geringste der Mittheilung werth, jeder Scherz der Geschwister, jedes Erlebniß der Eltern — und gerade dadurch wird sein Buch eine ungetrübte Quelle, um Leben und Sitten, Denken und Fühlen, Handeln und Sein einer thätigen Familie in einer großen Stadt des 16. Jahrhunderts kennen zu lernen. Schließlich sei erwähnt, daß die Sprache keine große Schwierigkeit bereitet, zumal der Herausgeber anhangsweise eine Worterläuterung hinzugefügt hat. Der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und dem Herausgeber gebühren Dank und Anerkennung für diese Bereicherung unserer Literatur, deren Fortsetzung hoffentlich bald erscheinen wird.

Die realistische Strömung in unserer Literatur.

Von Arnold Fokke.

(Schluß.)

Speciell für den Roman, das Epos der Neuzeit, hat man, wenn Immermann mit seinem Münchhausen in Deutschland nicht gelten soll, in den großen Engländern die unübertroffenen Vorbilder. Um von ihnen bloß Boz und Thackeray zu nennen, so ist neben ihrem Glanze Zola nur ein trübe brennendes Talglicht. Man hat es an ihm gerühmt, daß er der modernen Entwicklung des Lebens Rechnung trage und seinen Standpunkt in der unmittelbaren Gegenwart nehmend, dichterisch ihren Interessen Förderung bringe. Aber hat das Boz nicht um so viel früher gethan, als der Umschwung des modernen Lebens in England eher, als in anderen Ländern einsetzte? Fast in allen seinen Romanen werden die socialen Zustände seines Landes, als Wirkung der Industrie des Jahr-

Digitized by Google

hunderts, aufs eingehendste behandelt. Nur darin liegt der Unterschied, daß der englische Dichter nicht von den ihn umtosenden Wellen verschlungen wird, sondern hoch über Brandung und Sturm die freie Stellung behauptet. Weiter ist als ein Vorzug an Zola hervorgehoben worden, daß er zuerst die Darwin'sche Theorie von der Vererbung in seinen Romanen verwerthe. Es ist das nicht wahr. In diesem Punkte hat er außer anderen seinen Vorgänger in Thackeray, der in seinem Harry Esmond, den beiden Virginiern und Arthur Pendennis diese wissenschaftliche Erkenntniß dichterisch in unübertrefflicher Weise verwendet. Aber auch hier unterscheidet sich Zola von seinem englischen Vorgänger dadurch, daß er das in die Erzählung hineingetragene Princip nicht poetisch vergeistigt, sondern daß er es in der ihm eigenen langweiligen und ermüdenden Weise wie der Professor ex cathedra zu demonstriren sich abmüht.

An den beiden englischen Dichtern soll nicht das so sehr gelobt werden, daß sie in ganz anderm Maße als der französische das ganze Leben umfassen, als daß sie von einem erhabenem Standpunkte das Licht ihrer Beleuchtung in die Betrachtung der Dinge fallen lassen. Die Stellung, die sie zu ihren Stoffen einnehmen, ist die rein menschliche, und eben dadurch erheben sie sich so hoch über ihre Zeitgenossen. Dieselbe hält sich fern von aller Tendenz und zwar eben so sehr von aller politischen, als wissenschaftlichen; denn mag diese für einen Namen tragen, welchen sie will, sie ist der Tod jedes Kunstwerkes. Daß das so ist, kann man leicht an den Romanen Gustav Freytags darthun, welche er unter dem Namen „Die Ahnen" veröffentlicht hat. Wie kommt es, daß der letzte derselben nach dem Urtheile aller Kenner so sehr gegen alle vorhergehenden abfällt? die Antwort ist folgende. Während der Dichter in allen übrigen über seinem Stoffe steht und in freier künstlerischer Thätigkeit denselben verarbeitet, Licht und Schatten nach allen Seiten hin ohne Voreingenommenheit vertheilt, vermag er in seinem letzten Romane diese beherrschende Stellung nicht zu behaupten, sondern er sinkt in den Stoff selbst hinab. Nicht er ist mehr Herr der zu gestaltenden Materie, sondern diese beherrscht ihn; Freytag nimmt Partei und damit hat er sich der Freiheit begeben, es kann nicht anders kommen, als daß trotz mancher Schönheiten im einzelnen der Roman als Ganzes im Sande verläuft.

Will man dichterische Objectivität bewundern, die sich selbst über das Gedränge der Gegenwart zu heben und über ihm zu halten vermag, so muß man bei Fritz Reuter einkehren. Es soll nicht behauptet werden, daß Gustav Freytag diesem Anspruche in seinem Romane „Soll und Haben" nicht gerecht geworden wäre, aber es will mir scheinen, als ob in vollendeterem Maße die Erscheinung in dem plattdeutschen Dichter hervorträte. Im Roman Ut mine Stromtid wird die wilderregte Zeit des Jahres 1848 behandelt. Reuter hat selbst in den Wogen dieser Zeit gestanden, aber sie reißen ihn nicht mit sich fort. Ich kenne keine Dichtung alter und neuer Zeit, in welcher der Dichter vollständiger hinter seinem Stoffe verschwände, als es in diesem Hauptwerke Reuters geschieht. Darin wird er selbst nicht vom Dichter des Don Quixote, nicht von Shakespeare und Goethe, selbst nicht vom unbekannten Verfasser des Nibelungenliedes, nicht vom alten Homer übertroffen. Warum ist Reuter nicht das Vorbild für das stürmende Jung-Deutschland? Er kann sich nach allen Richtungen in der Kunst der Erzählung, in der Erfindung der Situationen, der consequenten Durchführung der Charaktere nicht minder, als in seiner Satire und herzerquickendem Humor dreist neben Boz und Thackeray stellen. Will man natürliche ungekünstelte Auffassung der Menschen und Dinge, so hat man übergenug um zu lernen, was wahre Natürlichkeit ist. Selbst nach der negativen Seite ist bei ihm zu finden. Die Erzählung „Kein Hüsung" bringt menschliches Elend erschütternder zur Darstellung, als irgendwo bei Zola zu lesen ist, und wie klein sie auch ist, so hat sie doch mehr poetischen Werth, als alle Werke dieses Franzosen. Trotzdem steht sie unter den Reuter'schen Dichtungen keineswegs in erster Reihe.

Man sollte meinen, daß derjenige, welcher dichterischen Beruf in sich verspürt, sofort herausfühlen müßte, wie der französische Schriftsteller gerade derjenigen Bethätigung des Menschengeistes, welche die möglichste Freiheit der Bewegung für sich in Anspruch nimmt, die hemmendsten Fesseln anlegt, Fesseln, nicht bloß in Bezug auf das Feld ihrer Thätigkeit, das er so außerordentlich einengt, sondern auch in Hinsicht auf den einzunehmenden Standpunkt, den er ungleich tiefer stellt. Gleichwohl findet er auch heute noch in der literarischen Welt Deutschlands von vielen Seiten billigenden Zuruf. Nicht bloß in den gelegentlichen, weniger bedeutenden Auslassungen der Tagespresse, sondern auch in literarischen Zeitschriften, die den Geschmack des deutschen Publikums regeln wollen. Da heißt es einmal, daß mit Zola eine neue Literaturepoche beginne. Es ist die Frage, worauf sich dieser stolze Anspruch gründen könnte. Auf eine gewisse Meisterschaft, in immer wiederholten Bildern die unglückliche Lage des arbeitenden Volkes zu enthüllen? Aber die Statistik bewältigt diese Aufgabe mit noch größerer Sicherheit. Oder darin, daß Zola sich den Anschein gibt, als ob er eine neue, noch nicht dagewesene Sittlichkeit zu predigen habe? Worin beruht sie und wodurch unterscheidet sie sich von derjenigen der Socialdemokratie, oder der Anarchie? Wenn man die drohende Apostrophe liest, mit welcher Germinal vom Leser Abschied nimmt, so kann darüber kaum noch ein Zweifel sein. In Wahrheit führt im Naturalismus des Zola nichts anders das große Wort, als der Bankerott am Glauben und derjenigen Ethik, die von jeher und in höchster Potenz seit Einführung des Christenthums die Grundlage für das Leben der Völker abgegeben hat. Meister und Jünger klagen Welt und Menschen an, als ob sie vom rechten Wege abgekommen, oder niemals darauf gewesen wären. Aber sie selber wandeln die Pfade des Irrthums, und wenn jener auch in einer scharf ausgeprägten Individualität die Gewähr für eine gewisse Bedeutung hat, so wird sie doch diesen nicht zu theil werden, weil sie entweder gezwungen sind, sclavisch den Spuren ihres Vorgängers zu folgen, oder weil sie im Falle der kleinsten Unbotmäßigkeit nicht mehr das sind, wofür sie gehalten werden wollen. Die Möglichkeit wahrhaft künstlerischer Bedeutung ist dem Zolaismus deshalb abzusprechen, weil ihm von vornherein der Fehler der Impotenz anhaftet. Es kann nicht anders sein. Von Gemüth und Empfindung, von Liebe und Demuth ist zwar auch bei Zola die Rede, aber sie sind Verstandesbegriffe, die nicht von den lebenswarmen Wellen des Herzblutes getragen werden. So fehlt der Boden, in welchen der Verstand sein befruchtendes Samenkorn legen könnte. Wenn trotzdem die Naturalisten sich geberden, als ob nur auf ihrem Pfade Rettung für die Menschheit in Kunst und Leben zu finden sei, so ist das nicht wahr. Der Weg, den sie weisen, führt nicht zum Leben, sondern zum Tode, ins Grab elender, trostloser Verzweiflung.

Von einer andern Seite treten an dieselben Dinge diejenigen heran, welche den Realismus als Forderung auf ihre Fahne geschrieben haben. Für den ersten Augenblick kann es scheinen, als ob hier nichts anders verlangt würde, als von den Naturalisten geschieht, indeß ist dies doch keineswegs der Fall. Wenn schon mehrfach darauf hingewiesen wurde, daß die dichterische Thätigkeit seitens der letzteren eine wesentliche Einschränkung erleide, so liegt das in ihrer Grundanschauung, welche unverfälschte Natürlichkeit, Wahrheit des Gedankens und der Empfindung nur in den tiefer liegenden Kreisen des Volkes findet. Für diese setzen sie denn auch wie das wissenschaftliche System der Socialdemokratie ihre ganze Kraft ein, und thatsächlich liegen ihre dichterischen Productionen innerhalb dieser eingeengten Sphäre. Anders der Realismus. Für ihn ist die ganze gewordene Welt die Unterlage dichterischen Schaffens, auch finden die Realisten den ersten Schlüssel zu den Geheimnissen des Lebens nicht bloß in dem sexuellen Verhältnisse des Mannes zum Weibe, sondern sie erkennen neben ihm auch andere treibende Kräfte an, denen sie die Bedeutung nicht verkümmern wollen. Für alles dieses aber verlangen sie, und darin stimmen sie durchaus mit den Naturalisten überein, in der künstlerischen Darstellung die strengste Wirklichkeit. Daß sie dabei in einen ähnlichen Fehler verfallen, ist nicht zu verwundern. Denn wie diese die Cultur als den ihr feindlichen

Digitized by Google

Gegensatz betrachten, während doch nur die Unnatur denselben darstellt, so bekämpfen sie selber den Idealismus als ihre Negation, während es doch auf der Hand liegt, daß die Irrealität den Gegensatz zur Realität bildet. Daß aber auch mit solchem Verfahren die Formel nicht erbracht werden kann, durch deren Anwendung sich die Schwierigkeiten dichterischer Aufgaben lösen, sollte zweifellos sein. Realismus und Idealismus heben einander nicht auf, sondern stehen in eben demselben korrelativen Verhältniß, wie beispielsweise die Begriffe des Liberalismus und Conservatismus, der Subjectivität und Objectivität und vieler anderer. In Uebereinstimmung damit ist auch die hier angeregte Frage von den Alten und auch von den neuern Völkern in ihren Literaturen längst gelöst worden. Es ist immer so gewesen und wird so bleiben, daß die dichterische Bewegung, mag sie vom Gebiete der Ideen, oder dem der konkreten Erscheinungswelt ausgehen, in derjenigen Linie die Erfüllung ihrer Aufgabe und ihre Grenze findet, in welcher die Kunst den Idealismus des einen zu lebendiger, gefühlter Wirklichkeit herabführt, oder den Realismus des andern zu einer vom Lichte des Denkens oder Fühlens erleuchteten Schöpfung emporhebt. Worauf anders weist der Dualismus hin, der, wie er im Individuum lebt und das Wesen desselben bestimmt, so die ganze Menschheit durchzieht und den einen Theil desselben durch Glauben, Liebe, Hoffnung zu den Sternen emporträgt und den andern durch den Hang zum Materialismus im Schlamme versinken läßt? Es ist nicht nöthig, die Gegensätze so scharf neben einander zu rücken; in unsrer eigenen Literatur bringen Schiller und Goethe den evidentesten Beweis, wie die beiden Kräfte, wenn sie in richtiger Abwägung gegen einander gestellt werden und sich mehr ergänzen als bekämpfen, die kräftigsten und duftigsten Blüthen treiben. Wenn es nicht so traurig oder vielmehr so lächerlich wäre, so könnte man über den Ernst erstaunen, mit welchem man sich den Anschein gibt, die Lösung eines neuen Problems anzubahnen. Das Räthsel ist bereits gelöst, das gelobte Land ist gefunden. Wer es nicht betritt, der will entweder nicht sehen, oder seine Augen sind mit Blindheit geschlagen. Als ob die Dinge, die hier in Frage kommen, nicht von Fall zu Fall erörtert werden müßten! Macht sich der Realismus zu breit, so verstößt er nicht minder gegen die Regel der Kunst, als der Idealismus, wenn er zu hoch steigt. Von Zola soll nun nicht mehr die Rede sein, aber man sehe unsern Julius Stinde. Er wartet mit billigen berlinischen Realitäten auf, freilich aus einer höhern Sphäre, als die Pariser des französischen Schriftstellers, aber er ist kaum minder langweilig, als dieser. Madame Buchholz, die übrigens schon wieder aus der Mode gekommen, ist uns eben aus dem Leben zu genau bekannt, als daß wir noch Lust hätten, in der Kunst uns lange mit ihr umher zu treiben. Wie der Typus einer solchen Berliner Specialität in einem Romane zu verwerthen wäre, zeigt die Figur des unsterblichen Bräsig in den Werken Reuters. Von ihr können Naturalisten und Realisten lernen. Aber wenn sie nur auf der holprigen und staubigen Heerstraße der gemeinen Wirklichkeit einherstolpern, so vermögen sie uns ebenso wenig zu belehren, zu fesseln, zu heben, wie der, welcher nur in den Wolken bleibt. Das sind Alltagswahrheiten, die bei einigem Nachdenken jedem Gebildeten klar werden sollten und häufig will es einem sogar scheinen, als ob es nicht die Mühe lohnte, deshalb die Feder einzutauchen, aber trotzdem müssen sie immer von Neuem gepredigt werden, weil sie, wenn auch theoretisch zugegeben, in der Praxis jeden Augenblick wieder unbeachtet gelassen werden. Ja, gerade im Moment unserer Gegenwart ist die vom einseitigen Realismus drohende Gefahr schlimmer, als der Zolaismus mit allem seinem offenen und verborgenen Anhang.

In der That herrscht gerade nach dieser Richtung, und man darf sich das im Interesse einer anzustrebenden Besserung nicht verhehlen, eine höchst gefährliche Verirrung des Geschmacks. Denn nicht so sehr die urtheilslose Menge, als große Kreise des sogenannten gebildeten Publikums, die sich auf ihr Verständniß in den Dingen der Literatur etwas zu gute thun, drängen nach dieser überwuchernden Realität und wollen im Drama und Roman ihre Nerven durch die allerwirklichste Darstellung erschüttert sehen. Die Schauspielergesellschaft der Meininger, der Pioniere dieses Realismus, haben gewiß außerordentlich viel Gutes geleistet, aber wohin soll es kommen, wenn in der Aufführung der Jungfrau von Orleans während eines ganzen Auftrittes ein wirklicher todter Schimmel auf der Bühne liegen bleibt, nur deshalb, um unter ihm die Leiche Talbots hervorziehen zu können? Was hat die Technik eines Scharfrichters mit der Kunst des Richters zu thun? Es liegt klar zu Tage, daß eine Hinrichtung auf der Bühne, die Vorbereitungen dazu, der Streich des Scharfrichters, das strömende Blut die Aufmerksamkeit des Publikums von dem eigentlichen Zwecke des Dichters abziehen müssen. In der Tragödie des Marino Falieri soll die edle Standhaftigkeit gezeigt werden, mit welcher dieser Doge von Venedig dem Tode entgegengeht. Ist das möglich, wenn er unter den Händen der Henkersknechte die freie Bewegung einbüßen muß, welche die unerläßliche Voraussetzung alles Heldenthums ist? Es ist nicht nöthig, noch weitere Beispiele anzuziehen. Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß in dieser immer mehr hervortretenden Hinneigung zu nackter Wirklichkeit eine größere Gefahr liegt, als irgendwo sonst. Weshalb? Weil der einseitige Realismus die Vorstufe zum Materialismus bildet, und weil er, wenn er sieghaft in die Allgemeinheit durchdränge, mit unvermeidlicher Nothwendigkeit den Nihilismus und die Bestialität, nicht als eine Einzelerscheinung wie jetzt der Naturalismus ist, sondern als eine allgemeine Entwicklungsconsequenz, als einen naturnothwendigen Schluß in der Reihe der Dinge hinter sich herziehen würde.

An dieser Stelle tritt an den Beobachter die Versuchung heran, näher auf die Analogie einzugehen, welche das religiöse, das politische und das Kunstleben der Gegenwart aufweisen, doch mag es mit der allgemeinen Bemerkung genug sein, daß der Individualismus in der Poesie sich nicht minder breit macht, als überall sonst. Es fehlt unserem Geschlechte in hohem Maße der Glaube an die Autorität, an das Kunstgesetz. Freilich darf man sich darüber nicht wundern. Wenn die schlimmen Erfahrungen, welche die Menschheit in den Dingen des Staates und der Religion gemacht hat, ohne Wirkung an Verstand und Gemüth nicht bloß der großen Menge vorübergehen, so ist nicht zu erwarten, daß es mit den Angelegenheiten der Kunst und der Dichtung anders sein werde. Auch ist es eine ewig wiederkehrende Erscheinung, daß Menschen und Völker meist nur durch Irrthum und Schaden zu besserer Einsicht gelangen. Aber je weitere Geltung dieses Gesetz hat und je unzweifelhafter es ist, daß nur die Weisesten bis zu einem gewissen Grade demselben nicht unterworfen sind, desto vorsichtiger, so sollte man meinen, würden diejenigen, welche sich zu einem Urtheile berufen fühlen, zu Werke gehen und nicht ohne den besten Grund und immer wiederholtes Besinnen die eigene Meinung anstatt der bisher herrschenden geltend zu machen suchen. Daß selbst der größte Mann, so lange er noch im Gedränge der Gegenwart steht, und die Menschen noch nicht zu ruhiger, sachlicher Würdigung seiner Bedeutung haben gelangen können, vielfachen und heftigen Widerspruch erfährt, ist erklärlich. Wenn es aber Leute gibt, Leute von literarischem Ansehen in der Welt, welche behaupten, daß die klassische Periode Lessing's, Goethe's, Schiller's ihre Bedeutung für die Gegenwart verloren habe, so ist das zwar auch zu erklären, aber es ist im Interesse unserer Nation, die trotz ihrer gepriesenen Vorzüge gar sehr der weisen Leitung bedarf, tief zu beklagen. Freilich hat die Sache auch ihre spaßhafte Seite. Denn wenn von Männern, die bereits einen Namen haben, alles Ernstes und mit einem großen Aufwand von tönenden Worten eine neue Sturm- und Drangperiode verkündet wird, so darf man immerhin mit heiterem Erstaunen die Frage thun, was denn die Jungen erdrängen und erstürmen wollen. Ich denke, man könnte es sich unter dem Schatten des dichterischen Hochwaldes, den das vorige Jahrhundert emporwachsen ließ, noch immer wohl sein lassen. Auch der neue Nachwuchs strebt kräftig zu den Kronen der Riesen empor.

Mag die dichterische Kraft eines Volkes sich überall sonst

Digitized by Google

zu der Entwickelung der übrigen Elemente seines Lebens verhalten wie sie will, so ging in Deutschland unsere zweite Literaturepoche der Erhebung des Staatslebens aus tiefem Verfalle voran. Sie ging ihr voran, wie das Brausen des Frühlingswindes dem Wiederaufleben der Erde, wie das Sturmläuten der Glocken dem Kampfe der Männer um ihre Freiheit. Noch ist der Tag nicht zu Ende, zu welchem dieses geistige Erwachen das feierliche Einläuten bedeutete, noch stehen die Kämpfer um nationale Unabhängigkeit und Selbständigkeit in heißer Sommertagsarbeit, noch ist lange nicht abzusehen, wann die Sonne, die der Mitte zustrebt, den Zenith erreichen wird, und schon spricht man von einem neuen Morgen, einem neuen Frühling? Was ist denn zu klagen? Was liegt auf unserem Leben, auf unserer Brust, das nur mit nicht dagewesenen Mitteln abgewälzt werden könnte? Wer will daran zweifeln, daß der Geist und die Wahrhaftigkeit Lessings und insbesondere seine Art zu kämpfen noch immer ausreichend ist, um einem drohenden literarischen Uebergewicht von Frankreich her zu begegnen? Für immer wird die edelfreie Menschlichkeit Goethe's den folgenden Geschlechtern ein Beispiel sein, wie Natur und Bildung zu schöner Harmonie sich vereinigen lassen, und wenn es gilt, die Herzen der Menschen für Freiheit und Würde zu erwärmen, so wird der Odem, der von den Schiller'schen Dichtungen ausgeht, niemals aufhören, Gluthen von Begeisterung zu entfachen. Mit den Idealen, welche unsere Vorfahren am Ende des vorigen Jahrhunderts in den Kampf führten, kommt man auch heutzutage noch aus.

Feuilleton.

Der Ring am Finger.

Von Georg Keben.

Coralie Palm war die erste Tänzerin der großen Oper. Hatte man einst von einer ihrer Vorgängerinnen gesagt, sie tanze Hegel, so konnte man von Coralie behaupten, sie tanze Schopenhauer. Sie hatte einen auffallend schwermüthigen Zug um den Mund, der zu den vollen kirschrothen Lippen gar nicht passen wollte und sie selbst auf der Bühne nicht verließ. Ihr Gesicht bekam dadurch etwas Unbewegliches, Starres. So meisterhaft ihre plastische Darstellungskraft war, in der Mimik blieb sie stets eine Schülerin. Und sie gab sich nicht einmal die Mühe, diesen künstlerischen Mangel zu entschuldigen. Im Gegentheil! Sie lächelte spöttisch — anders konnte sie überhaupt nicht lächeln — wenn sich der Balletmeister bescheidene Vorwürfe erlaubte. Leute, welche nichts zu thun hatten, alte und junge Angehörige des Jockeyclub, Sportsmen nicht nur in Bezug auf Racenpferde, sondern auch auf das schöne Geschlecht, hatten schon wiederholt das pikante Thema erörtert, welches wohl die Ursache von Coralie's Weltschmerz sei. Ein flaumbärtiger Husarenlieutenant erklärte tiefsinnig, derselbe könne in diesem Fall unmöglich eine Charaktereigenthümlichkeit sein, denn melancholische Frauen hätten kein Temperament. Und es sei doch unleugbar, eine Tänzerin müsse Temperament haben. Damit waren Alle einverstanden. Es ergab sich als weitere Consequenz die Vermuthung, daß Coralie's gute Laune vielleicht durch eine Herzensaffaire gestört worden sei. Man fragte einander auf's Gewissen und die Beschämung war allgemein, als sich herausstellte, daß Niemand zu Coralie in privaten Beziehungen stand.

„Teufel!" schnarrte der philosophische Husar. „Eine Tänzerin ohne Geliebten! Noch nicht da gewesen!"

Am Kamin in der Ecke des Salons saß Graf Sy, ein hagerer Sechzigjähriger mit tiefen Falten im Gesicht, die vom Hals bis an die Schläfen reichten, und halberloschenen Augen. Er hatte sich nicht am Gespräch betheiligt. Jetzt hüstelte er laut, als wollte er etwas sagen. Alle wandten sich zu ihm um. Das Gespenst in der Ecke lächelte. Es war ein faunisches Lächeln, das zugleich eine gewisse Schadenfreude ausdrückte. Das Räthsel war gelöst.

„Also darum Schopenhauer! Aha!"

Arme Coralie! Hätte sie geahnt, daß die fine fleur der Gesellschaft über ihren Ruf eine Art Ballotage veranstaltete, ihr Menschenhaß hätte sie noch unglücklicher gemacht, als sie schon war. Ja, sie haßte die Menschen; aus einem Grunde, den sie um keinen Preis verrathen hätte: Sie haßte sie — aus beleidigtem Ehrgefühl! Als Kind hatte sie ihren Beruf mit Enthusiasmus ergriffen und ihr brünettes Gesicht wie ein Spiegel die Empfindungen wiedergestrahlt, die sie beim Tanzen beseelten. Aber allmählich war das anders geworden. Je mehr sie in den Vordergrund trat und ihre Erfolge sich häuften, desto deutlicher wurde sie gewahr, daß die Freiheiten, die ihre Kunst ihr auferlegten, von Anderen gegen ihre Person mißbraucht wurden. Diese ungenirte Huldigung schien bei einer Tänzerin selbstverständlich. Man hatte ihr schon vergeben, ehe man wußte, ob man ihr etwas zu vergeben hatte. Ihre Kunst war ihr Ruf! Das kränkte, das erniedrigte sie vor sich selbst und die Menschen vor ihr. Sie war nicht zurückhaltend aus Tugend, durchaus nicht — sie fand, daß die Leidenschaft berechtigt sei, die „Trägheit der Nerven" zu überwinden — sie war zurückhaltend aus Stolz. Warum sollte nicht die Anbetung, die eine Elisabeth für ihre jungfräuliche Würde beansprucht hatte, auch eine Coralie fordern können! Oft genug beschloß sie, ihrem Beruf, den sie haßte, zu entsagen. Sie wollte ihn mit einer bürgerlichen Beschäftigung vertauschen und sei es mit der eines Ladenmädchens. Aber dann überlegte sie, daß die Tagesarbeit ihr keine Zeit zur Einsamkeit übrig ließe. Und die Einsamkeit war ihre einzige Freude. Stundenlang ruhte sie bequem in einem Schaukelstuhl, sich sanft mit den Fußspitzen wiegend, wie nach dem Takt der Musik, und verlor sich in Träume, während sich der Dampf ihrer Cigarette in dem weichen Duft ihres Zimmerparfüms auflöste. Und immer wieder erschien ihr im Traum der Eine, nach dem ihr gequältes verschmachtendes Herz sich sehnte, und flüsterte: Du bist nicht, was die Welt aus Dir macht. Du bist, was Du mir bist. Coralie! Sei mein!

Endlich, endlich waren ihre Phantasien Wirklichkeit geworden. Sie erlebte ihren Traum! An ihrer Seite saß ein junger Mann und, wenn er nichts Zärtliches sagte, lachte er übermüthig. Ludwig von Herbart, der Sprößling einer verarmten Adelsfamilie, war eine echte Künstlernatur, ein „Apollokopf", wie ihn seine Freunde in scherzender Bewunderung nannten. Er war Bildhauer und ein Preisrichtercollegium hatte entschieden, daß sein Talent dem von hundert Concurrenten überlegen sei. Das Denkmal, das er einem nationalen Classiker zu errichten berufen war, hatte zugleich seinen eigenen Ruhm verewigt. Er war noch jung, erst 28 Jahre alt, aber nach der maßlosen Anstrengung jener Arbeit bedurfte sein Geist einer Ruhepause, um sich neu zu kräftigen. Er benutzte dieselbe, um frische Eindrücke zu sammeln. Er suchte die Plastik da, wo sie besonders lebensvoll ist, auf der Bühne. Coralie nahm gleich beim ersten Mal sein ganzes Interesse gefangen. Als Kenner der Schönheit entzückte ihn die Grazie ihrer Formen, und es erschien ihm unbegreiflich, daß ihre Bewegungen nur ein Spiel der Muskeln sein sollten.

„Schade!" murmelte er eines Abends vor sich hin, als er wieder aus dem Theater kam, „ein solcher Körper ohne Seele, o, das ist eine häßliche Ironie der Natur! Aber," fuhr er lebhaft fort, „ist die Kunst nicht da, um die Natur zu vervollkommnen! Wohlan, ich werde der Natur ihren Meister zeigen! Mein nächstes Werk soll Coralie heißen. Ich werde sie im Balletcostüm darstellen, wie sie auf den Fußspitzen eine Pirouette tanzt, den Leib schmachtend zurückgebogen, im Gesicht einen bezaubernden Ausdruck heiterer Sinnlichkeit. Mögen die Kritiker schreien, so viel sie wollen, daß die Antike zu Grunde geht über solch' hypermodernen Realismus. Unsere Zeit bedarf dringend einer neuen Auffassung auch in der bildenden Kunst, und ich werde ihr Bahnbrecher sein."

Am folgenden Tage besuchte er sie und trug mit der ihm angeborenen einnehmenden Liebenswürdigkeit sein Anliegen vor. Sie hörte ihm lange zu, ohne ihn zu unterbrechen. Dies verwirrte ihn schließlich, er schwieg. Eine Minute vernahm man nur das Ticken der Wanduhr. Aber wie seltsam veränderte sich Coralie während der Ewigkeit dieser Minute! Es schien, als sei auf ihrem Antlitz die Seele plötzlich auf-

Digitized by Google

geblüht wie der Kelch einer Rose. Der melancholische Zug um den Mund war verschwunden, ihre Lippen waren halb geöffnet wie nach einem Kuß. Ihre dunklen Augen loderten in einer verzehrenden Gluth, als wollten sie Blitze auffangen. Die Brust athmete schwer, so athmete sie, wenn sie getanzt hatte. Und tanzte sie denn jetzt nicht? Ihre Sinne wirbelten einen wilden Galopp, während ihre Glieder zu schwach schienen, solch' übermenschlichem Flug zu folgen. Die Natur hatte die Kunst beschämt. Sie hatte dem Künstler sein Modell gegeben.

„Bitte, bleiben Sie in dieser Stellung! Wechseln Sie Ihren Gesichtsausdruck nicht!" Mit diesen Worten, die er hastig hervorstieß, nahm Ludwig ein Skizzenbuch aus der Tasche und versuchte, den Eindruck des Moments festzuhalten. Aber Coralie sprang auf.

„Ich will nicht, daß Sie mich für alle Welt zeichnen! Niemand soll mich glücklich sehen, Niemand!"

Ludwig warf den Zeichenstift fort. Ihr Bekenntniß, welches er halb auf sich bezog, erfüllte ihn mit einem süßen Rausch. Das Unerwartete betäubte ihn. Unfähig, etwas zu erwidern, ergriff er ihre Hand und führte sie hingebend an seine Lippen.

„Ludwig!" jubelte Coralie, „ich habe Dich schon geliebt, bevor ich Dich gesehen habe. Du bist der Held meiner Phantasien, die Erfüllung meiner Träume! Ich habe nichts außer Dich auf Erden!" Sie lehnte sich an seine Brust wie ein Kind, das um Schutz fleht. Mit einem bittenden, unendlich rührenden Blick sah sie zu ihm auf. Dieser Blick besiegte ihn vollends. Sein Skizzenbuch war zur Erde gefallen, er trat mit dem Fuß darauf. Es war das Zeichen seiner Unterwerfung.

„Nicht doch," sagte Coralie, sich von ihm losmachend, „ich will sehen, ob ein Weib darin ist." Sie durchblätterte hastig das Album, aber es fand sich nichts, als der muskulöse, kraftstrotzende Arm eines Arbeiters; eine Studie, die Ludwig nach dem Leben gezeichnet hatte. „Ach, Du hast ein leeres Buch mitgebracht! Dies bedeutet, daß Du mir etwas zu verheimlichen hast."

„Gut," antwortete Ludwig lachend, „ich werde Dir meine Skizzenbücher schicken und zu Hause bleiben."

„Nein," flüsterte sie leidenschaftlich, indem sie ihn neben sich auf das Sopha zog, „Du sollst kommen: Heute — morgen — alle Tage! . . ."

Und er kam alle Tage. Ihre Gespräche waren endlos. Aber sie ließ sich stets nur von ihm erzählen, er sollte sie nach nichts fragen. Sie hatte ihm das Versprechen abgenommen, nicht mehr in die Oper zu gehen, wenn sie auftrat; überhaupt durfte er des Theaters niemals Erwähnung thun. Sie wollte in seiner Gegenwart ihren Beruf vergessen und für ihn nur ein Weib sein, deren einziger Vorzug war, ihn zu lieben.

Leider wurde ihr die Seligkeit dieser Monate durch die Annäherungsversuche eines gefährlichen Narren gestört. Der alte Graf Sy verfolgte Coralie mit seinen unverschämten Galanterien. Sein Geiz war sprüchwörtlich, es hieß, daß er seine Liebschaften nur mit den Gewinnen seiner Rennpferde bezahlte. Mit Abscheu wies Coralie seine Zudringlichkeiten zurück. Ihr Widerstand reizte ihn bis zur Verschwendung. Er schickte ihr Körbe voll künstlicher Blumen, Rosen, deren Thautropfen funkelnde Brillanten waren. Er stellte ihr eine Equipage und Reitpferde zur Verfügung und versuchte kostbare Toilettengegenstände in ihr Boudoir zu schmuggeln. Aber Alles vergeblich. Brillanten, Equipage, Reitpferde nebst anderem Zubehör wanderten unberührt in seinen Besitz zurück. Der Graf war außer sich. Seine greisenhafte Eitelkeit und besonders sein Hochmuth fühlten sich tief verletzt. Leo Sy war die letzte, bereits stark angefaulte Frucht eines uralten Stammbaumes und sein Schwager, ein Herzog, die einflußreichste Persönlichkeit bei Hofe. Und trotzdem wagte es eine simple Tänzerin, ihm Opposition zu machen! Dieser Gedanke konnte kaum Platz finden in seinem kleinen Gehirn. Sy war Wittwer und kinderlos; zwei Gattinnen waren ihm bereits in's Grab vorausgegangen, und er fühlte seufzend, daß er ihnen bald nachfolgen werde.

„Schade!" murmelte er jeden Morgen, wenn er sich nach dem Aufstehen im Trumeau beschaute.

„Wann?" echote sein Neffe, Graf Oppen, der ihn zu beerben hatte.

Nun, bis dahin gedachte Graf Sy seinen Abschied vom Leben noch durch einen letzten Erfolg zu feiern. Er wollte wie ein guter Schauspieler von der Bühne, auf der ihm seine Geburt eine glänzende Rolle zuertheilt hatte, abtreten. Man sollte ihn noch einmal beneiden und ihm noch einmal applaudiren. Daß es eine Satire auf seine eigene Noblesse war, wenn er seinen Ruhm von dem einer Tänzerin abhängig machte, das begriff ein so großer Herr natürlich nicht. Genug, er wollte es sich etwas kosten lassen, und er sorgte dafür, daß seine Gebelaune bekannt wurde. Das war ja die Hauptsache dabei. Alle Welt erfuhr von den luxuriösen Geschenken, welche Coralie erhielt, aber Niemand von denen, welche an den Geber wieder zurückkamen. An den schadenfrohen Mienen und versteckten Anspielungen ihrer liebenswürdigen Colleginnen merkte Coralie bald, daß die Verleumdung bereits geschäftig war.

Eines Morgens fand Coralie wieder in ihrem Empfangszimmer einen prächtigen Blumenstrauß, mit einer rothen Atlasschleife umwunden, in deren Enden zwei große Perlenohrringe eingehakt waren. Dazu eine wappengeschmückte Visitenkarte, auf die eine zitternde Hand die Worte gekritzelt hatte:

„Anbetungswürdige Coppelia! Schöne Automatin! Wann werde ich endlich Dein Herz sehen?"

Mit einem Wuthgeschrei schleuderte Coralie das Bouquet in den geheizten Kamin. Die Blumen verblühten rasch in den Flammen, und die Perlen versanken in die glühende Asche. „Nein, das ertrage ich nicht länger!" rief sie schluchzend. Seit ihrer Kindheit hatte Coralie nicht mehr geweint.

In diesem Zustand der Verzweiflung überraschte sie Herbart. Vergebens versuchte sie schnell ihr Gesicht zu trocknen und sich mit feuchten, gerötheten Augen zu einem Lächeln zu zwingen, er frug sie ungestüm, was ihre Thränen bedeuteten. Und sie sagte es. Weshalb sollte sie ihm verheimlichen, was er doch jeden Tag erfahren konnte. Herbart hörte ihr schweigend zu; dann küßte er sie flüchtig auf die Stirn und ging.

Athemlos, wie geistesabwesend, starrte ihm Coralie nach. Sie hatte erwartet, daß ihn ihre Schilderung zum Zorn begeistern und er stürmisch das Blut seines elenden Nebenbuhlers fordern würde. Wie hätte sie ihn dann beschworen, sein Leben nicht für das ihrige auf's Spiel zu setzen! Aber nichts von Alledem war geschehen. Ruhig, fast gleichmüthig, ohne ein Wort der Entrüstung war er gegangen. War er feige? Nein . . . nein — wie ein Gespenst trat die Gereiztheit vor ihre Seele — er glaubte ihr nicht, er hielt sie für schuldig . . .

Drei Tage vergingen, ohne daß sich Herbart wieder einstellte. So lange war er noch nie fortgewesen. Sein Ausbleiben bestätigte ihre schlimmsten Befürchtungen. Aber sie unterdrückte bald ihren Schmerz. Heißblütige Naturen wie die ihrige, welche willenlos den Eingebungen des Moments folgen, verstehen es auch, sich zu beherrschen, sobald die Krisis vorüber ist. Sie werden äußerlich wieder ruhig und nur eine gewisse Müdigkeit ihres Wesens verräth, daß sie unglücklich sind. Wie erstaunte sie, als am vierten Tag seiner Abwesenheit Ludwig plötzlich in's Zimmer trat.

„Guten Morgen, Coralie! Lebt Dein Anbeter noch oder ist er schon todt?" begann er lachend. Dann bewegte er heftig seinen Lockenkopf, um die Regentropfen davon abzuschütteln und warf den Havelock, in den sich seine hohe, schlanke Figur dicht eingehüllt hatte, über einen Stuhl.

Coralie war einen Augenblick unschlüssig, was sie auf diese seltsame Begrüßung antworten sollte. Endlich sagte sie tonlos: „Du liebst mich nicht, Du hast mich niemals geliebt!"

„Närrchen!" rief Ludwig, indem er die Widerstrebende mit den Armen umschlang. „Glaubst Du etwa, daß ich Dich im Stich lassen werde? Im Gegentheil! Ich hoffe, Deinen Grafen in die Flucht zu schlagen und zwar gründlich!"

Als sie noch immer zweifelte, fuhr er fort: „Jemand, der weniger vernünftig und aufgeklärt ist als ich, würde sich vielleicht mit dem alten Gecken duellirt haben. Aber ich verabscheue diese feudal-mittelalterliche Barbarei. Der Zufall einer Pistolenkugel ist durchaus kein Sühnegericht der Ehre. Uebrigens ist die Partie zu ungleich. Der Herr Graf hat höchstens die spärlichen Ueberreste des Dessert zu verlieren, während ich bei der vollen Schüssel des Lebens sitze. Und ich habe noch Appetit!" Er zupfte Coralie schelmisch am Ohrläppchen, worauf sie den Kopf zurückwarf und ihn forschend ansah. Ihre Blicke begegneten sich. Wie die

Digitized by Google

Sonne das Gewölk, so durchbrach die Heiterkeit plötzlich ihre sorgenvollen Gedanken. Sie mußte in sein übermüthiges Gelächter mit einstimmen.

„Wahrhaftig," belehrte er sie, „wir modernen Menschen besitzen andere Waffen, um uns gegen Wichte und Narren zu vertheidigen. Wenigstens diejenigen, welche Geist haben. Nur keine Sentimentalitäten, wo der Humor denselben Dienst thut. Paß auf, ich mache diese lebendige Mumie mit einem Witz unschädlich!" Er öffnete ein Paquet, welches er mitgebracht hatte, und nahm daraus drei Gypsabdrücke hervor, die eine kleine, schmale Frauenhand darstellten.

„Was ist das für eine Hand?" fragte Coralie neugierig.

„Die Deinige, mein Engel! Ich habe sie aus dem Gedächtniß der Form Deiner Handschuhe nachgebildet. Von meinem Modell sind mir nur die Handschuhe übrig geblieben. Ist das nicht spaßhaft?"

„Aber, bester Ludwig, ich verstehe nicht ... Ah! ... Zumal am Mittelfinger ein Siegelring steckt, auf dem ein kleines Schild mit getheilten Feldern und den Buchstaben S. und J. eingravirt ist!"

Ludwig zeigte ihr einen Goldreif, indem er hinzufügte: „Hier ist das Original!"

„S. und J.? Ich verstehe noch immer nicht ..."

„S. und J. sind die Anfangsbuchstaben meiner Lebensdevise: Spero invidiam! »Ich hasse den Neid!« Mit meinem Namen sollst Du auch meinen Wahlspruch besitzen. Verstehst Du nun?"

Sie horchte, als tönte ein fremder Laut an ihr Ohr, den sie erst deuten müsse. Während Herbart die Worte langsam wiederholte, stammelte sie glückstrunken: „O Du — Du — Du!" Sie lachte, sie weinte. Sie setzte sich an's Clavier und schlug einen feurigen Czardas an. Dann sprang sie auf, wischte mit ihrem Spitzentuch den feinen Staub von der Gipshand und legte ihr rosiges Händchen daneben, indem sie, toll auflachend, frug, welche ihm besser gefalle. Sie war sinnlos vor Freude. Als sie endlich wieder zu sich kam, flüsterte sie fast erschreckt: „Ist es auch wirklich wahr? Täuschst Du mich nicht?"

„Aber Kind, Dein Zweifel sieht beinah' wie Selbstgeringschätzung aus. Sei stolz, Coralie! Eine Tänzerin, die einen so edlen Rhythmus des Herzens und der Glieder besitzt wie Du, ist eines Bildhauers würdig. Der echte Künstler, der auch aus dem Leben eine Kunst macht, ist frei von Vorurtheilen. Beim Apoll, ich bin kein Philister! Du sollst meine Muse sein, Coralie! Du gibst mir mehr, als ich Dir geben kann."

Ueberselig, mit einem Gefühl unaussprechlicher Dankbarkeit stürzte sie an seine Brust. Er streichelte zärtlich ihr weiches kastanienbraunes Haar, das ihr, aufgelöst, in üppiger Fülle um den Nacken fiel.

„Wenn ich nur wüßte," begann sie nach einer Pause, „was diese drei Gipshände zu bedeuten haben."

Statt jeder Antwort nahm Herbart ein Zeitungsblatt aus der Tasche und las: „Der bekannte Bildhauer, Ludwig von Herbart, hat die rechte Hand unserer gefeierten Prima Ballerina modellirt, ein Händchen, so klein und einzig wie ihr Fuß. Fräulein Palm wird Gipsabdrücke davon zum Besten der Weihnachtsbescheerung armer Kinder während der Vormittagsstunden in ihrer Privatwohnung verkaufen. Hier ist eine Gelegenheit für Kunstfreunde, sich zum wohlthätigen Zweck selbst zu bereichern, indem sie sich in den Besitz einer kostbaren Theaterreliquie setzen."

„Das ist eine schöne Geschichte," sagte Coralie verwundert, „man wird mir das Haus einlaufen. Ist das Deine Idee oder die Idee Anderer?"

„Meine eigene! Höre nun die Erklärung. Der Ring am Mittelfinger hat einen Doppelsinn. S. und J. sind zugleich die Anfangsbuchstaben der Wappeninschrift der Sy's und heißen: Semper idem! »Immer derselbe!« Dieser Goldreif, der Dich bald schmücken soll, ist eine getreue Copie eines alten Familienstückes des Grafen. Es ist Tradition seiner Familie, daß ihn die gräflichen Bräute als Verlobungsring tragen. Ich war kürzlich zufällig zugegen, als Graf Sy in einer Gesellschaft bei der Gräfin Eggebrecht, in deren Hause ich verkehre, den Diener frug, ob ein Ring, der so und so aussehe, gefunden sei. Der Diener verneinte und Sy schien untröstlich zu sein. Als Du mir vor vier Tagen von Deinem aufgezwungenen Verkehr mit dem Grafen erzähltest, beschloß ich sofort, daß er den Reif an Deinen Gipshänden wiederfinden soll. Der Siegelring ist in eingeweihten Kreisen bekannt, und Niemand wird zweifeln, daß ihn der Graf persönlich an Deinen Finger gesteckt hat. So fällt der Scandal auf den hochmüthigen Urheber zurück, wenn es heißt, daß er eine Tänzerin zu seiner legitimen Gattin erheben will. Er wird genöthigt sein, seine Prahlereien zu revociren und Dich künftig in Ruhe zu lassen. O, das wird eine gehörige Strafe für ihn sein! In einer Stunde schicke ich Dir weitere vier Dutzend Gipsabdrücke. — Du lächelst! Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich den alten Gecken mit einem Witz unschädlich mache!"

Coralie klatschte bewundernd in die Hände. „Der Geniestreich eines Künstlers! Du bist der geistreichste Mensch von der Welt!"

In diesem Augenblick meldete die Zofe Graf Oppen. Herbart warf rasch noch seinen Mantel um.

„Glück auf zur Auction!" rief er lachend, und indem er Coralies Mund übermüthig an den seinen preßte:

„Zum ersten — zum zweiten — zum dritten!"

„Genug! Du erdrückst mich!" Sie drängte ihn mit neckischer Eile zur Thür hinaus.

(Fortsetzung folgt).

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Die Pforten des Ausstellungsgebäudes am Lehrter Bahnhof haben sich von Neuem geöffnet und — aus jeder Lücke an den spärlich behängten Wänden grüßt uns die Erinnerung an die Jubiläumsschwester. Wir wissen, daß wir der Gegenwart mit der Vergangenheit Unrecht thun, aber die Herren von der Hängecommission haben uns den Vergleich gewaltsam aufgedrängt. In dem Bestreben, dem einzelnen Bilde zu seinem Rechte zu verhelfen, haben sie es vergessen, die Ausstellungsräume wohnlich zu gestalten. Die gähnenden Lücken der Wände zwingen das Auge zu einem sprungweisen Betrachten der Objecte, und jede Lücke füllt sich für ein mäßiges Bildergedächtniß mit dem im vergangenen Jahre Gesehenen. Das Ganze macht den Eindruck, als ob ein wohlhabender Mann soeben ausgezogen wäre und die minder werthvollen Theile seines Besitzstandes zurückgelassen hätte. Man kann die zu überwindenden Schwierigkeiten voll zu würdigen wissen und doch in aller Bescheidenheit die Ueberzeugung aussprechen, daß die begangenen Fehler zu vermeiden waren. Es standen achtzehn große Säle und sechs Seitencabinete des hinteren Anbaues zur Verfügung. Diese Räume genügten vollkommen zur Aufnahme des während des Jahres mit Pinsel und Meißel Geleisteten. Statt dessen hat man die ganze linke Reihe der Seitencompertiments zu Hülfe genommen und hier und da Bilder verstreut, die am besten unter der Masse verschwinden und Raum ausfüllend ihren höchstmöglichen Zweck erreichen würden. Auch die beliebte Pflanzendecoration erweist sich als Hintergrund für überlebensgroße Reiterstatuen als ungenügend. Die Herren zu Pferde sehen aus, als ob sie wie Zieten aus dem Büschchen heraussprengen und — in die Manege einreiten wollten. Daß hier und da ein Teppich hängen geblieben ist, macht die Oede noch fühlbarer.

Wir sind wieder einmal ganz unter uns und können uns in stiller Selbstbeschaulichkeit an ungemischt nationalen Hervorbringungen erfreuen. Nimmt man das Wort national im prägnanten Sinne, so wird diese Freude keinen übermäßig hohen Grad erreichen. Wenn die Kunst eines der Organe ist, durch die sich Leid und Freud eines Volkes aussprechen, so machen wir im Hinblick auf den Aufschwung der letzten beiden Jahrzehnte einen recht bescheidenen Gebrauch von demselben. Nur Siemering bringt Theile eines aus patriotischem Vollgefühl herausgeschaffenen Ganzen. Wir hatten Gelegenheit, schon vor anderthalb Jahren einen Probeaufbau seines Siegesdenkmals für Leipzig in der Gladenbeck'schen Gießerei zu sehen. Die Hauptfigur, eine mächtige Germania, ist von der Jubiläumsausstellung her an ihrem Platze geblieben. Einer Beschreibung bedarf es somit nicht, und wir glauben sie auch heute nicht besser charakterisiren zu können, als wir es damals durch ein Epigramm gethan, zu dem sie unsere geringe Begeisterungsfähigkeit aufgestachelt:

Ruhig schreitet und stolz einher, ein Bildniß des Friedens,
Lässig am Schildrand die Faust, hoch auf der Schulter das Schwert.
Reize sie nur! Dann recken sich jählings die mächtigen Glieder,
Aufwärts zucket der Schild, nieder flammet der Stahl.

Dieses Mal hat Siemering vier Reiterfiguren von den Ecken des Postaments ausgestellt. Da ist zunächst die Hünengestalt des Fürsten Bismarck auf einem mächtigen Hengst. Die Wucht des gewaltigen Körpers kaum merklich zurücklehnend, hat er das Roß ohne den Zügel anzuziehen auf die Hinterbeine gedrückt, während die Vorderhufe im Boden zu wurzeln scheinen. Der Helm sitzt gewohnheitsmäßig im Nacken, die gewaltigen Gesichtszüge bis über die buschigen Augenbrauen frei lassend, die rechte Hand hängt an der Hüfte herab. Das Ganze ist aus einem Gusse geschaffen und wird

Digitized by Google

der historischen Bedeutung des Mannes in demselben Maße gerecht, wie die Büste von Reinhold Berges in der Jubiläumsausstellung seinen individuellen Gehalt erschöpfte. Ein wirksamerer Gegensatz, als der zwischen diesen reisigen Recken und der feinen Reiterfigur des Grafen Moltke in dem Ehrensaal rechts ist kaum denkbar. Leicht vorgebeugt, die rechte Hand über der auf der Hüfte ruhenden Karte ausgebreitet, den Kopf spähend seitwärts gewandt, lenkt er mit der linken eine zart gebaute Stute englischer Zucht mit schlanken Beinen und kleinem Kopf. Der Körper ist von einem leichten Regenmantel umhüllt, über dem lässig das Futteral eines Perspectivs am Lederriemen herabhängt. Roß und Reiter sind auch hier wie aus einem Gefüge und wir wüßten uns kaum zweier ähnlicher Statuen zu erinnern, in denen die bloße Art des Sitzes und der Zügelführung so glücklich für die Charakteristik der Reiter ausgenutzt wäre. Die Figur des Kronprinzen in dem ersten großen Hauptsaal erscheint weniger gelungen. Uns will bedünken, als sei hier das Fürstliche zu sehr in kleinen Aeußerlichkeiten betont. Der feurige, unter seinem Reiter tänzelnde Hengst, der energisch in der Rechten ausgestreckte Commandostab wollen nicht recht mit dem ruhig herabfallenden, schweren Ceremonienmantel zusammenstimmen. Das schlichte Heldenthum in der Person unseres Kronprinzen tritt hinter einem theatralischen Arrangement zurück, das sich an der Oberfläche hält und nicht aus der Tiefe der Persönlichkeit schöpft. Die vierte Statue, die des Königs Albert von Sachsen, bildet mit der des Kronprinzen Pendant und gleicht ihr im Gesammtcharakter und in der Pose.

Liebenswürdig in der Auffassung ist die Kaiserstatue von Baerwald. Das sind die mildfreundlichen Züge, die wir beim Aufziehen der Wache am historischen Eckfenster auftauchen sehen. Selbst der Helm mit dem Generalsbusch aus Hahnenfedern und der Hohenzollernmantel mit Pelzkragen vermögen an diesem Grundcharakter nichts zu ändern, die linke Hand ruht lässig am Degengriff, die Rechte ist zwischen zwei Knöpfe des Uniformrocks gesteckt. Es ist nicht der Held von Königgrätz und Sedan, der uns hier entgegentritt, sondern der Kaiser, der für die oft beschwerlichen Huldigungen seines Volkes stets ein freundliches Lächeln, einen Gruß übrig hat.

Dagegen hat die Kaiserstatue Otto Geyer's etwas unangenehm Geziertes, das durchaus fremdartig berührt. Der in dem eleganten Lackstiefel vorgestreckte rechte und der weit zurücktretende linke Fuß lassen den Schwerpunkt des im Küraß steckenden Körpers zu sehr in die Mitte fallen, und die ganze Figur verliert so an statuarischer Festigkeit. Der mit dem Commandostab vorgestreckte rechte Arm schlägt den Krönungsmantel auseinander, so daß Schnur und Quaste, die ihn halten, gerade und aufdringlich vorn über den Leib herabfallen.

Was sonst an Büsten und Statuetten unserer Helden vorhanden ist, erhebt sich nicht über das Niveau des decorativen Mittelguts. Als eine ästhetische Verirrung ist die Kaiserbüste von Franz Ochs zu bezeichnen. Daß der Kaiser seiner äußeren Erscheinung nach kein Jüngling mehr ist, wissen wir alle, aber es gibt dem Künstler nicht das Recht, dem idealen Bilde, wie es im Herzen des Volkes lebt, die schlaffen Züge eines hinfälligen Greises unterzuschieben. Selbst das spröde Material des Marmors sträubt sich gegen seine lederartige Verarbeitung. Wenn sogar der Bildhauer anfängt, sich dem geistlosen Materialismus zu ergeben, dann hat er sich nicht mehr über die Concurrenz zu beklagen, die ihm durch die Photographie in dem bloßen Festhalten der Persönlichkeit gemacht wird.

Noch spärlicher als die Sculptur, hat sich die Malerei bemüßigt gefunden, dem Nationalgefühl in ihren Producten Rechnung zu tragen. Der decorative Fries, mit dem Professor Geselschap das Akademiegebäude zum neunzigsten Geburtstage des Kaisers geschmückt, war eine achtbare Gelegenheitsleistung, deren ephemere Bedeutung man nicht durch eine nachträgliche Ausstellung zu überhöhen suchen sollte. Der Lebenslauf des Kaisers ist so reich, daß er sich unmöglich in ein paar Meter Fries erschöpfen läßt, und er ist bei allem Reichthum so schlicht, daß er die Einmischung veralteter Idealtypen nicht verträgt. Von der Königin Luise am Gängelbande geführt, ist er nicht der Kaiser, sondern ein hülfloses Kind, wie jedes andere, von Pallas Athene im Speerwurf unterrichtet ist er nicht der Reorganisator unserer Volkswehr, und die größtmögliche Verlängerung des Backenbartes macht aus ihm keinen römischen Krieger. So lange die Kunst nicht neue Idealformen gefunden hat, die sich zwanglos der Wirklichkeit fügen, thut sie immer noch besser, wenn sie sich mit der schlichten Darstellung des Geschehnisses begnügt. Allerdings darf sie auch dann nicht die Pfade Anton von Werner's betreten. Sein Kniestück des Fürsten Bismarck läßt gewiß an Portraitähnlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wir sind sogar fest überzeugt, daß er gelegentlich die rechte Hand in die Schoßtasche des Uniformrockes steckt, aber es wäre entschieden bedauerlich, wenn diese Auffassung des Reichskanzlers als Parlamentsredners auf die Nachwelt käme. Schon Lessing hat einmal von der Unzuträglichkeit der bildlichen Darstellung eines offenen Mundes gesprochen. Wir sind weit entfernt davon, die von ihm aufgestellten ästhetischen Gesetze als einen unabänderlichen Codex zu betrachten. Die physiologische Nothwendigkeit, beim Sprechen Lippen und Zähne auseinander zu bringen, läßt sich nun einmal nicht fortleugnen. Der mechanische Vorgang des Sprechens aber thut's freilich nicht; wir wollen wenigstens aus dem ganzen Habitus herauslesen, daß aus diesem Munde nicht eine bedeutungslose Alltagsphrase hervorgeht. Hätte der Reichskanzler auf dem Werner'schen Bilde nicht ein officielles oder officiöses Actenstück in der Hand, so würden wir annehmen, es handle sich hier um einen Ruf, wie: „Johann, anspannen!" oder: „Tiras, apport!"

Ob wir die augenblicklich amtirenden Minister unseren nationale Helden anreihen dürfen, ist zweifelhaft. Jedenfalls fällt auch bei ihrer Darstellung dem Maler die Aufgabe zu, über die bloße Portraitähnlichkeit hinauszugehen und einen Moment zu wählen, der gleichzeitig der bedeutenden Stellung des Mannes gerecht wird. Herr von Puttkamer ist in dem Portrait Paul Spangenberg's abgesehen vom blauen Frack mit goldenen Knöpfen und sämmtlichen Orden und Ehrenzeichen jeder Zoll ein Minister. Auch die aristokratische Erscheinung ist energisch betont, nur die weltmännische Bonhommie, wie sie selbst dem politischen Gegner gegenüber gewahrt bleibt, tritt hinter einer gewissen Kälte und Zugeknöpftheit zurück. Herr von Maybach, von Konrad Fehr im schwarzen Gehrock gemalt, ist der Urtypus des pflichttreuen Beamten, dessen geistige Ueberlegenheit selbst durch die Hülle der bureaukratischen Zurückhaltung hindurchleuchtet.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Esther's Ehe. Roman von Hermann Heiberg. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — In dem vorliegenden Romane ist Heiberg ganz der alte geblieben. Keinen neuen subjectiven Zug fügt er seiner schriftstellerischen Individualität hinzu, weil kein solcher sich während seiner „Arbeit" in einem bloßen Copisten des Lebens entwickeln kann. Und die Gestalten seines Romanes sind auch nur aus diesem Grunde neu und denen seiner früheren Werke unähnlich, denn er hat aus seinem eigenen Sein nicht so viel hineinzulegen, daß wir dadurch an das ebenfalls nicht vorhandene Individuelle der früher geschauten Gebilde erinnert würden. Wir sehen diesmal ein Weib in dem Vordergrunde der Erzählung stehen, welches ihre Aufopferung dem geliebten, aber leichtsinnigen, hochfahrenden und glänzenden Manne gegenüber soweit treibt, daß sie ihm sogar seine Untreue, seine Unwahrheit und seine bis in's Uebermaß entwickelte Selbstsucht verzeiht. Neben ihr steht ihre moralisch häßliche Schwester, die in ihrer ungezügelten Leidenschaft an ihr zur Verrätherin wird. Und um diese beiden Frauenfiguren kreist ein Kunterbunt von höchst sonderbaren Menschen: ein Tugendbold und ein vollendeter Schurke, eine in ihrem Pietismus abergläubische, glaubensstarre und vorurtheilsvolle Mutter und eine humoristisch sein sollende, aber schließlich immer ermüdender wirkende Mädchengestalt. Das Abschreiben von der Natur ist nur in der Zeichnung Esthers und ihrer sinnlichen Schwester, sowie in der Schilderung des Mannes von Esther dem Autor gut gelungen, vielleicht weil er für diese Menschen Modelle vor sich hatte. Die übrigen Gestalten sind alle total verzeichnet und fast peinlich unwahr; es fehlten ihnen die Vorbilder, und zum selbständigen Schaffen und Ausbilden hat Heiberg nicht die Kraft. Fügen wir noch hinzu, daß der tragische Schluß der eigentlichen Entwickelung durch ein höchst mattes und triviales Ende des Romans gemildert und gedämpft wird, so wird das Gefühl des Bedauerns erklärlich erscheinen, welches uns immer wieder, und so auch hier, ergreift, wenn wir einen guten Kern in einer Umhüllung von Nichtigkeiten und Trivialitäten erblicken. B.

Die Versuchung des heiligen Antonius von Oscar Linke. (Minden i. W., Bruns.) — Ein geist- und witzvolles Epos, das des ungewöhnlichen Umfanges wegen kaum in's große Publikum dringen dürfte, das aber wegen der Fülle von echter Poesie die Kritik mit Respect vor dem Können des Autors erfüllen muß. In phantastisch-humoristischen legendenhaften, durch und durch von brennendsten Colorit erfüllten Bildern werden die Versuchungen des h. Antonius vorgeführt; Buddha, die Königin von Saba, Ahasver, Kleopatra, Herodias, Jesus von Nazareth suchen den Heiligen heim und erfüllen sein Herz mit Schreck, Wollust, Reue und Zweifel. Es ist im Rahmen einer Anzeige nicht möglich, auf die näheren Einzelheiten, auf den tiefen Grundgedanken dieses ganz eigenartigen Buches einzugehen — genug, Linke erweist sich darin als trefflicher, selbständiger Poet, wenn auch hie und da aus den Versen Heine und Hamerling hervorblicken. E. W.

Goethe's Faust nach seiner Entstehung, Idee und Composition. Von Kuno Fischer. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.) — Dies dankenswerthe Werk wird auf dem Titelblatte nicht als erster Band einer größeren Schrift bezeichnet. In der Vorrede heißt es indeß: „Ich werde dieses Werk fortsetzen und die Betrachtung nach meiner Art in die einzelnen Theile, Scene für Scene, einführen, wie ich es in den letzten Abschnitten des vorliegenden Buches bereits begonnen habe." Ein abschließendes Urtheil über die ebenso gelehrte und geistreiche wie geschmackvolle, elegant und leicht verständlich geschriebene Arbeit Fischer's ist daher zur Zeit noch nicht möglich. Der Verfasser bespricht die Magussage des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit, die Volksbücher und Volksschauspiele vom Faust, Marlowe's, Lessing's und Goethe's Faust. Aus dem reichen Inhalt der Fischer'schen Untersuchungen sei beispielsweise ein interessanter, in Nichtfachkreisen wenig bekannter Punkt hervorgehoben: nämlich die charakteristische Umwandlung der katholischen Faustsage unter dem Einflusse der Lutherischen Reformation. Auf die Fortsetzung und den Schluß der schönen Gabe Fischer's dürfen alle Gebildeten gespannt sein.

—l—

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schmidt, Alex., Shakespeare-Lexicon. A complete dictionary of all the english words, phrases and constructions in the works of the poet. Second edition. **2 Vols.** Mk. 24.—, geb. Mk. 29 —

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien:

Geschichte unserer Zeit

von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Von **Arnold Ruge.**

gr. 8. geh. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk aus dem Nachlasse **A. Ruge's,** des berühmten Uebersetzers von **Buckle's „Geschichte der Civilisation in England"** verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Stände in besonders hohem Grade. Sowohl die Eigenart der Darstellungsweise **Ruge's,** als auch die Originalität seiner Gedanken verleihen dem Buche einen hohen und bleibenden Werth.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Klimate der Erde

von

Dr. A. Woeikof,

Prof. der phys. Geographie an der Universität St. Petersburg, Präsident der meteorolog. Commission der K. Russ. geogr. Gesellschaft ꝛc.

2 Theile. Groß 8°. Mit 10 Karten, 13 Diagrammen und vielen Tabellen, eleg. brosch. 22 Mk., in Halbfranz geb. 26 Mk.

Durch seine früheren Arbeiten, welche sich hauptsächlich mit Klimatologie beschäftigten, wie auch durch seine ausgedehnten Reisen im russischen Reiche, Süd- und Ostasien und Amerika, war der Verfasser mehr als jeder Andere im Stande ein solches Buch zu schreiben. Nicht nur der Fachmann wird hier vieles Neue und Interessante finden, sondern auch jeder Gebildete. **Das Werk ist eine hervorragende wissenschaftliche Erscheinung.**

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Treu und Frei.

Gesammelte Reden über Juden und Judenthum

von Prof. Dr. M. Lazarus.

gr. 8. geh. Ladenpreis 6 Mark.

☛ Das neueste, hochbedeutsame Werk des berühmten Psychologen enthält eine Auswahl von Reden und Vorträgen, welche derselbe bei den verschiedensten Gelegenheiten über das erwähnte Thema gehalten und bitten wir, dem vortrefflichen Buche, welches das Interesse der Gebildeten aller Stände und Confessionen in seltenem Maße anregen wird, eine gütige allseitige Beachtung schenken zu wollen.

Bad Nauheim bei Frankfurt a. M., Station d. M.-W. B.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern, auch vor bez. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart u. Leipzig.

Neuester Zeitroman von Gregor Samarow.

Soeben ist erschienen:

Gipfel und Abgrund.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

4 Bände, geheftet in illustrirtem Umschlag, Preis ℳ 16.—; fein gebunden in 2 Bänden, mit Gold- und Schwarzdruck, Preis ℳ 17.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die Mängel deutscher Universitätseinrichtungen und ihre Besserung.

Von

Dr. C. Hasse,

ord. Professor an der Universität Breslau.

Preis: 80 Pfennige.

☛ Soeben erschien im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von der roten Erde.

Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen

von

Otto Weddigen.

Preis elegant broschiert 3 Mark.

Der durch seine Dichtungen schon in weiteren Kreisen bekannte Verfasser bietet in seinem vorliegenden neuesten Werke eine Sammlung trefflicher Erzählungen, die nicht verfehlen wird, das Interesse jedes Freundes der „roten Erde" zu erregen und sich recht sehr als **passendes Festgeschenk** eignen dürfte.

Soeben erschien:

Londinismen — **Slang und Cant** — ein Wörterbuch der **Londoner Volkssprache,** sowie der üblichsten englischen **Gauner-, Matrosen-, Sport- und Kunst-Ausdrücke** ꝛc. ꝛc. Nebst einer geschichtlichen Uebersicht der **Quellen,** mehreren Musterstücken und einer kurzgefaßten Grammatik. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Grammatiken und Wörterbüchern von **H. Baumann,** Master of Arts of London University, Headmaster of the Anglo-German School, London. — 352 Seit. 8°, brosch. 4 ℳ; eleg. geb. 4 ℳ 60 ₰.

Langenscheidt'sche Verl.-Buchh., Berlin, SW. 11.

Antiquar. Cataloge.

Soeben erschienen und werden gratis und franco zugesandt:

Cat. 140 u. 141. **Culturgeschichte** (2080 Nrn.).

„ 142. **Conchyliologie.**

Frankfurt a/M., Römerberg 3.

K. Th. Völcker.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 13. August 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Geschichte der nationalliberalen Partei. Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R. — Armeelieferanten. Von G. J. Guttmann. — **Literatur und Kunst:** Von der Kunstausstellung in Venedig. Von Robert Stiassny. — Eine realistische Aesthetik. Von J. C. H. — Zur Geschichte der Welthandelsstraßen. Von Georg Winter. — **Feuilleton:** Der Ring am Finger. Von Georg Keben. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Zur Geschichte der nationalliberalen Partei.

Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R.

Trotz des in der deutschen Geschichtsschreibung stark vorherrschenden Zuges zur Behandlung localer und particularer Entwickelungen und bei aller Fülle monographischer Darstellungen von „Kreisen", „Richtungen" oder „Systemen" im deutschen Geistesleben ist die zusammenfassende Geschichte bestimmter politischer Parteiverbände bisher fast ganz vernachlässigt worden. Vereinzelte Versuche sind dürftig genug ausgefallen und schnell wieder vergessen worden. Die Erklärung dieser in einer überwiegend politischen Gegenwart immerhin auffallenden Erscheinung liegt freilich nahe genug. Das deutsche Parteileben ist bisher nicht nur ein die ersten Jugendzeiten erst eben verlassendes, sondern auch ein derart zersplittertes und dadurch ohnmächtiges gewesen, daß es als Vorwurf der Historiographie wenig dankbar erscheinen mußte. Vor allem aber krankt es an einer allgemeinen Schwäche der deutschen Entwickelung, die es in scharfen Gegensatz nicht nur zu England, sondern selbst zu Frankreich bringt. Deutschland gebricht es bei aller Schwerfälligkeit seiner Bevölkerung und dem Einfluß seines an der Gewohnheit hängenden, hartnäckigen Philisterthums an einer wahren Tradition in der Politik wie in der Gesellschaft und damit an dem gesunden Boden stetiger Entwickelung zu freiem Selbstbewußtsein und zu verantwortungsvoller Selbstthätigkeit des Bürgerthums. Die — freilich mehr passive als active — Umwälzung des öffentlichen Lebens macht Deutschland im Vergleich zu dem durchaus conservativen Untergrund der gesellschaftlichen und politischen Zustände der westlichen Nachbarländer zu einem wahrhaft revolutionären Staate, in dem die greifbaren Fäden des jetzt fertigen Gewebes geschichtlich selten weit zurückführen. Die einzige politische Partei von maßgebender Bedeutung und von schöpferischem Einfluß, welche eine erheblichere Spanne Zeit umfaßt und eine einigermaßen ständige Tradition aufzuweisen hat, ist, wie mit Fug nicht bestritten werden kann, diejenige Partei des deutschen Reichstags, welche Namen und Sache festhaltend, den nationalstaatlichen Aufbau Deutschlands in dem Geist der natürlichen Freiheit — im Sinne des mit großem Unrecht geschmähten alten rationalen Staatsbegriffs — aber in verständnißvoller Würdigung des geschichtlich gegebenen Bodens zu verwirklichen strebte. Einer späteren Zeit erst wird es vorbehalten sein, mit der weiteren Fortbildung und Erstarkung dieser zu einem politisch nothwendigen Verbande zusammengeschlossenen Richtung nationaler und freiheitlicher Politik eine volle geschichtliche Darstellung und Würdigung der Partei zu geben, welche die Entwickelungscurven der europäischen Stellung des neuen deutschen Staates begleiten wird. Die Gegenwart wird sich einstweilen begnügen müssen, bruchstückweise, in einer Art von länger-periodischen Annalen über das Dasein jener Partei Zeugniß zu geben. Bei der Bedeutung des persönlichen Elements in den meisten größeren Parteibildungen wird naturgemäß die Darstellung zunächst vielfach an das Leben einzelner Persönlichkeiten anknüpfen, welche nach außen oder innen die politische Organisation mitbestimmt haben.

Eine höchst erfreuliche literarische Erscheinung dieser Art liegt seit kurzem in der Arbeit eines Mitgliedes des Reichstags vor, welche seither in den weitesten Kreisen das regste Interesse gefunden hat.*)

„In dem Gewirre der politischen Tageskämpfe verliert das Auge nur zu leicht den Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Und doch war es niemals nothwendiger, die Lehrmeisterin Geschichte zu befragen, als angesichts der unserer Zeit gestellten, durch eben erlebte Ereignisse auf's Neue sehr eindringlich zum Bewußtsein gebrachten Aufgabe, dem deutschen Bürgerthum durch Wiederaufrichtung einer starken gemäßigten Partei im Parlament eine Vertretung zu verschaffen, welche der Reichspolitik eine sichere Stütze sein und damit zugleich auf dieselbe denjenigen Einfluß gewinnen kann, der den liberalen Anschauungen gebührt."

Mit diesen, um die Jahreswende geschriebenen Worten führte sich wenige Wochen vor der Reichstagswahl vom 21. Februar dieses Jahres diese parteibiographische Arbeit ein, welche, nach ihrer Absicht, in der That einen höchst werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte gegeben hat. Ein gutes Stück innerer und äußerer Entwickelung der nationalliberalen Partei ist hier an der Hand von Aufzeichnungen des bekannten zweiten Bürgermeisters von Leipzig, des edlen am 13. Aug. 1885 gestorbenen Eduard Stephani, durch seinen treuen Freund und Parteigenossen Dr. Friedrich Boettcher, in einem lebensvollen Bilde gezeichnet worden, das als typisch für das Wesen und die Bedeutung jener Partei gelten kann. Die Erfahrungen eines Mannes, der vierzig Jahre im öffentlichen Leben, davon ein halbes Menschenalter im Reichstage für die Forderungen des gemäßigten und nationalgesinnten Liberalismus gewirkt hat, sind in anschaulicher Darstellung vorgetragen mit dem doppelten Zweck, die verdienstvolle Wirksamkeit der Partei,

*) Eduard Stephani, ein Beitrag zur Zeitgeschichte, insbesondere zur Geschichte der nationalliberalen Partei. Von Dr. Friedrich Boettcher. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

welcher Stephani mit Ueberzeugung angehört hat, hervorzuheben und „zugleich warnende Fingerzeige zu geben, um beim Wiederaufbau der Zukunft die Fehler der Vergangenheit zu vermeiden".

Der durch die letzte Reichstagswahl gebrachte Aufschwung der nationalliberalen Partei hat dieselbe wie vor zwei Jahrzehnten wieder in den Mittelpunkt des politischen Interesses gestellt. Sie muß es sich gefallen lassen, Gegenstand des besonderen Hasses der Extremen von rechts und links zu sein und nach den Zeitläuften das Terrain abzugeben, von dem geschäftigt beiderseits das Wasser abgegraben wird. Die oft als besonders auffallend hervorgehobene Thatsache, daß in dem zerrissenen und nach Einigung drängenden Deutschland gerade diejenige Partei die bestgehaßte geworden ist, welche den nationalen Einheitsgedanken am entschiedensten betont hat, erklärt sich — abgesehen von der allgemeinen Schwäche des deutschnationalen Bewußtseins — aus der Entstehungsgeschichte der den gemäßigten Liberalismus vertretenden Partei. Böttcher führt uns an eine ihrer Quellen, indem er uns den Stephani der vormärzlichen Zeit, in seinem Leipzig und in dem Freundeskreise der „Maikäfer" schildert, der, obwohl ohne politische Tendenz, doch schon einige charakteristische Züge der Bewegung zeigt, aus welcher das gebildete, national und freisinnig denkende Bürgerthum sich allmählich als Partei emporhob.

Namen wie Biedermann, Laube, Georgi, Koch, Georg Wiegand, Reimar, Hirzel zeigen ungefähr die Richtung und Geistesart, welche aus dieser gesellig-fröhlichen „Maikäferschaft" hervorging. Bei der politischen Bewegung von 1848 entstand aus diesen Elementen der „Parlaments-Club" mit der erklärten Absicht, auf ein „Deutsches Parlament". Der nationale Gedanke ist wie Stephani's so seiner Freunde erstes und letztes Programm, daneben eine Ausgestaltung der Volksrechte in gesund-freiheitlichem Sinne. Aber schon damals zeigt sich der noch heute lebendige Gegensatz nach links und rechts. Die Demokratie — im übrigen nirgends so harmlos, so ungefährlich und so zukunftslos wie in Deutschland — beweist schon beim ersten Einsetzen für die Neugestaltung der Nation die philiströse Verbissenheit und Kleinlichkeit, die sie im Bilde der deutschen Parteien zugleich so auffallend dürftig und so unsympathisch macht. Der in Literatur und „Redeübungsgesellschaften" thätige Radicalismus hat bei allen angeblichen Verdiensten um die Einigung Deutschlands schon 1848 genau wie noch heute jene anscheinend widerspruchsvolle, aber seiner inneren Gesinnung entsprechende Neigung zum Particularismus kleinbürgerlichster Art gezeigt, und sich zum Bundesgenossen der äußersten Rechten und „sächsischen Philister" gemacht, um unter dem Ministerium v. d. Pfordten die in Frankfurt verkörperte Einheitsbewegung zurückzudrängen. Stephani wohnte einmal als eingeladener Zuhörer einer Landesversammlung der radicalen Opposition am 12. März 1848, bei und klagte über den „miserabeln, provinziellen, beschränkten Geist" derselben, der durch die Vermittelung des Ministers Oberländer auch auf die sächsische Regierung stark einwirkte. Derselben kamen natürlich alsbald alle conservativen, specifisch sächsischen Particularisten zu Hülfe, und so sah sich der in erster Linie auf die Einheit hinwirkende Liberalismus bald zu vollster Ohnmacht verurtheilt. Von hohem menschlichen wie politischen Interesse sind einige Briefe Stephani's an den ihm damals noch befreundeten Minister Pfordten, welcher später der Führer des einheitsfeindlichen Particularismus geworden ist. „Sie können Deutschland nicht vergessen haben. O werden Sie nicht sächsisch, bleiben Sie deutsch, wie Sie es waren." Und ganz im Sinne des Einheitsgedankens, wie die nationalliberale Partei ihn faßt, schreibt er an anderer Stelle: „Muß man nicht auch als Sachse, um im eigenen Hause staatliches Wohlbefinden zu erhalten, vor allem Deutschland stark zu machen suchen?" Aber die Ereignisse gingen ihren durch die Unreife der Zeit bedingten tragischen Gang. Der Particularismus und die echte politische Reaction vernichteten in demselben Jahrhundert nun zum zweiten Mal die berechtigten Ansprüche des deutschen Volkes auf nationale Einheit und freie Antheilnahme an seiner eigenen Regierung und Verwaltung. Der radicale Liberalismus half damals wie heute indirect jener rückläufigen Bewegung alles zu überfluthen, indem er kurzsichtig fortfuhr unter Hintansetzung des nationalen Gedankens, „eine Freiheit ohne Einheit" herstellen zu wollen. Stephani zeigt in dieser ganzen Zeit vielfach die Frische und Naivetät der Hoffnungen der damaligen Patrioten, und klagt in Verkennung des unheilbaren Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen über die „Borussomanie", welche in letzterem Staate die militärische Huldigung vor dem Reichsverweser Erzherzog Johann versagte. Die Schilderung dieser Huldigung, wie sie in Leipzig und in Böhmen stattfand, hat etwas zugleich Rührendes und Kindliches. Das jüngere Geschlecht, welches die blutigen Kämpfe von 1866 und 1870 gesehen hat, empfindet beim Rückblick auf jene Spielereien ein oft nicht ganz gerechtes Mitleid. Wer kann jene, oft in lächerlichen Formen geleistete politische Vorarbeit abschätzen, welche die größte Umwälzung dieses Jahrhunderts fast überall als etwas Selbstverständliches, aus der Vergangenheit logisch Entwickeltes erscheinen ließ? Die Schärfe und Bitterkeit, welche noch heute in der abseits von dem fertigen Werk schmollenden Opposition zur Erscheinung kommt, ist eine psychologisch begreifliche Nachwirkung jenes Fiascos von Irrthum und Schwäche, aber jenes doch auch vielfach vorhandenen guten Willens, der bei seinem vollständigen Mißerfolge oft zu Unrecht auch in seinen reinsten Motiven bei den Gegnern nicht zur Anerkennung gelangt ist.

Für die spätere Entwickelung Deutschlands war es ein großes Glück, daß in der folgenden, fast zwei Jahrzehnte umfassenden Periode innerhalb und namentlich auch außerhalb Preußens sich eine große Anzahl patriotischer Optimisten erhielt, die weder nach rechts noch nach links sich in die Sackgassen der politischen Selbstentäußerung oder — was im Erfolge dasselbe bedeutet — des abstracten Radicalismus treiben ließen und so die große Parteibildung möglich machten, welche später für die Consolidirung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs so viel leisten sollte. Schwer genug war für die besonnenen und gemäßigten Elemente, in der Krisis von 1849 Stellung zu nehmen. Boettcher schildert diese Lage sehr anschaulich. Die Partei der deutschen Vereine fuhr fort, ihr Heil von Frankfurt zu erwarten. Mit Jubel begrüßte sie den Abschluß des Verfassungswerkes. Aber unmittelbar darauf nahmen die Dinge eine Wendung, durch welche sie auf eine harte Probe gestellt wurde. Die republikanische Partei hatte die Reichsverfassung bekämpft. Sobald aber Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserwürde abgelehnt, Oesterreich die von Preußen vorgeschlagene Vereinbarung mit Frankfurt zurückgewiesen und die Nationalversammlung für nicht mehr bestehend erklärt hatte, schlug sie in's Gegentheil um. In Sachsen zumal, berichtet Boettcher, waren es dieselben Radicalen, welche einst der Pfordten'schen Theorie von der Nothwendigkeit der Vereinbarung mit den Einzelstaaten Beifall gezollt hatten, die nun mit Ungestüm die sofortige Anerkennung der Reichsverfassung durch die sächsische Regierung verlangten. Diese Haltung und zahlreiche ähnliche Züge von launenhaftem Eigensinn erinnern auffallend an Erscheinungen der Gegenwart, welche die Unverbesserlichkeit und damit die beispiellose Erfolglosigkeit des Linksliberalismus nur als neue fortgesetzte üble Tradition aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts erkennen lassen. Die platte Unfähigkeit und Schlaffheit dieser Elemente, als sie in der „provisorischen Regierung" zu Dresden einmal Gelegenheit hatten, Regierungspraxis zu üben, zeigt ein Bericht Stephan's an den Leipziger Stadtrath vom 6. Mai 1849, der „die ruhig dasitzenden und rauchenden Regierungsmitglieder" schildert. Von Thätigkeit und Energie keine Spur. Die Herren „machten den Eindruck, daß sie sich in ihrer Stellung nicht wohl fühlten." Leipzig und die gemäßigt Liberalen, zugleich national denkenden Elemente machten dieser unfähigen Revolution Opposition und retteten Leipzig von der Revolution und weiterer preußischen Einmischung, wenn es auch für sie „ein höheres Staatsideal gab als die unangetastete Herrlichkeit des Königreichs Sachsen."

Boettcher führt dann in dem Lebensgange Stephani's weiter durch die Zeit des Dreikönigsbündnisses und der Reaction

Digitized by Google

bis zur Epoche des „Wiedererwachens" 1866. Interessant ist die Schilderung Stephani's vom Erfurter Parlament, wo zuerst unter anderen genannten Charakterköpfen die Erscheinung Bismarcks auftritt. Stephani berichtet von Stahl, Gerber, Vincke und „von Bismarck-Schönhausen: der vollendete Typus des Junkerthums, nicht ohne Gewandtheit und Geist, dem es vorzugsweise darauf ankommt, den Gegnern höhnische Sottisen ins Gesicht zu werfen."

Im Ganzen ist es ein trübes Bild, das bis zur Umwälzung von 1866 entrollt wird. Erst mit diesem Jahre wurden die vielen schlummernden Kräfte und der im Verborgenen weiterlebende Geist des national denkenden Bürgerthums aus ihrer Spannung ausgelöst.

Für diese Uebergangszeit besonders hat Stephani seine große Bedeutung gehabt. Der Grundzug seiner Persönlichkeit war, die Gegensätze zu vermitteln. „Mancher unitarische Heißsporn hat ein strafendes Wort von ihm hören müssen; aber auch den unversöhnlichen Preußenfressern ist er überall entschlossen entgegengetreten. Stets lag ihm am Herzen, das wahre gegenseitige Verständniß zu fördern." Mit Recht bemerkt Boettcher, daß diese vermittelnde Richtung, die Stephani mit seinem wachsenden Einfluß dem ganzen sächsischen Nationalliberalismus aufgeprägt, für die richtige Stellung des sächsischen Volkes in der nationalen Gesammtheit weit über die engen Parteigrenzen hinaus segensreich gewirkt habe. Das Schwergewicht dieses — jetzt so erfreulich wieder erstarkten — sächsischen, gemäßigten Liberalismus hat in Verbindung mit dem ihm verwandten praktisch-liberalen Zuge Süddeutschlands dazu gewirkt, der abstract-doctrinären Neigung der nord- insbesondere nordostdeutschen Liberalen Zügel anzulegen und schließlich der unvermeidlichen Ausscheidung der intransigenten Geister vorgearbeitet. Stephani als Candidat zum constituirenden Norddeutschen Reichstag vorgeschlagen, fiel Anfangs Februar 1867 gegen den particularistisch-conservativen Professor Wächter, den berühmten Pandektisten, durch, wurde aber bezeichnender Weise in demselben Jahre zum ordentlichen Norddeutschen Reichstage gegen den conservativen Particularisten Kreisdirector von Burgsdorff gewählt. Er hat dann von Anfang bis zu Ende seiner parlamentarischen Thätigkeit in jener stillen und fruchtbaren Weise — unter anderem auch als Vorsitzender der Petitionscommission — bei dem nationalen Neubau mitgewirkt, die nach außen keinen glänzenden Namen erwirbt, aber alle praktischen Fortschritte mehr als die blendende Rhetorik fördert und innerhalb des Fractionsverbandes eine hochgeachtete Vertrauensstellung verschafft. Männern wie Stephani ist der heilsame Gang der liberalen Entwickelung mit zu verdanken, die sich allmählich von der Herrschaft der Phrase und dem formalen Zauber der parlamentarischen Rede losgemacht hat. Stephani klagt bei seinem Eintritt in die nationalliberale Fraction über „die schrecklich vielen unnützen Reden." In den folgenden Kämpfen um die Indemnität, die Verfassung, die Militärfrage, das Strafgesetzbuch mit der berühmten Entscheidung über die Todesstrafe hat Stephani überall die vermittelnde Rolle gespielt, wenngleich er sich nicht entschließen konnte, für die Wiedereinführung der in Sachsen zwei Jahre vorher abgeschafften Todesstrafe zu stimmen. Obwohl Freihändler hat er doch auf eine gütliche Beilegung des Streits im Zollparlament und auf Annahme eines Compromisses hingewirkt, welches das Zustandekommen des national- und wirthschaftspolitisch so wichtigen Zolltarifs ermöglichte.

Schon damals tritt der verderbliche Einfluß einzelner Parteigenossen hervor, der für die spätere Entwickelung des Nationalliberalismus so verhängnißvoll werden sollte. Der Name Lasker kehrt in den Aufzeichnungen Stephani's mit steigender Klage immer wieder. Das Schicksal dieses Mannes ist tragisch gewesen. Bekannt und nicht unrichtig ist das Urtheil Bismarcks über ihn. Bei aller patriotischen Begeisterung, dem glänzenden Wissen und Können Lasker's ist es doch nicht zu leugnen, daß der Einfluß seiner Dialeetik und das sachlich nicht begründete Gewicht seiner Ansichten unheilvoll gewirkt und den Bruch des gemäßigten Liberalismus mit dem Gründer des nationalen Einheitsstaates wesentlich verschuldet hat. Die fast unwillige Ablehnung der Volksstimmung, welche Lasker in schmerzlicher Weise am Ende seiner parlamentarischen Laufbahn und bald seines Lebens erfahren mußte, war die berechtigte Reaction des nüchtern und praktischer gewordenen politischen Geistes, der einer wohlgesetzten Rede nicht mehr den Reiz abgewann, den eine frühere Generation empfunden hatte.

„Die Anmaßung Laskers," seine „unduldsam-dictatorische Art" bilden den ständigen Gegenstand der oft mit berechtigter Bitterkeit erfüllten Stephani'schen Klagen. Und durch die ganze große Reihe von Erfolgen der nationalliberalen Partei zieht sich der unerquickliche Kampf der von Lasker geführten Minderheit gegen die Mehrheit der Partei, wie sie unter Bennigsen's und Miquels gedankenreicher und staatlich gerichteten Führung zwar vorhanden war, aber nicht zu energischer Geltung gelangte. Die schwierige Stellung zum leitenden Staatsmann war ohnehin ein Problem für die höchste Kunst der Parteipolitik. Ein ewiger Bund war mit dieser Realpolitik nicht zu flechten, welche sich abwechselnd der Parteien als Mittel bediente. „Bei allem ehrlichen Willen, die nationale Politik Bismarcks zu unterstützen, bei aller rückhaltslosen Anerkennung der weltgeschichtlichen Größe des Kanzlers war und blieb der nationalliberalen Partei klar, daß sie ihrem ganzen Wesen nach ebenso wenig eine unbedingte Regierungspartei sein konnte, wie sie es sein wollte." Aber diesen latenten Conflict unnöthig zu provociren und zum Schaden der Sache parlamentarische Macht fühlen zu lassen, war die schwere Schuld einzelner hervorragender Parlamentarier der Partei. Immer aber steht Lasker im Vordergrund. Die Mehrheit der Partei — darunter Forkenbeck — ist für das Militärpauschquantum im Jahre 1872. „Lasker ist leidenschaftlich dagegen." „Lasker's Eitelkeit und Rechthaberei spielt eine große Rolle." Die Gefahr einer Trennung der Partei beginnt. Alle Constellationen werden andere. Die Fortschrittspartei nähert sich dem früher von ihr heftig bekämpften Centrum. Aber das Jahr 1874 bringt der nationalliberalen Partei äußerlich den Höhepunkt ihrer Machtstellung. Statt der bisherigen 120 zählte sie jetzt 152 Mitglieder. Fast einstimmig setzte sie das Compromiß über die Heerespräsenz, das erste Septennat, durch, welches schon damals die widerstrebende Fortschrittspartei fast vernichtet hätte.

Das Boettcher'sche Buch steigert das politische Interesse von diesem Zeitpunkte an von Seite zu Seite. Die Geheimgeschichte der nationalliberalen Partei, wie sie bisher nur in den intimeren parlamentarischen Kreisen bekannt war, wird hier mit dankenswerther Offenheit und mit wohlangebrachter Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, wie nach Außen in der bewußten Absicht gegeben, für eine praktische und nationale Politik der Zukunft Warnungstafeln aufzurichten. Die beginnende offene Feindseligkeit der Fortschrittspartei einerseits, der „deutsch-conservativen" Partei andererseits, das verdienstvolle Compromiß über die großen Justizgesetze, die inneren Kämpfe über den Sitz des Reichsgerichts und vor Allem die Verhandlungen Bismarck's über den Eintritt Bennigsen's in die Regierung um Weihnachten 1877, bilden ebenso viele spannende Momente in den Aufzeichnungen Stephani's, wie in der Darstellung Boettcher's. Wie dann mit der Wendung in der Wirthschaftspolitik die große, Jahre lang fortgeschleppte Krisis der nationalliberalen Partei ausbrach, wird in den folgenden Capiteln lebendig zur Darstellung gebracht. Der Verfasser hat es hier nicht vermeiden können und angesichts seines ernsten Zweckes auch wohl nicht vermeiden wollen, die Rolle von Schuld und Schwäche aufzudecken, welche einzelne noch heute viel genannte Politiker damals gespielt haben, als es sich darum handelte, eine Probe auf das Maß politischer Einsicht und patriotischer Selbstüberwindung zu machen, ohne welche die Zukunft weder des deutschen Staates, noch eines gedeihlichen Parteilebens in großem Stil möglich ist. Welche Combination der auf deutschem Boden möglichen Verhältnisse sich diese seit zehn Jahren nur in der Negation thätigen Politiker vorstellen, um einmal eine positive Politik ihres nirgends ersichtlichen Programms zu treiben, ist unerfindlich. Die großartigste, weltgeschichtliche Gelegenheit zu einer bei aller möglichen Ablehnung von einzelnen Vorlagen im Ganzen fruchtbaren ministeriellen Mit-

Digitized by Google

arbeit mit dem leitenden Staatsmann ist — man kann es nicht anders sagen — leichten Herzens versäumt worden und damit eine ganze politische Richtung und eine große Anzahl hochbegabter Männer für lange Zeit, vielleicht für immer, zur Unfruchtbarkeit verurtheilt worden. Der Hauptwerth des Boettcher'schen Buches, über das nächste Interesse an der Persönlichkeit Stephani's hinaus, liegt in der schonungslosen Aufdeckung der frivolen Art, mit der das — heute nicht bloß in Deutschland — seltene Glück einer großen Parteibildung von einigen Ehrgeizigen zerstört worden ist, ohne daß das Land und das sonst immer heraufbeschworene „Volk" irgend vorher gefragt worden war. Dieselben Leute, welche noch heute über die leitende „persönliche" Politik der Gegenwart klagen, haben höchstpersönliche Stimmungen zum Ausgangspunkt eines Bruches gemacht, an dessen Heilung besten Falls noch ein Jahrzehnt im liberalen Bürgerthum gearbeitet werden muß.

Der Bankerott dieser Art von Politik ist schneller, als man geglaubt eingetreten. Boettcher hat ihn mit sicherem Blick vorausgesagt und ist hierin nur dem edlen Optimismus Stephani's gefolgt, den er mit so viel Liebe und Wärme uns vorführt. In diesem Manne lag, wie der Verfasser sagt, „etwas von der antiken Hingebung an den Staat". Er war jahrelang die zusammenhaltende und belebende Seele der Fraction. Sein Freund hat ihm ein Ehrenmal gesetzt, das um so andauernder das Gedächtniß an den seltenen Mann erhalten wird, als mit ihm eine ganze politische Richtung in ihren kritischen Entwickelungsstadien gezeichnet wird, welche mit ihrer selbstlosen Hingabe an den nationalen Staat die Zukunft des neuen Deutschlands zu hüten gewillt und berufen ist.

Armeelieferanten.

Von G. J. Guttmann.

Die Cultur, die alle Welt beleckt, hat wenigstens schon so weit auf Bosnien sich erstreckt, daß die Hauptstadt des occupirten „Neu-Oesterreich" mit einem „Intendantur-" oder wie man in Oesterreich sagt, Lieferungsproceß erfreut wurde, der durch einige Wochen das Strafgericht von Sarajewo und die öffentliche Meinung von Neu- und Alt-Oesterreich beschäftigt hat. Der Proceß ist nunmehr zu Ende, wir stehen der res judicata gegenüber, die interessanten Mitglieder der Familie Baruch sind zu entsprechenden Gefängnißstrafen verurtheilt worden. Herr Daniel Baruch, der Chef der Dynastie, der den Ruf hat, der reichste Mann zwar nicht, wie König Philipp in der „getauften Welt", aber doch in Bosnien und der Herzegowina zu sein, Herr Daniel Baruch erhielt fünf Jahre schweren Kerkers, seine Herren Brüder und sonstigen Helfershelfer entsprechende, wenn auch geringere Kerkerstrafen. Wie die Zeitungen melden, sollen gegen Herrn Daniel Baruch noch vierzehn weitere Betrugsanzeigen vorliegen, die jetzt an die Reihe kommen werden.

Vor 10—11 Jahren war Herr Baruch noch Hausirer. Im Jahre 1878, als die Oesterreicher, die „Schwabi", nach Bosnien marschirten, soll er schon ca. 6000 Gulden besessen haben. Jetzt taxirt man ihn auf rund fünf Millionen. Man sieht, das Geschäft hat offenbar seinen Mann genährt. Die Verurtheilten haben Lieferungen für das Militärärar besorgt. Sie haben Mehl geliefert und zwar statt gutem schlechtes, für Weizen, Gerste, außerdem Spiritus anstatt Wein. Dabei lassen sich leicht zwei oder mehr Hunderte von Procenten „verdienen". Natürlich war eine solche Manipulation nur möglich im Einverständniß mit Organen der Kriegsverwaltung. In der That ist auch bereits gegen mehrere Offiziere und Beamte die Untersuchung beim Militärgericht in Sarajewo anhängig. Diese Untersuchung und das Schlußverfahren sind freilich ganz geheim, nur das Urtheil wird publicirt werden.

Incorrectheiten und Betrügereien beim Lieferungswesen („Schweinereien" pflegt man das in Oesterreich zu nennen) sind so alt fast, wie das österreichische Heer. In guten, wie in bösen Tagen, im Sieg, wie in der Niederlage wird über die schlechte Militärverwaltung in Oesterreich Klage geführt. Diodat, Albrecht Waldstein's General-Quartiermeister, spricht davon und die Beschwerde hierüber zieht sich wie ein rother Faden durch die Correspondenz Eugens von Savoyen. Thugut wird nicht müde, seine Klagen und seine Sorgen über diesen Punkt dem Fürsten Colloredo und dem Kaiser Franz vorzutragen und der Krieg von 1859 hat gezeigt, daß die betrügerischen Lieferanten in Oesterreich wirklich den Blättern des Waldes gleichen, mit denen Vater Homeros die Menschen verglichen hat. Sie fallen ab — der Wald treibt neue hervor. Die Processe, die sich an die Namen Eynatten, Richter, Revoltella knüpften, sind epochal geworden in der Geschichte Oesterreichs. Wenn 1866 nichts derartiges sich wiederholte, so geschah es nur, weil der Zusammenbruch so vollständig war, daß man absichtlich vermied, Einzelnes hervorzuheben — es soll übrigens etwas besser gewesen sein, als 1859. Uebelstände im Lieferungswesen, Betrügereien der Lieferanten und Einverständniß von gewissenlosen Functionären gehören aber entschieden zu jenen „ererbten Uebelständen", durch deren Beseitigung ein kaiserliches Handschreiben aus dem Jahre 1859, ein neues Oesterreich geschaffen wissen wollte.

Abgesehen von der militärischen und fiskalischen Seite, hat, wie mir scheinen will, das gesammte Lieferungswesen noch eine socialpolitische Seite, die bisher nicht immer genügend gewürdigt worden ist. Sie verdient wohl, daß wir uns ihrer Betrachtung durch einige Augenblicke widmen. Jedermann weiß, daß auch schon lange bevor die continentalen Regierungen mit den Principien des laisser faire, laisser passer brachen und die Manchesterdoctrinen über Bord werfend, zu einer Art von sanftem Staatssocialismus sich bekehrten, daß schon lange vor der Aera der Eisenbahn-Verstaatlichungen, der Monopole ꝛc. der manchesterliche Staat selbst, stets der größte Geschäftsmann im Staate war. Niemand kauft so viel als der Staat, Niemand borgt so viel. Er ernährt seine Armee, seine Kranken, seine Armen, seine Sträflinge. Er baut Straßen, Schulen, Kasernen. Er bekleidet Tausende und kurirt sie. Er lehrt und erzieht Kinder und züchtet gelegentlich auch Pferde. Das „mouvement" der größten Bankhäuser der Rue Lafitte und von Lombard-street ist klein, verglichen mit dem Geldumsatz einer Staatsverwaltung. Was der Staat in Form von Steuergeldern oder als Erträgniß seiner Monopole und Regalien eingenommen hat, gibt er wieder aus in Form von Gehalten, Besoldungen, Löhnen, in Form von Bezahlungen für Tuch und Getreide, für Medicamente und Backsteine. Er nimmt von Jedem Geld, aber dafür kauft er auch fast Alles. Insoweit er nicht als Schuldner dem Auslande tributpflichtig ist, gibt er das Geld, das ihm von den breiten Massen des Volkes dargebracht wird, wieder zurück. Seine Cassen thesauriren nur in den seltensten Fällen. Sie sind Durchgangsstätten — „laß fahren dahin, laß fahren, es hat auf Erden nicht bleibend Gewinn!"

Würden die Erträgnisse der Steuern wieder direct in die breiten Volksmassen zurückströmen, so würde die Last und das Uebel der Steuern wesentlich vermindert sein. Aber das ist nicht der Fall. Die Erfahrung zeigt, daß der Geldstrom, nachdem er aus dem Volk in die Staatscassen geflossen ist, nicht unversehrt in die Volksmassen zurückfließt, sondern erst nachdem er eine ganze Reihe von Cisternen bis an den Rand hat füllen müssen. Mit anderen Worten: In allen Staaten wird ein Theil der Steuergelder, nach ihrer Verwendung durch den Staat oder während des Actes dieser Verwendung in das Eigenthum von Privaten überführt. Sieht man genau zu, so wird man finden, daß der Ursprung fast aller großen Reichthümer auf Geschäfte und Verbindungen mit dem Staat zurückzuführen ist. Ich spreche natürlich hier nur vom Mobilarvermögen; die in großen Latifundien bestehenden Vermögen wurden allerdings auch durch die Gesetzgebung des Staates geschaffen, das aber geschah — ob zum Guten, ob zum Bösen, gehört nicht hierher — durch den Willen des Staates, der als Gesetzgeber bewußt handelte. Die Bildung aber der

Digitized by Google

obenerwähnten großen Mobilarvermögen geschah mit unbewußter Zustimmung oder Mitwirkung nicht der staatlichen Gesetzgebung, sondern der staatlichen Verwaltung. Nicht der bewußte Act des Gesetzgebers, die unbewußte Praxis des Administrators rief sie in's Leben. Natürlich ist die Regel nicht ausnahmslos. Sie gilt für Welthandel treibende Gemeinwesen bei weitem weniger als für Oesterreich und Deutschland, für Rußland oder Frankreich. Den Einfluß, den die Sklavenarbeit in den fremden Welttheilen auf die Vermögensanhäufung in England (und wohl auch in Holland, Portugal ꝛc.) gehabt hat, hat Carl Marx geistreich nachgewiesen, obgleich bei ihm Behauptungen und Generalisirungen auch hier manchmal an Stelle der Beweise treten — Jedermann weiß, wie viel große Vermögen in London und Liverpool, in Birmingham und Manchester, in Amsterdam und Venedig, in Genua und Antwerpen durch Handel oder Industrie erworben wurden, ohne daß dabei Staatsgeschäfte viel zu thun hatten. Aber die Ausnahmen entscheiden nichts gegen die Regel, die ganz großen, die gewaltigen Vermögen sind nahezu immer durch Transactionen mit dem Staat verdient worden. Das galt für die Bardi und Peruzzi so gut, wie für die Fugger und Welser, so gut wie es für die Glyn, die schon Oliver Cromwell Geld borgten, für die Baring, die Hambro, Torlonia und Rothschild gilt. Die Formen der Geschäfte waren verschieden; — auch die Mittel, durch die dieselben vertheidigt wurden. Die Fugger's ließen durch Dr. Eck — den späteren Gegner Luther's — Predigten für den Wucher und das Zinsennehmen halten — heutzutage macht man das anders, die Presse, und zwar nicht bloß in ihren Inseratenspalten, ersetzt die Kanzel. Das Factum aber ist nicht abzustreiten, die Quelle der großen Mobilarvermögen sind die Geschäfte mit dem Staat, seien es Darlehns-, seien es Lieferungsgeschäfte. Der sicherste Weg, um reich zu werden, ist, die Schüssel dort unterzuhalten, wo das Geld wieder aus den Staatscassen herausfließt und davon Tribut zu erheben.

Der Staat hilft also durch seine administrative Praxis große Vermögen, d. h. im natürlichen Verfolg der Dinge arbeitsloses Einkommen zu schaffen, während eine gesunde Social- und Wirthschaftspolitik darnach streben muß, die Bildung von solch arbeitslosem Einkommen thunlichst hintanzuhalten. Man kann demnach mit Fug und Recht sagen, daß das gegenwärtige System die Naturalbedürfnisse des Staates zu bestreiten, das „Lieferungssystem" durch privilegirte Firmen, das seinen Ausdruck wirthschaftlich in der Bildung von arbeitslosem Einkommen, strafrechtlich vielfach in Processen nach dem Muster der Affaire Baruch findet, nichts weniger als tadelfrei ist, daß es weder vor der Theorie, noch vor der Praxis bestehen kann. Der alte Juvenal hatte nicht so ganz unrecht, als er schnell erworbenes Vermögen Diebstahl am Volke nennt, — der Feind des Sejanus war, so viel ich weiß, kein Socialdemokrat. Das jetzige Lieferungssystem führt Blut, das im ganzen Körper frei circuliren sollte, einseitig einem Gliede zu und läßt dieses dadurch anschwellen, andere verkümmern. Es entspricht auch kaum seinen eigentlichen administrativen Zwecken, denn der Staat wird nur zu oft schlecht bedient; die österreichische Armee hat vielleicht mehr leiden müssen, als andere, aber es gibt speciell kein europäisches Heer, das nicht zu Zeiten Ausbeutungsobject gewesen ist, für speculative Lieferanten und Geschäftsleute.

Ob Abhülfe zu schaffen, wie Abhülfe zu schaffen, das zu erörtern kann nicht Zweck dieser Zeilen sein. Berufenere mögen sich damit abgeben. Hier sollten nur einige Thatsachen festgestellt werden. Der zum Anarchismus und dann zum Despotismus führenden Socialdemokratie das Wasser abzugraben, ist eine Hauptaufgabe unserer Zeit. Es geschieht am besten, wenn man die Uebelstände nicht verbirgt, sondern klar darlegt. Das gilt für Oesterreich, das gilt für Deutschland, das gilt überall, denn wie Leopold von Ranke sagt: „Die Wahrheit kann nur eine sein."

Literatur und Kunst.

Von der Kunstausstellung in Venedig.

Von Robert Stiassny.

Auf dem südöstlich vorspringenden Dreispitz der Inselstadt, wo die grüne Scholle der Giardini pubblici wie ein Abschiedsgruß des Landes an das Wasser aus der Umarmung der Lagune aufsteigt, ist am 2. Mai die nationale Kunstausstellung Venedigs eröffnet worden. Ein langgestreckter Fachwerkbau in dürftigster Surrogat-Renaissance, von der Ferne nicht unerheblich an eine Badeanstalt erinnernd, beherbergt sie. Allein den eigentlichen Rahmen hat tröstlicher Weise das großartige Panorama des Ortes geschaffen, das uns die „bella Venezia" im vollen Diademschmuck ihrer unverwelklichen Reize zeigt. Gegen Süden säumen die Inseln S. Cremente, S. Servolo, S. Lazzaro mit ihren schlanken Campanili den Horizont, den die „lateinischen" Segel der Chioggioten mit ihren braunrothen und schmutziggelben Tönen so malerisch beleben. Zwischendurch grüßt Malmocco herüber und ein anderer Lidostreifen — hinter ihm dämmert die Adria — taucht im Grunde auf. Westlich aber winkt nahvertraut S. Giorgio Maggiore mit der Giudecca, wölbt sich die stolze Kuppel der Salute in's Azur, ladet die Einfahrt in die vornehmste Wasserstraße der Welt: den Canal grande. An den beiden Säulen der Piazzetta und der Fassade des Dogenpalastes vorbei wandert der Blick über die volkreiche Riva zurück, um sich schließlich an dem unvergleichlichen Augenschmaus zu letzten, den ihm gerade hier, am Ausgang des Marcusbeckens, das schon meerwärts wogende Binnenwasser bereitet. Wie in einem hellklingenden Glockenspiel schlagen die linden Wellen — bald libellenblau, bald silbertönig, bald krystallen im eitlen Sonnenglaste schimmernd — gegen einander und ein Himmel, dessen Tinten die ganze Skala vom durchsichtigen Milchweiß bis zum tiefen Kobaltblau durchlaufen, streicht bald den Baß, bald den Discant zu den brillanten coloristischen Trillern der Lagune . . . Was Wunder, daß wir, in die Ausstellung eingetreten, uns am lebhaftesten von den venezianischen Marinen und Ansichten der „neptunischen Stadt", im weiteren Betracht von der Landschaft angesprochen fühlen! Die bedrohliche Rivalität großer geschichtlicher Vergleiche fällt hier weg, nur in den Hintergründen hat sich das landschaftliche Auge der Renaissance bethätigt. Die Sonne Bellini's, Giorgione's und Tizian's aber sie lächelt auch uns! Und Licht, Luft und Wasser, das geheimnißvolle Ineinanderrinnen der drei Elemente zur malerisch gesättigten Bilderscheinung haben die Modernen im stofflichen Sinn unstreitig besser los, als die Canaletti und Guardi des vorigen Jahrhunderts. In der Wahl des fruchtbaren Momentes freilich, im Geschmack der Anordnung, im Geist der Mache — Dinge, die nicht prompt aus der camera obscura zu beziehen sind — hätten sie bei jenen alten Prospectmalern noch in die Schule zu gehen. Diesen Vorbehalt einmal ausgesprochen, wird man einem starken coloristischen Talente, wie dem auf der Höhe seines Ausstellungserfolges im blühenden Mannesalter verschiedenen Giacomo Favretto, die gerechte Anerkennung nicht versagen dürfen. Sein „Traghetto" (eine Gondelwartestelle am Canal grande) mit dem in der Nachmittagssonne träumenden Lagunenwasser, den schaukelnden Gondeln unter einem Vorbau, der von der Tünche theilweise entblößten Casa im Hintergrunde ist mit elegantem Pinsel und überzeugend „echt" vorgetragen. Neben, ja vielleicht vor Favretto ist Giardi zu nennen, freilich mehr großzügiger Landschafter, als venetianischer Vedutenmaler. Sein „Messidoro" trug ihm auf der vorjährigen Berliner Jubiläumsausstellung die goldene Medaille ein, wird aber überholt durch ein außerordentlich schönes Frühlingsmotiv von Chioggia. Ein prächtiger Sturzbach aus den Dolomiten, eine Jagd auf Wasserhühner im felsigen Flußthal, eine Gesammtansicht Venedigs von der Giu-

Digitized by Google

decca bezeugen, daß seiner Palette die Alpenwelt und die Terraferma nicht minder vertraut ist, als das Lagunenrevier. Eine sehr fein getonte Strandscene lieferte Carcano, ein Fischerdorf mit nur im Süden glaublicher erdbeerrother Abendbeleuchtung Fragiacomo; derselbe, eine vorzügliche Gran-canal-Marine in spätherbstlicher Mondnacht. Zwei Bilder Belloni's gemahnten in der vollendeten Wiedergabe atmosphärischer Stimmungen bei Regenwetter an unseren Ed. Schleich. Trefflich ein schon herbstlich gefärbtes Waldinterieur mit fischenden Knaben von Calderini, ein lombardischer Hochwald von Bézzi. Für eine ganze Gattung von Landschaften ist die impressionistische Verwegenheit bezeichnend, mit der Seguantini eine tiefgrüne Ebene von einem sonnebeschienenen Kalkgebirge — alles blanke Localfarben — sich absetzen läßt.

Tritt uns dergestalt in der Landschaft ein höchst achtenswerthes technisches Können und ein gewisses Maß poetischer Auffassung — den Zauberpinsel eines Rottmann oder Böcklin wird man freilich nicht bei ihr finden — entgegen, so werden wir wesentlich ernüchtert, wenden wir uns der am reichsten beschickten Ausstellungsgruppe, dem zum Zeitgemälde erweiterten Genre zu. Denn nur in verschwindend geringer Zahl hatte sich die Historie eingefunden und, charakteristisch genug, gerade die Hauptleistung des Faches, Valaperta's Karl Albert auf dem Sterbebette, der das Volk zum Abschied in den Palast begehrt, war entschieden genremäßig angelegt. Neben diesem in Anordnung und Colorit fein abgewogenem Gemälde konnte sich allenfalls Eroli's liebenswürdige Composition: „Pergolese vor der Bahre der Fürstin Maria Spinelli" halten. Die übrigen Geschichtsbilder thaten sich mehr durch Größe des Formats als durch Größe der Conception hervor; folgerichtig ging auch das Portrait, soweit es sich zu biographischen Werthe erheben soll, ziemlich leer aus; nur in Tallone hatte es einen bedeutenderen Vertreter entsendet.

Wie auf dem Gebiete der inneren Politik ist in den bildenden Künsten der Gegenwart der „kleine Mann" Gegenstand eifrigster Umwerbung geworden; so sucht auch die italienische Malerei mit gesunder Vorliebe das Volk bei seiner Arbeit, seinen Festen und seinen künstlerisch so fruchtbaren Müßiggange auf. Verklungen sind in Florenz und Rom die Traditionen des Monumentalstils, den die großen Freskanten des Quattro- und Cinquecento hinterließen, vergessen haben die Venetianer die in sich beglückte Harmonie, das erhöhte Menschenthum ihres Existenzbildes. Wie die Niederländer des sechzehnten Jahrhunderts welschen Mustern, der Michel-Angeleske vor Anderen als einem mißverstandenen Ideale nachstrebten, so haben sich die Italiener von heute stofflich und häufig auch stilistisch auf den Boden begeben, den die holländischen Kleinmeister im siebzehnten Jahrhundert zuerst angebaut. Was aber am gründlichsten verflogen, das ist das erzählende Talent, der sprühende Novellengeist, der in den glorreichen Tagen der florentinischen und venetianischen Malerei so goldene Früchte getragen; trocken, ohne größeren Aufwand von persönlicher Theilnahme und Beredtsamkeit, ohne Humor und Pointe, im Tone des Marktberichtes oder der Localnotiz werden Vorgänge abgeschildert, deren Gegenstände nicht selten erst enträthselt sein wollen. Das launige Genre, mit dem die Ant. Rotta, Chierici, Vinea, Tito Conti auf deutschen Ausstellungen häufig gastiren, dürfte in Bälde von der neuesten Strömung fortgespült werden. Eine trostlose Ideenarmuth gähnt uns von ganzen Bilderwänden entgegen, zumeist doppelt empfindlich durch verschwenderische Größe des Maßstabes oder den protzig überladenen Rahmen. Auf ein Paar gut gesehene Modellköpfe und einen geschickt, zuweilen nur aus zwei, drei Noten aufgebauten coloristischen „Schlager" reducirte sich der Gehalt auch vieler besserer Stücke, vom Mittelgut und der ermüdend stark vertretenen Ausschußwaare, die sich mit Vorliebe unter das stolze Loswort: „studio dal vero" flüchtet, zu geschweigen. Man möchte nun glauben, ab und zu einem Triumphe wenigstens der Stoffmalerei begegnen zu müssen, zumal das Beiwerk gerne vorlaut den ersten Plan füllt; allein die Technik, die zahlreiche unbestimmt-verronnene Töne verwendet, bald leidlich glatt verreibend dem Farbenkörper einen wollig-flockigen Charakter leiht, bald die Pinselarbeit pastos und unverhüllt stehen läßt, begünstigt nicht eine solche. Der modern-italienischen Malerei scheint es überhaupt nur gegeben, die Epidermis der Dinge auf die Bildfläche zu bannen, nicht ihre organische Structur — ein tief gegründeter, vielleicht durch unzulängliches Aktstudium verschuldeter Mangel, über den eine häufig virtuose Lichtführung nicht hinwegzutäuschen vermag.

Wieder führt Favretto den Reigen der Venetianer. Sein Ostermarkt am Rialto, ein Höhenbild von bescheidenen Abmessungen, zeigt uns in trefflicher Perspective eine der zur Brücke hinanführenden Seitentreppen, dicht bevölkert von Verkäufern und Käuferinnen in sengender Vormittagsbeleuchtung. Eine echt venetianische Küchenschönheit in gelbem Shawl über blauem Kleid feilscht mit einem am Boden hockenden Gemüsemann um ein Bündel Krautköpfe; das energische Grün der letzteren und das gelbe Umhängetuch der Donna. geben die coloristische Dominante ab. Eine Art historischen Genres stellt desselben Künstlers Rococo-Corso vor Sansovino's Loggietta dar, kunsthistorisch zu reden, eine Legirung von Pietro Longhi mit Terburg oder Netscher. Die Farbe aber gehört Favretto an und es war sicher kein Kleines, gelbe, lichtblaue, braunrothe, grüne und Rosa-Seidenfräcke, getupfte und geblumte Bauschkleider zu einem so harmonischen Einklang zusammenzustimmen. „Vita Veneziana" betitelt sich ein warmtöniges Bild der Piazetta zur Siestastunde, mit malerisch auf den Stufen der St. Theodorsäule hingelagerten Volksgruppen. Saftige Breite des Colorits, glücklich beobachtete Typen, gelungene Composition vereinigt Lanzerotto's Hochzeitsschmaus in einer Osteria, wo sich fidele Tanzpaare zu den Klängen einer Ziehharmonika drehen. Eine pièce de résistance der Ausstellung bildet Luigi Nono's italienische Schnitterscene „Ruth" genannt — wieder vornehmlich ein coloristisches Bravourstück. Thränenden Auges, von dem Gutsverwalter abgewandt, schickt sich die gut bewegte aber nicht sonderlich ausdrucksvolle Aehrenleserin zum Fortgehen an, indem sie sich ein Jäckchen um die Schultern wirft; ein Korb mit Garben liegt halb umgestürzt neben ihr in den Stoppeln. Die beste Figur der verwundert die Arme nach ihr ausstreckende greise Großknecht links; meisterlich die in purpurner Abendgluth gebadete Landschaft, über die sich ein von citronengelben und lichtrosa Wolken bezogener Himmel spannt. Vor der Riesenleinwand Cavalleri's „Zappe abbandonate" (Die unterbrochene Feldarbeit) durfte man billig in Zweifel sein, ob der knieende Bauer, der im Mittelgrunde einem in den Kirchhof ziehenden Arbeiterbegängniß die Ehre erweist oder das die ganze Breite des Bildes beherrschende, sehr thränenselig stimmende — Zwiebelfeld die Hauptsache sei; mit mehr Liebe ist jedenfalls das letztere gemalt. In ein Pfründner- und ein Invalidenhaus gewährten uns Morbelli und Gilardi wenig anregenden Einblick; kaum daß ein paar mäßig gut festgehaltene Charakterköpfe die Kosten der Unterhaltung bestritten. Einmal durch das Sujet erfreulich Giuliano's „Ravveduta", ein entflohenes Mädchen, das, reuig heimkehrend, vor der Thüre des Vaterhauses zusammenbricht. Reiche Typenwandlung in den Köpfen der Gläubigen fesselte auf Bianchi's „Austheilung der Communion". Delleani's sonnenprächtige, mit breit tockirendem Pinsel hingeschriebenen Scenen aus dem süditalischen Kirchenleben lassen nur geläuterten Geschmack vermissen: auf einem Processionsbilde z. B. kehrt uns die ganze Colonne frommer Wallerinnen vorwurfsvoll die Rücken zu! Ein Culturgemälde allerersten Ranges dagegen, vielleicht die Perle der Ausstellung, schenkte uns Raffaele Armenise in seiner neapolitanischen „Kirmeß" (La festa del paese). Auf den großen Gemeindeanger ist das ganze Dorf in Sonntagstracht hinausgeströmt. Das Hochamt scheint eben zu Ende, im hohen Riedgras des Vordergrundes liegen gebundene Hühner und Schafe neben Feldfrüchten — das Stillleben des dargebrachten Zehents. An dem im Freien aufgezimmerten, baldachinüberdachten Altare erklärt ein Geistlicher in violetter Soutane einem Bäuerlein eine Bibelstelle. Hinter dem Tische waltet der Meßner, der junge Ministrant — eine köstliche Charge — bläst das Weihrauchbecken aus. Ein protziger „Bauernbaron" in braunem Sammet-

Digitized by Google

wamms und Hose schaut, breitbeinig hingepflanzt, der Gruppe zu; Bursche auf niedrigem Mauerwall sitzend, necken die Dorfschönen, in fröhlichster Bewegung fluthet die Menge durcheinander, eine Musikbande im Grunde läßt schmetternde Weisen ertönen. Trefflich lösen sich die Gruppen, ohne daß in der Composition eine Naht bemerkbar würde; durch die thaufrische, noch unentweihte Sonntagsstimmung schlägt uns allenthalben der heiße Athem des südlichen Volkslebens entgegen. Wie wenig erquicklich berühren neben einer so vornehm empfundenen Kunstschöpfung Silvio Rotta's Galeerensträflinge, die am Abend nach der Zwangsarbeit durch die römische Campagna in ihre Gefängnisse zurückeskortirt werden; nur das geistreiche, auf dem Brandroth der Fez und Sträflingsjacken fußende Colorit kann uns mit dem künstlerisch so sterilen Gegenstande versöhnen, der schon zu den zahlreichen impressionistischen Verirrungen der Ausstellung überleitet. Besonders die Südländer bekennen sich mit dem ganzen zur Sache gehörigen Fanatismus und dem vollen Einsatz ihres vulkanischen Temperamentes zum Programm der Plain-air-Malerei, wie es etwa Zola jüngst in seinem Romane: L'Oeuvre mit so glänzender Parteilichkeit entwickelt hat. Bald meint man der Illustration zum Schlußcapitel eines Sensationsromanes gegenüberzustehen, bald — wo socialistische, communistische, irredentistische Tendenzen vorwiegen — einem gemalten Leitartikel. Corpanetto z. B. läßt eine lebensgroß gegebene, nach der letzten Mode gekleidete jugendliche Selbstmörderin sich vor einem heranbrausenden Zuge auf die Schienen werfen, das Antlitz, mit den Zeichen eintretender Todtenstarre, dem Beschauer zugewandt. Von gemeinster Stoffwahrheit sind die morgens nach der Stadt aufbrechenden Marktweiber, die uns Tommasi vorführt; schlaftrunken wälzen sich die einen noch auf der Erde, indeß Andere, ihre Kiepen aufladend, sich emporrichten; Hintergrund: kahle Gebirgswand, vom grellsten Frühroth übergossen. „Bestie da somma", „Lastthiere" hat Patini seine armen Reisigsammlerinnen getauft, deren eine — ein Weib in gesegneten Umständen — eben unter ihrer Bürde zusammengestürzt. Trotzdem noch eine Kette den Rahmen des Gemäldes bildet, kann man das Gefühl schwer unterdrücken, der Maler hätte an seinen Modellen und an uns menschlicher gehandelt, wenn er die ersteren mit den betreffenden Quadratklaftern Leinwand beschenkt hätte, statt sie darauf zu — malen. In dem Todesgang eines von den Oesterreichern kriegsgerichtlich verurtheilten Italianissimo hat Previati sein patriotisches Müthchen damit gekühlt, daß er den ungarischen Füsilieren die greulichsten Fratzengesichter aufsetzte. Tedesco wußte seinen „Pythagoräern" neben malerischen Qualitäten auch einigen Inhalt zu verleihen. In einem sommergrünen Garten — im Hintergrunde schimmert das Erechtheion — hat sich die meditirende Akademie um einen Marmortisch zusammengefunden; dicht an ihr vorbei lärmt der athenische Corso; zwei von Flötenspielern begleitete Hetären, in ihren Cabriolets vorüberjagend, senden hohnvolle Blicke nach der Gesellschaft der Cölibatäre. Das Bild, das in der Composition leider zu wenig Luft hat, sticht durch die unheimliche Schärfe seiner Beleuchtung von Weitem in die Augen.

Mit reineren Eindrücken entläßt uns die Sculpturen-Abtheilung der Ausstellung, die freilich den 1013 Bildern nur 243 Nummern entgegenzustellen hatte. Das spröde Material bändigt schon in etwas den crassen Materialismus; gewissenhaftes Studium des Nackten zügelt eine gern in's Barocke überschäumende Einbildungskraft; die rege Denkmalthätigkeit durch ganz Italien hält die monumentale Gesinnung wach, wenngleich eine Reihe verunglückter Garibaldi- und Victor-Emanuel-Denkmäler schon in Oberitalien lehrt, wie schwer sich der ausschweifende Realismus der Epoche mit strengeren Stilbedingungen zu befreunden vermag. Verführerisch wirkt auch in der Plastik die außerordentliche Routine, die mit den größten technischen Schwierigkeiten selbstgefällig zu spielen vermag. Von den Ungeheuerlichkeiten, die uns die Ausstellung bescheerte, sei die vermeintlich witzige Vereinigung mehrerer Portraitköpfe zu einer Gruppe vorweg gerügt; mißgeburtähnlich läßt man die zusammengekoppelten Häupter, gewöhnlich der „Lieben" aus einem Halse hervorwachsen; der Büste eines bedauernswerthen Vaters wurde in dieser Weise die Halbfigur seines Jüngsten an die Schulter gelöthet. Eine arge Stilsünde liegt ferner in der Broncirung von Gipsmodellen, die augenscheinlich für die Ausführung in Marmor entworfen sind. Solche Materiallügen demoralisiren den Kunstgeschmack um so unausweichlicher, als sie sich durch eine gewisse halbweltliche Pikanterie gerade dem Laienauge einschmeicheln. Im Allgemeinen trat weniger in den Gruppencompositionen als in Einzelfiguren und Charakterköpfen Hervorragendes zu Tage.

Urbano Nono hat in einem an den Diskobol erinnernden Bronceknaben, dessen elastischer Körper wie eine Feder emporschnellt, um einer in die Luft zu schleudernden Münze möglichst weittragende Wurfkraft zu leihen, eine treffliche Aktfigur auf die Beine gestellt. Sie wird nur durch Fornielli's „verdurstenden Ismael" geschlagen, der sich mit der Miene trostlosen Unmuths, schlaffsuchend in den Wüstensand gestreckt hat. Die meisterliche an Verrocchio anklingende Behandlung des ausgezehrten knochigen Körpers, die echt knabenhafte Verdrossenheit in der ganzen Lage desselben, die feine Andeutung der Rasse im Antlitz sichern dem wenig beachteten Gipsmodelle wohl den ersten Rang unter den ausgestellten Werken. Ihm verwandt in packender Lebenswahrheit Dannielli's neapolitanischer Wasserjunge, der die untergehende Sonne anjubelt. Ettore Ferrari, der Schöpfer des Victor-Emanuel-Denkmals in Venedig, hat sich mit einer überlebensgroßen Ovidstatue eingestellt, die uns in scharfer Charakteristik freilich mehr einen Denker als den Dichter vorgeführt; das schöne Motiv der das Kinn stützenden Hände ist mit großer Naivetät der Antike entlehnt. Mehr bemerkt wird Lorenzetti's „soror tua" eine an ihren Felsensitz geschmiedete, zähneknirschende Petroleuse, der der Helm zu den Füßen herabgerollt: eine Allegorie des unter der Fremdherrschaft schmachtenden Trento. Vornehmer und doch lebendiger hat Sortini seine allegorische Frauenbüste, eine Reminiscenz an den 22. Mai 1871 modellirt. Michielli's mit lebhaftem Beifall aufgenommener Garibaldiner — eine lebensgroße untersetzte Trompeterfigur, die von einer Treppe herab auf einer zerbrochenen Thüre und einem zerschossenen Fahnentuche stehend uns ihr Eviva entgegenschmettert, dürfte jedem Panoptikum zum Schmucke gereichen. Prächtig Norfini's Büste einer lachenden Landschönen unter breit schattendem Strohhut, die eben einen saftigen Schmatz empfangen und wiedergegeben zu haben scheint. Die Alabasterstatuetten von Kindern in genremäßiger Auffassung, die nach der Wiener Weltausstellung so weite Verbreitung fanden, tragen heute schon vielfach den kunstindustriellen Fabrikstempel und wollen uns als allzusüßlich nicht mehr recht munden. Zu der originellsten Kleinplastik, die die Ausstellung brachte, ließ sich Ximenes von Edmondo de Amicis' Novelle „Gli scolari del cuore" anregen: elf in einer Kette aufmarschirte Schuljungen, die der Künstler geistreich zu individualisiren wußte. Unter den größeren Rundwerken — schon der Comparativ wirkt besorgnißerregend — verdient zunächst Nono's bettelnder Invalide mit der auf seinem Knie eingeschlafenen kleinen Führerin ehrenvolle Erwähnung. Treffend der bitter ironische Zug um die Mundwinkel des blinden Alten; die Benennung „Belisar" war wohl ein Scherz, da die ganze Gruppe — vom modernen Costüm abgesehen — durchaus keinen historischen Geist athmet. „La bisca" von Luigi Paoli, eine Allegorie des Hazardspiels, bringt endlich einmal einen neuen Gedanken zu bildnerischen Ausdruck. Ein verführerisches Weib in phrygischer Mütze, die üppigen Glieder von losem Gewande umwallt, will eben — ein kaltes Lächeln auf den Lippen — einen Würfel mit der Rechten ausspielen; die Linke stützt sich auf eine Säule, die eine mit Karten und Münzen überfüllte Schale trägt. Zu ihren Füßen, den brechenden Blick auf seine ihm nunmehr den Rücken kehrende Göttin geheftet, verröchelt ihr Opfer, ein nackter Jüngling, der sich eben den Stahl in's Herz getrieben. Leider steht die Ausführung nicht durchweg auf der Höhe des Vorwurfs. Giusti macht uns in seiner lebensgroßen Gruppe „Salvata" zu Augenzeugen der Rettung einer im Meer verunglückten Schwimmerin; der schöne, nur mit einem

Digitized by Google

Hemde angethane Mädchenkörper ist eine vortreffliche, aus der Morgue geholte Studie; die Gesammtwirkung — die triefenden Haare z. B. nehmen sich wie Stalaktiten aus — fürchterlich roh. Castagnoli's „A Casamicciola" — eine Mutter, die auf der Stätte der Katastrophe mit entgeistetem Schmerzensausdruck ihr todtes Bambino an sich reißt —, Marsili's „Triste maternità" — eine junge Mutter, die in wildentschlossener, thränenloser Verzweiflung ihr Kleines in die Fluthen schleudert —, beide Scenen natürlich lebensgroß, zeigen wie ein starkes dramatisches Talent auch in der italienischen Plastik zu Hause ist; zugleich aber auch, wie ein alle Ufer überbrandender Realismus, bei zahlreichen Künstlern das Bewußtsein dessen was ästhetisch möglich, völlig entwurzelt hat.

Die Ausstellung gewährte kein lückenloses Bild vom modernen Kunstschaffen auf der apenninischen Halbinsel. Schon die Turiner hatten nicht allzu eifrig mitgethan, noch schwächer sich die florentinische, römische, neapolitanische Schule betheiligt, selbst unter den Venetianern und Mailändern ward mehr als ein klangvoller Name vermißt. Gerade die gesinnungstüchtigsten Künstler wollen sich durch ein epidemisch um sich greifendes Ausstellungsfieber nicht verleiten lassen, mit unausgereiften Werken in die Arena zu treten. Immerhin, sprangen uns die bestimmenden Züge in der Physiognomie der nationalen Kunst scharf ausgeprägt entgegen und es ist nicht unsere Schuld, wenn so wenig Seele aus ihnen redet. Den Superlativen gegenüber, mit denen die italienische Kritik jede einheimische Mittelmäßigkeit verhätschelt, ist ein ernsteres Mahnwort deutscherseits sicher nicht von Ueberfluß. Denn trotz mancher betrübenden Erscheinungen liegen die Aspekten nicht so schlimm als es den Anschein haben möchte. Noch immer ist die Kunst in dem begnadeten Lande Bodenproduct, kein erlesener Kuchen, mit dem man sich bloß Sonn- und Feiertags bewirthet; verständnißinnigste, begeisterte und rückbegeisternde Theilnahme antwortet ihr allenthalben. Ein nationaler Hintergrund hat sich aufgebaut, der, sobald einmal die Kinderkrankheit eines vielfach noch theatralischen Patriotismus überwunden, nicht verfehlen wird, sich in der Kunst bedeutsam wiederzuspiegeln. Das Ungestüm, mit dem der Naturalismus gleich die äußersten Grenzen beschreitet, verspricht ihm keine allzulange Lebensdauer; aus der fruchtbaren Alluvialerde, die die abgelaufene Hochfluth hinterlassen dürfte, mag wieder ein edler Realismus sprießen. Ungezählte künstlerische Elemente drängen sich aber noch in Natur, Volk und Cultur zu Tage, ein lebendig sprudelnder Phantasiebrunnen, noch fernste Geschlechterfolgen schöpferischer Genien zu speisen berufen. So braucht sich die italienische Kunst gar nicht auf ihre große Vergangenheit, sie braucht sich nur auf sich selbst und ihre Hülfen zu besinnen, um wieder groß zu werden. An den Göttern aber müßte man verzweifeln, denen nach dem Worte des Plinius Italien heilig, sollte diese Umkehr nicht in absehbarer Frist sich zu vollziehen beginnen.

Eine realistische Aesthetik.

Eine realistische Aesthetik — was ist das? wird der Kunstverständige fragen. Das Wort scheint eine idealistische Aesthetik als ein wesentlich verschiedenes Gebiet zu postuliren, und wir haben doch bisher nur eine Aesthetik gehabt, wie es bisher nur eine Kunst gab. Wohl sprechen wir von einer idealistischen und realistischen Dichtung und Malerei, aber doch niemals in dem Sinne, als ob wir damit zwei vollkommen gesonderte Kunstübungen bezeichnen wollten. Es gibt keine bloß idealistische und durchaus nicht realistische Kunst, da keine denkbar ist, die nicht die Darstellung der Wirklichkeit zur Aufgabe wählte: Jean Paul ist ein erklärter Idealist, aber wer wollte bestreiten, daß im „Siebenkäs", in den „Flegeljahren", in allen seinen Romanen, selbst im „Titan" bedeutende realistische Elemente vorhanden sind! Und eine einseitig realistische Kunst? — Nun, ich glaube, daß selbst Zola es als einen Tadel betrachten würde, wenn man behauptete, daß seine Epik jedes idealen Gehaltes entbehre. Jene beiden Ausdrücke bezeichnen nicht wesentliche, sondern Grad-Unterschiede. Der idealistische Künstler legt gegenüber der Geltendmachung seiner Ideen ein verhältnißmäßig geringes Gewicht auf die klare Erfassung und scharfe Abzeichnung der Wirklichkeit; der realistische geht in der Treue seiner Darstellung leicht zu weit, indem er ins Breite zerfließt, ins Kleinliche hinabsinkt. Der Künstler κατ' ἐξοχήν, der wahre, der große Künstler — ein Shakespeare, ein Goethe, ein Rafael — zeichnet sich aus in gleichem Maße durch die leuchtende Wahrheit seiner Schöpfungen, und die tiefe Seele, die er ihnen einhaucht. Und wären realistische und idealistische Kunst noch weiter verschieden, als sie es thatsächlich sind, sie müßten doch nach denselben Gesetzen, mit denselben Mitteln arbeiten — eine realistische Aesthetik kann es somit nicht geben.

Ist man von der Selbstverständlichkeit dieser Voraussetzungen überzeugt, so nimmt man mit sceptischer Spannung ein Büchlein zur Hand, das den Titel trägt: „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomena einer realistischen Aesthetik.*) — Die ewig unveränderliche Grundlage (wozu der Plural?) der Poesie ist die Welt, das Menschenleben: von den ältesten Zeiten bis jetzt ist das Rein-Menschliche immer das Ziel der dichterischen Darstellung gewesen, und derjenige, der so recht ins Innerste der Menschenseele eingedrungen, ihren Kern aus seinen zeitlichen und örtlichen Umhüllungen in voller Reinheit herausgeschält hat, ist immer der größte Dichter gewesen. Was haben die Naturwissenschaften mit dieser Grundlage zu thun? Sind sie von irgend welcher Bedeutung für die klarere Erkenntniß und die bessere Darstellung derselben — von irgend welcher Bedeutung neben dem Seherblick und der Schöpferkraft des Genius? Haben in Zeiten, als diese Wissenschaft dem Namen nach noch nicht bekannt war, haben Homer, Sophokles, Cervantes, Shakespeare die menschliche Natur weniger wahr dargestellt, als es heute auf Grund der naturwissenschaftlichen Forschung möglich ist? Denn es ist doch klar, daß der Ausdruck „naturwissenschaftliche Grundlagen der Poesie" nicht die Naturwissenschaften als Grundlage der Poesie hinstellen, sondern die Bloßlegung der Grundlagen der Poesie an eine gewisse naturwissenschaftliche Erkenntniß knüpfen will.

Der Verfasser faßt den Begriff der Naturwissenschaften sehr weit, auch die Psychologie rechnet er dazu, und er macht den heutigen Dichtern den Vorwurf, daß sie mit einer Psychologie arbeiteten, die von der Wissenschaft als falsch nachgewiesen. So wäre die Willensfreiheit, welche die Dichter bei der Zeichnung ihrer Figuren als selbstverständlich voraussetzten, vom Standpunkte der Naturwissenschaft aus nur in sehr beschränktem Maße vorhanden — beschränkt durch Vererbung und Gewöhnung. Beide Kräfte gäben dem Gehirn des Menschen bestimmte Formationen, vermöge deren gewisse Sinneseindrücke immer gewisse Gedanken veranlaßten, die nach dem gemeinsamen Centrum des Willens eilten und von dort sich in That auslösten. „Eine unbewacht gelassene Kasse ruft in einem Gewohnheitsdiebe den Gedanken und in directer Fortsetzung die Handlung des Stehlens, in einem seiner bisherigen Lebensbahn nach durchaus rechtlich gesinnten Menschen höchstens den Gedanken an eine Sicherung und Bewachung zur Verhütung eines Diebstahls hervor." — Wenn also ein Dichter einen Dieb schildert, der die offene Kasse eines Mannes sieht, welcher seinen einzigen Sohn von dem eigenen Verderben errettet hat, und nicht stiehlt — oder gar einen, der aus Dankbarkeit, aus Liebe, sei es aus welchem Motive immer, das Diebeshandwerk ganz aufgibt und ein verständiger Staatsbürger wird: so ist das die gröblichste Unkenntniß unwiderleglicher Naturgesetze — nicht wahr? — Ein Don Juan, der ein schönes Weib sieht, wird ungesäumt — er kann nicht anders; die durch Vererbung oder Gewöhnung im Gehirne erzeugten Eindrücke, Furchen führen nun einmal zu diesem und keinen anderen Willen hin — zur Verführung stürmen. Und nun habt ihr thörichten Dichter euch öfters die viel feinere, schwierigere Aufgabe gestellt zu

*) Von Wilhelm Bölsche. Leipzig, C. Reißner.

Digitized by Google

zeigen, wie ein solcher Don Juan trotz aller Schönheit, alles Zaubers, den er auf das weibliche Geschlecht auszuüben pflegt, in einem Falle plötzlich auf Abscheu anstatt des Entgegenkommens stößt; wie er an der sittlichen Reinheit und Höhe der betreffenden Frauennatur das Niedere seines rein sinnlichen Dahinlebens erkennt; wie beim Anblick der nächsten schönen Frau kein Verführungsgedanke in ihm erwacht und er auf alle erdenkliche Weise bestrebt ist, den Abscheu jener ersten zu überwinden durch die Annahme ganz entgegengesetzter Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen um ihrer eben würdig zu werden. Und ihr habt euch so viel Mühe gegeben um Nichts, um einen metaphysischen Unsinn, einen Vorgang, den die Naturwissenschaft als falsch und unmöglich gekennzeichnet hat!

Und nun ein dritter Fall — „der weitaus interessanteste, dichterisch jedenfalls der werthvollste. Ein Mensch soll eine ordentliche moralische Bildung genossen haben, dabei aber dem Geschlechtlichen nicht so fern geblieben sein, daß es nicht auch, abgesehen von der stets vorhandenen ererbten Linie [im Gehirn] eine gewisse Spur in seinem Gehirn zurückgelassen hätte, die im Stande wäre, den Gedanken bei völliger Unbeeinflussung in Don Juanartige Gelüste zu treiben. Eine Disposition, wie diese, ist unter allen die verbreitetste. Ihr Ergebniß ist im vorliegenden Falle ein innerer Kampf. Die Wahrnehmung erweckt zwei Gedankenlinien, die moralische und die schlechthin sexuelle, von denen die eine als Endergebniß einen Willen erzeugen muß, der dem andern durchaus entgegengesetzt ist. Die Moral verbietet, was die geschlechtliche Neigung verlangt . . . So lange beide Ideenketten vollkommen gleich stark sind, heben sie sich gegenseitig im Punkte des Willens auf wie Plus und Minus. Rollt der eine Gedankenzug glatt durch sein Geleise bis zur Willensstation, so ist inzwischen der andere ebenso glatt dort angekommen und die beiden verschließen sich gegenseitig den Ausgang." — Wie hübsch, diese Erfindung der Gedanken-Eisenbahn! Vielleicht aber möchte eine Rohr-Post-Verbindung zwischen Sinnes- und Willens-Station noch besser den Intentionen des Verfassers entsprechen. — Das Minimum eines geringfügigen äußeren Sinnes-Eindruckes, welches die betreffende Gedanken-„Furche ein Minimum tiefer gräbt" und dem betreffenden „Gedankenzuge im Wettlaufe zum Willensziel einen Vorsprung gibt", bringt hier die Entscheidung. — Bedauernswerther, schwächlicher Menschenwurm! Da baut man dir Religions- und Moralsysteme auf, um dich vom sprachbegabten Thiere zum sittlichen Wesen zu erheben, und das Federchen eines Sinnes-Eindruckes, das der Hauch des Zufalls auf die Wage deiner Empfindungen bläst, hat Gewalt über dich, kann dich unter Umständen vom ehrenwerthen Manne zum Lumpen machen.

Der Verfasser macht sich eine sehr, eine kindlich einfache Vorstellung von den Seelenvorgängen, welche von den Sinnes-Eindrücken zum Willen und zur That führen. Es scheint bei ihm fast, als ob dem Begehren, dem Willen, wenn er einmal erregt ist, die That mit Nothwendigkeit auf dem Fuße folgen müßte; wenigstens spricht er von den z. Th. dunklen, verworrenen Wegen, die den Willen von der beabsichtigten That abführen, gar nicht. Wenn die Motive unseres Handelns immer so einfache wären, wenn unsere Handlungen immer das Resultat einer angebornen oder anerzogenen Neigung, resp. des Sieges einer Neigung über eine andere wären, dann würde es vielleicht möglich sein, „das wissenschaftliche Experiment" der poetischen Menschen-Schöpfung mit „mathematischer" Genauigkeit auszuführen und nachzurechnen und so den homme machine bis in seine feinsten Rädchen auseinanderzulegen. Das haben aber die Dichter, oder wenigstens die wahren Herzenskündiger unter ihnen trotz ihrer mangelhaften naturwissenschaftlichen Bildung besser gewußt als der Verfasser; sie haben den Menschen nicht als ein reines Sinnenwesen, beherrscht von einzelnen Sinneneindrücken oder einzelnen Neigungen, dargestellt, sondern seine folgenschweren Handlungen immer hervorgehen lassen aus dem Zusammenwirken sehr complicirter äußerer und innerer Impulse. Und keine Wissenschaft, keine Erfahrung hätte sie befähigen können, echte Menschen zu schaffen, wenn der Genius nicht in ihnen gewesen wäre.

Was nun die Willensfreiheit und ihre Bedeutung für die Poesie anbetrifft, so ist die letztere doch wohl dauernd in einer Weise festgestellt worden, daß keine naturalistische Afterkunst sie wird erschüttern können. Wir haben ja in alter Zeit, bei den Spaniern und selbst bei uns in diesem Jahrhundert Dichtungen gesehen, in denen nicht die Willensfreiheit, sondern ein Verhängniß, sei es nun in Form einer göttlichen Bestimmung oder einer astrologischen Wahrsagung, die Handlungen der Menschen leitet. Zweifelt nun etwa der Verfasser daran, daß und wodurch das Shakespeare'sche und unser deutsches Drama jene antiken Schicksalstragödien überragt? Die naturalistische Geburts- und Erziehungsbestimmtheit ist aber für das Leben des Menschen dieselbe, ja, eine größere Macht, als das antike Schicksal. Der antike Held ist immer ein idealistischer; er erhebt durch den Muth, mit dem er gegen das Unvermeidliche ankämpft, durch die Würde, mit der er es erträgt. Bei dem naturalistischen gibt es keinen Kampf und keine Erhebung: er muß ja nach einem Naturgesetz so sein und so handeln, wie es ihm durch die Anlage seiner Hirnzellen bestimmt ist. Der Naturalismus Zola's ist nicht darum verwerflich, weil er, wie der Verfasser zugibt, nur die eine Seite des Lebens, die Vererbung schlechter Eigenschaften schildert, sondern weil er ohne Idealismus und dadurch überhaupt unkünstlerisch ist. Der Verfasser verwirft das, was, wie er fälschlich meint, bisher das herrschende idealistische Princip gewesen ist. „Idealisiren muß für die Dichter nicht heißen, die realen Dinge versetzen mit einem Phantasiestoffe, einem narkotischen Mittel, das alles rosig macht, aber in seinen schließlichen Folgen unabänderlich ein Gift bleibt, das den normalen Körper zerstört." — Sonderbare Schwärmerei! Haben das die wirklichen Dichter gethan? — was die Dichterlinge thun, kann doch hier nicht in's Gewicht fallen. Wenn wir von Komödien absehen, so hat sich die Poesie doch immer vorwiegend mit den Schatten des Lebens beschäftigt und nach einem Licht gesucht, sie zu erhellen. Die vornehmste Gattung, die Tragödie, ist ja gerade bestrebt, aus dem größten Unglück die höchste Erhebung zu ziehen. — Und was will der Verfasser an die Stelle dieses von jeder Kunst unzertrennlichen, ihr angeborenen Emporstrebens aus dem Dunkel, der Enge des Lebens setzen? Es ist eine Selbsttäuschung, wenn er vermeint, ein naturalistisches Ideal aufstellen zu können; weil er eben nichts für alle Erhebendes, für alle zu Erstrebendes aufstellen kann. „Das große Princip, nach dem Alles strebt, Alles ringt?" „Das gesicherte Gleichmaß, die fest in beiden Schalen schwebende Wage, der Zustand des Normalen, die Gesundheit?" Das sind von seinem Standpunkte aus doch nur Besitzthümer des reichen Erben, ebenso mühelos erworben wie ungestört festgehalten. Der arme Teufel, der die traurige Erbschaft des Diebssinnes und der Mordgier überkommen hat, wird seinen glücklicheren Mitmenschen fluchen, aber sich nicht an ihnen erheben. — Die Willensfreiheit ist für die Poesie, wie für ein menschenwürdiges Dasein so unerläßlich, daß, selbst wenn es unmöglich wäre, ihr Vorhandensein zu beweisen, sie immer noch ein Postulat der Vernunft bleiben müßte.

Der Verfasser richtet sich vielmehr gegen gewisse allgemeine Anschauungen, als gegen herrschende Kunstgesetze, wenn er fordert, daß der Unsterblichkeitsglauben in modernen Dichtungen ebensowenig mehr eine Rolle spielen solle, wie der Gespensterglauben. Daß ein Dichter an die Unsterblichkeit glauben müsse, ist eine Forderung, die bisher wohl noch kein Aesthetiker aufgestellt hat. Was wir aber von ihm verlangen müssen, ist eine Einsicht, ein Herz, tief und weit genug, um auch diejenigen Mitmenschen zu würdigen und zu umfassen, die in diesem schönen Glauben ihre Zuflucht vor der irdischen Noth finden; wir erwarten von ihm, daß er die Kirchlich-Gläubigen nicht bloß als Heuchler oder Tröpfe, sondern auch als brave und gesunde Menschen darzustellen vermag. Und gerade wenn er, was der Verfasser zu wünschen scheint, die heutigen Menschen als lauter Anhänger der mechanischen Weltanschauung hinstellte, dann würde er die Wirklichkeit fälschen und sich an der Kunst versündigen.

Wenn ferner ein Dichter die Liebe nur von ihrer meta-

Digitized by Google

physischen Seite, als eine unsinnliche Schwärmerei aufzufassen vermag, so wird er die Folgen seiner Unnatur in dem Urtheil der Verständigen zu tragen haben. Wenn er aber thun sollte, was der Verfasser von ihm verlangt: nämlich sie als das ausschließliche Streben nach geschlechtlicher Vereinigung, und diese selbst als das Liebesideal schildern und vor dichterischer Darstellung der Vereinigung nicht zurückschrecken — dann würde er — abgesehen von der offenkundigen Unwahrheit, deren er sich schuldig macht — unserer Cultur und Gesittung einen rohen Schlag ins Gesicht versetzen. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben." Wenn der Verfasser in diesen Worten nicht die wahre Norm für das Zusammenleben der Geschlechter finden kann, so wollen wir nicht mit ihm rechten. Es wäre trivial, ihm auseinanderzusetzen, daß die Liebe, welche bleiben muß, eine ganz andere ist als der rein sinnliche Trieb.

In manchen Punkten werden alle Verehrer realistischer Kunstübung mit dem Verfasser gleicher Ansicht sein: der Dichter soll nicht einseitig darauf ausgehen, das „Ungeheure, Welterschütternde," oder überhaupt das Auffallende, Seltene zum Gegenstande seiner Schöpfungen zu machen; die schwierigere und für die Allgemeinheit der Menschen werthvollere Aufgabe ist, das Alltägliche und selbst Triviale poetisch zu durchleuchten, zu erwärmen. Daher sind Dichter wie Dickens, G. Eliot, Fritz Reuter, Freytag ein wahrer Schatz für die Volksseele. Darum darf man aber auch Auseinandersetzungen „über Werth und Grenzen der Detailmalerei" nicht „werthloses Gezänk" nennen. Fragen nach dem Umfange und der Zusammensetzung der poetischen Weltbilder, nach den Grenzen der Kleinmalerei sind Cardinalfragen realistischer Kunst, die, auch wenn sie Kleines, Triviales schildert, doch niemals den Eindruck des Kleinlichen, Trivialen machen, interesselos sein darf.

Der Werth der Naturbeobachtung, des Naturwissens für den Dichter ist zweifellos, nicht bloß in idealer Richtung, insofern das Naturempfinden, die Liebe zu unserer alma mater, ohne welche ein moderner Dichter nicht denkbar ist, dadurch tiefer und stärker wird; insofern die Natur der wahre Jungbrunnen für die dichterische und jede menschliche Kraft ist; sondern auch in poetisch-praktischem Sinne: wir verlangen von dem Realisten, wie überhaupt Bestimmtheit des Locals als ein wesentliches Fundament für die Entwickelung der Charaktere und Vorgänge, so auch eine lebensvolle, wahre Naturschilderung. Und welche unerschöpfliche Ader des gesundesten dichterischen Blutes die Naturvertrautheit dem poetischen Erzeuger zuführt; wie sie die Frische und Schärfe der Beobachtung überhaupt erhöht und ein wahres Füllhorn von stimmungsvollen, sprechenden Bildern gewährt — das zeigt uns jede Seite der Dichtungen Shakespeare's und Goethe's. Darin aber geht der Verfasser wieder viel zu weit, wenn er von dem genauen Studium der darwinistischen Theorien eine Befruchtung der poetischen Kraft erwartet. Die Vorgänge der natürlichen Entwickelung, welcher der Darwinist mit „Zuchtwahl" bezeichnet, „sowohl das Aufstreben des Neuen, wie das Absterben des Veralteten, die geheimnißvollen Processe, wie das Gesunde verdrängt wird durch ein Gesunderes, wie es zum Ungesunden herabsinkt, durch haltlose Opposition gegen das bessere Neue, ohne selbst das alles begreifen zu können" — „sind ja," wie der Verfasser selbst zugesteht, „seit alten Tagen die Domäne der Poesie". Und wenn die Darwinisten standhaft übersehen wollen jenes tragische Lebensgesetz, nach dem gerade die Besten häufig als Besiegte aus dem Daseinskampfe hervorgehen, weil sie von der Masse des minderguten Mittelmäßigen überwuchert, erdrückt werden; so darf der Dramatiker, der Epiker ihnen nicht darin folgen, er würde damit eine Idee verlieren, die bisher in der Weltliteratur die großartigsten, erschütterndsten Schöpfungen erzeugt hat.

Wir wollen mit dem Verfasser, daß der von der Bedeutung des Realismus erfüllte Dichter die Schilderung des äußeren Geschehens auf seine persönliche Erfahrung gründe; denn die Divinationsgabe des Genius erstreckt sich wesentlich auf seelische Processe, thatsächliche Vorgänge kann er nicht erahnen. Will z. B. Jemand den Tod eines Menschen schildern, und er hat niemals an einem Sterbelager gestanden, so bleibt ihm nichts übrig, wenn er nicht einen Abklatsch fremder Schilderungen geben will, als die Klinik, den Krankensaal aufzusuchen. Was wir aber nicht von ihm verlangen und verschmähen, wenn er es uns bietet, ist die medicinisch-correcte Schilderung des Krankheitsverlaufes, oder der Manipulationen, welche Arzt und Wärterin zur Abwendung oder Erleichterung des Sterbens vornehmen. Wir wollen auch nicht über die wechselvollen Leiden eines Gichtkranken in täglichen und stündlichen Bulletins unterrichtet werden; wir wollen keine schweren Entbindungen in allen Einzelheiten mitansehen, wie es Zola uns zugemuthet. Das sind wissenschaftliche Stoffe, die jenseits der Grenze des ästhetischen Realismus liegen.

Bölsche's Schrift ist eine Kampfschrift in dem pro und contra Naturalismus entbrannten Streite; sie zeichnet sich aber aus durch einen ehrlichen und anständigen Ton, sowie durch einen klaren, energischen Stil. Ihre Lectüre wird bei Dichtern und Aesthetikern vielen Widerspruch hervorrufen, aber auch reichliche Anregung gewähren, und ist deshalb angelegentlichst zu empfehlen. Hoffen wir, daß der Verfasser nicht bei diesen „Prolegomena", bei dieser Plänkelei stehen bleibe, sondern es zur Hauptschlacht kommen lasse. Wie er dann auch sein Buch nennen mag, ob „Realistische Aesthetik" oder mit einem durchdachteren Ausdruck, jedenfalls wird es sich darin um den ästhetisch berechtigten Umfang und die Grenzen des Realismus handeln, und wenn er auch, nach diesen Anfängen zu urtheilen, der poetischen Darstellung Gebiete einverleiben wird, die ihr nie gehören können, so wird er doch zur Lösung einer Frage beitragen, die schon von Lessing fragmentarisch behandelt, aber niemals abgeschlossen und jetzt eine brennende geworden ist. Freilich — davor warnen wir ihn — darf er sich seine Aufgabe nicht in zolaisch-selbstherrlicher Weise leicht machen: sie erfordert gewaltiges Studium. Wenn er Shakespeare und Goethe, wie es recht ist, als realistische Muster anerkennt, wird er selbstverständlich vor allen Dingen die Grenzen ihres Realismus feststellen müssen. Er wird die deutschen ästhetischen Systeme, die ja nicht reine Luftschlösser, sondern auf dem ehernen Fundamente jener classischen Dichtungen errichtet sind, auf die Festigkeit ihres Baues hin prüfen müssen. Ganz vorzügliches Material für seine Forschung wird er finden in einem Vergleich des Shakespeare'schen Realismus mit demjenigen seiner Vorgänger und Zeitgenossen: denn der Glaube, daß Zola den Naturalismus erfunden habe, ist ein Wahn; er ist vielmehr das stehende Kennzeichen unentwickelter oder degenerirter Literaturepochen. Ebenso wird er vergleichen müssen das Drama unserer Stürmer und Dränger mit dem classischen. Das genaueste Studium der großen englischen Realisten dieses und des vorigen Jahrhunderts ist unerläßlich. Sollen noch Einzelheiten genannt werden, so machen wir auf die geistvollen Betrachtungen des Engländers Hurd in Lessing's „Hamburgischer Dramaturgie" und die daran geknüpften Ausführungen des classischen Kritikers, auf den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, auf Freytag's „Technik des Dramas", auf Spielhagen's Romantechnik — und ja nicht zu vergessen — Romanpraxis, und auf das ganz vortreffliche Buch Brunetière's „Le Roman naturaliste" aufmerksam. Wenn er nach all diesen Studien in einem Hauptwerke dennoch für Zola eintreten sollte, so wird er nichtsdestoweniger unter allen Umständen die Lösung der Frage wesentlich gefördert haben.

J. C. H.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Welthandelsstraßen.

Von Georg Winter.

Wie die geschichtliche Vergangenheit eines Staatswesens dessen gegenwärtige politische Gestaltung unausgesetzt und in jedem Augenblick bedingt, so daß auf staatlichem Gebiete die Gegenwart im Grunde nichts anderes ist, als das Product einer langen Reihe von Factoren der Vergangenheit, so hat umgekehrt auch die Gegenwart stets ihren Einfluß nicht zwar auf die Vergangenheit selbst, wohl aber auf deren historische Betrachtung und Auffassung geübt. Darauf beruht die innere Verwandtschaft zwischen Geschichtschreibung und Politik. Es ist mit nichten ein Zufall, daß die nationale Erhebung am Anfange unseres Jahrhunderts mit einem ungeahnten Aufschwunge der nationalen Geschichtsforschung zeitlich zusammenfällt, daß der große Begründer der neuen staatlichen Zustände, der Freiherr vom Stein, zugleich das große nationale Quellenwerk der Monumenta Germaniae historica in's Leben gerufen hat. Die Begeisterung für den nationalen Staat der Gegenwart hat zu allen Zeiten eine erhöhte Energie in der Erforschung seiner Vergangenheit zur Folge gehabt.

Es wäre ein Leichtes, diesen inneren Zusammenhang in seinen einzelnen Phasen zu verfolgen und nachzuweisen, wie die Staatskunst unausgesetzt ihren vornehmsten Stützpunkt in der klaren Erkenntniß vergangener Zustände erkannt hat. Die letzten Jahrzehnte haben hierfür auf dem Gebiete der Geschichtsforschung einen neuen evidenten Beweis erbracht. So lange die Hauptenergie des politischen Schaffens der Nation auf den äußeren Ausbau unserer neugewonnenen Einheit gerichtet war, wandte auch die Geschichtsschreibung ihre vornehmste Aufmerksamkeit der Entwickelung der äußeren Formen des Staates zu: es war vornehmlich die politische Geschichte im engeren Sinne, die Rechts- und Verfassungsgeschichte, welche mit dem größten Eifer gepflegt wurde.

Da trat in der neuesten Phase unserer staatlichen Entwickelung als größtes und vornehmstes Problem der politischen Thätigkeit die „sociale Frage" mit bis dahin unerhörter Gewalt in den Vordergrund. Und alsbald wandte sich seitdem auch die Geschichtsschreibung dem bisher völlig unbebauten Gebiete des wirthschaftlichen Lebens der Vergangenheit zu. Die wirthschaftliche Bewegung der Gegenwart wurde die Veranlassung zu den eifrigsten Studien auf dem Gebiete der Wirthschaftsgeschichte, auf welchem Nationalökonomen und Historiker in neuester Zeit mit gleicher Energie thätig sind. Vor Allem waren es Knies auf nationalökonomischer, Karl Wilhelm Nitzsch auf historischer Seite, welche diesen Studien Anregung und Richtung gaben. Seitdem hat namentlich eine Reihe jüngerer Historiker und Nationalökonomen den erfolgreichen Versuch gemacht, auf den von jenen großen Forschern und Denkern gewiesenen Bahnen weiter fortzuschreiten: Karl Lamprecht, Inama-Sternegg u. A. traten mit ihren umfassenden wirthschaftsgeschichtlichen Arbeiten hervor. In neuester Zeit hat nun auch J. Jastrow sich diesem Gebiete mit einer hervorragenden Arbeit über die Bevölkerung der deutschen Städte im Mittelalter und in der Neuzeit zugewendet und hat dann diesem ersten Werke, welches bei Historikern und Nationalökonomen vielfache Zustimmung gefunden hatte, eine zweite, für weitere Kreise berechnete Arbeit folgen lassen, welche eines der namentlich von Nitzsch mit Nachdruck geltend gemachten Probleme herausgreift und zum Gegenstand eindringender Betrachtung macht: die Bedeutung, welche die Welthandelsstraßen nicht nur für die wirthschaftliche, sondern auch für die politische Geschichte namentlich unseres Vaterlandes gehabt haben.

In seiner kühn und groß angelegten Geschichte des deutschen Volkes hatte Karl Wilhelm Nitzsch zum ersten Male mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, in wie hervorragend hohem Grade die gesammte politische Entwickelung unseres Volkes von den eigenthümlichen wirthschaftlichen Verhältnissen desselben bedingt war. Man kann in dem Nachweis dieser Bedingtheit geradezu die Grundlage der Nitzsch'schen Geschichtsauffassung sehen. Die Erkenntniß der wirthschaftlichen Zustände war für Nitzsch der Schlüssel zur Erkenntniß der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Volkes überhaupt.

Vor Allem hatte Nitzsch in jenem, aus seinen akademischen Vorlesungen hervorgegangenen Werke zum ersten Male die, man möchte sagen historische Entdeckung gemacht, daß die Hauptursache der bedeutenden Verschiedenheit, mit welcher sich die Verfassungen der modernen Culturvölker Europas entwickelt haben, in dem Umstande zu suchen sei, daß die einen in hervorragender Weise an dem Welthandel betheiligt waren, die anderen aber lange Zeit von den großen Straßen desselben umgangen, von dem internationalen Verkehr so gut wie gar nicht berührt wurden. Zu den letzteren gehört namentlich das deutsche Volk, bei welchem dieser Umstand zu den eigenthümlichsten und anomalsten Erscheinungen des Verfassungslebens geführt hat. Denn wenn es in Deutschland im Mittelalter niemals zu einer regelrechten Steuerverfassung gekommen ist, wenn wir im deutschen Mittelalter nirgends Analogien zu jener in England und Frankreich typisch gewordenen Vereinigung zwischen niederem Adel und städtischem Patriciat zu einer Gentry finden, wenn es vor Allem in Deutschland der Centralgewalt nicht möglich geworden ist, sich im Gegensatz zu einer übermächtigen hohen Aristokratie auf das Bürgerthum zu stützen, so ist das alles nach Nitzsch nur dadurch zu erklären, daß in Deutschland das städtische Element, weil nur auf den Binnenhandel angewiesen, erst viel später zu selbständiger Macht und Bedeutung gekommen ist als in England und in den romanischen Staaten. Die Endursache hiervon aber sah Nitzsch eben darin, daß die großen Welthandelsstraßen, auf denen sich der internationale Verkehr in monopolartiger Geschlossenheit bewegte, Deutschland bis in's 13. Jahrhundert hinein vollkommen umgingen: die eine derselben bewegte sich vom Orient durch das ganze Mittelmeer bis nach Gibraltar und erreichte dann jenseits der „Säulen des Herkules", ebenfalls nur auf dem Seewege, die „Zinninseln", d. h. England; die andere ging von Byzanz durch das schwarze Meer und die großen russischen Ströme nach der scandinavischen Halbinsel. Mitten zwischen diesem großen Straßenviereck eingekeilt und daher von dem Weltverkehr so gut wie ausgeschlossen, lag Deutschland, und eben hieraus erklärt sich die ganze Eigenthümlichkeit seiner complicirten und decentralisirten Verfassung. Eine Möglichkeit der Aenderung trat erst ein, als mit der Eroberung Konstantinopels durch die abendländischen Kreuzfahrer (1204) die Welthandelsstellung Konstantinopels auf Venedig überging. Von da an eröffnete sich dem Verkehr eine neue Bahn von Oberitalien durch die Alpen und von da die deutschen Flußthäler entlang. Mit derselben Schnelligkeit, mit der damals das verkehrsarme Deutschland urplötzlich in hervorragendstem Maße in den Welthandel hineingezogen wurde, traten die damit nothwendig verbundenen Aenderungen des deutschen Verfassungslebens ein, deren vornehmste wir darin zu erkennen haben, daß die deutschen Städte, welche an jener Welthandelsstraße lagen, mit rapider Schnelligkeit auch politisch zu großer Macht und Bedeutung kamen und alsbald einen bestimmenden Einfluß auf das politische Leben der Gesammtheit erlangten (die Städtebünde).

Dies in Kürze die Grundlinien der Nitzsch'schen Auffassung, welche dieser geniale Gelehrte mehr in kühn entworfenen Skizzen als in ausgeführten Bildern hingeworfen hatte. Diesen Grundlinien ist nun Jastrow in seinem neuesten Buche nachgegangen und hat sie mit geistvollem Scharfsinn zum Gegenstande einer ausführlichen Betrachtung gemacht. Nicht etwa, als ob er nun sich darauf beschränkt hätte die Nitzsch'schen Ideen, auf die er vielfach hinweist, in ein populäres Gewand zu hüllen und sie der allgemeinen Kunde zugänglich zu machen: seiner Abhandlung kommt vielmehr ein durchaus selbständiges Verdienst zu, und zwar nicht bloß das Verdienst, das, was Nitzsch mehr anregend skizzirt als im Einzelnen begründet hatte, zu einem zusammenhängenden Bilde zu erweitern. Vielmehr ist er in einem sehr wesentlichen Punkte auch in den Resultaten über die Nitzsch's hinausgekommen, indem er nun seiner-

Digitized by Google

seits wieder die Ursache der Endursache zu ergründen, d. h. nachzuweisen strebte, wodurch es gekommen ist, daß der Welthandel sich gerade in den Bahnen, welche Nitzsch dargelegt hat, bewegt hat und bewegen mußte. Die Thatsache, daß Deutschland von jenen Welthandelsstraßen völlig umgangen wurde, hat Nitzsch richtig erkannt und zum Grundpfeiler seiner historischen Auffassung gemacht. Diese Thatsache historisch-genetisch erklärt zu haben ist das Verdienst der Jastrow'schen Abhandlung, die übrigens auch dann schon eine willkommene Gabe gewesen wäre, wenn sie nichts Anderes gethan hätte, als die großen Ideen Nitzsch's in ansprechender Form, welche Nitzsch nur in geringem Grade verliehen war, weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Der Beweis jener Thatsache nun war naturgemäß nur auf historisch-genetischem Wege zu erbringen. Jastrow beginnt daher seine Darlegung mit der frühestem Welthandelsstraße, von der wir historische Kunde haben, mit der, welche die phönizischen Kauffahrer von Sidon und Tyrus, von Insel zu Insel vorschreitend, in ost-westlicher Richtung gebahnt haben, bis sie die Straße von Gibraltar erreicht hatten, und dann, über diese hinaus vordringend, den Weg zu den zinnreichen Inseln Großbritanniens fanden. In wenigen gewandten Strichen hat Jastrow dann die Künste und kaufmännischen Kniffe gezeichnet, mit welchen die phönizischen Kaufleute bestrebt waren, diese von ihnen zuerst benutzte Welthandelsstraße zu einen Monopol zu machen und jeden directen Verkehr zwischen Producenten und Consumenten zu verhindern, wie ihnen das auch eine Reihe von Jahrhunderten gelang, bis der griechische und später der römische Kaufmann Mittel fand, mit den Karawanenzügen des Orients in eine unmittelbare Verbindung zu kommen und dann die alte Handelsstraße der Phönizier durch eine zweite zu durchschneiden, welche sich in nordsüdlicher Richtung von dem schwarzen und kaspischen Meere bis nach der Mündung des Nil erstreckte. Die Etappen dieser zweiten Welthandelsstraße sind durch die griechischen Handelscolonien bezeichnet, welche unter diesem Gesichtspunkte eine ganz neue Bedeutung erhalten. In der Nähe des Kreuzungspunktes dieser beiden Handelsstraßen liegt Byzanz, dessen ungemein große Bedeutung für den Weltverkehr des früheren Mittelalters eben auf dieser Thatsache beruht. Hierdurch erst versteht man die große Wichtigkeit, welche die Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer für das gesammte Abendland und insbesondere für Deutschland gehabt hat und auf die wir oben schon kurz hingewiesen haben. Am klarsten und am meisten in die Augen springend tritt diese Bedeutung in der rapiden Entwickelung der deutschen Hansa entgegen, welcher der Verfasser besonders eingehende Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Bis zum Ausgang des Mittelalters hat sich dann der Welthandel im Großen und Ganzen in denselben Bahnen gehalten. Erst die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung Amerikas haben hierin einen ungeheuren Wandel hervorgebracht. Dann nachdem man einmal die Fähigkeit erlangt hatte, den offenen Ocean unter Leitung der Magnetnadel zu befahren, war es mit der starren Geschlossenheit und Gebundenheit der Straßen, in welchen sich der Welthandel des Mittelalters gleichsam monopolartig abgeschlossen bewegte, zu Ende. Der Welthandel mußte sich nunmehr erst wieder neue Formen bilden, eine Thätigkeit, die bis heute noch nicht als abgeschlossen zu betrachten ist. Mit einem Ausblick auf die Aufgaben, welche dem modernen Kaufmannsstande aus der großartigen Umwälzung, welche sich durch Eisenbahnen und Telegraphen vollzogen hat, erwachsen, schließt die vorliegende Abhandlung, indem sie mit Nachdruck darauf hinweist, daß das hier aufgeworfene Problem nicht etwa bloß einen academischen Werth hat, sondern in seinen Consequenzen auch für die Gegenwart von Bedeutung ist.

Sehr zu bedauern ist, daß der Verfasser mit Rücksicht auf den Raummangel (die Abhandlung ist als ein Heft der Sammlung „volkswirthschaftlicher Zeitfragen"*) erschienen, denen ein ungefähres Maximum der Ausdehnung vorgeschrieben ist) unterlassen hat, seinen Untersuchungen Nachweise über die Quellen und die Literatur beizugeben, durch welche es dem Leser möglich wäre, den Ausführungen an solchen Punkten, die von besonderem Interesse sind, selbständig weiter nachzugehen. Eine abschließende und erschöpfende Darstellung zu geben lag indeß nicht in der Absicht des Verfassers, dessen Abhandlung aber ohne Zweifel jedem, der sich für die hier aufgeworfenen wichtigen Fragen interessirt, die mannigfachste Anregung und Belehrung gewähren wird, und zwar um so mehr, als der schwierige Gegenstand in einer überaus gefälligen und allgemein verständlichen Form vorgetragen wird.

*) Herausgegeben von der Volkswirthschaftl. Gesellschaft zu Berlin. Heft 63/64. Berlin, Simion. 1887.

Feuilleton.

Der Ring am Finger.

Von Georg Keben.

(Fortsetzung.)

Gleich darauf erschien Graf Oppen, ein junger Mann von tadellosem Wuchs und Toilette — ganz Modejournal! Seine krankhafte Blässe, der nervöse Blick seiner Augen, die von dunklen Schatten umrändert waren, verriethen das Tempo, in dem er zu leben gewohnt war.

„Freue mich außerordentlich," begann er mit matter, verschleierter Stimme, die den Abkömmlingen entnervter Geschlechter eigenthümlich zu sein pflegt, „freue mich außerordentlich, meine Gnädige, daß mir die Wohlthätigkeit gestattet, Sie in Ihrer Häuslichkeit zu begrüßen. Sieht bezaubernd hier aus, auf Ehre! Nun," fügte er lächelnd hinzu, „Sie wohnen ja im Palast des Sardanapal!"

„Ich denke, Sardanapal ist längst todt," sagte Coralie leichthin.

„Sie sind naiv, meine Gnädige! Allerdings ist Sardanapal längst todt, aber sein Genre ist nicht ausgestorben. Sehen Sie, zum Beispiel, meinen Onkel —". Er stockte und schien zu überlegen, indem er einen raschen Seitenblick auf Coralie warf. Ihre völlig harmlose Miene ärgerte ihn und er fuhr in schärferem Accent fort: „Verzeihen Sie meine Indiscretion, aber ich habe eine gewisse Berechtigung dazu, da ich aus den verschiedensten Gründen meinem Onkel sehr nahe stehe. Wenn ich noch nicht gewußt hätte, wie gefährlich Sie sind, so würde ich mich heute davon überzeugt haben. Ich mache Ihnen das Compliment, daß Ihre verführerischen Capricen im Stande sind, selbst einen soliden, gegen Frauenschönheit bereits etwas abgehärteten Edelmann wie meinen Onkel zu ruiniren. Da Sie bei seinem Alter Eile haben, so fürchte ich, daß mir zu erben nicht viel übrig bleiben wird."

Ohne seine impertinenten Anzüglichkeiten zu beachten, fragte Coralie kurz: „Was wünschen Sie, Herr Graf?"

Diese nicht mißzuverstehende Abfertigung brachte Oppen einen Moment außer Fassung. Er suchte seinen Rückzug zu maskiren, indem er in einen scherzhaften Ton überging. „Wie ich aus der Zeitung ersah, wollen Sie sich um die Weihnachtsbescheerung armer Kinder verdient machen. Wie viel Händde haben Sie denn zu vergeben außer Ihren zweien?"

„So viel Kinder, so viel Hände!" antwortete Coralie in demselben Ton.

Sie stand auf und nahm aus einer Schublade einen Gipsabdruck, während Graf Oppen drei Hundertmarknoten auf den Tisch legte. Kaum hatte er seinen Kauf näher betrachtet, als er betroffen zurückprallte. „Ah! der Ring meines Onkels!"

„Was sagen Sie?" fragte Carolie unbefangen.

„Zum Kuckuk mit der Verstellung!" rief Oppen, der sich nicht mehr beherrschen konnte, „Sie sind hier nicht auf der Bühne. Einen Verlobungsring gibt man nicht fort, außer zum Zweck seiner Bestimmung, besonders ein so ehrwürdiges Familienerbstück. O, Ihre Teufelskünste werden es fertig bringen, daß Sie mein Onkel in die Zahl seiner Gattinnen

Digitized by Google

einrangirt; das heißt, ich bin enterbt. Wahrhaftig, eine raffinirte Art, eine Verlobung zu veröffentlichen! Wissen Sie, mein Fräulein, daß dies ein Familienscandal wird? Der ganze Hochadel ist dabei interessirt. Ich verbiete Ihnen, daß Sie mit Ihren Gipshänden unsere Ehre feilbieten!"

„Es bleibt Ihnen unbenommen, Ihr Geld zurückzufordern."

„Bah, das Geld! Es handelt sich hier um größere Dinge."

„Das heißt, um mehr Geld!" parirte sein Gegenüber ironisch.

Oppen wollte etwas Heftiges erwidern, aber Coralie schnitt ihm das Wort ab, indem sie kühl fortfuhr: „Meine Zeit ist gemessen, Herr Graf. Ich muß mich zur Probe ankleiden. Entschuldigen Sie mich!" Mit einer stummen Verbeugung verließ sie das Zimmer.

Oppen war allein. Er drehte in nervöser Hast seinen Schnurrbart und zischte fast unhörbar zwischen die Zähne: „Ist dieser Alte denn zum Idioten geworden!" Dann versank er in dumpfes Hinbrüten, und es entging ihm, daß hinter dem etwas zurückgeschobenen Thürvorhang ein frisches, keckes Mädchengesicht mit koketten aschblonden Stirnlöckchen neugierig hervorlugte. Bald folgte eine schlanke, kaum ausgereifte Figur, an die sich ein elegantes Reitcostüm kleidsam anschmiegte. Es war die Comtesse Blanche von Eggebrecht, ein Backfisch der Aristokratie. Sie blieb an der Thür stehen und knallte kräftig mit der Reitgerte. „Cousin! Cousin!"

Aufgeschreckt wandte sich Oppen um, trat hastig einige Schritte vorwärts und wäre beinah' über ein kleines Fußkissen gestolpert.

Entzückt über den Effect ihrer Ueberraschung, rief Blanche ausgelassen: „Nein, das ist zum Todtlachen! Du machst ein Gesicht wie ein ertappter Schulknabe!"

„Du verwechselst die Rollen, liebe Blanche," sagte Oppen, sich imponirend aufrichtend. „Ich werde mir erlauben, Dich zu examiniren, was Dich in eine so zweifelhafte Häuslichkeit führt."

„Ei, ei, mein theurer Vetter ist ja auch da!" erwiderte Blanche, durchaus nicht eingeschüchtert.

„Das ist etwas ganz anderes. Ich bin ein Mann, noch dazu einer, für den das Sprüchwort gilt: Noblesse oblige!"

„Verstehe! Die heutige Morgenzeitung hat Dich hierher geschickt."

„Du? Du hast schon gelesen?"

„Das kann ich bereits seit meinem siebenten Jahre."

„Du wirst unartig, Blanche! Ein vornehmes junges Mädchen sollte derartige Reclamenotizen übersehen."

„Weshalb ist das Reclame?"

„Es wäre unschicklich, Dir das zu erklären. Es handelt sich hier um die Hand einer Tänzerin!"

„Um die Klauen einer Theaterlöwin!"

„Was sind das für Ausdrücke!"

„Die Deinigen, lieber Cousin! Du wirst gut thun, wenn Du wieder bei uns Gast bist, die Thüren zum Rauchsalon zu schließen. Ich habe ein sehr feines Gehör."

„Das ist keine Entschuldigung für solche Extravaganzen," ermahnte Oppen streng.

„Gib mir Deinen Arm, Blanche! Mademoiselle Palm soll nicht prahlen können, daß die Comtesse von Eggebrecht bei ihr antichambrirt hat."

„Ich bleibe!" rief Blanche, wie ein verzogenes Kind mit dem Fuß aufstampfend.

Graf Oppen war in peinlichster Verlegenheit. Blanche war ihm von seinem Onkel als zukünftige Gattin bestimmt worden, und er hatte sich diese Wahl gern gefallen lassen, denn er fand sie reizend. Trotzdem verhehlte er sich nicht, daß es nur der Reichthum seines Onkels und nicht seine Schulden waren, was Blanche's Eltern dieser Verbindung geneigt machte. Er zweifelte gar nicht, daß, wenn sie den Ring an der Gipshand nach Hause brächte, man sich sofort vorsichtig von ihm zurückziehen würde. Mit einem geschickten Griff hatte er bereits vorhin den verrätherischen Abdruck in seine Rocktasche versenkt. Jetzt versuchte er noch einmal, sie zum Fortgehen zu überreden.

„Ich begreife nicht, welches Interesse Mademoiselles Hand für Dich hat. Ein junges Mädchen in Deinem Alter ist doch keine Balletenthusiastin."

„Warum denn nicht? Dürfen denn nur Männer bedeutende Künstlerinnen verehren! Ich werde mir das Verdienst erwerben, diese ungerechte Mode zu beseitigen. O ich schwärme für unsere Coralie!"

„Unsere Coralie? Was fällt Dir ein!"

„Nun, Deine und meine!"

„Du vergißt Dich immer mehr. Weiß Deine Mama davon, daß Deine Reitpartie zur Jagd nach einer Tänzerin ausartet?"

„Nein!" antwortete sie mit trotziger Aufrichtigkeit.

„Nun, ich werde über Deine Unüberlegtheit nicht plaudern, wenn Du sofort auf dem verbotenen Weg mit mir umkehrst. Die Theaterreliquie sollst Du später erhalten."

„Ich denke, Du hast sie gekauft. Zeige sie mir!"

„Ich . . . ich," stotterte Oppen, „habe nur den Preis bezahlt, ohne die Waare zu fordern. Das ist mein Princip, wenn ich aus Barmherzigkeit kaufe."

„Hast Du noch mehr solch' uneigennütziger Principien?" fragte sie schnippisch.

„Du wirst sie noch schätzen lernen, wenn ich erst mehr Rechte über Dich habe, kleine Blanche."

„O so weit sind wir noch nicht, großer Harry!" Sie schlug ein überlautes, silberhelles Gelächter auf.

„Kobold!" murmelte Oppen mit verhaltenem Zorn. Er nahm seinen Hut und schloß in gereiztem Ton: „Ich gehe zum Grafen Sy. Und Du?"

„Bleibe auf verbotenen Wegen zurück. Adieu! Adieu!" Sie grüßte spöttisch mit der Reitgerte. Finsteren Blickes, ohne ein Wort des Abschiedes, verließ Graf Oppen das Zimmer.

Als Blanche einige Minuten allein war und noch Niemand kam, fing sie an, sich zu langweilen. Sie öffnete das Album, welches in silberbeschlagenem Elfenbeineinband auf dem Tische lag. Wie erstaunte sie, als sie darin lauter bekannte Gesichter, den Gothaer Almanach in Photographien, entdeckte. „Ganz wie bei uns!" sprach sie kopfschüttelnd vor sich hin, „nur mit dem Unterschied, daß in Coralie's Album die Damen fehlen. Les extrêmes se touchent! Die Gräfin Eggebrecht und Fräulein Palm haben dieselben Freunde. Was ist denn das für eine Welt, in der wir leben!" Beim vorletzten Albumblatt ließ sie die Hand sinken. Sie blickte auf Herbart's Brustbild, als wäre er lebendig und sie wollte ihn mit den Augen durchbohren. „Meine Ahnung . . . . meine Ahnung!" flüsterte sie erregt, „er gehört mit zu ihrem Triumphgefolge! Indessen," fuhr sie plötzlich beruhigt fort, „es ist auch möglich, daß sich Coralie sein Bild gekauft hat. Ich habe mir ja selbst seine Photographie aus einem Kunstladen geholt. Wenn das Harry wüßte!"

Von der Thür vernahm man das Rauschen einer Seidenschleppe. Blanche sprang auf.

„Behalten Sie gefälligst Platz, Comtesse!" rief ihr Coralie zuvorkommend entgegen. „Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie so lange warten ließ, aber ich empfing Ihre Karte, während ich Toilette machte."

Ohne zu antworten, maß Blanche sie mit einem langsam prüfenden Blick, der etwas verletzendes hatte. Ihr Gesicht nahm einen harten, hochmüthigen Ausdruck an. Sie war nicht mehr der lustige Springinsfeld, der sich gern gehen ließ, sie fühlte sich ganz als geborene von Eggebrecht. Ihre Haltung war in diesem Augenblick so standesgemäß correct, daß ihr Vetter, Graf Oppen, nichts daran hätte auszusetzen gehabt. Sie ließ sich schwerfällig auf das Fauteuil nieder und sagte, während sie zerstreut mit der Reitgerte spielte: „Wie mir mein Vetter, Graf Oppen, mittheilte, hat er seinen Wohlthätigkeitskauf nicht als Eigenthum reclamirt. Ich bin bereit, ihn für die Hälfte des Werthes, den er gezahlt hat, noch einmal zu erstehen. Sie machen dabei noch immer ein gutes Geschäft."

„Sie erhalten nach Belieben einen anderen Gegenstand. Was den Kauf des Herrn Grafen betrifft, so hat er denselben behalten."

„Mein Cousin lügt nicht," antwortete Blanche mit eisiger Ruhe.

„Ich behaupte dies ebensowenig, wie ich das von mir behaupten lasse. Vielleicht hat Ihr Herr Cousin zu dieser Mittheilung einen Grund gehabt, den wir Beide nicht kennen."

„Nun, lassen wir das! Ich werde den vollen Preis zahlen. Wo ist Ihre . . . Ihre . . . dingsda — Was verkaufen Sie doch?"

Digitized by Google

„Den Gipsabdruck meiner Hand."

„Richtig! Ich bitte darum."

Während Coralie die Schublade aufzog, fragte Blanche scheinbar gleichgiltig: „Herr von Herbart hat ihre Hand modellirt, nicht wahr?"

„Ganz recht, mein Fräulein!"

„Sie haben ihm dazu gesessen?"

„Nein ... ja ... Mein Gott, das ist doch selbstverständlich!"

„Solche Modellirung nimmt wohl viele Sitzungen in Anspruch?"

„Allerdings!"

Coralie hatte sich wieder dem Tisch genähert und bemerkte jetzt, daß das Album gerade auf der Seite, die Ludwig's Portrait enthielt, geöffnet war.

„Sie wundern sich wohl," sagte sie betroffen, „den genialen Künstler in meinem Album zu sehen?"

„Durchaus nicht. Er befindet sich dort in guter Gesellschaft. Herr von Herbart" — sie legte einen besonderen Accent auf das Wörtchen „von" — „Herr von Herbart ist ja auch von Adel!"

Zum ersten Mal mußte Coralie daran denken, daß Ludwig von Adel war. Sie wußte selbst nicht, weshalb sie plötzlich bei diesem Gedanken erschrak.

„Sie scheinen Herrn von Herbart persönlich zu kennen, Comtesse?"

„Sehr genau. Er verkehrt viel bei uns. Er ist mein bevorzugter Tänzer. Sie allerdings," fügte sie mit leiser Ironie hinzu, „deren Beruf das Tanzen ist, würden mit seiner Begleitung nicht zufrieden sein."

Coralie zweifelte nicht mehr, wohin dieser Pfeil zielte. So vortrefflich es Frauen verstehen, das andere Geschlecht zu täuschen, ihr eigenes Geschlecht überlisten sie niemals. Und dennoch! Coralie bückte sich nach dem Sträußchen, das von der Brust ihrer Feindin auf den Teppich gefallen war, um die Röthe zu verbergen, die ihr purpurn das Gesicht übergoß.

„Danke vielmals!" sagte Blanche nachlässig, den Strauß wieder befestigend. Dann besichtigte sie die Gipshand in gesteigerter Erregung.

„Dieser Siegelring gehört Graf Sy!"

„Es ist der meinige, Comtesse!"

„Um so schlimmer!"

Die verschiedensten Empfindungen durchstürmten Blanche. Wie kam der Siegelring, dessen Bedeutung sie wohl kannte, in Coralie's Besitz und welches Recht hatte sie, daß sie denselben öffentlich trug? Ob es Harry wußte? Wenn sie sein verlegenes Leugnen mit der Behauptung Coralie's verglich, so war sie jetzt geneigt, anzunehmen, daß er mit der Gipshand das Testament seines Onkels vor ihr hatte verbergen wollen. Diese Combination wurde ihr immer wahrscheinlicher. Den verarmten, enterbten Harry zwang ihr Niemand auf, und doch ahnte er nicht einmal, daß sie seinen Platz längst vergeben hatte. Ludwig! Der Gedanke an ihn, der ihr plötzlich unendlich nahe gerückt schien, hätte sie vor Freude laut aufschreien gemacht, wäre sie nicht ebenso sehr im Stande gewesen, sich zu beherrschen. Wie sie in diesem Augenblick dasaß — blasirt unaufmerksam, über ihr vis à vis hinweg vornehm in's Leere starrend — bot sie ein treffliches Bild jener Töchter der exclusiven Gesellschaft, die ohne Uebergang, vom Kind gleich zur Weltdame reifen.

Blanche stand auf und sagte mit einem Lächeln, das sich kaum mehr bemühte, einen Triumph zu verbergen. „Wieviel bin ich schuldig?"

„Dreihundert Mark."

„Sie erhalten noch heute den Betrag gegen Uebergabe des Abdruckes. Die Hand ist zwar klein, aber die Kunst ist groß. Ich werde Herrn von Herbart mein Compliment machen." Mit einem leichten Kopfnicken verabschiedete sie sich.

Bevor Blanche in den Wagen stieg, warf sie noch einen verstohlenen Blick nach dem Fenster hinauf. Sie schien dieses Geleit par distance — Coralie war wirklich am Fenster — erwartet zu haben. Aber sie hatte sich getäuscht, wenn sie gehofft, auf dem Gesicht ihrer Rivalin Spuren von Aerger oder gar Niedergeschlagenheit zu finden. Coralie kehrte ihr halb den Rücken zu, so daß von der Straße aus nur ihr Profil zu sehen war, und warf mit lächelnder Miene Kußhände in das Zimmer. Blanche wäre am liebsten wieder umgekehrt. Wer konnte wohl der Empfänger dieser Liebkosungen sein? Nun, wer anders, als — Sie vermochte den Namen nicht auszudenken, wenigstens jetzt nicht.

Der Bediente, welcher verwundert noch immer den Wagenschlag geöffnet hielt, glaubte endlich, etwas sagen zu müssen. „Wohin befehlen Gnädige?"

„Nach Hause!" herrschte ihn Blanche so heftig an, daß der Mann in Livrée zusammenfuhr. Sie ließ die Rouleaux herunter, lehnte sich tief in den Wagenfond und schloß die Augen. — Inzwischen waren Coralie's eifersüchtige Regungen ebenso rasch verflogen, als sie gekommen waren. Sie lachte über sich selbst. Welches Hinderniß gab es denn noch zwischen Ludwig und ihr! Etwa Blanche? Bah, das war eine von jenen verwöhnten Prinzeßchen, denen ein Künstler gerade gut genug ist, um sich mit ihm die Zeit zu vertreiben. Also fort damit!

(Fortsetzung folgt).

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Der Begriff der Idealmalerei ist ein unbestimmter und entbehrt des Approbationsstempels der orthodoxen Aesthetik. Gerade aus diesem Grunde erscheint es uns bequem und angemessen, im Folgenden unter ihm die ganze malerische Production zusammenzufassen, die nicht Gesehenes, nie Geschehenes oder gar nie und nirgends Dagewesenes in den Kreis ihrer Darstellung zieht. Der Künstler, der es heut zu Tage wagt, den festen Boden der Wirklichkeit verlassend Phantasiegestalten glaubhaft machen zu wollen, ist er nicht des Beifalls, so doch der Bewunderung seines Muthes sicher.

Die Historienmalerei wurzelt zwar nicht in der Wirklichkeit, aber doch in der Reconstruction derselben, sie sucht den Schein des Geschehenen durch mühsam Erstudirtes hervorzurufen, daß es ihr selten gelingt, liegt in der Natur der Sache. Verhältnißmäßig am leichtesten kommt Professor C. Becker zum Ziel. Seine rothblonden Venetianerinnen, seine schwarzhaarigen und gluthäugigen Römerinnen, sein rother Cardinal und seine violett behosten Cavaliere sind uns im Laufe der Jahre so vertraut geworden, daß es uns ganz gleichgiltig ist, ob sie Julius II., Bramante, Raphael und Michel Angelo heißen und sich der Abwechselung halber einmal an der Statue des Apollo von Belvedere ergötzen. Wir kennen sie, genießen die Freude des Wiedersehens — und gehen weiter. Die beiden Darstellungen einer ersten Darreichung des Abendmahles in beiderlei Gestalt von Hugo Vogel und Ernst Hildebrand vermögen trotz mancher malerischen Vorzüge die Aufmerksamkeit nicht dauernd zu fesseln. Es ist schon an sich schwer, in diesen für unser Empfinden rein äußerlichen Vorgang die gewollte Bedeutsamkeit hineinzumalen, wenn aber auch die Theilnehmer selbst nicht über einen gewissen anständigen Ernst fortkommen, so wird das Ganze zum historischen Ceremonienbilde. Glücklicher ist Ernst Hildebrand mit seiner Tullia. Hier ist es ihm vor Allem gelungen, das Entsetzliche des Geschehnisses zu mildern. Die Rosse des Wagens bäumen sich hoch auf vor der blutigen Leiche des Servius Tullius, ein Weib rechts im Vordergrunde hat einen Krug fallen lassen und wendet in die Knie sinkend schaudernd das Antlitz ab. Tullia selbst aber sieht den Erschlagenen nicht, das leidenschaftlich bewegte Antlitz nach oben gerichtet, weist sie mit der Hand auf die Höhe des Capitols hin. Die zwecklose, Abscheu erregende Entweihung des Leichnams des eigenen Vaters mildert sich so zu einer Darstellung rücksichtslosen Ehrgeizes, der nur das mit allen Mitteln erstrebte Ziel im Auge behält. Wir müssen gestehen, daß wir hier dem Künstler eine Auffassung unterschieben, die der Erklärung des Kataloges, die für das historische Bedürfniß eines Quartaners berechnet scheint, nicht ganz entspricht, aber wir meinen dem Werthe des tüchtig gemalten Bildes, dem wir besonders die Vermeidung des theatralischen Pathos als Vorzug anrechnen, durch diese Unterschiebung nicht zu schaden. In der Sancta simplicitas von Hellquist wird der eben angedeutete Vorzug zum Mangel. „Als Huß zum Scheiterhaufen geführt wurde, erblickte er einige arme Leute, die mühsam Reisig herbeischleppten, in dem Glauben, sich das Himmelreich zu verdienen, wenn sie zum Verbrennen eines Ketzers beitrügen. Huß erkannte ihr Vorhaben und sagte hierauf bloß: Sancta simplicitas." Das Bild Hellquist's ist eine nüchterne Illustration zu diesem Text, der an Gemeinverständlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Mit dieser Verständlichkeit des bloßen Geschehens, die durch das gleichmäßig vertheilte helle Licht symbolisirt erscheint, ist aber auch der Gehalt des Bildes erschöpft, und das ist selbst für bescheidene Ansprüche zu wenig. Die Träger der Reisigbündel drehen uns den Rücken zu, das Antlitz des Vorläufers der Reformation weiß uns nichts zu sagen und unter den sonstigen Theilhabern und Zuschauern des Vorganges bemerken wir nur die bekannten Ketzerrichter — und Landsknechtstypen.

Alma Tadema hat die Ausstellung mit einem alten Ladenhüter, einer Begegnung des Marcus Antonius und der Cleopatra auf

Digitized by Google

dem Nil, beschickt. Wenn es erlaubt ist, an dieser Stelle noch den Crucifixus von Stauffer-Bern einzureihen, den wir nicht anders unterzubringen wissen, so dürfte das Bemerkenswerthe an Historienbildern so ziemlich hervorgehoben sein. Es ist schwer zu sagen, wen diese Crucifixus in Lebensgröße eigentlich darstellen soll. Es kann ebenso gut der bekehrte Schächer, als irgend ein namenloser Märtyrer sein. Jedenfalls ist Stauffer-Bern trotz aller virtuosen Behandlung des Nackten — besonders die Füße sind prächtig gemalt — nicht über das Modell hinausgekommen. Unwillkürlich setzen wir an Stelle der Nägel ein paar als Handhaben dienende Stricke, die Füße ruhen überhaupt nur auf einem Querbrett — und die Actstudie ist fertig. Als solche wäre sie vollster Anerkennung sicher. Der Künstler hätte es nicht versuchen sollen, seinen Gekreuzigten durch den in seliger Verzückung nach oben gerichteten Blick in eine höhere Sphäre zu erheben. Entweder der körperliche Schmerz oder die seelische Extase ist unwahr, vielleicht auch beides, und dann bleibt als Rest eben der Act.

Der Crucifixus führt naturgemäß auf das Gebiet der religiösen Darstellungen im engeren Sinne über. Hier feiert die Tradition der alten Idealmalerei noch immer ihre — Niederlagen, deren Geschichte zu schreiben wir uns nicht berufen fühlen. Unter all den legendarischen Darstellungen nach Overbeck'schem Recept — die Ausstellung ist ausnahmsweise reich mit ihnen gesegnet — ragt die Heimkehr von Jerusalem des Grafen Harrach mächtig hervor. Die roth-gelbe Beleuchtung ist uns nichts Neues — wir kennen sie beispielsweise aus dem Opfer des Abraham — aber sie trägt hier wesentlich zu der packenden Wirkung des Bildes bei. Maria hat sich zu kurzer Rast an einem Felsen niedergelassen. Sie schmiegt sich mit gesenktem Antlitz an den blondgelockten Christusknaben, dessen begeisterter Blick sich in dem goldig überstrahlten Abendhimmel verliert. In der Ferne sieht man die nahende Gestalt Joseph's. Das schmerzliche Vorahnen Marias, der Scharfblick des jungen Welterlösers bilden einen ergreifenden Contrast, der durch die zauberhafte Beleuchtung zu einer erhabenen Gesammtwirkung zusammengeschlossen wird. Graf Harrach hat hier einmal aus dem Vollen seines eigenartigen Talentes geschöpft und auch Concessionen an die realistische Richtung, besonders in der Gesichtsbildung seiner Figuren, nicht verschmäht. Als der Vorläufer einer neuen, keimkräftigen Schule der religiösen Malerei erscheint nach wie vor Fritz von Uhde. „Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr." Das ist der Bergprediger, wie er noch heute den Armen und Unterdrückten das erlösende Evangelium bringt, die ernsten, aber nicht verklärten Züge von stillem Frieden und unendlicher Menschenliebe durchhaucht, so hat er sich auf eine Holzbank niedergelassen und predigt den um ihn versammelten „Armen im Geiste" eine ihnen verständliche, trostvolle Botschaft. Und wie horchen die Landleute im schlichten Werktagskleide, knieend und in langem Zuge vom Felde herbeiströmend, auf sein Wort! Die sonnenverbrannten Züge der beiden Frauen im Vorder- und Mittelgrunde, die runden Gesichter der Kinder neben ihnen sind alltäglich und gewöhnlich, aber aus den gefalteten Händen und den weitgeöffneten blauen Augen spricht ein unennbares Sehnen, ein heißes Verlangen nach vollem Verständniß der Worte, die schlicht und doch verheißungsvoll an ihr Ohr klingen. Und von dem Bergabhange kommt es heran, den begeisterungsfähigeren Frauen folgen die Männer und knieen, sich auf die Sense stützend, im Hintergrunde. Das Ganze geht im vollen Nachmittagssonnenschein, unter von Licht und Wärme zitternden Luftschichten vor sich und trotz der nichts verdeckenden Beleuchtung erscheint der Vorgang so durch und durch wahr, als ob er sich vor unseren Augen vollzöge. Der Riß zwischen der symbolischen Gestalt des Erlösers und den realistischen Figuren der Landleute schließt sich selbst für unser modernes Empfinden unter der Hand des Künstlers unmerklicher, als es je die Niederländer zu Stande gebracht.

Ist hier das Schwierigste, die Darstellung eines mystischen Vorganges in voller Realität gelungen, so erscheint es trotz aller classischen Vorbildung immer unmöglicher, die verblaßten Gestalten der griechischen Symbolik unserem Anschauungsvermögen nahe zu bringen. Die Parzen Paul Thumann's, besonders die blonde und die schwarze junge Dame, sind wie aus Frauenliebe und Leben entsprungen, sie beschäftigen sich mit Scheere, Rocken und Blumenwinden, und doch stehen sie unserem Empfinden in gleichem Maße fern, wie uns die Chamisso-Illustrationen durch die Gunst unserer Ohren gefährlich nahe gekommen sind. In Gold geschnitten, durch einen Lederdeckel geschützt, auf dem Büchertische des Salons können wir uns Paul Thumann schon gefallen lassen, in breitem Goldrahmen in Lebensgröße an der Wand ist er unerträglich. Da wäre selbst die Ungeheuerlichkeit, die Max Klinger mit seinem Urtheil des Paris in die Ausstellungsräume geliefert hat, vorzuziehen. Schon das Schwanken zwischen Aerger und Lachen ist angenehmer, als die absolute Gleichgiltigkeit. Was soll diese colossale, eine halbe Wandfläche des Sculpturensaales einnehmende Geschmacklosigkeit? Betrachten wir das Bild von links nach rechts: Eine weibliche Herme mit blutigem Schulterschnitt auf einem aus Klecksen bestehenden Sockel; ein nackter Mann, der uns auf einen Stab gelehnt höflich den Rücken zukehrt; ein sitzender Jüngling; ein nacktes Weib, das ihm mit ausgestreckten Armen und geballten Fäusten ihre Schönheit vorführt; ein dito mit rothblondem Haar, das sie mit den Händen aufnimmt, als wollte sie es nach dem Gewicht verkaufen, und eine dritte unreife Schöne, die über dem zusammengefaßten Gewande in Brusthöhe ein Bouquet hält, um Beides baldmöglichst fallen zu lassen; als Pendant zu der Herme mit blutiger Schnittfläche ein Eros, dessen unmögliche Glieder ihn treffend als Fabelwesen charakterisiren. Daß die Landschaft in möglichst unmöglichen Farben gehalten ist, daß die Fleischtöne vom schönsten Verwesungs-Grün-Gelb bis in einen schmutzigen Kupferbraun hinein schillern, darf bei Klinger nicht in Erstaunen setzen. Ist er doch ein Reformator, der mit Wagner wetteifernd die Unendlichkeit des Bildes neben die Unendlichkeit der Melodie stellt. Nur die Selbstbeherrschung, mit der Klinger das Gelüste überwunden hat, nun auch noch auf der Wand weiterzuspinseln, ist bewundernswerth. Sein Ueberschuß an Phantasie hätte es an dem nöthigen Stoff gewiß nicht fehlen lassen, ist es ihm doch gelungen, in dem besagten Rahmen einen Silenkopf, ein Erishaupt mit den dazu gehörigen Apfel — man bemerke, mit welcher Feinheit dieses Hauptstück der Action aus der Bildfläche herausverlegt ist — einen Triton, Delphine, Schlangen, Fischschräge und Medusenhaupt zu einem Ganzen zusammenzuwirren, das wie Wahnsinn ohne Methode wirkt. Das Aufgeben von Räthseln ist eine Lieblingsbeschäftigung der Klingerschen Muse und sie hat bis jetzt noch immer Leute gefunden, die sich mit dem Rathen derselben befaßten. Geheimnißvollem Unsinn gegenüber merkt man die Absicht, wird verstimmt und zerbricht sich nicht weiter den Kopf.

Räthselhaft ist der Versuch des Müncheners Otto Seitz, der oftgemalten Meerfahrt Neptuns neue malerische Reize abzugewinnen, eben nicht. Er nimmt einen mißverstandenen Poseidontypus, der sich mehr dem des Hades nähert, setzt zu ihm in den Muschelwagen eine kränkelnde Mädchenblume à la Gabriel Max, spannt vor das Gefährt ein paar hölzerne Seerosse und läßt das Ganze von anatomisch nicht recht glaubhaften Tritonen und sonstigen Meerbewohnern umwimmeln, denen er ein paar ausgezogene Modelle in die Arme gibt. Das Recept ist reichhaltig genug, aber die Mischung ist nicht gelungen. All diese heterogenen Elemente fallen auseinander und werden nicht einmal durch ein einheitliches Colorit einander näher gebracht.

Wer in der Darstellung der Naturerscheinungen die Wege der Alten wandeln, d. h. die sie hervorbringenden Kräfte verkörpern und vermenschlichen will, der muß wie Böcklin selbständig an die Ausgangspunkte der classischen Kunst zurückgehen und starkes Naturempfinden mit schöpferischer Gestaltungskraft verbinden. Der viel bekämpfte und viel bewunderte Phantast unter den Malern hat in Hans Dahl einen unerwarteten, beachtenswerthen Genossen gefunden. Seine Töchter der Ran sind prächtige Verkörperungen des Wellenspieles der fröhlich bewegten See. Die kräftigen, roth- und blondhaarigen Mädchen mit der vollgewölbten Brust und dem lustigen Lachen symbolisiren auf- und niedertauchend nicht nur das Fliehen und Suchen der Wogen, sie sind die freie zwanglose Vermenschlichung des Meeres selbst. Es wird keinem verständigen Beschauer einfallen, in diesen robusten Gestalten blutlose Phantasiegeschöpfe zu sehen, und andererseits wird Niemand auf den Gedanken kommen, gewöhnliche badende Mädchen in ihnen zu belauschen.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Die Klimate der Erde. Von A. Woeikof. Nach dem Russischen. Mit 10 Karten und 13 Diagrammen nebst Tabellen. (Jena, Hermann Costenoble.) — Das uns vorliegende Buch ist eine vom Verfasser selbst ausgeführte und den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragende deutsche Bearbeitung des rühmlichst bekannten russischen Werkes welches 1884 erschien. Der erste Band enthält die klimatischen Constanten und behandelt außerdem viele Gebiete, die der physikalischen Geographie zugehören. Der gelehrte Verfasser hat sich seit Jahren mit Studien beschäftigt, durch welche der Einfluß des Festen und Flüssigen auf die Temperatur des Erdkörpers gründlich festgestellt werden sollte, und die Resultate dieser Untersuchungen, welche zum Theil neue Gesichtspunkte eröffnen, sind in den „Klimaten der Erde" ausführlich dargelegt worden. Das Werk wendet sich nicht nur an den Meteorologen von Fach; durch seine klare Darstellung und vielfachen Beziehungen zu verwandten Wissensgebieten dürfte es vielmehr auch in dem weiteren Kreise der Gebildeten, die sich für naturwissenschaftliche Untersuchungen interessiren, viele Freunde finden. Der Geologe trifft in den „Klimaten" auf originelle Betrachtungen über den Einfluß der Oceane auf den Abkühlungsproceß der Erde, und der Historiker und Nationalöconom findet Untersuchungen über die Veränderung der Klimate der Länder, wie es sich in längeren Zeitabschnitten, aus dem Wechsel der Landesproducte ergibt — oder nicht ergibt. Manche weitverbreiteten Irthümer werden durch genannte Ausführungen gehoben werden (siehe über den Einfluß der Vegetation auf das Klima). Sehr gründlich ist auch der Einfluß der Wälder auf das Klima untersucht worden. Der zweite Band enthält die Beschreibung der Klimate der einzelnen Länder. Sehr ausführlich ist Rußland behandelt; vieles Neue und Interessante wird in diesen Capiteln geboten, das sich in den deutschen Werken nicht findet. Auch die klimatischen Schilderungen Indiens, Amerikas und Chinas sind besonders hervorzuheben; der Verfasser hat diese Länder bereist und ihren klimatischen Charakter an Ort und Stelle studirt, wodurch seine Ausführungen einen eigenthümlichen Reiz erhalten. So ist das Woeikof'sche Buch nach jeder Richtung als ein vortreffliches zu bezeichnen. Die deutsche Literatur besitzt bereits das Handbuch der Klimatologie von Horn (1803). Beide Werke ergänzen sich auf das Beste und ermöglichen es dem deutschen Leser, sich über die klimatischen Verhältnisse unserer Erde auf das Gründlichste zu unterrichten. F. B.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1.50.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2.50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen zur Rheinischen Geschichte

von

Karl Lamprecht,

Prof. an der Universität Bonn.

8°. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. In Leinwand geb. 5 M. 75 Pf.

Als Frucht langjähriger Studien bietet der bekannte Forscher Rheinischer Vergangenheit im gefälligen Gewande dieser sieben frisch geschriebenen Skizzen einen vollen Einblick in die Entwickelung des Rheinlandes, die in ihren Hauptmomenten in ansprechender und leichtverständlicher Darstellung vorgeführt wird. Dank der glücklichen Befähigung ihres Verfassers, die Resultate exact wissenschaftlicher Forschung in eleganter, im besten Sinne populärer Form darzubieten, werden diese Skizzen zur **ersten wirklich lesbaren Rheinischen Geschichte** die wir besitzen.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schmidt, Alex., Shakespeare-Lexicon. A complete dictionary of all the english words, phrases and constructions in the works of the poet. Second edition. **2 Vols.** Mk. 24.—, geb. Mk. 29.—

Soeben erschien:

Aus Frankreich.

Bilder und Skizzen

von

J. C. Petersen.

30 Bogen. Brosch. **5 Mark**, hochelegant gebunden **6 Mark**.

Dieses hochinteressante Buch ist zu haben in allen Buchhandlungen und in J. Zenker's Verlag in Berlin, Wilhelmstraße 12.

Antiquar. Cataloge.

Soeben erschienen und werden gratis und franco zugesandt:
Cat. 140 u. 141. **Culturgeschichte** (2080 Nrn.).
„ 142. **Conchyliologie.**
Frankfurt a/M., Römerberg 3.
K. Th. Völcker.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur Moral der literarischen Kritik

Eine moralphilosophische Streitschrift

von

Wilhelm Wundt.

8°. ℳ 1,20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart u. Leipzig.

Neuester Zeitroman von Gregor Samarow.

Soeben ist erschienen:

Gipfel und Abgrund.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

4 Bände, geheftet in illustrirtem Umschlag, Preis ℳ 15.—; fein gebunden in 2 Bänden, mit Gold- und Schwarzdruck, Preis ℳ 17.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in den Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Entwickelung.

Eine sozialphilosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

Zweite Auflage.

I. Theil 2 ℳ 50 ₰. II. Theil 3 ℳ.

Zürich 1886.

Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 20. August 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Nach dem Tode Katkow's. Von Selmar Wallow. — Partikularismus in der deutschen Rechtsentwickelung. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Literatur und Kunst:** An den Ammersee. Von Martin Greif. — Ungedruckte Briefe von Giuseppe Mazzini. Von Henry Perl. — Zur französischen Colonialgeschichte. Von Léon Wespy. — Der Kampf um den historischen Roman. Von Heinrich Löbner. — **Feuilleton:** Der Ring am Finger. Von Georg Keben. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Nach dem Tode Katkow's.

Von Selmar Wallow.

Moskau, Anfang August.

Der nach langem und schwerem Leiden erfolgte Tod Michail Nikiforowitsch Katkow's hat für das gegenwärtige Rußland eine viel größere und schwerere Bedeutung, als alle die anderen Todesfälle, von welchen die russische Welt in den letzten Jahren heimgesucht wurde, selbst den Tod des General Skobelew nicht ausgenommen. Der Grund hierfür ist einfach in dem Umstande zu suchen, daß mit M. N. Katkow der letzte Mann aus jener Phalanx dahingegangen ist, welche die Geltendmachung einer national-russischen Politik und eines „unverfälschten" slavischen Staatswesens in unserem modernen Zeitalter in's Auge faßten. Als letzter der überzeugungstreuen Apostel der national-russischen Politik durfte eben Katkow noch eine größere Beachtung in seinem Vaterlande und im Auslande finden, als die übrigen, ihm im Tod vorangegangenen Mitkämpfer, und diese Auszeichnung ist auch dem nunmehr dahingeschiedenen Katkow zu Theil geworden.

Es war gegen Ende der fünfziger Jahre, als sich in Moskau eine kleine Schaar von energischen Männern, meist Publicisten, zusammenthat und zum ersten Mal in dem modernen Rußland die Parole einer national-russischen Politik verkündeten. Das Ausland belegte sofort diese politische Bestrebung mit dem Namen „Panslavismus", und die Kämpen desselben nannte man von da ab „Panslavisten". An der Spitze dieser letzteren standen damals Männer wie Pagodin, Leontjew, Ssamarin, Aksakow, Katkow u. A. Fast alle diese Männer ereiferten sich für eine größere Geltendmachung des russischen Einflusses nach Außen hin und namentlich für die strenge Befolgung einer inneren wie äußeren russisch-nationalen Politik; nur der eine von ihnen, Juri Ssamarin, hatte eine Specialität erwählt, die russischen Ostseeprovinzen, deren Russifizirung ihm als erste Nothwendigkeit für die Existenz des russischen Staates vorschwebte. Seine ebenso zahlreichen wie umfangreichen Werke über diese Angelegenheit mußte er merkwürdigerweise im Auslande, und zwar in Berlin, erscheinen lassen, — ein Beweis dafür, wie das officielle Rußland von vornherein diese extreme, nennen wir sie Moskauer Richtung, nicht zu der seinigen machen wollte.

Nachdem die Panslavisten noch in den sechziger Jahren und auch späterhin in voller Blüthe standen, begann der Tod unter ihnen merklich aufzuräumen, wobei folgender, fast ohne Beispiel dastehender Umstand in die Erscheinung trat. Jeder von diesen eifrigen Männern, dessen Namen einen Klang durch das ganze Rußland sich erwarb, hinterließ nach seinem Hintritt eine Lücke, welche nie mehr ausgefüllt wurde. Nicht nur kein Nachwuchs war vorhanden, sondern es fand sich auch Niemand, welcher die begonnenen Werke und Schriften dieses oder jenes national-russischen Apostels fortsetzen oder vollenden mochte. Etwaige Zeitschriften, welche einige von ihnen bei Lebzeiten begründeten und welchen sie auch einen ausgedehnten Leserkreis zu verschaffen wußten, gingen zu Grunde und stellten ihr Erscheinen mit dem Tode ihres Begründers ein. So ging es allen jenen Männern, wie Pagodin, Ssamarin und den anderen Moskauer Slavophilen, bis von ihnen vor einigen Jahren nur noch zwei übrig blieben: Aksakow und Katkow.

Aber auch diesen sollte es nicht besser ergehen. Vor wenigen Jahren verstarb Iwan Aksakow, ohne auch nur den geringsten Ersatz zu hinterlassen. Seine Zeitung „Ruß", welche so vieles Aufsehen machte, erklärte sofort, sie müsse eingehen und stellte auch gleich ihr Erscheinen ein, und es war kaum Jahr und Tag nach dem Tode Aksakow's vergangen, als schon jede Spur von der Thätigkeit dieses rastlosen Mannes verschwunden war. Von irgend welcher Nachfolgerschaft oder Nachklängen im öffentlichen Leben war und ist nichts zu merken.

Es blieb nur noch Katkow als Mittelpunkt der Moskauer Bestrebungen, wenn man sich so ausdrücken darf, und er setzte mit großer Energie seine Thätigkeit fort. Uebrigens muß man sagen, daß Katkow, namentlich in der letzten Zeit, an die westlichen, d. h. westeuropäischen Bestrebungen wesentliche Concessionen machte. Er war nicht mehr so unzugänglich und so pedantisch wie die ihm im Tode vorangegangenen Pagodin, Leontjew, Aksakow u. A., aber er blieb, wie man ihn in Rußland stets bezeichnete und noch jetzt, nach seinem Tode, bezeichnet, der „überzeugungstreue Apostel der national-russischen Politik". Dadurch, daß er in letzter Zeit nicht mehr „wüthender Panslavist" war und überhaupt die schroffen Tendenzen der früheren Slavophilen ablegte, gelang es ihm, mit den officiellen Kreisen Petersburgs Fühlung zu fassen und mit den meisten Ministern persönlichen Umgang zu pflegen, wodurch seine Stellung schließlich auch eine sehr einflußreiche wurde. Aber das Bewußtsein, daß er der letzte der Moskauer Slavophilen sei und daß ihm dasselbe Schicksal bevorstehe, von welchem seine Vorgänger betroffen wurden, lastete allerdings schwer auf seinem Herzen.

Zu der bereits hervorgehobenen eigenthümlichen Erscheinung dieses Kreises, welche in dem Mangel jedes Nachwuchses und jeder Fortsetzung des begonnenen Schaffens besteht, gehört

Digitized by Google

noch eine andere Eigenthümlichkeit, welche hier nicht unerwähnt bleiben mag. Sie besteht darin, daß diese Pflanze des nationalen Russenthums nur auf Moskauer Boden zu gedeihen vermag und auch nur gediehen hat. Selbst ein solches uraltes russisches Centrum wie Kiew, vermochte nicht namhafte Vorkämpfer der national-russischen Politik zu erzeugen, geschweige denn Petersburg, dessen Boden in dieser Beziehung nie etwas geleistet hat. Die hin und wieder in Petersburg auftretenden Slavophilen, wie z. B. im gegenwärtigen Augenblick Tschernajew u. A., haben es nie vermocht, die Sympathien des russischen Volkes in solchem Maße zu erwerben, wie die Moskauer Männer.

Es besteht aber nunmehr kein Zweifel, daß mit dem Ableben Katkow's auch der Moskauer Kreis vor der Hand sein Ende erreicht hat, denn es wird bereits in Rußland allseitig constatirt, daß im ganzen Reich Niemand vorhanden ist, der die durch Katkow's Tod leer gewordene Stelle einnehmen könnte. In den Reihen derjenigen, welche in Rußland sogar ein starkes Aufblühen des nationalen Gedankens für die nächste Zukunft erwarteten, ist daher auch die Enttäuschung eine sehr große, obschon man gerade in diesen russischen Kreisen, gleichwie im Auslande, den persönlichen Einfluß Katkow's wesentlich überschätzt hat.

Auch in noch einem Punkte unterscheidet sich das Schicksal Katkow's von demjenigen seiner verstorbenen Collegen. Es wird nichts von ihm vergessen werden, auch wird das Blatt, an welchem er so lange und so energisch gewirkt, seine Existenz mit dem Tode Katkow's nicht einbüßen, wie dies z. B. mit der Aksakow'schen „Ruß" der Fall war. Die „Moskowskija Wedomosti", an denen Katkow gewirkt hat, sind aber auch nicht seine Gründung, sondern das Blatt ist so alt, wie die Moskauer Universität, deren Eigenthum es ist und für immer bleiben wird. Katkow war nur Pächter desselben, und zwar bevorzugter Pächter, durch die Gnade des Kaisers Alexander III. Allerdings ist es wahr, daß die „Moskowskija Wedomosti" unter der Leitung Katkow's zu einer nie geahnten Höhe gelangt sind, während sie bis dahin meist nur die Rolle eines Publicationsorgans spielten. Vielleicht daß nunmehr nach dem Ableben Katkow's dieses Blatt in sein früheres Nichts zusammenfallen wird, denn schon seit dem Tage, wo Katkow bettlägrig wurde, erscheint dasselbe ohne Leitartikel. Insofern dürfte also demnach auch Katkow's Tod von analogen Folgen begleitet sein, wie der Tod Aksakow's und der anderen Moskauer Publicisten.

Hier sind wir aber an dem Punkt angelangt, wo das große Verdienst Katkow's zu finden ist, — ein Verdienst, welches selbst seine zahlreichen Feinde in Rußland, — und diese sind viel zahlreicher als seine Freunde, — nicht streitig machen können, und es auch nicht wollen. Dieses Verdienst besteht darin, in Rußland zum ersten Mal ein Preßorgan zu einer solch einflußreichen Stellung und die öffentliche Meinung auf ganz neue Bahnen gebracht zu haben. Man war bis Katkow in Rußland nicht daran gewöhnt, die Presse als einen wichtigen Factor des öffentlichen Lebens zu betrachten, und nur Katkow mit seiner Feder hat das russische Publikum gelehrt, mit Spannung und Neugierde die neueste Nummer einer Zeitung zu erwarten und sich mit Heißhunger auf den Leitartikel zu stürzen. Selbst der ehemalige, seit Jahren eingegangene liberale „Golos", der nach jeder Beziehung hin gediegener und ernster war, als die „Moskowskija Wedomosti" Katkow's, hat es seiner Zeit nicht vermocht, die Gemüther in Rußland so aufzurütteln und einem Zeitungsblatte einen solchen Einfluß auf das Publikum zu verschaffen, wie es Katkow's Blatt in den letzten Jahren in einer kaum glaublichen Weise fertig gebracht hat. Die Thatsachen haben allerdings deutlich gezeigt, daß mit diesem seinem Erfolge Katkow übrigens mehr seinen Gegnern gedient hat, als sich selber, denn die von ihm, um den einmal gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, aufgerüttelte russische Gesellschaft hat sich doch nicht, wie er es wünschte, auf seine Seite gestellt, vielmehr haben fortwährend die Ideen seiner Gegner beim großen Publikum in Rußland mehr Anklang gefunden, als die seinigen. Um so mehr muß ihm die russische Gesellschaft Dank wissen, daß er die öffentliche Meinung, ohne Nutzen für sich, vorwärts gebracht hat, — und es wird jetzt Aufgabe der hervorragenden Organe der russischen Presse sein, den Impuls, welchen Katkow gegeben, und die Bedeutung, welche er dem gedruckten Worte in Rußland verschafft hat, nicht wieder einschlummern zu lassen. Die nächste Zukunft wird uns lehren müssen, ob auch diese gute Seite der Katkow'schen Wirksamkeit ebenso ohne Ersatz und ohne Nachfolger bleiben wird, wie die schroffe und vielleicht zu sehr individuelle Seite seiner Thätigkeit.

Im Großen und Ganzen geht das öffentliche Leben in Rußland, nach dem Tode Katkow's, einer weiteren Stagnation entgegen, welche leider schon seit einigen Jahren herrscht. Die Anregung, welche Katkow hin und wieder mit seiner Feder gegeben hatte und die politischen Fragen, welche er aufzuwerfen liebte, hatten mitunter einen ganz anderen Zweck, als das weitere Fortschreiten Rußlands auf dem Wege der Cultur, — indessen war dieser Modus noch immer der Stagnation vorzuziehen, auf welche man sich jetzt gefaßt machen muß. Der hauptsächliche Verlust traf daher mit dem Ableben Katkow's nicht die slavophilen Kreise, wie dies z. B. bei dem Tode Aksakow's der Fall war, sondern die russische Publicistik, für welche, wie schon erwähnt, Katkow unersetzlich bleiben wird. Damit dürften sich die Folgen des Ablebens Katkow's hauptsächlich in der russischen Presse und auch beim Publikum für die nächste Zeit bemerkbar machen, auf die Geschicke Rußlands aber und auf seine politische Haltung dürfte das Ereigniß so gut wie gar keinen Einfluß üben. Die officiellen Kreise in Rußland haben sich schon seit längerer Zeit bemüht, als durchaus unabhängig von solchen privaten Einflüssen zu erscheinen, und demnach dürfte sich in dieser Beziehung auch nach dem Tode Katkow's nichts ändern, namentlich nicht in der äußeren Politik Rußlands.

Partikularismus in der deutschen Rechtsentwickelung.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

In den ersten Jahren, welche der Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums folgten, in den Jahren, in denen die deutsche Gesetzgebung eine wahrhaft seltene Fruchtbarkeit auf allen Gebieten des Staatslebens aufwies, machte sich in der deutschen Rechtsentwickelung das Bestreben, die Rechtseinheit zu verwirklichen, in mächtigster und erfreulichster Weise geltend. Der Drang, an Stelle der kläglichen Rechtsverschiedenheit und Rechtszersplitterung Rechtseinheit, an Stelle der zahllosen Landesrechte einheitliches Reichsrecht zu setzen, verkörperte sich in großen, bedeutenden Schöpfungen der Gesetzgebung, welche der Geist der Rechtseinheit vom ersten bis zum letzten Buchstaben beseelte. Durch sie wurde das Strafrecht, das gesammte Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und Strafsachen, durch sie das Konkursrecht, das Gewerberecht, das Handels-, Wechsel- und Seerecht, das Autor- und Patentrecht u. s. w. in einheitlicher Weise für Alldeutschland normirt. Mit Aengstlichkeit war man damals darauf bedacht, den Einzelstaaten jegliche Abweichung von den Reichsnormen unmöglich zu machen, um hierdurch die Rechtseinheit, dieses wichtigste Bindemittel verschiedener Stämme, keiner Gefährdung auszusetzen und es war namentlich die nationalliberale Partei, welche diesen Gesichtspunkt hochhielt. Wenn wir die Gesetzgebung dieser Zeit mit derjenigen unserer Tage vergleichen, so müssen wir wohl oder übel zu der Ueberzeugung gelangen, daß der unitarische Zug nicht mehr in der alten Stärke nnd der alten Frische die Rechtsentwickelung durchweht, daß er vielmehr im Laufe der letzten Jahre eine merkbare Abschwächung erfahren hat, wir müssen leider von der Thatsache Vermerk nehmen, daß der Geist des Partikularismus, vielleicht Manchem unbewußt, in die Entwickelung des deutschen Reichsrechts seinen Einzug gehalten, daß er sich auf sie Einfluß zu verschaffen gewußt hat

Digitized by Google

und zwar in einem höheren Grade, als dem Interesse unseres neuen Staatswesens genehm sein kann. War man in der ersten Periode der Reichsgesetzgebung von dem Gedanken geleitet, die Rechtseinheit ohne Rücksicht auf mehr oder minder berechtigte und begründete partikulare Empfindlichkeit durchzuführen, so ist es heute leider zum Losungswort geworden, den Eigenthümlichkeiten der Partikularstaaten die weitgehendste Rücksicht angedeihen zu lassen, sollte dies auch auf Kosten der einheitlichen Ausbildung des Rechts geschehen. Ohne dringenden Grund gestattet man den Einzelstaaten Abweichungen von dem Reichsrecht, welche häufig von geradezu einschneidender Bedeutung sind, ohne absolute Nothwendigkeit erlaubt man ihnen, oberste Organe für die Auslegung von Reichsgesetzen einzusetzen, welche mit der von der Reichsgewalt zu diesem Behufe geschaffenen Behörde in Ansehung der Zuständigkeit concurriren und hierdurch eine Verschiedenheit der Rechtsprechung hervorrufen, die Unsicherheit und Ungewißheit bezüglich der Frage, was geltendes Recht und wie es auszulegen ist, in bedenklichem Grade zur Folge hat. Die Unzuträglichkeit dieses Zustandes bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung; gerade jetzt muß es aber als erforderlich erscheinen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, weil die Vollendung des deutschen Civilgesetzbuches in naher Aussicht steht und eine Beeinflussung auch dieses Gesetzeswerkes durch den Geist des Partikularismus von kaum zu ahnendem Nachtheil sein müßte.

Das erste sichtbare Zeichen für die Abnahme der unitarischen Tendenz in der Rechtsentwickelung bildet die Bestimmung des Einführungsgesetzes zu dem Gerichtsverfassungsgesetze, welche die Bundesstaaten mit mehreren Oberlandesgerichten zur Einsetzung eines obersten Landesgerichtes ermächtigte. Das auf Grund dieser Bestimmung für Bayern errichtete oberste Landesgericht verkleinert den Wirkungskreis des Reichsgerichts in bedeutendem Umfange, es gefährdet die Einheitlichkeit der Rechtsprechung. Wichtige Fragen des Reichscivilproceßrechtes sind von dem bayerischen obersten Gerichtshof in anderem Sinne entschieden worden, als von dem Reichsgericht; natürlich hat dies für die Rechtssicherheit nur nachtheilige Folgen und schädigt die Interessen des rechtsuchenden Publikums mehr als man sich gewöhnlich denkt. Nur in Deutschland ist es möglich, daß ein Gliedstaat des Reiches ein Gericht besitzt, welches die Competenz des für das ganze Staatsgebiet bestimmten Gerichtshofes zu beschränken vermag, ein Franzose kann sich niemals den Fall als möglich denken, daß der Appellhof der Normandie oder der Bretagne dem Cassationshof in Paris Concurrenz machen könnte. Diese erste Verkörperung partikularistischer Einflüsse auf die Rechtsbildung blieb aber nicht die einzige; wie man es über sich gebracht hat, die Competenzsphäre des Reichsgerichtes durch ein Landesgericht einschränken zu lassen, hat man sich auch nicht davor gescheut, den Partikularstaaten zu gestatten, die Thätigkeit des Reichsversicherungsamtes für ihr Gebiet durch Errichtung von Landesversicherungsämtern auszuschließen. Die Unfallversicherungsgesetzgebung hat bekanntlich als oberste Behörde in Unfallversicherungssachen ein Reichsversicherungsamt mit dem Sitze in Berlin in's Leben gerufen, welchem nicht nur administrative Befugnisse obliegen, sondern auch die Entscheidung über die auf Grund der betreffenden Gesetze geltend gemachten Ansprüche der Versicherten in letzter Instanz übertragen ist. Anstatt nun dafür zu sorgen, daß diese Behörde innerhalb des ganzen Reichsgebietes ihre Wirksamkeit entfalte, hat man den Einzelstaaten gestattet, für ihr Gebiet Landesversicherungsämter zu errichten, welche die Befugnisse des Reichsversicherungsamtes beinahe völlig absorbiren, welche insbesondere auch an seiner Statt in letzter Instanz über die Ansprüche der Versicherten entscheiden. Hierdurch wird die Einheitlichkeit der Anwendung und Auslegung der neuen Gesetzgebung in gefährlichster Weise beeinträchtigt und es muß als ein großer Mißstand bezeichnet werden, daß dieselbe von Anfang an dem schlimmsten Uebel ausgesetzt wurde, welchem positives Recht überhaupt ausgesetzt werden kann, der Möglichkeit verschiedenartiger Interpretation. In den Motiven der Unfallversicherungsgesetze wurde die Errichtung des Reichsversicherungsamtes mit der Nothwendigkeit gerechtfertigt, der Gefahr verschiedener Auslegung seitens der unteren Instanzen durch die Einsetzung eines obersten Organes vorzubeugen, trotzdem hat man kein Bedenken getragen, den Bundesstaaten die erwähnte Befugniß einzuräumen. Der Partikularismus hat aber seinen Einfluß noch weiter erstreckt, er hat es versucht, zum Glück allerdings nur versucht, die Rechtseinheit auf dem Gebiete des Strafproceßrechtes zu zerstören und die Rechtsverschiedenheit, wie sie bis zum 1. October 1879 in deutschen Landen bestand, wieder zum Leben zu erwecken. In der Novelle zur Strafproceßordnung, welche von den verbündeten Regierungen dem Reichstage am 9. Mai 1885 vorgelegt wurde, war auch der Vorschlag enthalten, an Stelle der jetzt bestehenden Vorschrift, wonach der Eid in Form des Voreides auszuleisten ist, die Bestimmung einzuführen, daß in den Landestheilen, in denen vor 1879 die Form des Nacheides bestand, auch in Zukunft wieder assertorisch geschworen werden sollte. Damit wollte man das deutsche Rechtsgebiet wieder in zwei Stücke zerreißen, den Gedanken, daß ein Strafproceßrecht vom Fels zum Meer die deutschen Stämme beherrsche, beseitigen und den kläglichen Zustand wieder einführen, daß der Schwabe in anderer Form seine eidliche Betheuerung abzugeben habe als der Altpreuße, daß vor Abgabe der Aussagen zu schwören, an der Westmark gut, an der Ostmark dagegen von Uebel sei. Wie gesagt, ist es dem deutschen Volke erspart geblieben, mit dieser beklagenswerthen Bestimmung fünfzehn Jahre nach den Tagen beglückt zu werden, an welchen auf den mit edelstem Blut gedüngten Gefilden Lothringens und der Champagne das Fundament der deutschen Reichs- und Rechtseinheit gelegt wurde. Der Partikularismus verhindert es, daß von Reichswegen eine Vermehrung der Zahl der Fabrikinspectoren unter entsprechender Verkleinerung ihrer Aufsichtsbezirke erfolgt, trotzdem über die Bedürfnißfrage alle Parteien einig sind. Der Partikularismus verhindert es, wenigstens zum Theil — daß die Frage der Entschädigung unschuldig Verurtheilter durch die Reichsgesetzgebung geregelt wird, er steht dem Erlaß eines Strafvollzugsgesetzes für das Reich im Wege und trägt die Ursache an dem unhaltbaren Zustande, daß eine nach den Vorschriften des Strafgesetzbuches erkannte Strafe in Königsberg und Stettin etwas ganz Anderes ist, wie in Güstrow oder Reutlingen, er verschuldet es in erster Linie, wenn nach siebzehn Jahren seit Einführung des Strafgesetzes das wichtigste Correlat desselben noch ein Gegenstand frommer Wünsche ist.

Das Sündenregister des Partikularismus in der Rechtsentwickelung des neuen Reiches ist damit aber durchaus noch nicht geschlossen, es enthält vielmehr noch eine große Anzahl von Nummern; wir wollen uns aber darauf beschränken, noch zum Schluß hervorzuheben, daß es dem Einfluß des Partikularismus zu verdanken ist, wenn das Studien- und Prüfungswesen der deutschen Juristen in den einzelnen Bundesstaaten auf die denkbar verschiedenste Weise geregelt ist, ein Mißstand, der von Tag zu Tag in stärkerer Weise sich fühlbar macht und bei der Frage mit an erster Stelle zu nennen ist, auf welchen Ursachen die ungenügende Vor- und Ausbildung der Juristen unserer Tage beruht. Nur die blinde Selbsttäuschung möchte im Stande sein, diese Thatsachen zu ignoriren, nur dem bewußten Selbstbetrug wäre es möglich zu leugnen, daß dieselben sichtbare Beweise einer Erstarkung der centrifrugalen und einer Abschwächung der centripetalen Kräfte in unserer Rechtsentwickelung bilden, die jeden Freund der deutschen Rechtseinheit mit Besorgniß erfüllen muß. Es mag vielleicht Manchem paradox erscheinen, wenn man eine Gefährdung der deutschen Rechtseinheit in der abweichenden Regelung irgend eines unbedeutenden Punktes erblickt, er mag es für übertrieben halten, wenn in der verschiedenen Normirung irgend einer untergeordneten Frage eine Versündigung gegen den Geist der Rechtseinheit gesehen wird, allein wenn irgend wo so gilt hier das Wort der Römer: principiis obsta. Auch die scheinbar unerheblichen und belanglosen Concessionen, welche die Rechtsentwickelung dem Partikularismus macht, schwächen die Rechtseinheit, auch sie thun dem erhebenden und geradezu packenden Gedanken Abbruch, daß ein Recht und ein Gesetz von der sarmatischen Tiefebene bis zu den Pässen des Wasgaues, vom

Digitized by Google

bayrischen Alpenland bis zu den Fluthen der Ostsee reicht, und um deswillen ist es für Jeden, welcher unserem Volke die Rechtseinheit in einer Ausdehnung verschaffen will, wie sie weder zu den Zeiten der Staufen noch in der Aera der sächsischen und salischen Kaiser bestand, Pflicht, mit mißtrauischer Aufmerksamkeit die Gebietserweiterungen des Partikularismus zu verfolgen und mit Unverdrossenheit und Ausdauer danach zu streben, daß es demselben nicht gelinge, die einheitliche Rechtsentwickelung zu einem völligen Stillstand zu bringen. Von dem Einheitsfanatismus, welcher den Umstand, daß die Verschiedenheit der wirthschaftlichen Verhältnisse auf manchen Gebieten auch eine Rechtsverschiedenheit bedingt, völlig mißachtet, von dem unverständigen Fanatismus, welcher nicht einsieht, daß insbesondere die landwirthschaftlichen Verhältnisse nicht unter eine Rechtsregel gestellt werden können, sondern den Einzelstaaten eine Abweichung von der allgemeinen Norm und eine Anpassung derselben an die provinzialen und örtlichen Verhältnisse nicht versagt werden kann, wissen wir uns frei. Aber wo nicht der unbedingte Zwang der „grausen Nothwendigkeit" zu Gunsten einer Rechtsverschiedenheit angerufen werden kann, soll und muß endlich dem deutschen Volke die Rechtseinheit werden, soll und muß der Traum, den die besten Männer unserer Nation schon vor Jahrhunderten geträumt, endlich in Erfüllung gehen.

Als unser Kaiser am 22. December 1876 die Sitzungen des Reichstags schloß, welcher die großen Justizgesetze angenommen und damit ein Werk vollendet hatte, wie es seitdem keiner seiner Nachfolger auch nur annähernd fertig zu stellen vermochte, so mangelhaft und verbesserungsbedürftig dasselbe auch im Einzelnen sein mag, gab der Monarch der Freude darüber Ausdruck, daß nunmehr die Rechtspflege von allen deutschen Gerichten nach denselben Normen gehandhabt, daß vor allen deutschen Gerichten hinfort nach denselben Vorschriften verfahren werde und daß man hierdurch dem Ziele der nationalen Rechtseinheit wesentlich näher gerückt sei. „Die gemeinsame Rechtsentwickelung," fuhr der erhabene Herrscher in der denkwürdigen Thronrede fort, „wird aber in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen inneren Halt geben, wie ihn keine frühere Periode unserer Geschichte aufweist." In einer Zeit, in welcher der Geist des Partikularismus sich einen unberechtigten Einfluß auf die Rechtsentwickelung zu verschaffen weiß, ist es wohl am Platze, an die wahrhaft kaiserlichen Worte des greisen Oberhauptes des Deutschen Reichs zu erinnern. Ein nationales Unglück schwerster Art wäre es, wenn Deutschlands Gesetzgebung jemals vergessen könnte, daß die Rechtseinheit der rocher de bronze unserer politischen Einheit ist, der Tag müßte als ein wahrer dies Alliensis bezeichnet werden, an dem die Reichsgesetzgebung aufhörte, den Partikularismus im Rechte auf Tod und Leben zu bekämpfen. Die Vorarbeiten zur Codification des gesammten deutschen Civilrechts sind bereits so weit gediehen, daß voraussichtlich innerhalb Jahresfrist die Factoren der Reichsgesetzgebung mit diesem großen Unternehmen befaßt werden können. Dasselbe wird die Rechtseinheit im bedeutendsten Umfange verwirklichen, es wird mit der fast unübersehbaren Menge von Landes-, Provinzial-, Local-, Statutar- und sonstigen Rechten gründlich aufräumen und an ihre Stelle ein den Bedürfnissen unserer Zeit und unseres Volkes entsprechendes Recht, ein wahrhaft nationales Recht setzen, es wird endlich den heißen Sehnsuchtswunsch verwirklichen, welcher schon zur Zeit U. v. Huttens die besten Männer Deutschlands erfüllte, welchen nach den Befreiungskriegen die glühendsten Patrioten mit Begeisterung aussprachen. Damit aber das Gesetzbuch den gewaltigen Ansprüchen gerecht werde, damit es auch den spätesten Geschlechtern ein ewiges Denkmal der auf nationaler Grundlage beruhenden Rechtsgemeinschaft sei, muß es von partikularistischen Einflüssen und von Concessionen an den Partikularismus frei gehalten werden; damit es einen würdigen Abschluß der beinahe zweitausendjährigen Rechtsentwickelung bilde, muß der Gedanke der Rechtseinheit wieder mit der hingebenden Begeisterung hochgehalten und verfochten werden, wie in den Flitterjahren des Reiches, muß der Gedanke, daß ein Volk nur insoweit eine Einheit bildet, als eine Gesetzgebung es verbindet, wieder die alte Macht und Kraft ausüben. Dann, aber auch nur dann wird der Kampf zwischen den centrifugalen und centripetalen Kräften auch auf dem Gebiete des Rechts, wie auf dem der Politik, mit dem Siege des Unitarismus über den Partikularismus, mit dem Triumph der Rechtseinheit über die Rechtsverschiedenheit enden.

Literatur und Kunst.

An den Ammersee.

Wie du schweigsam daliegst,
Mächtiger See, weitbusiger,
Und doch träumend auch wallest,
Meeresgleich,
Zwischen den dämmernden Borden
Deiner wälderbegrenzten,
Dunklen Gestade!

Ernst ergossen weithin
In schwermüthiger Ruhe,
Stets von Neuem bestrickst du das Herz mir,
Und erweckst mir im Busen
Tief nachdenkliches Sinnen.

Reich an fesselndem Zauber bist du ja,
Fehlt dir auch die lachende Anmuth
Deines verwöhnten Bruders drüben,
Dessen beredtere Reize
Selbst die stumpfe Menge locken.

Wo auch hin das Auge auf dir schweifet,
Jeden Blick belohnst du ihm vielfach,
Ob er der Möve eiligen Flug erspähe,
Die hier, kundig der Gegend, schwärmt,
Oder das schlanke Boot des Fischers begleite,
Der mit des Sohnes Vertrauen
Dich sein Leben lang durchfurchet;
Ob er empor sich schwinge staunend
Ueber die flacheren Höh'n hinweg
Zu den triftenreichen grünen Staffeln
Bis hinan zum majestät'schen Hochgebirge
Und den einsam blauenden letzten Gipfeln,
Die im scheidenden Abendlichte rosig verglimmen.

Aber am liebsten doch schau ich dich selbst
Und dein tröstliches Ufer,
Dessen abgeschiedener Friede
Laut zur Seele redet,
Denn der Vorzeit hehrer Geist,
Wirksam liegt er auf dir gebreitet
Und verleiht der dürftigen Siedlung,
Die sich bescheiden in dir spiegelt,
Selbst ein edleres Ansehn,
Während er deinen öden Schlössern
Fortbewahrt die geraubte Würde.

Doch nichts ladet so dringlich ein
Als, ehrwürdigen Baues,
Deine gnadenspendende, liebliche Kirche,
Die vom schattigen Berg herab
Traulich herüberwinkt
Zu dem alten, ihr verschwisterten Stifte,
Gleich als hoffe sie immer noch
Sein glückselig Erstehen.

Digitized by Google

Wenn ihr fern Geläute
Sehnlich am Abend erschallt,
Ueber dem dunkelnden Spiegel
Grad her zu mir dringend,
Dann vermein' ich wohl selbst fast
Längst beweint Verlor'nes
Könne mir wundergleich
Wieder erscheinen.

Martin Greif.

Ungedruckte Briefe von Giuseppe Mazzini.

Von Henry Perl.

Der Herausgeber dieses interessanten Briefmaterials ist der zu Vittorio lebende Advocat und Deputirte Domenico Giurati, dessen Verleger Roux und Favale zu Turin.

Der Leser wird über Giurati's Verdienst am besten selbst urtheilen, sobald wir ihm die markantesten Stellen aus der Einleitung vorlegen, mit welcher der Herausgeber dieses bemerkenswerthe Buch versehen hat. Giurati, welcher eine lange politische Carrière hinter sich hat, gelangte durch die Wittwe seines Freundes Giovanni Battista Varé in den Besitz dieser Briefschaften, welche ihm mit anderen Papieren des verstorbenen Freundes (Varé) übergeben wurden, auf daß er mit deren Zuhülfenahme die Biographie des würdigen Staatsbürgers aufbauen könne.

„Hierbei — sagt Giurati in seiner Vorrede — fielen mir die Briefumschläge Giuseppe Mazzini's in die Hände. Meine Aufmerksamkeit wurde dadurch auf das lebhafteste angeregt und mit fieberhafter Neugierde durchstöberte ich den Wust von Briefen, welchem allerlei Urkunden beigesellt waren, sämmtlich an Giuseppe Lamberti gerichtet. Je weiter ich in dieser Lectüre vordrang, desto verständlicher wurden mir die Abkürzungen, versteckten Anspielungen und endlich die Sprache. Ich sah, daß es sich um ein kostbares Material zum Beitrage der Biographie desjenigen handelte, von welchem Garibaldi zu London bei dem Festbankette in Guild-hall sagte: „Er allein habe gewacht, als Alle schliefen" „aver vegliato solo, quando tutti dormivano". Ein ebenso inhaltstiefer, als richtiger Ausspruch, welchen Carducci in dem Verse ausmeißelte:

„Un popol' morto dietro lui si mise"
(„Ein todtes Volk stand ihm im Rücken").

Als Giurati endlich hinlänglich vertraut geworden mit den cabbalistischen Schriftzeichen, um den Inhalt dieser vergilbten, moderigen Briefe zu würdigen, fragte er sich, ob er denn auch ein Recht habe, jene durch Zufall in seine Hände gelangten, intimen Mittheilungen an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, für welche sie eigentlich nicht bestimmt gewesen. Allein bei einiger Ueberlegung konnten solche Bedenken einem Manne wie Mazzini gegenüber sich nicht als stichhaltig erweisen. Denn Mazzini war vielleicht der einzige moderne Mensch, dessen ganzes Leben ein „philosophisch-humanitär-politisches Apostolat" gewesen ist, eine Hintansetzung der eigenen Persönlichkeit vom Anfang bis zum Ende. Mazzini's Handlungen trugen das Janusgesicht des unverständlichen Mysteriums und der lärmendsten Publicität an sich. Die Nothwendigkeit zwang ihn im Dunkel zu leben, er selbst aber war ein Freund des Lichtes, wie sein Ausspruch*): „Welches Vertrauen können wir in Männer setzen, deren Schritte das Geheimniß umhüllt" hinlänglich erhärtet.

Die fortgesetzte Correspondenz, welche Mazzini, mehr als vierzig Jahre hindurch mit Lamberti unterhalten, umfaßt weit über zweihundert Briefe, allein eine beträchtliche Zahl davon besteht aus bedeutungslosen Schriftstücken und solchen, welche Maßregeln enthalten, die nur für die Zeit, in welcher sie geschrieben, und nur für die Personen, an welche sie gerichtet waren, von Werth gewesen sein mögen. Jene ausgenommen, ist in dem Buche Giurati's Alles gewissenhaft wiedergegeben: Auslassungen, Abkürzungen, durchstrichene Stellen genauestens beibehalten. Viele der Briefe sind auf kleinen Blättern mit möglichst geringem Wortaufwande geschrieben, fast stenographisch abgefaßt. Alles an dieser Correspondenz ist darauf berechnet, das Schriftstück unscheinbar zu machen, die Schrift hastig, unleserlich, das Papier durchsichtig und auf beiden Seiten eng beschrieben.

Mit Ausnahme der Briefe aus dem Jahre 1845 und zum Theile auch jener von 1846 fehlt das Datum, oder ist von Lamberti's Hand hinzugesetzt, nur einige tragen es im Umschlage durch den Poststempel. Es bedurfte demnach eines sorgfältigen Studiums, dieselben chronologisch zu sichten.

Briefe, die vollständig in Chiffren abgefaßt sind, fanden sich nicht vor, bloß gewisse besondere Weisungen ertheilte Mazzini chiffrirt. Dieses „maskirte Schreiben" war eine seiner Qualen, denn nicht allein, daß ihm eine derartige Correspondenz ungeheuer viel Zeit raubte, so hatte er auch zuweilen den Verdruß, aus einer in Chiffern abgefaßten Antwort nicht klug werden zu können. So klagte er unter Anderem: „Heute erhalte ich einen längeren Brief aus Livorno und vermag ihn nicht zu enträthseln. Ich weiß nicht, woran die Schuld liegt, aber ich verstehe kein Wort davon und man verlangt augenblicklich Antwort von mir!"

Bis zum Jahre 1845 bestand das Chiffernalphabet aus Zahlen und wie aus den etlichen, Mazzini's Briefen beigemengten Erläuterungen hervorgeht, aus drei pythagoräischen, oder wie Mazzini sie nennt, „jesuitischen" Tabellen. Doch bald sollten die Verschwörer diese Methode als unsicher erkennen und Mazzini's Scharfsinn und Umsicht, die das Größte, sowie das Kleinste im Auge behielten, riethen ihm durch die Seiten eines Buches ein neues System herzustellen.

„Wähle eine Zahl" — schreibt er — „denn für mich bleibt eine Seite aus einem Buche immer das sicherste" und die Emigranten verständigten sich untereinander durch Dante oder die Bibel.

Es ist unmöglich, auf knappem Raume all' die interessanten Einzelheiten aufzuzählen, welche Giurati in seinem Vorworte anläßlich dieser Correspondenz berichtet.

Lamberti hatte diese Briefe testamentarisch Giuditta Sidoli, der Dritten in diesem Freundesbunde, vermacht und von ihr gelangten sie in die Hände Varé's. Wer Lamberti für Mazzini gewesen, ist aus des Letzteren Schriften bekannt: der treueste, opferwilligste Freund. Sein Name findet sich in allen Büchern vor, welche bis zur Mitte unseres Jahrhunderts über die italienische Emigration geschrieben wurden, obgleich er sich stets abseits gestellt hat. In Paris spielte Lamberti als Exilirter eine hervorragende Rolle und war einer der thätigsten Förderer der demokratischen Bewegung. Ein Wohlthäter seiner Landsleute im Exil. Giuditta Sidoli war die liebevolle Seelenfreundin Mazzini's, eine Seelenbraut besaß er nicht, denn Mazzini, so merkwürdig dies auch klingen mag, fand während seines ganzen Lebens zur Liebe keine Zeit. Selbst jene auf gemeinschaftlich-geistigen Interessen beruhende Neigung ward von den Ereignissen beständig bedroht. Allein der gemeinsame Cultus für das Vaterland fachte sie immer wieder von Neuem an und verlieh ihr einen dauernden Kitt. Mazzini, der mit seinem ganzen Wollen und Denken in dem Aufbau seiner großen Idee aufging, Mazzini, der unstät und flüchtig durch die Welt zog, Mazzini, mit seinen Aufregungen ohne Ende, er, dessen Leben sich in immerwährenden Gegensätzen abspielte, sträubte sich gegen die Liebe. Es fehlte ihm an Zeit, die Freundschaft der Männer zu pflegen, wie sollte er Muße finden den Frauen zu huldigen! Allerdings empfand er mit vierzig Jahren die Leere furchtbar, welche das Leben in demjenigen zurückläßt, der sich ganz und gar einer Idee widmet. Ein Mensch also, der unpersönlich empfinden will und dennoch einen Vulcan in sich birgt. In diese Zeit fallen auch seine Klagen, daß er nie einem Weibe begegnet sei, das ihn ausschließlich und mehr als jedes andere Wesen geliebt habe.

*) Opere di Mazzini. Vol. III, p. 198.

Digitized by Google

Freilich hat er auch schon zehn Jahre früher, also mit dreißig Jahren, eine Frau durch seine Neigung ausgezeichnet, und Nacht und Tag von ihr geträumt, bis seine Mission ihn gewaltsam diesem schier zur fixen Idee werdenden Gefühle entriß. Auch beklagt er elf Jahre später eine Neigung, welche die Umstände herbeigeführt hatten, und die ja doch keinen glücklichen Ausgang nehmen konnte. Somit hatte er dennoch Zeit zur Liebe? Nein, er hatte sie eben nicht, aber die Liebe trotzte sie ihm ab, und darum vertrug er sich nicht mit ihr. Dessenungeachtet hat er bei hundert Anlässen in seinen der Oeffentlichkeit geweihten Schriften der Liebe ein Loblied gesungen, gezeigt, daß er ihren Werth erfaßt habe, und hundertmal den Frauen geflucht, welche die heiligste aller Empfindungen, an der sich alle edlen Gefühle entzünden, in dem Egoismus einschläfernder Wollust ertränken.

Wer Mazzini's Leben Tag für Tag von dem blühendsten Mannesalter ab verfolgt, findet keine Lücke, keinen Raum darin für erotische Gefühle. Ja, er gelangt sogar zur Ueberzeugung, daß das hohe patriotische Ziel, welches Mazzini sich gesetzt hatte, die Führerrolle, das Flüchtlingsdasein, der beständige Kampf mit der Polizei von ganz Europa, bei welchem jeder Nerv, jede Fiber angespannt waren, ihm keinen Augenblick Zeit für sich selbst ließen. Für Mazzini war und blieb also die Liebe eine untergeordnete Angelegenheit. Dessenungeachtet übte er eine große Macht über die Frauen aus, welche, wie stets und überall, die Gewalt des Genius fesselte. Allein Mazzini nützte seine Gewalt über das schwächere Geschlecht bloß, um es zu erheben. Die Zärtlichkeit für seine Person verwandelte er in Vaterlandsliebe; er lenkte sie aus der Bahn der Subjectivität auf das Große, das Allgemeine. „Schwestern" war der Collectivname, welchen er allen Jenen gab, die ihm ihre Gunst schenkten. Diese Schwestern aber schmiedete er zu einer Kette zusammen und nützte sie im Dienste der geheiligten Sache. Von der außerordentlichen Geisteselasticität Mazzini's legen seine vielfachen Beschäftigungen, wie seine Briefe Zeugniß ab. Sowie bei ihm auf jeden Tag die verschiedenartigsten Arbeiten fielen, so handelt auch jeder Brief von unzähligen Dingen. Ein einziges Blättchen gibt häufig Aufschluß über ertheilte und erhaltene Aufträge, politische Ereignisse, spricht von Schulden, von Freunden, denen beizustehen ist, von Feinden, die zu bekämpfen sind. Ergüsse patriotischer und persönlicher Gefühle, Hoffnungen, Prophezeihungen, Enttäuschungen, stehen hintereinander in bunter Ordnung. Die wunderbare Fähigkeit, die einander fernliegendsten Dinge auf einmal zu umfassen und im Geiste zu verarbeiten, war eine der beneidenswerthesten Gaben Mazzini's. Diejenige Eigenschaft also, welche nach philosophischer Auffassung das eigentliche Merkmal des Geistes ist, hatte ihm die Natur in reichem Maße verliehen.

Aus den Briefen eines Menschen vermag man auf dessen Lebensgang zu schließen. Was Mazzini auf einem einzigen Zettel niederschrieb, wäre man versucht, als den Extract einer Woche hinzunehmen, wenn nicht ein ebenso inhaltreiches Schreiben des darauf folgenden Tages vom Gegentheile belehrte. Wenn Mazzini sagte: „Ich habe keine Zeit!" — so ist das keine leere Phrase, denn man frägt sich, wie er es überhaupt zu Stande gebracht, all dem, was er auf einmal unternommen, gerecht zu werden. Häufig drückt er den Wunsch aus, zwei, drei junge Leute um sich zu haben, die ihm als Secretäre dienen möchten und man begreift nicht, wie er sich auch in der Folge ohne diese behelfen konnte. Mazzini's Correspondenz ist wie aus einem Guß, Alles daran Inspiration des Augenblickes, die Form hat ihm niemals die geringste Mühe verursacht. Seine Sprachgewandtheit ist ebenfalls überraschend. So kam Mazzini nach England, ohne ein Wort Englisch zu verstehen und kurze Zeit darauf war er im Stande für Londoner Zeitschriften zu schreiben. Dennoch behauptete er: „Ich würde stets vorziehen, in meiner Sprache das für fünf Schillinge zu schreiben, wofür ich in einer fremden Sprache zwanzig erhalte." Es ist, wie Giurati ganz richtig sagt, schwer, sich einen Begriff von der merkwürdigen Existenz zu machen, welche Mazzini vierzig Jahre hindurch geführt hat. Unbegreiflich ist es, wie der beständige Kampf um's Dasein, die nichtige Brotarbeit, der Hader mit den Wucherern, das Versteckenspielen mit der Polizei, die traditionellen zehntausend Miethszimmer, in denen er Unterkunft gefunden, ihn nicht um jegliche Kraft und jeglichen Geist gebracht, ihn nicht einen einzigen Augenblick in seiner großen Aufgabe wankend gemacht haben. Sein Selbstvertrauen, die Heiligkeit seiner Mission helfen Mazzini über alle Schwierigkeiten hinweg. „Man muß sich" — schreibt Giurati — „als Jüngling in ein Ideal, wie die Auferstehung des Vaterlandes, verliebt haben, jeder Schmeichelei, die nicht zu dem voraus bestimmten Ziele führt, den Weg versperrt, allen Enthusiasmus der Jugend, alle Genußfähigkeit des Mannesalters geopfert haben; ja selbst der Anziehungskraft des eigenen Genius Widerstand zu leisten im Stande sein, wie einer trügerischen Lockung, Jahre lang in der drückendsten Beengung leben, Schulden, Entbehrungen jeder Art stoisch ertragen, sich demüthigenden Arbeiten unterziehen, zum Voraus auf alle Freuden der Liebe, der Familie verzichten, dem Hohn der Feinde, der Charakterlosigkeit von Freunden Trotz bieten, den vollen Becher bitterster Verleumdung leeren, das eigene Leben hundertmal todesmuthig in die Schanze schlagen, den Verrath mit resignirter Kälte über sich ergehen lassen, um diesem langen kühnen Kampfe Stand zu halten."

Vielleicht würden jedoch auch diese außergewöhnlichen und unermüdlichen Geistesgaben, diese eiserne Charakterstärke, diese unerschütterliche Wahrheitsliebe, diese vollständige Selbstverleugnung und das merkwürdige Intuitionsvermögen nicht genügt haben, höchst wahrscheinlich bedurfte es auch jener von Mazzini's Gegnern in das grellste Licht gestellten Fehler: jener kalten Gleichgiltigkeit gegen die Mißachtung seiner Mitbürger, jener verächtlichen Unbekümmertheit um das Urtheil der Zeitgenossen und Ueberlebenden, jenes stolzen Selbstvertrauens, das ihn oft dem theuersten Freunde gegenüber grausam machte, jener schier fanatischen Geringschätzung für Alles, was nicht mit seiner Mission zusammenhing, um jenen Mazzini zu prägen, der in dem endlich einigen Italien die Gastfreundschaft eines Kerkers fand und heute im Tode dennoch den Ehrenplatz errungen hat, in Dante's Nähe den letzten Schlaf zu schlafen.

Der erste und letzte dieser 200 Briefe, zwischen welchen ein Zeitraum von über vierzig Jahren — 1830—1871 — liegt, mögen hier ihren Platz finden. 1830 schreibt Mazzini an seinen Freund Lamberti:

„Ich bin im Besitze Deines Briefes und Du siehst es an der Eilfertigkeit meiner Antwort, wie gerne ich mit Dir correspondire. Du glaubst weder an den Fortschritt, noch an die Menschheit, ich glaube an Beides. Du irrst im Leeren und fühlest Leere in Deiner Seele, fühlst Dich hin- und hergeworfen, ermangelst der Harmonie. Du empfindest Mißklang, wohin Du blickst, »weil die Blume Harmonie von der Welt verschwunden ist« — ich dagegen gewahre Harmonie, Hoffnung, Eintheilung, Reihenfolge, nur ich selbst irre an den Pforten Edens herum, ohne den Eingang finden zu können. Wie ich schon an anderer Stelle gesagt, — ich sehe den Fluch Moses an mir zur Wahrheit werden.

»Ihr sollt das gelobte Land begrüßen, aber für immer daraus verbannt bleiben.«

Es fehlt bei mir das Gleichgewicht zwischen Kopf und Herz, zwischen den allgemeinen Zuständen und meinen individuellen.

Ich habe einen ausgesprochenen Sinn für Harmonie, ich fühle mich auch von ihr umgeben, aber sie fehlt in mir. Ich erhoffe das Beste für die Menschheit, aber nicht für mich. Das Symbol meines Siegels „La fatalité" ist an mir zur Wahrheit geworden. Ich hatte stets die Ahnung, daß es so kommen würde, und so kam es. Allein ich sehe die Dinge im philosophischen Lichte, kalt, ohne Enthusiasmus, ohne Freude; ich sehe den Fortschritt, aber ich freue mich dessen nicht, ich glaube an Gott, oder an die Glückseligkeit, wie an eine geometrische Lösung, ohne mich daran erbauen zu können. Ich blicke auf meine Arbeiten, wie auf eine verhängnißvolle Mission, nicht wie auf einen Genuß der Seele, dem man sich mit Lust und Liebe hingibt. Auf die Früchte dieser Arbeit, wie auf Etwas, an dem ich nicht theilnehmen werde. Das Geheimniß meines Lebens besteht darin, daß ich das Ideal der Liebe, der Glückseligkeit, des Großen, des Schönen, des häuslichen Friedens, der Freundschaft in mir trage ohne es erreichen zu können. Zwischen mir und den mich umgebenden Dingen, zwischen meinem Wünschen und Können, zwischen meinen seelischen Bedürfnissen und der Wirklichkeit, liegt eine für mich nicht zu über-

Digitized by Google

brückende Kluft. Es bezieht sich dieses Gefühl auf all' jene Dinge, welche in ihrer Gesammtheit betrachtet von keinem Vorsehungsgesetze geleitet, und individuell aufgefaßt der Macht des Verhängnisses unterliegen.

Ich werde niemals glücklich sein, aber mein Fluch ist, daß ich das Glück stets vor Augen haben werde. Ich bin weder im Stande ein Skeptiker, noch ein Misanthrop zu sein und bin daher ebensowenig Don Juan als Tremmor. Ich habe die Freude an Allem verloren, selbst am Wohlthun. Jegliches scheint mir im Zusammenhange mit einer Idee zu stehen, welche meinen Namen trägt, aber nicht ich ist. Wie ich Dir schon einmal gesagt habe, ich betrachte mich, ich überwache meine Handlungen, als ob ein Anderer sie vollzöge, mein Doppelgänger, mein Geist .... Von meinem Individuum bleibt mir bloß noch das Gehirn zurück mit dem Bewußtsein von drei Ideen, die sich mir dermaßen eingeprägt haben, daß sie auch physisch functioniren. Da mein Kopf in der Regel heiß und krank ist, vermag ich ihn nicht nach abwärts zu neigen, ohne ihn sofort wieder zu erheben. Dabei habe ich das Gefühl, als wolle er herabfallen; mein Schädel scheint mir unterminirt. Mein Eigen bleibt etwa noch das Herz, dessen Stiche ich von Zeit zu Zeit empfinde, begleitet von dem Drange etwas Gutes zu vollbringen. Die Reihenfolge meines Erinnerungsvermögens hat eine Unterbrechung erlitten. Ein Mann, der mit halb zärtlichem halb mitleidigem Lächeln auf einen naiven vom Leben unberührten, das Gute anstrebenden Jüngling herabblickt und dabei denkt: Das war einst ich. Jetzt bist Du ich, und sinnend schaue ich auf Dich, der Du handelst, als ob kein Band uns verknüpfte, als ob ich und Du entzweigetheilt wären. Es ist dies vielleicht eine der merkwürdigsten und quälendsten Empfindungen, und es wird mir schwer sie Anderen begreiflich zu machen.

Du liebst die Menschen im Principe, aber Du achtest sie nicht und möchtest das Menschengeschlecht am liebsten vernichtet wissen. Allein im Umgange mit ihm verläßt Dich dieses Gefühl des Hasses und Du vermagst es nicht in Kraft zu setzen.

Ich bin das gerade Gegentheil. In der Idee liebe ich die Menschen, im Verkehre werden sie mir unleidlich, daran trage weder ich noch sie Schuld ... Ich habe Tage, wo ich den Leuten, mit welchen ich spreche nicht in's Gesicht zu sehen vermag, weil aus ihren Augen ein Etwas spricht, das mich mit unüberwindlichem Abscheu erfüllt. So erging es mir in Bern, wo ich mit Niemandem sympathisirte — siehst Du was Caprice ist — als mit Pistrucci, mit den Anderen ganz und gar nicht, nicht einmal mit ..... Selbstverständlich zeige ich es nicht, wenngleich mir an der Achtung der Leute und ihrer Anhänglichkeit nichts mehr gelegen ist, seitdem ich fühle, daß ich nicht im Stande bin, diese Gefühle zu erwiedern; ich ärgere mich darüber und bin furchtbar zerrissen. Wolltest Du nach ..... kommen, so würde ich Dich mit Vergnügen begrüßen, ich habe mich mehr als einmal darnach gesehnt. Auf die Dauer freilich stehe ich für Nichts, denn ich fühle mich als Kranker. Wohl wüßte ich nicht, worin Du mir mißfallen solltest, sie setzen Vertrauen in Dich und es würde daher auch keine Schwierigkeiten haben Dich hier zu sehen. Im Allgemeinen bin ich für Alle unsichtbar, meine Stellung Jenen gegenüber, welche mir Gastfreundschaft gewähren, legt mir diese Verpflichtung auf.

Dein ....."

Die einundvierzig Jahre, welche zwischen dem ersten und letzten Briefe dieser Sammlung liegen, haben aus dem über die eigenen Empfindungen spintisirenden, damals fünfundzwanzigjährigen Manne, den wettergestählten, mit erbarmungsloser Schärfe denkenden Parteiführer und Demagogen herausgearbeitet. Allerdings gibt auch der letzte Brief kein eigentliches Bild des großen Revolutionärs. Mazzini's Stern war 1871 — und dieses Datum trägt das Schreiben — bereits im Erbleichen. Dieser schriftliche Erguß zeigt nur den Menschen Mazzini nicht aber den Politiker, welcher übrigens durch seine officiellen Biographien ohnedies zur Genüge gekannt ist. Nachstehender Brief ist an den Patrioten Varé gerichtet, an jenen selben Varé, dessen Andenken man in diesen letzten Tagen zu Venedig durch einen Denkstein geehrt hat.

11./4. 71.

Lieber Varé!

Ihr Schreiben ist mir spät zugekommen. Ich irrte da und dort umher und die Briefe blieben indessen liegen. Ich wußte um Minoli's Krankheit und leider auch um jene der guten, heiligen, standhaften Giuditta. Seltsam, daß ich Alle, die ich geliebt, Einen nach dem Anderen vom Schauplatze abtreten sehen muß, während ich noch immer da bin und wozu? Von meiner Familie ist mir nur eine Schwester übrig geblieben, von mir theueren Personen sah ich Scipione, Pistrucci, Manelli, Cironi, Grilenzoni, die Sidoli, mehrere englische Freundinnen, Cataneo, De Rossi und ich weiß nicht wie viele Andere noch, scheiden.

Von Zeit zu Zeit fallen mir Ossian's Verse ein:

Vorüberrauschend höre ich die Jahre flüstern:
Weshalb singt dieser noch?

Die arme Sidoli hätte es verdient, vor ihrem Tode das Vaterland, welches sie so sehr geliebt und das auf dem Wege des Ruhmes und der Größe ist, zu sehen .... Starb sie als Christin? Ich bin kein Gläubiger aber jeglicher Glaube so unvollkommen und durch irrige Dogmen entstellt er auch sein mag, tröstet und sänftigt das Kissen eines Sterbenden mehr, als die dürre, fleischlose, traurige Lügnerin Wissenschaft, welche heute unter dem Namen Freidenkerei und Vernunft figurirt. Ich bedauere, daß auch Sie in Ihrer Familie einen jener Verluste erlitten haben, für welchen es keinen Trost gibt. Ich habe Ihrer oft in Liebe gedacht, schrieb aber nicht, da auch Sie schwiegen und ich mich seit Langem gewöhnt habe, diejenigen mit meinem gefährlichen Umgange zu verschonen, welche mir nicht ausdrücklich anzeigen, daß sie auf ein solches Wagniß auch eingehen wollen.

Ihr G. Mazzini.

Giurati's Buch ist bestimmt manche Lücke in der Biographie Mazzini's auszufüllen und viele irrige Anschauungen über den Charakter dieses merkwürdigen und uneigennützigen Mannes zu beseitigen.

Zur französischen Colonialgeschichte.

Von Léon Wespy.

In einer Zeit wie der unseren, wo die Völker sich hastend in dem Bestreben überbieten, jedes noch nicht von europäischer Gesittung eroberte Land sich zu sichern, ist die Theilnahme für Colonialfragen naturgemäß eine sehr lebhafte und zwar erstreckt sich dieselbe nicht nur auf eigene Angelegenheiten, sondern auch auf die anderer Völker, welche ja gerade auf colonialem Gebiete fast beständig hemmend oder fördernd mit uns in Beziehung treten.

Es sei uns gestattet, einen Blick auf die Entwickelung der französischen Colonisation zu werfen, der uns zeigen wird, wie jung eigentlich Frankreich als Colonialmacht noch ist. Außerdem werden wir sehen, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren namentlich junge Colonialmächte oft zu kämpfen haben, und wie sich aus kleinen Anfängen Großes entwickeln kann. — Den Stoff zu den folgenden Ausführungen hat uns ein Werk*) des französischen Gelehrten Alfred Rambaud, Professor an der Faculté des Lettres in Paris, geliefert, das am Schlusse des vorigen Jahres erschienen ist. Rambaud hat den vortrefflichen Gedanken gehabt, die Bearbeitung der einzelnen französischen Colonien je einem Mitarbeiter zu übertragen, der mit den erforderlichen wissenschaftlichen Eigenschaften, durch langen Aufenthalt in dem von ihm zu behandelnden Lande, die Gewähr größter Orts- und Sachkenntniß bot. Daß die Wahl auf die dem Zwecke entsprechenden Mitarbeiter gefallen sein wird, dafür bürgt die Vortrefflichkeit, mit welcher Rambaud die Einheit des Werkes zu sichern verstanden hat.

Die Geschichte der französischen Colonisation ist in kurzen Zügen etwa folgende. Die Kenntniß ihrer Anfänge ist meist unsicher und sagenhaft. Die ersten Erwerbungen wurden angestrebt von Franz I. und Coligny, indeß ist Heinrich IV. als der eigentliche Begründer des französischen Colonialstaates anzusehen, der von Richelieu und Colbert weiter ausgebaut wurde. Unter Ludwig XV. Regierung gingen fast alle Errungenschaften verloren (1763); ein neues Reich, das unter Napoleon ent-

*) Alfred Rambaud: La France Coloniale, Histoire-Géographie-Commerce. Avec 12 Cartes en trois couleurs. 2e Ed. Paris 1886. Armand Colin et Cie.

Digitized by Google

stehen zu wollen schien, fiel in Folge der europäischen Wirren wieder in Trümmer, bevor es fest begründet war (1814). Seitdem haben aber Frankreichs Colonien, sein drittes Reich, einen bewunderungswürdigen Aufschwung genommen, indem die aufeinanderfolgenden Regierungen, allen Schwierigkeiten trotzend, in einem Geiste dem gleichen Ziele zugestrebt haben — der Vergrößerung von Frankreichs colonialem Besitze.

Am meisten Ursache zu Aussetzungen haben uns diejenigen Ausführungen Rambaud's gegeben, welche die Zeit vor Franz I. behandeln. Hier drängte sich dem Leser alsbald der Gedanke auf, daß sich der Verfasser zuweilen durch eine dem Forscher schwer verzeihliche Voreingenommenheit für sein Vaterland bei seinen Ausführungen leiten ließ.

Während man gewohnt ist anzunehmen, daß Normannen von Island in frühen Jahrhunderten das Festland von Amerika schon betreten hatten, spricht Rambaud ohne jeden Beweis mit großer Zuversicht die Behauptung aus, Wallfischfänger aus den baskischen Provinzen hätten noch früher den neuen Erdtheil betreten, und so gebühre eigentlich die Ehre der ersten Entdeckung Frankreich. Den Portugiesen sollen in der Entdeckung Mittelafrikas die Normannen zuvorgekommen sein, welche daselbst 1365 von Dieppe aus Niederlassungen gegründet hätten (?). Diesem Umstande habe die genannte französische Hafenstadt ihr Elfenbeingewerbe zu danken. Um einen, wenn auch nur geringen Theil der Verdienste eines Columbus und eines Vasco de Gama für Frankreich zu erobern, wird eine, nicht einmal schriftlich vorhandene „Ueberlieferung" der Stadt Dieppe benutzt. Diesem Gerüchte zu Folge soll ein Stadtkind, Namens Jean Cousin, 1488, also vor Columbus ausgefahren sein, um den Seeweg nach Ostindien zu suchen. Dieser Mann sei erst 1499 wiedergekehrt, nachdem er die Azoren, die Amazonas(?)- oder La Plata(?)-Mündung und das Nadelkap besucht habe. Erst dann sei er, der afrikanischen Küste folgend, heimwärts gefahren. Ja, Rambaud geht noch weiter, indem er in einer Anmerkung folgenden Wahrscheinlichkeitsschluß(?) macht. Ein Unterbefehlshaber Cousin's war der Kastilianer Pinçon. Nun begleiteten aber drei Brüder dieses Namens Columbus auf seiner *ersten* Reise; sollte es da nicht möglich sein, daß einer dieser drei jener Begleiter Cousin's gewesen wäre, der also Columbus zuvorgekommen und später den Weg gezeigt hätte? Diese Annahme muß geradezu abgeschmackt erscheinen, wenn man bedenkt, daß Cousin also auch Pinçon bis 1499 abwesend gewesen sein sollen, Columbus aber seine Reise schon 1492 unternahm. — Canada betreffend wird behauptet, daß Franz I. dieses Land von 1520—1542 mit den umliegenden Ländern habe erforschen und in Besitz nehmen lassen. Der Italiener Giovanni und Sebastiano Caboto, welche im Dienste Heinrich VIII. eine nordwestliche Durchfahrt nach China suchten und hierbei die nordamerikanische Küste bis zum 67° n. Br. entdeckten, wird gar nicht erwähnt, und doch ist gerade dieser Umstand von der größten Wichtigkeit, wenn man sich ein Urtheil über das Gewicht der Ansprüche beider Völker auf jene Länder bilden will. — Eine gleiche Unterlassungssünde begeht Rambaud, wenn er von der Besitzergreifung Floridas durch Coligny im Jahre 1562 spricht, ohne zu erwähnen, daß derselben bereits eine gleiche Maßnahme der Spanier unter Ponce de Léon Daroline im Jahre 1512 vorhergegangen war. — Schließlich scheint Rambaud der leider nur allzuverbreiteten Anschauung nicht fern zu stehen, der zufolge die Normannen ohne Weiteres für Bewohner der Normandie erklärt werden, während doch thatsächlich dieselben ihre Namensbrüder und Vorfahren auf Island und Scandinavien zu suchen haben.

Was uns sonst über die Vorgeschichte französischer Colonisation gesagt wird, ist ebenso richtig als anziehend dargestellt. — Wir hören da von einer Unternehmung des Schiffes L'Espoir, das 1504 in Brasilien das „Papageienland" in Besitz nahm. Ferner wird uns von den Kämpfen der berühmten Rheder von Dieppe, der Angos, gegen die Portugiesen (1504—1530) berichtet, denen sie Theile von Brasilien streitig machten, um daselbst ein *antarktisches Frankreich* zu gründen. Diese Besitzergreifungen haben lediglich geschichtlichen Werth, da sie zunächst ebenso wenig greifbare Folgen hatten als die Erforschung der Molukken, Maladiven und Madagaskars, sowie die Betheiligung von 12 Franzosen an der Weltumsegelung Magelhaens.

In der Folgezeit hat Frankreich in drei aufeinanderfolgenden Zeiträumen sich eine Colonialmacht begründet. Die erste wurde entgiltig vernichtet 1763 durch den Frieden von Paris, die zweite fand ihren Untergang 1814 mit der Macht Napoleons, während die dritte jetzt noch im Aufblühen begriffen ist.

Der erste Abschnitt wird bezeichnet durch die Namen: Franz I., Coligny, Heinrich IV., Richelieu, Colbert, welche die Colonien von staatswegen schützten und mehrten.

Franz I. ließ, wie schon erwähnt, durch Schiffsführer der Angos von 1520—42 die Küste Amerikas von Georgien bis zum Cap Breton erforschen, desgleichen den Lauf des Hudson bis dahin, wo heute Montreal liegt. Auf der Orleansinsel ließ er eine Verbrechercolonie anlegen, und um dieselbe Zeit wurde von seinen Leuten Labrador entdeckt. Die neuen Besitzungen erhielten den Namen Canada (Hütte) oder *Neu-Frankreich*.

Gaspard de Coligny (derselbe, welcher in der Bartholomäusnacht umkam) sandte 1555 eine Schaar Auswanderer nach Brasilien, welche Rio de Janeiro gegenüber auf der Isla de Villagañon das Fort Coligny anlegten und hierbei von den Eingeborenen, welche die Spanier haßten, unterstützt wurden. Coligny hatte gehofft, eine neue Stütze für das antarktische Frankreich und zugleich einen Zufluchtsort für seine verfolgten Glaubensgenossen zu gewinnen. An der Herrschsucht und der Glaubenswuth des Führers Durand de Villegagnon scheiterte die hoffnungsvolle Unternehmung, oder blieb wenigstens ohne Folgen.

Ebenso ging es mit den Zügen die Ribaud 1562 und Laudonnière 1565 auf Befehl Coligny's nach Florida unternahmen. Die rasche Entschlossenheit der Spanier und ihr rücksichtsloses Vorgehen vereitelten den Plan der Gründung einer französischen Colonie in Florida, das damals noch außer der Halbinsel Nord- und Südcarolina umfaßte. Rambaud verurtheilt auf das Härteste dies Verfahren der Spanier, welche mitten im Frieden das Fort Caroline zerstört hätten. Wir billigen selbstverständlich nicht die Treulosigkeit und Grausamkeit, mit der die Spanier handelten; im Uebrigen aber will es uns scheinen, als ob die Spanier, welche ja frühere Ansprüche geltend zu machen hatten, in ihrem Rechte gewesen seinen, und als ob sie im Wesentlichen nichts anderes gethan hätten als die Franzosen, welche ja hier wie in Südamerika ihre Niederlassungen im bewußten und offenen Gegensatz zu den Spaniern bewerkstelligt hatten. Die That de Gourgue's, der 1568 auf eigene Hand die Spanier überfiel und seine früher getödteten Landsleute mit unerhörter Grausamkeit rächte, kann daher als nicht viel mehr als ein Racheakt erscheinen, der kaum eine Verherrlichung werth ist, wie sie Rambaud für angebracht hält.

Ein verdienstlicher Schriftsteller jener Zeit, Namens Lescarbot, hatte darauf aufmerksam gemacht, daß ein regelrechter Anbau der erworbenen Colonien sicherer den Wohlstand aller Betheiligten fördere als das hastende Suchen nach Schätzen. Auf diesen Gedanken eingehend, richtete Heinrich IV. sein Augenmerk auf Ackerbaucolonien und ließ durch den Gascogner Adalbert de la Ravardière 1604 Guyana in Besitz nehmen, das den Grundstock zu einem *äquatorialen Frankreich* bilden sollte und zum Theil noch heute Frankreich gehört.

Außerdem knüpfte Heinrich IV. an die Unternehmungen Franz' I. an, indem er die Gründung von Port-Royal in Akadien und von Quebec und Montreal im eigentlichen Canada befahl. So wurde er zum eigentlichen Gründer der ersten Colonialmacht Frankreichs; obgleich er alles Land Nordamerika's südlich vom 40° den Spaniern und Engländern überließ.

Richelieu beharrte bezüglich der Colonien in der Politik Heinrich's IV. Im Frieden zu Saint-Germain (1632) erzwang er die Rückgabe der Besitzungen in Canada, die sich England während der Regentschaft der schwachen Maria von Médicis angeeignet hatte. — In den Antillen machte er neue Erwer-

Digitized by Google

bungen für das „äquinoctiale Frankreich" und bediente sich hierbei ohne Scheu der Hülfe französischer Seeräuber. In Guyana ließ er Cayenne anlegen.

Aber Richelieu's Pläne gingen noch weiter; er wollte auch Neues schaffen. So förderte er, wo er nur konnte, die Niederlassung auf der Insel Saint-Louis in der Senegalmündung, welche Normannen aus Rouen im Jahre 1582 gegründet hatten. (?) Nach der Besitzergreifung der Insel Réunion richtete er sein Augenmerk auf Madagaskar und auf Indien. Letzteres beweist der Umstand, daß er 1642, fünf Monate vor seinem Tode, Ludwig XIII. ein Schriftstück unterzeichnen ließ, das die Begründung einer ostindischen Handelsgesellschaft bestimmte, welche der englischen die Waage halten sollte.

Colbert begann ebenfalls seine coloniale Thätigkeit damit, daß er von den Engländern die Herausgabe derjenigen Besitzungen in Canada erzwang, welche sie sich während der Frondekriege angeeignet hatten. Die Uebernahme von Canada von Seiten der Krone und die Ansiedelung des bewährten Regimentes Carignan festigten den französischen Besitzstand in hohem Grade.

Cavelier de la Salle drang auf seinen Entdeckungsreisen bis zur Mündung des Mississippi vor und nahm am 9. April 1682 von dem Lande feierlich Besitz im Namen seines Königs Ludwig XIV., nachdem er es Louisiana nannte.

Dem äquinoctialen Frankreich fügte Colbert wieder mit Hülfe französischer Flibustier eine Anzahl Inseln hinzu, übernahm für den Staat von der ostindischen Gesellschaft Madagaskar, das nun Ile Dauphine oder östliches Frankreich genannt wurde.

Von nun an geht es jedoch mit dem ersten französischen Colonialreiche bergab; die letzten Bourbonen vollendeten den Untergang, indem sie Geld und Leute in vergeblichen Kriegen auf dem Festlande verschwendeten, anstatt mit voller Macht die überseeischen Besitzungen zu schützen, welche dem verarmenden Mutterlande neue Reichthümer verhießen.

Der Frieden zu Utrecht (1713) macht Akadien, Neufundland und die Länder der Hudsonsbay zu englischen Besitzungen, welche nun die französische Colonie fest umschlossen.

Noch einmal schienen Frankreichs überseeische Besitzungen einen neuen Aufschwung nehmen zu wollen. In Canada verdoppelte sich die französische Bevölkerung in den nächsten 30 Jahren; in Louisiana wurde 1717 Neu-Orleans gegründet; im Gebiete von Madagaskar wurde die von den Holländern verlassene Insel Mauritius besetzt und erhielt den Namen Ile de France. In Indien endlich, wo bis 1707, d. h. bis zum Tode des gewaltigen Großmoguls Aureng-Zeb die Europäer nur als Händler geduldet worden waren, hatten die Franzosen neben den Engländern und Holländern ein eigenes Reich begründet, ja ihre Nebenbuhler fast völlig verdrängt, nachdem der Führer der Franzosen, Dupleix, das Mittel entdeckt hatte, über Indien zu herrschen durch angeworbene, einheimische Truppen und durch geschickte Benutzung der Streitigkeiten ansässiger Fürsten. Leider wurde der mannhafte Dupleix auf Betreiben der Engländer von dem schwachen Ludwig XV. abberufen, und sein Nachfolger Godehn gab in schmachvoller Weise alle errungenen Vortheile preis (1754).

Der siebenjährige Krieg, auf den sich Ludwig XV. ahnungsvoll nur mit großem Widerstreben eingelassen hatte, führte zum Frieden von Paris 1763 und raubte den Franzosen ganz Canada, das die Engländer bekamen und Louisiana, das zur Hälfte England, zur anderen Hälfte Spanien erhielt. Die meisten Antilleninseln kamen an England, im Senegal behielten die Franzosen nur Gorea. In Indien ging durch die Unvorsichtigkeit Lally-Tollendals 1757—61 ganz Hindostan verloren, und nur Chandernagor, Pondichéry nebst drei anderen Städten blieben Frankreich. So endete Frankreichs erstes Colonialreich.

Im zweiten Zeitraume sind die französischen Colonien zu wenig Bedeutung gelangt.

In die Regierungszeit Ludwig XVI. fallen die Entdeckungen von Bougainville, La Pérouse und Entrecasteaux im australischen Archipel (1768—1791), welche aber zu Frankreichs großem Schaden keine Besitznahmen zur Folge hatten. — Das einzige Ereigniß, welches in jener Zeit von Frankreich hätte zu seinen Gunsten ausgebeutet werden können, war der nordamerikanische Befreiungskrieg. Gerade das Gegentheil war der Erfolg dieser für Frankreich in colonialer Beziehung nutzlosen Kämpfe. Der Frieden von Versailles 1783 besiegelte alle früheren Verluste Frankreichs, das nur die Insel Tabago in den Antillen, sowie den Senegal wieder erhielt.

Während der Revolution blieben die Colonien sich selbst überlassen, vertheidigten sich aber mit gutem Erfolge gegen die Engländer. Das Jahr 1792 brachte ihnen als Lohn für ihr muthiges Ausharren Sitz und Stimme im französischen Parlamente.

Napoleons Plan, das Nilthal und von da aus Indien zu erobern, scheiterte an der Ungunst der Verhältnisse; indessen gelang es ihm doch, die Rückgabe der von England gemachten Eroberungen im Frieden zu Amiens (1802) zu erlangen.

Von Spanien erhielt Frankreich 1795 den dem ersteren gehörigen Theil von St. Domingo und 1800 Louisiana nebst dem Versprechen der Ueberlassung Floridas, so daß Frankreich in Anbetracht der Antillen den Golf von Mexiko beherrschte. Die Ereignisse verursachten jedoch abermals den Verlust dieser Errungenschaften. In St. Domingo mußten die französischen Truppen den Krankheiten weichen; wegen des drohenden Bruches mit England verkaufte Napoleon Louisiana an die Vereinigten Staaten und überließ den Spaniern Florida. So waren alle neuen Erwerbungen wieder verloren gegangen, und während der nun folgenden Kriege riß England eine Besitzung Frankreichs nach der anderen an sich, bis endlich 1810 als letzte auch die Ile de France verloren ging. Die im Frieden zu Paris 1814 zurückgewährten Inseln Ile de France, Ste.-Lucie und Tabago können gegen das Verlorene nicht in die Wagschale fallen. Trotzdem machte die Regierung anfangs keine Anstalten, neue Erwerbungen zu machen; das bezeugt schon die saumselige Weise, in der man von dem zurückgewährten Senegal Besitz ergriff.

Seit dem Sturze Napoleons hat sich kein ähnlicher Rückschritt, wie sie sich 1713, 1763 und 1814 vollzogen, ereignet, sondern Frankreich hat seinen colonialen Besitz stetig gemehrt. In Amerika ist allerdings von der früheren Macht nicht viel geblieben: Die Inseln Miquelon und St. Pierre am Gestade Nordamerikas; in den Antillen Guadeloupe und Martinique nebst den zugehörigen Inseln; in Südamerika Guyana. Auch in Vorderindien ist durch die französischen Städte Pondichéry, Chandernagor, Karikal, Mahé und Yanaon nur eine Spur früherer Macht erhalten. Reichen Ersatz hat sich aber Frankreich in Afrika und Hinterindien geschaffen. In Afrika hat es von den alten Besitzungen nach einander die Insel Réunion (Bourbon) und Madagaskar zurückgewonnen. Die Besitzungen im Senegal hat es bis in das Nigerbett ausgedehnt und an neuen Provinzen Algier, Tunis, einen Theil von Nordguinea und des Congogebietes, sowie Gabun gewonnen, auch Madagaskar eine Anzahl der umliegenden Inselgruppen beigefügt, und durch die Besetzung von Obock und Cheik-Said die beiden Ufer der Straße von Bab-el-Mandeb besetzt. In Hinterindien reichen die Besitzergreifungen bis in die Neuzeit und sind noch nicht abgeschlossen. In der Südsee besitzt Frankreich außer einer Anzahl kleiner Inselgruppen jetzt Neucaledonien und Tahiti. Die Kerguelen verdienen kaum besondere Erwähnung.

So ist Frankreich zu einem Colonialbesitz von rund 2,231,000 qkm mit einer Bevölkerung von rund 29 Millionen Einwohnern gelangt, und wird demnach nur noch von England übertroffen, während es vorläufig zweifelhaft bleiben muß, ob Holland Frankreich nach dessen neuesten Besitzergreifungen äußerlich noch überlegen ist. Inneren Werth besitzen jedenfalls die holländischen Besitzungen wegen ihrer geordneten staatlichen Verhältnisse mehr als die Frankreichs, welche zum Theil noch im Zustande völliger Gesetzlosigkeit sich befinden.

Daß in Frankreich die auf Vermehrung des Colonialbesitzes gerichtete Bewegung noch nicht zum Abschluß gelangt ist, liegt klar am Tage, wie stark sie aber noch ist und wie

Digitized by Google

mächtig sie unter Umständen noch zu werden vermag, das ergibt sich aus einer Ausführung Rambaud's, welche wir hier im Auszuge wiedergeben wollen.

In allen ehemaligen, vorläufig ganz verlorenen Colonien, mit Ausnahme Vorderindiens, das immer fremdem Einflusse unzugänglich bleiben wird, hat die französische Colonisation Spuren hinterlassen. In Canada ist die ursprüngliche französische Bevölkerung von 65,000 auf rund 1,300,000 Köpfe angewachsen und im übrigen britischen Amerika leben vereinzelt weitere 450,000 Franzosen. In der Umgegend von Neu-Orleans und St. Louis finden wir eine französische Colonie von 200,000 Seelen; in St. Domingo allein 550,000 Franzosen und in Dominique deren 27,000. Aehnlich ist es auf der Ile de France, in Argentinien, Brasilien, Chile und den Vereinigten Staaten.

So „erhöhen alle diese Colonien, jede an ihrem Theile, in etwas unseren Einfluß in der Welt; sie breiten das Gebiet der französischen Sprache und den Leserkreis unserer Schriftsteller aus; ihre Bewohner bekunden eine ausgeprägte Vorliebe für die Erzeugnisse unserer Gewerbthätigkeit; sie theilen mit uns Geschmack und Gewohnheiten; unter den verschiedensten Himmelsstrichen leben sie mehr oder weniger auf unsere Weise." Etwas übertrieben muß diese Anschauung zwar erscheinen, es ist aber ein Trost für früher erlittene Verluste, welche trotz aller Errungenschaften noch nicht verschmerzt und zum Theil wohl auch — nicht aufgegeben sind!

Der Kampf um den historischen Roman.

Von Heinrich Löbner.

Der Kreis von Leuten, welche der Behandlung literarischer Fragen Interesse entgegen bringen, wird immer enger. Andere Dinge bewegen die Zeit, und es mag Tausende geben, die einen Abgeordneten für eine wichtigere Persönlichkeit halten, als etwa einen Gustav Freytag, den doch Andere mit freudigem Stolze nennen, auf den wieder Andere blicken, wie auf einen Stern in dunkler Nacht.

Die geistigen Erzeugnisse, sofern sie dichterischer Phantasie und dichterischem Gemüthe entsprangen, sind im Preise gesunken; die Schaffenden selbst, wenigstens ein Theil davon und nicht die Unbegabtesten, machen schon den Versuch, der Menge zu Liebe gewisse Gattungen, welche von vornherein eher auf Theilnahme rechnen können, mehr zu pflegen, andere dagegen, die von dem Leben des Tages mehr seitab zu liegen scheinen, aufzugeben. Will man, so heißt es, die Poesie wieder heben, so erfülle man sie mit dem Leben des Tages; die Fragen der Zeit versuche der Dichter auf seine Weise zu lösen, wenigstens stelle er sich mitten in die Kämpfe der Gegenwart hinein mit seinen Waffen — seine Waffen aber sind das Wort und die Kraft, Bilder des Lebens zur Ueberzeugung oder Mahnung für Andere hinzustellen. Gebrochen aber muß werden mit jenem unnützen, schönseligen Versenken in die Vergangenheit, die uns nichts mehr ist, von der wir loskommen müssen, wenn wir in schwerer Gegenwart kämpfend unsere Schuldigkeit thun wollen. Ein thörichtes Unterfangen, ja ein Frevel am gesunden Menschenverstande vollends sind jene müßigen Spiele der Phantasie, die wein- und liebestrunkenen Gesänge aus verschollener Zeit, aller Nachklang an jene phantastische traumselige Romantik, die von dem heutigen Geschlecht mit Füßen getreten wird, obwohl sie in schwerer Zeit das Volk, als es zu ertrinken drohte, über Wasser hielt.

Woher auf einmal diese Erbitterung gegen den historischen Roman, der Jahrzehnte lang die Gemüther erhob und erfreute?*) Das hängt mit einer verhängnißvollen Strömung unserer Zeit zusammen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts brachte die — von Herder angebahnte — geschichtliche Auffassung und Fassung der Probleme ein ganz neues Leben in die Wissenschaft. Es war ein Umschwung, es wurde ein glänzender Aufschwung. Und diese Auffassung war ein nothwendiger Rückschlag gegen den Geist des 18. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der construirenden Theorien, das mit der Vergangenheit wenig Fühlung hatte und oft recht hart über sie aburtheilte.

Aber dieser geschichtliche Sinn droht jetzt wieder zu versiegen: die Geschichte ist von der Naturwissenschaft abgelöst. Man lehnt sich wieder auf gegen die Vergangenheit. Stimmen werden laut, welche das Gewesene als einen Fluch ausschreien, von welchem wir uns befreien müssen, wenn wir frischen, lebendigen Athem ziehen wollen. Man will von Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen nicht viel mehr wissen, man meint, das hemme die gesunde Entwickelung des Gegenwärtigen. „Weh dir, da du ein Enkel bist!" wird jetzt häufig citirt. Als wenn man das Gegenwärtige überhaupt verstehen und sich darin zurecht finden könnte ohne die Kenntniß des Vergangenen!

So bricht man mit der Vergangenheit; so redet man; man will die Lieblinge, an denen das Herz des Volkes trotz aller Noth der Zeiten hängt, aus ihrem Reiche verjagen; sie sollen verstummen, denn ihre Rede ist ein Aergerniß.

Manches ängstliche Gemüth mag sich durch solche drohende Worte einschüchtern lassen, mancher sucht vielleicht in Unruhe und Verwirrung nach einer Stütze, sich daran zu halten, nach beruhigenden Worten, die für das Recht der Vergangenheit in der Poesie eintreten. Man möchte sich doch auch seiner Neigungen nicht zu schämen brauchen.

Solche beruhigende Worte hat Gustav Freytag zum Volke gesprochen in dem köstlichen Buche „Erinnerungen aus meinem Leben", dem theuren Vermächtnisse des hochverehrten Mannes an seine Nation. Am Schlusse setzt sich der Greis mit den Bestrebungen der Jüngsten auseinander. Er hält den Zeitroman, „in welchem die Hauptpersonen vorzugsweise unter der Einwirkung und im Kampfe mit politischen, religiösen, socialen Ideen geschildert werden, nicht für die höchste und schönste, ja kaum für eine würdige Aufgabe des Dichters." Die Tendenz wird immer mit den Forderungen des Kunstwerkes im Streit liegen. Nur denen mag der Widerspruch nicht fühlbar werden, welche der Tendenz des Dichters mit Neigung entgegenkommen. Und das ist ein Mißverhältniß. „Politische, religiöse und sociale Romane sind, wie ernst auch ihr Inhalt sein möge, nichts Besseres im Reiche der Poesie als Demimonde." Zwar liegt „das reichste und in vielem Sinne das heilsamste Quellgebiet poetischer Stoffe in der Gegenwart, aber wir dürfen uns unser Anrecht auf die Schilderung vergangener Zeiten nicht durch irgendwelche Theorie verkümmern lassen." Nur sollen wir die Schwierigkeiten und Gefahren nicht vergessen: es ist das Mißverhältniß zwischen dem Empfindungsleben der Personen, denen wir unbewußt etwas Modernes leihen, und ihrer Zeit, der Gegensatz zwischen den Charakteren und den fremden geschilderten Zuständen.

Unser „Anrecht" auf die Schilderung vergangener Zeiten, sagt Gustav Freytag. So hatte auch Scheffel für diejenigen, welche dem historischen Romane das Recht des Daseins absprachen, nur ein Achselzucken.

Wir aber erkennen in der immer lauter werdenden Polemik gegen den historischen Roman zugleich einen häßlichen Charakterzug unseres Volkes, der uns anhaftet wie ein Fluch. Man fühlt sich groß in dem Gedanken, etwas Ureignes und Neues zu schaffen und blickt mit Verachtung auf die Zeit zurück, die an dem historischen Romane noch Gefallen finden

---

*) Die folgenden Ausführungen entheben den Verfasser wohl des Verdachtes, zu gleicher Zeit auch ein Fürsprecher des „archäologischen Romanes" zu sein. Der archäologische Roman ist eine bedauernswerthe Ausartung des historischen und darf nicht so ernst genommen werden wie dieser. Die Stoffe und Romane, welche ich hier im Auge habe, liegen dem Gedankenkreise des modernen Lesers nicht fern, seine Phantasie braucht keinen so verzweifelten Sprung zu thun, um dem Fluge des Dichters mit Antheil folgen zu können. Und auch das will ich nicht zurückhalten — vielleicht theilen viele diese Gesinnung —, daß der willkommenste Stoff für den deutschen historischen Roman doch immer in der Geschichte des deutschen Volkes zu suchen sein wird.

Digitized by Google

konnte. Als wäre das eine Zeit der Kinder gewesen und wir jetzt erst mündig geworden! Man macht die Vergangenheit blöde, um selbst mit seiner neuen Klugheit desto höher dazustehen. Man schämt sich der Vergangenheit. Unwürdiges Gebahren! Sollen siebzig Jahre lang — denn so lange dürfte die Pflege des historischen Romans als Kunstwerk in Deutschland schon andauern, 1817 erschienen Arnim's Kronenwächter — nur Kinder in Deutschland gewesen sein, Unmündige, die sich an müßigem Spiele erfreuten, Unwürdige, die dem Leben des Tages aus dem Wege gingen? Man denke an die ungeheure Begeisterung, die Walter Scott bei uns hervorrief. Soll nur das Zurückgehen der Staatsmaschine in jenen Jahren die Freude an der Vergangenheit geweckt haben? Las und schrieb man deswegen so viel von Vergangenem und Entlegenem, weil es vielleicht verpönt war, brennende Fragen der Gegenwart öffentlich in politischer Flugschrift oder in den Schöpfungen der Phantasie zu verhandeln? Ich wüßte nicht, daß z. B. Immermann irgend etwas, das auf seinem Herzen lag, verschwiegen hätte.

Die Freude Aller an der Schilderung vergangener Zustände gibt dem Dichter das Recht, die letzteren für seine Poesie zu verwerthen. Kommen Hunderttausende diesen Schilderungen mit warmer Neigung entgegen, so sollen die abgünstigen Hundert jenen das nicht verkümmern. Kommt man aber mit Gründen der Theorie, so lasse man sich unsere Einwände gefallen.

Man nennt gewöhnlich deswegen den historischen Roman eine untergeordnete Gattung der Poesie, weil er nicht auf rein poetischem Grunde ruhe, sondern zugleich auf dem außerpoetischen geschichtlichen und culturgeschichtlichen. Man sagt, er sei nicht rein Poesie, nicht rein Geschichte, sondern ein Mittelding zwischen beiden, und darum etwas Halbes, das nicht in die Poesie, nicht in die Geschichte hinein gehöre und deshalb überhaupt keine Daseinsberechtigung habe. Beim historischen Romane kämpfe fortwährend das stoffliche Interesse mit dem poetischen; der Leser müsse für den historischen Stoff erst gewonnen werden, das geschichtliche und culturgeschichtliche Element hänge sich wie Ballast an die freie Schöpfung, störe und zerstreue das Interesse und hindere die Entfaltung der reinen Poesie.

Thut nun dies nicht jeder moderne Stoff in ähnlicher Weise? Geht der Gegensatz zwischen Stoff und Form nicht durch die ganze Poesie, ja darüber hinaus durch die ganze Kunst? Und nur bei dem historischen Romane soll der Zwiespalt verwerflich sein und zwar in dem Grade, daß der unglückselige Missethäter sein poetisches Bügerrecht überhaupt verlieren soll?

Diese Erwägung ist meines Wissens den Gegnern des historischen Romanes gegenüber noch nicht aufgestellt worden. Ebenso, wie für die Verhältnisse, in denen die Personen eines geschichtlichen Romanes sich bewegen — denken wir an irgend einen Band der „Ahnen" —, muß der Leser für das Lokal und die Umgebung der handelnden Personen in einem Zeitromane erst gewonnen werden. Auf das Lokal legt bekanntlich die realistische Poetik der Gegenwart ein sehr großes Gewicht. Man verlangt z. B. nicht mehr eine große Stadt im Allgemeinen, sondern man will deutlich erkennen, welche gemeint ist; ja, man nennt sie sogar ausdrücklich, man nennt die Straßen mit Namen, gibt die Hausnummern an, kurz, man geht so genau auf das Einzelne ein, daß — das stoffliche Interesse dadurch ebenso in den Vordergrund gedrängt wird, wie man es beim historischen Roman so eilig ist zu tadeln.

Man sagt dem historischen Romane nach, er unterhalte und belehre zugleich, und das sei ein Unding. Und doch thun Soll und Haben und die Verlorene Handschrift nichts Anderes. Oder soll nur die Belehrung, die unserer eigenen Zeit und ihren mannigfachen Verhältnissen gilt, in der Poesie nicht beanstandet werden? Man schelte meine Bezeichnung „Belehrung" immerhin zopfig, die Sache bleibt dieselbe. Wird etwa der Bewohner einer kleinen süddeutschen Stadt nicht zugleich über Leben und Treiben der Reichshauptstadt belehrt, wenn er einen Berliner Sittenroman liest? Oder strebt man dahin, eine Berliner Literatur nur für Berliner zu schaffen? Dann vergesse man nicht, daß auch noch andere Leute in Deutschland wohnen, die am Leben der Nation auf ihre Weise theilnehmen. Berlin ist nicht Deutschland. Mache man doch die deutsche Poesie nicht muthwillig ärmer, indem man ihr die am üppigsten quellenden Lebensadern unterbindet! Gerade in der unendlichen Mannigfaltigkeit landschaftlicher Eigenthümlichkeiten ruht das Heil der deutschen Poesie und die Hoffnung auf ewige Verjüngung.

Gewährt so die Schilderung des so überaus mannigfaltigen deutschen Lebens jedem Deutschen nie versiegendes stoffliches Interesse, erscheint es überhaupt in der Praxis unmöglich, von dem stofflichen Interesse einer Dichtung abzusehen — wie es denn in vielen Fällen sehr zweifelhaft ist, welches Interesse überwiegt —, so lasse man auch der Vergangenheit ihr Recht.

Im Gesichtskreise unserer Gebildeten liegt ein gutes Stück Geschichte. Das gibt die Schule dem Menschen mit als unveräußerliches Eigenthum, als einen Schatz, von dem Phantasie und Gemüth reichlich zehren und wahrlich dadurch nicht ärmer werden. Heuzutage, wo die Bildung Allgemeingut geworden, liegt z. B. eine Geschichte aus der Blüthezeit Athens oder aus Roms Kaiserzeit dem Leser gewiß nicht ferner als Land und Leute etwa in Franzos' Kampf um's Recht, oder als dem Manne aus dem Kaufmannsstande die Verhältnisse, welche die Verlorene Handschrift schildert.

Die verschiedenen Epochen unserer eigenen Geschichte in ihren charakteristischen Abstufungen sind uns geläufig wie etwa die Verhältnisse unserer Zeit, soweit wir sie mit unserer eigenen Erinnerung umfassen. Und vollends von der Reformation an bewegen wir uns so sicher in der allgemeinen Kenntniß der Begebenheiten und des jeweiligen Zeitcharakters, daß uns Männer wie Luther, Wallenstein, Gustav Adolf, Friedrich der Große so nahe stehen, als könnten wir jeden Augenblick ein Gespräch mit ihnen anfangen. Was will man mehr? Hier darf ein Jeder schöpfen; nur sei er der Form so Meister, daß er jenen oben erwähnten Klippen vorbeisteure. Je größer die Kunst, desto kleiner das Mißverhältniß zwischen Stoff und Form, hier, wie in aller anderen Poesie.

Wenn die Zeit noch Freude hat an historischen Darstellungen, so verkümmere man ihr dieselbe nicht durch das unablässige Geschrei nach „Actualität". Zudem sind doch auch bei den einzelnen Schaffenden die Gaben verschieden vertheilt, die Gaben und auch die Neigungen. Es mag unter ihnen Naturen geben, denen sich gerade die Schilderung des heutigen Lebens störend und beunruhigend vor ihre Phantasie schiebt. Sie haben vielleicht einen reineren Begriff von Poesie, das Zeitalter der Eisenbahnen, Telegraphen, Maschinen und der Börsenspeculationen erscheint ihnen duftlos, ohne Schmelz, kahl, nüchtern. Man darf darum mit ihnen nicht rechten, denn jeder Schaffende ist in die Schranken seiner Begabung gebannt. Sollen sie deswegen ganz verstummen? Sie fühlen sich durch die Gegenwart wundgedrückt, und erst in der Ferne, in der Vergangenheit, weit ab von der unreinen Leidenschaft des Tages, da hebt ihre Phantasie freier die Flügel, und es wird ihnen möglich die vorschwebenden Ideale annähernd in der gewollten Reinheit zu gestalten. Der Held, vom Zauber der Vergangenheit umwoben, wird nicht herabgezogen durch eine Umgebung, die uns so nüchtern erscheint, weil sie uns selbst umgibt. Seine Umgebung gewährt vielmehr an sich ein poetisches Interesse, denn das Vergangene erscheint dem Menschen von selbst in poetischem Lichte, wie seine eigene Kindheit. Das liegt tief in der menschlichen Natur und ist göttliches Geschenk.

Aber, werden nicht etwa die Gegner sagen, man solle solchen weichlichen Regungen des Gemüthes nicht nachgeben, die Zeit sei zu ernst dazu, die Aufgaben des Lebens zu schwer und zu dringend? Mögen sie nur! Das menschliche Herz aber bedarf dieser Dinge, damit es nicht veröde. Verarge man es Niemandem, wenn er hier Erholung sucht, wenn er Gemüth und Phantasie reinigend befreien will. Die Ideale, die der historische Roman aufstellt — und er kann sie reiner herausheben als eine Darstellung heutigen Lebens —, haben auch

Digitized by Google

ihre treibende Kraft. Sie heben den Menschen über sich selbst, und in der reinen Luft der Vergangenheit, die nicht schwül durchzittert ist von den Aufregungen des Tages, läutert sich das Herz und wird klar wie Gold im Feuer. Ist das zu wenig, wird dadurch die Poesie entweiht? Wohl dem Volke, in dem jeder, wenn er will, sich selbst so befreien kann. Wahrlich, das Volk wird nicht schlechter dadurch. Und sittlich veredelnd wirken soll ja wohl jede Poesie.

In der Erinnerung des Volkes liegt der Born der Verjüngung für das Volk. Hier wurden die Ideale geschaffen, welche ein Volk vor dem andern groß machten, und in Todesnoth treue, starke Helfer zum Leben waren. Das wußten schon unsere Vorfahren: sie schufen den tiefsinnigen Mythus von Urd's Brunnen. Urd heißt Vergangenheit, und der Born hat verjüngende Kraft.

Feuilleton.

Der Ring am Finger.

Von Georg Keben.

(Fortsetzung.)

Coralie trat in's Nebenzimmer an einen Eisenständer, auf dem ein dunkelblauer Papagei von seltener Rasse und ungewöhnlicher Größe geduldig seine Kette trug. Dieser war's, dem sie vom Fenster aus Kußhände zuwarf und Fragen stellte. „Wie heißt Du?"

„Alter Graf! Dummkopf! Dummkopf!" kreischte der Papagei als Antwort.

„Teufel! Sie machen sich über mich lustig!" rief plötzlich eine zornige Stimme von der Thür aus. Der Eintretende war Graf Sy.

„Sie sind eitel, lieber Graf," sagte Coralie ironisch. „Glauben Sie etwa, daß ich jeden Moment an Sie denke?"

„Doch! Doch! Sie denken mehr an mich, als mir lieb ist."

Der Graf wankte, auf seinen Stock gestützt — die Gicht plagte ihn augenblicklich — dem Sopha zu. Unterwegs bemerkte er einen großen Ring, der die Kette des Papagei an die Eisenstange schloß.

„Dieser Ring da," flüsterte er, stehenbleibend, „ist vielleicht der meinige. Sie wären's im Stande! Ihnen trau ich jetzt Alles zu! Zeigen Sie gefälligst das Ding da her!"

„Es hängt ja vor Ihren Augen!"

„Bin leider sehr kurzsichtig, leider!"

Der Graf berührte mit seinem Stock die Kette. Der Papagei mochte diese unvorsichtige Annäherung für einen Angriff halten. Seine Federn sträubten sich, und gereizt flog er so pfeilschnell auf, daß er die Stange umriß. Hätte Coralie den Grafen nicht schnell zurückgezogen, der wüthende Papagei würde ihm das Gesicht zerhackt haben.

In das Kreischen des Vogels mischte sich das Stöhnen des Grafen. „Oh ... oh ... was sind das für Possen! Behandelt man so einen alten Mann! Schaffen Sie mir die Bestie fort! Schnell!"

„Es darf jetzt Niemand wagen, sich dem Thierchen zu nähern, selbst ich nicht. Folgen Sie mir in den Salon!"

„Unmöglich! Der Schreck hat mich fast gelähmt. Ich bin ganz confus. Oh ... oh! Haben Sie nicht etwas Erfrischendes?"

Coralie holte einen Flacon und sandte dem Grafen einen feinen Sprühregen duftender Essenz auf die runzelige Stirn.

Erschöpft ließ sich der Graf auf einen Fauteuil nieder.

„War vorhin mein Neffe bei mir," plauderte er mit sichtlicher Anstrengung. „Schöne Geschichten gehört. Machen Weihnachtsbescheerung auf meine Kosten. Compromittiren mich. He! Wie?"

„Also es ist compromittirend für Sie, daß Sie mich compromittiren," antwortete Coralie in verändertem Ton. „Diese Einsicht kommt etwas spät."

„He! Wie?" Letzteren Ausruf gebrauchte der schwerhörige Graf der Kürze wegen als Aufforderung für untergeordnete Personen, lauter zu sprechen. Diese Cavaliersphrase war ihm schließlich zur Gewohnheit geworden.

„Sie sollten mich doch verstehen, lieber Graf. Ich denke, meine Ablehnung Ihrer überflüssigen Galanterien war deutlich genug."

„Bis auf die Perlenohrringe, die Sie behalten haben."

„Soll ich Ihnen die Asche zuschicken?" sagte Coralie verächtlich, auf den Kamin deutend.

„Unsinn! Ich vermuthe, die Ohrringe sind da, wo mein Siegelring ist: in Ihrem Toilettenkasten!"

„Herr Graf!"

„Nun meinetwegen! Ein Andenken können Sie von mir behalten, aber zwei sind zu viel. Bitte, geben Sie mir meinen Siegelring heraus!"

„Ich besitze Ihren Ring nicht, ich kenne ihn gar nicht!"

„He! Wie?"

„Ich habe mich niemals so viel mit Ihrer Person beschäftigt, um auf Ihre Ringe zu achten."

„Jetzt werden Sie beleidigend. Aber ich bin nicht so unhöflich wie Sie. Ich behaupte nicht, daß Sie den Ring gestohlen haben."

Coralie fuhr auf. „Ich wünschte, Herr Graf, daß hier Zeugen wären."

„Gott ist mein Zeuge," schrie der Graf mit dünner, heiserer Stimme, „daß ich dieses unersetzliche Familienerbstück verloren habe. Wer anders als Sie, mein Fräulein, hat ein Interesse daran, es zu finden."

„Darf ich fragen, weshalb?"

„Um mir eine Falle zu stellen, in die, so fein sie auch angelegt ist, ich doch nicht hineinfallen werde. Sie dachten: Ist die Welt erst auf diese Mesalliance vorbereitet, so wird es schließlich der Herr Graf auch sein. Sapristi! Ich habe nicht zwei Comtessen zu Gattinnen gehabt, um ihnen eine Tänzerin als Nachfolgerin zu geben. Ich kann es nicht fassen," fuhr er fort, sich an die Stirn schlagend, „ein Fräulein Palm vom Ballet erhebt den Anspruch, das Wappen des Grafen Sy zu tragen! Wahrhaftig, das ist das unglaublichste Ereigniß seit Anfang dieses Jahrhunderts!"

„Sie irren sich, lieber Graf," erwiderte Coralie gelassen, „dazwischen liegt die Schlacht von Sedan!"

Eine Pause trat ein. Der Graf sammelte sich zu einem neuen Angriff. Aber Coralie kam ihm zuvor. Sie reichte ihm die Gipshand, die er betastete, als ob der Gips unter dem Druck der Hand nachgeben werde, wie das Fleisch.

„Eine kleine Hand! Eine reizende Hand! Dieser Torso macht neugierig auf das, was nicht da ist. Hoffentlich haben Sie von diesen Bruchstücken Ihrer Schönheit noch nichts unter die Leute gebracht?"

„Graf Oppen und Comtesse Eggebrecht gehören wohl nicht zu den »Leuten«?"

„Das ist Familie. Aber seit wann empfangen Sie denn junge Mädchen?"

„Seit ich durch Herrenbesuch nicht mehr genirt bin!" antwortete Coralie schlagfertig.

Der Graf rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her. „Sie dürfen um keinen Preis den Verkauf fortsetzen. Stellen Sie sich meine Blamage vor, wenn es heißt, Graf Sy hat um die Hand des Fräulein Palm angehalten und sie beeilt sich, mit dieser Hand Sensation zu machen! Ich mag dann dementiren, so viel ich will; die Welt nimmt von ihren kleinen Bosheiten nichts zurück."

„Wenigstens ist die Welt gerecht. Erst war sie boshaft gegen mich, nun wird sie es gegen Sie sein. Merken Sie sich's, Herr Graf! Die Verleumdung ist weder plebejisch noch aristokratisch — sie trifft immer das menschliche Herz!"

„Dann appellire ich an Ihr Herz, da Sie noch eins zu haben scheinen. Versprechen Sie mir, den Verkauf einzustellen!"

„Gern; sobald durch meine Gefälligkeit der gute Zweck nicht geschädigt wird. Dies ließe sich am einfachsten dadurch erreichen, daß Sie die noch übrigen vier Dutzend Gipshände für eigenen Besitz übernehmen."

„Wenn sie billig sind," stöhnte der Graf, der sich sofort seinen Verlust berechnete. „Ich taxire das Stück zu drei Mark."

Digitized by Google

„Sie sind ungalant, Graf! Glauben Sie, daß meine Hand weniger werth ist, als mein Handschuh?"

„Also sagen wir das Doppelte."

„Sagen wir das Hundertfache!"

Der Graf bekam vor Schreck einen Hustenanfall. „Hun— Hundert— fache? Sind Sie von Sinnen!"

„Gut; Sie sollen eine Gewinnchance haben, wie ein Lotteriespieler. Sie bezahlen die Summe, die mir mein nächster Besuch bietet, das heißt, höchstens bis zur Höhe des genannten Betrages. Entschließen Sie sich! Ich lasse nicht mit mir handeln."

Der Graf ergab sich in sein Schicksal. Er nickte resignirt mit dem Kopf.

„Ihr Wort?"

„Mein Ehrenwort!"

„Also abgemacht! Sprechen wir jetzt von meiner zweiten Bedingung!"

„Wie, Sie haben noch eine! Wollen Sie mich denn ausplündern?"

„Eine Kleinigkeit! Sie werden die Güte haben, mit mir zu correspondiren."

„Niemals!"

„Aber, bester Graf! Sie thaten es doch sonst so gern!"

„Unsere Verbindung ist abgebrochen!"

„Um so mehr möchte ich von Ihnen ein paar Abschiedszeilen haben."

„He! Wie?"

„Ja, theurer Freund! Die vorige Abmachung geschah in Ihrem Interesse, die jetzige wird in meinem eigenen geschehen. Da Sie doch einmal genöthigt sind, den Rückzug anzutreten, so will ich Ihrem Verhalten eine diplomatische Directive geben. Ich wünsche von Ihnen ein Schriftstück zu besitzen, aus dem klar hervorgeht, daß zwischen uns niemals das geringste Einverständniß bestanden hat."

Der Graf fuchtelte wie ein Rasender mit dem Stock durch die Luft und schrie:

„Mir scheint, Sie wollen mit mir Komödie spielen!"

Coralie hatte schon ein Ja auf der Zunge, aber sie unterdrückte es, indem sie sich abwandte, um ihre Heiterkeit zu verbergen. Die Wuth des Grafen schlug in ein cynisches Gelächter um.

„Prächtig! Also ich soll Ihnen ein Tugendzeugniß ausstellen?"

„Wenn Sie es so nennen wollen!" antwortete Coralie mit ironischer Betonung. „Von einem so erfahrenen Lebemann wie Sie sind, ist ein solches Zeugniß wohl unanfechtbar. Da Sie indeß in derartigen Stilübungen wahrscheinlich ungewandt sind, so werde ich Ihnen den Text vorschreiben."

Auf die Erregung des Grafen folgte jetzt völlige Abspannung. Er saß wie theilnahmlos da, mit krampfhaft geschlossenen Augen, während Coralie Papier und Feder zur Hand nahm und zu schreiben begann.

„Fertig!" sagte sie nach einer Weile. „Haben Sie die Güte, diesen Brief abzuschreiben und um zwei Monate zurückzudatiren."

Ihre Anrede weckte ihn aus seinem Halbschlummer. „Ja! Wie?" stammelte er mechanisch. Coralie wiederholte.

Der Graf wollte auffahren, aber seine Kraft war gebrochen. Er vermochte nur noch zu flüstern: „Ah! Sie werden mich tödten! Ich kann nicht schreiben! ich kann nicht! Sehen Sie denn nicht, wie mir die Hand zittert?"

„Ich werde nie zugeben, lieber Graf," erwiderte Coralie spöttisch, „daß Ihr jugendliches Herz außer Stande ist, Ihre gealterte Hand zu bemeistern. Vorwärts! Beweisen Sie das Gegentheil!"

„Kann nicht!" wehrte der Graf. „Meine Augen! Habe meine Brille vergessen!"

„Hier!" sagte Coralie heiter, indem sie das Brillenfutteral aus der Außentasche seines Rockes zog, aus dem es verrätherisch hervorguckte.

So, von allen Seiten umzingelt, wagte der Graf keinen Versuch des Widerstandes mehr. Er setzte die Hornbrille auf die Nase, preßte den Federhalter zwischen die knochendürren Finger und kritzelte die Sätze nach, die ihm Coralie vorgeschrieben hatte. Diese Copie, die sicher zu den anstrengendsten Arbeiten seines Lebens gehörte, beendete er mit einem schlangenhaft gewundenen Schnörkel, der wahrscheinlich die Adressatin dieses Briefes versinnbildlichen sollte. Mit einer Geberde ohnmächtigen Protestes warf er die Feder bei Seite. „Sie sind grausam! Sie sind herzlos! Sie wären fähig! mich mein eigenes Todesurtheil unterschreiben zu lassen!"

„Nur nicht tragisch, lieber Graf! Sie wissen doch, der Klügere gibt nach!"

„Wer ist denn von uns Beiden der Klügere?"

„Das wäre ein Weisheitsspruch Salomo's!" sagte Coralie lustig.

In diesem Augenblick meldete die Zofe: Frau Gräfin Eggebrecht.

Mit erstaunlicher Elasticität sprang der Graf auf die Füße. „Auch das noch!" jammerte er. „Wollen denn heute die Unannehmlichkeiten kein Ende nehmen! Die Gräfin darf mich unter keinen Umständen hier treffen . . . unter keinen Umständen!"

„Schnell! Verschwinden Sie im Nebenzimmer!"

„Alter Graf. Dummkopf! Dummkopf!" schallte es ihm dort entgegen.

„Oh . . . oh . . . diese Bestie! Ich gehe keinen Schritt weiter!"

„Aengstigen Sie sich nicht, lieber Graf! Das Thierchen sitzt jetzt ganz zahm in der Ecke und kann Sie gar nicht erreichen. Falls Sie es nicht vorziehen, mit ihm zu plaudern, liegt hier eine belehrende Lectüre für Sie, der: Don Quixote."

Lachend schlug Coralie die Thür hinter sich zu.

Die Gräfin Friederike Eggebrecht, die jetzt in den Salon trat, war eine kleine, bewegliche Frau, brünett wie eine Zigeunerin. Sie sah bedeutend jünger aus, als sie war, und hatte das, was die Franzosen „Beaute du diable" nennen. Sie wußte dies und nannte sich selbst so. Sie war freimüthig bis zur Rücksichtslosigkeit, sprach mit Vorliebe im Dialect und machte sich gern populär, indem sie — in der Pferdebahn fuhr. Auch das Vergnügen hat seine Arbeitstheilung und „Riekchen", wie sie sich von ihren Angehörigen rufen ließ, bearbeitete die Specialität: Kunst! Nicht etwa, als ob sie der Kunst auf olympischen Höhen nachging, nein, sie suchte dieselbe bescheiden auf dem platten — ach, nur zu platten! — Erdboden, den die Posse einnimmt. Sie war die Koryphäe aller aristokratischen Liebhabertheater, und man sagte von ihr, sie wäre eine geniale Soubrette geworden, wenn sie die Geburt nicht zur Gräfin gemacht hätte. In der That, sie war Komödiantin durch und durch, ihr Charakter war nach der Schablone gezeichnet. Wer diese Schablone war, hatte eine Scandalschrift sehr richtig ausgeplaudert, als sie schrieb: „Die Gräfin Eggebrecht, eine Frau von geistreichen Nuancen, hat den geheimen Ehrgeiz, mit der Fürstin Metternich verglichen zu werden." Und die Gräfin war über diese Charakteristik durchaus nicht ungehalten. Im Gegentheil, sie war entzückt! Sie bemühtisch jetzt noch mehr wie früher, sich als „die Metternich" zu vervollkommnen, denn da das verbotene Buch in ganz Europa gelesen war, so hatte sie jetzt einen internationalen Ruf zu rechtfertigen. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich mit der Sorge, das „Kind", wie sie Blanche im Gegensatz zu ihren zwei Söhnen nannte, recht bald zu verheirathen. Blanche hatte viel von ihren glänzenden Eigenschaften geerbt, und es heißt bekanntlich, daß die Concurrenz junger lediger Töchter den Müttern besonders gefährlich ist. Sie war daher sehr erfreut, als sich für Blanche eine Eheperspective eröffnete in der Person des Grafen Oppen, eines jungen Mannes, der zwei bestehende Eigenschaften besaß: Einen klangvollen Titel und den Reichthum seines Onkels. Letzterer war allerdings eine Zukunftsaussicht, aber immerhin eine solche, auf die er für seine alten Schulden prolongiren und neue getrost hinzumachen konnte. Und nun kam Blanche nach Hause und erzählte ihr von Eventualitäten, die allerdings äußerst fatal und störend waren! Es fiel ihr auf, daß in Blanche's Bericht der Name des Herrn von Herbart öfter erwähnt wurde, als durch den Verlauf der Geschichte gerechtfertigt war. Sie sprach ihren Verdacht sehr entschieden aus und Blanche besaß nicht Geistesgegenwart genug, um leugnen zu können. Mit der trotzig-verschämten Miene, welche junge Mädchen ihres Alters in solch' kritischen Augenblicken anzunehmen pflegen, gestand sie die Wahrheit.

„Enfant terrible!" antwortete die Gräfin lakonisch in einem Ton, aus dem Blanche nicht entnehmen konnte, ob er Entrüstung oder Zustimmung bedeutete. Und sie sollte auch vorläufig noch darüber im Unklaren bleiben. Eine Partie wie Graf Oppen gibt man nicht auf, ohne zwingende Nothwendigkeit. Andererseits hatte die Gräfin stets die Grundsätze der englischen Hochtories gebilligt, welche, um den Stammbesitz un-

Digitized by Google

getheilt zu erhalten, die jüngeren Kinder unter ihrem Stande verheirathen. Nach demselben Feudalprincip mochte auch ihre Tochter „unter das Volk" gehen, zu dem ein Künstler, wenn er auch ein verblaßtes Adelsdiplom aufweisen konnte, in ihren Augen gehörte. Zuvor beschloß sie jedoch, sich von der Sachlage persönlich zu überzeugen. Der Vortheil der Terrainkenntniß war auch in anderer Hinsicht sehr werthvoll. Man sammelte dort Stoff für das nächste Capitel der Chronique scandaleuse, welche das Hauptereigniß der Saison zu werden versprach. Sie wollte wie immer die Erste auf dem Platz sein und hatte ordentlich Eile, im Hause des Fräulein Palm — sie buchstabirte diesen Namen wie ein Fremdwort — die Treppen hinaufzukommen. Eine Gräfin Eggebrecht encanaillirt sich nicht, wenn sie eine Tänzerin besucht, sie bleibt doch, was sie ist. Uebrigens schützte sie die Flagge der Wohlthätigkeit gegen Mißverständnisse. Sie nahm sich vor, zu dem Theaterdämchen so herablassend liebenswürdig zu sein, wie sie in der Pferdebahn war, wenn sie geruhte, eine Bürgersfrau anzusprechen.

„Sie wundern sich gewiß, mein Fräulein," begann sie die Unterhaltung, „meinen Besuch zu empfangen. Indessen, ich bin gewöhnt, die Schulden meiner Tochter persönlich zu bezahlen und möchte auch in diesem Fall keine Ausnahme machen."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen," antwortete Coralie förmlich, „ich habe ja durch die Zeitung Jedermann eingeladen."

Die Gräfin sah Coralie einen Augenblick sprachlos an. Sie war ganz consternirt. Dieses hergelaufene Mädchen schien völlig vergessen zu haben, wen sie vor sich hatte. Sie behandelte die Gräfin Eggebrecht wie Ihresgleichen. Unerhört! Sie dachte über eine passende Revanche nach, die sie den Unterschied fühlen ließ, während sie das Portemonnaie öffnete und sechs Cassenscheine auf den Tisch legte. Aber Coralie wies die Hälfte zurück.

„Sie geben zu viel, Frau Gräfin. Die Comtesse schuldet nur dreihundert Mark."

„Für den Rest bitte ich ebenfalls um einen Gipsabdruck," sagte die Gräfin mit ihrem süßesten Lächeln. „Ich würde das Gefühl haben, Ihnen meinerseits etwas schuldig zu sein, wenn ich Ihre Zeit umsonst in Anspruch genommen hätte."

Coralie empfand den Stachel dieser Worte, aber sie bezwang sich, und erwiderte gelassen: „Ich bedauere, Frau Gräfin, Ihnen nichts verkaufen zu können."

„Was soll das heißen?" fragte die Gräfin, die Stirn runzelnd.

„Das heißt, daß ich bereits ausverkauft habe. Und mich selbst lasse ich nicht für Geld sehen!"

Die Gräfin holte zu einem zweiten Schlage aus. „Sie sind sehr stolz, meine Liebe! Sie lassen Ihre Hand incognito unter dem Namen einer Gräfin Sy durch die Stadt reisen, um sich Ihrer Stellung als Tänzerin nichts zu vergeben! Welch ein Selbstbewußtsein!"

„Hat Ihnen Graf Sy die Erlaubniß ertheilt, dies zu behaupten?"

Die Ruhe, mit der Coralie auch diesen Bosheitshieb parirte, brachte die Gräfin außer Fassung. Noch nie hatte sie sich so wie heute geärgert. Nur, um etwas zu sagen, fuhr sie fort: „Also Sie wollen mir nichts verkaufen?"

„Ich muß bedauern."

„Gut; dann werde ich mich an Ihren Phidias, Herrn von Herbart, wenden. Der Künstler wird höflicher sein als sein Modell."

„Das bezweifle ich!"

„Ich — gar nicht! Das wäre das erste Mal, daß Herr v. Herbart mir und meiner Tochter eine Bitte abschlägt."

Coralie wechselte die Farbe, was ihrem Besuch nicht entging. Nichts schien der Gräfin wahrscheinlicher, als daß Coralie eine geheime Neigung für den schönen jungen Künstler empfand. Das Herz ist ein chambre séparée, in das man das Alter nicht einläßt. Der Ehrgeiz wohnt im Gehirn, und Graf Sy mußte wohl oder übel mit dieser Eintheilung zufrieden sein. Jedenfalls hatte sie nun einen Vortheil über Coralie gewonnen. Ihre Soubrettenlaune sprudelte hervor. Sie wollte sich auf Kosten des Fräulein Palm amüsiren.

„Sie werden zugeben müssen," sagte sie in verändertem Tone, „daß auch Herr von Herbart an Ihrem Erfolg einen großen Antheil hat. Was Ihr Name für die Herren-, das bedeutet der seinige für die Damenwelt. Alle jungen Mädchen schwärmen für den bezaubernd liebenswürdigen jungen Mann. Zum Beispiel, meine Blanche! Um ein Werk von seiner Hand zu besitzen, begeisterte sie sich für die Ihrige. Und ich konnte ihr nicht einmal Vorwürfe machen, denn wir haben gewisse Verpflichtungen gegen Herrn von Herbart. Er besucht uns mit einer Ausdauer, die vermuthen läßt, daß er sich bei uns wohl fühlt."

„So?" hauchte Coralie kaum hörbar.

„Künstler genießen bekanntlich überall unbeschränktes Gastrecht, man fragt sie nicht nach ihrem Herkommen. Um so mehr fiel mir auf, daß Herr von Herbart seit einiger Zeit viel von seiner Familie spricht. Er betonte gern, daß sein Großvater ein General gewesen ist. Ich legte mich auf's Beobachten und entdeckte, daß er sich seines Stammbaumes stets zu erinnern schien, wenn er mit meiner Blanche plauderte. Nun, er hat bei ihr nicht nöthig, den Geist seines Großvaters zu beschwören, aber für mich, muß ich offen gestehen, sind dessen militärische Verdienste doch ausschlaggebend."

Die Gräfin gefiel sich in ihrer Soubrettenrolle so vortrefflich, daß sie nur auf ein Stichwort wartete, um in der Komödie fortzufahren. Aber dieses Stichwort blieb aus. Während die Gräfin Coralie gespannt lorgnettirte, wand sich diese innerlich unter ihren spöttischen Blicken wie ein getretener Wurm. Sie fühlte sich machtlos und gedemüthigt dieser Frau gegenüber. Ludwig's Liebesbetheuerungen waren plötzlich aus ihrem Gedächtniß ausgelöscht, sie sah in ihm nur den Aristokraten, der zwischen ihr und der Comtesse nur die letztere wählen konnte. Also hatten Blanche's Andeutungen doch einen ernsthafteren Hintergrund gehabt, als sie geglaubt hatte! Und warum auch nicht? Ludwig's Großvater war ja General gewesen, wie sie eben erfuhr, er selbst von Adel, und sie — sie war nur eine Tänzerin! O diese Schranke war unübersteigbar! Sie hatte vergebens gehofft und geträumt. Eine Todesmüdigkeit überkam sie, ihr war's, als sei sie um Jahrzehnte gealtert.

Die Gräfin lorgnettirte Coralie noch immer. Sie hatte sehr zarte Nerven, gebrauchte jährlich drei Bäder gegen Nervosität, und dennoch beobachtete sie mit vollendeter Kaltblütigkeit, wie der Physiologe einen galvanisirten Froschmuskel betrachtet, die Seelenqual eines ihrer Mitmenschen. Im Uebrigen war sie die Protectorin eines Thierschutzvereins.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Schon auf der Jubiläumsausstellung des vergangenen Jahres ließ sich eine energische Rückkehr unserer Malerei zur Natur constatiren, der diesjährigen Ausstellung gegenüber wird Niemand leugnen können, daß der Naturalismus in schnellem siegreichen Vordringen begriffen ist. Die Vertreter desselben haben sich unter der Fahne des plein-air, der Licht- und Luftmalerei, zusammengeschart, und ihre Schöpfungen drängen sich von allen Wänden aus dem Dunkel ihrer Umgebung dem Auge entgegen. Kritik und Publikum verhalten sich dem angeblich Neuen und Unschönen gegenüber wo nicht ablehnend, so doch kühl bis an's Herz hinan, und doch werden sie sich wohl oder übel daran gewöhnen müssen, begreifen, verzeihen, und vielleicht lieben zu lernen.

Die Licht- und Luftmalerei ist zunächst nichts weniger, als neu. Die Franzosen Corot (1796—1875), Henner (geb. 1829), Millet (1814 bis 1874), Manet (geb. 1833) und eine unübersehbare Anzahl von Nachahmern, deren äußersten linken Flügel man als Impressionisten bezeichnet, sind bei uns wenig gekannt, aber ihre technischen und ästhetischen Principien brechen sich von München her unwiderstehlich Bahn. Wenn sie neu und unannehmbar erscheinen, so liegt es daran, daß sie sich nicht in langsamer Entwickelung, sondern fertig und abgeschlossen präsentiren, dafür sind ihre Aeußerungsformen in Deutschland weniger kampfbereit.

Der Classicismus hatte bei uns schon lange abgewirthschaftet, aber das Auge stand noch immer unter dem unbewußten Einfluß der Gewöhnung. Unsere Maler glaubten mit einem mehr oder weniger flüchtigen Blick auf die Natur genug gethan zu haben, das Bild nahm unter der Einwirkung classischer Reminiscenzen und geschlossener Atelierbeleuchtung eine Physiognomie an, die der Wirklichkeit nahe kam, aber ihr nicht energisch auf den Leib rückte. Aus dem Schatten der vier Wände heraus, zwischen denen das Bild fertig gestellt wurde, entwickelte sich die Dunkel-

Digitized by Google

malerei, wie sie die Landschaft und das Portrait noch heute unumschränkt beherrscht.

In Frankreich ging die Licht- und Luftströmung von dem Walde von Fontainebleau, dem beliebten Rendezvous nach der Natur skizzirender Maler, aus und fegte die historische Landschaft mit ihren Nymphen und Faunen fort. In Deutschland setzt die Bewegung mit dem Sittenbilde ein, so weit es sich mit den niederen Volksschichten beschäftigt. Wer die arbeitende Mehrheit kennen lernen will, muß aus dem künstlichen Dunkel stilvoll eingerichteter Zimmer heraus, und ist er einmal im Freien, so wird er sehr bald einsehen, daß es da draußen denn doch anders aussieht, als seine Atelierweisheit sich träumen ließ. Die Formen, die er so ängstlich studirt, verschwimmen, die mühsam componirten Farbenharmonien lösen sich in die seltsamsten Dissonanzen auf, und das Ganze flimmert und schimmert in dem einen Medium von Luft und Licht. Die Tradition läßt ihn der Wirklichkeit gegenüber im Stich und er kehrt reuig zur Natur zurück. Daß der überlieferte Schönheitsbegriff dabei zunächst in die Brüche geht, ist für empfindsame Seelen recht schmerzlich, aber die Erfahrung lehrt, daß sich bisher noch immer aus der Wahrheit das Ideal entwickelt hat. Jedenfalls berechtigen die religiösen Bilder Fritz Uhde's zu der Hoffnung, daß Naturalismus und Idealismus nicht unvereinbare Parallelen, sondern convergirende Linien sind, die sich auch einmal irgendwo oder wann treffen können.

Am energischsten predigt die Lehre von Licht und Luft der Münchener Hermann Neuhaus. Einer Straßenscene in der bayerischen Hauptstadt bei Nachmittagsbeleuchtung legt er die Bezeichnung Ave Maria bei, ein Bildtitel, der alle möglichen poetischen Erinnerungen an Abendröthe, entblößte Greisenhäupter u. s. w. erweckt. Von alledem ist bei Neuhaus nichts zu finden. Rechts eine Ecke des Mariendenkmals mit dem heiligen Georg, von zwei rothen Laternen flankirt und von einem Gitter umgeben, davor mit dem Rücken nach dem Beschauer knieend eine dürftig gekleidete schwarze Frauengestalt, ein mit einem Fouragekorb vorübereilender Junge, ein Arbeiter, der, von links her kommend, die Mütze lüftet, eine an der Einfassung des Denkmals niedergekauerte greise Bettlerin und links im Hintergrunde bewegtes, lärmendes Straßentreiben. Das ist der einfache Apparat, mit dem Neuhaus eine Wirkung erzielt, die mit den traditionellen Mitteln kaum zu erreichen wäre. Alles ist gesehen und mit kräftigem, breiten Pinsel nachgeschildert, wie es sich in der denkbar trivialsten, gleichmäßigsten Betrachtung präsentirt. Aber gerade durch seine schlichte Wahrheit erhebt sich das scheinbare Augenblicksbild zu einer typischen Darstellung des arbeitsmüden, im Glauben Trost suchenden Volkes. Die Idee drängt sich nicht auf, sie entwickelt sich zwanglos aus der treu wiedergegebenen Wirklichkeit. Dasselbe gilt von Franz Skarbina's Père Pierre, den wir schon einmal an dieser Stelle besprochen und den wir in der Ausstellung unter dem Titel: Aufbruch zur Arbeit wiederfinden. Den französischen Naturalisten und Impressionisten hat man zum Vorwurf gemacht, daß ihnen das Sujet eigentlich gleichgiltig sei, daß es ihnen nur darauf ankomme, das Spiel von Licht und Luft um irgendwelche Gegenstände darzustellen. Dieser Tadel trifft ihre deutschen Malgenossen nicht. Sie sind nicht nur aus dem Atelier in's Freie, sie sind gleichzeitig aus der Stubenluft des Salons in die frische Atmosphäre des Volkslebens getreten. Aus dem gekünstelten Genre entwickelt sich zusehends das natürliche Sittenbild. Man vergleiche nur einmal in Gedanken die rosigen Knäblein und Mägdelein Meyer's von Bremen mit den Jungen und Dirnen in Adolf Schlabitz's Morgenlied. Im kuhlen, durch ein breites Fenster eindringenden Morgenlicht stehen sie an ihren Schulbänken und singen mit ernsten Gesichtern, ohne übermäßige Andacht ihren Psalm, den der Schulmeister am alterthümlichen Flügel begleitet. Ein zu spät gekommenes Pärchen steht links am Katheder und harrt betrübt der unvermeidlichen Strafe. Uns sind diese pausbäckigen, stumpfnasigen Gesichter entschieden lieber, als die idealen Puppenköpfchen, und die Kunst des Malers bethätigt sich wahrlich nicht geringer in der Wiedergabe von Kattun und Drillich, als in der von Sammt und Seide. Daß er uns das Alles im voll hereinströmenden, nichts beschönigenden Lichte zeigt, daß ihm nicht der Stoff an sich, sondern der natürlich beleuchtete Stoff Hauptsache ist, kommt der Wahrheit zu Gute und thut nach unserem Empfinden der Schönheit keinen Abbruch. Max Fleischer's Erste Communion arbeitet mit noch einfacheren Mitteln. Das Meßgewand des amtirenden Geistlichen am Altar und der rothe Ziegelboden der Kirche sind beinahe Alles, was das in Licht wie gebadete Bild an Farben aufzuweisen hat. Sonst ist Alles weiß bis auf eine rechts im Vordergrunde knieende schwarz gekleidete Mädchenfigur. Auch hier liegt der Hauptnachdruck auf dem frei einfallenden Licht, das sich in breiter Fülle über die weißen Kleider der Confirmanden ergießt und ihre ernsten Gesichter umspielt, so daß das Licht der Kerzen in ihren Händen nur als ein blaßgelber Fleck ohne Reflex erscheint. Mehr zufällig erscheint die Anlehnung an die plein-air-Malerei in Friedrich Stahl's Schluß der Saison. Die Vermittelung liegt hier in der vollendeten Wiedergabe der kühlen, jeden Lichtstrahl ungebrochen durchlassenden Herbstluft und in dem gleichen Streben, das Genre zum Sittenbilde zu erhöhen. Man findet sich fröstelnd in dem herbstlich kahlen Park zusammen, um die Grenze zwischen Sommer- und Wintersaison zu markiren, weiter hat es eigentlich keinen Zweck und besonders amüsant ist es auch nicht. Die einzelnen Gesellschaftstypen sind ohne Beschönigung, aber auch ohne carikirende Drucker dargestellt. Wenn die klare Octoberluft sie etwas fade und abgeblaßt erscheinen läßt, so ist es eben ihre Schuld. „Die Sonne bringt es an den Tag." Uebrigens möchten wir unsere Leser vor dem Irrthum eines Berliner Kunstreferenten bewahren, der Alles, was hell ist, für plein-air-Malerei zu halten scheint und beispielsweise Bredt's glatten und geleckten Briefschreiber in Tunis der Luft- und Lichtschule in die Schuhe schiebt. Graf Kalckreuth's Kinderreigen weist nicht einen einzigen hellen Farbenton auf und ist doch mitten aus der neuen Bewegung heraus geschaffen. Das Bild ist direct von der durch einen bestimmten Lichteindruck afficirten Netzhaut auf die Leinwand übertragen. Nicht auf der Einzelform an sich, sondern auf der von einem gewissen Augenpunkt aus beobachteten Einzelform ruht der Nachdruck. Das schließt natürlich nicht aus, daß jede Bewegung der zum Ringeltanz vereinigten Kinder mit seltener Treue fest gehalten ist, daß selbst ein im Hintergrunde am Rande der Thalmulde stehendes Baby sich nicht einmal umzuwenden braucht, um sich über seine Lebensfähigkeit auszuweisen.

Am festesten eingewurzelt ist natürlich die malerische Tradition auf dem heiligen Boden der Historienmalerei. Das, was man bei Lampenlicht mühsam aus alten Chroniken und dickleibigen Costümwerken herausstudirt, verträgt selten das helle Licht Um so anerkennenswerther sind die Leistungen von Ludwig Herterich und Robert Warthmüller. Der Erstere bringt eine von grauem Pulverdampf durchzogene Kampfscene aus der Vertheidigung von Lüneburg 1813, der Letztere eine humoristische Scene aus der Zeit des Großen Friedrich: Der jüngste Rekrut. In beiden Bildern ist uns die Vergangenheit greifbar nahe gerückt. Das sind nicht erstudirte Illustrationen, sondern intuitiv erfaßte Bilder der Vergangenheit, die wie gegenwärtig Geschehendes anmuthen.

Im Portrait sind die Lichtfreunde unter den Malern weniger glücklich. Max Fleischer's Mondaine, eine lebensgroße, uns voll zugewendete Dame in Schwarz, die, im Park spazierend, von zwei Herren beobachtet wird, leidet an einem Fehler, der den französischen Impressionisten eigenthümlich ist. Sie nehmen den Augenpunkt für ihre meist lebensgroßen Hauptfiguren zu nahe, unterschlagen demgemäß den Mittelgrund und lassen sich den Hintergrund in unglaubliche Tiefen verlieren. Dadurch entsteht eine unangenehme Leere im Bilde, die das Auge vergebens auszufüllen sucht. Bei diesem vergeblichen Bestreben wird denn auch der Ausgleich zwischen den Dimensionen der vorderen und denen der hinteren Figuren unmöglich. Die beiden die Dame beobachtenden Herren auf Fleischer's Bild erscheinen geradezu zwerghaft. Hermann Schlittgen's (des geschickten Illustrators der „Fliegenden Blätter") Portrait einer jungen Dame in Schwarz, die vor einer rothen Wand auf einem schwächlichen Stuhl sitzt, ist in seiner gesuchten Einfachheit nach berühmten Mustern gearbeitet und mit einem zweiten Mangel der Impressionisten, der dürftigen Modellirung, behaftet. Der Ersatz der heraustretenden Form durch den flachen Farbenfleck wird kaum jemals gelingen. Anerkennenswerthe Versuche, Portraits in vollem, gleichmäßigen und natürlichen Lichte herauszuarbeiten sind Carl Sterry's Professor Kaselowsky und R. v. Voigtländer's Dame in Blau.

Georg Malkowsky.

Anmerkung. In dem Artikel in Nr. 33 der „Gegenwart" sind in Folge einer Verspätung der Correctur einige sinnentstellende Druckfehler stehen geblieben, die wir hiermit berichtigen: S. 111 Sp. 1 Z. 30 lies Seherblick für Scharfblick, Z. 68 Damen für Ohren, Sp. 2 Z. 9 Fischschwänze für Fischschräge.

Notizen.

Die Frauenbestrebungen unserer Zeit. III. Jahrgang. Mit zwei Portraits. Von Lina Morgenstern. (Deutsche Hausfrauenzeitung, Berlin.) — Der Untertitel dieses Buches: „Culturhistorisches, biographisches und statistisches Jahrbuch mit umfangreicher Chronik aus dem Frauenleben und den Vereinen aller Länder, sowie mit Adressen jetzt lebender Schriftstellerinnen und Künstlerinnen" charakterisirt genügend den Zweck dieses von der Hingabe der Verfasserin zeugenden literarischen Unternehmens. Die Autorin bringt außer den Biographien hervorragender Frauen juridisch gehaltene Artikel über die gesetzliche Stellung der Frauen, sie beleuchtet die Frauenfrage vom statistischen Standpunkte aus, sie führt uns eine social-culturelle Chronik aus dem Frauenleben des Jahres 1886 vor; nicht nur Deutschland, die europäischen Staaten, auch die anderen Welttheile werden berücksichtigt. Frau Morgenstern's „Frauenbestrebungen" haben einen großen idealen und praktischen Zweck; weit entfernt von einer extremen „Emancipation" wollen sie nur die Seiten der weiblichen Natur wecken und fördern, welche bis jetzt vernachlässigt wurden und die aber im Stande sind, gewisse Vorurtheile über mangelhafte Fähigkeiten des Weibes zu beseitigen und ihm eine bessere Rangstufe in der socialen Welt zu erringen. W.

Die beliebten Geographisch-statistischen Tabellen O. Hübner's für 1887, herausgegeben von Univ.-Prof. von Juraschek (Frankfurt a. M., W. Rommel), sind soeben herausgekommen, diesmal aber nicht in dem unbequemen Landkartenformat, sondern als schmuckes oblonges Bändchen. Auch heuer sind neben anderen höchst interessanten Vergleichen auch solche in Betreff der Volksdichtigkeit aller bewohnten Theile der Erde gegeben. Sämmtliche Daten und Zahlen sind von gewohnter Zuverlässigkeit.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Erlachhof.
Roman von
Ossip Schubin.
2 Bände.
Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

Der Oberförster von Margrabowo.
Roman von
Adolf Streckfuß.
2 Bände.
Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuigkeit von Max Nordau.
Soeben erschien:
Ausgewählte
Pariser Briefe.
Kulturbilder von
Max Nordau.
Zweite vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage.
1887. 8. 3 ℳ 50 ₰. Eleg. gebunden 4 ℳ 50 ₰.
Leipzig.
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preise per ½ ¼ ⅛ ¼ = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Soeben erschien die von der Wissenschaft seit 2000 Jahren vergeblich gesuchte Lösung der
Quadratur des Kreises
geometrisch dargestellt v. **O. Widemann,** Ing.
Berlin, Hlge. Geist Str. 4, I. im Selbstverlag. Preis 1 Mark.

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:
Das Loggbuch
des
Kapitains Eisenfinger.
Roman
von
Balduin Möllhausen.
Drei Bände. Preis 15 Mk.
Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schriftstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Literatur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Antiquar. Cataloge.
Soeben erschienen und werden gratis und franco zugesandt:
Cat. 140 u. 141. **Culturgeschichte** (2080 Nrn.).
„ 142. **Conchyliologie.**
Frankfurt a/M., Römerberg 3.
K. Th. Völcker.

Geistig Zurückgebliebene
finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.
1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—
Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Thomas Rendalen.
Roman
von
Björnstjerne Björnson.
Deutsch von Wilhelm Lange.
1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt. Preis ℳ 4.—
Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.
Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:
Treu und Frei.
Gesammelte Reden über Juden und Judenthum
von Prof. Dr. M. Lazarus.
gr. 8. geh. Ladenpreis 6 Mark.
Das neueste, hochbedeutsame Werk des berühmten Psychologen enthält eine Auswahl von Reden und Vorträgen, welche derselbe bei den verschiedensten Gelegenheiten über das erwähnte Thema gehalten und bitten wir, dem vortrefflichen Buche, welches das Interesse der Gebildeten aller Stände und Confessionen in seltenem Maße anregen wird, eine gütige allseitige Beachtung schenken zu wollen.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.
Soeben erschien:
Rechtsstudium und Prüfungsordnung.
Ein Beitrag zur preußischen und deutschen Rechtsgeschichte
von
Geheimrath Professor Dr. **L. Goldschmidt**
in Berlin.
gr. 8. geh. Preis M. 9. —

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 27. August 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das französisch-russische Bündniß. Von Paul Nitz. — Arbeiterwohnungen. Von Ludwig Heimann. — **Literatur und Kunst:** Die deutsche Literatur und die Franzosen. Von Ludwig Noiré. — Ueber die Literatur der Slovenen. Von Friedrich Mallawerch. — Ein musikalisches Novellenbuch. Von Adalbert Meinhardt. — Gastspiele auf Zeitungsredactionen. Von Otto Felsing. — **Feuilleton:** Der Ring am Finger. Von Georg Keben. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Offene Briefe und Antworten: Zum Capitel der Künstler-Jury. Von Theodor Levin. — Notizen. — Inserate.

Das französisch-russische Bündniß.

Von Paul Nitz.

In der Gegenwart, wo so viel und mit besonderer Vorliebe vom Zukunftskriege gesprochen wird, ist vor allen anderen die Frage in den Vordergrund gestellt worden: Wie wird sich im Falle eines europäischen Krieges das Verhältniß zwischen Frankreich und Rußland gestalten? — Es sind viele Stimmen laut geworden, welche eine Allianz zwischen diesen beiden Staaten für das lächerlichste Phantom erklären, weil die Verbindung einer demokratischen Republik mit einer Autokratie eine absolut unnatürliche sei und logisch daher nicht gedacht werden könne, dennoch halten wir schon die bloße Eventualität einer solchen Allianz für zu ernsthaft, als daß sie mit derartigen Phrasen abgefertigt werden könnte, und dies um so weniger, als sich an jener Möglichkeit sowohl unsere eigene wahre Stärke besser prüfen, als auch unser politischer Zustand nach außen richtiger beurtheilen läßt.

Um sich in dieser Sache eine Meinung zu bilden, ist es nothwendig, den Blick anderthalb Jahrhunderte zurückzuwerfen und den Lauf der Politik zu verfolgen, welche Frankreich seit dem Eintreten Rußlands in die Reihe der civilisirten Staaten bis in die Gegenwart hinein diesem Lande gegenüber eingeschlagen hat. Den Grundstein zu der französisch-russischen Verbindung legte Peter der Große auf seiner zweiten europäischen Reise, indem er bei Gelegenheit einer Zusammenkunft mit dem damals noch im Knabenalter stehenden König Ludwig XV. zu diesem die bedeutungsvollen Worte sprach: „Vielleicht können wir mit der Zeit einander nützlich sein.“ Doch beginnt die ununterbrochene Verbindung zwischen beiden Ländern erst mit dem Jahre 1755, in welchem der Marquis Douglas als außerordentlicher französischer Gesandter nach St. Petersburg gesendet wurde. Diesem folgten in kurzer Zeit der Marquis l'Hôpital, der Baron Breteuil und nach Katharinas II. Thronbesteigung die Grafen Belle Isle und Ségur. Um uns zu überzeugen, daß diesen Gesandtschaften ein bestimmter Zweck zu Grunde gelegen und daß ein besonderer politischer Gedanke das französische Cabinet fortwährend dabei geleitet hat, brauchen wir nur einen Blick in die geheimen Instructionen jener Gesandten fallen zu lassen. Schon in des Marquis l'Hôpital Instruction (1767) findet sich die Stelle: daß die „réunion entre les deux cours (von Frankreich und Rußland) un fondement assez solide besitze“, und daß der König diese Mission für sehr wichtig halte. (Lothringen war damals eben erst mit Frankreich vereinigt worden.) Noch weit ausführlicher geht die Instruction des Barons Breteuil auf den fraglichen Gegenstand ein, in welcher nachfolgende Punkte besonders von Interesse sein dürften: 1. die Eintracht zwischen beiden Höfen zu befestigen; 2. dem Großfürsten Thronfolger Gesinnungen einzuflößen „conformes à l'union constante des deux empires“; 3. den englischen Einfluß zu zerstören und dem russischen Kaiser darzustellen, daß sowohl hinsichtlich der Politik, wie des Handels, „l'alliance de la Russie avec la France est succeptible de moins d'inconveniens et la plus avantageuse“; 4. in allen Beziehungen der zwei Reiche von Frankreich und Rußland „directement et exclusivement“ ohne Hinzuziehung eines Dritten zu unterhandeln; dieser Instruction ist außerdem ein „memoire sur la position de la France et de la Russie“ beigegeben, in welchem ein Resumé von allen früheren französischen Missionen nach Rußland vorausgeschickt wird.

Auch unter der Regierung Ludwigs XVI. gelangte das französische Cabinet zu dem Schluß: 1. daß eine französisch-russische Allianz Frankreichs Handel unleugbare Vortheile gewähren würde; 2. qu'il serait de l'interêt de la France d'acquérir un allié préponderant dans le nord. Es gelang denn auch der Gewandtheit und Energie des älteren Grafen Ségur im Jahre 1787 einen vortheilhaften Handelsvertrag mit Rußland abzuschließen. Jedoch alle seine unermüdlichen Bestrebungen, einen förmlichen Allianzvertrag mit Rußland zu Stande zu bringen, scheiterten damals an den steigenden Verlegenheiten der französischen Regierung im Innern des Landes. „La Russie et la France sont trop loin l'une de l'autre pour se nuire directement,“ sagte der russische Gesandte Graf Stackelberg dem Grafen Ségur in Warschau, „mais leur bonne intelligence serait très utile à l'une et à l'autre“. Am meisten überzeugt von der Nothwendigkeit eines französisch-russischen Bündnisses war jedoch ohne Zweifel Napoleon I. Kaum war er aus Aegypten zurückgekehrt, als er im Anfange des Jahres 1800 auch schon alle Hebel in Bewegung setzte, um eine engere Verbindung mit Rußland einzuleiten, und trotz des langen Widerstandes, in welchem Alexander I. Frankreichs Vergrößerungsprojecten entgegentrat, verharrte Napoleon bei dieser Nothwendigkeit; ja, er war so sehr von dieser Idee durchdrungen, daß er derselben Frankreichs alte Verbündete, die Schweden, die Türken und die Polen zum Opfer brachte. Im hohen Grade bemerkenswerth aber ist es, daß er selbst noch dann, als er schon gegen Rußland auszog, in der Instruction des Gesandten Baron de Pradt in Warschau (vom 18. April 1812) die folgende Erklärung abgab:

Digitized by Google

„Le rétablissement de la Pologne par les armes de l'empire Français est une entreprise hazardeuse, périlleuse même où la France devra lutter également contre ses amis et contre ses ennemis. Dans ces circonstances les dangers sont imminens. L'empereur prévoit que la Pologne rétablie comme la Prusse sera par la suite l'alliée de la Russie — — mais l'Europe étant organisée il n'y a plus de raison pour que la France et la Russie soient en rivalité; ces deux Empires auront les mêmes intérêts, ils agiront d'après les mêmes principes". Letzteres erschien somit Napoleon die Spitze seines politischen Systems. Demgemäß unterhandelte er in Tilsit und in Erfurt. In diesem Sinne wünschte er in Moskau, Breslau, Dresden und Prag Friedensverhandlungen vorzüglich mit Rußland anzuknüpfen. Und der Herzog von Vicenza entwickelte in allen seinen Noten und Besprechungen dem Kaiser Alexander und seinem Cabinet „die hohen politischen Rücksichten, welche den Bund mit Rußland zur festesten Stütze Frankreichs machten".

Diese Ansicht vererbt sich sogleich auf die Regierung der Restauration. Am 30. November 1823 schreibt der Gesandte de la Férronays aus Petersburg: „La France et la Russie, étant bien d'accord et s'entendant bien sur tout, assureront toujours la tranquillité de l'Europe et forceront les autres puissances du continent à vouloir ce qu'elles voudront." Und im December desselben Jahres gibt Chateaubriand dem Gesandten von Talara in Spanien den Wink: „notre vraie politique est la politique russe." — Dans votre politique soyez russe. Ganz damit übereinstimmend erklärte dann auch Carl X.: je veux rester uni à la Russie.

Eine ganz neue Färbung erhielt die französisch-russische Bündnißpolitik unter der Regierung des demokratischen Königs Louis Philippe. Während es bis dahin nur die Cabinette waren, welche dieses Bündniß begehrten, trat jetzt durch die Presse auch das Volk dieser Idee nahe. Die Eiferer und Agitatoren für dieses Bündniß waren damals hauptsächlich Thiers, Emile Girardin und Louis Blanc und von Preßorganen stimmten die „Presse", die „France", der „Commerce", die „Revue de Paris" und viele andere große Blätter mit einem wahren Feuereifer für dieselbe ein; ja das „Journal des Debats" ging soweit, diese Allianz als eine Zukunftsfrage für Frankreich hinzustellen. — Aus dieser Zeit datirt die Entstehung jener chauvinistischen Russenpartei in Frankreich, welche analog der Franzosenpartei in Rußland sich bis in die Gegenwart erhalten hat und mit allen Kräften darnach strebt, ein Bündniß zwischen beiden Staaten zu Stande zu bringen.

Napoleon III. schwenkte zwar anfangs von der russenfreundlichen Politik ab, jedoch nur um sie später desto eifriger zu betreiben. Nachdem er schon auf der Zusammenkunft mit dem Czaren Alexander II. in Stuttgart 1857 eine Annäherung an Rußland versucht hatte, waren es besonders die Jahre 1868—1870, in welchen er unablässig an dem Zustandekommen eines französisch-russischen Bündnisses arbeitete. Sein Plan scheiterte, wie bekannt, an der persönlichen Freundschaft Alexanders II. zum Kaiser Wilhelm, obgleich sich damals in Rußland eine starke Strömung zu Gunsten eines Bündnisses mit Frankreich bemerkbar machte und sogar der Regierung nahestehende Preßorgane wie der „Gerichtsbote", die „Moskauer Zeitung" u. a. m. eine ebenso herausfordernde Sprache gegen Deutschland, wie aufmunternde zu Frankreich führten. Nach dem Sturze Napoleons versuchte die Regierung der „nationalen Vertheidigung", Rußland zu einer Interceſſion zu Gunsten Frankreichs zu bestimmen, und Thiers setzte alle seine Kräfte daran, das Petersburger Cabinet für diese Idee zu erwärmen. Erst nachdem Rußland jede Einmischung definitiv abgelehnt hatte, schritt man zum Friedensschlusse.

Wenngleich nun die passive Haltung Rußlands während des deutsch-französischen Krieges die Sympathien für dasselbe erheblich vermindert hatten, begann trotzdem schon kurze Zeit darnach die Propaganda für das französisch-russische Bündniß von Neuem und zwar mit ungleich günstigeren Chancen wie früher. Den Agitatoren für dieses Bündniß wurde es leicht, dem revanchedürstenden Volke klar zu machen, daß ein erfolgreicher Rachekrieg gegen Deutschland nur mit Rußlands Hülfe möglich sei. Bald darauf wurde denn auch die famose Patriotenliga gegründet, welche die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens in erster Linie mit Rußlands Hülfe anstrebt. In den langen Jahren seines Bestehens hat es dieser „Bund der Revanche" durch eifrige und vielseitige Agitation, vor Allem aber durch seine russenfreundliche Tendenz zu einer großen Zahl von Anhängern selbst unter dem gebildeten Publikum gebracht, welche sich über ganz Frankreich, in Localvereinen organisirt, vertheilen.

Wir haben aus dieser geschichtlichen Darstellung ersehen, daß der Gedanke eines Bündnisses mit Rußland unter den verschiedenartigsten französischen Regierungen — monarchischen sowohl, wie republikanischen — immer wiedergekehrt ist, daß er wie ein rother Faden in dem Gewebe der Politik der Tuilerien erscheint; bis jetzt ist die Ausführung derselben meist an russischem Widerstande gescheitert, — heutzutage hat dieser Widerstand aufgehört. Was sich bis heute nicht begeben, kann in Zukunft, vielleicht sogar in der nächsten geschehen. Die Ereignisse der jüngsten Zeit, der Boulanger-Cultus in Rußland, das neuerliche Zusammengehen beider Staaten in der ägyptischen Frage, — das Alles sind Dinge, welche auf jeden Fall dazu dienen müssen, unsere ernsthafteste Aufmerksamkeit zu erregen.

Arbeiterwohnungen.

Von Ludwig Heimann.

Es war in den Tagen des großen industriellen Aufschwunges, zur Zeit des Milliardensegens, da man in der ersten Stadt des Deutschen Reiches ein gar absonderliches Schauspiel erblicken konnte. Da draußen, „wo die letzten Häuser stehen", wo sich eine weite unbebaute Fläche ausdehnte, war über Nacht eine neue Stadt erstanden. Lange Reihen von Zelten und Behausungen aller Art, aus Latten und Pflöcken der primitivsten Art zusammengeschlagen, von einer großen Schaar von Inwohnern belebt, zeigten sich hier dem erstaunten Zuschauer. Das war die Stadt der Plebejer, die freilich nicht vor die Thore der Stadt gezogen waren, wie einst vor 2000 Jahren ihre Leidensgenossen auf den mons sacer, in wildem Trotz gegen den Uebermuth der heimischen Aristokraten. Die Residenz Berlin hatte keinen Platz mehr für diese ihre Kinder. Sie mußte stolze Paläste bauen für die neugeschaffenen Millionäre und glänzende Wohnungen für den neuen strebsamen Mittelstand; mit den kleinen und kleinsten bisherigen Arbeiterwohnungen mußten für theures Geld die bescheidenen Dummköpfe vorlieb nehmen, die sich an dem allgemeinen Speculationstaumel nicht betheiligen konnten oder wollten. Und die Arbeiter? Sie waren bei diesem Umwandlungsproceß einfach aus der menschlichen Gesellschaft herausgedrängt. Es war für sie kein Raum mehr in der Stadt, sie waren im wahren Sinne des Wortes an die Luft gesetzt. Da wir uns aber glücklicherweise in einem weit vorgeschrittenen Culturzustande befinden, in dem Religion wie Sitte die Menschenliebe nicht bloß gegen uns selbst zu einer ernsten Verpflichtung machen, so kamen auch die Väter der Stadt den armen Obdachlosen liebreich entgegen, indem sie ihnen sagten: „Hier habt ihr eine große Wiese, da könnt Ihr Euer Haupt hinlegen, und in Anbetracht der Umstände verlangen wir dafür nicht einmal eine Steuer von Euch."

Da zogen sie denn hinaus, die Arbeiter Berlins, mit Weib und Kind und Hab und Gut und bauten sich Zelte zum Schutz gegen Wind und Regen und richteten sich ein, so gut es ging. Es waren ja schöne, warme Sommertage. Kinder und Frauen freuten sich des Sonnenlichtes und der frischen Himmelsluft, die vordem nicht in ihre dumpfen Behausungen gedrungen waren. Und so entwickelte sich ein flottes Leben da draußen in der neuen Arbeiterstadt, des Sonntags zog ganz Berlin hinaus und freute sich dieses Stückes Berliner Volks-

Digitized by Google

lebens. Berliner Witz und Humor hatte auch hier in mannigfacher Form dazu beigetragen, dem bitteren Ernst des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen. Leierkasten und Ziehharmonika ließen ihre schönen Weisen ertönen, Gesang und Heiterkeit überall. So freute sich Alles dieses neuen improvisirten Volksfestes, das im Grunde die bitterste Anklage gegen die jetzigen socialen Zustände bildete, indem damit laut und offenbar vor aller Welt verkündet wurde, daß die Millionenstadt, die zugleich eine Stadt der Paläste und eine Stadt der Fabriken ist, den Männern der Arbeit und ihren Familien kein schirmendes Obdach zu bieten vermochte.

Nun, und heute, wie steht es jetzt, anderthalb Jahrzehnte später? Jener Ausnahmezustand hatte sehr bald ein Ende genommen, schließlich fühlte man doch, daß es sich hier um eine offenkundige Schmach handele; es wurde daher wieder Raum in der Stadt geschaffen, und es kehrten wieder normale Zustände zurück, d. h. die Arbeiter wurden wieder in die normalen Arbeiterwohnungen eingepfercht, die eine wohl berechnende Oekonomie in den thurmhohen Miethskasernen und finsteren Höfen in dem Maße trauriger und gemeinschädlicher zu machen verstand, in welchem durch die anwachsende Bevölkerung die Nachfrage nach denselben immer größer wurde. Und so wie in Berlin ist es allenthalben im Deutschen Reiche, in allen größeren Städten, in allen Fabrikorten, in allen Gegenden, in denen ein größerer Zusammenfluß von Arbeitern stattfindet. Ja, das Uebel hat, anstatt sich zu vermindern, derart zugenommen, daß gerade die Wohnungsnoth eine hervorragende Stellung unter den heutigen socialen Mißständen einnimmt. An zahlreichen Vorschlägen zur Abhülfe in dieser dringenden Noth hat es allerdings nicht gefehlt; aber es ist wohl nichts so bezeichnend für die Schwerfälligkeit, mit der man in Deutschland an der Lösung wichtiger socialer Aufgaben herangeht, als die so überaus geringen Erfolge, die man bei uns mit der Herstellung billiger und zweckentsprechender Arbeiterwohnungen erzielt hat. Bereits ist eine ganze umfangreiche Literatur über diese Frage erwachsen, die große sociale Bedeutung derselben ist in zahlreichen Publikationen mit deutscher Gründlichkeit auf das Ueberzeugendste nachgewiesen, Preisaufgaben sind hierüber ausgeschrieben und auch bearbeitet worden, Architekten haben die schönsten Skizzen für Arbeiterwohnungen und Arbeiterhäuser ausgeführt, auch Vereine haben sich zur Beschaffung guter und billiger Wohnungen für die Arbeiter gebildet, — aber die Bücher und architektonischen Arbeiten ruhen in den Bibliotheken, die Vereine haben keine Mitglieder und kein Geld, und die Arbeiter führen ihr Dasein weiter in den dumpfen, ungesunden und dabei theuren Wohnungen, in jenen Brutstätten des socialen Elends, in denen die Keime physischer und moralischer Verkommenheit für ganze Generationen liegen.

In wie hohem Grade die schlechte Beschaffenheit, sowie die Ueberfüllung der Arbeiterwohnungen auf die Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse der betreffenden Bevölkerungsclassen von Einfluß sind, wird sich auf das Genaueste ziffernmäßig nachweisen lassen, wenn sich erst die Statistik mit dieser Sache mehr beschäftigt haben wird. Die gerade mit diesen Forschungen verbundenen nicht unerheblichen Schwierigkeiten mögen die Ursache sein, daß bisher erst so wenige hierauf bezügliche Arbeiten vorhanden sind; aber diese wenigen Untersuchungen, die wir hierüber kennen, geben die schlagendsten Beweise für das von uns Gesagte, und selbst wenn es sich bei ihnen vorläufig nur um engere, local begrenzte Kreise handelt, so wird man doch nicht fehl gehen, wenn man die hier gewonnenen Resultate auch auf größere Verhältnisse anwendet. So entnehmen wir aus einer eingehenden Arbeit des Statistikers Köröši über Sterblichkeitsverhältnisse in Budapest, daß nach den statistischen Beobachtungen die Bevölkerung der Kellerwohnungen gegen die der Parterrewohnungen ein um mehr als zwei Jahre, und gegen die ein oder zwei Treppen hoch Wohnenden ein um mehr als vier Jahre kürzeres Durchschnittsalter zeigen. In den Kellerwohnungen von Budapest starben in der Beobachtungsperiode mehr als in anderen Wohnungen: überhaupt 35,5 %, an nichtinfectiösen Krankheiten 32,6 %, an Infectionskrankheiten 60 %, an Croup 42 %, an Keuchhusten 100 %, an Masern 159 %, an Diphtherie 10 %. Mit Bezug auf die Wohnungsdichtigkeit endlich betrug das Durchschnittsalter der in Wohnungen Verstorbenen:

		1872—1875		1878—1881	
mit 1— 2	Inwohn. pr. Zimmer	36 Jahre	— Mon.	36 Jahre	8 Mon.
„ 2— 5	„ „ „	32 „	9 „	34 „	3 „
„ 5—10	„ „ „	31 „	8 „	32 „	1 „
„ mehr als 10	„ „ „	29 „	1 „	31 „	7 „

Zu gleichen Resultaten, ebenfalls für die Sterblichkeit in Pest, ist Professor Dr. v. Fodor durch seine, die 15 Jahre 1863 bis Ende 1877, umfassenden Untersuchungen gelangt, die er im vorigen Jahre im „Archiv für Hygiene" veröffentlicht hat, und die sich auf ca. 550 Häuser erstrecken. Danach kamen in diesen Häusern in dem genannten Zeitraum auf 10,000 Einwohner:

Todesfälle an	Einwohner pro Wohnzimmer			
	weniger als 1	1—2	2—4	mehr als 4
Cholera . .	61	131	219	327
Typhus . .	116	161	203	304
Darmkatarrh	43	78	104	158
Pneumonie .	35	53	75	92
Pocken . .	53	95	188	270
Masern . .	16	32	57	84
Scharlach .	44	68	79	66

Einen weiteren interessanten und wichtigen Beleg für den Einfluß der Bevölkerungsdichtigkeit auf die Sterblichkeit veröffentlichte kürzlich Dr. Russel in einer Arbeit in der englischen medicinischen Zeitschrift „The Lancet", welche das Ergebniß der diesbezüglichen Statistik in den acht wichtigsten Städten Schottlands für die Jahre 1871—1880 zusammenstellte. Die der Arbeit beigefügte statistische Tabelle gibt zunächst die Durchschnittszahl der Todesfälle unter den Einwohnern pro Jahr und Acrefläche der Miethszimmer, dann die der Einwohner pro Zimmer, endlich die Durchschnittszahl und den Procentsatz der Todesfälle für die Personen in Wohnungen von einem, von fünf und von mehr Zimmern. Die gegebenen Zahlen weisen eine nahe Beziehung der Sterblichkeit zur Bevölkerungsdichtigkeit nach, wenn die Personenzahl nicht, wie gewöhnlich unvollkommener Weise pro Acre, sondern pro Zimmer berechnet wird. So z. B. betrug die Bewohnerzahl pro Zimmer 1,87 in Dundee, 1,91 in Greenock, 1,98 in Paisley und 2,05 in Glasgow, und in derselben Reihenfolge stieg die mittlere Zahl der Todesfälle in den vier Städten, 25,7, 27,4, 27,8 und 28,6 pro 1000. In den übrigen vier Städten stieg die Durchschnittszahl der Todesfälle von 21,7 in Aberdeen auf 23,2 in Edinburg; die Personenzahl pro Zimmer betrug in annähernd derselben Reihenfolge 1,31 bis 1,67. Dr. Russel hielt es für wahrscheinlich, daß auch die kleinen Ungleichmäßigkeiten in der Parallele ganz verschwinden würden, wenn die Größe der Zimmer mit in Betracht gezogen würde.

Noch weitere, in anderen Städten gemachte Erfahrungen bestätigen lediglich die obigen statistischen Zahlen, sodaß es sich als statistisch erhärtete Thatsache hinstellen läßt, daß der Aufenthalt in überfüllten Wohnungen vom schädlichsten Einfluß ist und eine sehr empfindliche Lebensbedrohung involvirt.

Was sich aber nicht ziffernmäßig ausdrücken läßt, jedoch seiner ganzen Bedeutung nach viel schwerer in die Wagschale fällt, als der hier bezeichnete große Nachtheil an Leben und Gesundheit, ist der so ungemein schädigende Einfluß schlechter und überfüllter Wohnungen auf Geist und Gemüth der Inwohner. Zu den zahlreichen Familiengliedern, die im engen Wohnraume zusammengepfercht sind, kommen noch fremde Mitwohner, die zur Verringerung der theuren Miethe mit aufgenommen werden, und so geschieht es nur zu oft, daß die Stätten der friedlichen Häuslichkeit, die bestimmt sind, sittigend auf den Charakter des Menschen zu wirken, zu den schlimmsten Brut- und Pflegestätten aller Laster werden. Naturgemäß treten alle diese Schäden im größten Maßstabe dort auf, wo ein großer Zusammenfluß von Arbeitern ist, in den großen

Digitized by Google

Städten und in den Industriebezirken; also dort hätte auch am Meisten zur Abwendung der besprochenen Mißstände geschehen müssen. Wie überaus wenig ist aber in dieser Beziehung von den Großindustriellen gethan, die nur in ihrem allereigensten Interesse handeln würden, wenn sie sich durch Errichtung guter, gesunder Arbeiterwohnungen eine ständige, zuverlässige Arbeiterbevölkerung schafften! Wohl haben verschiedene Etablissements, durch die Nothwendigkeit gezwungen, Arbeiterwohnungen hergestellt; aber sehr richtig bemerkt ein competenter Beurtheiler dieser Verhältnisse, der Regierungs- und Medicinalrath Dr. Beyer in seinem 1876 erschienenen Werke „Ueber die Fabrikindustrie des Regierungsbezirks Düsseldorf vom Standpunkte der Gesundheitspflege" hierüber: „Alle von den Etablissements errichteten Wohnungen sind Miethwohnungen, welche der Arbeiter nur, während er in Diensten des Etablissements steht, zu benutzen vermag, und in welchen er somit eine dauernde Heimath für sich und die Seinigen zu gründen nicht im Stande ist. An und für sich hat deshalb die Errichtung von Arbeiterwohnungen seitens der einzelnen Etablissements noch keineswegs die Bedeutung von Wohlfahrtseinrichtungen, wie dies wohl hier und da angenommen wird, weil in den meisten Fällen nur zu sehr das eigene Interesse der Arbeitgeber maßgebend ist; den Charakter einer Wohlfahrteinrichtung verdient die Errichtung nur da, wo nicht bloß dem Zweck genügt wird, sondern wo darüber hinaus mit wirklicher Fürsorge der Wohnlichkeit, Gesundheit u. dgl. Rechnung getragen ist."

Was aber hier von dem einen Regierungsbezirk gesagt ist, gilt auch von den übrigen Industriebezirken Deutschlands; und an diesem Gesammtresultat vermögen einzelne wenige Ausnahmen, wie z. B. die ausgedehnte Arbeitercolonie von Krupp in Essen und die aus mehr als 1000 Häuschen bestehende Arbeiterstadt in Mühlhausen im Elsaß nichts zu ändern. Und ebensowenig wie in den Industriebezirken ist, wie bereits erwähnt, in den größeren Städten etwas Bemerkenswerthes zur Herstellung guter Arbeiterwohnungen geschehen. Zur Beleuchtung der hier herrschenden Zustände mag folgende kurze Notiz aus der „Elberfelder Zeitung" dienen: „Elberfeld, 4. Mai. Gelegentlich des heutigen großen Mai-Umzugstermins sind hier über 400 Arbeiterfamilien, die bis zur Mittagsstunde ihre alten Wohnungen geräumt haben mußten, noch ohne ein neues Heim, so daß die Armenverwaltung, um nur überhaupt ein Unterkommen für die Leute zu schaffen, zu Miethzinsbeihülfen im großen Stile sich entschlossen hat. Gebaut ist im vorigen Jahre sehr viel worden und an Wohnungen mittleren und großen Umfanges kein Mangel, allein es fehlt an kleinen Wohnungen für die armen Leute. Auch in unserer Nachbarstadt Barmen wird sehr über Wohnungsmangel geklagt." Wahrlich diese wenigen Zeilen enthalten mehr als ein großes Buch von Schilderungen des Jammers und des Elends des arbeitenden Volkes, in diesem kurzen trockenen Bericht spricht sich die furchtbarste Anklage gegen die unverzeihliche, sträfliche Gleichgiltigkeit der besitzenden Classen aus, die mit stumpfsinniger Sorglosigkeit diese Misère heranwachsen und die traurigsten Folgen derselben sich ruhig vor ihren Augen abspielen sieht. Vierhundert Familien auf das Straßenpflaster geworfen! Ist es dann etwa zu verwundern, wenn sich in Kopf und Herz dieser Bedauernswerthen Groll und Haß gegen die bestehenden Zustände einnistet, wenn diese Unglücklichen in den trübseligen Stätten, in welche sie schließlich mit Frau und Kindern hineingepreßt werden, immer mehr und mehr von der Gemeinsamkeit der Interessen mit ihren übrigen Mitbürgern hinausgedrängt werden? So, in dieser Weise, werden die Feinde der Gesellschaft von uns selbst groß gezogen, und wenn dann ein Ort, wie hier Elberfeld, ein Hauptheerd der Socialdemokratie wird, liegt nach solchen Vorgängen die Erklärung sehr nahe.

Zu verwundern ist es, daß auch das Genossenschaftswesen, das in so kurzer Zeit in Deutschland eine große Verbreitung gewann, trotz vielfacher Bemühungen von Schulze-Delitzsch selbst nach dieser Seite hin keine Aenderung schaffen konnte. Es bestehen jetzt im Ganzen 4170 Genossenschaften nach dem Schulze-Delitz'schen System, unter dieser großen Menge aber nur 33 Baugenossenschaften, und diese geringe Anzahl von Genossenschaften scheint noch dazu ein wenig ersprießliches Dasein zu fristen. Nach dem Bericht der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften für das Jahr 1885 hatte von den Baugenossenschaften nur eine mit sehr bescheidenen finanziellen Ergebnissen ihren Abschluß mitgetheilt; wie es den anderen ergehen mag, ist nicht bekannt geworden. Sehr bezeichnend ist eine Stelle in dem Jahresbericht der Genossenschaften für 1881, in dem die Anwaltschaft sich wie folgt äußerte: „Die Baugenossenschaften beschränken sich, nachdem nirgends mehr ein ungewöhnliches Wohnungsbedürfniß hervortritt (!), meist darauf, ihre Wohnungen bestmöglichst zu verwerthen, was, wie der einzige Abschluß, der veröffentlicht ist, beweist, auch bisweilen mit Schwierigkeiten verbunden ist. Die größte Schwierigkeit für diese Genossenschaften aber liegt in der Beschaffung eines ausreichend unkündbaren Capitals."

Schon im Jahre 1872, zur Zeit der großen Wohnungsnoth in Berlin, hatte Schulze-Delitzsch auf die unbedingte Nothwendigkeit der Beschaffung größerer Capitalien zu dem gedachten Zweck hingewiesen. In einer in dem genannten Jahre abgehaltenen Volksversammlung, hielt er eine Rede, in welcher er seine Pläne, betreffend die Bildung von Baugenossenschaften ausführlich darlegte und u. A. sagte: „Man dürfe nicht außer Acht lassen, daß man in kleinen Orten, wo die Wohnungsnoth nicht so drückend ist, wo man noch der Zukunft etwas überlassen kann, mit bloßen Arbeitergenossenschaften wohl auszukommen vermag; aber wenn es sich um Aufgaben handelt wie in Berlin, wo sich die Sache nicht vertagen läßt, wo der Nothstand ein furchtbar dringender geworden ist, dann werden wir wohl die Organisation der Genossenschaften, die diesen Nothstand beseitigen sollen, in etwas ausgedehnterer Weise vornehmen müssen. — Nur großartige Unternehmungen können hier in Berlin die Abhülfe der Wohnungsnoth bringen, solche aber müssen im Beginn mit großartigen Mitteln in Angriff genommen werden. Mit Capital-Ansammlung in 10 oder 12 Jahren kann hier die Wohnungsnoth nicht beseitigt werden; wir müssen sofort große Capitalien zur Verfügung haben, wenn wir zu dem gewünschten Resultate gelangen wollen. Es handelt sich ferner um eine größere Speculation. Es muß in der nächsten Umgebung Berlins ein größerer Länderkomplex angekauft werden; dabei spricht die Speculation mit, und dies ist kein Feld, auf welchem die Arbeiter zu Hause sind. Wir müssen also das Capital in großen Massen hervorzuziehen suchen und zwar in einer Form, daß es das Unternehmer-Risiko zu übernehmen hat. Es kann und darf nicht das Risiko den Arbeitern aufgebürdet werden, das wäre ganz entschieden gegen den Geist des Genossenschaftswesens. Das Unternehmer-Risiko muß das Capital übernehmen; nur wenn später der Arbeiter selbst ein Gebäude als Eigenthümer übernimmt, dann muß er natürlich auch das Risiko selbst übernehmen. Wenn man die Capitalisten im Großen und Ganzen aber für diese Bauunternehmungen gewinnen will; so muß man ihnen auch diejenigen Bedingungen zugestehen, unter welchen überhaupt ein Capitalist seine Mittel zu einem solchen Unternehmen hergibt. Hierbei ist daran festzuhalten, das ein Capitalist sich immer nur mit einer gewissen Summe an einem Unternehmen betheiligen wird, weiter will er aber nicht dabei betheiligt sein, jedenfalls niemals mit seinem ganzen Vermögen. Ferner ist bei Bildung von Genossenschaften darauf zu sehen, daß ihre Selbstständigkeit gegenüber den Unternehmern aufrecht erhalten bleibt; sie müssen sich selbst regiren und dürfen nach keiner Seite hin beeinflußt werden. Sie müssen frei ihre Interessen wahrnehmen können ohne Einspruch seitens der Capitalisten. Es müssen daher beide Sachen streng geschieden werden, die Capital-Genossenschaft als Unternehmer und die Personal-Genossenschaft als Kunde. Beide Genossenschaften aber müssen sich, nachdem sie sich unabhängig von einander und jede in ihrer Art selbstständig organisirt haben, die Hände reichen, dann werden sie die große Frage, die gegenwärtig alle Gemüther bewegt, in der einfachsten Weise zur Lösung bringen. Während der Capital-Genossenschaft das Feld der Speculation

Digitized by Google

einzuräumen ist, die möglichst zweckmäßige Erwerbung großer Baucomplexe, hat die Personal-Genossenschaft die Aufgabe, die Sammlung von Capitalien unter ihren Mitgliedern zu organisiren, dann aber als Genossenschaft mit der Capitalgenossenschaft in ein freies Contract-Verhältniß zu treten, über den Bau von Arbeiter-Wohnungen resp. über die Erwerbung derselben zu verhandeln. Wenn an der gegenseitigen Selbstständigkeit beider Genossenschaften und an der Wirksamkeit einer jeden innerhalb der ihr zugewiesenen Sphäre festgehalten wird, so wird es gelingen, der Wohnungsnoth Herr zu werden."

Aber trotz allen diesen Auseinandersetzungen und trotz allen Bemühungen gelang es nicht, das Capital zu dem gedachten gemeinnützigen Zwecke heranzuziehen. Baugesellschaften sind allerdings in jener Zeit massenhaft entstanden, und nach den wortreichen Prospecten derselben lagen ihrer Errichtung die edelsten, uneigennützigsten Motive zu Grunde. Die reine Menschenliebe, einzig und allein die Absicht, ihren Nebenmenschen billige und schöne Häuser auf bequeme Weise zu verschaffen, hatte die Gründer der Actien-Baugesellschaften zu ihrem Vorgehen veranlaßt. Nie aber ist ein schmählicheres Spiel mit dem Vertrauen der Menschen getrieben worden, wie hier, gerade die zahlreichsten Actien-Baugesellschaften jener Zeit gehören zu den allerärgsten Schwindelanstalten der traurigen Gründerperiode. Für die dringendsten Bedürfnisse der nothleidenden Bevölkerung war es nicht möglich, nur geringe Summen zusammenzubringen, während ein wildes Speculationsfieber hier Millionen in frivolster Weise verschlang. Wahrlich, diese sich hier zeigenden krassen Gegensätze sind nicht geeignet, trostreiche Aussichten auf die wirthschaftliche und sociale Zukunft unseres Vaterlandes zu eröffnen. (Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die deutsche Literatur und die Franzosen.

Von Ludwig Noiré.

Daß die Franzosen in neuerer Zeit sich mit deutscher Sprache und Literatur ernsthaft vertraut gemacht haben, ist eine anerkannte und hocherfreuliche Thatsache. Die Zeiten, in denen nationales Vorurtheil nnd Selbstüberschätzung kaum eine oberflächliche Kenntniß der Gedankenschätze unserer geistigen Heroen für wünschenswerth und nothwendig hielten, sind gottlob vorüber und mit ihrem letzten Repräsentanten, Victor Hugo, bestattet worden. Solche Ergötzlichkeiten, wie die bekannte Version: Je suis le docteur Gar (heiße Magister, heiße Doctor gar) oder die Uebersetzung des Verses aus Schiller's Tell: Hier steh ich auf dem Meinigen: Je suis ici debout sur le Meinigen, den der Uebersetzer (Philarète Chasles) für einen Berg hielt, sind wohl für immer unmöglich geworden.

Daß es hier, auf dem geistigen Gebiete, weit freundlicher und friedlicher ausschaut als vor sechzehn Jahren, ist nach meinem Dafürhalten ein erstes Symptom künftiger Verständigung zwischen zwei Nationen, die vor allen anderen berufen sind, sich zu verstehen und an dem gemeinsamen idealen Werke der Menschheit gemeinsam zu arbeiten. Ja, ich bin überzeugt, die Zeit ist nicht allzu fern — trotz aller gegentheiligen Anzeichen, wie die Abfahrt Lohengrin's mit seinem Schwan und das Abdampfen Boulanger's auf seiner Locomotive — wo die beiden Nationen, den brennenden Schmerz allmählich vernarbender Wunden vergessend, sich wieder die Hand reichen und ihren hohen Beruf, den Culturfortschritt und die freiheitliche Entwickelung Europas, in vereintem Streben rüstig fördern werden. Was ist uns doch der Moskowiter und welche Segnungen können wir von ihm, dem Erzfeinde europäischer Cultur, erwarten? Die Verschwörungspolitik aber eines russisch-französischen Bündnisses würde ihren Urheber bei den Nachgeborenen mit dem Namen eines Ephialtes brandmarken.

Zwei geistige Gebiete sind es, die vor allen anderen die Zukunft trostreicher und freundlicher gestalten werden, während allerdings in der Gegenwart der ernste Politiker noch mit sorgenvoller Stirne die Bestrebungen des Nachbarn mißtrauisch zu beobachten hat, ich meine die vergleichende Sprachenkunde und das, was Goethe die Weltliteratur nannte und unter diesem Namen freudig begrüßte. Daß das Denken, Fühlen, Meinen und Glauben der europäischen Culturvölker in allen Fasern auf's innigste verwoben und verwachsen ist, das haben die ernsten Pfleger und Förderer dieser beiden Wissenschaften überall zu predigen und als frohe Botschaft zu verkündigen. „Lernt euch verstehen und ihr werdet euch lieben, zum wenigsten nicht hassen!" So lautet der Inhalt dieser Botschaft. Euch verstehen aber werdet ihr, wenn ihr zuerst die Sprache, jenes kostbare Gemeingut der Menschheit und dann die in ihr von den edelsten Genien niedergelegten Schätze verstehen lernet. An diesem hohen und schönen Friedenswerke arbeiten unbewußt und in der Stille die echten, vorurtheilsfreien Männer der Wissenschaft in beiden Nationen. Der Geist hat wieder zu vereinigen, was die Worte getrennt haben, oder, nach Lessing's schönem Ausspruch, das geprägte Gold in vollwichtige alte Münze umzuwandeln.

Einen hübschen Beitrag zum Gemeinverständnisse menschlichen Denkens enthält das Juli-Heft der „Revue des deux Mondes" unter dem Titel L'histoire des mots von Michel Bréal, dem Professor der vergleichenden Sprachenkunde in Paris. Das hochwichtige Capitel der Bedeutungsentwickelung (im Gegensatze zu dem von der heutigen Linguistik fast ausschließlich gepflegten Lautwechsel) bildet den Inhalt dieses Aufsatzes.

Freilich bin ich darin auf Stellen gestoßen, die beweisen, daß es mit der wahren Verständigung nicht so schnell voran geht und daß die alte Erbsünde der Oberflächlichkeit auch den gelehrten Franzosen noch hie und da durch die Glieder zuckt. Es schreibt nämlich der Verfasser (S. 209): Quand Goethe dit dans son Iphigénie: „Denkt Kinder und Enkel". Souvenez-vous de vos enfants et descendants, c'est un génitif qu'il prétend employer. Mais rien ne l'indique au dehors. Den weltberühmten Parzengesang so zu verunglimpfen, die wunderbar ergreifend austönenden Schlußworte so mißzuverstehen, ist, gelinde gesagt, arge Ketzerei. Uebrigens ist es auch mit der aus dieser Stelle geschöpften linguistischen Weisheit nichts, obschon sie mit der geistreichen Phrase umkleidet ist: La difficulté de la langue allemande tient en partie à ces touches qui résonnent seulement pour l'oreille intérieure. Denn „Kinder und Enkel" ist wahrhaft und wirklich Accusativ, mit welchem Casus das Wort denken namentlich bei Dichtern vielfach construirt wird, hierin dem Beispiele zahlloser Verba folgend, die ehedem im Deutschen den Genitiv regierten, jetzt aber die verstandesmäßigere, accusativische Rection angenommen haben. So sagt schon Klopstock: „Aber Alle denken Gott und freuen sich Gottes" (Psalm). Und Vater Gleim:

Da, Friedrich, ging Dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher,
Dacht' in dem mörderischen Kampf
Gott, Vaterland und Dich.

Ueber die Literatur der Slovenen.

Von Friedrich Mallawerch.

Problematisch, wie die Zukunft der Slovenen, ist auch der künstlerische Werth ihrer Literatur. Die krampfhaften Bemühungen, eine solche zu schaffen und das Verhältniß derselben zu den politischen und socialen Entwickelungsstadien des Volkes sind jedoch von culturhistorischem Interesse, und von diesem Standpunkte aus wollen wir es in den folgenden Zeilen versuchen, das Entstehen und Wachsen der slovenischen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert zu skizziren und in knappen Zügen

Digitized by Google

die oben angedeuteten Beziehungen zwischen Kunst und Leben aufzudecken ohne jedoch den Rahmen eines Feuilletons zu überschreiten.

Die ersten Anfänge literarischer Thätigkeit und die ersten Spuren des erwachenden Nationalbewußtseins fallen in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Wie allerorts, wohin die Reformation vordrang, wirkte sie auch in den slovenischen Landestheilen belebend und erfrischend auf die Geister. Dieser Aufschwung war jedoch nur von kurzer Dauer; die mit starker Hand durchgeführte Gegenreformation vernichtete die ausgestreute Saat. Wäre es den Slovenen möglich gewesen, auf den durch den Protestantismus gelegten Fundamenten weiter zu bauen, so stünden sie heute nicht nur culturell bedeutend höher, sondern wären, bei Erhaltung ihres damaligen Territorialbesitzes, auch politisch ein Factor, mit dem man ernstlich rechnen müßte.

Zweihundert Jahre mußten vergehen, ehe sich die erste Reaction wider die Folgen der Gegenreformation bemerkbar machte. — Die Sprachgrenzen hatten sich indessen immer enger und enger zusammengezogen, während die Städte durch den fortwährenden Zuzug fremder Elemente ganz deutsch oder italienisch geworden waren. Die wenigen und unbedeutenden literarischen Producte dieser Periode zeigen deutlich, wie sehr die Sprache unter dem fremden Einflusse degenerirte, und der geringe Absatz derselben ist Beweis genug, daß alles Interesse für eine nationale Literatur geschwunden war.

Aus diesen Andeutungen ist zur Genüge ersichtlich, daß die Situation der Slovenen am Ausgange des 18. Jahrhunderts eine geradezu trostlose war, aber die durch die französische Revolution hervorgerufene Bewegung erweckte auch dieses, im Laufe der Zeiten numerisch zusammengeschmolzene und geistig fast vollkommen verkümmerte Völkchen zu neuem politischen Leben, aus welchem sich logischerweise auch ein künstlerisches Streben entwickelte.

Die ersten Anregungen gingen von Anton Linhard aus, dessen Verdienste von den Slovenen viel zu wenig gewürdigt werden. Linhard war als Dichter durchaus nicht bedeutend, er machte auch nicht Schule, er war jedoch ein heller Kopf, ein feingebildeter Mann und ein organisatorisches Talent ersten Ranges. Seine deutsch geschriebene Geschichte Krains hatte den Zweck, die deutsche Intelligenz des Landes für die verachtete nationale Sprache einzunehmen und einen speciell krainischen Localpatriotismus großzuziehen, der, sobald er zur Idee des allgemeinen Oesterreicherthums in einen Gegensatz trat, seine Anhänger natürlicher Weise der nationalen Bewegung zuführte. Dieser feine Coup gelang vollkommen; aus ihm erklärt sich auch die noch heutigen Tages nicht seltene Erscheinung, daß selbst enragirteste Nationale die slovenische Sprache nur sehr mittelmäßig beherrschen. — Linhard hatte Glück, insbesondere bei den krainischen Aristokraten, vor Allen den Grafen Hohenwart und den Freiherrn von Zois, deren Familien er, ad captandam benevolentiam, in seiner „Geschichte" über die Maßen verherrlicht hatte. Sigmund Zois, der reichste Cavalier des Landes, begann die literarischen Denkmale der Vergangenheit zu sammeln und wog sie mit Gold auf; er verfaßte Couplets, die als Einlagen in italienische Opern im landschaftlichen Theater in Laibach gesungen wurden und ermunterte Linhard zu weiterem Schaffen. Die Folge davon war ein Lustspiel, noch heute das beste der slovenischen Literatur, das, von aristokratischen Dilettanten dargestellt, zündend wirkte. Linhard hatte Beaumarchais „Figaro's Hochzeit" bearbeitet, d. h. mit vielem Geschicke nationalisirt. Die von ihm eingeflochtenen Bauernscenen sind köstliche der Natur abgelauschte Cabinetstücke voll echten Humors und bezeugen Linhard's feinen literarischen Geschmack, während ein zweites Lustspiel, das Linhard nach einem deutschen Motive bearbeitete, geringeren Erfolg hatte.

Durch Zois und Linhard angeregt, veröffentlichte der gelehrte Priester Valentin Vodnik eine Reihe lyrischer Gedichte, die, sich an nationale Volkslieder anlehnend, schnelle Verbreitung fanden. Ganz besonders gefielen Vodnik's Vaterlandslieder, welche man auch die besten unter seinen Gedichten nennen muß; während seine rein lyrischen Gedichte oft platt, sogar trivial sind, findet er für patriotische Empfindungen die schönsten, begeisterndsten Ausdrücke. Vodnik fand viele Nachahmer, zwar hatten die Meisten mehr guten Willen, als literarisches Talent, durch ihr Wirken trugen sie jedoch sehr viel dazu bei, das Publikum für die nationale Dichtung überhaupt empfänglich zu machen. Ueberall, wo Slovenen wohnten, fanden sich begeisterte Patrioten und bildeten literarische Gesellschaften, und als im Jahre 1806 die französische Regierung das Königreich Illyrien errichtete, wußte sie diesen Umstand geschickt zu benutzen, um die Slovenen für die neue Staatsordnung einzunehmen. Man gewährte der slovenischen Sprache weitgehende Concessionen in Amt und Schule und Vodnik's bedeutendstes, geradezu classisch schönes Gedicht, seine Hymne an Napoleon, gab dem Dankgefühle der Nation Ausdruck.

Die staatliche Begünstigung, die nun den slovenischen Bestrebungen zu Theil wurde, förderte auch das Gedeihen der Literatur. Bartholomäus Kopitar, der später berühmt gewordene Slavist, veröffentlichte eine historische Grammatik, Vodnik aber begründete die erste slovenische Zeitung. Mit dem Abzuge der Franzosen trat zwar ein momentaner Stillstand ein, da die österreichische Regierung alle Concessionen der Franzosen wieder rückgängig machte, die slovenische Sprache aus den Schulen verbannte und Vodnik sogar seiner Stellung entsetzte, doch dies Alles hinderte die Slovenen nicht, frisch und fröhlich weiter zu bauen. Eine literarische Bedeutung kann man zwar den schriftstellerischen Producten dieser Jahre (1809—1830) nicht zusprechen, doch wurde durch sie die Sprache ausgebildet und verfeinert, zugleich aber das Interesse der Massen für die junge Literatur erhalten und gestärkt. Ganz besonders sei hier Franz Metelkos erwähnt, dessen zahlreiche Schriften zur Erreichung des angedeuteten Zweckes wohl am Meisten beitrugen.

Das Jahr 1830 kann als das Geburtsjahr der slovenischen Nationalliteratur in des Wortes eigentlichem Sinne bezeichnet werden. Mathias Tschopp, ein hochgebildeter Mann und trefflicher Kenner seiner Muttersprache, veranlaßte die Gründung der „Krainischen Biene", eines literarischen Journals, dessen erstes Bändchen in eben diesem Jahre erschien. Es enthielt eine Reihe lyrischer Gedichte, von welchen jedoch nur diejenigen Franz Preschiren's bleibenden Werth beanspruchen können.

Mit Preschiren beginnt eine neue Phase in der slovenischen Literatur, gegen welche die Anhänger der alten Schule sofort reagirten, denn Preschiren betrachtete die Literatur als Kunst und fühlte sich als Künstler entbunden von allen Rücksichten, welche seine schriftstellernden Vorgänger auf die zelotischen Ansichten des katholischen Clerus genommen. Der Kampf, der nun entbrannte, war ein erbitterter und ist eigentlich noch bis zum heutigen Tage nicht ausgetragen. Anfangs schien der Sieg den Klerikalen zufallen zu wollen; ihren Machinationen war es gelungen, das Erscheinen der „Krainischen Biene" nach dem dritten Hefte zu verhindern und Preschiren auf diese Weise mundtodt zu machen, aber die Stürme des Freiheitsjahres 1848 beseitigten diesen unnatürlichen Zustand und brachten die Anhänger des Preschiren'schen Liberalismus wieder an die Oberfläche.

Preschiren ist das erste wirkliche Talent, dem wir begegnen, ein Lyriker, dessen Werke jeder Weltliteratur Ehre machen würden. Die tristen Verhältnisse seines Vaterlandes, die vielen Hindernisse, die den nationalen Kampf fast aussichtslos erscheinen ließen, führten ihn dem Byron'schen Weltschmerz zu, machten ihn zum Pessimisten. Diese Weltanschauung Preschiren's spiegelt sich auch in seinen Werken und nur selten gelangt der ihm angeborene Optimismus zum Ausdrucke.

Preschiren war vorwiegend Lyriker, als solcher jedoch von reicher Phantasie, und warmer Empfindung. Geschmackvoll und originell in der Erfindung von Situationen, sowie in der Wahl der poetischen Bilder, beherrschte er auch die Sprache meisterhaft und erschloß deren ungeahnte Kraft und Fülle. Außer den lyrischen Gedichten verfaßte Preschiren auch eine Reihe geistvoller, witziger Epigramme und ein episches Gedicht:

Digitized by Google

„Die Taufe an der Saviza", das jedoch nur durch die vollendete Schönheit der Detailmalerei wirkt, während die Composition verfehlt, die Charakterisirung der handelnden Personen und die Motivirung der Ereignisse mangelhaft sind.

Preschiren's Bedeutung ist aber nicht nur literarischer Natur, auch als Politiker erwarb er sich dadurch ein großes Verdienst, daß er der, von Dr. Ludwig Gaj in Kroatien inaugurirten panslavistischen Bewegung entschieden opponirte und für die Erhaltung der nationalen Individualität der Slovenen eintrat und zwar mit vollem Erfolge.

Um dem wachsenden Lesebedürfnisse des Publikums Rechnung zu tragen und gleichzeitig die liberale Bewegung vollkommen zu ersticken, begründete der Führer der Ultramontanen, Dr. Johann Bleiweis die Zeitschrift „Neuigkeiten" (Novice). Dies curiose Journal befaßte sich mit allem Möglichen und Unmöglichen. Politik, Philologie, Volkswirthschaft, Geschichte und Belletristik — alles war vertreten und noch dazu in sehr origineller Art. Der Hausgelahrte der Redaction, Davorin Terstenjak, verblüffte die Leser durch seine großartigen historischen Lügen und die Unverschämtheit, mit der er sie vortrug, während der Specialpoet der „Neuigkeiten", Ivan Koseski, sinnlose Reimereien zum Besten gab und sich durch verhunzte Uebersetzungen der Werke Schiller's und Goethe's berüchtigt machte. Allein die Klerikalen waren froh, überhaupt Jemanden zu haben, um ihn Preschiren gegenüber zu stellen. Koseski wurde zum nationalen Genie proclamirt und sämmtliche Dorfcaplane und Pfarrersköchinnen beteten ihn an.

Glücklicherweise war dieser literarische Hexensabbath von kurzer Dauer. Indeß Preschiren mit dem Tode rang, erschienen (1847) seine gesammelten Werke gleichsam als Vorboten der kommenden politischen Stürme. Die neue Generation stellte sich an Seite des Dichters und nahm den Kampf mit den Klerikalen auf. Mathias Cigale, ein tüchtiger Philologe, gründete die Zeitschrift „Slovenija", um welche sich alle freiheitlich gesinnten Elemente gruppirten. Unter den zahlreichen talentvollen Mitarbeitern dieses Journals wollen wir nur der drei hervorragendsten Erwähnung thun. Es sind dies Franz Cegnar, Mathias Valjavec und Franz Levstik.

Cegnar und Valjavec haben sich durch ihre musterhaften Uebersetzungen Schiller's, Goethe's und anderer Classiker bedeutende Verdienste erworben. Ihre eigenen lyrischen Arbeiten sind hingegen nur insoweit beachtenswerth, als sie jene Strömung einleiteten, welche vom Dichter vor Allem verlangte, daß er möglichst national sei. Obwohl Cegnar und Valjavec als die Väter dieser Schule zu nennen sind, hatten sie weder das Talent noch das nöthige Feingefühl um ihren eigenen Forderungen auch künstlerisch zu entsprechen. Ganz anders Franz Levstik, der sich sowohl als Dichter wie als Forscher um sein Volk unsterbliche Verdienste erwarb. Als Philologe bestimmte er endgiltig die Gesetze der Sprache, als schneidiger Kritiker machte er allem Dilletantismus und aller Stümperei ein Ende, während er als Dichter eine der sympathischesten Gestalten der slavischen Literaturen ist. Levstik verstand es wie kein Zweiter, weder vor noch nach ihm, die Seele seines Volkes psychologisch zu ergründen und den Anschauungen desselben poetischen Ausdruck zu geben. Großartig im Pathos, ist er, eine thatkräftige Natur, zarten Empfindungen weniger zugänglich, unerreichbar jedoch in Gedichten, in welchen er seinen originellen und liebenswürdigen Humor zur Geltung kommen läßt. Trotzdem Levstik schon 1854 einen Band seiner Gedichte veröffentlicht hatte und auch später vielseitig thätig war, fand er doch erst in den siebenziger Jahren volle Anerkennung und Würdigung. Alle neueren Schriftsteller sind seine Schüler, er zeigte ihnen den Weg, ohne jedoch ihre Individualität beeinflussen zu wollen. — Keiner der Nachfolger reicht jedoch bei all' seiner Größe an den Meister selbst; Franz Levstik ist die bedeutendste Erscheinung im Culturleben der Slovenen.

Die 1848ger Bewegung hatte nicht nur auf die Entwickelung der schönen Literatur günstig gewirkt, auch die Jünger der Wissenschaft sogen aus ihr Muth und Kraft. Miklosich, der sich mit seinen deutschgeschriebenen Arbeiten einen Weltruf errang, und Andere suchten die sprachliche und historische Vergangenheit ihres Volkes festzustellen, doch waren ihre Bemühungen ohne Einfluß auf die schöne Literatur und das politische Leben, blieben überhaupt von den Nationalen unbeachtet.

Im Jahre 1860 begründete Anton Jančžič die erste nur literarischen Zwecken dienende Zeitschrift, welche im Geiste Levstiks redigirt, sich bald zu großer Bedeutung emporschwang. Simon Jenko, der gemüthstiefe heinisirende Lyriker und Verfasser des in allen slavischen Ländern gesungenen Kampfliedes „Naprej" (Vorwärts), feierte im Glasnik seine ersten Triumphe, indeß Josef Jurčič sich in der Erzählung mit Glück versuchte und mit seinen Skizzen aus dem Bauernleben der slovenischen Novellistik den Weg anwies, welchen sie zu gehen habe um national zu sein. Jurčič ist eine eigenthümliche Individualität, als Denker Idealist, als Künstler Realist versteht er es doch, diese beiden Gegensätze stets harmonisch zu verbinden, wodurch seine Novellen einen ganz eigenen Reiz erhalten. Es liegt nicht in unserer Intention, eine Analyse seiner Werke zu bieten. Alle kranken an demselben Fehler, dem Mangel einer sich naturgemäß entwickelnden und abschließenden Handlung, allen sind dieselben Vorzüge eigen: der schöne Stil, die Feinheit der Charakteristik, die blendende Detailmalerei, der Reichthum geistvoller Aperçus und sprühenden Witzes.

Weniger gelesen als die Novellen ist die Tragödie „Tugomer". Das Sujet dieses Werkes, das uns Jurčič ungewöhnliches Talent auf dem Höhepunkte seiner Entwickelung zeigt, ist der altslavischen Geschichte entnommen. Die Tragödie ist ein vollendetes Meisterwerk, an dem selbst der schneidigste Kritiker nichts auszusetzen findet als höchstens — den grimmen Deutschenhaß des Autors. Als Politiker war Jurčič ein Radicaler reinster Farbe und der glänzendste Vertreter dieser Richtung auf dem publicistischen Felde.

Gleichzeitig mit Jenko und Jurčič trat noch ein Schüler Levstik's in die Oeffentlichkeit: Josef Stritar. Als Lyriker, Novellist und Kritiker hat sich Stritar eine glänzende Position errungen. Seine lyrischen Arbeiten, deren technische Seite mustergiltig ist, fanden begeisterte Aufnahme, obwohl sie mitunter ganz unnatürlich-sentimental sind; ein ungesunder Pessimismus, nicht der Ausfluß der eigenen Individualität, sondern frei nach Byron und Heine anempfunden, macht sie ungenießbar. Weit höheren Werth haben Stritar's Romanzen und Balladen, von welchen der Cyclus „Rajah", den herrlichsten Schöpfungen slavischen Geistes an die Seite gestellt werden muß. Interessant ist Stritar als Novellist. Man merkt bald, daß Stritar's Arbeiten sich sozusagen nach langen Vorbereitungen aus seinem Geiste herauskrystallisirt haben, daß jede Redewendung, jeder Gedanke planmäßig eingeflochten wurde. Alles, was in diesen Novellen geschieht, ist folgerichtig motivirt, die Steigerung und der Abschluß sind sorgfältig durchgeführt, die Charakteristik eine peinlich genaue — aber aus der Gesammtheit schließt man doch, daß es dem Autor viele Mühe gekostet haben mag, diese sauber ausgeführten Werke zu schaffen. Stritar ist eben kein schaffendes Talent, sondern arbeitet mit dem ganzen Aparate seines literarischen Wissens. Der Beweis dieser Behauptung ergibt sich aus seinen kritischen Arbeiten.

Mit Stritar schließen wir diese Skizze der slovenischen Literatur, denn die noch erwähnenswerthen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, so Ivan Tavčar, Janko Kersnik, Simon Gregorčič u. A. haben den Höhepunkt ihres Schaffens noch gar nicht erreicht.

Fassen wir alles Angedeutete zusammen. Die slovenische Literatur war ursprünglich kein nationales Bedürfniß, ihr Entstehen ist nur auf den starken Patriotismus einzelner Männer zurückzuführen. Sie ist auch gar nicht national-slavisch, höchstens theilweise krainisch-national, doch wäre es gefehlt, diesen Umstand nur aus der deutschen Bildung ihrer Schöpfer erklären zu wollen, die gewiß ihr Möglichstes thaten, um national zu sein. Der slavische Charakter der Slovenen hat sich vielmehr im Laufe der Jahrhunderte vollständig verloren; der Gedankengang der Slovenen ist ein deutscher, die Syntax ihrer Sprache ist ger-

Digitized by Google

manifirt. Die Ursache dessen mögen wohl die intimen Beziehungen zwischen Deutschen und den Slovenen sein, zu welchen sich noch der Mangel jeder, sowohl geistigen als politischen Wechselseitigkeit mit den anderen slavischen Volksstämmen gesellt.

Heutigen Tages haben kleine Nationalitäten keine Existenzberechtigung mehr, da ihre politischen Ansprüche die Verallgemeinerung der Cultur nur hindern und dem Drange großer Völker, neues Terrain zu gewinnen, Hindernisse entgegenstellen; diese aber sind bloß dem Wohle des eigenen Stammes schädlich. Auch die Slovenen werden diesem Processe in absehbarer Zeit erliegen und sich theils mit den Deutschen, theils mit den Italienern amalgamiren. Niemand kann ihnen jedoch die Anerkennung versagen: sie haben sich redlich bemüht, auf daß die Culturgeschichte ihrer mit Achtung erwähne.

Ein musikalisches Novellenbuch.

Von Adalbert Meinhardt.

Es ist ein altes, vielumstrittenes Problem, ob sich die verschiedenen Künste vereinigen lassen, ob sie in solchem Vereine gewinnen, oder jede der anderen schadet. Das Musikdrama Wagner's verschmilzt Wort und Ton und die darstellende Kunst und die Pracht der malerischen Decorationen zu einem reichen, gewaltigen Ganzen. Lyrische Gedichte erlangen oft erst durch die Musik ihre volle Ausdrucksfähigkeit, dringen von einer schönen Stimme gesungen, ganz anders und tiefer uns zu Herzen als beim Lesen. Ein Anderes ist es mit der Vereinigung von Wort und Bild. Denn, verschieden wie die Sinne, mit welchen wir sie in uns aufnehmen, sind auch die Künste: eine jede hat ihr Gesetz, ihren Wirkungskreis. „Gegenstände, die neben einander existiren, heißen Körper; die aufeinander folgen, Handlungen", sagt Lessing im Laokoon, — „deshalb bilden Körper den eigentlichen Vorwurf der Malerei — (oder plastischen Kunst) — Handlungen den der Poesie." — Wie viele Gretchen, wie viele Clärchen wurden gemalt und wie hoch stehen die Gestalten Goethe's, deren Wesen sich vor unseren Augen zum Ernst ihres tragischen Schicksals steigert, über ihren Nachbildungen, die nur lächeln, oder nur tragisch ernst sein können. Deshalb ist auch die Illustration stets eine so gefährliche Sache. Sie gleicht der Uebersetzung, die ebenfalls ihr Vorbild uns näher bringt und dennoch seines ureigensten Reizes entkleidet, ihm die Gluth, das lebendige Leben nimmt. „Welches Feuer brennt, aber wärmt nicht?" — so heißt's in dem altdeutschen Räthselspiel. Und das Kind giebt zur Antwort: „Das gemalte". — Auch Illustrationen bleiben zumeist nur gemaltes Feuer. —

Doch wenn es schon so selten gelingt zu Worten das richtige Bild zu schaffen, um wie viel unausführbarer erscheint es, die Musik, diese incommensurabelste aller Künste, diejenige, bei der Jeder denkt und fühlt, was seines Charakters ist, in deutlich festumrissene Begriffe umzusetzen. Den Tönen, den unfaßbar freien, die Fessel der Worte anzulegen, ist nicht das ein Herunterziehen, ein allzu keckes Unterfangen, als ob man eine Blume trocknet, daß sie Duft und Farbe verliert? Es ist wohl die schwerste, die undankbarste der Illustrationen, — wenn man dies Wort als die Verdeutlichung, Verlebendigung einer Kunst durch die andere gelten lassen will. Um so schwerer die Aufgabe aber, um so mehr Antrieb für einen eigengearteten, hochstrebenden Geist, sie zu vollbringen.

Vor uns liegt ein Buch, welches diese Aufgabe lösen will. Es nennt sich: „Fedele", nach der ersten der sechs Erzählungen, die es enthält.*) Das Titelblatt mit der Silhouette einer überzierlichen jungen Dame am Clavier mag gleich als ein Beweis mehr dafür dienen, wie schwer es hält, Begriffe durch Bilder in's Leben zu stellen. Denn zum Glücke giebt dies ultramoderne, schmächtige Persönchen nichts weniger als die Quintessenz dieses Buches. Wer den Autor kennt, der weiß, daß man tiefen Ernst und poetische Empfindung, ein dem Deutschen näher verwandtes Gemüthsleben bei ihm erwarten darf, als bei den meisten modernen Italienern. Antonio Fogazzaro ist bekannt durch seine reizende poesievolle Dichtung: „Miranda",*) durch einen Band Gedichte: „Valsolda", und durch zwei größere Romane: „Malombra" und „Daniele Cortis". Der letztere mit seiner Schilderung parlamentarischer Kämpfe und Leidenschaften hat in Italien wie in Deutschland gerechtes und großes Aufsehen erregt. Diesen früheren Werken stellt sich sein neuestes, „Fedele" ebenbürtig an die Seite. Es ist ein eigenthümliches Buch, eine Verschmelzung der Künste, die nicht nur versucht, sondern wie uns dünkt auch gelungen ist. Denn zwischen die Prosaerzählungen in knappstem, modernem Stil, bei denen in einigen gleichfalls die Musik eine Rolle spielt, hat er fünf Intermezzi eingeschoben, Gedichte zu seinen Lieblingsmusikstücken: Beethoven, Chopin, Clementi, Boccherini und Martini. So wie in der Tribuna zu Florenz die Statuen zwischen den Bildern stehen, daß die Augen von dem Farbenglanz sich ausruhen sollen an der kühlen Würde und Feierlichkeit dieser klassischen Marmorgestalten, ähnlich will Fogazzaro, daß nach jeder seiner Erzählungen das kurze musikalische Gedicht einen Ruhepunkt biete, bei dem man sich des gehabten Eindruckes erst voll bewußt wird, ihn in sich verarbeiten und für den folgenden sich erfrischen kann. Aber einen Fehler hat das Buch doch. Denn so reizvoll die Erzählungen sind: Fedele, die Tochter des armen, blinden alten Musikanten, der sein Kind verstößt, weil es der Kunst den Gatten vorzog; Ermes Toranza, der greise Dichter, der über das Grab hinaus die Geliebte beglücken, ihrem Leben die Harmonie zurückgeben möchte; Maestro Chieco, der originelle Kauz von einem Cellisten, der in dem malerischen alten Castell am See von Toblino sich einquartirt hat, demselben Hause, in welchem einst Scheffel mit Anselm Feuerbach, dem Maler, köstliche Wochen bei feurigem Tyrolerwein verlebte, und das tragische Ende des alten Gelehrten, in Eden Anto, und die starrsinnige Treue des guten Don Rocco gegen das Beichtgeheimniß des Diebes, — so anziehend wahr und lebensecht sie alle dargestellt sind, unwillkürlich wendet man die Blätter, um schneller zu den Versen zu gelangen. Erst wenn man diese kurzen Gedichte gelesen und wieder gelesen hat, findet man die Ruhe auch die Novellen kennen zu lernen. Des Verfassers Absicht, Erzählung und musikalische Poesie zusammen als Eins, jedes durch das andere ergänzt und gehoben, uns einzuprägen, wäre insofern also wohl nicht ganz erreicht. Was aber auch in Fogazzaro's Sinn gelegen haben mag, da er sein Buch also schrieb und zusammenstellte, — daß jeder Leser es mit dem Bewußtsein aus der Hand legen wird, das Produkt eines gedankreichen und selbständigen Geistes kennen gelernt zu haben, dessen darf er gewiß sein.

Wer, wenn er auch nicht das Musikstück von Clementi (Op. 26) kennte, empfände deshalb nicht die Poesie dieses leise geflüsterten, nächtlichen Gespräches unter dem Fenster der Geliebten? Wem käme nicht unwillkürlich auch Tanzlust beim Lesen der leichten, graziösen Reime, die das junge Mädchen und der Alte zu der Gavotte von Martini sagen? Und wer, wenn er die kurzen, markigen Verse voll Kraft und düsterer Leidenschaft liest, welche das Adagio von Beethoven (Op. 27) versinnbildlichen, fühlte sich nicht von ihnen ergriffen, von einem Hauche seines, des Beethoven'schen Geistes, angeweht? —

Von mächtigem, klagendem Singen
Des Meeres Tiefen erklingen.
Dumpf aus dem Strudel her
Steigen sie schluchzend auf
Stimmen der Geister.

Und das ist im Grunde genommen die beste, die einzig wahre Art der Illustration: nicht daß ein Künstler mit seinem

*) A. Fogazzaro, Fedele ed altri racconti. Milano, Giuseppe Galli. 1887.

*) „Miranda", von Antonio Fogazzaro. Aus dem Italienischen übersetzt von A. Meinhardt. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1882.

Digitized by Google

Instrument, sei's nun Meißel, Pinsel, Ton oder Rede, sclavisch die Art des anderen nachahmt, sondern daß, was er als schön empfunden, ihn begeistert auch Schönes zu schaffen. Wie ein Bild verfehlt ist, das zu seiner Verständlichkeit einer gedruckten Erklärung bedarf, so wären es diese Verse auch, könnte man nicht, ohne die Noten, sich an ihnen freuen.

Das gelungenste von allen ist vielleicht das dritte der Intermezzi, das hübsche Menuett in C-dur von Boccherini. Wir meinen Tänzer und Tänzerin in ihren spitzenbesetzten, geblümt seidenen Rocococostümen vor uns zu sehen, wie sie zum graziösen Taktschritt des Tanzes einander ihre Liebesschwüre zuflüstern, aber vor der Gesellschaft durch desto tiefere, förmlichere Verneigungen ihr heimliches Einverständniß zu verdecken streben. Da schwärmt eine Schaar von bunten Masken als Zephyre gekleidet, singend durch den Saal. Sie rühmen sich ihrer Windesfreiheit:

Hält Schönheit und Reize der Welt auch umspannt
Ein neidisch Gewand,
Wir lüften es gern.
Die züchtige Hand,
Sie hält uns nicht fern;
Uns schuldlose Lüftlein, vom Himmel gesandt.

Und der Hauch dieser zügellosen Winde berührt das sittsam tanzende Pärchen, weht die Schranke fort, die sie noch trennte. Denn ach! des schönen Tänzers Gattin, der reizenden Tänzerin treuloser Gemahl sind miteinander im Zug der Zephyre. Nun erst gibt die Dame dem Drängen ihres Cavaliers nach, sie will jetzt selbst ebenso leichtsinnig sein wie jene:

Ich lache, ja, das Schicksal sandt' uns den Maskenreigen,
Ich lache, ja, ich schwöre nur Dir zu folgen immer,
Ich lache, ja, o Liebster mein! verlasse Du mich nimmer.

Wieder fordert das Gesetz des Tanzes, daß sie sich von einander entfernen und gravitätisch die vorgeschriebenen Verbeugungen machen:

Ich neige mich, o Herr, vor Euch.
Herrin, ich muß mich neigen.
O Gott, wie stirbt in wilder Lust der Trillerklang der Geigen! — —

Höchst eigenthümlich ist auch die kleine — Skizze oder Scene, wie soll man es nennen? — zu dem Stücke aus Opus 68 von Robert Schumann. Der Verfasser selbst gesteht hier im Grunde alle die Bedenken zu, die wir gegen die Verdeutlichung musikalischer Eindrücke durch Worte erheben. Es ist kein Gedicht, eine kurze Plauderei in Prosa, die nach Fogazzaro's gewohnter Art ohne Umschweife, ohne Vorrede uns direct in den Kern der Handlung hineinführt, die Personen vor uns wie alte Bekannte reden läßt, bis wir durch sie selbst nach und nach erst erfahren, wer sie sind. Die schöne Donna Valentina spielt das kurze Stück von Schumann einem kleinen Kreise ihrer Verehrer vor und verlangt, daß jeder von ihnen aufschreibt, was er sich dabei gedacht hat. Aber — wie grundverschieden fallen diese Aufzeichnungen aus! Der verliebte Alte träumt sich mit ihr in eine blühende Rosenlaube, in eine duftige Nacht des Orients. Der blonde Jüngling sieht in düstergewölbter Kathedrale eine verzweifelnde Büßerin. Und der Dichter? der macht im Takte zu den Accorden Schumann's sich lustig über den Alten, den Jüngling, die schöne Coquette und ein wenig auch über sich selbst.

Wie er durch dieses humoristische Stücklein gewißermaßen über seine eigenen Phantasien die Achseln zuckt, so scheint er in dem Brief, welcher den Schluß des Bandes bildet, seine ganze literarische Thätigkeit überhaupt in Zweifel zu ziehen, da er davon spricht sich von ihr lossagen zu wollen. Diese „Liquidazione" mag aus der gleichen, etwas menschenfeindlichen und selbstquälerischen Laune hervorgegangen sein, wie jene Phantasie über Schumann's Musiksatz; aber der Poet in ihm erhebt sich mit lächelndem Humor über die eigene, feige Schwäche. Er erklärt freilich dem Director einer Zeitung, der ihn zu Beiträgen aufgefordert hatte, daß er nicht mehr schreiben wolle, weil seine Bücher doch nicht den rechten Anklang fänden. Man darf aber einmal bei einem Dichter nicht jedes Wort beim Worte nehmen. Er sagt, er werde die Werkstatt schließen. Doch indem er nun das Arbeitsgeräth aufzählt, das er, weil es außer Mode gekommen, um ein Billiges veräußern würde, da merkt man bald, wie ihm dieses sein Handwerkszeug viel zu lieb ist und viel zu hoch steht, als daß er es für einen Band von Goncourt oder Zola, wie er es anfänglich wollte, hergeben könnte. Nein, die altväterische Brille, durch welche er nicht allein den Schmutz und das Häßliche in der Welt, sondern auch Schönes, Großes und Gutes zu erblicken vermag, sie ist ihm nicht feil. — „Nicht verkaufen, noch zerbrechen will ich sie", so ruft er aus, „ich werde sie in Gold fassen lassen, damit sie mir jenes hochgemuthe Feuer in's Gedächtniß zurückrufe, in welchem einst mein thörichtes, glückliches Herz sich eingeredet hat, mit diesen Gläsern das Weltall durchforschen, nach seinen eigensten Begriffen von Kunst Phantasien von ewigem Sein, lebendige Bilder von Gestalten hervorrufen zu können, daß sie mich gemahne an manchen treuen und eifrigen Genossen, der mir folgen, auch durch sie die Welt betrachten, verlachen wollte, wer uns verlachte. Und vor dem Sterben will ich dann, wie der König von Thule, Gläser und Gold in's Meer versenken, daß Niemand nach uns sich durch sie berausche — und verliere."

Aber wie geistreich er auch von seiner Liquidation plaudert, noch hat er seine „armen Ideale" nicht fortgeworfen, noch blüht vor ihm auf dem Schreibtisch jene weiße Rose, die Blume der Poesie, die er demjenigen schenken wollte, der mit etwas Nachsicht und Mitgefühl seine Schriften gelesen hätte. — „Ich habe noch", so schießt der Brief, „ein wenig von dem alten Glauben, der mir, ich gestehe es offen, zu schreiben half. Aber — wenn ich auch den verkaufe — wie soll ich leben?"

Antonio Fogazzaro mag einen Vers in Straßburger Mundart als Antwort auf seine Fragen nehmen. Auch hier klagt der Dichter, Ludwig Schneegans, daß wer: „siin Beschts züem Beschte gitt", von den Schlechten verlacht, von den Guten nur zu oft mißverstanden werde, dagegen aber wer „e bissel Blech un Schwindel in d' Goldwaar thüet", — es mit Niemandem verdirbt. Aber, so schließt das Gedichtchen:

Moral dervun: Was soll mer denn?
Siin Beschts halt doch züem Beschte genn! —

Das ist's was wir dem Dichter Fogazzaro zur Beherzigung sagen möchten, wenn wir nicht überzeugt wären, daß er es schon selbst gefühlt hat und auch seiner ganzen Natur nach nicht anders thun kann.

Gastspiele auf Zeitungsredactionen.

Von Otto Felsing.

Der verdienstliche Feuilleton-Redacteur der Berliner „National-Zeitung", Dr. Carl Frenzel, hat gelegentlich einer Polemik in Kunstangelegenheiten einen Ausspruch gethan, der wie eine Brandrakete unter die gesammte Künstlerschaft fuhr und einen wahren Aufschrei der Entrüstung zur Folge hatte. Er hat nämlich davon gesprochen, daß die Künstler fortwährend die Thürklingel der Kritik in Bewegung setzten, will sagen, daß sich die Schaffenden persönlich um die Gunst der Beurtheilenden bewürben. So energisch auch damals von Seiten der Künstler gegen diese Behauptung Frenzel's opponirt wurde, ihre Wahrheit kann von keinem Klarblickenden bestritten werden, die ihr zu Grunde liegenden Thatsachen lassen sich trotz aller Proteste nicht aus der Welt schaffen. Es muß freilich, will man gerecht sein, zugestanden werden, daß die Anwendung jenes Frenzel'schen Dictums auf die Jünger der bildenden Künste weit weniger Berechtigung hat, als auf diejenigen der redenden Künste, das heißt auf die Angehörigen der Theaterwelt.

Man weiß nachgerade wohl so ziemlich überall, daß unter

Digitized by Google

den vielen Redactionsplagen die „Komödiantenplage“ eine der häufigsten und — verhaßtesten ist. Vergeht doch zur Zeit der beginnenden Saison sowohl in den Haupt- wie in den Provinzialstädten kaum ein Tag, an welchem sich nicht irgend ein Schauspieler oder eine Schauspielerin (respective Sänger oder Sängerin) in den Redactionen vorstellt und in Bezug auf das bevorstehende Gastspiel auf Engagement um die „gütige Nachsicht des Herrn Doctor“ bittet. Da taucht der lockenumwallte Kopf (Brennscheere Nummer 2) eines jugendlichen Helden und Liebhabers vom Hoftheater in Dingsda vor dem nicht gerade freudig berührt von seiner Arbeit emporblickenden Redacteur auf; da erscheint eine Naive, welche demnächst ihr 25jähriges Jubiläum als renommirte Darstellerin von Backfischrollen feiern wird; da schreitet auf Pariser Glanzlackstiefelchen, aber dennoch wie auf hohem Kothurn, eine Künstlerin in das Redactionszimmer hinein, deren wuchtiger Redeweise, deren großen, runden Armbewegungen man das Heroinenfach sofort anmerkt; da naht sich schließlich mit einem seidenen Foulard um den Hals ein Tenorist, welcher die edle Absicht hat, einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publico ein hohes C zu Füßen zu legen, das, wie er von Wohlwollen gegen sich selbst erfüllt, versichert, „nicht von Pappe ist“. So präsentiren sich nach und nach alle Fächer vom Bassisten bis zum Possenkomiker, von der Operndiva bis zur komischen Alten. Ja noch mehr; auch die Theatermutter erscheint in Begleitung ihrer Tochter auf der Redaction, und sie alle, wie sie da kommen, geben sich dem Redacteur gegenüber so liebenswürdig wie nur möglich und bitten um die „gütige Nachsicht des Herrn Doctor“.

Man muß nun nicht etwa denken, daß nur diejenigen die Nachsicht der Kritik erbäten, welche ihrer in der That bedürftig sind; nein, mit verhältnißmäßig außerordentlich wenigen Ausnahmen greift jeder, auch der bedeutendste Künstler, nach der Thürklingel der Kritik, besonders vor Antritt eines neuen Engagements oder auf Gastspielreisen. Allerdings muß zugegeben werden, daß sich innerhalb der letzten Jahre eine leise Wandlung vollzogen hat, daß die Künstler anfangen, wenigstens die großen, nicht mehr persönlich Besuche auf den Redactionen zu machen, sondern einfach ihre Visitenkarten mit der hinten aufgekritzelten, mehr oder minder unanfechtbar stilisirten Bitte um die „gütige Nachsicht des Herrn Doctor“ zu schicken. Und sie thun recht daran! Der vielbeschäftigte Redacteur wirft einen flüchtigen Blick auf die Karte und versenkt sie dann, ohne sich groß in seiner Arbeit stören zu lassen, in den Abgrund seines Papierkorbes. Damit ist die Sache erledigt, während er bei einem persönlichen Besuche des Künstlers, selbst wenn er die nicht allzuhäufig zu treffende Kunst besitzt, den Visiten bei vollkommenster Wahrung der Höflichkeit eine bestimmte zeitliche Grenze zu setzen, also sie nach Belieben abzukürzen, doch immerhin einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Arbeitszeit unwiederbringlich verliert, aus dem Gedankengange, der ihn beschäftigt, herausgerissen wird und meist Mühe und Noth hat, den abgerissenen Faden auf's Neue wieder anzuknüpfen.

Wenn es sich doch die Künstler, welche die Anbahnung einer persönlichen Beziehung zum Kritiker für unumgänglich nothwendig, das heißt für schadenverhütend, wenn nicht vortheilbringend halten, klar machen wollten, daß sie auf der Redaction niemals willkommen sind, niemals willkommen sein können und wären sie persönlich die angenehmsten Leute, wäre eine Unterhaltung mit ihnen noch zehnmal interessanter als es ihre künstlerischen Darbietungen sein mögen: Sie stören eben in der Arbeit und rangiren sich somit ganz wider Willen unter die ärgsten Feinde der Redacteure, unter die Zeiträuber.

Dieser Umstand, will uns scheinen, rückt die Zweckmäßigkeit solcher Besuche in ein sehr zweifelhaftes Licht. Wenn uns jemand in der Arbeit stört, um uns für sich oder seine Leistungen freundlich zu stimmen, so hat er die Sache ganz am unrechten Ende angepackt und kann noch zufrieden sein, wenn wir so viel Selbstüberwindung besitzen, ihn das nicht merken zu lassen.

Es ist vorhin der Wunsch ausgesprochen worden, daß die Künstler der geringen Erfreulichkeit ihrer Besuche inne werden möchten. Dieser Wunsch ist vielleicht überflüssig; denn sehr vielen Angehörigen der Bühnenwelt darf man Verstand genug zutrauen, daß sie sich vollkommen klar darüber zu werden vermögen. Wenn sie diese Besuche dennoch nicht unterlassen, so hat das einen anderen Grund als den des mangelnden Verständnisses für die Situation. Sie glauben eben, und es ist das tief in der durch ihre Berufsthätigkeit erzeugten Eigenart des Wesens unserer dramatischen Künstler begründet, daß sie vermöge ihres bloßen Erscheinens den durch die Störung etwa hervorgerufenen ungünstigen Eindruck sofort verwischen und weiter durch die „sieghafte Macht ihrer Persönlichkeit“ den Kritiker so für sich einnehmen können, daß er „gut“ über sie schreibt.

Daß sie bei solchen Besuchen eine außerordentliche Liebenswürdigkeit entwickeln, soll ihnen weiter nicht verdacht werden; denn wenn man etwas von Jemandem will, so ist es natürlich, daß man ihm möglichst liebenswürdig gegenüber tritt. Nur sollten sich die Schauspieler, wie sie es thun (natürlich von Ausnahmen abgesehen), nicht einbilden, daß der umschmeichelte Kritiker nicht ganz genau den egoistischen Grund ihrer Flatterien kennt, nur sollten die auf den Redactionen vorsprechenden dramatischen Künstler und ihre mehr oder minder schönen Colleginnen doch daran denken, daß der Kritiker gemeinhin Menschenverstand genug besitzt, um die Maske, welche die Jünger Thaliens ihm gegenüber vorbinden, zu durchschauen. Der Kritiker weiß ja doch mit absoluter Gewißheit, daß der so liebenswürdige Herr mit dem glattrasirten, blauschimmernden Gesicht, der auf der Redaction in Hochachtung, Ehrerbietung, eventuell freundschaftlichster Ergebenheit förmlich zerfließt, das seine Lippen umspielende süßliche Lächeln und die Falten der Bonhommie sofort verschwinden läßt, wenn sich die Thür der Redaction hinter ihm geschlossen hat, und eine Miene aufsteckt, welcher deutlich das Selbstbelobigungsdictum abzulesen ist: „Den hätten wir wieder einmal gründlich eingeseift!“ Das weiß der Kritiker ganz genau. Er ist sich auch völlig klar darüber, daß die Hochachtung, freundschaftliche Ergebenheit u. s. w. u. s. w. von Seiten des Schauspielers niemand anderem gegenüber betont wird als ihm, dem Kritiker selber, daß namentlich, wenn die Herren Bühnenmitglieder unter sich sind, aus einer ganz anderen Tonart über ihn hergezogen wird, einer Tonart, die erheblich von der im Redactionszimmer angestimmten abweicht. Die Schauspieler, welche sich ja nur so lange als einfache Menschen, wie andere auch, geben, so lange sie höchstens zu zweit sind, aber schon in dem Augenblicke wo ein Dritter hinzutritt, einander die lächerliche Komödie der Selbstvergötzung vorspielen, trotzdem ja jeder von ihnen ganz genau weiß, daß ihn die beiden Anderen vollkommen durchschauen — die Schauspieler donnern sich ja vor einander zu kleinen Weltwundern auf und wenn sie dann, was nur allzu oft geschieht, auf die Kritiker zu reden kommen, so geht es diesen ganz gottsjämmerlich schlecht. Derselbe Kritiker, dem gegenüber der Schauspieler versichert hat, daß „eine wohlwollende Zeile aus seiner Feder ihn hochbeglücken und zu ewigem Danke verpflichten“ würde, ist dann ein „elender Schmieriax“, nach dem „ja doch kein Hahn kräht“; derselbe Theaterreferent, dessen „anerkannte Gerechtigkeit“ der Komödiant trotz der sanften Ablehnung seines Gegenübers in der Redaction so oft betont hat, wird auf einmal als „Preßbandit“ stigmatisirt, und das Schlußverdict, bei dem sich die über die Kritik zu Gericht sitzenden Coulissenjuroren verständnißinnig die Hände schütteln, lautet unweigerlich: „Schufte sind die Kerle ja doch alle!“

Darüber ist sich Niemand, der kritisch die Feder führt, auch nur im Entferntesten unklar. Ein jeder weiß, daß, wenn er wohlwollend ist, er hinter seinem Rücken verlacht wird, daß die Theaterleute nur Respect vor dem haben, den sie wegen seiner Schärfe fürchten müssen. Er weiß freilich auch, daß dieser Respect seinen Ausdruck nur in Verbalinjurien findet; natürlich wenn er nicht dabei ist. Freilich, wird in seiner Abwesenheit über ihn in der beliebten Manier hergezogen und tritt er dann zufällig, wie wir das im Café Bauer und ähn-

Digitized by Google

lichen Rendezvousstätten der Berliner Schauspielerwelt mehr als einmal erlebt haben, an den Tisch heran, so strecken sich ihm sämmtliche Hände — von jedem Schauspieler zwei — entgegen, man lächelt süß und preist sich glücklich „der Ehre theilhaftig zu werden, den verehrten Herrn Doctor wieder einmal begrüßen zu können" und ist die Freundlichkeit, die Dankbarkeit „für das bisher bewiesene Wohlwollen" in persona.

Wenn einerseits der Grund für die Schauspielerbesuche auf den Redactionen in dem Wunsche zu suchen ist, daß der Kritiker „gut" über sie schreibe, das heißt sie nach Kräften lobe und in die Posaune der Reclame stoße, so ist er andererseits in dem vielleicht noch lebhafter empfundenen Wunsche zu entdecken, durch eine solche Visite zu verhindern, daß der Referent „schlecht" schreibe. Die Schauspieler glauben nämlich unglücklicher Weise, daß ein Kritiker es ihnen nothwendig übel nehmen müsse, wenn man ihm keinen Besuch mache, daß er darin eine Verletzung der schuldigen Rücksicht erblicke und die Quittung dafür in Gestalt einer abfälligen Kritik ausstelle. Von diesem Glauben halten sich, natürlich auch hier wieder einzelne Ausnahmen abgerechnet, selbst die bedeutendsten dramatischen Künstler nicht frei. Wir wissen es z. B. von einem der hervorragendsten in Deutschland, der es ganz gewiß nicht mehr nöthig hätte, sich um die Gunst oder Ungunst der Kritik zu scheeren, daß er einer jungen aufstrebenden Collegin als die im Bühnenleben wichtigsten beiden Rathschläge die mit auf den Weg gab: „1. Liebes Kind, stellen Sie sich gut mit den Directoren, das ist die Hauptsache, und 2. mit den Kritikern, das ist unter Umständen noch wichtiger. Besuchen sie jeden von diesen Kerlen und so oft es irgend möglich ist. Ich, der »große X.« (das wurde in durchaus nicht ernstgemeinter Selbstironie gesagt) lange mir den kleinsten Theaterschreiber und wickle ihn mit Liebenswürdigkeiten ein und wenn der Hund fünf Treppen hoch wohnte." Der gute Mann hatte zweifellos keine Ahnung davon, wie wenig geehrt sich selbst der „kleinste Theaterschreiber" durch den Besuch des „großen" X. fühlt, wie erleichtert er aufathmet, wenn die Thür hinter dem gefeierten Mimen in's Schloß gefallen ist. Die Schauspieler fühlen es eben nicht durch, wie peinlich es für jeden seiner Empfindenden sein muß, persönlich mit Jemandem bekannt zu werden, über den man vielleicht gezwungen ist, kaum 24 Stunden später Dinge zu schreiben, die ihn wenig angenehm berühren müssen. Oder haben sie vielleicht doch eine Ahnung davon, wollen sie vielleicht dadurch einen moralischen Druck auf den Kritiker ausüben, daß sie einen Conflict zwischen seinem Urtheil und seinen Begriffen von Schicklichkeit hervorrufen?

Wir wollen diese Frage hier lieber unbeantwortet lassen und nur so viel sagen, daß der Kritiker den Schauspieler lieber gehen als kommen, ihn am liebsten gar nicht kommen sieht. Es begreift sich daher, daß es Kritiker gibt, welche für visitenmachende Bühnenkünstler principiell niemals zu Hause sind. Sie vermeiden dadurch, und mit gutem Fuge, eine Arbeitsstörung, ein peinliches Gefühl und laufen außerdem, was auch nicht gering anzuschlagen ist, nicht Gefahr, daß der durch seinen Besuch mit ihnen bekannt gewordene Künstler sich das Recht zubilligt, sie bei einem gelegentlichen Zusammentreffen am dritten Orte zu begrüßen und ihnen die „für die Leser des Blattes ganz zweifellos nicht uninteressante" Neuigkeit zu vermelden, daß er vom Director X. Y. Z. zu einem fünf Abende umfassenden Gastspielcyklus an das Stadttheater zu Tirschtiegel eingeladen sei aber wegen Verweigerung des Urlaubes habe absagen müssen.

Ziehen wir nun die Summe dieser Betrachtungen, so finden wir, daß die Schauspielerbesuche in den Redactionen ein Brauch sind, von dem, mit Shakespeare zu reden, „der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung." Sie haben für die Angehörigen der Theaterwelt nur einen höchst problematischen Nutzen und sind den Kritikern durchaus unerwünscht. Es wäre daher am gescheitesten, sie kämen in Wegfall.

Feuilleton.

Der Ring am Finger.

Von Georg Keben.

(Schluß.)

„Ueber diese Stille brütet ein Geheimniß!" rief plötzlich eine heitere Stimme von der Thür aus. Der Eintretende war Herbart.

Coralie sprang auf, auch die Gräfin erhob sich. „Es handelt sich immer um den, der fragt. Wissen Sie das nicht, lieber Herbart?" Sie reichte ihm gnädig die Fingerspitzen zum Kuß hin.

„Also es betrifft mich! Sie machen mich neugierig."

„Das sind alle jungen Herren, die viel Damenbekanntschaften haben."

„Bah, das bringt die Kunst mit sich!"

„Ei, ei! Sie spielen den Liebenswürdigen für Alle! Ich werde das Blanche wiedererzählen!"

„Aber, gnädige Frau! Ist es nothwendig zu sagen, daß die Comtesse nicht zu »Allen« gehört?"

„Diese Entschuldigung nehme ich mit Vergnügen an. Bitte, versäumen Sie unseren nächsten jour-fixe nicht. Wir müssen doch einen interessanten Menschen bei uns sehen!"

„Sie schmeicheln, Frau Gräfin!"

„Durchaus nicht! Ich verlasse mich auf das Urtheil meiner Tochter."

„Das Sie so wohlwollend sind, nicht zu corrigiren!"

„Ich würde fürchten, ungebildet zu erscheinen, wenn ich das Gegentheil thäte. Sie haben sich wieder durch ein kleines Meisterwerk verewigt. Meine Tochter hat sich beeilt, dasselbe anzuschaffen. Ich komme leider zu spät. Denken Sie, Fräulein Palm hat bereits ausverkauft. Vielleicht haben Sie in Ihrem Atelier noch ein Exemplar für mich übrig?"

„So viel Sie wünschen!" antwortete Herbart.

Aber Coralie fiel ihm heftig in's Wort. „Ueber meine Hand habe ich allein zu verfügen!"

Ihr Temperament, das sie so lange bezähmt hatte, riß sie fort. Es war gut, daß statt der Gräfin Herbart ihr antwortete. „Ich verstehe Fräulein Palm nicht," sagte er zögernd.

Die Gräfin nickte beifällig. „Ich sehe, daß Sie keinen größeren Einfluß auf Fräulein Palm haben als ich. Dies ist um so bedauerlicher, als hier ein wohlthätiger Zweck in Frage steht. In Rücksicht darauf will ich diejenige sein, welche nachgibt. Fräulein Palm erhält dieselbe Summe, die ich ihr für den Gipsabdruck geboten habe, wenn sie mir den Siegelring zeigt, den das Modell am Mittelfinger trägt. Ich mache gern Studien in der Heraldik. Besinnen Sie sich, mein Fräulein! Denken Sie an die armen hungernden Kinder, denen Sie für dreihundert Mark mehr bescheeren können!"

Und Coralie besann sich. Aber es waren nicht die armen hungernden Kinder, an die sie dachte. Sie dachte an sich selbst. Der Wunsch der Gräfin gab ihr eine Idee ein. Sie wollte Herbart den Siegelring aus der Tasche locken. Er beachtete sie kaum und plauderte so verbindlich mit der Gräfin, daß er ihr wie ein Fremder vorkam, den sie vor langer, langer Zeit einmal gekannt hatte. Er sollte seine Freiheit zurück haben. Sah doch die Copie des Siegelringes dem Original sehr ähnlich und der Graf, falls er selbst den Unterschied merkte, würde sich gewiß gern aus der Verlegenheit ziehen und ihn für den seinigen anerkennen. Es war ein Taschenspielerkunststück, aber ein solches, das die Verzweiflung eingibt und über ein Leben entscheidet.

„Warten Sie einen Augenblick, Frau Gräfin!" sagte Coralie tonlos, „ich habe den Ring verlegt und muß ihn erst suchen gehen."

Unter den gefärbten Augenbrauen der Gräfin blitzte ein Strahl triumphirender Freude auf. Also schien es doch wahr! Die Tänzerin besaß den Erbring des erlauchten Grafen. Der Neffe war aufgegeben. Die Gräfin drängte sich so dicht an Herbart, als wollte sie ihn festhalten. „Finden Sie nicht," flüsterte sie ihm spöttisch zu, „daß Fräulein Palm

Digitized by Google

mit einem so kostbaren Werthstück sehr leichtsinnig umgeht? Aber so sind diese Damen vom Theater!"

Coralie durchsuchte Tische, Stühle und Schränke. Sie näherte sich Herbart und sagte, ohne ihn anzusehen: „Vielleicht helfen Sie mir suchen, Herr von Herbart! In Ihrer Gegenwart habe ich ja den Ring des Grafen fortgelegt."

Herbart antwortete nichts. Er überlegte verwundert, was dieser Auftritt wohl zu bedeuten habe. Er blickte von Coralie zu der Gräfin und von der Gräfin zu Coralie. Coralie entzog ihm noch immer ihr Gesicht, während ihm die Gräfin vertraulich zulächelte.

„Es ist ein Glück, daß dieses Abenteuer so endet," flüsterte sie wie vorhin, „meine Blanche ist von vielen Zweifeln erlöst. Wollen Sie glauben, daß das arme Kind ein wenig eifersüchtig war?"

Eifersüchtig! Wer ... wer anders hatte ein Recht dies zu sein als Coralie? Bei Gott, Niemand, auch Blanche nicht! Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Ein Schatten stand zwischen ihm und Coralie, aber nur — ein Schatten!

„Der Ring ... der Ring!" murmelte Coralie. Unfähig, sich länger zu beherrschen, wollte sie sich der peinigenden Beobachtung dieser Beiden entziehen. „Vielleicht finde ich ihn im Nebenzimmer," sagte sie mit erstickter Stimme. Sie schleppte sich bis zur Thür und es gelang ihr noch, die Thürflügel aufzureißen. Dann mußte sie sich an den Pfosten stützen.

Graf Sy, welcher dem Eingang gegenüber auf dem Sopha saß, starrte erschreckt in ihr geisterbleiches, fast verzerrtes Gesicht. Sie wäre umgesunken, hätten sie nicht zwei kräftige Männerarme aufrecht erhalten. „Coralie!"

Wie eine Ertrinkende klammerte sie sich an Herbart.

„Sei ruhig! Bin ich nicht bei Dir?" Er kniete vor dem Fauteuil, auf dem sie sich niedergelassen hatte. Eine Thräne löste sich von ihren Wimpern und tropfte auf ihre Hand.

„Coralie!" rief Ludwig zärtlich, „ich werde Deine Hand noch einmal modelliren, mit der Thräne, die Du darauf geweint hast. Ein Symbol unserer Liebe, an das wir ewig — ewig denken wollen!"

„Ludwig! Mein Ludwig!" Sie lehnte sich an seine Brust und sah ihn mit jenem bittenden, unendlich rührendem Blick an, der ihn am ersten Tag ihrer Bekanntschaft besiegt hatte.

Inzwischen war Graf Sy in den Salon gewankt.

Im Ton höchster Indignation flüsterte ihm die Gräfin in's Ohr: „Wie gefällt Ihnen diese Mondscheinsscene bei Tage? Die Beiden thun, als ob sie allein wären. Machen Sie doch dieser Unschicklichkeit ein Ende! Husten Sie ein wenig!"

Und richtig — es hustete Jemand, aber nicht Graf Sy, sondern sein Neffe, Graf Oppen, der vom Entrée aus in den Salon getreten war und nun überrascht auf die Gruppe blickte. Er wußte genug.

„Es war wohl überflüssig," sagte er, Herbart impertinent durch sein Monocle fixirend, daß ich mich nochmals hierher bemühte, um einen Scandal zu verhindern. Mein Onkel scheint die Affaire bereits geordnet zu haben."

„Was soll das heißen, Herr Graf!" brauste Herbart auf.

Die Gräfin, welche für das Leben ihres rehabilitirten Schwiegersohnes zärtlich besorgt war, legte sich in's Mittel, um einer Herausforderung vorzubeugen. „Du bist zu wenig poetisch veranlagt, lieber Harry, um die Situation zu begreifen. Herr von Herbart und Fräulein Palm haben sich verlobt."

Oppen verneigte sich ironisch. „Dann gratulire ich!" Er begrüßte seine Verwandten. Die Drei unterhielten sich leise.

„Wer ist denn eigentlich hier der Betrogene: Mein Onkel oder Herr von Herbart?"

„Du fragst mich zu viel! Ich weiß nur, daß Fräulein Palm Deinen Onkel eingesperrt hat." Graf Sy versuchte zu protestiren.

„Immerhin vermuthe ich, liebe Tante," sagte Oppen sarkastisch, „daß Deine Anwesenheit nicht den Zweck hatte, meinen Onkel aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Vorhin begegne ich hier der Tochter, jetzt der Mama! Du scheinst Eile gehabt zu haben, Dich nach meinen Verhältnissen zu erkundigen." Die Gräfin wollte etwas erwidern, aber Oppen fuhr rasch fort: „Ich verzeihe Dir, denn das thun alle vorsichtigen Schwiegermütter. Ich bitte nur, falls Deine Recherche günstig ausgefallen ist, daß meine Verlobung mit Blanche noch heute stattfindet."

„Ja! Ja!" Die Gräfin hätte dieses Ja gern hundertmal wiederholt. So schleunig als möglich mußte Blanche von ihrer Herzensgrille geheilt werden, die übrigens die entschuldbare Ueberspanntheit der Jugend war. Welch junges Mädchen hat nicht einen Roman vor der Ehe gehabt und heirathet schließlich ohne einen solchen! Auch Blanche wird diese conventionelle Wahrheit einsehen lernen.

Da trat Herbart zu ihr heran. „Wir haben noch ein Geschäft abzumachen, Frau Gräfin. Hier ist der Ring, den Sie für dreihundert Mark zu sehen wünschten."

„Ha! Mein Eigenthum!" schrie Graf Sy frohlockend.

„Verzeihung! Dieser Ring gehört mir!"

„Desgleichen behaupten Sie!"

„Allerdings! Nur die Buchstaben täuschen Sie! Mein Juwelier wird Ihnen bestätigen, daß ich meinem Wappen eine Künstlerdevise hinzugefügt habe: Spero invidiam! »Ich hasse den Neid!« Wie lautet doch Ihr Wahlspruch, Herr Graf?"

„Semper idem! »Immer derselbe!«"

„Sehr passend! Es scheint, die Sy's sind sich immer dieselben geblieben!"

„Das ist eine Mystification!" polterte der Graf und wurde wachsgelb im Gesicht.

„Ich begreife in der That nicht," erwiderte Herbart gelassen, „was Sie veranlaßt, Ihren Ring durchaus bei meiner Braut zu suchen."

„Das sind Geheimnisse," warf Oppen boshaft ein, „die ein Bräutigam nicht zu wissen braucht."

„Im Gegentheil," sagte Coralie, die sich von ihrem Platz erhoben hatte, „ein Bräutigam muß Alles wissen. Glücklicherweise habe ich noch ein Document aufbewahrt, daß ich vielleicht später einmal in meinen Memoiren veröffentlichen werde." Sie nahm einen Brief aus der Tasche und las:

„Verehrtes Fräulein Palm! Es empört mich, daß man es wagt, unsere Personen in compromittirende Beziehungen zu bringen. Ich bin ein Greis, dem das Leben nur noch die eine Aufgabe übrig läßt, für das Heil seiner Seele zu beten. Sagen Sie das Allen, welche Sie und mich verleumden. In Hochachtung: Graf Leo Sy."

Sie reichte die Handschrift herum. Das Erstaunen war allgemein.

„Das hast Du gut gemacht!" sagte Herbart leise.

Die Gräfin wußte nicht, ob sie lachen oder ernst bleiben sollte. „Ich muß gestehen, daß ich Ihnen nicht so viel Frömmigkeit zugetraut hätte, lieber Leo.",

„Möge er bald in ein Kloster gehen!" fügte Oppen in Gedanken hinzu.

Die Gräfin gab Coralie den Brief zurück. „Aber warum haben Sie mir denn Ihre Verlobung mit Herrn von Herbart nicht schon früher mitgetheilt?" sagte sie vorwurfsvoll.

„Weil ich Ihnen für Ihren jour-fixe nicht den einzigen interessanten Menschen rauben wollte!"

Die geschlagene „Metternich" biß sich wüthend auf die Lippen. Sie mußte noch ertragen, daß ihr Oppen, dem diese Anspielung nicht entgangen war, mit verständnißvoller Ironie zulächelte. Dann wandte er sich zu Coralie. „Ihre Gipshände verlieren nun leider an Werth. Es hängen keine Zweideutigkeiten mehr daran."

„Thut nichts! Der ganze Vorrath ist bereits verkauft. Herr Sy war so liebenswürdig."

„Was höre ich, Onkel! Du willst Dir wohl ein Museum anlegen?"

„Intrigantin!" stöhnte der Graf.

„Erinnern Sie sich unserer Abmachung!" fuhr Coralie fort, „Graf Oppen hat die Preise bestimmt; seine Frau Tante hat mir dasselbe Gebot gemacht. Vier Dutzend Stück betragen also zusammen 14,400 Mark. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Graf Sy, Ihnen die Abdrücke mit der Rechnung zuzuschicken."

„He! Wie?"

„14,400 Mark, lieber Graf! Keinen Pfennig weniger!"

Der Graf lief, so geschwind es seine gichtbrüchigen Beine erlaubten, im Zimmer umher. „Vierzehntausend Mark zum Fenster hinaus ge-

Digitized by Google

worfen!" schrie er außer sich, vor seinem Neffen stehen bleibend, „Verschwender! Diese Weihnachtsbescheerung werde ich Dir von Deiner Erbschaft abziehen!"

„Aber Onkel, ich begreife nicht —"

„Kein Wort weiter! Gehen wir!" Seine Laune war so unerträglich, daß sich Tante und Neffe schnell nach dem Ausgang flüchteten.

„Vierzehntausend Mark zum Fenster hinausgeworfen!" wiederholte Sy unaufhörlich. Dann unterbrach er sich selbst, indem er Coralie in dritter Person anredete: „Warte, Schlange! Ich kenne Dich nicht mehr! Ich habe Dich niemals gekannt!"

„So gefallen Sie mir, theurer Freund! Entschlagen Sie sich aller irdischen Gedanken! Beten Sie, Graf, beten Sie!"

Coralie's übermüthiges Gelächter begleitete ihn zur Thür hinaus. „Das ist die lustigste Episode meines Lebens!" rief sie ausgelassen.

„Das sagst Du jetzt," beschwichtigte sie Herbart, „es hätte nicht viel gefehlt und aus dem Scherz wäre bitterer Ernst geworden. Kleinmüthige! Wann wirst Du endlich aufhören, an Dir selbst zu zweifeln?"

„Wenn wir verheirathet sind!"

„Du vergißt nur, daß unsere Ehe die Illusionen des Publikums stört."

Coralie streckte mit schelmischer Koketterie ihre Zwergschuhe hervor.

„In zwei Monaten ist mein Contract abgelaufen. Ich schwöre Dir, daß ich dann nie wieder die Bühne betrete!"

„Aber wenn Du später Reue empfindest?"

Sie fiel ihm stürmisch um den Hals. „Unmöglich! Ich würde mir vorher die Fußsehnen durchschneiden!"

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Der Maßstab, an dem die erreichte Höhe in der Entwickelung der Malerei zu messen ist, bleibt unter allen Umständen die Menschendarstellung. Auf dem Gebiete des sogenannten Genres kommt dem Künstler das regste Interesse des Publikums entgegen, hier hat er der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gegenüber am wenigsten zu fürchten, daß er sich wiederhole oder gar ausmale. Da ist Platz für die naive, für die humoristische, wie für die satirische Auffassung des frisch pulsirenden Lebens. Eine Kunst, die den Zusammenhang mit der Gegenwart, mit den sie zunächst umgebenden Daseinsformen verloren hat, geht unrettbar dem Verfall entgegen. Wäre die Entwickelungsstufe der modernen Malerei, wie sie sich auf der diesjährigen Kunstausstellung darstellt, nach den Durchschnittsleistungen auf dem Gebiete des Genres zu bestimmen, so wäre das Erreichen einer Schwindel erregenden Höhe für die nächste Zeit nicht zu befürchten. Wenn wir von den in dem letzten Artikel besprochenen Vertretern einer neuen Richtung absehen, bleibt nicht viel Erwähnenswerthes übrig. In der Technik haben die Herren es Alle herrlich weit gebracht, aber das offene Auge und der offene Sinn fehlen.

Am härtesten trifft dieser Tadel die Berliner Maler, denen die Gelegenheit zum mühelosen Auflesen dankbarer Motive doch wahrlich nicht fehlt. Man braucht mit P. Meyerheim durchaus nicht in den ländlichen Kuhstall zu gehen, um zu beobachten, wie die neue „Gutsherrin" sich vor der zutraulichen Annäherung des „schleppfüßigen" Rindviehes durch Zusammenraffen der eleganten Morgenrobe zu schützen sucht. Anstatt dieser wohlfeilen Situationskomik ist der Stoff für Humor und Satire in dem Getriebe der Weltstadt buchstäblich von der Straße aufzulesen. Das hat unter den Berliner Malern mit entschiedenem Erfolge Emil Schwabe gethan. Durch die Friedhofsscene des Künstlers auf der Jubiläumsausstellung ging noch ein leiser Zug jener Düsseldorfer Sentimentalität, die er seiner Lehrzeit verdankt. Sein Kind unserer Zeit ist ein prächtiges Exemplar jener Herren Jungens, die mit spitzen Schuhen ohne Hacken, aufgekrempelten Hosen, zu langem Ueberzieher, heller Cravatte, Spazierstöckchen und in den Nacken geschobenen Hut, träge und gedankenlos auf den Straßen flaniren. Den rundbäckigen, stumpfnäsigen Jünglingen germanischer Herkunft will die künstliche Blasirtheit noch weniger zu Gesichte stehen als ihren schmalwangigen langnäsigen Vettern jenseits des Canals. Handelt es sich hier um einen trefflich wiedergegebenen Einzeltypus, so hat Emil Schwabe in seinen ungelösten Fragen verstanden, den Contrast für die Charakteristik auszunützen. An einer Wirthshaustafel sind nach dem Essen ein conservativer, ein liberaler und ein ultramontaner Politiker versammelt, um zwischen Weinresten und Obst das europäische Gleichgewicht herzustellen oder die sociale Frage zu lösen. Lebhaft gestikulirend wendet sich der Vertreter des Volkswillens, spitznasig, bebrillt und dichthaarig an den zugeknöpften Bureaukraten, der sich hinter vornehme Zurückhaltung, Cigarrenrauch und Bordeaux verschanzt, während der geistliche Herr, scheinbar in Verdauungswonne versunken, durch ein behagliches Lächeln seine stille Freude an der Meinungsdifferenz zwischen Regierung und beschränktem Unterthanenverstand verräth. Die Situation ist scharf und klar pointirt, die Tendenz selbst bis in die kleinsten Details energisch hineingearbeitet. Man achte beispielsweise auf den Chapeau claque, den Schlapp- und den Rundhut der drei Politiker an dem Kleiderriegel rechts neben dem Tische. Die beiden Stürmer und Dränger vom Ende der siebziger Jahre, Otto Goldmann und Max Liebermann, sind merkwürdig zahm geworden. Des Ersteren Letzte Habe, ein Handwerker, der noch einmal seine Geige betrachtet, ehe sie zum Trödler wandert, ist ziemlich conventionell im Ausdruck und nüchtern in der Farbe, und Liebermann's Münchener Bierconcert begnügt sich mit der Darstellung des Spieles der durch Baumschatten einfallenden Lichter auf bierfreundlichen Gesichtern, die der Bildgröße entsprechend nur impressionistisch angedeutet sind.

Die Düsseldorfer bewegen sich mit Vorliebe und Sicherheit in den alten Geleisen. Bei Meister Knaus müssen wir sogar eine bedauerliche Rückkehr auf längst verlassene Wege constatiren. Seine Charitas ist eine unerquickliche Mischung nachraphaelitischer Süßlichkeit in der Formengebung mit naturalistischen Modellstudien. Man wird von dem ganzen Bild halb italienisch, halb modern angemuthet und keineswegs angenehm an desselben Meisters Madonna erinnert, die sich des ungetheilten Beifalles eines verehrlichen Publikums zu erfreuen hatte. Daß das Colorit und die Fleischtöne lichter geworden sind, thut dem porzellanartigen Eindruck der ganzen Malerei keinen Abbruch. Otto Kirberg tritt nach wie vor in die Fußtapfen des verstorbenen Rudolf Jordan, erreicht ihn aber im Scherz noch weniger, als im Ernst. An seiner sich spiegelnden, von ihrem Liebhaber beobachteten Holländerin ist nichts bemerkenswerth, als die tüchtig gemalte Fliesenwand, vor der sie steht. Ferdinand Brütt, der mit seinem Bilde „Freigesprochen" auf der Jubiläumsausstellung einen durch Schlichtheit der Vortragsweise wohl verdienten Erfolg erzielte, hat einen bedenklichen Schritt nach der Richtung des theatralisch Aufgebauschten hin gethan. Man nimmt beim Auswanderungsagenten keine Pose an, wenn Einen die gelähmte Mutter vom Unterschreiben des Contractes zurückzuhalten sucht, und wenn Einem eine Schuldverschreibung von einem solchen Gaunergesicht mit so grimmigen Raubthieraugen vorgelegt wird, muß man dümmer sein, als der Bauer aussieht, um sich nicht im letzten Augenblick durch die Thränen seiner Frau zurückhalten zu lassen. Das erste Drama streift bedenklich an die Caricatur. Das blasse Candidatengesicht des jungen Dichters weist einen verbrauchten Typus auf, und der Schauspieldirector hat nicht nur mit der Bühne zu thun, sondern ist eine Bühnenfigur, wie sie nur noch im Lampenlicht der gewagtesten Posse aufzutreten wagt. Hans Dahl ist seiner frischen lachenden Mädchenköpfe halber eines gewissen Erfolges beim großen Publikum stets sicher, und er wäre ihm zu gönnen, wenn er sich den harten, undurchsichtigen Farbenauftrag abgewöhnen wollte, der sich besonders in der Behandlung des Wassers bemerkbar macht.

Den Vogel haben auch dieses Mal die Münchener abgeschossen, deren gesunde coloristische Traditionen, immer wieder durch das fleißige Studiren der Niederländer befruchtet, sich nirgends verleugnen. Da sind zunächst die beiden prächtigen Cabinetstückchen von Carl Seiler: Der Vertrag vom Haag 1785 und die Episode aus der Verhaftung Voltaires in Frankfurt a. M. Besonders das zuerst genannte Bild ist ein Muster liebevollen sich Einlebens in einen bestimmten Zeitabschnitt. Durch den äußerlichen Vorgang schimmert überall der culturgeschichtliche Inhalt durch. Der Gegensatz zwischen dem straffen Friedericianischen Geist und dem republikanischen Stolz der amerikanischen Gesandten kommt kräftig zum Ausdruck! Dabei geht durch das Ganze ein wohlthuender bräunlicher Gesammtton, der von dem dunkeln Wandgetäfel ausströmend die Kleiderstoffe, wie die Details der Ausstattung beherrscht. Die Verhaftung Voltaires, im Colorit etwas bunter gehalten, bekommt durch die heftigen Bewegungen des kleinen nervösen Franzosen einen komischen Anklang, der in den erregten Mienen der im Hintergrunde versammelten Zuschauer austönt. In die Zeit des Directoires versetzt uns eine Tanzstunde unserer Großmütter von Toby E. Rosenthal. Hier sind der antik und à la Turque gekleideten zierlichen Mädchengestalten beinahe zu viele. Es ist dem Künstler nicht recht gelungen, den Ausdruck heiteren Zuschauens bei einem pas de deux genügend zu variiren. Dafür ist die Abwechselung in der Körperbewegung geschickt und ungezwungen. Vor Allem aber hat Rosenthal um das in der Mitte vorherrschende Weiß eine wunderbar feine, links im Hintergrund einsetzende, nach den Vordergrunde rechts hin verstärkte Farbenskala gruppirt, die mit einem kräftigen Accord in Roth und Dunkelviolet schließt. Einheitlich im Colorit, ohne eintönig zu werden, ist Holmberg's anheimelndes Bild: Alte Freunde. Der Künstler hat ein offenes Auge für die guten und gemüthlichen Seiten des Zusammlebens innerhalb der Römischen Geistlichkeit. Die beiden greisen Prälaten, die sich in der Plauderecke des Erkers zusammengefunden, haben durchaus nichts culturkämpferisch Streitbares, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dem Lederbändchen, aus dem der Herr Cardinal vorliest, nicht ein Brevier, sondern eine gute alte Ausgabe des Plautus vermuthen.

Den directen Anschluß an die Niederländer markiren schon durch die Wahl des Stoffes Papperitz und R. Schrader. Der Maler der Kreuztragung in der Jubiläumsausstellung fühlt sich auf dem Gebiete des historischen Genres offenbar heimischer, als auf dem ernster religiöser Stoffe. Adrian Brouwer und seine Modelle verrathen emsiges und erfolgreiches Studium der holländischen Kleinmeister, wenn wir auch glauben, daß Papperitz bei dem Malen der hübschen Mädchengestalt im Vordergrund mehr an sein eigenes Modell, als an das seines berühmten und berüchtigten Vorbildes gedachten hat. Rudolf Schrader läßt

Digitized by Google

einen reisigen Kriegsknecht im Kneipzimmer ein loses Wort aussprechen, das trotz des übertönenden Spiels eines Fiedlers leises Schmollen um die Lippen der schönen Wirthin hervorruft. Die Gestalt des Fiedlers erinnert ein wenig lebhaft an berühmtere Meister, aber die Gestalten des rittlings auf der Bank sitzenden Reiters und der schmollenden Dirne sind voll frischen originellen Lebens.

A. Erdelt hat mit seinem Samariterdienst das bekannte holländische Motiv der intimen Toilette in's modern Hündische übersetzt. Zwei Kinder sitzen am Fenster; der Knabe läßt einem wohlig blinzelnden Teckel die Wohlthat einer erfolgreichen Jagd auf Kleinwild zu Theil werden, und das kleine Mädchen sieht verständnißinnig zu. Die hübsch zusammenschließende Gruppe ist vom voll hereinströmenden Licht wie umsponnen, das den trivialen Vorgang poetisch verklärt. Kleinschmidt's Klosterbruder, der eine ihm zugesandte interessante Photographie betrachtet ist eine gemalte Künstlernovellette. Eduard Grützner muß an dem Pater, der mit behaglichem Schmunzeln die Reproduction der „Weinprobe" betrachtet, seine helle Freude haben und könnte sich kaum einen wohlwollenderen Kritiker wünschen.

Schließlich möchten wir noch auf ein wegen seines kleinen Formates leicht zu übersehendes Bildchen von Paul Thiem aufmerksam machen. Ein junges Mädchen im einfachen Kleide und bloßem Kopf erwartet in einer Art alterthümlicher Vorhalle ihre greise Mutter, um einen Spaziergang anzutreten. Die Alte hat soeben die Thüre des Wohnzimmers geöffnet und erscheint auf einem niedrigen Beischlag, von dem eine gewundene Treppe von einigen Stufen herabführt. Das sich kreuzende, durch die geöffnete Zimmerthür und das Hofthor einfallende Licht ist so discret ineinander gearbeitet, die beiden Durchblicke sind in der Stärke der Lichtwirkung so natürlich und ungezwungen auseinandergehalten, daß die Beleuchtungskunststücke Peter de Hooghs neben diesem Bildchen grell und gekünstelt erscheinen. Georg Malkowsky.

Offene Briefe und Antworten.

Zum Capitel der Künstler-Jury.

Sehr geehrter Herr!

Als ich Sie das letzte Mal sah, gaben Sie mir freundlichst zu erkennen, daß die Spalten Ihres geschätzten Blattes mir als altem Mitarbeiter stets zur Verfügung ständen, wenn mich einmal die Lust anwandelte, mein Herz über Kunst auszuschütten.

Nun, der Augenblick ist da. Voll war mir das Herz lange schon. Aber der Mors Imperator von Frau Hermine Schmidt-v. Preußchen und die Art, wie man in der Kunststadt Düsseldorf Concurrenzen erledigt, ließen es überlaufen.

I. Die Nachricht, daß das vielbesprochene Bild von der Jury zurückgewiesen sei, hat auf mich den gleichen Eindruck gemacht, wie wohl auf alle ruhig denkenden und tactvollen Männer. Der angegebene Grund war ein vollgiltiger Grund, und auch das war für mich entscheidend, daß das Bild in dem Beschauer einen Gedanken anregen mußte, den wir nicht eher denken wollen, als bis das unerbittliche Schicksal ihn uns zu denken zwingt. Wie unser allgeliebter Kaiser die Sache nehmen würde, konnte mir freilich nie zweifelhaft sein. Er stand in seiner Herrschermilde vor dem Auge meines Geistes, und seine weisen Lippen umspielte ein Lächeln des Staunens.

Nachdem der Kaiser gesprochen hat, blieb für mich noch der zweite Grund, und ich wäre zufrieden gewesen, wenn man ihn geltend gemacht hätte.

Da erscheint ein Schreiben des Präsidenten der Akademie, welches an die Presse zur Veröffentlichung gesandt wurde. Ich traue meinen Augen kaum. Einstimmig abgelehnt, weil man in dem Bilde einen schiefen Gedanken gefunden, der unkünstlerisch ausgedrückt sei. Ich könnte mich der beliebten Wendung bedienen: Besser schiefe Gedanken, als gar keine. Aber ich thue es nicht, denn mir gilt der Gedanke in der Kunst nicht gar viel — die Verständigen werden mich schon recht verstehen —, und ein Gedanke, der mit eigenem Finger auf sich hinweist, ist mir in aller Kunst zuwider.

Ich kenne Frau Hermine — der Kürze wegen gestatte sie mir diese Vertraulichkeit — seit jenem Tage, als ich ihr erstes Bild in der Berliner Ausstellung sah und in der „Gegenwart" beurtheilen durfte. Seit jener Zeit ist sie festen Schrittes ihren Weg gegangen. Wir können stolz sein, eine solche Künstlerin zu besitzen. Das allegorisirende Stillleben in Colossaldimensionen ist eine Specialität, der sie ein selbständiges Gepräge aufzudrücken vermochte. Ich erinnere an das „Lager der Cleopatra". Mors Imperator ist nur ein weiteres Glied in der Kette. Und wenn ich auch die Arbeiten der letzten zwei Jahre nicht gesehen habe, so kann die Künstlerin nach Allem, was ich von competenten Kritikern über sie gelesen habe, nicht so zurückgegangen sein, daß man berechtigt wäre, ihr Werk als unkünstlerisch zu bezeichnen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß keiner von den Richtern ihr auch nur einen Quadratfuß ihres Bildes, das ich leider nicht kenne, nachmalt. Die Herren machen ja Vieles ganz gut, aber gerade das, was Frau Hermine kann, kann man in Berlin nicht.

Der Correspondent der „Kölnischen Zeitung" beweist so sehr jeglichen Mangel an Beruf in einem vornehmen öffentlichen Blatte das Wort zu führen, daß man sich über seine Incompetenz in künstlerischen Dingen wahrlich nicht wundern kann. Es ist geradezu unerhört, diesem Herrn gegenüber einer Künstlerin vom Range Herminens einen Ton anschlagen zu sehen, der ebenso sehr absolut unzulässig ist, wie er im gegebenen Falle fehl greift. Uebrigens habe ich nicht den Vorzug, Frau Hermine persönlich zu kennen, auch war mir der schriftliche Verkehr mit der Dame bisher nicht vergönnt.

Und nun der schiefe Gedanke! Heran ihr alten Meister, Du, Holbein, Wonne meiner alten Tage, vor Allen; heran ihr gottbegnadeten Genies, die mir die Kunst der Gegenwart werth machen, Du, schiefster der schiefen, Arnold Böcklin und Du, Max Klinger, der sich der Verrücktheit zeihen lassen muß, und endlich Du, heiliger Menzel, den man abgöttisch verehrt, ohne Dich zu verstehen. Ihr sollt mir gewiß nicht die Jury passiren, wenn noch ein Funke von Consequenz in ihrem Urtheil ist. Ich will den Herren ein Colleg lesen über die schiefen Gedanken in Menzel's Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen, daß ihnen die Haut schaudern soll.

Der Tod, der einen Thron umstürzt, das wäre ein schiefer Gedanke? Hätte man noch gesagt, ein trivialer, ein abgedroschener, ich hätte mich vielleicht gewundert über die Klarheit des Urtheils. Ein Collegium von Künstlern sollte sich hüten, an der Gedankenfrage zu rühren. Bleib' bei Deinem Leisten, Schuster, die Sichtung der Gedanken überlasse den Menschen, die eine eiserne Nothwendigkeit von Jugend auf zwang, logisch zu denken.

Geht nach Kassel und seht Euch die Bilder von Scheurenberg an. Bessere künstlerische Gedanken — in meinem Sinne — sind nie gemalt worden. Und wie habe ich große — ganz große und in allen Fragen mitentscheidende Künstler darüber urtheilen hören! Von den Gedanken war ihnen nichts aufgegangen, weil sie an der künstlerischen Interpretation kleben geblieben waren.

Also weder schief, noch unkünstlerisch! Recht behalten, das ist die Losung, die Euch fürchterlich bindet, Euch und noch viele Andere, die in der Presse das maßgebende Wort führen. — Ist denn für Euch kein Bismarck da, der keinen Anstand nimmt zu sagen: Ich habe mich geirrt, ich bin eines Besseren belehrt worden? Wer seinen Irrthum nicht bekennen kann, von dem weiß ich, daß er meistens irrt. Irrthum bekennen und um Verzeihung bitten, steht jedem Ehrenmanne gut.

Und nun geht auch noch die Nachricht durch die Zeitungen, daß die Jury eine Landschaft von T. von Schennis zurückgewiesen habe. Wer etwas von dem Abc moderner Kunst versteht, wird mir zugeben, daß Schennis ein bedeutendes, wenn auch vorerst noch einseitiges Talent ist und ein bewährtes obendrein. Seit Jahresfrist ziert eines seiner Werke die National-Galerie. Und jetzt sollte er eine Arbeit eingesendet haben, die so weit hinter der Masse der zugelassenen Mittelmäßigkeiten zurücksteht, daß man ihr den Passirschein verweigert?

Es ist Alles Illusion. Wir stehen heute noch auf demselben künstlerischen Schusterthum wie vor 14 Jahren, als man Siemering's Friedrich den Großen zurückwies, der zu den besten Einzelgestalten zählt, die der neueren Plastik gelangen. Sie entsinnen sich vielleicht, verehrter Herr, daß ich Ihnen vor Jahren einen Artikel über das Schusterthum in der Kunst anbot. Sie stießen sich damals an dem Worte. Ich habe bei fleißiger Arbeit und ernstem Sinnen in der Zeit noch kein besseres gefunden und, was es bezeichnet, verföhnt unseren künstlerischen Fortgang nach wie vor.

Eine Jury hat dafür zu sorgen, daß Schülerarbeit und Stümperei den Ausstellungen fern bleibe und meinetwegen, daß groß Aergerniß vermieden werde. Alles, was darüber ist, ist vom Uebel. Da freilich bliebe Manches zu thun, was Vettermichelei und Compromißpolitik für gute Freunde jetzt ungethan läßt. Legt aber eine aus Künstlern zusammengesetze Jury einen höheren ästhetischen Maßstab an, dann geht gleich alles aus den Fugen. Nur die Werke ohne Ecken laufen keine Gefahr. Die glatte Mittelmäßigkeit gleitet überall durch. Das Genie — vergesse man das nicht — schafft nur in den allerseltensten Fällen abgerundete Arbeit.

Ich wußte es längst und habe oft Gelegenheit, es mir in's Gedächtniß zurückzurufen, daß sich drei Künstler in ihrem Urtheil über ein altes Meisterwerk nur ausnahmsweise vereinigen. Die Ausstellung alter Gemälde in Düsseldorf konnte auch andere darüber gründlich aufklären. Aber geht es erst an die moderne Kunst, dann fahren sie in ihrem Urtheil auseinander wie die Füchse, unter die man Feuer wirft. Man muß nur jeden allein in's Gebet nehmen. Der Künstler hat keinen größeren Feind als den Künstler.

II. Ich bin von der Ueberzeugung geleitet, daß die Regierung — und namentlich in Dingen der Kunst — stets das Beste will und meist das Richtige trifft. Sehe ich etwas, was ich nicht verstehe, so sage ich mir, es müssen zwingende Beweggründe gewesen sein, die gerade so und nicht anders handeln ließen. Ich würde mich auch in dem Falle, der mich zu diesem zweiten Excurse veranlaßt, auf den Standpunkt völliger Unterordnung stellen, aber hier handelt es sich um den drohenden Verlust eines guten, wohlerworbenen Rechtes.

Eine vor Jahren ausgeschriebene Concurrenz für die künstlerische Ausschmückung der Düsseldorfer Kunsthalle führte zu einer zweiten engeren Wahl zwischen Carl Gehrts und Ernst Roeber. Künstlerschaft und Publikum waren an der Sache gleich lebhaft interessirt. Die Partei Gehrts fiel zusammen mit den Vertretern des freien Künstlerthums, die Partei Roeber mit den Vertretern einer öffentlichen Unterrichtsanstalt. Der Kampf hat heiß gewogt bei der ersten Concurrenz und hatte einen durchaus persönlichen Charakter angenommen.

Um so mehr war man auf die zweite gespannt. Monate lang vorher wurde das Publikum auf den Tag hingewiesen, an welchem die neuen Entwürfe der beiden Künstler ausgestellt werden sollten. Und was ge-

Digitized by Google

schieht? Bei Nacht und Nebel tritt eine Commission zusammen, deren Mitglieder keineswegs ordnungsmäßig bekannt gemacht worden sind, — ich meine selbstverständlich, dem Publikum nicht — und die man so plötzlich einberuft, daß eine Anzahl der bedeutendsten Mitglieder am Erscheinen verhindert ist. Dies Vehmgericht faßt einstimmig den Beschluß, die Entwürfe von Gehrts dem Herrn Minister zur Ausführung zu empfehlen, und noch in derselben Nacht packt man die Sachen ein und entführt sie gen Berlin, wie weiland die alte Galerie nach München. Man wende nicht ein, daß wir später alles noch zu sehen bekommen. Das interessirt uns dann gar nicht mehr oder wenigstens mich für meine Person doch nur in geringerem Maße. Dann warte ich gern, bis die Bilder in ihrer Vollendung prangen. Uebrigens hätte ich auch schon bei der ersten Concurrenz für Gehrts und zwar mit vollem Herzen gestimmt.

Nur vis major könnte ein solches Verfahren rechtfertigen. In Berlin wäre es einfach undenkbar. Und somit lege ich für mich und im Namen der öffentlichen Meinung — für die Künstlerschaft zu reden bin ich keineswegs befugt — auf das Entschiedenste Verwahrung ein.

Endlich hat man mich in jüngster Zeit für eine literarische Kraftproduction verantwortlich gemacht, mit der ich nichts zu schaffen habe. Wer mich der pamphletirenden Form für fähig hält, hätte sich besser meiner überhaupt nicht erinnern sollen.

Nur aus dem angedeuteten Grunde habe ich die Ehre zu zeichnen

Ihr ganz ergebener

Professor Theodor Levin,

Conservator der Kunstsammlungen und Bibliothekar an der Kgl. Kunstakademie zu Düsseldorf.

Notizen.

Eine dramatische Stilbildungsschule in Berlin. Ein Gedanke, welcher Richard Wagner viele Jahre beschäftigte und in dessen gesunder Aus- und Durchführung er das einzige Heil für die deutschen Opernzustände sah, die Errichtung einer dramatischen Stilbildungsschule, sieht jetzt in Berlin seiner Verwirklichung entgegen. Als der hochsinnige und kunstbegeisterte Ludwig II. vor 25 Jahren Richard Wagner nach München berief und ihm Alles zu gewähren versprach, was er für seine Kunst Ersprießliches wünsche, da war die Ausführung des Gedankens ganz nahe der Erfüllung, ganz nach dem von Wagner eingereichten ausführlichen Programm. Aber Wagner's Bleiben in München war nicht von langer Dauer. Mit seiner Abreise zerfiel auch das Project. In Bayreuth, als Wagner sein Ziel erreicht hatte, nahm er die Ausführung wieder in die Hand. Aber sein Ruf kam nur an taube Ohren. Man hatte sich wohl für die Bayreuther Aufführungen begeistert, aber für eine Schule unter seiner Leitung fand sich keine Sympathie.

Auch die Künstler, die dort so viel, ja Alles hätten lernen können, hielten sich zurück, nur Einer, Ferdinand Jäger, gab seine Stellung auf und wanderte nach Bayreuth, um sich für eine Zeit lang Richard Wagner zu widmen. Ein Einziger! Bis zur Aufführung des „Parsifal" blieb Jäger in Bayreuth und nahm dann eine Stellung in Stuttgart an. Wagner hielt unentwegt an seiner Idee fest und gedachte namentlich mit dem „Parsifal" neuen Boden zu gewinnen. Da trat der Tod dazwischen und nahm ihm Alles aus der Hand. Nun tauchten mehrfache Projecte in Bayreuth auf, es blieb aber Alles nur auf dem Papier. Endlich jetzt, unerwartet, entschließt sich der Mann dazu, die Idee zu verwirklichen, den Richard Wagner als den Ersten und Besten dafür erkannt hat: Professor Jul. Hey in München. So reift Alles.

Wenn Wagner von der Nothwendigkeit der Stilschule sprach, liebte er es, immer auf die Komische Oper in Paris hinzuweisen, wo sich der Segen der Pflege des Stils offenbare. Kam er dann auf den Mischmasch des deutschen Opernwesens, wie die Sänger heute „Don Juan", morgen „Afrikanerin", dann wieder „Orpheus", oder „Iphigenie", und wieder „Troubadour" und „Martha", dazwischen die Capellmeisteropern, also Alles kunterbunt durcheinander trieben, wie solle es da anders als nach der Schablone gehen, von einer Anlehnung an Stil könne keine Rede sein. Prof. Hey war der für Bayreuth berufene Mann, welchem Wagner nach der Aufführung des „Nibelungenringes" schrieb: „Sie sind der einzige Fachlehrer, dessen ich unbedingt bedarf, außer Ihnen brauche ich Niemand." Wie kein Anderer ist also Jul. Hey auserlesen, was Kunst und Gesangstechnik anbelangt, die deutschen Opernsänger zu stilvollen Leistungen, wie Wagner sie wünschte, heranzubilden und so neue und bessere Zustände herbeizuführen. Sein Werk, „Deutscher Gesangsunterricht", in welchem sich Wagner's Ideen verkörpert finden, wird eine prächtige Grundlage bilden.

So dürfen wir hoffen, daß der bedeutende Lehrer den Ausgangspunkt bilden werde, stilgemäße dramatische Behandlung zum leitenden Princip zu erheben, um der stets mehr um sich greifenden Verwilderung vorzubeugen. Aug. Lesimple.

Kaspar Hauser. Eine neugeschichtliche Legende von Anton von der Linde. 2 Bde. (Wiesbaden, Chr. Limbarth.) — Die Kaspar Hauser-Literatur nimmt bereits in den historischen und juristischen Bibliotheken einen stattlichen Raum ein; Bände über Bände sind zur Aufklärung des Schicksales, der Herkunft und des Todes des seltsamen Findlings geschrieben worden, welcher in der politisch stillen Zeit der zwanziger Jahre ein so interessanter Unterhaltungs- und Gesprächsstoff war. Occultus occulto occisus est; also lautete die pathetische Grabesinschrift, welche man dem Manne setzen ließ, der angeblich aus fürstlichem Hause stammte und nur durch ein abscheuliches Verbrechen „am Seelenleben" seines legitimen Rechts beraubt und zur Einsamkeit verdammt wurde. Auch nachdem die Prüfung der Widersprüche und Lügen, an denen die Hauser'sche Lebensgeschichte so reich ist, in den juristischen Kreisen ganz allgemein die Ueberzeugung erweckt hatte, daß Hauser in der That nur ein abgefeimter Gauner und raffinirter Schwindler sei, wurde die grundlose Ansicht noch immer festgehalten und selbst nachdem das Großherzogliche Ministerium in Karlsruhe, veranlaßt durch die Verdächtigungen demokratischer und ultramontaner Zeitungen, zu Beginn der siebziger Jahre alle Acten veröffentlichte, welche sich auf den Tod des angeblich beseitigten Prinzen beziehen, gab sich ein demokratisches Winkelblatt Badens dazu her, die Aufsätze eines gewissen Dr. Lipp aufzunehmen, in welchen der alte Unsinn in verblümter Weise wieder auftauchte. Unter solchen Umständen kann es allerdings nicht als überflüssig bezeichnet werden, wenn ein gründlicher Gelehrter die ganze Legende einer nochmaligen, sorgfältigen und eingehenden Untersuchung unterworfen, bei welcher die gesammte Literatur ihre Berücksichtigung fand. Der Archivar und Bibliothekar zu Wiesbaden Dr. von der Linde hat sich dieser Aufgabe unterzogen und ein Buch veröffentlicht, welches für Jeden, der überhaupt belehrt sein will, die Frage auf immer aus der Welt schafft. Das Ergebniß der Untersuchung konnte, nachdem bereits vor einigen Jahren das gesammte Material der Untersuchungsacten durch einen bayerischen Landgerichtsrath veröffentlicht worden war, nicht mehr zweifelhaft sein. Hauser war weder ein Napoleonide, noch ein badischer Prinz, weder der Sohn eines Cardinals, noch das Kind einer deutschen Herzogin, er war der uneheliche Sohn eines gewöhnlichen Mädchens aus Bayern, welches durch einen Dragoner verführt wurde, er war ein gewöhnlicher Landstreicher und Vagant, welcher sich in keinem, aber auch in gar keinem Punkte von jedem anderen Vagabunden unterschied. Hätte man ihn als Landstreicher behandelt, die ganze Legende wäre nicht geschaffen worden und die deutsche Literatur um verschiedene Bücher ärmer, die gerade kein Zeichen einer besonders entwickelten kritischen Schärfe bilden. Nur durch die krankhafte Sucht der Gesellschaft, in ihm das Opfer einer verbrecherischen Politik zu sehen, verfiel Hauser auf die Lügen und Schwindeleien, von denen sich Männer wie Küber und Feuerbach bethören ließen. Lüge war es, wenn er von dem Attentat eines schwarzen Mannes etwas erzählte, Lüge war es, wenn er angab, von einem Fremden die Verletzung erhalten zu haben, an welcher er starb. Er fügte sich die Verletzung selbst zu, um wieder einmal etwas von einem Attentat vorschwindeln zu können und das Interesse für seine Person wieder zu beleben; daß dieselbe eine tödtliche wurde, war gegen seine Absicht. Die Kaspar Hauser-Legende dürfte hiermit ihr seliges Ende erreicht haben, für alle denkfähige Menschen wird das Linde'sche Buch die Wirkung haben, daß man den ganzen Sagenkreis hinfort als überwunden betrachtet. L. F.

Hans Besenried. Ein Spielmannssang von J. H. Benary. (Hamburg, J. F. Richter.) — Dieses frische Epos behandelt die zahlreichen Schicksale eines ritterlichen, frohgemuthen Spielmanns, welcher den Bräutigam seiner Geliebten niedersticht und dem Tode verfallen sollte aber durch zwei wunderbare Thaten schließlich zu hohen Ehren kommt. Er rettet den Kurfürsten aus großer Gefahr und gibt einem vornehmen Mann das geraubte Kind wieder zurück. Anfangs ist der Autor etwas unsicher, im Laufe der Dichtung verliert er aber sichtlich diese Befangenheit, und gewinnt eine Plastik der Darstellung, welche Lob verdient. In seinem zweiten Theile ist das Epos sogar spannend. Die schier zu zahlreich eingestreuten Lieder haben lyrischen Schwung und sind im Tone der Zeit gehalten, in welchem das Epos sich abspielt. Die culturhistorische Schilderung und die Gestalten sind mit sichtlicher Liebe entworfen Der Verleger hat der liebenswürdigen Dichtung ein vornehmes Gewand gegeben, welches sicher auch zur Verbreitung des Buches beitragen dürfte. E. W.

Ein Schalk bietet mit seinem Büchlein: Goethe über Bismarck (Berlin, Gebr. Paetel) einen lustigen Scherz. Ein feiner Goethekenner hat da mit Fleiß aus wenigen Bänden Goethe'scher Schriften eine Sammlung von Reimen, Sprüchen, Sentenzen zusammengestellt, bei der jede einzelne Nummer auf unseren Reichskanzler Bezug — haben könnte.

Constant This, ein geborener Lothringer und Schüler unserer Straßburger alma mater, hat im Verlag von J. H. Ed. Heitz in Straßburg soeben ein Heftchen über die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen nebst Karte herausgegeben, das gerade im gegenwärtigen Augenblick, da sich in den Reichslanden eine wichtige administrative Aenderung vollzieht, von Interesse ist. Die Ergebnisse beruhen auf gewissenhaften, ohne jede nationale Voreingenommenheit angestellten Untersuchungen an Ort und Stelle, verglichen mit den Feststellungen des statistischen Bureaus des Kaiserl. Ministeriums.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben wurde vollständig:

Kulturgeschichte der Menschheit

in ihrem organischen Aufbau

von

Julius Lippert.

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis brosch. M. 20.—, elegant in Halbfranzband geb. M. 25.—

(Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.)

Julius Lippert's Kulturgeschichte, ausgezeichnet durch Originalität und Tiefe der Auffassung, wie durch schöne klare Sprache, hat sich in kurzer Zeit **den Ruf eines Werkes ersten Ranges** auf diesem Gebiete erworben. Vermöge seiner gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch geeignet in den weitesten Kreisen der Gebildeten Verbreitung zu finden.

Wer sich e. solch. **Weyl**'schen heizb. Badestuhl kauft, kann sich m. 5 Kübeln Wasser u. 1 Kilo Kohlen täglich warm baden Ein Jeder, der dies liest verlange per Postkarte den ausführl. ill. Preiscour. gratis. **L. Weyl, Berlin,** W., Leipzigerstr. 41.

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel in **Leipzig.**

Rob. Schumann's Briefe.

Neue Folge.

Herausgeg. von **F. Gustav Jansen.**

Erste Abtheilung: 1828—1840.
Zweite Abtheilung: 1840—1854.
Dritte Abtheilung: Briefe an Verleger.

Das Recht zur Herausgabe haben die Verleger von der Familie Robert Schumann's erworben.

X, 406 S. Preis geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Nach der freudigen Aufnahme, welche die „Jugendbriefe" Schumann's gefunden haben, bedarf es für diese neue Sammlung kaum einer Empfehlung. Sie bringt vieles Neue aus der Jugendzeit Schumann's, erstreckt sich dann aber weiter über das ganze Mannesalter bis zum Jahre 1854. Sie stellt nicht nur die in Zeitschriften und Büchern überall verstreuten interessanteren Briefe zusammen, sondern fügt diesen zahlreiche bisher ungedruckte, so namentlich die an Mendelssohn gerichteten, hinzu. Man gewinnt danach ein ungemein fesselndes Bild des ganzen Lebens und Wirkens des edlen Künstlers. Durch häufige Anmerkungen und ein sorgfältiges Register hat der Herausgeber für das Verständniss der Briefe gesorgt. Der Name des Verfassers der „Davidsbündler" bürgt für die Gediegenheit der Arbeit.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethes Faust.

Zweiter Teil.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

1887, 2 *M*.

(I. Teil. 4. Auflage. 1882. 1 *M*.)

Der als Goetheforscher berühmte Verfasser bietet hiermit das **Neueste, Vollständigste** und **Faßlichste** zum Verständnis der schwierigen Dichtung.

Neuigkeit von Max Nordau.

Soeben erschien:

Ausgewählte Pariser Briefe.

Kulturbilder von

Max Nordau.

Zweite vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage.

1887. 8. 3 *M* 50 *Pf*. Eleg. gebunden 4 *M* 50 *Pf*.

Leipzig.
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

Soeben erschien bei **Gebrüder Borntraeger** in Berlin S.W., Wilhelmstrasse 122:

Victor Hehn, Gedanken über Goethe. 1887. 8. brosch. 7 *M*.

Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 8. geb. 7 *M*.

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Fünfte Auflage. 1887. gr. 8. brosch. 10 *M*.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart u. Leipzig.

Neuester Zeitroman von Gregor Samarow.

Soeben ist erschienen:

Gipfel und Abgrund.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

4 Bände, geheftet in illustrirtem Umschlag, Preis *M* 15.—; fein gebunden in 2 Bänden, mit Gold- und Schwarzdruck, Preis *M* 17.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Epochemachendes Werk von General L. Wallace.

In Amerika ca. 200,000 Exemplare abgesetzt.

Soeben ist eine autorisirte Bearbeitung für das deutsche Publikum erschienen von:

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi

von

Lewis Wallace.

2 Bände. Preis geheftet in illustrirtem Umschlag *M* 5.—; fein geb. in 2 Bänden *M* 7.—

Wie schon der Titel ersehen läßt, hat der berühmte amerikanische Verfasser die Hauptschilderungen der Kindheit und des Leidenslebens Jesu Christi mit dem Entwicklungsgange dieses Romans verwoben. — „Ben Hur" ist eines der bemerkenswertesten, poesiereichsten Bücher, die je geschrieben worden. Es ist so natürlich und warm wie das Leben selbst und so anziehend, wie die gewaltigsten, heroischsten Kapitel der Weltgeschichte. Indianopolis Journal.

Das so interessante Werk wird gewiß auch bei dem deutschen Publikum dasselbe Aufsehen erregen und gleich enthusiastische Aufnahme finden, wie s. Z. in Amerika.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hervorragendes Geschichtswerk.

Brehm, Dr., Das Inkareich.

gr. 8. 842 S. mit 1 Karte u. Holzschn. 16 M.

Jena. **Fr. Mauke's** Verlag.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Kiette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von Rob. Lutz, Stuttgart.

Jeder Bd. M. 2.50 (geb. M. 3.—)

Amerikanische Humoristen und Novellisten der Sternbanner-Serie:

I. **Auderheim.** (Häusl. Erlebn. eines Ehepaars) von **F. R. Stockton,** dtsch. v. M. Jacobi.
II. **Unterwegs und Daheim;** Neue Sammlung von Humoresken **Mark Twains.**
III. **Novelletten u. Skizzen** amerik. Meister der „Short Story".
„Short Story": **Aldrich, O'Brien, Hale, Stockton** u. A.

Wird fortgesetzt.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 3. September 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Unsere chronische Wirthschaftskrisis. Von Karl Walcker. — Arbeiterwohnungen. Von Ludwig Heimann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Reveille in der Sprache. Von Rudolf Kleinpaul. — Das Haus der sieben Zonen. Von Herman Riegel. — Eine ultramontane Schrift auf dem Index. — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Berthold Auerbach und Julian Schmidt. Von Heinrich Ehrlich. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Unsere chronische Wirthschaftskrisis.

Von Karl Walcker.

Volkswirthschaften und Staaten sind ebensosehr acuten und chronischen Leiden ausgesetzt wie der Organismus der Menschen, der Thiere und der Pflanzen. Neben den periodischen, acuten „Handelskrisen" oder, besser gesagt, Industriekrisen der Neuzeit gibt es auch eine dauernde, chronische Ueberproduction der Großindustrie. Das Vorhandensein dieser Ueberproduction wird von allen wirthschaftlichen Parteien anerkannt. Man streitet nur über die Heilmittel des Uebels. Manche Freihändler und Schutzzöllner empfehlen kurzweg eine starke Einschränkung der Production. Das ist leicht gesagt und nicht ohne eine gewisse Berechtigung, aber schwer gethan. Es kommt häufig vor, daß alle oder fast alle Fabrikanten einer Provinz oder gar Nation Cartelle zur Einschränkung der Production schließen. Solche Cartelle pflegen indeß nicht lange gehalten zu werden, und man muß überhaupt mit der Einschränkung der Production vorsichtig sein. In Folge einer Hebung der Landwirthschaft, chinesischer und anderer Eisenbahnbauten und ähnlicher Vorgänge kann z. B. die Nachfrage nach den Erzeugnissen der Eisenindustrie rasch steigen.

Rodbertus und andere Halbsocialisten lehren, eine starke Erhöhung der Arbeitslöhne auf Kosten der besitzenden Classen werde die Arbeiter consumfähiger machen, eine starke und neue Nachfrage nach Industrieproducten hervorrufen und dadurch die Ueberproduction heilen. Ein kleines Körnlein Wahrheit liegt dieser Theorie zu Grunde, einzelne Arbeitslöhne dürften in der That zu niedrig sein; aber im Großen und Ganzen ist diese Theorie doch unhaltbar. Eine starke Erhöhung der Arbeitslöhne müßte zu einer starken Vertheuerung der Waaren führen und den größtentheils aus Arbeitern und sonstigen kleinen Leuten bestehenden Consumenten schaden. Nehmen wir selbst hypothetisch an, es sei durch eine Art Wunder möglich, die Löhne aller deutschen Arbeiter plötzlich bedeutend, z. B. um 25 Proc., zu erhöhen, so würde die Ueberproduction der Industrie dadurch nicht beseitigt werden; der Verbrauch von Seide, Champagner und ähnlichen Luxuswaaren würde sogar abnehmen. Die Arbeiter würden mehr Branntwein, Tabak, Bier, vielleicht auch Fleisch verbrauchen wie jetzt, Sparkassen-Einlagen machen, hie und da vielleicht bessere Wohnungen miethen; aber schwerlich mehr Kleider kaufen, als jetzt, und vollends die Nachfrage nach den Producten der Eisenindustrie würde gar nicht steigen.

Das Hauptmittel zur Heilung der industriellen Ueberproduction ist viel mehr in der Hebung der Landwirthschaft zu suchen und zu finden. Diese Ansicht ist meines Wissens zuerst von Richard Cobden und dann, in chronologischer Reihenfolge vom berühmten englischen Reisenden A. R. Wallace, vom bekannten deutschen Nationalökonomen Brentano in seinem Werke über die Arbeitergilden, von mir in meinem Handbuche der Nationalökonomie und 1886 auf der Frankfurter Versammlung des Vereins für Socialpolitik von Sombart-Ermsleben vertreten worden, der bekanntlich ein ausgezeichneter praktischer Landwirth, ein Großgrundbesitzer und sehr angesehener nationalliberaler Politiker ist. Andere in- und ausländische Hinweise auf das Mißverhältniß zwischen der industriellen Ueberproduction und der landwirthschaftlichen Unterproduction mögen mir entgangen sein; aber die ganze Idee ist jedenfalls noch neu, den meisten Gebildeten, ja sogar den meisten Nationalökonomen und Politikern unbekannt, oder so gut wie unbekannt.

Trotzdem dürfte der in Rede stehenden von Männern verschiedener Richtungen, von Freihändlern und Schutzzöllnern vertretenen Idee die Zukunft gehören, denn die Landwirthschaft ist naturgemäß die Hauptabnehmerin der Industrie und in vielen Gegenden noch einer großartigen Hebung fähig und bedürftig. Sowohl für einen Großgrundbesitzer wie für einen Großindustriellen sind besonnene und erfolgreiche Steigerungen ihrer Production in pecuniärer Beziehung vortheilhaft; mitunter vielleicht für den Landwirth noch vortheilhafter, wie für den Industriellen; aber in socialer, in menschlicher Beziehung besteht ein ungeheuerer Unterschied zwischen der Lage Beider. Wenn der Industrielle seine Production vermehrt, so vergrößert er in der Regel seine Arbeiterzahl, so wird er ein noch mächtigerer „König", oder Fürst der Industrie, als er vorher war. Wenn der Landwirth dagegen seine Production vermehren will, so muß er, namentlich im Nordosten Deutschlands und in ähnlichen Gegenden, der süßen Gewohnheit einer sog. patriarchalischen Herrschaft entsagen; er muß zu große Güter durch partielle Verkäufe oder Theilungen verkleinern, einen grundbesitzenden Arbeiterstand schaffen: kurz, eine in gewissem Sinne mehr demokratische und geldaristokratisch-industrielle Entwickelung befördern, was manchen conservativ, landaristokratisch gesinnten Landwirthen nicht angenehm ist. Noch größere, wenigstens scheinbare Einbußen erleiden die landaristokratischen Interessen beim theilweisen, auch für verpachtende Großgrundbesitzer in pecuniärer Beziehung vortheilhaften Uebergange von der Großcultur zur Kleincultur. Selbst die Production einer mit Hypotheken belasteten Fabrik kann ferner ausgedehnt werden, während der Verkauf von Parcellen eines mit Hypotheken belasteten Gutes an Arbeiter, oder sonst Jemand die

Digitized by Google

nicht immer leicht zu erlangende Einwilligung der Hypothekengläubiger voraussetzt. Es steht auch nicht in der Macht eines einzelnen Grundbesitzers, systematische Bewässerungen und Entwässerungen ganzer Stromgebiete, eine möglichst gleichmäßige locale Vertheilung der Industrie, des Handels und der Bevölkerung über das gesammte Reichsgebiet, die bis jetzt viel zu wenig übliche Eisenbahnabfuhr der groß- und mittelstädtischen Fäcalien und ähnliche mehr oder minder wichtige Reformen zu veranlassen. Ebenso wenig vermag ein einzelner Bauer die Beseitigung der Gemengewirthschaft, den Uebergang vom Dorf- zum Hofsystem, die sog. Verkoppelung, durchzusetzen.

Der Staat hätte also die Aufgabe gehabt, die Industrie nach Art eines weisen Wagenlenkers soviel als möglich zurückzuhalten und die Landwirthschaft soviel als möglich anzuspornen, um das im Interesse Aller nothwendige Gleichgewicht der industriellen Production und der landwirthschaftlichen und übrigen Nachfrage nach industriellen Producten herzustellen und zu bewahren. In Wirklichkeit verfuhr man indeß in vielen Ländern und Zeiten, auch in England und Frankreich, fast umgekehrt: unter dem Einflusse der Vorurtheile des sog. Mercantilsystems des 16., 17. und 18. Jahrhunderts und extremer Schutzzöllner einerseits und der feudalen und ultramontanen vis inertiae andererseits spornte man das allzu feurige Pferd der Industrie noch künstlich durch Schutzzölle und ungedeckte Banknoten an und hielt das träge Pferd der Landwirthschaft vermittelst zahlreicher agrarpolitischer und sonstiger Unterlassungssünden zurück. Mit dem eben gebrauchten Bilde soll natürlich nicht geleugnet werden, daß es in allen Culturstaaten mehr, oder minder zahlreiche Landwirthe gab und giebt, welche rührige, rationelle, hochverdiente, treffliche Förderer der Landwirthschaft, des Staatswohles waren und sind.

Kein Wunder, daß es in Folge der besprochenen Uebelstände zu so vielen industriellen Absatzkrisen, industriellen und landwirtschaftlichen Bankrotten kam. Ein Hauptgrund der Ueberspeculation von 1871 bis 1873 und der schweren Leiden der Krachzeit nach 1873 ist darin zu suchen, daß damals fast Niemand an eine großartige Hebung der Landwirthschaft dachte; obgleich durch die massenhaften und schnellen, man kann wohl sagen überstürzten Rückzahlungen von Staatsschulden große Capitalmassen disponibel geworden waren, und nach einer guten Anlage suchten. Die Hebung der Landwirthschaft hätte ferner zu einer Steigerung der Nachfrage nach Industrieproducten geführt, die Krisis von 1873 verhütet, oder wenigstens stark gemildert.

Der Einwand, daß eine Steigerung der landwirthschaftlichen Production angesichts der heutigen niedrigen Kornpreise gar nicht räthlich sei, wäre nicht stichhaltig. Bei rationeller Wirthschaft ist der Getreidebau noch heute rentabel; namentlich, wenn er zu Gunsten des Futterbaues, der Viehzucht, der Production von Fleisch, Milch, Butter, Käse, Geflügel, Eiern, Gemüse, Obst, Beeren, Handelspflanzen, zum Theil auch von Karpfen, stark eingeschränkt wird. Die Tage der niedrigen Kornpreise sind überhaupt gezählt. Mit der rasch fortschreitenden Besiedelung und Bevölkerungszunahme der Vereinigten Staaten und anderer Concurrenten der deutschen Landwirthschaft müssen auch die Kornpreise früher oder später ihre traditionelle, steigende Bewegung fortsetzen.

Die Frage der Hebung der Landwirthschaft ist ein verwickelter Gegenstand, über den sehr viel geschrieben worden ist. An dieser Stelle können natürlich nur einige orientirende Bemerkungen, einige Anregungen zum Denken gegeben werden. Die stärksten, meines Erachtens entscheidenden Gründe der im Nachfolgenden zu erwähnenden Reformen lassen sich indeß in Kürze darlegen, oder wenigstens in einer für das Verständniß genügenden Weise andeuten. Wenn man die wichtigsten Mittel zur Hebung der Landwirthschaft, namentlich der Landwirthschaft des Deutschen Reiches, in logischer Weise ordnet, so darf man nicht mit Schutzzöllen, der intensiven Landwirthschaft, dem sog. Höfe- oder Anerbenrecht und ähnlichen beliebten Schlagwörtern verschiedener wirthschaftlicher Parteien beginnen; sondern man muß die Wasser- und Waldfrage obenan stellen.

Die alten Aegypter und Babylonier haben meines Wissens bereits in theoretischer und praktischer Beziehung dem hochwichtigen Satze Rechnung getragen, daß man nicht planlos be- und entwässern, sondern systematisch ganze Stromgebiete in's Auge fassen muß; wenigstens insoweit, als sie im eigenen Lande liegen. In der Neuzeit ist der in Rede stehende Satz indeß nicht selten übersehen worden. Man hat in manchen Gegenden so gedankenlos be- und entwässert, daß einige Gegenden fruchtbarer, andere Gegenden desselben Staates dagegen unfruchtbar wurden oder an Ueberschwemmungen zu leiden begannen. Letzteres kommt z. B. vor, wenn man die Krümmungen eines Flusses in rücksichtsloser Weise abschneidet, ohne das Unterland durch diese, oder jene Mittel gegen Ueberschwemmungen zu schützen. Unvorsichtige Austrocknungen von Haiden haben ebenfalls zu Ueberschwemmungen anderer Gegenden geführt. Wenn ein Strom durch die Gebiete zweier, oder mehrerer Staaten fließt, so ist seine Regulirung, überhaupt die ganze Be- und Entwässerungsfrage viel schwieriger, als wenn er nur durch einen Staat fließt. Man kann sich indeß durch internationale Verträge und große Reservebassins helfen. Falls die Elbe z. B. in Folge böhmischer Entwaldungen im Deutschen Reiche Ueberschwemmungen anrichtet — auf entwaldetem Boden fließt das Wasser nämlich viel schneller ab, wie auf Waldboden —, so kann man Reservebassins anlegen, welche in Zeiten der Dürre Wasser für die Schifffahrt und Landwirthschaft abgeben und in Zeiten drohender Ueberschwemmungen die aus Böhmen kommenden Wassermassen aufnehmen. Solche Bassins wirken also nach der Analogie von Banken, welche Gelder zur Verzinsung annehmen und gegen Zinsen verleihen. Die nord- und süddeutschen Landseen, besonders die ersteren, müssen ebenfalls zu Bewässerungszwecken benutzt werden. Bei der Wasserfrage sind die Landwirthschaft, die Fischerei, die Müllerei, die Industrie und die Schifffahrt betheiligt. Es ist schwierig, aber nicht unmöglich, alle diese, zum Theil scheinbar, oder wirklich widerstreitenden Interessen unter einen Hut zu bringen. Eine Commission tüchtiger Techniker, die zum Theil vom Staate ernannt und zum Theil von den Interessenten selbst gewählt ist, vermag indeß einen billigen Ausgleich der Interessen herbeizuführen. Die Kosten der großartigen, man kann fast sagen weltgeschichtlichen Reform wären riesig; aber der Gewinn für die Volks-, Privat- und Weltwirthschaft wäre bei einigermaßen verständiger und geschickter Ausführung noch größer, wie viele praktische Erfahrungen des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit zeigen. Die vielen Millionen, welche zur Reform erforderlich sind, können natürlich nicht als Staatsgeschenke, als Geschenke der Steuerzahler, an die Wasserinteressenten aufgebracht werden. Große Staatsanleihen zu Be- und Entwässerungszwecken sind weder im Grundsatz zu wünschen, noch zu erwarten; denn die Landtage werden sie schwerlich bewilligen. Eine rein genossenschaftliche Selbsthülfe geht auch nicht. Alle Interessenten des Oderwassers lassen sich z. B. nicht zu einer Genossenschaft zusammenfassen. So bleiben nur große, vom Staate und den Wasserinteressenten beaufsichtigte, an solide Staatsinstitute und Genossenschaften erinnernde Actiengesellschaften übrig. Solche Actiengesellschaften würden zu billigen Zinsen deutsches, englisches und holländisches Capital in Hülle und Fülle geliehen erhalten. Der Einwand, daß dabei Mißgriffe und manchmal sogar Mißbräuche vorkommen können, wäre nicht stichhaltig. In Westeuropa herrscht ein solcher Capitalüberfluß, daß alles disponible Capital unmöglich in „absolut" sicheren Staatspapieren angelegt werden kann. Wird der größte Theil des disponiblen Capitals nicht in der Landwirthschaft angelegt, so wird er nothwendiger Weise in allerlei faulen in- und ausländischen Papieren angelegt und großentheils verloren werden. Solide, von deutschen Staatsbeamten und sachkundigen Landwirthen beaufsichtigte Actiengesellschaften würden dagegen sehr gute Dividenden geben. Pupillar- und Depositalfähigkeit dürfen die Prioritäten solcher Actiengesellschaften nicht haben. Diese Gesellschaften dürfen auch nicht an eine schablonenhafte, bureaukratische Beleihungsgrenze gebunden sein; weil man ihnen sonst die nöthige Freiheit der Bewegung rauben würde, und weil der Werth eines Landgutes

Digitized by Google

durch Be- und Entwässerungen und andere Mittel sehr gesteigert werden kann. Die in Rede stehenden Actiengesellschaften können und sollen ferner noch andere gemeinnützige Zwecke verfolgen, z. B. als Hypothekenbanken und Landhandelsgesellschaften wirken, welche den Landwirthen das zur intensiven Landwirthschaft nothwendige Capital leihen, Latifundienbesitzungen in Ritter- und Bauerngüter sowie Arbeiterparcellen zerschlagen, gefährdete, aber nicht unrettbar verlorene Adels-, Bürger- und Bauernfamilien in echt conservativer, staatsmännischer Weise im Besitze halten, Zwergwirthschaften zu rentablen Bauerngütern zusammenlegen, Verkoppelungen durchführen und Rittergutsbesitzern und Bauern beim Uebergange zu rationelleren Wirthschaftssystemen durch ihre Oekonomiecommissäre (Landwirthschaftstechniker) und Culturingenieure (Wasserbautechniker) mit Rath und That beistehen. Wieviel im Deutschen Reiche noch auf dem Gebiete der Verkoppelungen zu thun ist, ersieht man namentlich aus dem dreibändigen, 1886 erschienenen, trotz untergeordneten Mängeln sehr verdienstvollen Werke B. Schlitte's über die Zusammenlegung der Grundbesitzungen in ihrer volkswirthschaftlichen Bedeutung und Durchführung. Die von P. J. Sänger in der „Gegenwart" 1887 Nr. 16 hervorgehobene Bedeutung der Moorcultur darf ebenfalls nicht unterschätzt werden. Die Waldfrage hängt mit der Wasserfrage eng zusammen, denn nach den neuesten Forschungen und Erfahrungen unterliegt es kaum einem Zweifel, daß der Mensch durch Be- und Entwaldungen die Dürre und allzu große Feuchtigkeit mäßigen, auf eine gesunde Mitte zwischen dem Zuwenig und Zuviel an Wasser bringen kann. In derselben Gegend kommen aber Dürre und Nässe, Waldmangel und Waldüberfluß nicht selten neben einander vor. Unter sonst gleichen Umständen hat man desto mehr Wasser, je mehr Wald man hat.

Gleich der Wasser- und Waldfrage können auch die Fragen der Standorte der Industrie und der Eisenbahnabfuhr des städtischen, menschlichen und thierischen Düngers, wie erwähnt, nicht von einem, noch so tüchtigen und reichen Landwirthe regulirt werden. Die Landwirthschaft der untervölkerten, sog. reinen Ackerbaugegenden kann nur dann recht aufblühen, wenn die Industrie derselben durch Eisenbahndifferentialtarife und andere Mittel kräftig gehoben wird, so daß die Landwirthe aus der Nähe billigen Dünger beziehen können und in der Nähe einen guten Absatz ihrer Producte an die Fabrik- und Handelsbevölkerung haben. Die Eisenbahnabfuhr der großstädtischen Fäcalien, die übrigens ergänzende Städtereinigungssysteme nicht ausschließt, kann einen recht weiten Rayon umfassen. Berliner Fäcalien wurden z. B. 1883 190 Kilometer weit in die Gegend von Staßfurt versandt.

Die Begriffe intensive und rationelle Landwirthschaft decken sich nicht ganz. Für niedere Culturstufen passen extensive Ackerbausysteme, und es ist sogar in Deutschland rationell, ja nothwendig, schlechte, auf sog. absolutem Waldboden liegende Aecker und selbst Weinberge wieder in Wald zu verwandeln und ausnahmsweise, z. B. bei Großstädten, Aecker in Weiden zu verwandeln, also extensiv zu wirthschaften. Im Allgemeinen deckt sich indeß im heutigen Deutschland die rationelle, die Einschränkung des Kornbaues und Ausdehnung des Futterbaues, der Viehzucht und der Kleincultur empfehlende Landwirthschaft mit der intensiven Landwirthschaft.*)

Ein gutes, modernes Pachtrecht mit Meliorationsentschädigungen der Pächter gehört ferner zu den nicht nach Gebühr beachteten Mitteln zur Hebung der Landwirthschaft. Das rationellste System dieser Art ist bereits im 18. Jahrhundert vom schottischen Lord Kames, einem Gönner Adam Smith's, angegeben und durchgeführt worden. Dasselbe ist auch von deutschen, französischen und italienischen Autoritäten mit Recht empfohlen worden, obgleich die meisten land- und volkswirthschaftlichen Handbücher wenig, oder gar nichts über das Kames'sche System enthalten.*)

Kurz, eine großartige Hebung der Landwirthschaft ist das wirksamste Mittel zur Heilung der chronischen Wirthschaftskrisis des 19. Jahrhunderts; und diese gemeinnützige Reform ist schon deshalb eine bloße Frage der Zeit, weil die relative Uebervölkerung des Deutschen Reiches rasch zunimmt und weil die nachwachsenden Generationen großentheils in der Landwirthschaft als Grundeigenthümer, Pächter und Arbeiter ein gutes Unterkommen finden müssen. Das Gewerbe, der Handel und der Staatsdienst sind überfüllt; und nach überseeischen Colonien, selbst nach etwaigen deutschen Ackerbaucolonien, können und wollen Viele nicht auswandern, die sehr wohl im deutschen Vaterlande Landwirthschaft treiben können.

*) Interessante Ausführungen über das Wesen derselben findet man in einer Abhandlung, welche der weimarische Oekonomiecommissar Dr. Franz 1886 in den Berliner, halbamtlichen, Thiel'schen „Landwirthschaftlichen Jahrbüchern" veröffentlicht hat. Der Essay führt den Titel: „Die deutsche Landwirthschaft, ihre Nothlage und ihre Hülfsmittel" und ist vom preußischen Minister Dr. Lucius in der Form eines nicht in den Buchhandel gekommenen Sonderabdruckes an die landwirthschaftlichen Vereine Preußens versandt worden. Im Begleitschreiben des Ministers heißt es nach Zeitungsnachrichten, daß er mit dem Verfasser nicht in allen Einzelheiten übereinstimmt; aber ebenfalls der Ansicht ist, daß in den meisten Theilen des preußischen Staates die Wirthschaft der kleinen Landwirthe noch mancher technischer Verbesserungen fähig ist, deren Durchführung ohne wesentliche Mehrkosten einen höheren Ertrag liefern und damit die gegenwärtige gedrückte Lage erleichtern würde.

*) Nähere Ausführungen über diesen wichtigen Gegenstand findet man in Knaus' Abhandlungen in der Zeitschrift für Staatswissenschaft 1844 und in Rau's Archiv der politischen Oekonomie 1846, sowie im zweiten Bande meines Handbuches der Nationalökonomie. Knaus war Professor der Landwirthschaft in Tübingen.

Arbeiterwohnungen.

Von Ludwig Heimann.

(Schluß.)

Was auf dem Gebiete der genossenschaftlichen Vereinigung und durch die selbstthätige Hülfe der Bevölkerung zum Zwecke der Beschaffung von guten und billigen Arbeiterwohnungen geleistet werden kann, dafür haben wir die glänzendsten Beweise in England an den über das ganze Land verbreiteten Baugenossenschaften, „building-societies." Die erste englische Baugenossenschaft wurde nachweisbar im Jahre 1815 in Kircudbright in Schottland unter dem Protcetorate eines Earl of Selkirk gegründet. Bald entstanden ähnliche Anstalten in allen Theilen Englands, die zum Theil noch den Namen von „Menages" führten, und deren Zahl nach dem Jahre 1830 so rapide zunahm, daß das englische Parlament im Jahre 1836 bereits ein eigenes Gesetz zum Schutze und zur Aufmunterung dieser Gesellschaften erließ. Bis zum Jahre 1850 waren im vereinigten Königreiche Großbritannien bereits mehr als 2000 derartige Gesellschaften registrirt worden. Von diesen waren im Jahre 1860 noch ungefähr 1200 in Thätigkeit. Das Gesetz von 1836 gewährte den Gesellschaften mehrere wichtige Privilegien, welche dazu angethan waren, die Vereine beim Volke angesehener und populärer zu machen. Leider wurden aber auch die building-societies in den großen allgemeinen Bankerott mit hineingerissen, welcher in den Sechsziger Jahren die gesammten friendly-societies betraf, und der damals in England als ein Nationalunglück empfunden wurde. Theils die durch eine laxe Gesetzgebung begünstigte arge Mißwirthschaft in der Verwaltung der Vereine, theils falsche Rechnungsgrundlagen hatten eine sehr große Anzahl derselben dem Ruin entgegengeführt und Hunderttausende von Mitgliedern um ihre Spargelder gebracht. Nichts zeugt mehr für die zähe Energie des englischen Volkes, die sich durch keine, auch noch so großen Mißerfolge abschrecken läßt, als der glänzende Aufschwung, den die friendly-societies in allen ihren Zweigen unmittelbar nach der großen Niederlage derselben wieder genommen haben. Die Gesetzgebung befaßte sich angelegentlich mit dem Gegenstande und erließ mehrere zur Consolidirung der friendly-

Digitized by Google

societies nöthige Gesetze, wonach u. A. auch die beim Handelsamt angemeldeten, „registrirten" societies jährlich ihre Geschäftsberichte einzureichen haben, die dort revidirt und dann von dieser Stelle erst veröffentlicht werden. Die Vereine selbst wurden zum großen Theile nach rationellen Grundsätzen reconstruirt, und so entwickelte sich bald in England wieder ein so reiches und mannigfaltiges Genossenschaftsleben, daß es heut gesunder und großartiger dasteht als je.

Was nun die building-societies betrifft, so bestanden am 31. December 1885 im vereinigten Königreiche 2147 derartiger Vereine, die unter den building societies-Gesetzen von 1874 und 1875 angemeldet waren, mit einer Mitgliederzahl von 583,830. Die Gesammteinnahme derselben im Jahre 1885 betrug nach amtlichen Mittheilungen 21,671,944 £, oder 433,438,880 Mk., der gesammte Jahresüberschuß betrug 1,901,633 £., während sich bei 436 Vereinen ein Gesammtverlust von 128,381 £ ergeben hatte. Im Ganzen waren am Schluß des genannten Jahres von den Vereinen auf Hypotheken ausgeliehen 48,893,429 £ oder 977,868,580 Mk.; von den Zeichnern von Antheilscheinen (shares) waren 34,879,350 £ und von Hinterlegern von Depositen (da verschiedene Gesellschaften nebenbei als einfache Sparkassen fungiren) und von sonstigen Creditoren waren 16,031,298 £ gezahlt worden; das Gesammtvermögen der Genossenschaften betrug 52,681,198 £.

Die Bildung dieser Associationen geht folgendermaßen vor sich. Eine beliebige Anzahl von Personen tritt zu einer Gesellschaft zusammen, welche einmal die beste und sicherste Verzinsung und Ansammlung der regelmäßig zu leistenden Einzahlungen für den einen Theil der Mitglieder bezweckt, die zum andern Theil aber den übrigen Mitgliedern mittelst regelmäßiger Einzahlungen den Erwerb von billigen Häusern ermöglicht. Nehmen wir einen speciellen Fall an, so treten etwa 500 Personen zu dem oben angedeuteten doppelten Zweck zusammen. Jedes der Mitglieder zeichnet eine bestimmte Summe, welche es in festen monatlichen, vierteljährlichen oder auch jährlichen Beiträgen im Laufe einer bestimmten Zeit und mit Hinzunahme der Zinseszinsen für jede einzelne Einlage anzusammeln gedenkt. Nachdem alle Mitglieder einige Zeit hindurch ihre Beiträge regelmäßig eingezahlt haben, wodurch bereits eine größere oder geringere Summe angesammelt worden ist, welche mittlerweile bereits in irgend einer Weise zinsbar verwendet worden ist, gewährt die Gesellschaft einigen Mitgliedern Darlehen aus diesen Fonds, mittelst deren es den Entleihern möglich wird, ein Grundstück oder ein Wohnhaus zu erwerben. Dieses Darlehen muß nun der Erwerber durch feste periodische Einzahlungen zurückerstatten, sodaß der geliehene Betrag in gewöhnlich 20 Jahren amortisirt ist. So lange das empfangene Darlehen nicht völlig amortisirt ist, bleibt das erworbene Eigenthum der Gesellschaft verpfändet. Von dem Augenblick an aber, da der Schuldner durch seine Amortisationseinlagen mit Hinzurechnung der Zinseszinsen für jede einzelne Einzahlung das Darlehen, ebenfalls mit Hinzurechnung von Zinseszinsen, getilgt hat, tritt er in den directen und unanfechtbaren Besitz des erworbenen Grundstückes. Dieser Ausführung nach spaltet sich also die Gesellschaft nach einiger Zeit des Bestehens in eine Gruppe von Gläubigern, Anlegern (Investers) und in eine von Beliehenen, Schuldnern (Borrowers). Die Erstgenannten wollen eine möglichst hohe Verzinsung und eine Ansammlung ihrer regelmäßigen Einlagen nach Maßgabe der Zinseszinsrechnung, um nach einer Reihe von Jahren in den Besitz derjenigen Summe zu gelangen, auf welche sie gezeichnet haben, und nach Maßgabe welcher sie ihre regelmäßigen Einzahlungen gemacht haben. Die Letztgenannten dagegen wollen mit Hülfe der angesammelten Capitalien der ersten Gruppe ein Eigenthum erwerben, dessen Kaufpreis sie durch regelmäßige Abzahlungen amortisiren.

Unter den Gesellschaften gibt es wiederum zwei Kategorien, die nach verschiedenen Principien arbeiten. Die erste Kategorie umfaßt Gesellschaften, deren Bestand nur für eine bestimmte Reihe von Jahren festgesetzt worden ist, und wobei die Frist, innerhalb welcher sich eine Capitalanlage nach der Zinseszinsrechnung verdoppeln würde (nach Maßgabe eines Zinsfußes von z. B. 5 Proc. also etwa 14—20 Jahre) meistens nur wenig überschritten wird. Der anderen Kategorie gehören Gesellschaften von unbeschränkter Dauer an. Jene sind mit dem technischen Namen terminating, letztere mit permanent building societies bezeichnet worden. Selbstverständlich ist in Folge der verschiedenen Dauer der Gesellschaften die ganze Organisation und der Geschäftsbetrieb bei den beiden Arten völlig verschieden. Die kritische Meinung von Sachverständigen lautet entschieden zu Gunsten der Gesellschaften mit unbeschränkter Dauer, und die Erfahrung hat dieses Urtheil auch vollkommen gerechtfertigt. Zu den genossenschaftlichen Vereinigungen sind nun aber im Laufe der Zeit auch noch eine Anzahl von Actiengesellschaften hinzugekommen, mit der Absicht, an Stelle der einen Gruppe, der Investers, zu treten und Gelder zum Erwerb von Grundstücken unter den altgewohnten Bedingungen auszuleihen. Auch diese Actiengesellschaften erfreuen sich eines großen Gedeihens, und durch deren Resultate werden die eben genannten Ziffern der Genossenschaften noch wesentlich vermehrt.

Zum besseren Verständniß des Geschäftsbetriebes der Gesellschaften theilen wir nun noch folgende Einzelheiten mit. Die Höhe der Antheilscheine, shares, variirt bei den einzelnen Gesellschaften von 10—50 £. Es zeichnet also, wie wir dem Statut einer building-society entnehmen, ein invester einen Antheil von 50 £, d. h. er verpflichtet sich, wenn er nicht vorzieht, die Summe sofort ganz zu hinterlegen, den Betrag innerhalb 10 Jahren in monatlichen Raten von 6 s. 6 d. zu zahlen. Die in diesem Zeitraum in Wirklichkeit geleistete Zahlung beträgt dann 39 £, während sich die Summe von 11 £ durch Hinzutritt von Zinseszins, bei einem Zinsfuß von 5%, ergibt. Einzelne Gesellschaften sind sogar noch im Stande, nach zehn Jahren einen Gewinnzuschuß, Bonus, von 5 £ 10 s. zu geben, sodaß ein solcher Antheilschein nach zehn Jahren den Werth von 55 £ 10 s. hat. Für die Abzahlungsweise der Schuldner, Borrowers, mag folgender Tarif als Beispiel dienen. Für ein Darlehen von 50 £ sind, wenn dasselbe zurückerstattet werden soll,

in	10	Jahren,	monatlich	zu	zahlen	11	s.	4 d.
„	11	„	„	„	„	10	„	7 „
„	12	„	„	„	„	10	„	— „
„	13	„	„	„	„	9	„	5 „
„	14	„	„	„	„	9	„	— „
„	15	„	„	„	„	8	„	7 „
„	16	„	„	„	„	8	„	3 „
„	17	„	„	„	„	8	„	— „
„	18	„	„	„	„	7	„	9 „
„	19	„	„	„	„	7	„	6 „
„	20	„	„	„	„	7	„	4 „
„	21	„	„	„	„	7	„	1 „

Diesem Tarife ist ein Zinsfuß von 6% zu Grunde gelegt; der Zinsfuß ist bei den verschiedenen Gesellschaften verschieden, und demgemäß ändert sich natürlich auch der Tarif. Außer den eben angegebenen Beträgen sind dann noch sowohl von den investers, wie von den borrowers bestimmte Commissionsspesen zu entrichten.

Alle diese hier besprochenen Anstalten litten aber an einem Uebelstande. Stirbt nämlich der Erwerber eines Grundstückes eher, bevor das Darlehn völlig amortisirt ist, und die Erben können den Rest des zu bezahlenden Betrages nicht zahlen oder die Einzahlungen bis zur vollständigen Amortisation fortsetzen, so fällt das erworbene Eigenthum auf Grund der Verpfändungsabmachung an die Gesellschaft, und die Erben erhalten dann nur, je nach den Umständen, eine bestimmte Abfindungssumme. Damit ist dann aber gerade der Zweck, den der Verstorbene verfolgt hat, nämlich seinen Erben und Angehörigen einen Grundbesitz zu sichern, nicht erreicht. Da ist nun die Lebensversicherung helfend eingetreten. Die Baugenossenschaften verbanden sich zu dem Zweck mit einzelnen Lebensversicherungsgesellschaften, welche das Leben der Grunderwerber in Höhe des erhaltenen Darlehens versicherten und die Prämien gleichzeitig mit den Amortisationsraten erheben ließen. Starb

Digitized by Google

dann der Versicherte vor Tilgung seiner Schuld, so konnte dieselbe durch die Versicherungssumme gedeckt werden.

Jedoch so einfach sich auch diese neue Idee anfangs darstellte, so große Schwierigkeiten stellten sich doch ihrer Ausführung entgegen, und die englischen Lebensversicherungsgesellschaften haben viel experimentiren und vielen Scharfsinn anwenden müssen, ehe sie zu dem jetzt meist gebräuchlich und als zweckentsprechend erwiesenen Modus gelangten. Wir beabsichtigen nun nicht, alle die verschiedenen angewandten Modalitäten, die sich dann als unvortheilhaft erwiesen, hier anzuführen. Es genügt für unseren Zweck, wenn wir die hierbei in Betracht kommenden Hauptpunkte in's Auge fassen und den jetzigen Stand der Dinge betrachten. Vor Allem machte es sich fühlbar, daß die Versicherung auf den Todesfall in ihrer gewöhnlichen Form für die Mitglieder der Baugenossenschaften nicht anwendbar war, weil die Prämien für diese Versicherten, die schon durch die regelmäßigen Amortisationszahlungen stark in Anspruch genommen wurden, zu theuer waren; denn man muß immer im Auge behalten, daß es ja eben die weniger bemittelten Volksclassen sind, welche die Wohlthat derartiger Amortisationen genießen wollen. Diesem Uebelstande wurde nun dadurch begegnet, daß die betreffenden Grunderwerber nicht einfache Lebensversicherungen eingingen, sondern nur temporäre Versicherungen auf den Todesfall abschlossen. Dieser Modus besteht darin, daß die Lebensversicherungsgesellschaften das Risiko nur für eine bestimmte Frist, also im vorliegenden Falle bis die Amortisationszahlungen beendet waren, übernehmen, d. h. die Versicherungssumme nur in dem Falle auszahlen, wenn der Versicherte innerhalb eines gewissen Zeitraumes sterben sollte, dagegen keinerlei Ersatz oder Aequivalent für die empfangenen Prämien leisten, wenn der Versicherte den bestimmten Zeitraum überlebt. Selbstverständlich stellen sich die Prämien für diese Art von Versicherung erheblich niedriger, als im ersten Falle. Aber auch diese Versicherungsart genügt noch nicht, um alle Unzuträglichkeiten für den vorliegenden Fall zu beseitigen. Es kann nämlich den Darlehern nicht daran liegen, durch Hülfe der Versicherungsgesellschaften die ausgeliehene Summe, resp. den noch fälligen Rest derselben, vor dem abgelaufenen Termin auf einmal zurückzuerhalten; denn da die ganze Gewinnberechnung der Baugenossenschaften auf der Zinseszinsrechnung für eine bestimmte Zeit beruht, so muß jede Unterbrechung dieser Calculation natürlich von sehr störendem Einfluß sein. Um nun auch diesen Uebelstand zu beseitigen, haben die englischen Lebensversicherungsgesellschaften die Verpflichtung übernommen, wenn der Versicherte während der Dauer seiner Versicherung sterben sollte, die fällig werdenden jährlichen Amortisationsraten selbst an die Baugenossenschaft für die Hinterbliebenen auszuzahlen, bis das Eigenthum von der Schuld gänzlich befreit ist. Um zu zeigen, daß die durch die hinzutretende Versicherung erwachsende Mehrbelastung der Darlehnsnehmer keine zu große ist, theilen wir nachstehend einen von den verschiedenen im Gebrauch befindlichen Tarifen mit, aus welchem ersichtlich ist, wie viel für die verschiedenen Versicherungsperioden an jährlicher Prämie zu zahlen ist, um eine jährliche Summe von 10 £ zu versichern.

Alter	Versicherungsdauer von 5 Jahren			10 Jahren			14 Jahren			18 Jahren			21 Jahren		
	£	s.	d.	£	s.	d.	£	s.	d.	£	s.	d.	£	s.	d.
25	—	5	4	—	10	5	—	14	8	—	19	—	1	2	8
30	—	6	2	—	12	6	—	17	6	1	2	10	1	7	5
35	—	7	4	—	14	1	1	—	1	1	6	10	1	12	6
40	—	9	—	—	16	4	1	3	5	1	11	—	1	18	—
45	—	10	6	—	18	10	1	5	9	1	16	—	2	3	9
50	—	11	8	1	2	—	1	10	8	2	3	7	2	13	9
55	—	13	11	1	10	—	2	6	5	3	3	5	3	16	3
60	1	4	7	2	7	11	3	9	4	4	14	3	5	13	6

Danach hätte also z. B. ein Mitglied, das 25 Jahre alt ist und der Baugenossenschaft für eine Dauer von 10 Jahren jährlich 10 £ zahlen müßte, außer diesen Zahlungen noch an Versicherungsprämien jährlich 10 s. 5 d. zu zahlen, um bei seinem vielleicht vor Tilgung der Schuld eintretenden Tode, seinen Erben ein vollständig schuldfreies Besitzthum zu hinterlassen. Dieser Betrag ist wahrlich ein leicht erschwinglicher und steht in keinem Vergleich zu der durch ihn herbeigeführten Wohlthat.

Es leuchtet aus diesen Darlegungen ein, daß mit der hier beschriebenen Institution zwei Zwecke erreicht werden, von denen jeder einzelne von hoher wirthschaftlicher Bedeutung ist: die leichte Beschaffung von Grundbesitz für die unbemittelten Classen und Hebung des Sparsinnes der Bevölkerung, und es verdient unsere ganze Bewunderung, wie man es verstanden hat, das Eine durch das Andere zu ergänzen und durch eine höchst sinnreich erdachte, geschickt in einander greifende Maschinerie eine Einrichtung von dem höchsten Werthe zu schaffen. Durch eine gute und sichere Verzinsung veranlaßte man zunächst die Darleiher, die hier auch nur in den mittleren und arbeitenden Classen zu suchen sind, ihre Spargelder zu hinterlegen, mit welchem Erfolg, haben wir oben gesehen. Wir werden aber einen besseren Maßstab für diese Leistung erhalten, wenn wir die Einzahlungen bei den preußischen Sparkassen in Vergleich ziehen. Am Ende des Jahres 1885 waren bei sämmtlichen Sparkassen des preußischen Staates eingezahlt 2,260,933,912 Mk., bei den Building-societies Großbritanniens waren die Darleiher, d. h. die Zeichner von Antheilscheinen, betheiligt mit 34,879,350 £ oder 697,587,000 Mk., oder mit einem Drittel der Einlagen in den preußischen Sparkassen. Dabei haben wir hier die in der Bilanz noch aufgeführten 16 Mill. Pfund Sterl. „Depositen und sonstige Creditoren" ganz außer Acht gelassen, weil wir aus der summarischen Aufzählung nicht genau ersehen konnten, welche Fonds in diesem Betrage enthalten sind. Jedenfalls handelt es sich aber hier zum größten Theil um Spareinlagen, welche eine Anzahl der Genossenschaften in ihrer Eigenschaft als „Sparkassen" empfangen haben. Und diese ganze Summe von beinahe Ein Tausend Millionen Mark ist dann ausgegeben worden, um Hunderttausenden von Arbeitern in leichtester Weise die Beschaffung eines eigenen Heims zu ermöglichen. Angesichts dieser Erfolge muß man gestehen, daß man es hier mit einem Act der Selbsthülfe zu thun hat, der an Großartigkeit und weittragender Bedeutung seines Gleichen sucht.

Je mehr wir aber diese großartigen Resultate bewundern und der sich hier bekundenden rastlosen und zielbewußten Thatkraft unsere höchste Anerkennung zollen, um so mehr muß uns der Contrast mit den betreffenden Verhältnissen in Deutschland in die Augen fallen. Dort das reichste Leben, immer neue Schößlinge an dem tief in dem Leben der Nation wurzelnden Stamme emportreibend, hier ein Bild der traurigsten Unfruchtbarkeit, das durch die wenigen, hier und da vereinzelt auftretenden mehr oder minder gelungenen Versuche nur sehr wenig in seiner Gestalt geändert werden kann. Wohl hat es uns zu verschiedenen Zeiten an Hinweisen auf die englischen Vorbilder nicht gefehlt, ohne daß dieselben jedoch von irgend welchem bemerkenswerthen Erfolge begleitet gewesen wären. Es mag bei dieser Gelegenheit von Interesse sein, an die heute wohl vergessene Thatsache zu erinnern, daß bereits vor längeren Jahren der frühere Leiter des königl. preußischen statistischen Bureaus, Dr. Engel, der um jene Zeit das englische Genossenschaftswesen an Ort und Stelle selbst genau studirt hatte, die oben näher dargelegte Verbindung des Creditwesens mit der Lebensversicherung als bestes Mittel zur Hebung des Grundcredits empfohlen hatte. Dr. Engel, der damals, im Jahre 1862, Mitglied des preußischen Landesöconomie-Collegiums war, wurde als solches mit einem Referate über die Mittel der Abhülfe der Beschwerden und Mängel des Grundcredits betraut und erstattete das verlangte Referat in einer besonderen, nur als Manuscript gedruckten Druckschrift unter dem Titel: „Der Grundbesitz und das Capitalbedürfniß des Grundbesitzes, befriedigt durch eine preußische Bodencreditbank". Um die Ausführbarkeit seiner Vorschläge besser zu prüfen und prüfen lassen zu können, kleidete sie Dr. Engel in das Gewand eines motivirten Statuts für eine solche Bank, der u. A. auch eine Lebensversicherungsabtheilung zur Stärkung des Personalcredits zugewiesen war. Die wichtigste Branche dieser

Digitized by Google

Abtheilung sollte die combinirte Lebens- und Tilgungsversicherung sein, deren Aufgabe er in folgende Worte zusammenfaßte: „Durch die combinirte Lebens- und Tilgungsversicherung wird bezweckt, denjenigen, welche sich auf dem Wege der Annuitätenzahlung in den vollen und schuldenfreien Besitz eines Grundstücks zu setzen wünschen, die volle Tilgung sogar für den Fall möglich zu machen, daß sie innerhalb der Tilgungsdauer aus dem Leben scheiden sollten; das betreffende Grundstück würde dann schuldenfrei auf ihre Erben übergehen. — Solchen, welche von dieser combinirten Versicherung Gebrauch machen, steht die Wahl der Tilgungsperioden, von Jahrfünft zu Jahrfünft abgestuft, frei. — Die Prämien für die combinirte Lebens- und Tilgungsversicherung sind zusammengesetzt aus einer während der ganzen Tilgungsperiode sich gleichbleibenden Tilgungsquote (Annuität) und einer Versicherungsprämie für das laufende Jahr der Tilgung. Diese Prämie ist veränderlich; einerseits sinkt sie in dem Verhältniß, wie durch die alljährlich eingezahlten Tilgungsquoten das Capital sich mindert, andererseits steigt sie, wie durch die zunehmenden Jahre des Versicherten die Wahrscheinlichkeit, im laufenden Tilgungsjahre zu sterben, sich vergrößert."

Nach dem, was wir im Vorhergehenden über deutsche Verhältnisse erwähnt haben, braucht kaum weiter berichtet zu werden, daß auch dieser praktische Vorschlag des Dr. Engel ohne irgend welche Beachtung blieb. Wir wiederholen, was wir oben bereits gesagt, es bleibt uns auf dem bezeichneten Gebiet noch fast Alles zu thun übrig. Mit der Arbeit aber, die wir hier verrichten, erfüllen wir nur eines der ersten und wichtigsten Gebote der Socialpolitik. Schafft dem Arbeiter einen Besitz, gebt ihm eine Scholle Landes, auf dem er sich ein eigenes Heim gründen kann, und Ihr macht aus dem unruhigen, in seiner Erregung hundert Gefahren für das Staatsleben in sich bergenden Elemente der Bevölkerung seßhafte Bürger, die mit gleicher Energie wie Ihr für die Erhaltung und ruhige Entwickelung des Gemeinwesens eintreten, weil ihre eigensten Lebensinteressen sie dann zur Erhaltung und Stärkung des Bestehenden und zur Abwehr aller zerstörenden Tendenzen hinweisen. Und nicht haben wir länger Zeit, jetzt, da das sociale Gespenst immer drohender sein Haupt erhebt, noch weiter mit der bedeutsamen Arbeit zu zögern. Wir haben oben gezeigt, wie Großes und Bedeutendes in England auf dem Wege der Selbsthülfe der Arbeiter erreicht worden ist. Wie aber die Verhältnisse bei uns in Deutschland liegen, wo es auf eine möglichst schnelle und allgemeine Verwirklichung der gedachten Pläne ankommt, wird es zunächst dringend nöthig sein, daß die Besitzenden thatkräftig eingreifen und nicht bloß durch Reden und Resolutionen, sondern durch Beschaffung der nöthigen Mittel in großer Anzahl die Vereine in's Leben rufen, durch welche der beabsichtigte Zweck erreicht werden kann, und daß sie diese Vereine so lange stützen, bis sie soweit erstarkt sind, daß mit den eigenen Spargeldern der Arbeiter ihre Wohnungen gebaut werden können. Es werden dabei von Niemandem Opfer irgend welcher Art verlangt. Es ist nichts weiter nöthig, als daß von den Milliarden, die in Deutschland Speculationszwecken, und oft der gewagtesten Art, gewidmet werden, ein kleiner geringer Theil dazu verwendet wird, um den Besitzern eine sich in mäßigen Grenzen bewegende, aber sichere Verzinsung des Geldes zu verschaffen. Wir haben dann bei der Ausführung des Planes mit keinen Utopien, mit nichts Unsicherem, mit keinen Experimenten zu thun, sondern wir stehen auf sicherem, durch die Lehren der Erfahrung und Wissenschaft gefestigten Boden, mit mathematischer Sicherheit können wir die allgemeinen Grundzüge für das Werk feststellen und die Beneficien wie die Leistungen aller Betheiligten auf das Genaueste bestimmen. Verhalten wir uns aber trotz alledem in unserer bisherigen Unthätigkeit, die sich höchstens zu einem jammernden Hülferuf nach Staatsunterstützung erhebt, — nun dann wundern wir uns auch nicht, wenn schließlich eine jeder inneren Thatkraft bare Generation von der Riesenlast des Jammers und des Elends erdrückt wird, die sich vor unseren Augen und um uns herum aufthürmt.

Literatur und Kunst.

Die Reveille in der Sprache.

Von Rudolf Kleinpaul.

In der mündlichen Tradition der Franziskaner kommt die Regel vor, daß ein Mönch beim Terminiren, wenn er an sieben Thüren vergeblich angeklopft habe, zuversichtlich an die achte klopfen solle, denn dort werde es ihm nicht fehlen. Die Bettler hören also, wie sie's zu machen haben — sie müssen nur immer wieder anklopfen, an acht verschiedenen Thüren; vielleicht hülfe es auch, wenn sie achtmal hintereinander an einer und derselben Thür anklopften. Aber warum denn immer anklopfen, es handelt sich doch immer darum, die Leute anzusprechen? Natürlich, aber man geht doch nicht sans façon in ein fremdes Haus hinein; man pflegt sich erst zu melden. Und wenn man wollte, so könnte man nicht hinein: es muß erst aufgeschlossen werden. Klopfet an, so wird euch aufgethan. Klopfen thut's freilich nicht; es dient nur dazu, den Bewohner aufmerksam zu machen, daß Jemand draußen ist, wer draußen ist und was er will, geht aus dem Klopfen nicht hervor, wenigstens bei uns, auf dem Continent nicht. In England läßt sich allerdings schon aus der bloßen Art des Klopfens Verschiedenes entnehmen.

Dem Fremden, der zum erstenmal in London bei einer befreundeten Familie einen Besuch macht, kann es vorkommen, daß er von der Dame des Hauses freundschaftlich belehrt wird, er habe nicht recht geklopft. Er habe nur einmal geklopft, und daraus schließe man hier zu Lande, daß ein Händler oder ein Diener draußen sei. Ein Gentleman und wer einen Besuch machen wolle, klopfe zweimal, er bringe den kunstgerechten Double-Knock hervor, eigentlich keinen bloßen Doppelklopfer, sondern zwei lange, durch mehrere kurze Noten verbundene Schläge, was man musikalisch etwa so ausdrücken könnte:

während der Bäcker dreimal klopfe, der Briefträger dagegen, wenn er die Briefe in den Kasten geworfen habe, einen Jambus, das heißt einen kurzen und einen langen Klopfer mache (the Postman's Knock), desgleichen der Telegraphenbote. Wo solche Signale hergebracht sind, hat man an ihnen einen gewissen Anhalt, das ist keine Frage; auch ließen sie sich, wenn es darauf ankäme, noch weiter ausbilden. Nur enthalten sie durchaus nichts von der thatsächlichen Mittheilung, die doch der Zweck des Kommens ist. Sie beweisen nur, daß Jemand da ist, der etwas sagen will, daß der oder jener darauf wartet, eingelassen und gehört zu werden — was er bringt, wird sich erst hernach ergeben. Das Klopfen entspricht nur dem Rufen des Fernsprechers, das die Aufmerksamkeit rege machen und den Adressaten veranlassen soll, das Ohr an den Apparat zu legen; es soll nur das Bewußtsein vorbereiten und den schlummernden Verstand aufwecken. Es ist eine Art Reveille.

Diese Reveille spielt eine große Rolle in der Sprache, nicht bloß der Menschen, sondern auch der Thiere; ja, die Sprache der letzteren besteht gewöhnlich nur in einer Reveille. Eine eigentliche Sprache, wenn man eine solche der deutlichen, aber unbewußten Sprache, welche die Dinge und die Thatsachen sprechen, entgegensetzt, entsteht erst mit der Absicht der Mittheilung. Solche Absicht kann allein zum Ausdruck kommen, ohne daß sich eine förmliche Mittheilung daran schließt, so daß die letztere zu errathen bleibt. Eine derartige Verständigung ist gleichsam die Vorstufe des Verkehrs, die beschritten zu haben unter Umständen, wenn es sich um bekannte Dinge handelt, genügt, den Anderen au fait zu setzen und die immerhin das Aufblitzen des sprechenden Geistes anzeigt.

Digitized by Google

Das Thier hat auch Vernunft,
das wissen wir, die wir die Gemsen jagen.
Die stellen klug, wo sie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnet
mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Die Sache hat ihre Richtigkeit, wenn auch das Wächteramt nicht officiell übertragen werden mag: bei jedem gelagerten Rudel bemerkt man regelmäßig eine oder mehrere aufrecht stehende und um sich blickende Gemsen; so wie diese etwas Verdächtiges gewahren, zeigen sie dies durch ein auf weithin vernehmbares, mit Aufstampfen des einen Vorderfußes verbundenes Pfeifen an, und das Rudel ergreift, sobald es sich von der Thatsächlichkeit der Gefahr überzeugt hat, nunmehr sofort die Flucht, wobei immer eine, wahrscheinlich die älteste Geis, die Führung übernimmt. Dergleichen Einrichtungen sind bei Thiergesellschaften gar nichts seltenes: auch eine Kranichherde stellt regelmäßig Wachen aus, denen die Sorge für die Gesammtheit obliegt, und wenn die Affen in Trupps durch den Urwald ziehen, so befinden sich immer einzelne Affen im Vortrab und im Nachtrab, sowie zu beiden Seiten; diese stoßen dann, wenn sie Gefahr merken, laute Schreie aus und benachrichtigen das Hauptcorps. Bei den Menschen nennt man das Alarm und Alarmsignale.

Hierher gehören vermuthlich auch die Unterhaltungen, die zwischen Insecten beobachtet worden sind und die, stumm und lautlos, einigermaßen an unsere Pantomimen oder an die Fingersprache der Taubstummen erinnern. Eine Biene, eine Ameise eilt auf die andere zu, berührt sie mit den Fühlhörnern und gibt ihr damit ein Zeichen, das diese wiederum weitergibt. Was bedeutet dieses Zeichen? Wahrscheinlich auch nicht eine wirkliche Mittheilung, sondern nur ein conventionelles Alarmsignal, das wie ein Lauffeuer durch die Gesellschaft fliegt, denn sofort werden Maßregeln ergriffen. Man hat diese gegenseitige Alarmirung, die der schnellen Verbreitung eines Extrablattes gleicht, bei den Bienen immer bemerkt, wenn ein Weisel gestorben ist; bei den Ameisen, wenn ein Krieg mit einem anderen Volk in Sicht ist.

Ja, es kommt sogar der Fall vor, daß ein Thier einem anderen, ganz verschiedenen Thiere Wächterdienste leistet, wie das der sogenannte Krokodilwächter, ein hübscher und gewandter Vogel, dem Krokodile thut. Plinius erzählt, er warne das Krokodil vor dem Ichneumon, indem er herbeifliege und die Panzerechse theils durch seine Stimme, theils durch Picken an der Schnauze aufwecke: die Freundschaft zwischen ihm und dem Krokodil besteht wirklich, und das Geschrei, welches der kluge Vogel beim Anblicke nicht gerade des Ichneumons, aber irgend eines ihm fremdartig oder gefährlich dünkenden Wesens oder Gegenstandes ausstößt, erweckt das schlafende Krokodil und veranlaßt dasselbe, sich in die sicheren Fluthen zurückzuziehen. Analog glaubten die Alten, diesmal aber irrigerweise, an ein Freundschaftsbündniß zwischen Krebs und Muschel. Die Steckmuschel oder Pinne sollte in ihrer Mantelhöhle einen rundlichen Krebs beherbergen, den sie Pinnoteres oder Pinnophylax, Pinnenwächter nannten. Wenn die kleinen Fische, von denen die Pinne lebt, angeschwommen kommen oder wenn Gefahr zu befürchten ist, kneipt der mit guten Augen begabte Krebs die Steckmuschel, damit sie ihre Schalen schließe; der Krebs, fügt Plinius hinzu, erhält dann für seinen Dienst einen Theil der Beute. Also selbst die Krabben, könnte man mit Schiller sagen, haben Vernunft, wenigstens in der Fabel.

Es ist nun allerdings schwer auszumachen, inwieweit diese bald mit der Stimme, bald mit einem Bewegungsorgan gegebenen Signale der Thiere bewußt, inwieweit sie unbewußt, als unwillkürliche Reactionen gegen den eigenen Schreck, erfolgen, die von selbst zu Warnungen und Benachrichtigungen werden. Die ausgestellte Gemsenvorhut pfeift — hat man sie wirklich ausgestellt und weiß sie, daß sie gleichsam ihre Pflicht thut, wenn sie pfeift? Schwerlich. Wie klug sind die Hunde und wie viel geben sie uns, ihren alten Freunden, durch Zeichen zu verstehen. Der Hund scharrt an der Thür: er will hereingelassen werden. Der Hund schlägt an und weckt uns mitten in der Nacht: ein Dieb schleicht sich in den Hof. Wir fahren über's Meer und haben einen Neufundländer an Bord: derselbe wittert das Land in großer Entfernung und gibt das durch Bellen zu erkennen. Ja, gibt zu erkennen! Freilich verstehen wir den Hund, mag er scharren oder bellen. Aber will er verstanden werden? Regt ihn nicht der Anblick des Einbrechers, der Geruch des Landes plötzlich auf, daß er bellen muß, was dem Menschen dann zu einem willkommenen Zeichen wird? Auf die Absicht, die Absicht kommt es an!

Indessen, es hieße unsere eigene Sprache bedeutend überschätzen, wenn wir glaubten, daß alles in ihr berechnet und vorgesehen sei; das Unbewußte, Instinktive spielt auch in den menschlichen Aeußerungen, die ganz absichtlich scheinen, die allergrößte Rolle. Denn wie gesagt, auch unser Leben ist voll von Zeichen, die keinen selbständigen Inhalt haben, sondern die nur die Absicht bekunden, etwas zu sagen, und die dennoch verstanden werden. Wir pfeifen, wir klatschen, wir räuspern uns, wir pochen und kratzen an der Thüre, wie der Hund — vor einem Jahre war in den Zeitungen von einer hohen, unglücklichen Persönlichkeit zu lesen, wie der Verkehr mit den unentbehrlichsten Bediensteten bei verschlossenen Thüren stattfand und wie der erhabene Herr durch Kratzen an denselben zu erkennen gab, daß er den auf der anderen Seite Sprechenden verstanden habe. Wie inhaltlos an sich dergleichen Signale seien und wie eben nichts als die Absicht in ihnen zu Tage tritt, sieht man zum Beispiel an dem Klopfen, das bei den verschiedensten Gelegenheiten angewendet wird. Zwei Menschen haben ihr Bett an derselben Wand in zwei anstoßenden Zimmern. Während sie darin liegen, wird dem einen ein Glück gemeldet, was der andere hört. Er bringt seinen Glückwunsch dar, indem er klopft. Der Glückliche klopft wieder: er dankt. Wir nennen das Sprache, weil die Zeichengeber wirklich wollen, daß der Andere höre und sich etwas aus dem Geräusch entnehme; daher auch Homer im zehnten Buche der Ilias, wie Odysseus und Diomedes in das Lager der Trojaner eingebrochen sind, der erstere die Pferde des Rhesus weggeführt hat und nun den Diomedes davon durch einen Pfiff benachrichtigt, ausdrücklich dazusetzt, er habe mit diesem Pfiff gesprochen (ὁοίξησε πιφαύσκων Il. X, 502). Dennoch gibt es Fälle, wo man bei den Menschen, wie bei den Thieren an der klaren Absicht zweifeln und an den Instinkt appelliren kann; natürlich darf man das nur, solange die Zeichen noch nicht durch den Gebrauch geheiligt, sondern noch ganz ursprünglich und so herzlich sind wie eine Interjection.

Wir stehen in einer ostindischen Diamantenwäscherei: sobald ein Neger einen Diamanten findet, klatscht er in die Hände. Welch ein natürliches Signal! — Der Ausdruck der Freude, einen so kostbaren Stein entdeckt zu haben. Aber was der Neger zunächst, so sehr er sich auch eben dadurch verrieth, dennoch halb unwillkürlich that, das thut er jetzt absichtlich, weil er sonst von dem Aufseher geprügelt wird, weil das Klatschen als conventionelles Zeichen des Fundes eingeführt worden ist; er soll es sagen, wenn er einen Diamanten hat, und er sagt es wirklich.

Viele solcher Signale, die, wie das Anklopfen, an sich selbst noch nicht die geringste Mittheilung enthalten und nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit zu erregen, sind durch den Gebrauch zu wirklichen Meldungen geworden, die ihren Zweck nur deshalb erfüllen, weil sie herkömmlicherweise zur Anzeige eines bestimmten Ereignisses verwendet werden; und wie das Anklopfen in England je nach seiner eigenthümlichen Art eine gewisse Aufklärung über die klopfende Persönlichkeit in sich schließt, so mag auch die conventionelle Annonce wieder verschieden gestaltet werden, um ihre Ausdrucksfähigkeit zu steigern. Bei der Entbindung der Königin von Spanien erfuhr man die Zeichen, durch welche Madrid von dem Geschlecht des Infanten unterrichtet zu werden pflegt. Ist dasselbe männlich und der zukünftige König des Landes geboren worden, so wird auf der Punta del Diamante genannten Spitze des Schlosses die spanische Flagge aufgezogen und es erfolgt eine Salve von 24 Kanonenschüssen. Ist es weiblich, so wird eine weiße Fahne aufgezogen und es wird eine Salve von 15 Schüssen abgefeuert. Erfolgt die Entbindung Nachts, so

Digitized by Google

wird am Fuß der Fahnenstange je nach dem Geschlecht eine rothgelbe oder eine weiße Laterne angebracht. Die Fahnen und die Laternen erinnern an die beim Eisenbahn- und Marinedienst gebräuchlichen farbigen Signale; bleiben wir einmal bei den Kanonenschüssen stehen. Ein Kanonenschuß an sich ist nichts — er sagt uns nichts — wir horchen auf und fragen: was ist los? — denn Niemand kann das errathen. Aber es ist ausgemacht, daß geschossen wird, wenn ein Infant geboren wird; wie anderwärts eine Kanone gelöst wird, wenn der Kaiser kommt oder wenn die Sonne durch den Meridian des Ortes geht, das heißt, wenn es Mittag ist; und so gilt uns das nichtssagende Signal für eine thatsächliche Anzeige, die durch ihre besondere Modification noch ausführlicher wird. Mit dem Läuten der Glocken ist es gerade so. Ob der Glockenstrang einfach angezogen, ob die Glocke beim Sturmläuten mit dem Hammer einseitig angeschlagen wird — ob zur Kirche oder beim Einzug des Kaisers geläutet wird: alles beruht auf Uebereinkunft. Der Glockenton an sich ist stumm, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, der Gedanke kommt erst, wenn der Herr Pastor predigt. Bei den Wenden in der Oberlausitz ist es Sitte, daß, wenn der Ortsrichter die Gemeindemitglieder versammeln will, er einen Kieferholzhaken im Dorfe rechts herumschickt; ist eine Leiche, so schickt er ihn abgeschält links herum; und mit den oben angeführten spanischen Usancen mag man den Brauch der Bauern in Oberösterreich vergleichen, wonach einer, der Gevatter bitten geht, während er seinen Spruch hersagt, das rechte Knie beugt, wenn es ein Knabe, das linke, wenn es ein Mädchen ist. Was sich die Menschen alles für Grimassen ausdenken, um sich ein paar Worte zu ersparen, ist freilich wunderbar; es ist als ob sie gar keine Sprache hätten, weder eine Laut- noch eine Geberdensprache. Es ist als ob sie immer nur auf dem Standpunkt der Thiere ständen, sprechen wollend und nicht könnend, mühsam einander anstoßend, ob sie wohl endlich errathen möchten, unfähig, herauszubringen was sie meinen.

Im gewöhnlichen Verkehr begnügen wir uns erst recht mit Klopfern und mit Schnippsen ohne Commentar. Der preußische Landtag wird eröffnet und der Kaiser erwartet. Nachdem der Ceremonienmeister mit seinem Stabe drei Stöße auf das Parquet gethan, erscheint seine Majestät im Rahmen der Eingangsthüre. Es ist eine Abendunterhaltung im Weißen Saale des königlichen Schlosses: sowohl wenn der Kaiser, als wenn die Kaiserin kommt, klopft der Ceremonienmeister oder der Hofmarschall mit seinem Stabe auf. Will König Richard II. bei Shakespeare den Zweikampf suspendiren? Er wirft seinen Stab hinunter. Will ein Londoner Schutzmann, das Halt gemacht werden soll? Er hebt seinen Stab in die Höhe. Will auf einer Londoner Straße in einer Reihe von Wagen der vorderste Kutscher stehen bleiben, so hebt er die Peitsche in die Höhe, welches Zeichen weiter gegeben wird. Will uns in London ein Droschenkutscher eine Fahrt anbieten, so hebt er den Arm in die Höhe; in Neapel bedeutet man mit dieser Geste einen Vorübergehenden stehen zu bleiben. Aber man hüte sich in diesen Bewegungen etwa plastische Geberden und im eigentlichen Sinne ausdrucksvolle Zeichen zu erblicken: sie sind in einer Umgebung, wo vielleicht das gesprochene Wort unhörbar verhallen würde, nur Mittel sich bemerkbar zu machen und auf die Thatsache, daß man etwas zu sagen habe, hinzuweisen, aber von den Adressaten unschwer zu einem wirklichen Befehle zu ergänzen. Der Ceremonienmeister, welcher mit seinem Stabe aufklopft, sollte eigentlich dazusetzen: Macht euch fertig, der Kaiser kommt! — der Droschkenkutscher, der seinen Arm in die Höhe hebt: Wollen Sie mit mir fahren, ich bin frei! — und jeder so ein Sätzchen; aber unser Verstand ist so groß, daß wir dessen nicht bedürfen.

Wenn wir im Restaurant den Kellner citiren wollen, so klopfen wir mit dem Bierglas oder mit dem Deckel desselben oder wir machen: Pst! — im Orient klatscht man dem Kellner; die Alten schnippsten dem Sklaven, indem sie die Spitze des Daumens gegen den Mittelfinger drückten: diese Geste, Crepitus genannt, brauchen wir, um Hunde herbeizurufen. Jedes Instrument, jedes Mittel, Spektakel zu machen, wird ergriffen, wenn unsere eigenen Hände und Füße nicht durchdringen. Vor hundert Jahren wurde die Wiener Stadtpost in der Art betrieben, daß Boten mit einer Klapper, ähnlich einer Ratsche, durch die Straßen zogen und klapperten. Hörte man die Klapperpost draußen, so warf man ihr die zu expedirenden Briefe vom Fenster aus zu oder hieß den Boten zu sich in die Wohnung kommen. Ja, man braucht nur in Leipzig auf die Straße zu sehen und zu hören, so entdeckt man ganz dieselben Mittel sich bemerklich zu machen in den Händen der Hausirer, die nicht immer ihre Waare ausrufen und beim Namen nennen: der Holzmann bläst auf einem Feuerrohre, der Kohlenmann hat ein Timbre u. s. w. Sie alle schlagen gleichsam unseren Sinnen Reveille, und diese Reveille ist, wie wir oben sagten: eine Vorstufe der Sprache.

Nur eine Vorstufe. Mag nun getrommelt oder gepfiffen, angepocht oder mit Kanonen geschossen werden, die wahre verständliche Mittheilung steht noch aus, und nur auf Grund besonderer Uebereinkunft kann allenfalls das unartikulirte Geräusch statt einer solchen dienen; um einen schon gebrauchten Vergleich zu wiederholen: wenn es im Telegraphenbureau klingelt, so wird der Beamte nur aufmerksam gemacht, aber die Depesche folgt erst nach. Verliert der Empfänger die Depesche oder kann er sie nicht errathen, so mag es klingeln so viel es will, das hilft nichts, die Neuigkeit entgeht ihm. Im Gegentheil, er ist nur neugierig gemacht. Die Reveille an sich gleicht einer tauben Nuß.

Ist es Dir nicht schon vorgekommen, lieber Leser, daß Du Deine Freundin oder einen Bruder in Gesellschaft unter dem Tische leise mit dem Fuße gestoßen hast, um zu erinnern, um zu warnen, aber nicht verstanden worden bist? — Da Telemach in der Nacht von der Athene die Weisung bekommen hat, Lacedämon zu verlassen, stößt er seinen Gefährten auch mit dem Fuße, nämlich mit der Ferse (λάξ) an, um ihn zu wecken, dann sagte er ihm, er solle anspannen:

Ἔγρεο, Νεστορίδη Πεισίστρατε! μώνυχας ἵππους
ζεῦξον ὑφ' ἅρμαθ' ἅγων, ὄφρα πρήσσωμεν ὁδοῖο! Odyssee XV, 46 ff.

Ἔγρεο, Τυδέος υἱέ! ruft Nestor (Ilias X, 158) dem Diomedes zu, nachdem er ihn gleichfalls mit der Ferse gestoßen hat! Aufgewacht, aufgewacht! — Ja, was können wir mit unserer Reveille mehr als den schlafenden Verstand aufwecken?

Das Haus der sieben Bonen.

Von Herman Riegel.

Als „sechsunddreißigstes Programm zum Winckelmannfeste der archäologischen Gesellschaft in Berlin" ist unlängst eine sehr verdienstliche, mit Abbildungen ausgestattete Schrift von Christian Hülsen: „Das Septizonium des Septimius Severus" (Berlin, G. Reimer) erschienen. Der also genannte, merkwürdige Prachtbau stand an der südlichen Ecke des palatinischen Hügels zu Rom, da wo heute sich die vom Colosseum und Constantinsbogen kommende via di S. Gregorio dem Orte des Circus maximus nähert. Bis gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatte sich ein kleiner Theil des Bauwerkes erhalten, welcher in Zeichnungen und Kupferstichen mehrfach dargestellt worden ist, und der hiernach das Gebäude als einen dreistöckigen Säulenbau, anscheinend von geringer Tiefe, erkennen läßt. Hülsen hat nun Alles, was über diese, leider jetzt nicht mehr vorhandene Ruine, über die ursprüngliche Gestalt des Septizoniums, über die Inschrift desselben und über die Stellung des Bauwerkes zu den benachbarten Bauten irgendwie zu ermitteln war, sorgsam beigebracht und mit ausgezeichneter Sachkenntniß gewürdigt. Er schließt seine Abhandlung mit einer Betrachtung über die Bestimmung und den Namen des Septizoniums. Diese letztere hat den Anlaß zu den folgenden Zeilen gegeben.

Digitized by Google

Hülsen kommt zu dem Ergebniß, daß Name und Bestimmung des Septizoniums gänzlich unaufgeklärt sei und daß „eine sichere Lösung des Räthsels, falls nicht uns zur Zeit unbekannte gleichartige Monumente oder literarische Zeugnisse weiter helfen, unmöglich" erscheint. Er neigt stark der Ansicht zu, dem Aelius Spartianus Glauben zu schenken, welcher in seiner Lebensbeschreibung des Septimius Severus (24, 3) sagt, daß dieser Kaiser „beim Bau des Septizoniums nichts anderes beabsichtigt habe, als daß dieses sein Werk den aus Afrika, seinem Heimathslande, Kommenden sogleich entgegentrete." Es sei also ein reiner Prunkbau ohne eigentlichen Zweck gewesen. Dieser Auffassung stimmt im Wesentlichen die Meinung derjenigen zu, welche bis dahin überhaupt sich über den Zweck des Gebäudes äußerten und nicht einfach erklärten, man wisse darüber nichts. So sagten Platner und Urlichs in der kleinen „Beschreibung Roms" (Stuttgart 1845, S. 29): Das Septizonium „war ein besonders verzierter, mit einer Halle versehener Eingang zum Palaste" des Septimius Severus auf dem Palatine, — also im Wesentlichen doch auch nur ein Prunkbau. Allein der eigenthümliche Name „septizonium" muß doch Bedenken anregen, und deshalb wendet sich auch Hülsen schließlich noch zu einer kurzen Erörterung über denselben. Er sagt: „Nun kann septizonium unmöglich etwas anderes bedeuten als ein Bauwerk mit sieben ζῶναι". Und er sucht nun, nachdem er schon früher die Auffassung dieser „Zonen" als Stockwerke bestimmt abgelehnt hatte, in anderen baulichen Beziehungen eine Bedeutung des Wortes zu finden, — jedoch vergebens. Daher erscheint ihm, wie bemerkt, die Frage räthselhaft und eine Lösung des Räthsels, beim gegenwärtigen Stande der Dinge, unmöglich.

Ich will nun versuchen, einige Gedanken hier darzulegen, die mir unwillkürlich bei der Lesung der Hülsen'schen Abhandlung kamen und die vielleicht die Frage einer Lösung nähern könnten. Jedoch führe ich dieselben nicht so vor, wie sie sich bei mir bildeten, sondern in einer anderen, wie ich glaube, sachgemäßeren Ordnung.

Wenn man den Namen septizonium nur in baukünstlerischer Hinsicht auffassen und, wie Hülsen meint, als ein Haus „mit sieben Zonen" erklären will, so wird man wohl allerdings auf eine annehmbare Deutung verzichten müssen. Indessen wird die Auffassung des Namens als desjenigen eines Hauses der sieben Zonen zulässig erscheinen. Damit wird nun nicht mehr auf die baukünstlerische Gestaltung und Form, sondern auf die Bestimmung des Gebäudes hingewiesen. Es fragt sich deshalb: Was kann oder muß das Wort Zone hier bedeuten? Es versteht sich, daß von der gewöhnlichen Bedeutung des griechischen ζώνη und des lateinischen zona als Leibgürtel, Geldgürtel, Erdgürtel u. dgl. m. abzusehen ist. Jedoch wird man von dem Begriffe des Gürtels immerhin ausgehen können, denselben aber in einem weiteren Sinne als Kreisgürtel, Kreis und Umkreisung nehmen müssen. Dann würde man das Septizonum als das Haus der sieben Kreise aufzufassen haben. Was wäre aber damit gegeben?

Damit wäre eine Beziehung der allerwichtigsten Art gegeben, welche bis in das höchste Alterthum hinauf leitet und zugleich doch auch bis in unsere Tage herabreicht. Denn die sieben Kreise sind nichts anderes als die Umlaufskreise jener sieben wandelnden Gestirne, die von Uralters her göttlich verehrt wurden, die den Aegyptern schon die Theilung ihrer Zeit in Wochen von sieben Tagen vorschrieben und denen einst in Babylon der „Thurm der sieben Himmelslichter oder sieben Sphären"*) erbaut wurde. Dieser Thurm war eine Stufenpyramide von sieben Absätzen, deren jeder der Gottheit einer der sieben himmlischen Sphären, Kreise, Gürtel oder Zonen geweiht war. Die Namen dieser Gottheiten, Gestirne und Kreise haben mit den Völkern und Zeiten gewechselt. Wir nennen sie Sonne und Mond und weiter mit den Namen, die bei den Römern gebräuchlich waren und die sich von diesen durch das Mittelalter hindurch zu uns vererbt haben, Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn. Das waren die sieben Gestirne, die von Uralters her Planeten hießen, die die Theilung der Woche in sieben Tage veranlaßt und die Heiligkeit der Zahl Sieben begründet haben. Wir nennen nach ihnen noch heute unsere Wochentage und zwar in derselben Folge, wie die Planeten sich in den Stufen des Thurmes der sieben Kreise zu Babylon, von oben nach unten, folgten, nur daß wir, wie gesagt, mit den Namen zum Theil auf das Lateinische, zum Theil aber auch für unsere Sprache auf die alte deutsche Sage zurückgehen. In den romanischen Sprachen, besonders dem Italienischen, zeigt sich für die Namen von fünf Tagen, die unmittelbarste Anlehnung an das Lateinische. Montag ist lunedì oder Tag der Luna, Dienstag martedì oder Tag des Mars, Mittwoch mercoledì oder Tag des Merkur, Donnerstag giovedì oder Tag des Jovis, Freitag venerdì oder Tag der Venus. Sonnabend allerdings als sabato lehnt sich an das Hebräische und Sonntag heißt domenica, also Tag des Herrn. Für die Namen dieser beiden Tage aber weisen die germanischen Sprachen deutlich auf die Beziehung zur Sonne und zum Saturn hin: Sonnabend, zaturdag (niederländisch), saturday (englisch), Samstag. In dieser Wochentheilung und den Namen der sieben Tage liegt eine Ueberlieferung vor, die sich aus dem fernsten Dunkel der Geschichte, seit Jahrtausenden, durch eine ganze Reihe von Völkern verschiedensten Stammes lebendig bis auf diese Stunde fortsetzt, die auf die ersten entscheidenden Beobachtungen am Himmelszelte hinweist und auf die göttliche Verehrung, welche diesen sieben wandelnden Gestirnen durch das ganze oder fast ganze Alterthum zu Theil wurde.

Ein ferneres Zeugniß für die ununterbrochene lebendige Forterbung dieser heiligen Siebenheit ist in den Farben zu erkennen, welche jedem einzelnen der sieben Gestirne oder Gottheiten zugeeignet war. Die Farbe der Sonne war golden, die des Mondes silbern, des Mars roth, des Merkur blau, des Jupiter gelb, der Venus weiß und des Saturn schwarz. In diese Farben waren die sieben Stufen des Thurmes in Babylon, von oben nach unten gerechnet, gekleidet, und eben diese selben Farben zeigten, wie Herodot (I. 98), wenn auch mit einiger Verwirrung der Aufeinanderfolge, berichtet, die siebenfachen Festungsmauern der Königsburg in der Meederhauptstadt Ekbatana. Bekanntlich wurden nun in der älteren Chemie, besonders in der eigentlichen Alchemie, die Metalle mit den Namen jener sieben Gestirne benannt, und zwar so, daß die Farbe des Metalles der Farbe seines Planeten am Thurme der sieben Sphären entsprach.*) So zeigt sich auch hier eine unmittelbare Verknüpfung, die an der besonders wichtigen Stelle, wo die Ueberlieferung des Alterthums an das Mittelalter stattfand, durch die Hände der Römer, wie augenfällig ist, gegangen war.

Nun ist bekannt, daß bei den Chaldäern sich der Sternendienst, insbesondere der Dienst jener sieben wandelnden Gestirne ununterbrochen bis in die spätesten Zeiten erhalten hatte. Von ihnen ging die geheimnißvolle heilige Bedeutung der Zahl Sieben, als Zeichen der geschlossenen Siebenheit jener wandelnden Himmelslichter, auf ihre Stammesgenossen, die Juden über. Die Juden verehrten diese Gestirne theils götzendienerisch als Gottheiten selbst, theils als Werke und Zeugen der Allmacht Jahves. Die heilige Zahl Sieben wandten sie vielfach an, in ganz besonderer Auszeichnung bei den siebenarmigen Leuchtern der Stiftshütte und des Tempels. Wie kräftig aber die Vorstellung von der geheimnißvollen Heiligkeit der Siebenzahl sich bis in das späteste Alterthum Israels fortsetzte, lehrt ganz besonders die Offenbarung des Johannes. Denn hier zieht sie sich durch das ganze Buch in den verschiedensten Anwendungen und mannigfachsten Verbindungen, von „den sieben Geistern, die vor dem Throne Gottes sind", angefangen, durch „die sieben Gemeinden in Asien", die „sieben Sterne in der rechten Hand Gottes", die „sieben goldenen Leuchter", die

*) Nach der Inschrift von Borsippa. (J. Oppert, Expédition scientifique en Mésopotamie etc. Paris 1862, I. 213. Derselbe, Grundzüge der assyrischen Kunst u. s. w. Basel 1872. S. 12.)

*) Ueber diese Beziehungen brachte die „Gegenwart" bereits früher (1873, Nr. 11) schätzenswerthe Ausführungen von Gottfried Kinkel.

Digitized by Google

„sieben Engel“ und eine Menge anderer Vorstellungen bis hin zu dem „Buche mit den sieben Siegeln“. So griff die Siebenzahl mächtig in die Uranfänge der christlichen Religionsbildung ein und berührte räumlich wie zeitlich sehr nahe Rom.

Aber die Römer hatten durch ihre Kriegszüge auch bald nachher die unmittelbarste Berührung mit Chaldäa gewonnen, das sie im Jahre 115 n. Christo ihrem Reiche einverleibten. In Chaldäa fanden sie nun nicht allein den Sternendienst, sondern auch dessen Ausgeburt, die Sterndeuterei in vollster Blüthe. Die Chaldäer waren die eifrigsten Sterndeuter und Wahrsager, und viele dieser Weisen wanderten nach der Stadt Rom, um daselbst mittelst ihrer Kunst Ansehen und Güter zu erwerben. Sie beherrschten dies Gebiet Anfangs so ausschließlich, daß man in Rom alle Sterndeuter und Wahrsager, auch wenn sie keine Babylonier waren, doch, wie mit einem Gattungsnamen, Chaldäer nannte. Diese Chaldäer machten die Vorstellung von den sieben Gestirnen oder Himmelslichtern und den sieben Sphären oder Himmelskreisen in Rom ganz geläufig.

Wenn also einst in grauer Vorzeit zu Babylon diesen sieben Himmelslichtern, welche die Erde umkreisen, ein gemeinsames Heiligthum erbaut wurde, das noch Nebukadnezar in vergleichsweise junger geschichtlicher Zeit, etwa um 580 v. Chr., erneuerte, warum sollte nicht in Rom zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, wo fremde Culte aus Aegypten und Persien und fast allen unterworfenen Ländern eingedrungen waren, wo neben anderen geheimen Künsten auch chaldäische Sterndeuterei und Wahrsagerei blühten, — warum sollte da nicht auch den sieben Himmelskreisen ein Haus erbaut worden sein? Es wäre ebensowohl ein Septizonium, wie der alte babylonische Thurm eines war, dessen Ueberbleibsel man noch heute zu Borsippa sieht.

So dürfte es wohl möglich und zulässig erscheinen, den Namen „septizonium“ auf die Kreise der sieben Himmelslichter zu beziehen. Diese Beziehung ist geeignet, den Namen auf eine vernünftige und geschichtliche Weise zu erklären. Sie wird in Bezug auf das von Septimius Severus zu Rom errichtete Gebäude, das hier in Rede steht, noch durch eine Reihe besonderer Thatsachen gestützt, die sich aus persönlichen Eigenschaften dieses Kaisers ergeben. Zwei andere Septizonien, von denen man Kunde hat, ein zweites noch zu Rom selbst und eines zu Lambessa, würden damit, in Bezug auf ihren Zweck, gleichfalls erklärt werden.

L. Septimius Severus stammte zwar aus einer römischen oder wenigstens romanisirten Familie her, aber er war doch in Afrika geboren und erzogen und dort inmitten des Afrikanerthumes mit seinen fremden Sitten und seiner fremden Sprache, zugleich auch inmitten des afrikanischen Aberglaubens aufgewachsen. Er wurde selbst ein Anhänger mannigfachen Aberglaubens, und er blieb es sein Lebelang. Ganz besonders war er zwei Arten desselben tief ergeben: der Traumdeuterei und der Sterndeuterei, wofür merkwürdige Zeugnisse überliefert sind. So erzählt Spartianus, daß Severus seinem Sohne Bassianus (10. 3/6.), infolge eines Traumes, den Namen Antoninus beigelegt habe, und Herodian berichtet mehrfach von dem Einflusse der Träume auf die Handlungen des Kaisers. Am bezeichnendsten aber ist die Art, wie er zu seiner zweiten Frau gekommen ist. Denn, — so liest man bei Spartianus (3, 9.) „nachdem er seine Frau verloren hatte und eine andere heimführen wollte, wünschte er, da er selbst in der Sterndeuterei sehr erfahren war, die Horoskope heirathsfähiger Mädchen zu sehen; und als er hörte, daß in Syrien Eine war, der ihr Horoskop verkündete, daß sie einen König heirathen würde, so begehrte er diese zum Weibe.“ Diese war die Julia Domna, die Tochter des Julius Bassianus, eines Priesters des Helios oder Baal, die eine der vielgenanntesten Inhaberinnen des Thrones zu Rom wurde. Julia Domna blieb dem heimathlichen Sonnen- und Sternenglauben treu, und sie übte in religiöser Hinsicht nicht nur auf Severus einen dauernden und starken Einfluß aus, sondern auch auf die religiösen Anschauungen und cultlichen Liebhabereien in Rom überhaupt.

Severus selbst war im Jahre 197 durch den parthischen Krieg in die Heimath jenes Glaubens geführt worden. Er war in Babylon selbst und verweilte im ganzen mindestens fünf Jahre im Morgenlande. Nachdem er noch sein Reich bis nach Oberägypten hinauf, wo er in die tiefsten Geheimnisse einging, besucht hatte, kehrte er im Frühling des Jahres 202 nach Rom zurück.

Bis zum Jahre 208 blieb Septimius Severus nun in der Stadt Rom, und er begann alsobald auch eine lebhafte Bauthätigkeit. Das „septizonium“ wurde schon 203 errichtet. Unter seinen Anlagen fanden sich auch Nachahmungen ägyptischer Denkmäler, und es liegt nahe, zu meinen, daß er auch Bauten anderer Völker sich zum Muster genommen, daß er auch ein chaldäisches Haus der sieben Himmelskreise aufgeführt habe.

Bestimmtes weiß man nicht. Aber Erziehung, Lebensrichtung und Erfahrung des Severus machen es vollkommen gewiß, daß er ein festes Glaubensverhältniß zu den sieben Himmelslichtern gehabt, ähnlich wie das in späteren Zeiten Wallenstein gehabt hat. Der Bau eines Heiligthums derselben, eines Beobachtungshauses lag also ungemein nahe.

Die sieben Himmelslichter waren und blieben der Kern aller Sterndeuterei, indem die Wahrsager, also zu Severus Zeiten die sogenannten Chaldäer, ihre Schlüsse von der Stellung dieser Gestirne unter sich, zur Erde und zu den Fixsternen, von ihrer Lichtstärke und ihrer Farbe, je nach Zeit und Wechsel, abhängig machten. Eine freie Beobachtung des Himmels und insbesondere des Himmelsraumes, in welchem die Kreise oder Zonen dieser sieben Gestirne liegen, also des Thierkreises, war demnach den Sterndeutern das erste Erforderniß. Nichts wäre also wohl natürlicher gewesen, als daß der Kaiser seinen Hofwahrsagern in der Nähe seines Palastes ein eigenes Haus zur bequemen Ausführung ihrer Beobachtungen hätte bauen lassen! Und nicht nur sein persönliches Bedürfniß, nicht bloß die Gewohnheit der Julia Domna forderte ihn dazu auf, sondern auch die große Menge der Fremden, besonders der Syrier, die an den Hof gezogen und mit dem Heere nach Rom gekommen waren. Ueber die religiösen Anschauungen dieser Kreise belehrt treffend das Buch, welches Philostrat, im Auftrage der Julia Domna, über Apollonius von Tyana schrieb und worin der Sonnendienst, die Sterndeuterei, Zauberei, Wahrsagerei und Traumdeuterei verherrlicht werden.

Manches ließe sich noch beibringen, um das Bild jener besonderen und allgemeinen Zustände und Verhältnisse weiter auszuführen, doch scheint das Gesagte wohl zu genügen, um eine bestimmte Andeutung über den Zweck des Bauwerkes zu geben. Der letztere könnte sich auf die Beobachtung des Sternenhimmels allein beziehen, aber er könnte auch darin vermuthet werden, daß das Gebäude zugleich ein gemeinsames Heiligthum der als Gottheiten gedachten sieben Himmelslichter war, wie es der Thurm zu Borsippa und nach ihm so manches andere Heiligthum in Babylonien und Assyrien gewesen. Man könnte hieran auch noch mancherlei Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten knüpfen, doch würde derartiges für jetzt noch sehr in der Luft schweben und kaum von einer sachlichen Bedeutung sein können. Vorläufig dürfte wohl nur dies Eine sicher sein, daß in der hier vorgelegten Erklärung des Namens ein Hinweis auf den Zweck des „septizonium“ gegeben ist, welcher zu weiteren Aufschlüssen führen könnte.

Digitized by Google

Eine ultramontane Schrift auf dem Index.

Neuerdings haben wir bei uns in Deutschland die ultramontane Opposition gegen den Papst kennen gelernt. Diejenigen aber würden irren, die darin eine neue Erscheinung zu erkennen glauben. Wer die römische Kirchengeschichte des letzten halben Jahrhunderts kennt, der weiß, daß der Ultramontanismus seit jeher den Papst nach seinem Willen zu lenken versucht hat, daß er ihn nur absolut haben wollte, wenn er seinen Willen thäte. Die in diesem Frühjahr zu Rom erschienene und sogleich auf den Index gesetzte Brochüre: „Le Pape et le Vatican" verbreitete sich über das Thema des Weiteren und brachte eine Anzahl Enthüllungen, die jedoch nur dem Unkundigen Enthüllungen waren. Man brauchte kein Cardinal in der ewigen Stadt zu sein, es genügte, irgendwo mit einigem Eifer die zugängliche Literatur zu studiren, um längst mit dem vertraut zu sein, was die Brochüre mit mehr Wichtigthuerei als Geschmack enthüllte. Seit der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes im Wiener Frieden 1814 gibt es eine Partei, welche den Papst zum Werkzeug ihrer ausschweifenden Pläne zu machen bestrebt ist. „Zelanti" nannte man sie und später „Gesuitanti". Sie waren immer päpstlicher als der Papst, „Papa papaliores", und wenn der herrschende Pontifex einmal liberale Tendenzen oder versöhnliches Entgegenkommen bewies, so wandten sie das Aeußerste auf, um ihn durch eine zwar verschleierte, aber um so heftigere und kränkendere Widerspenstigkeit auf ihren Weg zu bringen. Consalvi, der aufgeklärte Minister Pius VII., wurde nicht weniger von den Zelanti als von den Revolutionären gehaßt. Leo XI., der nächste Papst, war ein Geschöpf der Zelanti und während seiner kurzen Herrschaft hielt er sich auch durchaus an die Richtschnur, welche sie ihm vorzeichneten. Unter seinem Nachfolger Pius VIII. wurde der päpstliche Staat von den geheimen Gesellschaften ernstlich bedroht, und, um der Gefahr, die ihr von dieser Seite drohte, zu begegnen, ließ sich die päpstliche Regierung auf das sehr fragwürdige Experiment ein, aus ihren eigenen Anhängern eine Gegenverschwörung zu organisiren, eine geheime Gesellschaft, welche unter dem Namen der „Sanfedisti" vorzugsweise die ärmsten und verkommensten Subjecte vereinigte. Natürlich wuchsen die letzteren der Leitung bald über den Kopf; und ihre Gewaltthätigkeiten, welche sie im angeblichen Interesse des Papstthums verrichteten, vereinigten sich mit der verhaßten Politik der Regierung, um die allgemeine Unzufriedenheit durch die ganze Regierungszeit Gregor's XVI. zu steigern. In der Person Pius' IX. bestiegen die Zelanti, oder, wie sie jetzt mit voller Berechtigung genannt werden konnten, die „Gesuitanti", den päpstlichen Thron. Die ersten zwei Jahre seiner Verwaltung hindurch standen sie freilich in heftiger Opposition gegen ihn, doch legte sich das bald, als Pius IX. in ihre Bahnen einlenkte. Früher schon hatte der Cardinal und Fürstbischof Diepenbrock, der berühmte Schüler des ausgezeichneten und edeln Bischofs Sailer, die Nothwendigkeit einer gründlichen kirchlichen Reform betonend, gesagt: „Es ist zweifellos, daß die Partei der Ultras in der heiligen Kirche ihren Zweck auf dem entgegengesetzten Wege zu erreichen hofft, aber eine solche Rückkehr zur Vergangenheit ist eine historische Unmöglichkeit." Das ist für die Dauer gewiß richtig, aber der verzweifelte Versuch zu einer solchen Rückkehr, zu der Diepenbrock nur die ersten Anstrengungen erlebte, ist doch versucht und zwar nicht ohne Erfolg versucht worden. Was dem Fürstbischof als eine vereinzelte und halb sinnlose Bestrebung erschien, hat sich seither zu einer mächtigen und wohl organisirten Partei mit klar bestimmten Endzwecken entwickelt und sich durch die weitreichenden Verzweigungen des wiederhergestellten Jesuitenordens — dieses verhängnißvolle Vermächtniß Pius' VII. — einen festen Boden in der römisch-katholischen Kirche, zumal in Italien, gesichert. Im Jahre 1850 wurde das berüchtigte Jesuitenorgan, die „Civiltà Cattolica", gegründet, zuerst als eine Privatunternehmung, dann aber, sechzehn Jahre später, wurde es feierlichst durch ein päpstliches Breve anerkannt, welches ihm den officiösen Charakter eines Mundstückes des heiligen Stuhles verlieh. Nicht uninteressant ist es, daß Pater Curci, jetzt ein eifriger Reformer und ein Opfer der jesuitischen Verfolgung, einer seiner ersten, eifrigsten und fähigsten Mitarbeiter war. Zeitweilig wurden die Leitartikel des Blattes dem Papste Pius IX. zur Begutachtung vorgelegt, und es wurde so in der That das treue und eifrige Echo der vaticanischen Politik, sowohl in geistlichen, wie in weltlichen Dingen. Beide Richtungen dieser Politik erhielten ihre Vollendung oder ihren Wendepunkt im Jahre 1870, die eine in den vaticanischen Decreten, die andere in dem gleichzeitigen Erlöschen der weltlichen Herrschaft, welche Pius IX., soweit es ohne eine formelle ex cathedra-Erklärung geschehen konnte, zu einem Dogma erhoben hatte. Es wurde usque ad nauseam in Breve, Allocutionen, Encyklikas und anderen weniger feierlichen Aeußerungen des päpstlichen Stuhles verkündigt, beansprucht und eingeschärft, von zahllosen Kanzeln gepredigt, und manch' einem Katholiken von sonst unbezweifelt orthodoxer Gesinnung, welcher in den Verdacht gerieth, dieses Dogma nicht anzuerkennen, wurden die Sacramente verweigert. Es wurde zwar nicht förmlich zu einem Glaubensartikel erklärt, aber es wurde zu einer Doctrin erhoben, welche der gläubige Katholik nicht gut ohne Gefahr seiner Seele zurückweisen konnte. Mit den Waffen der geistlichen Beredtsamkeit und der scholastischen Logik kämpfte der Klerus für die Doctrin. die für den Augenblick als die Hauptwahrheit der Christenheit gehalten zu werden schien. An manchen Orten wurden gute Katholiken ermahnt, nicht nur mit Wort und Feder, sondern auch mit dem Schwert für die bedrohte Kirche zu kämpfen, und die Folge davon war, daß eine Anzahl jugendlicher Schwärmer, mit einem Eifer, der einer besseren und hoffnungsvolleren Sache würdig gewesen wäre, sich in die Reihen der päpstlichen Zuaven drängte, und man predigte ihnen, wie den Korankämpfern Muhammed's, sie gewännen die Glorie des Märtyrerthums, wenn sie für den Papst fielen. Aber trotz alledem ist die weltliche Herrschaft dahingeschwunden — für immer allem Anschein nach — und ihre unversöhnlichsten Vertheidiger haben, ob Kleriker oder Laien, gelernt, ein goldenes Schweigen an die Stelle eines Lärms zu setzen, welcher einst den Fanatischen und Blinden silbern erschienen sein mag. Daß in den letzten Tagen die Frage von Neuem aufgetaucht ist, ist nur ein Beweis dafür, daß nichts die Zähigkeit der Partei zu mindern vermag. Wahrscheinlich wird ihre Rührigkeit die Frage immer wieder in periodischen Zwischenräumen auf's Tapet bringen — eine praktische Bedeutung, welche die Regierungen zu einem thätlichen Vorgehen in dieser oder jener Richtung nöthigte, hat sie jedoch weder heute, noch scheint sie es in Zukunft jemals erlangen zu können.

In dieser Angelegenheit tritt uns als die merkwürdigste Persönlichkeit des römischen Clerus der Pater Passaglia entgegen. Er starb erst im März dieses Jahres, 73 Jahre alt. Fünfundzwanzig Jahre früher war Pater Passaglia die hervorragendste Erscheinung der italienischen Geistlichkeit, und die best gehaßte nicht minder, was indeß nicht hinderte, daß er später in Italien der verehrteste aller römisch-katholischen Geistlichen wurde. Pater Passaglia war, wie Pater Curci, von seiner frühen Jugend an Mitglied des Jesuitenordens, und obwohl er aus dem Orden ziemlich früh ausschied — 1850 etwa — blieb er doch, wie er es auch vorher war, der ausgesprochene Günstling des Papstes Pius IX. Seine theologische Orthodoxie war im strengsten ultramontanen Sinne zweifelsohne. Er schrieb ein mit stupendem Fleiße zusammengetragenes Werk zum Beweise aller der göttlichen und menschlichen Vorrechte, welche der Felsen Petri im Laufe der Zeiten für sich beansprucht. Er verfaßte ferner eine große Abhandlung in drei mächtigen Foliobänden, um durch die ununterbrochene Tradition der Kirche den Lehrsatz von der unbefleckten Empfängniß zu vertheidigen. Dieses Buch wurde von der päpstlichen Presse veröffentlicht und war thatsächlich die Grundlage der päpstlichen Erklärung dieses Dogmas vom 8. December 1854. Passaglia schrieb sodann eine Menge gelehrter Werke über andere theologische Wahrheiten und war eine Reihe

Digitized by Google

von Jahren hindurch der gesuchteste und gefeiertste theologische Professor des Collegio Romano. Aber alles dieses nutzte ihm nichts, als er in dem Einem, was noth that, schwach erfunden wurde, und dieses Eine war für den Moment der articulus stantis aut cadentis Ecclesiae, der unerschütterliche Glaube an das göttliche Recht der weltlichen Herrschaft. Und in diesem Punkt schwenkte Pater Passaglia ab, trotz seiner jesuitischen Erziehung und Denkungsweise. In rein theologischen Dingen blieb er so schwarz, als man sich nur vorstellen kann, bis zu seinem Ende; er glaubte an die päpstliche Alleinherrschaft in der Kirche und hatte auch gegen die Unfehlbarkeitserklärung nichts einzuwenden, obwohl er keinen Theil an der vatikanischen Streitfrage von 1870 nahm und vielleicht die Erklärung unrathsam gefunden haben mag: er hatte sich in der That um jene Zeit von dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Aber er hatte schon im Jahre 1860 die Unklugheit des Non possumus-Standpunktes erkannt und gebrauchte seinen ganzen Einfluß, der zu jener Zeit beträchtlich war, eine Verständigung zu erzielen auf der Basis der vollen Anerkennung der päpstlichen Unabhängigkeit in geistlichen Dingen und des Abtretens der Civilverwaltung an den italienischen Staat. Bei Pius IX. hatte er natürlich Unglück, aber es glückte ihm, einer in seinem Sinne gehaltenen Bittschrift an den Papst die Unterschrift von 10,000 italienischen Priestern zu verschaffen. Die Bittschrift wurde entrüstet zurückgewiesen, der Papst sparte die Anathemas nicht und Passaglia selbst wurde excommunicirt und entging kaum der Verhaftung durch die päpstliche Polizei; er wurde von einer zum Katholicismus übergetretenen englischen Lady in ihrem Hause (in Rom) verborgen gehalten, die sich schließlich unter den Schutz des britischen Gesandten stellte und auf die Gerechtsame einer englischen Unterthanin pochte. Bekanntlich genossen seit jeher — schon im vorigen Jahrhundert begann es — die Engländer auf italienischem Boden eine Straffreiheit und Duldung der weitgehendsten Excentricitäten, wie sie sonst nur Souveränen zugestanden wird. Wie wäre es sonst einem Lord Byron möglich gewesen, in offenen Briefen die italienischen Regierungen, die österreichische Polizei und selbst das Kaiserhaus zu verhöhnen und zu beschimpfen! Ein Peer von England ist den Italienern aber eine Art Halbgott.

Nach diesen Ereignissen verlieh der König dem Pater Passaglia eine Professur in Turin, auch wurde der populär gewordene Pater in das italienische Parlament gewählt, wo jedoch sein schwerfälliger und scholastischer Stil der Rede keinen Erfolg hatte. Darauf sank er für die Folgezeit in Vergessenheit. Als der neue Papst den Stuhl bestieg, wurde er sowohl wie auch Curci vom kirchlichen Banne erlöst. Sein Tod erinnerte wieder daran, daß er noch gelebt hatte. Trotzdem galt er lange Jahre hindurch für die Hauptzierde des Jesuitenordens und facile princeps unter den zeitgenössischen italienischen Geistlichen, für den persönlichen Busenfreund und vertrautesten Rathgeber des Papstes, bis er plötzlich in Ungnade fiel und die bitterste Verfolgung sowohl vom Papste wie von den Jesuiten erdulden mußte, aus keinem anderen Grunde, als weil er die Scharfsichtigkeit besaß, die theologische Ungereimtheit zu erkennen, die darin lag, die weltliche Herrschaft zu einem göttlichen Dogma zu stempeln und weil er ferner ehrenhaft und muthig genug war, es auszusprechen. Er wurde das Opfer der Partei, die unter Pius IX. herrschend war und die Alles aufbot und aufbietet, dem neuen Papste das Leben sauer zu machen, oder, um einen drastischeren Ausdruck zu gebrauchen, die Nägel zu seinem Sarge zu hämmern. Es ist dies ein Ausdruck, der in Italien gelegentlich einen verhängnißvolleren Sinn annimmt, als er bei uns hat. Der langsam wirkende Aerger will bei einem Greise wenig verfangen, der die Ruhe der Leidenschaften und die Kühlheit des Diplomaten besitzt. Die Parteien in Italien haben, wie die Parteien anderswo, ein Haupt und einen langen Schweif, nur hat dieser Schweif in Italien das Unterscheidende, daß er in seinen letzten Ausläufern sich noch mit der alten guten Sitte der Giftmischerei berührt, die man mit Unrecht für gänzlich ausgestorben hält. In dem „Leben Rosmini's", welches soeben sein Freund, Pater Lockhart, herausgegeben, sind nicht unbeträchtliche Gründe beigebracht, daß er von dem Giftstachel jenes Schweifes gestochen dahinsank, und das ist wohl ziemlich allgemein bekannt und kann als warnendes Mene Tekel gelten, daß Cardinal Franchi, Leos XIII. erster Staatssecretär und vertrauter Rathgeber, in einer Kaffeetasse bald nach seinem Amtsantritt vergiftet wurde.

Die ultramontane Verschwörung, die durch die oben angeführte Brochure weiteren Kreisen bekannt wurde, besteht seit dreiviertel Jahrhundert, zuweilen im Bündniß, zuweilen im Gegensatz zum regierenden Papste. Sie dictirte und unterstützte daher die Politik Pius' IX., sie ging wieder in die Opposition, als sein Nachfolger erwählt war. Die neue Brochure scheint unmittelbar durch das Eingreifen Leo's XIII. in die Angelegenheit des deutschen Septennats veranlaßt worden zu sein. Der Ton, den in derselben der anonyme Gesuitante-Pamphletist anschlägt, ist für die ganze Kampfesart dieser unerschrockenen, rücksichtslosen Parteigänger bezeichnend. Er ärgert sich über den indirecten Tadel, den der Papst den übereifrigen „zweihundert französischen Royalisten, welche trotz des schamlosen Druckes der Regierung gewählt worden sind," ertheilt hatte, und weissagt in Folge dieses Vorganges die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich. „Die barbarischen Verwüster des geheiligten Boden Frankreichs" sind nun — proh pudor! —, „die Verbündeten des heiligen Vaters geworden, die neuen Beschützer der Interessen der Kirche." Und mit einstudirter Frechheit fährt er fort, in folgender Declamation schwelgend:

„Als Fürst Bismarck, der nur an die Zerstörung Frankreichs denkt und die letzten Kupferpfennige Deutschlands in die Wagschale wirft, einige beherzte Männer unter seinen Landsleuten fand, welche sich nicht so mir nichts dir nichts dem Blutmenschen ausliefern wollten, wer eilte da dem Pommern zu Hülfe? Wer wandte ebenso viel Beredtsamkeit wie Drohung auf, um die Hindernisse hinwegzuräumen, um den Fürsten des Blutvergießens allmächtig zu machen? Oh! Kummer über alle Maßen! Der Vater des Glaubens, der Hirt der Christenheit war es, der letzte Vertheidiger der unterdrückten Gerechtigkeit, der Einzige, dessen erhabenes Wort noch die Macht hat, niederzuschmettern wie ein Blitz die ungerechte Macht."

Durch diesen „treulosen Verrath der Pflicht" hat der „Vatet des Glaubens" allerdings das Septennat gesichert, aber er hat die ultramontane Partei in Deutschland sowohl wie in Frankreich geschädigt, „was zur Folge haben wird, daß in den Parlamenten die Katholiken hier von den Socialdemokraten, dort von den protestantischen Ultras verdrängt sein werden" und daß „der heilige Stuhl bald Gelegenheit haben wird, dies beklagenswerthe Resultat seiner Thorheit zu beweinen". Darauf folgt eine kurze historische Auseinandersetzung über „die einzige wahre Ursache" — es gibt danach in der That nur eine einzige und furchtbar einfache Ursache — der französischen Revolution, welche eine Perle ist und nicht unterdrückt werden darf:

„Eine Dynastie des Alters von dreizehn Jahrhunderten wurde in Frankreich gestürzt und eine königliche Familie erwürgt, weil eine erhabene Frau, die fromme und unglückliche Marie Antoinette von ihren Feinden »die Oesterreicherin« genannt wurde. Was sollen wir den Gläubigen sagen, wenn sie uns fragen, ob es wahr sei, daß das Haupt der Kirche »ein Deutscher« (!entsetzlich!) geworden ist?"

Kurz, der heilige Vater, „den die Vorsehung" — aus Versehen wahrscheinlich — „auf den Thron Sanct Peters gestellt", wird sanft davon verständigt, mit einer Freimüthigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, daß er nicht eigentlich der Nachfolger des Petrus, sondern des Judas Ischariot sei:

„Was für ein verderbenschwangerer Geist hat das durchdringende Gesicht des großen Fürsten geblendet, den die Vorsehung auf den Thron Sanct Petri gestellt hat? Es ist der Geist der Peruginer, jener lebhaften Priesterschaft, welche Leo XIII. kennen lernte, als er Erzbischof von Perugia war, der hat vom Vatican Besitz genommen. Es ist der altitalische Geist, immer besorgt um weltliche Lust und nimmer um das Heil der Seelen, immer skeptisch, immer spottsüchtig,

Digitized by Google

ungläubig und besonders feindselig gegen Frankreich ..... In den Kästen des italischen Schatzes, da sind Millionen, welche der Papst immer zurückzuweisen pflegte, und die sich beständig vermehren. Das Gleißen dieses Goldes ist es, was so viel Begierde erregt. Wurde nicht Christus um dreißig Silberlinge verkauft? Wie kann es da überraschend sein, daß man seine Braut, die heilige katholische Kirche, für einige Millionen zu verkaufen versucht."

Man hat bisher allgemein geglaubt, daß die Politik Leo's XIII. der katholischen Sache in Deutschland sehr viel genützt hat, doch der ultramontane Pamphletist will es anders. „Leset den Vertrag, den Fürst Bismarck mit dem heiligen Stuhl geschlossen hat. Ein paar armselige Zugeständnisse sind dem katholischen Clerus allerdings gemacht" — d. h. fast die ganze Falk'sche Gesetzgebung ist in Wirklichkeit, wenn auch nicht überall formell, dreingegeben — „aber" — und dies ist das große, langerwartete „Aber" mit den Hörnern und der Teufelskralle — „aber alle diese Concessionen berühren gar nicht die Jesuiten" Hinc illae lacrymae! — Damit ist auf einmal der Ursprung und Zweck dieser ultramontanen Jeremiade über die verderbliche Schwäche des „Vaters der Gläubigen" enthüllt. Trotz aller rhetorischen Heuchelei über das „Heil der Seelen" und den „geheiligten Boden Frankreichs" und die „Vertheidigung der unterdrückten Gerechtigkeit" — trotz aller dieser schönen Dinge gibt es nur Ein Ding, was noth thut, und ohne dieses ist die Sorge aller Kirchen der Christenheit nur verlorene Liebesmüh! Für die Gesuitanti sind die höchsten Interessen der Christenheit und der Kirche gleichbedeutend mit der Vergrößerung des Jesuitenordens. Eine zukünftige Geschichtsschreibung wird vielleicht in der Lage sein, festzustellen, daß auch die neuerliche Bewegung in Bezug auf die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstthums von diesen ewig wühlenden Maulwürfen ausgegangen ist, um Leo XIII. in eine peinliche Stellung hineinzutreiben und ihm die angebahnte Versöhnung mit dem Königreich Italien zu erschweren.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Berthold Auerbach und Julian Schmidt.

Ich hatte Auerbach zuerst 1848 im October in Wien kennen gelernt. Er war nach der österreichischen Hauptstadt gekommen, um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu studiren und glaubte fest an eine gegenseitige Kräftigung Deutschlands und des österreichischen Kaiserstaates und an ein Großdeutschland. Männer aller Parteien blickten mit Hochachtung auf den Dichter der Dorfgeschichten, die damals noch im frischesten Glanze strahlten; nur die ganz entschiedenen Demokraten und die Rückschrittler spotteten über den Mann, der begeistert und mit liebenswürdiger Milde von Entwickelung der Humanität sprach und „zu gleicher Zeit eine gewiß ungeladene Pistole im Gürtel trug". Besonders ein Dr. X., der als „Volksredner" glänzte, und in der That eine ungemeine Begabung besaß, später eine zweideutige Rolle spielte, und ein Anderer, vor welchem 1852 die französische Polizei die deutschen in Paris lebenden Schriftsteller als vor einem Spione warnte, gehörten zu den lautesten Gegnern Auerbachs. Im Jahre 1852 sah ich ihn in Dresden wieder. Er hatte daselbst seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Seine zweite Frau (die erste war bald nach der Verheirathung gestorben), eine liebenswürdige Wienerin, kannte mich noch von ihrem elterlichen Hause her.

1861 begegnete ich ihm in Baden-Baden, wo er mir eindringlich zuredete nach Berlin zu kommen; und seit meiner Uebersiedelung stand ich in stetem Verkehr mit ihm, und hatte in manchen ernsten Momenten Gelegenheit, seine herrlichen Eigenschaften wie seine Schwächen kennen zu lernen — beide paßten nicht in die Berliner Gesellschaft.

Auerbach war der edelste Vertreter jenes geläuterten, aufgeklärten Judenthums, das sich zuerst in Spinoza und in Moses Mendelssohn so schön offenbarte. Die religiösen Ueberzeugungen der Beiden lagen weit auseinander; der Grundzug wahrer Menschenliebe war ihnen gemeinsam. Beide ermahnten, daß des Menschen erste Pflicht in der Sorge für das Wohl seiner Mitmenschen bestehe, in der Nachsicht mit den Schwächen Anderer, die man nicht loben, nicht tadeln, sondern zu verstehen suchen müßte (nec laudare, nec vituperare, sed intelligere). Beide predigten die Entsagung. Und gab es je herrlichere Beispiele der Entsagung ohne jegliches zur Schau tragen (das manche Stoiker und Cyniker recht gut verstanden), als Spinoza, der die Professur in Heidelberg ablehnte, um jeden Streit zu vermeiden, seine Unabhängigkeit zu wahren, und sich vom Gläserschleifen ernährte, und Moses Mendelssohn, der aus den elendesten Verhältnissen sich zu einem Classiker der deutschen Sprache erhob? Freilich, als die Juden nach und nach aus der elenden, gedrückten Stellung der verflossenen Jahrhunderte zu einiger Duldung und Anerkennung, als dann Manche aus den Entbehrungen und Entsagungen zu geehrten Stellungen in Wissenschaft und Kunst, Andere zu Wohlstand und Reichthum gelangten, da traten manche der Rasse anhaftende Eigenthümlichkeiten schärfer hervor. Diese sind aber nicht etwa „undeutscher" Art. Es ließe sich ebenso gut behaupten, daß manche fanatische Katholiken in viel höherem Grade undeutsch sind, als der jüdischeste Jude; ja es ließe sich darlegen, daß in der Kriecherei vor der Gewalt, in der Vergötterei des Ausländischen, im Französischthun, in der Sucht aufzufallen, gar manche Urteutonen, und recht hochgestellte, dem Juden gar nichts nachgeben. Aber die jüdischen Eigenthümlichkeiten gehören zu jenen, welche im Gebahren stärker bemerkbar sind, als die anderer Rassen, und die, ohne die Moral zu verletzen, selbst gute Eigenschaften in den Schatten stellen; und von ihnen ist auch Auerbach nicht ganz frei gewesen. Er konnte eine gewisse Selbstgefälligkeit der Rede, ein gewisses Behagen, über verschiedenartigste Gegenstände in apodiktischer Weise zu urtheilen, (was nur einem Goethe gelingen durfte) nicht unterdrücken. Sein gutes, immer wohlwollendes Herz verleitete ihn öfters, sich Anderer anzunehmen und sie Dritten zu empfehlen, welche solche Verwendung nicht immer zu würdigen verstanden und ganz falsch als Sucht zu protegiren auslegten. Auch darf ich, gerade weil meine Absicht dahin geht, manche seiner weniger gekannten herrlichen Eigenschaften hervorzuheben, die leider nicht unbekannte Schwäche verschweigen, daß er einerseits manchmal in der Verwaltung seines Einkommens nicht immer ganz sorgfältig verfuhr, andererseits hier und da ein kleinlicheres Streben nach kleinem Gewinne darthat, als ein Mann seines Ruhmes, seiner Stellung, seiner Lebensanschauungen zeigen durfte. Diese Erscheinung ist überhaupt oft bei Männern zu beobachten, die ihre Jugend in gedrückten Verhältnissen verlebten; aber sie überrascht vielleicht mehr von einem Dichter, der in allen seinen Schriften die Sparsamkeit, die segenbringende Kraft der Arbeit, die Einfachheit pries. Auerbach war durchaus nicht eigennützig, seinem Wesen war Habsucht vollständig fremd; aber den Hang zum Feilschen in ganz kleinen Dingen konnte er nicht unterdrücken, und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Finanzmännern verleiteten ihn manchmal auf einem anderen Wege die äußerliche Unabhängigkeit zu suchen, die seine große Künstlerschaft ihm bereits sichern konnte.

Wer nun die Berliner Gesellschaft einigermaßen kennt, der wird nach diesen Andeutungen erklärlich finden, daß Auerbach in seiner Stellung nicht immer die ihm gebührende Hochachtung fand: Einerseits imponirte er nicht, andererseits war er doch nicht so harmlos, gar nicht imponiren zu wollen. Auerbach zeigte in seinem äußerlichen Gebahren hier und da Unsicherheit, und im Norden, ganz besonders in Berlin, ist die unerschütterliche Consequenz im äußeren Gebahren, selbst bei einem vollständigen Wechsel der Meinungen, das alleinige Mittel, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, Ansehen zu erwerben; sowie andererseits das entschiedendste Festhalten an der Ueberzeugung bei

Digitized by Google

schwankender äußerer Haltung unwirksam bleibt.*) Aber wie unendlich leicht wiegen diese kleinen Fehler Auerbach's gegenüber seinen vielen herrlichen Eigenschaften! Er war von einem Wohlwollen, von einer Freude am Schönen und Guten, das Andere leisteten, in einer Weise erfüllt, wie ich sie, Liszt ausgenommen, nie bei einem anderen Künstler gefunden habe. Mit welcher Begeisterung begrüßte er in der (damaligen Augsburger) Allgemeinen Zeitung Freytag's „Soll und Haben" gleich nach dessen Erscheinen! Ich kann noch ein schöneres Beispiel dieser Freude aus meinen persönlichen Beziehungen anführen. Er wußte, daß ich für Spielhagen's „Hammer und Amboß" größte Bewunderung hegte, daß ich diesen Roman neben Freytag's „Nest der Zaunkönige" und Heyse's „Auferstanden" am öftesten las; er wunderte sich lächelnd, als mir ein Gedicht Spielhagens, das dieser einem Wohlthätigkeitsbazar gegeben hatte (das Geschenk des Schlafes ὕπνου δῶρον) ganz besonders gefiel; er wußte, daß ich seine Novellen „Nach dreißig Jahren" im „Frankfurter Journal" und in der „Schlesischen Presse" nicht nach seinem Wunsche beurtheilt hatte; ich besitze auch noch ein Blatt von seiner Hand, worin er sich beklagt, daß ich seine Beurtheilung von Vischer's Roman „Auch Einer" im „Hamburger Correspondent" nicht voll würdigte; aber niemals hat er in seinem Benehmen die mindeste Gereiztheit merken lassen, immer war sein Urtheil über mich ein durchaus wohlwollendes, und als er gestorben war, schrieb mir Hiller (in einem Empfehlungsbrief für seinen Sohn): „Sie haben einen guten Freund verloren, der immer nur Gutes von Ihnen sprach."

Des Neides, der Mißgunst, des Hasses war Auerbach ganz unfähig; selbst Beleidigungen gegenüber verhielt er sich nur bitter beklagend, niemals unversöhnlich. Als Spielhagen eine Kritik von „Waldfried" in dem Londoner „Athenäum" veröffentlichte und darin das Wort „Kehricht eines alten Mannes" (rubbish) gebrauchte, zeigte mir Auerbach das Blatt mit den heftigsten Klagen. Aber bald war er wieder mit Spielhagen versöhnt, und stand auf so innig vertrautem Fuße mit ihm, daß dieser bei der Gedächtnißfeier in der Singakademie die Rede auf den Freund halten konnte, aus der ich allerdings, nach meinem persönlichen Gefühle, viel mehr entnehmen konnte, wie Herr Spielhagen seine Romane dichtet, als wie Berthold Auerbach seine Erzählungen schuf. Und was an Berthold Auerbach so hoch schätzenswerth war und noch lange nicht genug erkannt worden ist: Er war ein Jude und hielt fest am Judenthum, und war dennoch durch und durch deutsch; in ihm lebte kein Gedanke, der nicht aus deutschem Fühlen und Denken hervorging.

Ja, Berthold Auerbach war bei all seinen Schwächen ein braver Deutscher, ein guter Mensch, der in den Mitmenschen immer nur das Beste suchte und sehen wollte, der in seiner Vorlesung über den „Weltschmerz" am 18. Januar 1862 im Wissenschaftlichen Vereine die frohesten Hoffnungen für die Entwickelung der Menschheit aussprach und nährte. In den achtziger Jahren, als er, dem Greisenalter nahend, die Abnahme der Gesundheit und der Thatkraft schmerzlich fühlte, traten die schmählichen Ereignisse ein, die seine Hoffnungen, seinen Glauben an die Menschheit auf's tiefste erschütterten. Und einer der wackersten Deutschen, welche je auf Erden wandelten, sank gebrochenen Herzens in das Grab, fern von seinem geliebten Deutschland!

Auf Auerbach's dringendes Anrathen besuchte ich Julian Schmidt bald nach meiner Ankunft in Berlin, Januar 1862. Er hatte in dem Leipziger „Grenzboten" meinen Roman „Kunst und Handwerk" sehr günstig beurtheilt, stand nunmehr an der Oberleitung der seit 1863 nicht mehr bestehenden „Berliner Allgemeinen Zeitung". Auerbach meinte, ich müßte an dieser lohnende Beschäftigung finden; sie veröffentlichte auch einige Artikel aus meiner Feder, unter anderen eine Besprechung von Marx' Gluck-Biographie, in zwei ganzen Feuilletons, wofür ich ein Honorar von — — fünf Thalern erhielt.

Der erste Eindruck, den Julian Schmidt's äußere Erscheinung in mir erzeugte, war ein fast possirlicher. Seinen Sinnesgenossen und Mitredacteur der „Grenzboten", Freytag, hatte ich 1854 in Leipzig bei Kühne kennen lernen, und ich bewahre sein ruhiges feines Wesen noch heute in lebhafter Erinnerung. Julian Schmidt, den Verfasser der scharfen Literaturgeschichte, den vernichtenden Gegner Gutzkow's, hatte ich mir als einen großen, hageren Mann mit strengen Gesichtszügen gedacht. Und es trat mir ein kleines Männchen entgegen, mit rundem Gesichte, halb kahlem Haupte, lockigem Hinterhaare, mit freundlichen Augen und Brillen von einer Größe, wie sie nur in den Possen auf der Nase komischer Schulmeister sitzen. Das Eigenthümlichste in der Erscheinung war sein Gang; er vollführte bei jedem Schritte eine Wendung auf den Fußhacken, daß sein Oberkörper sich hin- und herwiegte, wie der eines koketten Frauenzimmers. Er empfing mich sehr freundlich, fragte nach österreichischen und ungarischen Angelegenheiten und forschte nach meiner Anschauung der damaligen Verhältnisse in Preußen; er glaubte fest an eine allmähliche Entwickelung und fand mich zu skeptisch. Als die Conflictszeit herankam, und ich ihn einmal besuchte, billigte er meine Ansichten nach rechts und links in vielen Dingen, doch in einem entscheidenden Momente bangte er, ihnen seine Unterstützung zu leihen. Ich hatte zu Ende 1862 zwei Neujahrswünsche geschrieben, einen an den (damaligen) Freiherrn v. Bismarck, den anderen an den Kreisrichter (Mitglied der Fortschrittspartei) Kleemann. Der erste legte dar, daß die Regierung von einem gewissen Theile des Adels keine Sympathie für die Machterweiterung Preußens erwarten dürfe, weil diese gleichbedeutend wäre mit einer Beschränkung der Macht jenes Theiles, und daß Motten, die man in den Pelz setzt, diesen zuletzt fressen, gleichviel, ob es weiße oder rothe Motten seien. Im zweiten warnte ich den edlen Idealisten vor zu vielem Vertrauen in das „Volk"; dieses vertrage die schlechteste Regierung, wenn nur die Zeiten gut wären, Ernten und Handel gedihen, bereite aber der besten Regierung Schwierigkeiten, wenn der Magen litte. Das einzige Element, dem man einigermaßen trauen dürfe, sei das gebildete Bürgerthum, ja selbst der kleinbürgerliche Philister; diesen kann man nicht weit vorwärts, aber auch nicht zu weit rückwärts bringen. Die beiden „Neujahrswünsche" suchte ich zuerst als Broschüre zu veröffentlichen, doch es gelang nicht — mein Name war ja ganz unbekannt. Dr. Alexander Meyer, jetzt Mitglied der Deutschfreisinnigen Partei, stand damals in steter Beziehung zu Julian Schmidt und den Nationalliberalen; seine Vermittlung ging ich an, um den zwei Briefen in irgend einer Zeitung Aufnahme zu erwirken, und er gewährte sie mir in liebenswürdigster Weise, doch vergeblich. Julian Schmidt und die Redaction des „Grenzboten" bezeichneten viele Stellen mit Lobes-, andere mit Fragezeichen; keiner wollte in den damaligen Verhältnissen die Verantwortlichkeit übernehmen. Aber nach Jahren ward mir eine — wenn auch recht schwache — Genugthuung. Dr. Alex. Meyer, den ich Ende der sechziger Jahre begegnete und an die Briefe erinnerte, meinte: „Ja, Sie haben den Braten gerochen", und Jul. Schmidt fragte mich im Jahre 1872 in einer Morgengesellschaft bei Joachim: „Haben Sie die gestrige Rede des Fürsten Bismarck im Herrenhause gelesen? Man sollte meinen, er hätte Ihren Neujahrsbrief von 1862 erhalten und Sätze daraus angeführt." Und noch oft bei späteren zufälligen Begegnungen gab Jul. Schmidt mir Beweise, daß er meiner Thätigkeit Aufmerksamkeit und warme Theilnahme schenkte. In einem längeren Gespräche über Angelegenheiten, deren Erörterung hier nicht stattfinden kann, gewann ich die volle Ueberzeugung, daß er bei all' seinen Fehlern, seiner Einseitigkeit, seiner Eitelkeit und eigenthümlichen Anschauungen ein durchaus ehrenhafter Charakter, ja ein Mensch von wohlwollendem Gemüthe war. Ich weihe ihm dankbares Andenken.

*) Mir sind zwei Fälle aus sehr hohen Regionen bekannt, in denen Auerbach mit dankerfülltestem Gemüthe für Freundliches, Anstoß erregte und Ungunst fand — le mot d'ordre était donné. Richard Wagner, der sich gekrönten Häuptern gegenüber benahm, als wären sie ihm tributpflichtig, wurde respectirt.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Die orientalische Landschaft hat eine eigene Formensprache, die sich, sobald man von der üppigen Vegetation absieht, meist in einfachen großen Umrissen äußert. Besonders der Ebene fehlt trotz oder vielleicht gerade wegen der gleichmäßig auf ihr ruhenden Lichtfülle der Reiz der Abwechselung, so daß der Maler mit Vorliebe Partien wählt, die zu Unterbrechung der Terrainlinien durch architektonische Staffage Gelegenheit bieten. Eugen Bracht, der Schilderer nordischer Haidemelancholie, hat sich in letzter Zeit vorwiegend der orientalischen Landschaft zugewendet, wie uns bedünken will, keineswegs mit gleichem Glück. Die Ruinen von Kürmül bekommen erst durch die Vermittelung des Denkens Stimmung, während sie sich in den Haidebildern Brachts aus Luft und Wolkenbildung direct auf Moos und Erde herabzusenken pflegte. Unter den drei Orientbildern Ernst Körner's gebührt den Pyramiden von Gizeh der erste Platz. Wasserholende Frauen und ein in Ruinen hineingebautes Fellahdorf heben sich zwerghaft gegen den gewaltigen Hintergrund der Pyramiden ab. Wie Riesenschatten der Vergangenheit tauchen die Königsgräber mit ihren schlichten Umrißlinien aus dem Morgenduft auf, der sich von dem Vordergrunde bereits gelöst hat. Die Ausgrabung der Sphinx wirkt durch den Gegensatz der in Stein erstarrten hieratischen Formen des Colossaldenkmals und der beweglichen Sandmassen, die sich bedrohlich an seinen Seiten abdachen und es von Neuem zu verschlingen drohen. Der mächtige Eindruck, den der lautlose Kampf zwischen Naturkraft und Menschenwerk hervorruft, wird durch die winzigen Figuren der Aufseher und Arbeiter wesentlich verstärkt. Am tiefsten dürfte aus dem Stimmungsgehalt der Orientlandschaft Wilhelm Gentz geschöpft haben. Er hat den kurzen Zeitraum zwischen Sonnenuntergang und Nacht gewählt, um einen Abend am Nil zu schildern. Das Spiel des scheidenden Lichts von hinten her um die Silhouetten der Wasser holenden Frauen, sein Wiederschein auf dem ruhigen Wasser des Flusses ist prächtig gemalt. Aus den links im Vordergrunde auf Steinblöcken lagernden Gestalten und aus den schlanken Gliedern einer im Mittelgrunde langsam das Gewand von den Schultern ziehenden Frau dehnt sich dem Beschauer die ganze träge Daseinswonne des Orients entgegen.

Als ein erfreulicher Fortschritt ist es zu betrachten, daß das sogenannte „Schöne-Gegend-Malen" mehr und mehr an Boden verliert. Aeußerlich documentirt sich das durch ein auffälliges Zurücktreten der italienischen und der Alpenlandschaft. Unsere Künstler haben einsehen gelernt, daß es mit den schönen Linien und Formen allein nicht gethan ist, daß es darauf ankommt, was man aus der Landschaft heraus- oder vielmehr in sie hineinsieht. Sie bleiben hübsch zu Hause und warten, bis ihnen die bekannte heimische Umgebung ein charakteristisches Gesicht zeigt. Ueber die Vedute erheben sich diese meist schlichten, ohne Effecthascherei gemalten Bilder dadurch, daß sie durch eine bestimmte Licht- oder Luftstimmung ein eigenartiges Gepräge erhalten. An Stelle des künstlichen Hineincomponirens ist ein individuelles Sehen und faustfertiges Festhalten des Gesehenen getreten. C. Ludwig's Heraufziehendes Gewitter im Rheinthal bringt eine an sich uninteressante Terrainformation, die durch den Gegensatz zwischen wolkendunklem Vorder- und scharf beleuchtetem Hintergrunde einen eigenartigen Reiz erhält. Das Bild vertieft sich gleichmäßig ohne scharf markirte Bodenabschnitte nach dem Hintergrunde hin, und wirkt in seiner Flächenbehandlung wie ein guter Ruysdael ohne Nachdunkelung. Mit dem Gebirgsdorf im Mondschein von demselben Meister können wir uns weniger befreunden. Das durch Mondbeleuchtung bewirkte Verschwimmen der Umrisse ist mit mehr oder weniger Glück oft genug gemalt und die roth erleuchteten Fenster des Dorfes sind ein zu wohlfeiler Effect. Die Poesie des Mondlichts liegt in dem Herabfließen desselben an den Contouren und Flächen, die es belebt und verklärt. Die gleichmäßig über das Bild verbreitete Bläue wirkt ermüdend, da sie sich über eine relativ große Leinwandfläche verbreitet. Das richtige Format für solche Stimmungsbildchen hat Wilhelm Bröker gefunden. Sein Herbstmorgen, Nach dem Regen und Waldinneres sind Cabinetstückchen, die sich dem Gedächtniß einprägen, deren zusammengedrängtes Ensemble sich in der Phantasie ungemessen erweitert.

Eduard Fischer scheint sein Stoffgebiet nach Süden hin ausdehnen zu wollen. Ob wir ihm zu diesem Hinausgreifen über die Grenzen der Heimath Glück wünschen können, ist vorläufig zweifelhaft. Jedenfalls schadet sein Herbstabend in der Mark der darunter hängenden Italienischen Küste durch eine Gleichmäßigkeit des dunkelblauen Gesammttons, die sich eher auf einen Sehfehler, als auf künstlerische Absicht zurückführen läßt. Paul Flickel sucht sich die ihm im vergangenen Jahre verliehene große goldene Medaille ehrlich zu verdienen. Die Strandlandschaft von Rügen bringt eine Waldparcelle, die von hinten her durch schräg einstreifendes Sonnenlicht beleuchtet wird. Die spärlich verstreuten rothen Flecken zwischen den Baumstämmen, das sich breit über die Wasserfläche hinlagernde Licht erfreuen durch eine Gegensätzlichkeit, die ein schmaler Streifen gleichmäßig beleuchteten Strandes mit einer Viehherde vermittelt.

Des Müncheners Josef Wengelein Specialität ist die heimische Isarlandschaft. Herbstlich gefärbtes Laub, ein mäßig bewegter Wasserlauf und klare Luft bei bedecktem Himmel bieten ihm eine unerschöpfliche Reihe von Motiven. Der Grundcharakter seiner Naturauffassung ist eine sanfte Melancholie, die sich stets diesseits der Grenze der Sentimentalität hält.

Das Marinebild par excellence, insoweit es sich auf das wechselnde Spiel der Wellen beschränkt, erfreut sich augenblicklich nicht der Gunst des kaufenden Publikums. Es hat einen einzigen erwähnenswerthen Vertreter in der Person Julius Huth's gefunden. Seine Rettungsbote bei einem gestrandeten Dampfer dienen nur als Staffage für die stürmisch bewegte See. In den durchsichtigen Wellenbauschen, in dem langsamen Ablaufen der zurücksinkenden Wogen verrathen sich überall die soliden Traditionen der Krause'schen Schule. Die Strandlandschaft kommt dem allgemeinen Verständniß in größerem Maße entgegen und hat durch ihre bewährten Vertreter Baisch, J. Siemering und Dücker hübsche Erfolge zu verzeichnen. Besonders der Letztere überrascht durch eine bei ihm ungewohnte Hellmalerei. Sein Strandmotiv von Arcona ist in den Farbennüancen von Weiß und Blau von Licht wie überfluthet. Mißlungen erscheint uns die Vertiefung des klar und scharf sich abgrenzenden Horizontes über der unbewegten Wasserfläche.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Das Büchlein von der schwarzen Kunst. Skizzenblätter aus der Welt der Tinte und der Druckerschwärze von Edwin Bormann. — Von Gamerun bis zum Schwandeiche. Von Edwin Bormann. (Stuttgart, Bonz & Co.) — Bormann, der Leib- und Lieblingspoet der Fliegenden Blätter, bietet hier zwei kleine Sammlungen von Ein- und Ausfällen, die in ihrer bunten Mannigfaltigkeit drollige und muntere Pointen neben Minderwerthigem, selbst Bedeutungslosem enthalten. Es ist ein harmloser und gutmüthiger Spott, den man recht mit Behagen hinnimmt. Besonders gelungen sind in dem neuesten Bändchen des „alten Leibzgers" die drolligen Dialectdichtungen, aus denen colonialpolitische und Kunstbegeisterung sich in unverfälschten Naturlauten Luft macht.

Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Von Hermann Semmig. 2. Auflage. (Leipzig, Eugen Peterson.) — Eine sehr verdienstvolle und fleißige Arbeit, welche auch schwer zugängliche Quellen heranzieht und manches Neue bringt, z. B. über Agnes Sorelle, eine Ehrenrettung des Dichters Chapelain u. A. Ein Historiker der Ranke'schen Schule wird freilich vor dieser subjectiven, ungleichen, oft überschwänglichen, formlosen und weitschweifigen, stets auf die Gegenwart Bezug nehmenden Darstellung zurückschaudern, aber das große Publikum, an das sich Semmig wendet, und zumal die Frauen wissen ihm dafür Dank, was ja diese neue Auflage beweist. Gern hätten wir das gut gemeinte Gedicht vor der Bildsäule zu Orleans in der zweiten Auflage vermißt, oder den wunderlichen Vorschlag, die Franzosen sollen den Mai nicht mehr den „Marienmond", sondern le mois de Jeanne nennen, oder die zu unserem kirchenpolitischen Friedensschlusse seltsam passende Behauptung, die Zeit der päpstlichen Kirche sei nun einmal vorbei. Aber man kann dem Verfasser das Zeugniß eines kenntnißreichen und ehrlich begeisterten Streiters für Wahrheit und Recht gewiß nicht versagen, und so wird man denn auch gerne seine Schwächen in den Kauf nehmen.

Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. (Zürich, Orell Füßli & Co.) — Eine für Freunde der Volkspoesie und Volkssprache interessante Sammlung allemannischer Gedichte, Erzählungen und Theaterstücke, welche von dem gründlichen Kenner der schweizerdeutschen Mundarten, Professor O. Sutermeister, herausgegeben wird. Es ist ein unschöner, aber unvergleichlich reicher und kerniger Dialekt und so urdeutsch, daß er noch eine Menge von Wendungen und Ausdrücken beibehalten hat, die wir aus unseren mittelalterlichen Dichtern, den Minnesängern, Hans Sachs und namentlich Fischart, kennen, die aber aus dem Neuhochdeutschen verschwunden sind. Dem Sprachkenner sind auch die Modifikationen des Ausdruckes, wie sie sich in den verschiedenen Cantonen geltend machen, merkwürdig. Besonders drollig wirkt der allemannische Salonton, denn der Schweizer spricht ja seine Mundart nicht nur im Umgange mit dem Volk, auch der begüterte Kaufherr und die Patriciern bedienen sich ihrer im Verkehr mit ihresgleichen. In dieser Hinsicht sind zumal die den Cantonen Zürich, Basel und Bern gewidmeten Hefte lehrreich und ergötzlich. Es ist eine neuerliche Errungenschaft, daß der Schweizer wenigstens in der Rathhaussitzung und beim Schulunterrichte sich zu einem an Onkel Bräsig's Messingsch gemahnenden „Schriftdeutsch" aufschwingt, das freilich oft dem norddeutschen Touristen noch immer wie unverständliches „Schwizer-Dütsch" erscheint, trotzdem eigentlich nur die Aussprache an den Dialekt anklingt. Welch' klassisches Deutsch aus jenem „Schriftdeutsch" werden kann, erkennen wir an den Werken von Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Jakob Burkhardt, J. V. Widmann u. A.

Digitized by Google

Inserate.

Neu! **Ein Weib** Neu!

Roman

von

H. Heiberg.

Oktav. broch. Mark 6.—

elegant gebunden Mark 7.20.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler, Leipzig.

Soeben erschien bei **Gebrüder Borntraeger** in Berlin S.W., Wilhelmstrasse 122:

Victor Hehn, Gedanken über Goethe. 1887. 8. brosch. 7 *M.*

Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 8. geb. 7 *M.*

Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Fünfte Auflage. 1887. gr. 8. brosch. 10 *M.*

Bücher-Liebhaber.

Cataloge über neue u. alte Bücher (1870—86) **zu Gelegenheitspreisen** alle Wissensch. u. Sprachen sendet grat. frco. **H. Barsdorf, Leipzig, Neumarkt.**

Neu erschienen:

Natur und Sitte.

Zwei Novellen

von

Eugen Löwen.

Eleg. broch. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Verlag von **Bruer & Comp., Berlin** S.W., Anhaltstr. 11.

Antiquar-Cataloge.

Soeben erschienen und werden gratis und franco zugesandt:

Cat. 140 u. 141. **Culturgeschichte** (2080 Nrn.).

„ 142. **Conchyliologie.**

Frankfurt a/M., Römerberg 3.

K. Th. Völcker.

Wer sich e. solch. **Weyl**'schen heizb. Badestuhl kauft, kann sich m. 5 Kübeln Wasser u. 1 Kilo Kohlen täglich warm baden Ein Jeder, der dies liest verlange per Postkarte den ausführl. ill. Preiscour. gratis. **L. Weyl, Berlin,** W., Leipzigerstr. 41.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Soeben erschienen:

DER KULTURKAMPF

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. Ad. Wahrmund. 8°. Mk. 1.—.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **Hermann Schönlein** in **Stuttgart** ist soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder besseren Leihbibliothek zu finden:

Das Loggbuch

des

Kapitains Eisenfinger.

Roman

von

Balduin Möllhausen.

Drei Bände. Preis 15 Mk.

Balduin Möllhausen, der hierzu Berufenste unter allen deutschen Schriftstellern, bietet in diesem Werke einen **Seeroman,** wie ihn in gleicher Bedeutsamkeit die deutsche Literatur bisher noch kaum aufzuweisen hat. Der allbeliebte Autor weiss eben so sehr durch spannende, an Abenteuern reiche Handlung die Phantasie anzuregen und zu fesseln, wie durch die packendsten Schilderungen aus dem Seemannsleben das Gemüth des Lesers zu rühren und zu ergreifen.

Bei **Theodor Thomas** in **Leipzig** sind erschienen:

Wollny, Dr. F., **Der Materialismus** im Verhältniß zu Religion und Moral. 66 Seiten. 1 *M* 50 *Pf.*

——— **Leitfaden der Moral.** 52 Seiten. 1 *M.*

——— **Die Grenzen des menschlichen Erkennens.** 26 Seiten. 50 *Pf.*

——— **Grundriß der Psychologie.** 121 Seiten. 2 *M.*

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethes Faust.

Zweiter Teil.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 1887. 2 *M.*

(I. Teil. 4. Auflage. 1882. 1 *M.*)

Der als Goetheforscher berühmte Verfasser bietet hiermit das **Neueste, Vollständigste** und **Faßlichste** zum Verständnis der schwierigen Dichtung.

Vollst. Zeitschriften

zu außerordentlich billigen Preisen.

Globus, 1881 bis 1886 (Ladenpr. à 24 *M*) à 7½ *M*,
Der Bär, 1881 bis 1886 (10 *M*) à 3½ *M*,
Das Ausland, 1878 bis 1881 (28 *M*) à 5 *M*,
Deutsche Rundschau, 1876, 1877, 1883 bis 1885 (24 *M*) à 6 *M*,
Fliegende Blätter, 1884—1886 (13.50) à 7½ *M*,
Deutsche Revue, 1878 (24 *M*) 6 *M*,
Kosmos, 1878/1879 (24 *M*) 5 *M*,
Leipziger Illustrirte Zeitung, 1877, 1878, 1882 bis 1886 (28 *M*) à 5 *M*

in gut gehaltenen Exemplaren zu beziehen durch

W. Tafte's Buchhandlung,
Berlin, Münzstraße 23a.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Epochemachendes Werk von General L. Wallace.

In Amerika ca. 200,000 Exemplare abgesetzt.

Soeben ist eine autorisirte Bearbeitung für das deutsche Publikum erschienen von:

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi

von

Lewis Wallace.

2 Bände. Preis geheftet in illustrirtem Umschlag *M* 5.—; fein geb. in 2 Bänden *M* 7.—

Wie schon der Titel ersehen läßt, hat der berühmte amerikanische Verfasser die Hauptschilderungen der Kindheit und des Leidenslebens Jesu Christi mit dem Entwicklungsgange dieses Romans verwoben. — „Ben Hur" ist eines der bemerkenswertesten, poesiereichsten Bücher, die je geschrieben worden. Es ist so natürlich und warm wie das Leben selbst und so anziehend, wie die gewaltigsten, heroischsten Kapitel der Weltgeschichte. Indianopolis Journal.

Das so interessante Werk wird gewiß auch bei dem deutschen Publikum dasselbe Aufsehen erregen und gleich enthusiastische Aufnahme finden, wie s. Z. in Amerika.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 10. September 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die äußere Entwickelung von Berlin. Eine politisch-ästhetische Betrachtung. Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R. — Prinz Ferdinand von Coburg in Bulgarien. Von Spiridion Gopčević. — **Literatur und Kunst:** Pessimist oder theoretischer Nihilist? Ein Beitrag zur modernen russischen Literaturgeschichte. Von Erwin Bauer. — Leopold von Ranke als Politiker. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Sein bedeutender Freund. Novellette von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Neue Operetten. Von Heinrich Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Inserate.

Die äußere Entwickelung von Berlin.

Eine politisch-ästhetische Betrachtung.

Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R.

I.

Die Zeiten, in welchen die neue Hauptstadt des neuen politischen Deutschlands fast mit jeder Postsendung eine Schmähung ihrer äußeren Erscheinung als proletarierhaft oder günstigen Falls als parvenümäßig hinunterschlucken mußte, scheinen bald gründlich vorbei zu sein. Sie liegen noch keineswegs hinter uns; aber die von den eigenen Landsleuten oft noch bitterer als von ausländischen fahrenden Leuten erhobenen haßerfüllten oder verachtungsvollen Angriffe machen doch mehr und mehr den Eindruck von Abzugsgefechten. Die Stimmen vom In- und Auslande werden zahlreicher, welche Anerkennung, Achtung und selbst Sympathie für die verrufene preußisch-deutsche Metropole aussprechen und die Reise dorthin als lohnend empfehlen. Neuerdings aber hat der Berliner und der deutsche Patriot schon mehrfach den seltenen Genuß kosten dürfen, geradezu begeisterte Urtheile über die Reichshauptstadt zu hören, welche nicht nur Wien, sondern — unglaublicher Weise — sogar Paris zu einem Vergleiche herbeinöthigen, der in steigendem Maße die für Berlin günstigen Züge hervortreten läßt.

Diese für unser politisches Ansehen nicht minder als für den Absatz der Berliner und in Berlin aufgestapelten deutschen Industrieerzeugnisse bedeutungsvolle Wandlung in der Stellung Berlins unter den großen Hauptstädten der civilisirten Welt ist von ganz besonderer, immer sichtbarer werdender Rückwirkung auf die Entwickelung des deutschen Reichs als Staates und des deutschen Volkes als Nation. Der verhängnißvolle Mangel einer Hauptstadt für die Bildung eines gemeinsamen Volks- und Staatsbewußtseins in Deutschland ist lange von der politischen Betrachtung gewürdigt worden, das hierüber gepflogene Raisonnement alt und fast trivial. Um so erfreulicher aber die Thatsache, daß es neuerdings mehr und mehr auf seine Bedeutung erkannt und in allen den Kreisen getheilt wird, welche amtlich oder indirect auf die weitere Entwickelung Berlins einzuwirken Anlaß haben. Der umgekehrte Gang der Geschichte im alten Oesterreich, die mit der politischen Pflege der ungarischen Hauptstadt Pest voranschreitende Verödung Wiens und Verschiebung des politischen Schwergewichts reden laut genug, um die Tragweite dieser Frage und ihre eminent politische Seite in das rechte Licht zu stellen.

Die Berliner Presse hat sich mit diesem Problem letzthin wiederholt beschäftigt. Mit Recht ist der kürzlich gefaßte ablehnende Beschluß der Berliner Stadtverordneten-Versammlung gegen eine erweiterte Einführung der electrischen Beleuchtung getadelt worden. Die öffentliche Kritik hat dabei die für ein kühneres und weitsichtigeres Vorgehen maßgebenden allgemeinen Gesichtspunkte in verständnißvoller Weise hervorgehoben. Mehr als man in Berlin vielleicht ahnt, ist das Interesse außerhalb der Stadt, seitens der Reichsbevölkerung, jenem Vorgange gefolgt und der liebevolle Antheil, theils rein gemüthlicher, theils bewußt-politischer Art, welchen die Nation an dem weiteren Fortschritt ihrer Hauptstadt nimmt, in wohlthuender, oft überraschender Weise wahrzunehmen gewesen. Der Verwaltung der Residenzstadt des deutschen Kaisers wird die wohlverdiente Anerkennung für ihre energische und einsichtige Thätigkeit überall mit der Hoffnung und Erwartung gewährt, daß sie in steigendem Maße ihrer großen Aufgabe, die Würde und Größe des Reiches zum Ausdruck zu bringen, weiterhin sich gewachsen zeige.

Zu den der städtischen Verwaltung aus ihren eigenen Wirkungskreisen zugehenden Anregungen des Bedürfnisses und des Schönen werden nicht ohne Nutzen auch die Aeußerungen von Eindrücken und Gedanken auswärtiger Besucher der Stadt, von Inländern wie Ausländern, hinzugenommen werden können, welche in ihrer durch die Gewohnheit nicht abgeschwächten Frische und Gegensätzlichkeit manche Fingerzeige für eine umsichtige und entgegenkommende Stadtregierung enthalten. Denn je umfassender und planvoller die Stadt bei ihrer Neugestaltung vorgeht, um so williger werden möglichst vielseitige Hinweisungen, insbesondere auch Ausstellungen und Kritiken des Bestehenden, aufgenommen werden müssen, um so erfreulicher die Gesammterfolge sein können. Wie nothwendig und fruchtbar eine bewußte, programmmäßige Einwirkung auf die künftige Entwickelung eines städtischen Gemeinwesens erscheint, ist vor Kurzem in dem Verwaltungsbericht einer alten deutschen Hansastadt (Lübeck) überzeugend zum Ausdruck gebracht und in weiteren, auch officiellen Kreisen bemerkt worden. In ähnlicher Weise hat die letzte Generalversammlung des deutschen Ingenieurvereins in Leipzig das rationelle System einer industriellen Stadtanlage in Lindenau mit höchstem Interesse durch eigene Anschauung zu würdigen gelernt, das geradezu epochemachend wirken dürfte. Die Stadt Berlin kann nach dieser Richtung hin noch sehr viel mehr thun, als sie bisher schon mit so erkennbarem Erfolg gethan hat. Sie wird dabei allerdings von den staatlichen Organen wohlwollend unterstützt werden müssen, da zahlreiche Verbesserungen und planmäßig

Digitized by Google

anzugreifende Unternehmungen nur gemeinsam mit den letzteren ausgeführt werden können.

Man kann bei einem solchen umfassenden Arbeitsplan eine Unterscheidung nach einer doppelten Richtung hin machen, eine negative und eine positive Aufgabe umschreiben. Die erstere wird sich am kürzesten als ein Programm der Aufräumung bezeichnen lassen. Ueber nichts werden in dem Urtheile der Fremden so viel Klagen und nach dem Maße des mitgebrachten Uebelwollens so viel spöttische Aeußerungen laut, als über den Zustand des Unharmonischen, Verunzierenden und Unfertigen im Stadtbilde von Berlin. Die alten Klagen über den „Eisbock" und die Gerichtslaube beginnen in Vergessenheit zu gerathen, finden aber noch heute reichlichen Ersatz in den mit der zunehmenden Verschönerung der Stadt immer greller contrastirenden Resten alter Winkel, Baulichkeiten und Verkehrshindernisse, sowie leider den im neuen Berlin neuentstehenden Unbegreiflichkeiten, welche aller Schönheit, Würde und Harmonie Hohn sprechen. Wenn auch zuzugeben ist, daß in ersterer Beziehung die städtische Verwaltung während der letzten Jahre Großes geleistet hat — man braucht nur die Namen Spittelmarkt, Königsmauer, Kaiser-Wilhelmstraße, Mühlendamm zu nennen —, so bleibt doch noch immer außerordentlich viel zu thun. Allerdings ist hier gerade die Restschuld zwischen Staat und Stadt vertheilt und die Mitwirkung des ersteren nicht zu entbehren. Hier mag nur auf den geradezu das Auge beleidigenden Zustand zwischen Dom und Friedrichsbrücke verwiesen werden, der die vollendete Schönheit der Gesammtanlagen am Lustgarten und Museum so sehr beeinträchtigt, daß man aus dem Schwanken zwischen Bewunderung und Aerger nicht herauskommt. Nicht minder bedauerlich ist, daß das alte Project einer Niederlegung der verunstaltenden Gebäude an der Schloßfreiheit noch immer nicht weiter rückt, obwohl ohne eine weitere Anstrengung als eine freilich bedeutende Geldaufwendung das ehrwürdigste und imposanteste Bauwerk Berlins, das alte Schloß, freigelegt und auf seine großartige Façade und den mächtigen Straßenzug nach Süden hin eine Perspective eröffnet würde, welche der ohnehin schon nach dem Urtheil weltbereister Leute in Wahrheit unvergleichlichen Schönheit des östlichen Ausganges der „Linden" eine überraschende Bereicherung und, durch Einlegung einer architektonisch gleichwerthigen Queraxe, eine wundervolle Belebung geben würde. Aehnliche, wenn auch minder großartige Aufgaben der Aufräumung störender Einbauten sind zu lösen am Potsdamer Platz, dem Gensd'armenmarkt, am Kreuzberg, an der Zimmerstraße, der neuen Communication und an zahlreichen weiteren Orten und Plätzen. Die vielfachen Entstellungen der schönen Uferperspectiven an der Spree werden hoffentlich durch die in Vorbereitung begriffenen Uferstraßen und die Flußregulirung bald verschwinden. Es wäre ein mögliches und besonders dankbares Unternehmen, den Spreelauf mit seinem für ästhetische Wirkung ausreichenden Wasserspiegel zur Bedeutung einer Zierde der Stadt und eines belebten wie belebenden Strombildes zu erheben, das durch den nach Canalisirung der Oberspree zu erwartenden großen Schiffsverkehr in hohem Maße anziehend zu werden verspricht. Beiläufig sollten die Organe des Verkehrs wie die mit ihnen sich so vielfach gesellschaftlich berührenden künstlerischen Kreise dahin zu wirken suchen, den Schiffsgefäßen auf der Spree und den märkischen Gewässern die auch technisch vortheilhafteren Schönheitsformen aufzuprägen, welche die Fahrzeuge des Rheins, der westdeutschen und französischen Wasserzüge zu so malerischen Elementen der „stromdurchglänzten Auen" machen. Der hier besprochenen Aufgabe gehören noch insbesondere die Quaibauten an, welche in Form und Material gegenwärtig noch an so vielen Stellen innerhalb Berlins, an der Ober- wie Unterspree, beleidigen und mit ihren Pfählen und Backsteinfronten, sowie ihrem unvermittelten und vordringlichen Anschluß an Quaderbau die Harmonie der theilweise so glücklich begonnenen Uferregulirung zerstören. Man denke hier namentlich an die Gegenden unterhalb der Marschallbrücke bis zum Humboldthafen. Die Aufgabe dieser Betrachtung kann nicht sein, ein vollständiges Verzeichniß aller der Unebenheiten und der oft anscheinend mit Bosheit hineinspringenden tektonischen Störenfriede zu geben, deren Beseitigung wünschenswerth erscheint. Es genügt, auf diesen wunden Punkt der baulichen Erscheinung Berlins hinzulenken, der dem oft von Ausländern geäußerten Urtheil, die Deutschen seien das unkünstlerischste Volk der Erde, insofern eine Berechtigung verleiht, als es in der That oft unbegreiflich erscheint, wie das Auge unserer Generation, wie die betheiligten staatlichen, städtischen und privaten Kreise es ertragen können, diese fortgesetzten Verwundungen des feineren Empfindens in einer edlen Umgebung zu dulden. Dem griechischen Widerwillen gegen Kakophonien, dem romanischen Feingefühl, das Consonanten heraus- oder hineinsetzt, Vocale einschiebt, scheint bei den Germanen, besonders dem ersten musikalischen Volke der Erde, den Deutschen, nichts zu entsprechen. Um so mehr ist das verstandesmäßig Erkannte und Vermißte bewußt zu beachten. Die Schaffung von „Schmuckplätzen" in Berlin leitet hoffentlich auch in der bezeichneten Richtung mehr und mehr zu entschlossener „Aufräumung". Ein hier gleich mit zu erwähnendes böses Capitel sind die Rücksichtslosigkeiten, welche die alte und neue Industrie, auch die öffentliche, sich zu Schulden kommen läßt. Die Anlage von Maschinenstationen, insbesondere die geradezu empörende Aufführung von Schornsteinbauten, zerstört in einzelnen Fällen die Schönheit einer ganzen Gegend. Sich aufdrängende Beispiele finden sich an der oben erwähnten Stelle zwischen Dom und Friedrichsbrücke, am Unterbaum, sowie an der Süd-Ost-Ecke des Gensd'armenmarktes. Mit einigem guten Willen und mit im öffentlichen Schönheitsinteresse gerechtfertigten Kostenaufwand müssen sich solche Scandalosa beseitigen oder vermeiden lassen. Aber selbst in den nicht vermeidlichen Fällen könnte nach sehr glücklichen Mustern wenigstens eine gefällige, den trivialen Zweck der Anlage verbergende Gestaltung dieser Schlote in Form, Farbe und Material gesucht, oft eine entsprechende Coulisse vorgeschoben werden. In dieser ganzen, durch mehr Nachdenken, durch Nacheiferung französischer „Finesse" und „Delicatesse" zu bestimmenden Richtung wird in Berlin sehr viel gesündigt und könnte viel gebessert werden.

Wenden wir uns zu der oben als positiv bezeichneten Aufgabe der Stadtverwaltung, so gewinnt man trotz der bedeutenden Leistungen und der zu Tage tretenden Arbeitsenergie den Eindruck, daß bei der Entwickelung der Stadt, im Ganzen wie im Einzelnen, noch mehr Planmäßigkeit und weitsichtige Kühnheit angewandt werden könnte. Der bis jetzt zugängliche Situationsplan und das Programm der Zukunft lassen den überlegenen Zug vermissen, welcher mit einer großen Zukunft, ihren Nothwendigkeiten wie ästhetischen Forderungen rechnet. Stereotyp schließt sich Straße an Straße, Quartier an Quartier. Die Anlage großer, schöngemessener und systematisch in das Verkehrsgetriebe eingefügten Plätze scheint nicht genug vorgesehen. Was bis jetzt erkennbar, ist dürftig. Man treibt etwas kleinliche Baupolitik von Fall zu Fall. Städte wie Mainz, Köln, Hamburg, ja kleinere Gemeinden, beschämen mit ihren kühnen Stadtplänen die Reichshauptstadt. Namentlich der zukunftsreiche Westen und Süden sind in geradezu subalterner Weise gestaltet. Man hat mit echt deutschem Particularismus und Isolirungstriebe an eine organische Verbindung und Ueberleitung zu den Vororten bisher anscheinend gar nicht gedacht, obwohl eine Entwickelung, wie die jetzt von der Stadt Köln unter ihrem genialen Stadtbaumeister Stübben so großartig unternommene „Eingemeindung" der Vororte, für Berlin nicht etwa nur vorauszusehen, sondern schon in vollem Zuge ist. Daß diese epochemachende Erweiterung für Berlin mit großem praktischen und ästhetischen Sinne geschehe, ist ein Interesse der Stadt und des Reichs. Letzteres wird nur dann eine fremden Hauptstädten ebenbürtige Metropole erhalten resp. behalten, wenn diese schon nahe Zukunft mit überlegener, großgearteter Gestaltungskraft bestimmt werden wird. Die Anlage überleitender Gliederungen durch Ringstraßen, „Boulevards", Plätze, Parks, entsprechend gehaltene Gebäude, bei welchen ebenso mit Cirkel und Lineal dem System, wie in Anschmiegung, Benutzung, Ueberwindung vorhandener Schwierigkeiten der Natürlichkeit Rechnung zu tragen wäre, sucht man vergebens. Wie man hier hätte verfahren können und sollen, wie man

Digitized by Google

aber kurzsichtiger Weise nahezu Alles versäumt hat, zeigt die Erhebung am Kreuzberg, welche mit minimalen Kosten eine großartige Anlage und eine Zierde der Stadt hätte werden können und jetzt durch die Anlage des Victoriaparks nur mehr in dürftiger Weise der proletarierhaften Umarmung durch Brauereien und Miethskasernen entrissen wird. Ebenso ist bei der fast ganz festgelegten Bebauung des Westens eine wahrhaft große Anlage schon unheilbar verpfuscht und nur durch das Privatunternehmen der Kurfürstendamm-Gesellschaft eine noch erträgliche Gestaltung der Zukunft ermöglicht worden. Die französischen und belgischen Städte, wie in großartigster Weise namentlich Brüssel und Antwerpen, zeigen, was eine einsichtige Verwaltung thun kann.

Hier wäre zugleich eine von der Nothwendigkeit aufgedrungene Gelegenheit, die Gedanken eines Gesammtplanes zu verwirklichen. Verkehrs-, Sicherheits- und Gesundheitspolizei haben hier zusammenzugehen und sich gleichzeitig von der Hand des Schönheitsgefühls, wie von politisch-nationalem Stolz leiten zu lassen. Es ist noch in den letzten Monaten mehrfach mit Recht darauf hingewiesen worden, daß, um nicht Unheilbares zu verschulden, man jetzt rechtzeitig dem zu erwartenden Riesenverkehr der Reichshauptstadt Platz und Mittel verschaffen müsse. Die systematische Erweiterung des Stadtbahn-Unternehmens kann nicht länger abgewiesen werden. Die Schwierigkeiten finanzieller, technischer und ästhetischer Art werden allerdings enorm sein. Die vom Minister Maybach vor einigen Jahren im Abgeordnetenhause gefallenen, erfreulichen Andeutungen über weitere Stadtbahnpläne sind bisher ohne Folgen geblieben. Die Stadt selbst wird sie energisch anregen, betreiben und befördern müssen. Sie wird sich, nach dem Vorgange von Paris bei dem métropolitain, einem bedeutenden Zuschuß nicht entziehen können und nach bewährten Beispielen nicht entziehen wollen. Dabei ist durch systematische Benutzung eines geschäftspraktischen Gedankens die Erzielung einer den Zinsaufwand — heute $3^1/_2\,\%$ — annähernd deckenden Rente möglich. Man sollte den Unterbau der neuen Linie an den geeigneten, d. h. zugänglichen und offen liegenden Stellen von vornherein in umfassendster Weise für Geschäftslocale und Magazine einrichten, deren Verwerthung nach den Erfolgen der jetzt von der Stadtbahnverwaltung abgeschlossenen, jährlich zunehmenden Vermiethungen ihrer Bogen nicht zweifelhaft sein kann. Wenn man planmäßig durch Mannigfaltigkeit, durch praktische und gelegentlich splendide Ausführung der Bogengewölbe und des ganzen Unterbau-Viaducts den unzähligen localen, allgemeinen und speciellen Verkehrs- und Geschäftsbedürfnissen der Weltstadt Rechnung trägt, dann kann mit Sicherheit eine lohnende Verwerthung dieses fortlaufenden Riesenmagazins und Stadtbazars erwartet und demgemäß eine erhebliche finanzielle Betheiligung der Stadt ertragen werden.

Der Bau dieser ergänzenden Stadtbahnstrecken wird eine täglich zwingendere Nothwendigkeit werden und die Stadt mit demselben Recht für die Entlastung des inneren Localverkehrs Beiträge leisten können und müssen, wie sie für die Durchlegung von Straßen, Anlegung von Pferdebahnen u. s. w. Raum schafft und Geld aufwendet. Hier muß allerdings von vornherein und bald die Mitwirkung der Stadtbahnverwaltung gewonnen werden. Sofern nicht, wie Uebelwollen oder Ungeduld manchmal meinen, das Riesenwerk der Eisenbahn-Verstaatlichung mit der Gesundheit auch die kühnere Thatkraft des hochverdienten Ministers Maybach erschöpft hat, würde ein verständnißvolles Zusammengehen mit diesem energischen Chef des Verkehrswesens bald praktische Wege finden lassen. Vielleicht würde ein — nicht nur academisches — Preisausschreiben für die beste Lösung der Stadtbahnerweiterung glückliche Combinationen für jenes ohne Zweifel überaus schwierige Problem ergeben. Hier mag auch noch darauf hingewiesen werden, daß Seitens der Stadt wie der Staatsbahnverwaltung die weitere Ausgestaltung eines von Berlin ausgehenden und seine Umgebung radial wie concentrisch durchschneidenden Eisenbahnsystems gefördert werden sollte. Wie kürzlich Vorarbeiten für eine Bahn nach Tegel und demnächst weiter nach Kremmen angeordnet sind, so müßten auch noch weitere Mittelglieder zwischen die großen Linien eingeschoben, der Nordosten, Osten, Süden und Südwesten mit neuen Stichlinien versehen werden, welche demnächst als Durchgangslinien (nach Mecklenburg, zur Oder, Oberspree, nach Sachsen u. s. w.) weitergebaut werden könnten. Auch eine weitere Ring- oder Kreisbahn um Berlin herum sollte in's Auge gefaßt werden. Denn die systematische Erschließung der Mark für die zukünftige Riesenstadt und die von dieser rückwärtswirkende Befruchtung des märkischen Bodens ist planvoll zu fördern, da sie ein gleiches Interesse für Stadt, Provinz und Staat ist. Die Verbindung einer großen Kreisbahn mit Durchgangs-, Flügel- und Stichbahnen würde die Functionen von Zubringer- wie Entlastungslinien der Hauptstadt ermöglichen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß gegenwärtig mit verhältnißmäßig geringem Aufwand die Ergänzungslinien hergestellt werden könnten, die später doch nothwendig werden und dann vielleicht doppelte Summen erfordern. Der socialpolitische Zug der Zeit drängt ohnehin in dieser Richtung und wird bei gleichzeitigem Einsetzen aller betheiligten amtlichen wie privaten Kreise die Fülle organischer und systematischer Gedanken an die Hand geben, welche für das angedeutete Gesammtunternehmen die richtigen großen Maße und zusammenhängenden Pläne liefern. Das Wohnungsproblem für die Arbeiter- und minder bemittelten Bevölkerungsclassen wird nicht zur Ruhe kommen und um so schneller einer möglichen Lösung entgegengeführt werden, je entschlossener und umfassender man jetzt vorgeht. Ob hier nicht in größerem Umfange als bisher energische, theilweise selbst private Interessen beeinträchtigende Polizeiverordnungen zur planmäßigen Vertheilung gewisser Industrien und Gewerbe auf Stadtbezirke eintreten müssen, wird zu erwägen sein. Die strengen und für Einzelne rücksichtslosen, für die Gesammtheit heilsamen Bestimmungen der französischen Gesetzgebung, sowie die ortsstatutarischen Vorschriften über das alignement könnten zum Muster dienen und organisch-systematisch erweitert werden. Ein Kranz freundlicher, mit breiten Wegen, Anlagen, Erholungsplätzen versehener Industrie- und Arbeitervororte könnte auf diese Weise zweckmäßig in die Kreisausschnitte zwischen die Bahnradien eingeschoben werden und die immer mehr der Wohnungsnoth, dem Elend und der Prostitution verfallenden inneren Arbeiterquartiere entlasten und entseuchen. Der schon erwähnte und überraschend gelungene Versuch der Industriecolonie Lindenau-Plagwitz bei Leipzig kann auch nach der socialpolitischen Seite hin weiter entwickelt und von außerordentlicher, anregender Tragweite werden. Die Stadt Berlin sollte diesen großartigen Gedanken praktisch aufgreifen und probeweise in's Leben führen. Die weiten Sandflächen der Mark laden zu kühnen Schritten ein und könnten Musterbilder moderner industrieller Ansiedelungen werden.

Diese Gedankenreihe führt auf eine weitergehende Einwirkung der Stadtverwaltung auf das in die Oeffentlichkeit tretende Volksleben. Man bemerkt mit Recht, welche Bereicherung dasselbe schon jetzt durch die Communalthätigkeit und die Verkehrsentwickelung erfahren hat. Die öffentlichen Institute für Sehenswürdigkeiten aller Art, die zahlreichen, schönen Parks und Schmuckplätze Berlins, seine Eisenbahn- und Pferdebahnverbindungen haben der gegenwärtigen Generation, verglichen mit früheren Zeiten, eine außerordentliche Vermehrung von Wohlsein und Freude, von idealem wie materiellem Genuß gebracht. Es könnte aber noch mehr geschehen und dabei in gesund-natürlicher Anerkennung der im Leben bestehenden Abstufungen den verschiedenen Volksclassen nach Art und Geschmack seiner Belustigungen Rechnung getragen werden. Die Berliner Stadtverwaltung sollte mit demselben freien Zuge, mit dem sie im Gegensatz zur manchesterlichen Isolirtheorie z. B. für Reconvalescentenanlagen auf ihren Rieselgütern eingetreten ist, auch der Pflege veredelter Volksfeste und der Anlage dafür geeigneter Anstalten sich zuwenden. Im Osten wie im Westen der Stadt fehlt es zunächst an wirklich großartigen, der Würde der Stadt entsprechenden öffentlichen Etablissements, welche nach Art des Londoner Krystallpalastes zugleich Erholungsorte und Sehenswürdigkeiten der Stadt bildeten.

Digitized by Google

Auch hier kann die ebenso kühne wie lohnende Unternehmungslust belgischer Communen zu ermuthigendem Beispiel dienen. Die in Berlin bestehenden oder von Privatunternehmern künftig zu erwartenden Anlagen dieser Art erscheinen unter dem Gesichtspunkt einer wirklichen Repräsentation der Reichshauptstadt ungenügend. Die Stadtverwaltung sollte hier mit weitem Blick zugleich ein nationales Unternehmen fördern, das, so oft es auch bisher gescheitert, doch immer wieder aufgetaucht ist. Sie sollte der unfehlbar einmal kommenden großen deutsch-nationalen oder internationalen Ausstellung in Berlin dadurch planmäßig vorarbeiten, daß sie in einer geeigneten Stadtgegend den Platz und einige Hauptgebäude herrichtete, wo mit Erweiterungen, An- und Umbauten demnächst die Ausstellung stattfinden kann. An Stelle der zum Abbruch bestimmten und daher künstlerisch selten werthvollen Hallen und Unterkunftsräume sollte man feste und in großem Umfange wie Stil hergestellte Gebäude errichten, die auch nach der Ausstellung dauernden Zwecken — periodischen Ausstellungen, großen Versammlungen, National- und Volksfesten — dienen können. Besser als der bei der letztgeplanten Ausstellung vorgesehene Platz im Osten (bei Treptow) würde sich ein entsprechend herzustellender Platz im Westen — event. unter schonender Hinzunahme von Thiergartenterrain (Seepark) — eignen, da die Verbindungen und die vornehmere Umgebung für eine würdige Lösung der Aufgabe von durchschlagender Bedeutung sind. Für größere nationale Festlichkeiten, Musikfeste, das allgemeine deutsche Schützenfest fehlt es zur Zeit in Berlin völlig an geeigneten Locales. Manche deutsche Provinzialstadt übertrifft hierin Berlin. Das fragliche Unternehmen wäre durch eine vielseitige Ausstattung an Sehenswürdigkeiten und Bildungsmitteln mit einem reicheren, edleren und dauernderen Inhalte zu erfüllen, als die „Vergnügungslocale" herkömmlicher Art. Für den Osten bliebe im städtischen Park an der Spree — welche an ihrem Oberlauf überhaupt künstlerischer zu gestalten, landschaftlich mehr auszunutzen und zu beleben wäre — noch eine Aufgabe von analoger Art, wenn auch von minder großartigen Dimensionen, zu lösen. Vor allem müßte man aber bestrebt sein, etwas von erstem Range, von der architektonischen Ausstattung bis zur Führung von Küche und Keller, zu schaffen, um dem noch immer, namentlich in Berlin, herrschenden Zuge zum „billig und schlecht" erziehlich entgegenzuarbeiten und nicht vom Auslande Spott für Anerkennung zu ernten.

(Schluß folgt.)

Prinz Ferdinand von Coburg in Bulgarien.

Von Spiridion Gopčević.

Durch die Reise des Coburgers nach Bulgarien wurde die der Versumpfung nahe Lage der Dinge im Orient wieder belebt und zum dritten Male seit drei Jahren blickt der westeuropäische Politiker mit Spannung auf die Entwickelung der Ereignisse in Bulgarien.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, die Reise des Coburgers nach Bulgarien sei darnach angethan, eine befriedigende Lösung der bulgarischen Frage herbeizuführen. Prinz Ferdinand hatte bisher noch niemals Gelegenheit gehabt, den Selbstherrscher aller Reußen derart zu ärgern, wie dies vordem der Battenberger gethan. Die Bulgaren selbst scheinen ihrer Mehrheit nach mit dem Prinzen Ferdinand zufrieden zu sein; letzterer selbst hat wiederholt versichert, daß er nichts sehnlicher wünsche als mit allen Mächten, insbesondere mit Rußland und der Pforte, auf gutem Fuße zu leben, somit könnte man auch im Westen mit Seelenruhe die Arme kreuzen und zusehen, wie sich der Coburger seine Aufgabe als Herrscher zu entledigen gedenke.

In Wirklichkeit ist aber die Sache nicht so einfach, als es den Anschein hat; bei genauer Betrachtung wird sich zeigen, daß die Lage in Bulgarien gegenwärtig verzweifelter als je steht!

Ziehen wir vor Allem die Persönlichkeit des Coburgers in Betracht, so finden wir, daß er durchaus nicht der Mann ist, wie ihn Bulgarien in so schwieriger Zeit braucht. Der Prinz ist nicht zum Regenten erzogen, ja, er hat nicht einmal eine höhere Bildung genossen. Trotz der Vortheile, welche ihm seine Geburt bot, hatte er es bisher nur zum Lieutenant gebracht. Der Battenberger hatte ihm zwar in alledem auch nichts voraus, als er zum Fürsten von Bulgarien gewählt wurde, doch bestieg er den Thron unter ganz anderen Verhältnissen, hatte keinerlei Schwierigkeiten zu überwältigen und stand überdies unter dem Schutze Rußlands und unter der Vormundschaft russischer Generale und Diplomaten. Auf diese Weise war es ihm leicht, sich in das Regierungsgeschäft einzuleben und sein Land und Volk verstehen zu lernen. Trotzdem zeigte er sich aber später, nachdem er sich von den Russen emancipirt hatte, den ungeheuren Schwierigkeiten nicht gewachsen.

Wenn also der Battenberger, der in der letzten Zeit vor dem Coburger so viel voraus hatte, sich nicht halten konnte, wie kann letzterer so naiv und vertrauensselig sein, sich einzubilden, er werde unter so unendlich schwierigeren Verhältnissen sich auf dem Throne behaupten!

Nur ein wahrhaft großer und überdies vom Glücke begünstigter Mann wäre dies im Stande! Prinz Ferdinand besitzt aber nicht eine Eigenschaft, welche ihm seine schwere Aufgabe erleichtern würde. Ihm fehlt vor Allem eine gründliche Kenntniß des Orients und insbesondere der Bulgaren. Er versteht nicht bulgarisch, kennt die verschiedenen leitenden Persönlichkeiten seines Landes nicht näher und wird sich daher zweifellos ebenso wie sein Vorgänger von den Unwürdigsten, die sich gewöhnlich am meisten an die Person des Monarchen herandrängen, mißbrauchen lassen. Dazu kommt noch, daß ihm Charakterstärke und Willenskraft gänzlich zu fehlen scheinen — wenigstens hat er dies durch sein beständiges Schwanken seit dem Auftauchen seiner Candidatur sowie durch seine chamäleonartig schimmernden Erlässe, Noten und Reden genügend bewiesen. Ein so schwacher Charakter muß über kurz oder lang zu Grunde gehen. Von den Mächten hat ihn keine anerkannt, es wird ihm somit auch an guten Rathschlägen seitens der fremden Vertreter fehlen. Wo soll er sich aber sonst uneigennützigen Rath holen? Die von ihm in Nachahmung des Battenbergers mitgebrachten Nullen: Exmajor von Laaba, Exrittmeister Dobner und ein katholischer Kaplan (den Exlieutenants von Riedesel, Menges und dem vielgenannten Pastor Koch entsprechend), sind höchstens darnach angethan, ihn mit ihren selbstsüchtigen Rathschlägen erst recht zu verderben. Dem Volke, mit dem er nicht direct verkehren kann, das ihn zunächst nach dem äußeren Eindrucke beurtheilt, kann er unmöglich große Begeisterung einflößen. Fürst Alexander war eine stattliche schöne Erscheinung von theatralischem Auftreten; Prinz Ferdinand ist unscheinbar und von unschönem Aeußeren, der Gegensatz ist also stark auffallend. Mit der Begeisterung von welcher die durch den verunglückten Major Laaba (gewesenen Redacteur der Wiener „Deutschen Ztg." und „Vedette") redigirten amtlichen Depeschen zu erzählen wußten, ist es nicht weit her, wie aus nachstehendem Schreiben ersichtlich, das einer meiner bulgarischen Freunde an mich gerichtet:

„... Den Schwindel haben Sie wohl gleich durchblickt? Stambulow und Consorten hatten ihre persönlichen Freunde sowie eine Menge Bauern zusammengetrieben, welche das „begeisterte" Volk darstellen sollten. Zu diesem Zwecke hatte man den Bauern erzählt, der Prinz werde von den Mächten sofort anerkannt werden, sobald man jenen beweisen könne, daß ihn die Bulgaren unter allen Umständen zum Fürsten haben wollten. Es sei daher nöthig, ihn demonstrativ zu bejubeln. Russophilen Bauern machte man glauben, der Prinz komme eigentlich auf geheime Weisung Rußlands um die Wiederkehr des Battenbergers unmöglich zu machen. Solchen Bauern, die mit der bisherigen Regierung wegen der Steuerlasten unzufrieden waren, versicherte man, der Prinz werde sofort die Steuerschraube lockern. Die der „Unabhängigkeitspartei" angehörigen Bauern erfuhren, der Prinz werde die Herstellung eines unabhängigen

Digitized by Google

Großbulgarien als seine heiligste und dringendste Pflicht erachten. (Aus diesem Grunde auch die diesbezüglichen zweideutigen Phrasen in des Prinzen Proklamation und Reden.) Den „battenbergischen" Bauern wieder gab man zu verstehen, daß der Prinz nur als Platzhalter des Battenbergers komme u. s. f. Sie können sich denken, daß die Ihnen ja wohlbekannten Mittelchen halfen und der Prinz thatsächlich von einer „begeisterten" Menge empfangen wurde. Soviel mir aber nach Allem was ich sehe sicher scheint, wird diese künstlich erzeugte Begeisterung bald verflüchtigen und dann sind des Prinzen Tage auch ohne äußere Einflüsse gezählt. Bereits steht er rathlos vor der Bildung eines Ministeriums. Unsere Hauptehrgeizigen Stambulow und Radoslavow sind grimmige Feinde und wollen beim Prinzen dieselbe Rolle spielen, welche beim Battenberger im Anfang Stoilow spielte. Letzterer selbst, der sein Schäfchen bereits im Trockenen hat, hält sich abwartend abseits, um sich nicht vorzeitig bloßzustellen. Načovič und Grekow folgen seinem Beispiele, Karawelow und Cankow sind gegenwärtig unmöglich, Stranski und Kalčow haben als Ostrumelier in Bulgarien keinen rechten Halt. Die Offiziere (Nikolajew, Mutkurow, Petrow, Popow, Panica ꝛc.) sind mehr battenbergisch als coburgisch gesinnt, und es thut daher der Prinz wohl, ihnen für's Erste nicht recht zu trauen; Čomakow, Zivkow ꝛc. sind Nullen — was bleibt dem armen Prinzen übrig? Zudem scheint er Ihr Werk („Bulgarien und Ostrumelien") gut durchstudirt zu haben und zu wissen, wessen er sich von den Meisten zu versehen hat, d. h. was jene für Pappenheimer sind, denn er trägt — und dies gereicht ihm zur Ehre — gegen die von Ihnen als Diebe und sonstige Hallunken gebrandmarkten Personen eine gewisse Zurückhaltung zur Schau. Das wird ihm aber wenig nützen, denn wenn sich seine Ehre dagegen sträubt, mit anrüchigen Personen zu regieren, so mag er lieber gleich gehen — Sie wissen ja, wie viele Anständige und Ehrliche wir unter unseren „Regierungsfähigen" besitzen! Der Coburger wird also wahrscheinlich in den sauren Apfel beißen und den Spitzbuben ein freundliches Gesicht zeigen, nur um sich eine Zeit lang auf dem morschen Throne zu erhalten — schließlich aber von diesem ebenso herabpurzeln wie sein Vorgänger" . . .

Nach meiner Kenntniß von Land und Leuten und insbesondere der leitenden Persönlichkeiten kann ich mich den Ausführungen meines Freundes nur anschließen.

Es kommt aber jetzt noch die Stellung der Mächte zum Coburger in Betracht zu ziehen.

Bisher hat ihn noch keine einzige anerkannt und zwar mit Recht, — wenn man sich nämlich auf den Standpunkt des Gesetzes stellt.

Das Gesetz bestimmt ausdrücklich, daß zu Regenten Bulgariens nur gewesene Minister ernannt werden dürfen. — Weder Stambulow, noch Mutkurow, noch Zivkow waren aber vorher Minister gewesen und die Regentschaft somit ungesetzlich.

Diese ungesetzliche Regentschaft schrieb für die Golemo Sobranje Wahlen aus, welche ebenfalls in gesetzwidriger Weise vorgenommen wurden. Diese Wahlen waren durch die bei ihnen angewandten — selbst bis zum Blutvergießen gehenden — Gewaltmaßregeln eine freche Verhöhnung des freien Wahlrechtes.

Diese auf ungesetzliche Weise zu Stande gekommene Sobranje schritt auf ebenso ungesetzliche Weise zur Fürstenwahl, indem die gegnerischen Abgeordneten am Reden ganz sans gêne verhindert wurden — wie der regentschaftsfreundliche Correspondent der „Köln. Zeitung" ganz unbefangen und naiv berichtete. Das Gesetz bestimmt, daß nur der erste Fürst Bulgariens seine Religion behalten dürfe, jeder fernere aber der orthodoxen angehören müsse. Trotzdem fiel die Wahl auf einen katholischen Prinzen, welcher überdies gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes Katholik blieb.

Das Gesetz bestimmt ferner, daß der erwählte Fürst erst die Genehmigung aller Signatarmächte des Berliner Vertrages einholen und erhalten müsse. Der Coburger setzte sich aber darüber hinweg und bleibt auch jetzt noch, da Rußland, Deutschland, Frankreich und die Türkei ihn ausdrücklich als Usurpator bezeichnet haben!

Obschon der Pforte allein das Recht zusteht, unter Genehmigung der Signatarmächte den Generalgouverneur von Ostrumelien zu ernennen, begab sich der Coburger doch ganz unbefangen nach Ostrumelien und geberdete sich daselbst als wäre die Union zwischen Bulgarien und Ostrumelien eine staatsrechtlich anerkannte Thatsache. Und dies Alles, trotzdem ihn die Pforte auf das Ungesetzliche seines Benehmens aufmerksam gemacht!

Nach obigen Ausführungen erleidet es keinen Zweifel, daß man sich etwas Ungesetzlicheres als die Regierung des Coburgers nicht denken kann und daß daher die Mächte Recht haben, wenn sie letzteren nicht anerkennen.

Der Prinz scheint sich nach allen Nachrichten dem süßen Wahn hinzugeben, es werde ihm gelingen, Rußlands und der übrigen Mächte Wohlwollen zu gewinnen. Vielleicht gelingt ihm dies thatsächlich in Bezug auf Oesterreich, Italien und England. Oesterreich hat alles Interesse daran, die Balkanhalbinsel ruhig zu sehen. Wenn der Coburger eine Bürgschaft für den Frieden wäre, so könnte man es Oesterreich nicht nur nicht übel nehmen, wenn es den Coburger anerkennte, sondern jeder ehrlich Denkende müßte im Gegentheil für letzteren Partei nehmen. — Mit dem „Wenn" hat es aber einen Haken, denn gerade das Auftreten des Coburgers scheint geeignet, den Frieden auf der Balkanhalbinsel in Frage zu stellen. Wenn auch alle übrigen Mächte ihre Zustimmung geben, Rußland würde doch nie dulden, daß ein Prinz, der zuerst seine Reise nach Bulgarien von der Zustimmung des Kaisers abhängig gemacht und sich dann trotzdem über letztere hinweggesetzt hat, in offenen Trotz auf dem Throne des Battenbergers sitzen bleibe. Es frägt sich nur, was der Czar Angesichts der letzten Ereignisse thun werde. Ist er klug, so wartet er den unabänderlich über kurz oder lang eintretenden Fall des Coburgers ab; denn dieser wird gar bald von einer der bulgarischen Parteien beseitigt werden, — sofern er es, angeekelt von dem wüsten Treiben derselben und den ihn umgebenden Personen, nicht schon früher vorzieht, seinem Throne Adieu zu sagen.

Läßt sich hingegen der Czar von seiner Leidenschaftlichkeit hinreißen und unternimmt er es, in Bulgarien gewaltsam einzuschreiten, so ist der europäische Friede allerdings stark in Gefahr. Auch der russische Vorschlag in Betreff einer Mission des Generals Ernroth ist bedenklich, denn wenn dieser allein und ohne starke militärische Begleitung nach Sofia reisen wollte, so würde er ohne Zweifel von der bulgarischen Regierung schon an der Grenze zurückgewiesen oder vollständig unbeachtet gelassen.

Noch ein dritter Weg bleibt Rußland offen: die türkische Intervention; aber man kann als sicher annehmen, daß sich die Pforte niemals zu einer solchen Thorheit herbeilassen wird.

Für die übrigen Völker der Balkanhalbinsel, insbesondere für die Serben, wäre es verhängnißvoll, wenn der Friede gestört würde, und aus diesem Grunde müßte man die baldige Entfernung des Coburgers herbei wünschen. Seine Anwesenheit bedroht neuerlich den Balkan mit einem russischen Einmarsch oder wenigstens mit einer verstärkten Auflage russischer Ränke, und das wäre fatal. Der Coburger scheint übrigens so sehr an dem falschen Glanze eines Scepters zu hängen, daß ich ihm den Verzweiflungsakt zutraue, im letzten Augenblicke va banque zu spielen, d. h. die Herstellung des großbulgarischen Kaiserreichs zu verkünden und Macedonien zu insurgiren. Hat er doch schon in seiner Proclamation den Bulgaren verkündet, daß er den Thron der altbulgarischen Kaiser besteige, also nicht den Vasallenstuhl seines Vorgängers! Treibt der Coburger seine Selbst- und Herrschsucht so weit, so riskirt er allerdings schlimmstenfalls standrechtlich erschossen zu werden, dies würde aber trotzdem an der Thatsache nichts ändern, daß er vorher einen gewaltigen — vielleicht europäischen Krieg entfesselt hat! — Und dies Alles um ein Bischen Bulgarien! Am meisten würde natürlich Serbien in Mitleidenschaft gezogen, obschon mir

Digitized by Google

Ristić, als er vor zwei Monaten die Regierung übernahm, ausdrücklich versicherte, er werde sein ganzes Augenmerk der inneren Consolidirung Serbiens zuwenden und, wenn auch der ganze Balkan in Flammen gerathen sollte, es versuchen, den Brand nach Kräften zu löschen. Aber auch er mußte mir auf meine diesbezügliche Frage zugeben, daß Alles seine Grenzen habe und er z. B. als serbischer Staatsmann die Interessen Serbiens in Macedonien keinenfalls preisgeben könnte. Ristić bemüht sich zwar, die schon stark erkalteten Beziehungen zwischen Serbien und Rußland etwas freundlicher zu gestalten, aber immerhin kann es keinem serbischen Staatsmann lieb sein, wenn Rußland an den Grenzen Serbiens steht. Denn dadurch geriethe letzteres zwischen Hammer und Amboß, und der serbischen Selbständigkeit würde bald von Oesterreich oder Rußland ein Ende gemacht.

Jedermann hat sonach ein Interesse an der Erhaltung des Friedens am Balkan, am meisten die Bulgaren selbst. Für sie würde der oben angedeutete Verzweiflungsakt den Untergang bedeuten, da sie gleichzeitig Rußland, die Türkei und Serbien gegen sich hätten. Dem großbulgarischen Rausche würde dann ein entsetzlicher Katzenjammer folgen!

Literatur und Kunst.

Pessimist oder theoretischer Nihilist?

Ein Beitrag zur modernen russischen Literaturgeschichte.

Von Erwin Bauer.

Das zeitgenössische Rußland ist eine Brutstätte der Tendenz. Seit das geistige Leben im Czarenreiche sich von dem Einflusse der westeuropäischen Romantik zu befreien begann und die ersten zaghaften Schritte auf nationalem Boden zu machen versuchte, war es die Tendenz, welche den Inhalt des erwachenden Selbstbewußtseins im öffentlichen Leben ausmachte. Und es konnte nicht anders sein! Denn die zum Schaffen treibenden Kräfte waren mit verschwindenden Ausnahmen der Zweifel und der Widerspruch. Je mehr die Kenntniß des westeuropäischen Culturlebens und das Studium der deutschen Philosophie, vornehmlich derjenigen Hegel's und Schelling's, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Rußland um sich griffen, desto kräftiger wuchs die Skepsis heran, verband sie sich mit der Unzufriedenheit und gebar die Opposition gegen die bestehenden politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Das abstracte Denken und das philosophische Theoretisiren ist wider die russische Natur; dieselbe ergründet und erwägt das Problem nur, um es in's Concrete umzusetzen, um es practisch zu verwerthen. Deshalb riefen der theoretisch gewonnene Zweifel und der Widerspruch lediglich ein Uebermaß von Kritik über die herrschenden Zustände hervor; nichts Bestehendes entging der logischen Zergliederung; man wandte das Ergebniß des philosophischen Nachdenkens sofort auf die vorhandenen Lebensformen des Staates und der Gesellschaft an und verlangte Aenderung, Besserung, Umgestaltung auf allen Gebieten. Naturen von sittlicher Tiefe und glühendem Patriotismus wurden von gewaltigem Schmerz ergriffen, liehen ihm ergreifende oder bittere Worte und verzweifelten schließlich oder versanken in Gleichgiltigkeit und Stumpfheit. Minder tief angelegte Naturen, deren Geist unstät nach einem Ausweg suchte, verzettelten ihre Kräfte im Jagen nach politischen und socialen Idealen. Da aber der Bildungs- und Culturfond fehlte, auf dem allein starke Geister Fuß fassen und aus dem Geröll des Niedergerissenen gleichzeitig mit zielbewußtem Blicke in die Zukunft Neues und Besseres aufbauen konnten, so war das Resultat die allgemeine Zersetzung in der inneren Politik, im gesellschaftlichen Leben, in der Literatur, in der Kunst. Die Tendenz nahm nur einen Weg: sie ging darauf aus, zu zerstören, und führte deshalb unaufhaltsam zum Pessimismus, zum Nihilismus. Gewiß, es hat auch in Rußland nie an Richtungen gefehlt, die in einzelnen Fragen positive Endziele anstrebten. Die beiden Parteien, die sich in den letzten Jahrzehnten schroff gegenüberstanden: die Anhänger des Westens und seiner Cultur und die Slavophilen oder panslavistisch angehauchten Nationalen, haben jede in ihrer Art auch auf bestimmte, erkennbare staatliche, sociale und künstlerische Ziele hingearbeitet. Das Ergebniß ihres Kämpfens und Ringens ist jedoch bisher ein durchaus negatives geblieben: dem Zweifel und Widerspruch verdankten auch diese Parteien ihre Entstehung; ihr Lebenselement war die Unzufriedenheit, ihre Arbeit war unablässig die tendenziöse Verneinung, und der Erfolg war — das Nichts! Die innere Geschichte Rußlands im letzten halben Jahrhundert gleicht dem Verlaufe eines unklug angefangenen und deshalb verfehlten colonisatorischen Unternehmens: das Land, in welchem starke Wurzeln sich ausgebreitet hatten und in Folge der civilisatorischen Bemühungen der Herrscher seit Peter dem Großen kräftige Stämme emporgesproßt waren, eine gedeihliche Zukunft in Aussicht stellend, ward ausgerodet; die Stämme fielen unter den Axtschlägen einer Generation, der die Gegenwart verleidet war; die Wurzeln wurden ausgegraben und dem Feuer überliefert; statt aber neue Keime einzusenken, wartete man darauf, daß der Boden selbst aus irgend welchen geheimnißvollen Tiefen nationale Schößlinge treiben werde, oder pflanzte neue Stämme, ohne zu wissen, ob die Vorbedingungen für ihr Wachsthum und Gedeihen vorhanden waren; kein Wunder, daß die Früchte ausgeblieben sind, daß nirgend hoffnungsvolle Ansätze sich zeigen, daß das Mark der wenigen künstlich gezogenen Bäume faul wird und ihre Kronen welkes Laub zeigen; statt dies einzusehen, statt zu dem früheren Zustande zurückzukehren, an ihn anzuknüpfen und vorsichtig fortzubauen, nimmt die Enttäuschung jede Schaffenslust; man kritisirt und räsonnirt fruchtlos weiter, verzweifelt am schließlichen Erfolge, sucht wiederum zu zerstören, was kaum entstanden, irrt planlos hin und her und lenkt endlich — gewissermaßen zur eigenen Befriedigung — die Kritik und den Unmuth von den inneren Verhältnissen auf's Ausland ab.....

Ist somit das Bild des Czarenreiches in seinen allgemeinen Zügen kein ansprechendes, so soll damit doch nicht gesagt sein, daß sich dem forschenden Blicke nicht auch manches Gesunde, Urwüchsige, Kräftige, Zukunftsverheißende im Einzelnen zeigt. Es fehlt indeß vorerst den leitenden Mächten an der rechten Erkenntniß, wo in der Culturentwickelung anzusetzen ist, um aus dem fruchtlosen Mühen zu positiven Ergebnissen zu gelangen, und dort, wo vielleicht mit der Zeit ein Paradies entstehen kann, herrscht heute noch allein der Geist der Verneinung. Was sich aber von der gesammten neueren und neuesten Entwickelungsgeschichte des Czarenreiches sagen läßt, das gilt vor Allem von der russischen Literatur. Ist sie doch lediglich ein Product der socialen und politischen Zustände im Reiche, — der Schauplatz, auf dem sich am deutlichsten und am lautesten der Zersetzungsproceß des öffentlichen russischen Lebens abgespielt hat und abspielt! Von Gogol bis Turgenjew, Dostojewski und Graf Leo Tolstoi und deren Jünger ist die Geschichte der russischen Literatur, die zugleich die Geschichte des russischen sittlichen, geistigen und politschen Entwickelungsganges ist, ein Spiegelbild des fortwährenden moralischen und materiellen Niederganges — nicht etwa, was die Leistungen der Dichter und Schriftsteller als solcher anbelangt, sondern in Bezug auf ihre persönlichen Schicksale, ihre geistige Entwickelung, die Wahl ihrer Stoffe und die Art der Behandlung derselben. Die Kritik, die zwischen Arroganz und übergroßer Selbstkritik hin- und herschwankte, hat den Optimismus, der allein die unerschöpfliche Quelle neuen Lebens ist, völlig beseitigt. Der Zweifel zeugte den Pessimismus, und da die politische und sociale Tendenz Selbstzweck des dichterischen und schriftstellerischen Schaffens wurde, mußte sich dieser Pessimismus naturgemäß mit dem oppositionellen Realismus verbünden, um zum unkünstlerischen, weil unpoetischen Naturalismus und zur nihilistischen Anschauung und Beurtheilung aller Dinge und Fragen zu führen. Und dies um so eher, als die fatalistische Verneinung weit mehr dem slavischen Charakter ent-

Digitized by Google

spricht, als das Aufraffen zu positivem Schaffen ... Diesen Weg sind fast alle schriftstellerischen Talente gewandelt, die Rußland in neuerer und neuester Zeit gehabt hat. Wenn ein feinsinniger Dichter und ein Denker von so eminenter sittlicher und religiöser Tiefe, wie Graf Leo Tolstoi, nach einem Leben voll ernsten Strebens und rastloser Arbeit für sein Vaterland und sein Volk auf einer Stufe anlangen mußte, wie sie sein letztes Werk, das Volksdrama „Die Macht der Finsterniß" in abschreckender Weise kennzeichnete, — was soll man von den minder begabten jüngeren Schriftstellern erwarten, deren Erstlinge bereits voll und ganz auf jenem Boden der Verneinung und Zersetzung fußen, auf dem Tolstoi am Ende seines Schaffens angelangt ist? Wahrlich, der Ausblick auf die Zukunft ist kein erhebender! .....

Es sind zwei Bücher, die uns vorstehende Betrachtungen entlocken, — zwei mäßig starke Bände, welche die Schriften eines und desselben Russen, des Skizzenschreibers Wssewolod Garschin, in deutscher Uebersetzung fast vollzählich enthalten.*) In der deutschen Literatur scheint es nachgerade zur Manie geworden zu sein, jeden im Auslande auftauchenden Schriftsteller, von dem es in seinem Vaterlande heißt: er habe Talent, er sei bedeutend, er verspreche viel für die Zukunft, — sofort dem großen Publikum in mehr oder minder guten Uebertragungen vorzuführen. Statt zu warten und zu wägen und nur dasjenige der deutschen Leserwelt bekannt zu geben, was wirklich werth erscheint, der Ehre einer Uebersetzung gewürdigt zu werden, bemächtigen sich die buchhändlerische Speculation und die Erwerbsbedürftigkeit sprachkundiger sogenannter Schriftsteller jedes jenseits unserer Grenzen emporkommenden Namens, um ihn und die Leistungen seines Trägers nach Möglichkeit auszubeuten. Daß die russische literarische Production in jüngster Zeit zum bevorzugten Ackerfeld unserer schriftstellernden Geschäftsleute geworden ist, erklärt sich keineswegs durch den Aufschwung, den etwa die russische Dichtung genommen hat, sondern rührt einfach daher, daß — es nichts kostet! Seit etwa zehn Jahren wird die russische Literatur von deutschen Uebersetzern mit oder ohne Genehmigung der Autoren in ausgiebigster Weise geplündert, und es ist eine Thatsache, daß kaum ein russischer Schriftsteller, dessen Werke in Tausenden von Exemplaren im deutschen Buchhandel erschienen sind, auch nur einen Groschen von dem Gelde erhalten hat, das in die Taschen der Uebersetzer und Verleger geflossen ist. Da somit unser Büchermarkt den Zufluß russischer Dichtungen zum größten Theil der geschäftlichen Speculation zu verdanken hat, so scheint es uns, daß die Kritik doppelt und dreifach die Pflicht hat, wachsam zuzusehen, was es denn eigentlich ist, das uns geboten wird. Das Neueste auf dem Gebiete der Uebersetzungsliteratur aus dem Russischen sind nun die erwähnten zwei Bände „Garschin": untersuchen wir, in welchem Verhältnisse der künstlerische Werth des Gebotenen mit der Zumuthung an den deutschen Leser steht, sich mit diesen zwei Bänden zu beschäftigen.

Wer ist Wssewolod Garschin? Diesen Namen trägt in Rußland ein junger Schriftsteller, ein Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften, in denen eine Reihe kleinerer Skizzen und Novellen von ihm erschienen ist, die später (1882 und 1886) in zwei Bändchen gesondert herausgegeben worden sind. Da diese Skizzen ein gewisses schriftstellerisches Talent bekundeten und durch die Freimüthigkeit, ja Schärfe der psychologischen Analyse auffielen, wurde Garschin in seinem Vaterlande als neue beachtenswerthe Erscheinung im Lager der jungrussischen Realisten oder richtiger Naturalisten begrüßt. Man fand in ihm ein Wenig von Dostojewski und ein Wenig vom Grafen Leo Tolstoi. Man nannte ihn, weil er in zwei bis drei Skizzen die Tendenz verfolgte, gegen den Krieg zu schreiben, einen Jünger des letzteren; ja der Uebersetzer W. Henckel heißt ihn geschmackvoll den „Nachfolger" Leo Tolstoi's. Da Garschin nun einmal zum Gegenstand der Beachtung geworden war, sprach man in St. Petersburg und Moskau von ihm und discutirte die Frage, ob er wohl im Stande wäre, etwas wirklich Bedeutendes, Hervorragendes, Großes zu leisten? Bei dieser Frage ist man in Rußland bisher stehen geblieben; denn Garschin hat noch nichts gethan, um dieselbe in bejahendem oder verneinendem Sinne beantworten zu lassen. Das hat indeß vollkommen genügt, seinen Schriften die Ehre zu verschaffen, daß sie dem Urtheile Deutschlands unterbreitet worden sind! Es ist bekannt, wieviel Bücher, wieviel Werke ein deutscher Schriftsteller schreiben muß, bevor man in seinem Vaterlande auf ihn aufmerksam wird, geschweige denn bevor er das Augenmerk des Auslandes auf sich zieht: um so beschämender für uns ist es, wenn wir diesem Vergleiche das Urtheil hinzufügen müssen, daß Garschin auch hinsichtlich der Qualität seiner bisherigen schriftstellerischen Leistungen keineswegs den Ruf rechtfertigt, der über ihn verbreitet wird. Garschin ist Realist und Pessimist, — das sagt wenigstens sein Uebersetzer W. Henckel von ihm. Wir möchten ihn jedoch lieber einen Naturalisten und theoretischen Nihilisten nennen, eines jener russischen Talente, die kein Genie haben, die sich aber für reif genug halten, in verhüllter Form, zwischen den Zeilen revolutionäre Gedanken verbergend, gegen alles Bestehende zu Felde zu ziehen. Mit mephistophelischem Vergnügen schildern sie die unverhüllte Nacktheit des Lebens, nur weil dieselbe ihnen Behagen verursacht oder weil sie in ihr die einzigen wahren Aeußerungen des täglichen Lebens zu erblicken vermeinen. Die Darstellung der menschlichen und gesellschaftlichen Schattenseiten dient ihrem Zwecke, Unzufriedenheit zu säen, aufzuhetzen, zu verderben und — selbst jeden gesunden und wahren Gefühles baar — jede Regung für das Ideale mit grausamer Kaltblütigkeit durch eine psychologische Analyse im Keime zu ersticken, welche ebenso einseitig und unwahr ist, wie das Leben, das sie schildern, schon deshalb unvollkommen gezeichnet erscheint, weil sie nur seine Kehrseite kennen ..... Zur Kategorie dieser modernen Schriftsteller gehört Wssewolod Garschin, und er ist um so gefährlicher, als er die schriftstellerische Mache versteht und nicht unbegabt ist. Er beobachtet scharf und zeichnet seine Charaktere in prägnanten Umrissen. Seine Stoffe zeigen, daß er das russische großstädtische Leben, soweit es sich um das Dasein, die äußeren Umstände und den Gedankenkreis der untersten Hunderttausende dreht, aus eigener Anschauung kennt. Wenn jedoch andere russische Schriftsteller um das Elend und das Laster, um die geistige Beschränktheit und das armselige Gefühls- und Gedankenleben des heimathlichen Proletariats, vom Arbeiter und Bauern bis zum kleinen Beamten, Studenten und Künstler hinauf, in ihren Schilderungen den Nebelschleier falscher Sentimentalität hüllen, so unterscheidet sich Garschin von seinen realistischen Collegen dadurch, daß er selbst diese Verschleierung, diese Milderung und Abschwächung verschmäht: er liebt die absolute Nacktheit und legt dieser Neigung nur insofern eine gewisse Einschränkung auf, als er — getreu seiner Tendenz — Gefühle des Hasses, der Verachtung gegen die Factoren entzünden will, die seiner Ansicht nach die Schuld an der von ihm skizzirten Misere tragen. Beiläufig sei bemerkt, daß die Form der Garschin'schen Skizzen eine saloppe, unkünstlerische ist: fast in jeder derselben springt der Verfasser von der fragmentarischen Tagebuchform, von der Selbsterzählung oder dem Selbstgespräch in die einfache Erzählung durch den Autor über — und zwar stets unvermittelt, so daß der Eindruck des Sprunghaften, Zerrissenen, Unklaren, Geschmacklosen ungeschmälert erhalten bleibt. Und dies um so mehr, als der Schluß meist unbefriedigend ist und der Inhalt keineswegs die Mängel der Form vergessen macht. Bald führt Garschin einen Selbstmörder vor, der in magerem Monologe sich vorzureden bemüht, daß Alles eitel sei, und sich eine Kugel vor den Kopf schießt, ohne den Leser überzeugt zu haben, daß dieser gewaltsame Ausweg auch nur zur Rettung vor sich selbst nothwendig war. Bald schildert er die angeblichen moralischen Leiden eines Freudenmädchens bis in die kleinsten Einzelheiten ihrer ekelhaften Existenz. Bald malt er mit Wereschtschagin'scher Deut-

*) W. Garschin: Pessimistische Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. München, Fr. Bassermann. — W. Garschin: Die Künstler und andere Novellen. Uebersetzt von Wal Beleno. Berlin, A. Deubner.

Digitized by Google

lichkeit die Leiden und Qualen eines Verwundeten, der auf dem Schlachtfelde unter heißen Sonnenstrahlen zum Verdursten verurtheilt scheint und dem Verwesungsprocesse eines neben ihm liegenden todten Feindes zuschauen muß, oder zeichnet den Abscheu eines Jünglings vor dem Kriege, dem er einen Vorgeschmack vom Ende menschlichen Seins dadurch gewährt, daß er ihn Zeuge des Hinsiechens eines vom Eiterbrand zerfressenen Freundes sein läßt. Bald charakterisirt er einen Maler von empörender Beschränktheit, der trotzdem Lorbeeren erntet, oder einen anderen Maler, der nur naturalistische Kleinigkeiten auf die Leinwand fesselt und schließlich in der Alltäglichkeit versumpft, angeblich weil dies das Loos jeden Genies in Rußland sein müßte.*) Bald analysirt er das wirre Gedankenleben eines Wahnsinnigen, oder beschreibt die Verrottung des Beamtenthums, oder eifert in der Form harmloser Märchen gegen den Absolutismus und die büreaukratische Engherzigkeit im Czarenreiche. Kurz — alles Widrige, Ekelhafte, Häßliche und Verwerfliche, alles Dunkele und der Besserung Bedürftige findet in Garschin seinen Darsteller.

Das Leben, wie es ihm einseitig erscheint, wird von Garschin, wir wiederholen es, nicht ohne Talent geschildert: beweist er aber dadurch schon, daß er ein Dichter ist? Keineswegs! Es ist ein gewaltiger Irrthum gewisser zeitgenössischer Gesellschaftskreise, daß die Virtuosität der naturalistischen Zeichnung allein bereits den Künstler mache. Wie die Ausbildung, die sorgsame Pflege und die Vertiefung des Realismus in Literatur und Kunst als naturgemäße Folge der fortschreitenden Verstandesentwickelung unserer Epoche freudig zu begrüßen sind, ebenso sehr sind die Verflachung und das Herabsinken dieses Realismus zum Naturalismus, wie derselbe von einer Gruppe unreifer Schreihälse bei uns und anderswo als Signatur der kommenden Culturepoche gekennzeichnet und gepriesen wird, zu beklagen und zu bekämpfen. Der Naturalismus wird nie, wie man glauben machen will, die Grundbedingung und das Lebensprincip einer neuen Richtung in Literatur und Kunst werden. Er ist nichts weiter als eine Ausartung, ein Zeichen sittlichen und künstlerischen Verfalls. Denn ein Mehr, als den Realismus etwa eines Shakespeare, eines Goethe, gibt es innerhalb der Grenzen der Poesie, der Kunst nicht und kann es nicht geben! Es ist gewiß eine Forderung unserer Zeit, daß die Dichtkunst sich an das wirkliche Leben halte und nicht nur die Fragen der Gegenwart behandeln, sondern auch eine Form und einen Ausdruck ausfindig mache, der diesen Aufgaben ensspreche. Sie würde aber ihr eigentliches Wesen aufgeben und zum Handwerk herabsinken, wenn sie ihre realistischen Stoffe nicht veredelte und der Idee dienstbar machte. Das bloße Skizziren, Schildern, Erzählen heißt noch lange nicht dichten! In der Idee müssen wir heute, in unmittelbarer Anknüpfung an die classische Zeit, die dichterische Weihe unserer Stoffe suchen. Der Zweck des Schaffens scheint uns ein wesentliches Moment, das den modernen Schriftsteller zum Dichter stempelt, — der Zweck, zu dem er unter Umständen auch in die Abgründe des Alltagslebens hinabsteigen darf. Den heutigen Dutzendnaturalisten à la Garschin ist aber der Realismus Selbstzweck; sie schwingen sich höchstens zu irgend einer socialen oder politischen Tendenz auf, — das ist Alles! Wo sie mit kühler Beobachtung zergliedern und schildern, da würde der Dichter sich zu heiligem Zorne erheben; wo sie cynisch lächeln, würde der Dichter vor Schmerz und Wuth aufschreien. Die Naturalisten kämpfen eben nicht, vor Allem nicht für Ideen, weil sie in keiner sittlichen Weltanschauung wurzeln, weil ihre Darstellung keinen höheren Zweck hat, weil sie nur schildern, nicht aber loben oder strafen, erheben oder vernichten wollen. Es wäre lächerlich, den Pessimismus nicht als berechtigte Erscheinung im modernen Geistesleben gelten zu lassen, den Pessimismus, der sich als ein Ergebniß philosophischen Denkens gibt, als eine eigenartige Weltanschauung, die ebenso, wie der Optimismus, auf sittlicher Grundlage ruht. Wir protestiren aber gegen die edankenlose Anwendung dieser Bezeichnung auf Hinz und Kunz: Naturalisten wie Garschin, sind keine Pessimisten; sie sind — ob bewußt oder unbewußt, scheint uns gleichgiltig — theoretische Nihilisten, denen nichts heilig ist, weil sie nichts Heiliges kennen; weil ihnen der wahre Schmerz ebenso fremd ist, wie die echte Freude; weil sie, ohne bestimmte Weltanschauung, haltlos einhertasten und, im Kothe watend, sich bereits auf der Menschheit Höhen wähnen; weil ihr Weltschmerz nur eine tönende Phrase ist, die sie um so lauter hinausschreien, je mehr es gilt, über den Mangel an Seele in ihren Schöpfungen hinwegzutäuschen. Der Geist allein macht nicht den Dichter: ihm muß ein warmes Herz zur Seite stehen. Und dies Letztere fehlt vor Allem dem Naturalisten, mit dem wir es hier zu thun haben, dem Russen Wssewolod Garschin. Man lese nur, wie kalt und höhnisch er von den schrecklichsten Dingen im Menschenleben spricht; wie gefühllos er den Schmerz zeichnet und wie unverständig er das Menschenherz beurtheilt! Garschin ist kein Dichter. Er ist aber auch kein großer Psychologe, wie seine Vorbilder Dostojewski und Graf Leo Tolstoi es unstreitig sind. Denn er zergliedert nur das Gehirn des Menschen und steht ahnungslos vor den Zellen des Herzens, den Fäden des Gemüths . . .

Betrachten wir die Skizzen und Erzählungen Garschin's vom ästhetischen Standpunkte aus, so verdienen sie keine Minute ernster Beschäftigung. Aber sie dürfen, weil sie, gleich der Individualität des Verfassers, das Erzeugniß des modernen russischen Geistes sind, nicht allein von diesem Standpunkte aus beurtheilt werden. Sie müssen vielmehr als symptomatische Erscheinung im öffentlichen Leben des Czarenreiches betrachtet werden, und als solche, als ein krankhafter Auswuchs des russischen Geisteslebens, mögen sie für den Culturhistoriker gewiß von Interesse sein. Was aber hat das große deutsche Publikum mit den Quellen zu schaffen, aus denen der wägende und richtende Geschichtsschreiber sich sein Rüstzeug holt?! Für den Geschmack der großen Menge sind Erzählungen, wie sie Wssewolod Garschin verfaßt hat, schon deshalb eine giftige Kost, weil ihr der Maßstab fehlt, mit dem derartige Erzeugnisse gemessen werden müssen. Und wir meinen, wir haben mit den naturalistischen Nichtsen bei uns zu Hause genug zu thun, als daß wir für die Vermittelung der Bekanntschaft mit irgend einem russischen literarischen Nihilisten noch einen Dank übrig haben dürfen!

*) Diese weitaus beste Erzählung Garschin's ist den Lesern der „Gegenwart" aus unserem Feuilleton 1886, Nr. 34, 35, 36 bekannt.

Leopold von Ranke als Politiker.

Von Bruno Gebhardt.

Als Ranke im Jahre 1836 eine ordentliche Professur an der Berliner Universität erhielt, eröffnete er, der akademischen Sitte gemäß, seine Thätigkeit mit einer Antrittsrede: „Ueber die Verwandtschaft und den Unterschied der Historie und Politik".*) Er weist darauf hin, wie die allgemeine Richtung der Zeit auf Reformen hinausging, und wie vielfach der Umsturz des Bestehenden daraus erwuchs. Viele haben diesen traurigen Wechsel auf die Mißachtung der Geschichte seitens der Politiker zurückgeführt, andere wenden ein, daß für die Einrichtung der Staaten die Kenntniß der Historie unnöthig, die der Politik allein brauchbar sei. Liegt auch in dieser Behauptung etwas Wahres, so ist doch eine Verwandtschaft der beiden Disciplinen nicht zu leugnen. Das Amt der Geschichte ist auf das Verständniß der Thatsachen gerichtet; sie hat zu erforschen, „wohin in jedem Zeitalter das Menschengeschlecht sich gewandt, was es erstrebt, was es erworben und wirklich erlangt hat". Politik ist Staatsverwaltung, die Staaten wie die Menschen haben ein Leben im Geist und im Körper, jeder hat seinen gesonderten Charakter, sein eigenthümliches Leben, dieses muß der Staatsmann kennen, „muß mit

*) Vgl. Sämmtliche Werke, Bd. 24 S. 267—293.

Digitized by Google

dem Wesen des Staates, dem er vorsteht, die innigste Verwandtschaft und Gemeinschaft gewonnen haben." Das ist der Punkt, in dem Geschichte und Politik verbunden sind: „Die Aufgabe der Geschichte ist es, das Wesen des Staates aus der Reihe der früheren Begebenheiten darzuthun und dasselbe zum Verständniß zu bringen, die der Politik aber nach erfolgtem Verständniß und gewonnener Erkenntniß es weiter zu entwickeln und zu vollenden." Als Wissenschaft sind sie mit einander verknüpft, in Beziehung auf Kunst sind sie verschieden, da die Historik sich ganz auf die Literatur bezieht, die Politik auf das Handeln. Ferner ist die Geschichte ihrer Natur nach universell, die Politik auf einen einzelnen Staat gerichtet. Mit der nachdrücklichen Darlegung, daß die Kenntniß der Vergangenheit allein geeignet ist, vor einem fehlerhaften Ueberschätzen des Alten oder des Neuen zu bewahren, und daß sie erkennen lehrt, „daß die menschlichen Dinge weder durch ein blindes, unvermeidliches Geschick geleitet, noch durch Trugbilder gelenkt werden, sondern ihre glückliche Durchführung nur von Tugend, Verstand und Weisheit abhänge", schließt die gehaltvolle, der Erinnerung werthe Rede.

Es konnte damals scheinen, als ob Ranke mit dieser Grenzbestimmung der beiden Disciplinen zugleich auch für seine eigene Thätigkeit eine Grenze ziehen wollte, als ob er sich nun gänzlich und allein auf die Geschichte zurückziehen und die Politik, der er in würdigster Weise in den Jahren vorher durch Herausgabe und fast alleinige Bearbeitung der „Historisch-politischen Zeitschrift" (1832—36) Zeit und Mühe zugewendet hatte, bei Seite lassen wollte. Und in der That, in der Oeffentlichkeit ist Ranke nicht mehr als Politiker hervorgetreten, er war nie Mitglied eines Parlaments, als Staatsrath hatte er kaum Gelegenheit sich zu bethätigen, aber so wenig die leitenden Persönlichkeiten gewillt waren, auf das Urtheil des geschichtskundigen Mannes in den großen Fragen, die den Staat bewegten, zu verzichten, so offen und treu, so unbeirrt und weise hat er ihn denn auch, wenn auch zuerst zögernd, ertheilt. Ranke's Größe als Historiker beruht nicht zum geringsten in der unübertrefflichen Fähigkeit, politische Verhältnisse zu erfassen und darzulegen, und sein an dem Studium früherer Zeiten geschulter Blick versagte auch den Verhältnissen der Gegenwart gegenüber nicht. Maßhalten bei dem stürmischen Drängen von Rechts und Links, ein weiter und tiefer Blick, der die Ursprünge und die Folgen zugleich übersah und ermaß, ein Fernhalten jeder doctrinären Schablone, ein muthiges Wagen und vor allem die heilige Liebe zum Vaterlande zeichnet denn auch alles aus, was Ranke Politisches geschrieben hat. Er war conservativ, nicht nach der Schablone, nicht im Sinne der Reactionäre Hallerscher Schule, sondern von staatserhaltenden Tendenzen geleitet, von dem Gedanken getragen, der heute in den politisch reifen, unverbitterten Kreisen unseres Volkes glorreich zum Siege gelangt ist, daß eine starke Regierung, auf das Volk gestützt, das allein Wünschenswerthe ist, daß Fortschritte und Neuerungen nothwendig, daß sie aber mit Maß und Vernunft durchzuführen sind, und daß das historisch Gewordene in steter Continuität fortzuführen ist. Diese Lehren, die die Geschichte so eindringlich predigt, hat er in bewegten Zeiten hochgehalten und erprobt; dieser Geist spricht auch aus den politischen Denkschriften, die zur freudigen Ueberraschung aller dankbaren Verehrer des großen Meisters aus seinem Nachlasse*) veröffentlicht worden sind. An Edwin von Manteuffel gerichtet und für Friedrich Wilhelm IV. bestimmt, beschäftigen sie sich mit den wichtigsten inneren Fragen, die die preußische Politik in den Jahren 1848 bis 1851 bewegte. Die Existenz solcher Denkschriften war bekannt: eine „Zur orientalischen Frage" aus dem Juli 1854 hat Ranke selbst publicirt**), eine andere erwähnt Karl Hillebrand in seiner Geschichte Frankreichs*), beide beziehen sich auf die äußere Politik. Die erste der vorliegenden trägt das Datum: Mitte Mai 1848 und bespricht die Lage des Augenblicks. Die Februarrevolution ist ein europäisches Ereigniß, ihre Nachwirkung in Deutschland, besonders in Oberdeutschland, macht sich in der Tendenz, die Einheit auf liberale Principien zu gründen, geltend, in dem Streben nach einer Constitution. Das Berliner Ereigniß vom 18. März ist von außen beeinflußt, ja veranlaßt und geleitet worden, das neue, dadurch emporgekommene Ministerium ist constitutionell, aber das von ihm proclamirte Wahlgesetz „öffnet dem Radicalismus Thor und Thür", daneben findet das Alte auch noch seine Anhänger. „Drei Welten stehen einander gegenüber: die des altes Staates, zurückgedrängt, in sich geschwächt, aber mit nichten besiegt, — die constitutionelle, die jedoch erst zu einer Repräsentation gelangen will, — die radicale, welche die Begierden der Nichtsbesitzenden in den Kampf ruft, von energischen Naturen geführt wird und Alles zu wagen entschlossen ist."

So schildert Ranke die Parteigegensätze in den Tagen, als die constituirende Versammlung zusammentrat; der Gang der Ereignisse ist bekannt genug und bedarf keiner eingehenden Schilderung. Während des Ministeriums Auerswald entwarf der Historiker eine zweite Denkschrift, in der er nach einem kurzen Rückblick auf die revolutionären Bewegungen von 1820 und 1830 und nach einer Schilderung des gegenwärtigen Zustandes, die Herstellung „eines gesunden, mit den Interessen der Bevölkerung verbündeten Königthums, wenngleich in etwas modificirten Formen" wünscht. Aber noch war die Zeit nicht gekommen. Der Conflict brach aus, die Truppen waren aus Schleswig-Holstein zurückgekehrt, das Ministerium Pfuel kam ans Ruder, die Verfassungsberathung begann. In dieser Zeit, Ende October, nur wenige Tage vor Antritt des Ministeriums der „rettenden That" entstand ein Memorandum, das zu den interessantesten von allen gehört. So nahe damals schon der Gedanke an eine energische Reaction lag, so fern hält sich Ranke davon und bejaht die Frage, ob eine constitutionelle Verfassung anzurathen sei, auf's entschiedenste. Er begründet sein Votum mehrfach: im Beamtenthum sei eine Zerrüttung im Vergleich zur Vergangenheit eingetreten, die weiteren Kreise hätten nun einmal den constitutionellen Gedanken unentreißbar erfaßt und sich darin eingelebt, die gerichtlichen Institutionen in der Rheinprovinz harmoniren mit der alten Staatsordnung nicht, würden es aber mit der neuen, und endlich Preußens deutsche Mission erfordere die Einführung verfassungsmäßiger Zustände. Preußen kann sich nicht, wie es Oesterreich kann, von Deutschland trennen, ohne sich den Lebensfaden durchzuschneiden, es muß sich jetzt an die Spitze stellen, muß das Kaiserthum in legitimer Gestalt annehmen. Um diese Pläne durchführen zu können, muß es den Gedanken einer Constitution verwirklichen. „Das constitutionelle Wesen muß nur ohne Vorliebe und ohne Haß angesehen werden, als eine Form, in welcher die jetzigen Menschen nun einmal leben wollen; — man muß die Verfassung so einrichten, daß man dabei bestehen kann." Und dazu gehört vor allem, daß die Idee der Volkssouveränität, wie sie die Grundlage der amerikanischen Republik ist, in den englischen Verfassungskämpfen aber nicht durchdrang, strict ausgeschlossen bleibt, zumal sich in den neuesten Tagen eine höchst bedenkliche sociale Tendenz damit verknüpft hat. Ein Theil der constituirenden Versammlung scheine allerdings mit der Verwirklichung dieser Idee Ernst machen zu wollen, aber solange noch von der Vereinbarung der Verfassung die Rede ist, hat sie noch nicht die Herrschaft. Recht angesehen, dreht sich der letzte Conflict um diese Frage; indem die Krone das Ernennungsrecht ihrer Minister festhielt und die öffentliche Meinung sich auf ihre Seite stellt, ist sie

*) Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs im 19. Jahrhundert (Leipzig, Duncker und Humblot 1887) S. 585—623. Der Band (Werke 49. 50) enthält außerdem die als Ranke's Eigenthum eruirten Aufsätze aus der „Historisch-politischen Zeitschrift" und den „Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen".

**) Historische Zeitschrift, herausgegeben von Sybel. XIII. 406 ff.

*) II. S. 648. A. 2. Aus dem Jahre 1847 in Angelegenheit der spanischen Doppelheirath. Vor einigen Jahren ging übrigens die Nachricht durch die Zeitungen, daß Feldmarschall von Manteuffel bei Uebernahme des Statthalterspostens im Elsaß ein Memorandum Ranke's mit merkwürdigen Grundzügen der einzuhaltenden Politik erhielt. Ob etwas Wahres daran ist?

Digitized by Google

recht und glücklich gelöst. „Die Unabhängigkeit der Krone ist jetzt zugleich als eine Forderung der Nation zu betrachten. Das absolute Königthum war von der Krone selbst aufgegeben; die absolute Volksherrschaft hat die Nation selbst verschmäht. Ein wirkliches Verständniß ist nun erst möglich." Weiter wäre bei der Herstellung der Verfassung dringend zu beachten, daß das allgemeine Stimm- und Wahlrecht beseitigt werden muß. Selbst in Amerika ist es nicht in vollem Umfange vorhanden, „nur für die Herrschenden gilt die Gleichheit." „Glücklicherweise haben die großen Massen kein eigentlich politisches Interesse; sie suchen Erleichterung ihres Zustandes, sie wollen vor allen Dingen ihren Lebensunterhalt gesichert sehen." Und darauf haben sie in Preußen wegen der allgemeinen Dienstpflicht mehr als anderwärts gerechten Anspruch. Wie ist er zu befriedigen?

„Der Gedanke ergibt sich, daß der Staat unter gewissen Bedingungen, namentlich mit sorgfältiger Wahrung der privaten Thätigkeit, die Arbeit organisiren und vielleicht das Recht auf Arbeit anerkennen sollte. Man könnte sich denken, daß der Staat besonders die zum Kriegsdienst fähigen Arbeiter während des Friedens unter militärischer Organisation beschäftigte. Gerade wie einst das Soldatenwesen aus dem freiwilligen Zulauf in ein geordnetes Zusammentreten überging, so müßte jetzt die Thätigkeit der Handarbeiter regularisirt werden. Man könnte Arbeiter-Cohorten bilden für die Anzahl der noch erforderlichen öffentlichen Bauten, Stromregulirung, Landesurbarmachungen u. s. w. Politische Rechte dagegen könnten dem Nichtbesitzenden nur in geringem Maße eingeräumt werden; wie die römische Republik aus der ganzen Masse der Proletarier nur eine Centurie bildete von 193, welche zu stimmen hatten."

Wir übergehen einen unbenützt gebliebenen Entwurf zu einer königlichen Proklamation nach Auflösung der Versammlung und wenden uns der wichtigen Denkschrift über die deutsche Frage zu, die das Datum Ende März 1849 trägt. Sie entstand also in den Tagen, als zu Frankfurt die Kaiserwahl auf den preußischen König fiel. Ranke recapitulirt die verschiedenen Projecte, die auf und nach dem Wiener Congreß für eine Neuordnung Deutschlands aufgestellt wurden, er weist auf die Bewegungen hin, die auf die Verwirklichung des Artikels 13 der Bundesakte gerichtet waren, und die von verschiedenen anderen Einflüssen bewegt „eine unaufhörliche Gährung in der Population, und in den Regierenden einen Mangel an Zutrauen zu sich selbst" hervorriefen, bis die Revolution den ganzen Bau zertrümmerte. Das Bedürfniß einer Einigung ist unabweisbar, der Versuch ihrer Verwirklichung in der Frankfurter Constitution unhaltbar. Aber es gibt in Deutschland noch feste Punkte, von wo aus das Werk in Angriff genommen werden kann. „Man darf vielleicht sagen, daß der König Connétable (wie Friedrich II. den König von Preußen nannte) und seine Armee das einzige wahrhaft Existirende in Deutschland sind". Dem Fürsten, der an ihrer Spitze steht, bietet nun die Frankfurter Versammlung die Kaiserkrone an; thäte nur sie es, man würde sie niemals annehmen können. Aber auch bei weitem der größte Theil der Fürsten bietet sie an, „weil sie ohne den Arm der preußischen Armee verloren sein würden". „Soll nun Preußen diesen Schutz gewähren? Ich sollte denken, daran könne kein Zweifel aufkommen." Von den Fürsten, die einen näher bezeichneten Theil ihrer Rechte abtreten müßten, übertragen, bekommt das Kaiserthum eine legale Grundlage. „Welch eine Aussicht bietet sich dar, die Wahl noch einmal mit den Ideen der Nation in Einklang zu bringen, wenn sich die Fürsten einem Haupte anschließen und in Uebereinstimmung mit dem gesunden Theil der Nation gemeinschaftliche Sache zur Bekämpfung innerer und äußerer Feinde machen! Die Idee des Kaiserthums fällt wie ein Strahl des Lichts in dieses Chaos!

Es sei gestattet hier gleichsam in Parenthese aus dem Briefe Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen ein Stück einzuschalten. „Danach", schreibt der König, „sind 28 Stimmen von 38 die Majorität. Zählen Sie nun, was kein Kaiser ja verbieten dürfte, die Wahl der Stimmen zusammen, so repräsentirt die Majorität etwas über 6,000,000 Menschen und die Minorität etwas über 23,000,000!!! Dasselbe Verhältniß ist bei nur oberflächlicher Betrachtung der Stimmgebung und Stimmversagung in der Paulskirche bei der Wahl leicht zu erkennen. —!!! —! —!!!"

Kehren wir zur Denkschrift zurück! Ranke weist nach, daß eine Einmischung des Auslandes unwahrscheinlich sei, und wenn sie geschähe, zurückgewiesen werden müsse, entscheidet sich für den Titel „Kaiser im deutschen Bundesstaat", will die Einrichtung des Staatenhauses so geschaffen sehen, daß auch die größeren Fürstenthümer eine entsprechende Stellung erhalten und glaubt den Ausgleich mit Oesterreich erleichtert durch die Mahnung, dieses solle seine Tendenz nach Italien richten und dort die Ordnung erhalten wie Preußen in Deutschland. Zwischen beiden aber würde „ein ewiger und nationaler Bund geschlossen werden müssen." „Die Ueberzeugungen der Menschen," so schließt diese weise und erleuchtete, zukünftige Entwickelungen in den Grundzügen vorhersagende Darlegung, „scheinen sich wieder dahin zu neigen, daß die fortschreitende Entwickelung der Welt mit den monarchischen Institutionen im Zusammenhange steht, die Republik dagegen, unter der Farbe des Blutes einherschreitend, Alles mit Verderben bedroht. Das constitutionelle System schwankt zwischen beiden. Die Aufgabe ist, es auf eine solche Weise zu fixiren, daß es die schützenden Principien festhält und sich von den destructiven auf immer absondert."

Von einer Wirkung dieser mannhaften Denkschrift auf den König kann keine Rede sein, aber sein Vertrauter nimmt noch einigemal Ranke's Rath in Anspruch. All den traurigen Ereignissen in den Jahren 1850 und 51 gegenüber hält dieser daran fest, daß Preußen das Einigungswerk in die Hand nehmen müsse, aus den Trümmern des Bündnisses dieses wiederherstellen, die Verfassung von ihren revolutionären Tendenzen reinigen. Würde Oesterreich in dem Bundestage, den es reactiviren will, eine Autorität für die innere und äußere Politik der Mitglieder desselben aufstellen und dadurch die preußischen Pläne kreuzen, „so müßte man selbst einen Krieg darüber wagen." Für Olmütz, wo der Vetter des Adressaten dieser Denkschriften Preußen auslieferte, hatte Ranke ein ganz anderes Programm aufgestellt: er forderte „Abtretung derjenigen hessischen und hannöverschen Landesstriche, durch welche die Monarchie in zwei unzusammenhängende Hälften getrennt wird"; Aufrechterhaltung der Union in bestehendem Umfange, für dieselbe Verfassung und staatsrechtlich anerkannte Stellung des Königs von Preußen als Oberhaupt derselben; Hinwirken, daß Preußen an der Centralgewalt einen Einfluß auf die abgefallenen, nächsten stamm- und religionsverwandten Nachbarn erhalte; dagegen wird Baden aus der Union entlassen, Oesterreich erhält in seinem Kreise dieselben Rechte, Festung Mainz für Preußen, Rastatt und Ulm an Oesterreich. Neben dieses Schriftstück aus der Feder des gewiß maßvollen Mannes halte man die Olmützer Punktationen, um die ganze Größe der damaligen Niederlage Preußens zu ermessen.

In dem letzten Memorandum vom Januar 1851 werden unter ausführlicher Darlegung der Sachlage und eingehender Motivirung dieselben Forderungen begründet. Allen diesen werthvollen Denkmälern an den großen Historiker ist gemeinsam, daß sie auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, daß sie realpolitisch sind. Sehen wir vielleicht ab von dem Vorschlage, das Recht auf Arbeit zu proclamiren, ein Vorschlag, mit dem Ranke dem Geiste jener Zeit einen Tribut zahlt, so ist kein Vorschlag, kein Gedanke, der nicht hätte verwirklicht werden können — und sollen. Denn wenn auch Ranke, wie der Herausgeber Alfred Dove in der Vorrede mittheilt, in biographischen Aufzeichnungen sich über die Wirkung seiner Denkschriften aussprach: „Wenigstens soviel habe ich vernommen, daß der König auf seinen (Manteuffel's) Vortrag Rücksicht nahm und sich zu einer festen Haltung ermannte", so läßt sich doch aus dem Gang der Ereignisse und aus der Handlungsweise des Königs keine wesentliche Beeinflussung durch jene entnehmen. Fehlt ihnen so die historische Wirksamkeit, so sind sie dennoch von größtem Werthe als Meisterstücke politischer Weisheit und Klarheit, als Erinnerungen an den wahrhaft großen und patriotischen Mann, als Beiträge zur Geschichte jener bewegten und traurigen Zeit.

Digitized by Google

Feuilleton.

Sein bedeutender Freund.

Novellette von P. Hann.

Wie Alles auf dieser mangelhaften Welt hat ein bedeutender Freund eine Licht- und eine Schattenseite; aber Rudolf Müller sollte von rechtswegen heute bloß die erstere anerkennen: Aus der Ferne schallt abgedämpfter Walzerklang, das Rascheln und Knistern seidener Ballkleider herüber, — und er tanzt nicht. Im Nebenzimmer rufen begeisterte Skatbrüder ihr Grand Solo mit Matadoren aus, — und er kann eine Karte von der anderen kaum unterscheiden. Die große Gesellschaft, in die er Dank seiner Verwandtschaft mit der Hausfrau gerieth, würde ihm die unverfälschtesten Tantalusqualen bereiten, wenn er seinen bedeutenden Freund nicht hätte. Diesem allein, und nicht etwa den eigenen bestechenden Eigenschaften, — Niemand sollte das besser wissen als Rudolf Müller selbst, — verdankt er es, daß er mit der schönsten, liebenswürdigsten Dame der Gesellschaft, — nein der Welt! — in einem Glaskasten plaudern darf, der auf den stolzen Titel Wintergarten Anspruch erhebt und mit Palmen, Gummibäumen und blühenden Azaleen so vollgestopft ist, daß außer dem Bänkchen, auf welchem Else Friedjung sitzt und einer Handbreit Raum, auf welcher er steht, kein Platz für etwaige Eindringlinge wäre. Seit dreiviertel Jahren betet er die junge Dame an, aber leider aus gemessener Entfernung, denn für einen mit dem Laster der Bescheidenheit behafteten Menschen gibt es keine Möglichkeit, sich durch die dreifache Reihe von schwarzen Fräcken durchzuwinden, die beständig das schöne, lebhafte Millionärskind umschließt, wie die Midgardsschlange die Weltesche. Aber vor etwa einer halben Stunde hat ihm seine Cousine zugeraunt:

„Else Friedjung wünscht Dich kennen zu lernen, Du Glückspilz, verstehst Du, sie wünscht es."

Ob er versteht! Wenn er sich noch nicht die Karte „ami de Beethoven" drucken ließ, so liegt dies bloß daran, daß er noch ein Weilchen warten will, bis außer dem niedlichen Einacter, der vor etwa vierzehn Tagen im Hoftheater aufgeführt wurde, auch noch die anderen unsterblichen Werke erschienen sind, mit welchen sein bedeutender Freund heute oder morgen, bis er in der richtigen Stimmung dazu ist, die Welt aus den Angeln heben und sämmtliche Classiker, Romantiker und moderne Theaterdichter in das Nichts zurückschleudern wird.

Das schöne Mädchen wies ihm auf der eng beschriebenen Tanzkarte eine leere Stelle. „Ich habe den Walzer für Sie aufgespart, Herr Müller", sagte sie liebenswürdig.

Er ballte die Faust, — in Gedanken natürlich, — gegen den Tanzmeister, der ihn als hoffnungslosen Fall aufgegeben; aber Elsen Friedjung stand der Sinn nicht nach Tanzen. In all ihrer Anmuth, die dem armen Jungen den Kopf vollständig verdreht hat, erhob sie sich, legte die Hand auf seinen Arm und ließ sich von ihm in die Tropenlandschaft führen. Selbst das tugendhafteste Mauerblümchen entdeckte nichts Ungehöriges darin; ein heimliches Zwiegespräch mit Rudolf Müller gehört zu den Dingen, die Jede begreift und Jede entschuldigt. Es ist nicht die geringste Gefahr dabei; nicht daß er etwa abschreckend häßlich, oder unerlaubt dumm wäre, oder auf dem großen Theater eine allzu verächtliche Lampenputzerrolle spielte, — verständige Papas unverständiger Töchter schätzen ihn als tüchtigen, aufstrebenden Kaufmann, — aber sein bedeutender Freund, der einen Schatten wie der Kölner Dom wirft, läßt ihn pygmäenhaft klein, ja zu Zeiten mit freiem Auge gar nicht wahrnehmbar erscheinen.

Else Friedjung ließ die Stäbe ihres Fächers durch die Finger gleiten und heftete die Augen auf dieses Spiel.

„Ich höre, Sie sind mit Doctor Engelbert Holstein näher befreundet," fing sie in leichter Verlegenheit an.

Rudolf knickte innerlich zusammen. Die leise Hoffnung, die ihn trotz aller Erfahrungen umschmeichelt, ließ ihre Flügel kläglich hängen und er bereitete sich für die Antworten vor, die er, zum beliebigen Gebrauch bei jedem Tête-à-tête, auswendig gelernt:

„Wir wohnen beisammen." (Und eine recht vernünftige Theilung der Arbeit besorgen sie dabei, der Bedeutende bestrahlt mit seinem Ruhm das elegante Junggesellenheim nahe dem Thiergarten und Rudolf Müller bezahlt es; doch diese intimen Details gehören nicht hierher.) „Er wird kommenden November 24 Jahre alt."

„Sein Geburtstag fällt sechs Tage später als Schiller's." (Die gestickten Schreibmappen, Federwischer, Cigarrentaschen, die diese Enthüllung in die Welt gesetzt, lassen sich kaum zählen.) „Er ist vollständig unverheirathet."

Dann eine Verbeugung und der junge Mann weiß, daß er aus den Gedanken seiner schönen Nachbarin fortgewischt ist, wie eine Null mit dem Schwamm von einer Rechentafel.

Aber Else Friedjung ist ein geistreiches Mädchen; sie bringt doch wenigstens einige Abwechselung in das grausame Spiel.

„Doctor Holstein's Name auf dem Theaterzettel rief mir eine Begebenheit, einen kleinen Roman, eigentlich nur den Anfang eines solchen, in's Gedächtniß zurück. — Meine Freundin, — meine beste Freundin, erlebte ihn vor einem Menschenalter, es sind gewiß sieben Jahre her." Rudolf richtete sich erwartungsvoll auf.

„Ich kann mit einigen Aenderungen die Eingangszeilen unseres besten deutschen Romans wiederholen: Westerode ist eine Stadt mit etlichen tausend Einwohnern, einem Gymnasium — und einer Heilquelle. Die etlichen Einwohner und das Gymnasium besitzt sie schon seit längerer Zeit, die Heilquelle wurde erst vor einem Jahrzehnt entdeckt." Sie unterbrach sich, denn er machte eine Bewegung.

„Sie sprechen von meiner Vaterstadt," sagte er, „ich bitte mit aufgehobenen Händen, verfahren Sie glimpflich mit ihrem Curort-Ehrgeiz."

„Ihre Vaterstadt? Dann ist die Freundschaft zwischen Ihnen und dem Doctor wohl schon auf den Schulbänken geschlossen worden?"

Rudolf verbeugte sich bestätigend. Immer sein bedeutender Freund! Er ist ihm so anhänglich wie — er weiß selber keinen passenderen Vergleich —, wie ein treuer, oft geprügelter Pudel, aber selbst ein solcher kennt Augenblicke, in welchen sein Herz in's Spiel kommt und er bei dem weißgelockten Gegenstand seiner Neigung etwas für sich selber vorstellen möchte.

„Ich habe Sie von Ihrer Erzählung durch meinen unzeitigen Einwurf abgelenkt," murmelte er.

„O, ganz recht. Die Heilquelle trotzte zwar bisher standhaft jedem Analysirungsversuch, — so viel darf ich doch sagen, ohne ihr heimathliches Weltbad zu beleidigen —, dennoch wirkte sie Wunder in Reclamen und ärztlichen Anpreisungen. Meine Freundin, damals ein Backfisch mit etwas bläßlichen Wangen, sollte, begleitet von einer ältlichen, unverheiratheten und etwas verschrobenen Erzieherin das Wunderwasser trinken."

Ihr Zuhörer sah auf, als schieße ihm eine Erinnerung — aber keine sonderlich freudige — durch den Sinn.

„Es schmeckte abscheulich. So oft es unbemerkt geschehen konnte, goß sie es aus. Dessenungeachtet wirkte die Cur. Entweder war die Quelle so heilkräftig, daß man schon durch die Betrachtung des Geländers, das sie umgab, Farbe und Rundung der Wangen bekam, oder waren es die prächtigen Buchenwälder, die förmlich zum Thore der Stadt hereinwuchsen. Meine Freundin mochte das Letztere glauben und lief den größten Theil des Tages auf den weltbadmäßig gebahnten, mit Bänken besäeten Waldpfaden herum. Es war eine so schöne Abwechselung nach der vielstündigen Marter vor dem Piano und den Schulbüchern, die bisher ihre Tage ausgefüllt. Niemand störte sie; es stand ihr frei, sich als unumschränkte Besitzerin all' der Herrlichkeit zu betrachten, die, steil aufsteigend, das Städtchen umschließt. Das übrige Curpublikum sammt der Ureinwohnerschaft steckte träge in Hausgärten oder auf Veranden, ihre Gouvernante im verdunkelten Zimmer, denn die gute Antoinette besaß eine Leidenschaft, mit welcher ihre Pflichttreue einen aussichtslosen Kampf führte, sie dehnte ihr Mittagsschläfchen bis zum Abend aus, wenn Niemand sie weckte; und meiner Freundin war der Schlaf heiliger als Macbeth. Dreist erstreckte sie in drückender Nachmittagshitze ihre Spaziergänge immer tiefer in den Wald hinein. Da begegnete ihr einmal das

Digitized by Google

Verhängniß in Gestalt eines jungen, hübschen Menschen mit flatternden Locken und blitzenden Augen. Er saß auf einer Bank, ein Notizbuch auf den Knieen, die Rechte schrieb eifrig, die Linke scandirte auf der Holzlehne. Bei dem plötzlichen Auftauchen meiner Freundin fuhr er in die Höhe, starrte sie an und lief spornstreichs den Berg hinab. Sie folgte ihm mit den Blicken. Wie er mußte, ihrer Ansicht nach, der junge Goethe in Frankfurt ausgesehen haben, nur blieb es freilich fraglich, ob er auch die scharlachrothe Burschenmütze sorgfältig mit einem schwarzen Ueberzug bedeckt hätte, bevor er in die Straßen der Stadt einbog, wie es der junge Mann that."

„Unser Director," warf ihr Zuhörer erklärend ein, „verfolgte das Burschenspielen im Gymnasium mit drakonischer Strenge. Und Engelbert mußte sich besonders hüten, das Mißfallen unseres Schulmonarchen zu erregen."

„Meine Freundin traf ihn nun fast täglich im Walde, aber ihr fünfzehnjähriges Gewissen bohrte und nagte. Sie weckte Fräulein Antoinette am hellen Nachmittage. Die gute Seele schleppte sich keuchend die Waldhügel hinauf, bis zur ersten Bank, von welcher man gerade auf den Marktplatz hinuntersah. Dann empfahl sie ihren Geist dem Herrn, sank auf den Hochsitz und entschlief. Meine Freundin las im Ekkehard. Da, als sie zufällig aufblickt, steht, kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt, ihr junger Goethe im vollen Glanz der unbezogenen Burschenkappe, einen Strauß poetischer Waldblümelein in den Händen und einen gewissen Wasfrage-ich-um-die-Welt-Ausdruck im Gesicht, der ihr anzeigte, daß es heute mit gegenseitigem Anstarren, Rothwerden und Grüßen nicht sein Bewenden haben werde. Statt ihre regelmäßig und laut athmende Begleiterin — ruchlose Menschen hätten behauptet, sie schnarche — zu wecken, that sie das Unvernünftigste, was sie begehen konnte, sie lief davon. In einigen Secunden hatte er sie eingeholt, ihr die Blumen überreicht und einen Strom sehr lauter, aber dennoch unverständlicher Bitten und Beschwörungen über sie ergossen. Bei ruhiger Rückerinnerung würdigt dies meine Freundin als den Ausfluß grünster Jugendlichkeit, damals jedoch erschien es ihr hochbedeutsam, erschütternd, sie bis zu den Regionen der langen Kleider und vollbeschriebenen Tanzkarten emportragend. Er drückte ihre Hände, daß sich die Stengel des Straußes ihren Handflächen einpreßten und sie eher ein schmerzliches, denn ein beseligtes Gesicht zog. Plötzlich stürzte Antoinette, zum Bewußtsein und zu ihrer Verantwortlichkeit erweckt, herbei, riß das unflügge Nestkücken aus dem Griff des Falken, und wenn Worte und Blicke die Wirkung der Blitze hätten, so wäre er ohne Zweifel todt zu Boden gestreckt worden. In den Augen des alten Fräuleins schwoll die Kinderei zu einem ungeheuren Frevel, zu einem Vergehen gegen die Moral an; sie drohte mit Gericht und Polizei. Aber lag es an ihrem fragwürdigen Deutsch oder an den von Schlaf und Bestürzung übermäßig gerötheten Zügen und den rollenden Augen, — ihr Zögling biß sich krampfhaft auf die Lippen, der junge Goethe, weniger vorsichtig, lachte ihr helllaut in's Gesicht, wodurch sich ihr Grimm selbstverständlich nicht verringerte. Nach einem Blick auf das junge Mädchen, der einen ganzen Band lyrischer Gedichte ersetzte, drehte er sich um und ging. Die Nachblickenden sahen ihn im Hause des Kaufmanns auf dem Markte verschwinden. Es war ihre letzte persönliche Begegnung, denn Fräulein Antoinette bewachte ihren Schützling wie ein geschwänzter Schatzhüter der Sage. Nur ein glühendes Gedicht von ansehnlicher Ausdehnung, Engelbert Holstein unterzeichnet, gelangte durch einen Liebesboten, dessen Hauptkennzeichen Wasserscheu, durchstoßene Ellbogen und vorwitzig in die Sonne hinausguckende Zehen waren, in die Hände meiner Freundin. Sie verwahrte es sorgfältig, Fräulein Antoinette hat nie etwas davon erfahren. Kaum eine Woche später verließen sie das Weltbad. — Sie können sich vorstellen, wie überrascht und stolz meine Freundin war, als ihr jugendlicher Bewunderer sich plötzlich als Mann von Bedeutung entpuppte, von dem alle Welt spricht, dem man eine glänzende Zukunft vorhersagt."

Das Gesicht des jungen Mannes trug einen sonderbaren Ausdruck.

„Wollen Sie mir erlauben Ihrer rührenden Historie einen ganz unerwarteten Schluß anzufügen?" fragte er lachend, „Ueberraschungen sollen zwar den Werth eines literarischen Kunstwerkes nicht erhöhen, aber — arme Leute kochen mit Wasser."

Else Friedjung blickte ihn verwundert an.

„Fräulein Antoinette klagte die erlittene Insulte der Badeverwaltung, den städtischen Behörden, dem Schulmonarchen und der Himmel weiß wem noch. Sie hatte den Frevler im Kaufmannshaus verschwinden gesehen. Hier hebt das tragische Verhängniß an, das Fatum, das dem griechischen Trauerspiel zu so hoher Wirkung verhalf und vom modernen Fürwitz sammt den Göttern aus der Flugmaschine in die dramatische Rumpelkammer verwiesen wird: das Kaufmannshaus beherbergte ständig nur einen Gymnasiasten mit je nach den Verhältnissen scharlachfarbener oder schwarzbezogener Mütze. Freund Engelbert stellte sich nur strichweise ein; an jenem denkwürdigen Nachmittage kam er, um mir etwas Immenses von seiner Leidenschaft, von Drachen und lieblichen Waldfräulein zu berichten. Ich lauschte mit offenem Munde, nicht ahnend, was die Götter über mein schuldloses Haupt verhängt: Ein gewaltiger Aufruhr erhob sich. Ich hatte nicht nur den untadelhaften Ruf unseres Gymnasiums durch eine sittenlose Ausschreitung befleckt, ich schädigte auch den aufstrebenden Curort wie der Mehlthau die grünen Bäume. »Wenn junge Galgenvögel die Curgäste im Walde straflos überfallen dürfen — denn bis zum Ueberfall war man Dank Fräulein Antoinettens Beleuchtung des Ereignisses gediehen, — dann werden sie der Heilquelle den Rücken kehren, und Westerode bleibt bis an's Ende aller Dinge eine Stadt mit etlichen Einwohnern und einem Gymnasium«. Als die Wogen sich legten, fand ich mich auf den Strand geworfen: Unter einem beträchtlichen Aufwand von Jüngsten-Gerichtposaunen war ich aus dem Gymnasium gestoßen worden, damit nahm meine etwaige gelehrte Laufbahn ein vorzeitiges Ende. Wenn Sie ahnten, mein Fräulein, was für ein großer Mann in der Knospe geknickt ward! Meine Mutter behauptete es, und sie mußte es wissen, denn Niemand kannte mich genauer als sie. Ich erzeugte in meiner Dachkammer Schwefelwasserstoff und ähnliche Parfüms in einem Alter, wo andere Knaben einander die Stirnen voll Beulen schlagen. Wehe Liebig! prophezeite meine Mutter. Ich verwendete den Spiritus aus ihrem Schnellsieder und ihre Einmachgläser für alle Arten von Reptilien, fing Schmetterlinge, lief in der ärgsten Sonnenhitze mit einer grünen Blechbüchse herum, um Pflanzen mit Wurzeln und Erdreich auszureißen; nur Uebelwollende konnten leugnen, daß in mir die Keime zum Naturforscher lagen. Ich sammelte rostige Messer, grünspanbezogene Kupfermünzen, auf meiner Dachkammer fand eine zerschlagene Ofenfigur, der unvermeidliche Knabe mit dem Muschelkorbe, einen geehrten Platz, der künftige Archäologe war fertig. Und als ich in wilder Knabenzeit die Ruchlosigkeit beging, einer Katze den Schwanz abzuschneiden, erklärte meine Mutter, dies sei die liebste Beschäftigung aller großen Chirurgen in ihrer Kindheit gewesen. Und nun sollte ich, ein so vielerlei versprechender Jüngling, lange Zahlenreihen addiren und meines Vaters Kunden Schnupftabak und Rosinen verkaufen. Es war herzbrechend."

Das wohlwollend-überlegene Lächeln, mit dem Else gleich allen jungen Damen seiner Bekanntschaft ihm gegenübergesessen, war schon seit einer Weile von ihren Lippen gewichen. Sie blickte ihn an, als hätte ein geschickter Taschenspieler die dunkle, unscheinbare Gestalt verschwinden lassen und an ihrer Statt einen anderen Rudolf Müller in bengalischer Beleuchtung, mit ganz ungeahnten Tugenden und Vorzügen ausgerüstet, auf die Handbreit Raum zwischen Palmen und Azaleen hingestellt.

„Und wo blieb Ihr Freund?" fragte sie mit zusammengezogenen Brauen, eine rothe Zornwelle im reizenden Gesicht. „Wie konnte er Sie, den Unschuldigen, die Last tragen lassen! Es ist abscheulich! Ich hatte eine hohe Meinung von ihm, aber jetzt verachte ich ihn. Sobald ich nach Hause komme, verbrenne ich sein Gedicht!"

Rudolf blickte sie betreten an. Auf diese Wendung war er nicht gefaßt gewesen. Daß man an einen bedeutenden Menschen denselben Maßstab legen könnte, wie an gewöhnliche Muttersöhne, war ihm nicht eingefallen. „Judas Ischarioth!" flüsterte er sich zu. „Verurtheilen Sie ihn nicht!" bat er und setzte sich in seiner Rathlosigkeit zu ihr auf das Bänkchen, das wirklich nur für zwei schlanke Menschen Raum bot. „Seine Laufbahn stand auf dem Spiel, und bei ihm handelte es sich um mehr, als bei solch einem Dutzendmenschen wie ich bin. An seinen Schöpfungen werden sich noch Tausende erfreuen, wenn von mir längst keine Spur mehr vorhanden sein wird."

Digitized by Google

„Ich glaube nicht mehr an seine Zukunft," versetzte Else mit der Energie einer bekehrten Heidin, die soeben ihren Thongötzen in Stücke zerschlagen hat, „ein charakterloser, schwacher Mann wird nie ein großer Mann. Auch ist mir unverständlich, wie die Ungnade einer kleinen Stadt und selbst die Ausschließung aus ihrer Schule seine Laufbahn zu zerstören vermocht hätte."

„Wenn Sie sein Gemüth, das jede Widerwärtigkeit niederdrückt und seine Verhältnisse kennten, dann würden Sie begreifen, daß es sich wirklich um seine Zukunft handelte," erwiderte Rudolf, Angstschweiß auf der Stirn. „Weitläufige Verwandte hatten murrend und widerwillig die Schnüre ihres Beutels geöffnet, um ihn studiren zu lassen. Der Skandal, der seine Ausschließung begleitet hätte, wäre ihnen ein willkommener Anlaß gewesen, ihm ihre Unterstützung zu entziehen. Mit dieser schlossen sich vor ihm die Thore der Universität, die Grundlagen wissenschaftlicher Schulung, ohne welche sein Schaffen dilettantisch bleiben mußte."

Aber Else, statt sich zu der Höhe seiner Auffassung aufzuschwingen, hielt eigensinnig an ihrer Meinung fest.

„Selbstsüchtig Ihre Zukunftspläne zu zerstören, o, es war feige, es war schlecht!"

„Mein theueres Fräulein," rief der junge Mann und rückte so nahe an sie heran, daß die Blattpflanzen, die sich als spanische Wand zwischen ihnen und dem Nebenzimmer erhoben, als Segen der Vorsehung erschienen. „Sie fassen die Geschichte viel zu tragisch auf. Das Unglück für Menschheit, Vaterland und mich selber ist wahrlich zu ertragen, wenn statt eines mäßig begabten Doctors ein an Erfolgen nicht ganz armer Kaufmann in der Welt herumläuft."

„Davon spreche ich nicht. Glauben Sie etwa, daß ich Ihren Beruf gering schätze?" vertheidigte sich Else eifrig, „mein Papa war auch Kaufmann und lehrte mich seinen Stand hochhalten. Vielleicht schlug Antoinettens Bosheit — ich werde ihr nächstens meine Meinung sagen! — Ihnen sogar zum Glück aus; aber das entschuldigt Ihren Freund nicht. Sie müssen in Ihrem heimathlichen Neste — verzeihen Sie, im Weltbad Westerode — wie der verlorene Sohn angesehen worden sein."

„Was schadete mir das? Ich hörte Predigten von unerlaubter Länge, sah wolkenverhängte Gesichter, bekam etliche Wochen Zimmerarrest; es hat mir, wie Sie sehen, den Humor nicht verdorben."

„Es war im Sommer und der Wald so nahe," sagte Else bedauernd.

„Vergessen Sie nicht, daß auf meine Dachstube erhabene Gefühle zu Besuch kamen: Ich schützte meinen Freund, siehe die Bürgschaft; ich erlitt unverschuldetes Uebel, siehe die christlichen Märtyrer; ich fiel als Opfer für das Gedeihen meiner Vaterstadt, ein — allerdings etwas passiver — Curtius. — Ihr Antheil ist mir unendlich werthvoll, werthvoller als Sie denken, doch nein, Sie wissen ohne Zweifel, daß Sie mir die Verkörperung alles Schönen, Liebenswürdigen, Begehrenswerthen sind — allen Mädchen sagt es ihr Seherblick, wenn sie sich ein Männerherz unterjochten —, aber so glücklich mich Ihre Theilnahme auch macht, meine kleinen Leiden von damals verdienen sie nicht." Er stockte; mit leiser Stimme hub er wieder an. „Der Gedanke, daß ich das Herrlichste, was mir das Leben gewähren könnte, Ihre Freundschaft, dem Ausnützen einer von mir selbst geschaffenen Gelegenheit, einer Indiscretion verdanken sollte, wäre mir unerträglich."

Sie sah ihn mit seltsam schimmernden Augen an.

„Es ist zwar gegen alle Lehren Antoinettens, aber zuweilen überfällt mich ein förmlich krankhafter Drang, die Wahrheit herauszusagen und so mögen Sie denn nur wissen" — sie erhob sich schnell, der Walzer war längst zu Ende, ihre Tänzer traten suchend in die Thüre des Spielzimmers. Zurückgewendet sprach sie hastig, über und über erglühend, „mir ist es nicht viel anders gegangen als dem glücklichen Sohne des Riß, ich bin ausgezogen, um Kunde von einem bedeutenden Mann zu hören, und fand einen echten Mann. Ich bin ein Sonntagskind, wissen Sie das?"

Damit war sie entschlüpft; er blickte ihr nach und machte das närrisch beseligte Gesicht, das jeder Sterbliche nur einmal im Leben zieht.

Das Zwiegespräch unter Palmen hatte selbst für ein Tête-à-tête mit dem Freunde eines bedeutenden Mannes zu lange gedauert, um nicht Anlaß zu verschiedenartigen Randbemerkungen über den Fächer hinüber zu geben. Aber die Gesellschaft gewöhnte sich durch zahlreiche Wiederholungen daran, Herrn Rudolf Müller mit Fräulein Else Friedjung in allerhand Ecken und Winkeln der Ballsäle erschöpfende, tiefe und für Fernstehende nicht allzu interessante Gespräche führen zu sehen. Man wollte bemerken, daß er dem abnehmenden Monde glich, wenn sie nicht da war und daß sich eine Wolke der Verstimmung auf ihre Stirn lagerte, wenn er fehlte. Zuletzt verschwanden sie wochenlang spurlos aus ihrem Bekanntenkreise, und als die Lösung in Gestalt weißer Kärtchen erschien, bildete sie nicht einmal das bekannte Neuntagswunder. — Rudolf verdankt seine Braut eigentlich doch nur seinem bedeutenden Freunde. Als dieser dem schönen Mädchen vorgestellt wurde, erkannte er in ihr seine „unvergeßliche" Jugendliebe, über deren Verlust ihn alle später besungenen Vertreterinnen edler Weiblichkeit nur scheinbar getröstet hatten. Sie war das Weib seiner Träume, das Rudolf ihm geraubt. Selbstverständlich kann ihm Niemand die Ueberzeugung nehmen, daß er eine Schlange an seinem Busen gehegt habe, schnöde mißbraucht und verrathen worden sei. Rudolf Müller mag nur zusehen, wie er mit der Nachwelt, die Engelberts Tagebücher lesen wird, zurecht kommt! Ich gebe seine Sache verloren!

Aus der Hauptstadt.

Neue Operetten.

„Farinelli", Operette von Hermann Zumpe, Text von W. Wulff und Caßmann. — „Waldmeisters Brautfahrt", romantisch-komische Oper von Adolf Neuendorff, Text nach Roquette's Dichtung von Heinrich Italiener.

„Ein politisch Lied, ein leidig Lied!" sagt Brander in Auerbach's Keller. Wir kennen ein noch leidigeres Lied, das von der Operette — es schließt immer mit demselben Kehrreim: „'s ist zu Ende damit". Die Componisten fühlen das wohl, und suchen andere Wege zum Ziele, d. h. zur Gunst des Publikums, sie trachten in die höhere Region der komischen Oper zu gelangen und von dort bessere Wirkung (und Einnahmen) zu erzielen. Aber die alten Gewohnheiten, die ungeschickten Texte, auch die Unsicherheit im Geschmacke des Publikums behindern jeden Aufschwung. So versuchen sie denn einerseits den höheren Ansprüchen der Kritik zu genügen, andererseits die Gelüste des Publikums zu befriedigen, schwanken bald auf dem rechten, bald auf dem linken Beine, und kommen nie auf feste Füße zu stehen; „'s ist zu Ende!"

Die letzten Wochen haben diesem Kehrreim zweimal neuen Stoff gegeben; „Farinelli", Operette von Herrn Hermann Zumpe, ward im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater aufgeführt, „Waldmeisters Brautfahrt", von Adolf Neuendorff, im Walhallatheater, das Herr Director Scherenberg bis zum nächsten Jahre, wo es unter Barnay zum Volkstheater im höheren Sinne des Wortes umgewandelt wird, der komischen Musikmuse weihen will.

„Farinelli" ist dem Scribe-Auber'schen „la part du diable" (in Berlin als „Carlo Broschi" gegeben) nachgebildet. Das französische Werkchen gehört sowohl im Text wie in der Musik zu den geistreichsten und anmuthigsten, und die deutsche Nachbildung mußte die Gefahr einer Vergleichung mit sich bringen, den das deutsche Textbuch nicht bestehen kann. Dieses läßt den historisch sattsam bekannten und in „la part du diable" als Frauenrolle dargestellten Farinelli als Tenoristen erscheinen, der seinem Theaterdirector durchgegangen ist, zugleich eine junge, vornehme Dame aus dem Kloster entführt hat; diese sehr unklösterlich sich bewegende Dame ist des mächtigen und intriganten Ministers Don Ingo Nichte, der sie plötzlich auf der Straße findet, nach dem Palaste als Hofdame der Königin bringt, während Farinelli sich in der Stadt herumtreibt, und endlich durch einen glücklichen Zufall ebenfalls an den Hof kommt und daselbst angestellt wird. In dieses sehr lockere Handlungsgewebe sind noch Episoden des Theaterdirectors eingestückt, der mit seinem Diener den Tenoristen sucht, alle Minuten an dem unter strenger Etiquette stehenden Hofe erscheint, als gehörte er zu den ersten Kammerherren, und daselbst Scandal macht. (Wie meisterhaft sind im Scribe'schen Buche alle Ver- und Entwickelungen eingeleitet!)

Die Musik des Herrn Zumpe gibt Zeugniß von achtungswerthem Talente und von besonderem Geschicke für derb-komische Scenen; das erste Duett des Theaterdirectors mit dem Diener, das Duett der Oberhofmeisterin mit der neuen Hofdame, die sie in den Etiquettegebräuchen unterrichten soll, sind beide recht glücklich erfunden und wirksam. Auch manche Melodie bringt Angenehmes, Wohlklingendes. Der Componist besitzt außerdem Formgeschicklichkeit, die Stimmführung in den Finalen,

Digitized by Google

in der Orchestration lassen gute Studien und Talent erkennen. Wenn Herr Zumpe einmal ein gutes einheitliches Textbuch findet und seine Kräfte zusammenfaßt, dann wird er gewiß Gutes und auch ganz Erfolgreiches zu Stande bringen. Die Darstellung im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater war eine sehr gute.

Ueber die „romantisch-komische Oper" des Herrn Neuendorff „Waldmeisters Brautfahrt" kann ich nur ein wenig günstiges Urtheil fällen, und zu meinem Leidwesen. Der Componist ist in Amerika ansässig, vertritt daselbst deutsche Musikinteressen und durfte daher auf gastfreundliche Aufnahme rechnen. Aber wie soll man diese ausüben, wenn jeder Anhaltspunkt fehlt, und man nur lügen, nicht loben könnte? Ueber die Wahl eines Stoffes, der von vornherein jede bühnenmäßig operetistische Behandlung ausschließt, und nur für ein phantastisches Melodrama oder für ein Ballet sich eignet, wollen wir mit dem Componisten nicht rechten. Er hat im guten Glauben gehandelt, daß ein in Deutschland allbeliebtes, allbekanntes Gedicht, als komische Oper auf die Bühne gebracht, den Antheil des Publikums erwecken würde, und wahrlich, wir wären die letzten, diesen schönen Irrthum zu tadeln, hätten vielmehr selbst gegenüber der ungeschicktesten textlichen Behandlung immer die löbliche Gesinnung, das ernste Streben gewürdigt und mit warmen Worten vertheidigt. Aber jeder guten Absicht war der Weg verlegt durch des Componisten vollständige Nichtbeachtung der allerbestimmtesten unverrückbaren Grenzen. In einer „romantisch-komischen Oper" dürfen Couplets überhaupt nicht angebracht werden; wenn aber nun gar solche erscheinen, wie die des Professors mit dem Kehrreim von der „netten Pflanze", der „Brennessel" mit den sonderbarsten Anspielungen, und nun gar die vom Dichter und Componisten selbst als „Jahrmarktslied" bezeichneten, ganz läppischen, denen nur in der niederen Posse ein Plätzchen einzuräumen wäre, so muß auch der wohlwollende Berichter die Verantwortlichkeit, derartiges zu verschweigen, scheuen, und seine Mißbilligung kundgeben. Und wir können leider dieser Mißbilligung kein aufhebendes Gleichgewicht oder eine Verminderung bieten durch ein verdientes Lob anderer Theile der romantisch-komischen Oper. Vergeblich suchen wir in der Erinnerung nach einer Nummer, die jene entschiedene Begabung kundgäbe, welche nur einer Befreiung von Schlacken zu unterziehen wäre, um dann als Edelmetall hervorzutreten. Die Notizen, welche wir während des Hörens neben den Text schrieben, enthalten nur Ausdrücke des Zweifels bis zum Ende des zweiten Actes — von da ab enden sie ganz, d. h. wir verzichteten auf weitere Betrachtungen.

Wir haben nunmehr noch der Darstellung einige Worte zu widmen. Unter den Damen zeichnete sich Frl. Selma Schoder als Prinz Waldmeister aus durch guten Gesang und sehr anständiges Spiel, während Frl. Bertha Feldau durch das Gegentheil glänzte, und nur sehr hübsche äußere Erscheinung und sehr zwangloses Wesen zeigte. Frl. Tscherpa war uns schon aus der früheren Walhalla-Zeit als treffliche Komikerin bekannt. Herr Alexander Rotter ist ein sehr guter Komiker, Herr Dietrich, der Tenorist, ein verwendbarer Sänger. Alle Träger kleiner Rollen waren in lobenswerther Weise bemüht, den Waldmeister über Wasser zu halten. Die Ausstattung ist als eine wahrhaft glänzende, sehenswerthe zu bezeichnen. Aber was hilft das Alles gegen den Kehrreim des leidigen Liedes von der Operette?

Heinrich Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

„Würgengel Concurrenz". Volksschauspiel in vier Acten von Reinhold Schlingmann. — „Seine Frau von damals". Schwank in drei Acten von P. Bilhaud und A. Barré.

Daß wir während des ganzen Sommers die Berichterstattung über dramatische Neuerscheinungen ganz aussetzen durften, ist ein Zeichen von der wohligen Ruhe, die in den letzten Monaten über den Theatern Berlins lagerte. Kein übereifriger Theaterdirector, kein ungeduldiger Dichter drängte mit voreiliger Hast der ruhebedürftigen Menge Neues oder gar Aufsehenerregendes auf, man wartete diesmal gleichmüthig und ohne Ueberstürzung den September ab, um wie auf ein gegebenes Zeichen mit einem Schlage das Leben an jenen Stätten erwachen zu lassen, die „der Kunst oder was sich sonst so nennt" geweiht sind. Die theatralischen Winterstürme beginnen nun wieder über unsere Stadt dahin zu brausen. Hätten sie nicht noch eine kleine Weile ruhen können? Wie schön war doch die Zeit, da höchstens bei Kroll und draußen in der Chausseestraße ein wenig gesungen und höchstens im Belle-Alliance-Theater eine verrückte Posse und im Ostendtheater ein wehmüthig ergreifendes Volksschauspiel agirt wurde! Da wußte man doch genau, wo man nicht hin zu gehen hatte, während jetzt der trügerische Schein so manchmal uns wieder verlocken wird, dort Kunstgenüsse zu suchen, wo man sie heutzutage leider so selten findet.

Diese Schlußcadenz klingt ein wenig verstimmt; aber hat man in der That ein Recht, mit großen Hoffnungen in die neue Spielzeit der Theater hineinzugehen? Der verflossene Winter hat uns dieses Recht wahrhaftig nicht verliehen, und wenn jetzt auch manche Neugruppirungen innerhalb des Künstlervölkchens stattgefunden haben, wenn auch von vielen frischen Bestrebungen die Rede ist, welche in den Directionen sich regen sollen, wo ist nur ein einziges Anzeichen, daß auch in der dramatischen Production ein frischerer Luftzug weht, ein neues Leben sich regt? Die beiden ersten Schauspielbühnen Berlins, das Königliche Schauspielhaus und das Deutsche Theater, haben ihre neue Spielzeit mit Aufführungen classischer Stücke begonnen: das Schauspielhaus brachte eine frische und bewegte Darstellung der „Minna von Barnhelm", eine Darstellung, welche wenigstens auf die Absicht, die althergebrachte schauspielerische Langeweile abzulegen, schließen läßt, und das Deutsche Theater wurde eröffnet mit der besonders in Aeußerlichkeiten überkünstelten und manirirten Neueinstudirung des ersten Theils von „Faust". Beide Bühnen haben ein nur halbweg fesselndes Verzeichniß von dramatischen Neuheiten für den kommenden Winter überhaupt nicht vorzulegen. Und wie begannen die übrigen Theater Berlins ihren Winter? Es ist traurig, es aufzählen zu müssen: neben einer unbedeutenden Operette im „Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater" im „Walhalla-Theater" eine scenische Verballhornisirung von „Waldmeisters Brautfahrt", neben einem sogenannten „Volksschauspiele" im „Ostendtheater" bei Wallner eine zotige französische Posse. Das ist das Programm der ersten theatralischen Woche dieses Winters. Ist es in der That nicht vielversprechend?

Wir haben uns hier lediglich mit den beiden letztgenannten Neuheiten, dem Volksschauspiele und dem französischen Schwanke zu beschäftigen, und ich bedaure, von vornherein sagen zu müssen, daß für mich, den Kritiker, diese Beschäftigung keine sonderlich angenehme ist. Denn man beginnt doch nicht gern einen neuen Theil seiner Thätigkeit mit einem Verdammungsurtheile.

Das Volksschauspiel mit dem seltsamen Titel: „Würgengel Concurrenz" — welcher übrigens nach seiner ersten Schreibweise in den Tagesblättern („Würgengel-Concurrenz") sogar auf einen Wettkampf zwischen mythologischen Geschöpfen schließen ließ — lehnt sich in seinem Inhalte an Dickens' „Hard times" an, ohne aber auch nur einigermaßen der socialen Bedeutung dieses Romans gerecht zu werden. Der Würgengel, der da heißt Concurrenz, bildet ja an und für sich einen trefflichen plastischen Hintergrund für den scenischen Aufbau eines Volksschauspieles, aber es dürfen sich nur nicht die Figuren, welche vor diesem höchst realen Hintergrunde ihr Spiel treiben, so äußerst unnatürlich und idealistisch von demselben abheben, wie es in dem vorliegenden Drama der Fall ist, wenn sie in einiger Harmonie wirksam bleiben wollen. Man sehe diese beiden Schiffsbauer und Werftenbesitzer an, die Schlingmann in Concurrenz treten läßt: der eine ist ein Teufel in Menschengestalt, der vor keinem Mittel, sei es noch so ungerecht, zurückscheut, um Sieger in dem Wettkampfe zu bleiben; der andere ist der Tugendbold in erhöhtester Potenz, die Arglosigkeit und der Edelmuth selbst, ein Engelsbild. Wie ist zwischen zwei solchen Gegensätzen überhaupt ein Wettkampf möglich? Und ist es nicht natürlich, daß der engelhafte Concurrent schließlich in der rein geschäftlichen Concurrenz unterliegt? Ist es auf der anderen Seite aber nicht höchst unnatürlich, daß ein theatralischer Zufall ihn aus der Geldklemme, in der er gerathen ist, retten muß?

Die dramatische Schwäche des Stückes ist, wie hieraus leicht zu schließen, in dem Umstande zu finden, daß der Dichter nicht Personen hinstellt, wie sie in der Wirklichkeit leben und handeln, sondern personificirte Principien, deren schließliche Resultate er uns verkündet. Das böse Princip ist dasjenige, welches die Arbeiter nicht als Menschen auffaßt, sondern lediglich als gewinnbringende Maschinen, das gute dasjenige, welches nicht nur Gewinn aus ihnen ziehen, sondern auch für ihr Wohlergehen sorgen will. Daß das letztere siegen muß, ist die Tendenz des Stückes. Um dieselbe besonders kräftig hervorzuheben, ist die Personification des bösen Princips mit allen möglichen Eigenschaften ausgestattet, die eigentlich gar nicht zur Sache gehören, das gute aber künstlich zum Himmel erhoben. Entspricht das dem Leben? Warum sollen nur Gute gegen Schlimme in Concurrenz treten, warum nur ein Scheusal über einen Engel geschäftlichen Vortheil davontragen können?

Und diese Unnatürlichkeit der Grundanlage, die auch im Romane herrscht, dort aber weniger hervortritt, erzeugt nun auf Schritt und Tritt Unnatürlichkeiten und Härten in der Einzelausführung. Es will eben die Handlungs- und Redeweise eines gewöhnlichen Menschen, wie sie der Dichter doch bei den Einzelheiten anbringen muß, gar nicht auf den Leib der mythologischen und tendenziösen Gestalten passen, die da vor uns herumschweben. Alles Menschliche ist für diese Schemen zu klein und zu eng. Sie müßten wenigstens ungeheure Leidenschaften entwickeln, wenn der Kampf in der ganzen beabsichtigten Ungeheuerlichkeit zum Austrag kommen sollte.

Was soll ich schließlich darüber sagen, daß in dem Hause des hart- und engherzigen Bösewichts, dessen verfehlte Anschauung vom Leben sich in seinem schurkischen Sohne besonders deutlich ausdrückt, eine Mädchenblume von besonderer Reinheit und Schöne aufgeblüht ist, die am Ende dem tugendhaften Concurrenten durch ihre Liebe zum Siege verhilft? Ist hier nicht die Tendenz, daß das böse Princip Alles um sich her zermalmt und vernichtet, wieder auf einmal durchbrochen? Die Art, wie jenes Mädchen ihren Geliebten zu helfen sucht, ist mir übrigens unklar geblieben: die Börsenmanipulationen, die sie veranlaßt, sind allzu verwickelt. Daß im Stücke neben diesen Hauptfiguren noch ein völlig überflüssiges Liebespaar mitspielt, wollen wir trotz der ernsten Tendenz des Ganzen, welche Nebenhandlungen eigentlich ausschließt und rasch zur Entwickelung drängt, nicht gerade tadeln. Nur müßte dieses Mitspielen besser vermittelt sein. Wäre es aber überhaupt nicht zweckmäßiger gewesen, daß das arbeitende Volk über dessen Wohl und Wehe so viel gesprochen und gedacht wird in diesem Stücke, in einigen seiner Vertreter mehr in den Vordergrund gerückt worden wären? Dann hätte jenes Liebespärchen als Füllsel gut verschwinden können. Die einzige kräftige Stelle des Stückes ist schon jetzt die Scene des letzten Actes, in welcher die Arbeiter des guten Fabrikherrn für denselben eintreten, als er in der Concurrenz unterlegen ist. Das ist geeignetes Material für ein Volksstück von solcher Tendenz, wie das vorliegende. Hier müssen die Hebel der dramatischen Kunst an-

Digitized by Google

gesetzt werden, um große Wirkungen mit geringem Aufwand von Hülfsmitteln hervorzubringen. Was sollen aber die aus unseren conventionellen Lustspielen herbeigeholten Liebes- und Scherzscenen, die das Ganze wohl etwas bunt machen, aber nicht beleben, geschweige denn kräftigen? Und selbst wenn ein so großes Maß von Geist und Grazie verschwendet wird, um solche Scenen auszuschmücken, wie es Schlingmann zu Gebote steht, sind dieselben vom Uebel.

Es ist betrübend, daß gewöhnlich diese ernsteren Arbeiten, wie eine solche dieses Volksstück ist, neben der guten Absicht nicht auch die gute Mache aufweisen. Entwickelten dieselben in ihrem Aufbau nur einen Theil von der Leichtigkeit und Ungezwungenheit, welche die Scenenführung mancher Possen auszeichnen, so würden wir uns über ein Darniederliegen dieser Gattung der dramatischen Production nicht so sehr zu beklagen haben. Aber ihre Schwerfälligkeit und Unnatürlichkeit ziehen alle Aeußerungen eines besseren Strebens zugleich mit sich herab.

Der Schwank, mit welchem das Wallnertheater diesmal seine Spielzeit eröffnete, ist ein Beispiel jener Leichtigkeit und Folgerichtigkeit in der Scenenführung, obgleich er seinem Inhalte nach, sagen wir es offen, ziemlich gemein ist. Eine drollige Idee liegt allerdings dem Ganzen zu Grunde: Ein junger Bräutigam, der von seinem künftigen Schwiegervater vor Jahren in einem Badeorte in Gesellschaft einer Dame getroffen wurde, hat bei seiner späteren Verlobung die Nothlüge erfunden, daß jene Dame seine Frau gewesen, aber inzwischen verstorben sei. Zur Hochzeit kommt nun dieselbe als Gattin eines tölpelhaften Vetters plötzlich in das Haus geschneit, die Verwirrung ist groß und äußert sich oft komisch genug, sie endet aber schließlich — und darin liegt die Gemeinheit — damit, daß dem unglücklich verheiratheten Vetter irgend ein Märchen von einer sehr ähnlichen Schwester aufgebunden wird. Er zieht fröhlich und wohlgemuth mit seiner Frau, deren Vergangenheit doch eine solche Lösung unmöglich machen sollte, wieder ab. Warum ist diese „Frau von damals" nicht wenigstens unverheirathet geblieben, sie konnte ja auch Verwirrung und Mißstimmung genug anrichten, wenn sie als das, was sie früher war, in's Hochzeitshaus gekommen wäre. Ihre widerrechtlich erworbene Stellung als Frau eines achtbaren Mannes und ihre Revindication durch eine dreiste Lüge stört den Gang und besonders den Schluß der Posse auf das Unangenehmste. Dabei sind die derbsten Zweideutigkeiten in den Dialog dieses Stückes eingestreut, das sich, wie gesagt, im Uebrigen durch eine flotte Mache auszeichnet. Gehört z. B. eine Scene, in welcher ein beabsichtigter Kuß des jungen Ehepaares durch höchst verdächtige Fagotttöne aus dem Nebenzimmer immer wieder unterbrochen wird, nicht eher in das Théâtre Americain als auf die Wallnerbühne?

Die Direction dieser letzteren hat für den Winter ein sehr reichhaltiges Neuheitenverzeichniß ausgegeben, auf welchem zum Glück nur noch eine derartige französische Posse genannt ist. Hoffen wir, daß die deutschen Autoren bei aller Geschicklichkeit, die wir an den französischen bewundern müssen, doch etwas mehr die Schicklichkeit berücksichtigt haben, welche ja eine echte und tolle Heiterkeit noch lange nicht auszuschließen braucht. Der Mitgliederbestand des Wallnertheaters, zu dem Herr Alexander wieder neu, und die bewährten alten Kräfte noch andauernd gehören, bürgt ihnen für eine treffliche und flotte Darstellung ihrer Erzeugnisse.

O. B.

Die akademische Kunstausstellung.

Wenn es sich einmal darum handeln sollte, die Zahl der zur Ausstellung kommenden Bilder zu beschränken, so würde bei etwaigen Zurückweisungen vor Allem die Bildnißmalerei in Frage kommen. Eine akademische Ausstellung ist weder ein Musterlager, das zu neuen Bestellungen anregen soll, noch ein Eitelkeitsmarkt, der in der saison morte den Salon und Ballraum vertritt und dem Gesellschaftsreporter Gelegenheit zu Toiletteberichten bietet. Das ähnlichste Portrait ist noch lange kein Kunstwerk, selbst wenn es die bewundernswertheste Accessitmalerei zu Hülfe nimmt. Wir schließen daher grundsätzlich von unserer Besprechung alle Portraits aus, die es bei tüchtiger handwerksmäßiger Technik nicht über die schwer controllirbare Aehnlichkeit hinausbringen. Ist es dem Maler gelungen, den geistigen Gehalt einer öffentlichen Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen, oder aus der individuellen Form einen charakteristischen Typus herauszuschälen, dann hat er Anspruch auf die Würdigung seines Bildes als eines Kunstwerkes.

Eine ganz vortreffliche Leistung ist A. Holmberg's Prinzregent von Bayern, für das Münchener Rathhaus gemalt. In der kleidsamen spanischen Tracht der Hubertusritter, mit der Linken den Federhut haltend, steht Prinz Luitpold da, die verwitterten freundlichen Züge dem Beschauer voll zugewandt. Die alterthümliche Tracht ist hier durch den wirklichen Gebrauch gerechtfertigt und stimmt prächtig mit dem ganzen Habitus der dargestellten Persönlichkeit zusammen. Holmberg demonstrirt mit jedem neuen Bilde, was und wie man von den Niederländern lernen kann, ohne von der eigenen Individualität einzubüßen. Im Arrangement und in der Flächenbehandlung erinnert sein Prinz Luitpold an die besten Arbeiten des van der Helst. Die Vornehmheit der Erscheinung kommt in der vornehmen Einfachheit der Technik zum Ausdruck. Ein Gleiches läßt sich von P. Meyerheim's Daniel Chodowiecki nicht behaupten. Das Bild leidet, mit unerheblichen Details überhäuft, an einer unerträglichen, Augen ermüdenden Buntheit, die sich bis auf die Behandlung der Gesichtsfarbe erstreckt. Der Reflex der Kupferplatte, die der Künstler aufmerksam betrachtet, reicht nicht aus, um so fleckige Fleischtöne zu rechtfertigen. Unruhig in Formen und Farben, hinterläßt das Portrait einen geradezu unangenehmen Eindruck. Liegt der Fehler hier in der Technik, so zeigt er sich in dem Bildniß des Professor Zeller von Scheurenberg in dem mangelhaften Erfassen des Gesammtcharakters. Wer den gelehrten Kenner der griechischen Philosophie jemals auf dem Katheder oder in der Gesellschaft gesehen hat, der weiß, daß aus seinen durchgeistigten Zügen, wie aus seiner ganzen Haltung, vor Allem die unstörbare Ruhe des Denkers spricht. Dieses Charakteristikon fehlt in Scheurenberg's Auffassung gänzlich. Der Blick des Auges ist zu lebhaft divergirend, die Haltung nicht fest genug. Bei allen malerischen Vorzügen, bei einer unleugbaren Aehnlichkeit erschöpft das Bild nicht den geistigen Gehalt des Dargestellten. Nach dieser Richtung hin ist aus Graf Leopold von Kalckreuth's Portrait des Generallieutenants v. Grolmann zu lernen. Die Haltung des in den Stuhl zurückgelehnten Generals ist fast unschön-lässig, das ganze Arrangement ist das denkbar einfachste, aber wie stimmt Alles bis zu dem schmucklosen Rahmen herunter zusammen, um den Eindruck der absoluten Wahrheit zu hinterlassen! Hinter der scheinbaren Schlichtheit birgt sich ein gut Theil raffinirter Künstlerschaft. Man fragt sich unwillkürlich, wo man diesen interessanten, im Grunde genommen wenig soldatischen Kopf schon gesehen. Dem Maler muß irgend eine Aehnlichkeit mit einem General der Freiheitskriege vorgeschwebt haben, auf ihr fußend hat er dem Bilde den Charakter dieser Zeit aufgeprägt und sich selbst in der Technik an die Malerei der zwanziger und dreißiger Jahre angelehnt.

Daß die drei von Professor Gussow ausgestellten Portraits Muster einer vollendeten, alle Kunstmittel beherrschenden Technik sind, ist selbstverständlich. Die porzellanartige Glätte der Malweise ist allerdings nicht Jedermanns Sache, aber sie entspricht noch immer dem herrschenden Geschmack, dem Graf Harrach mit seinem Bildnisse des Cabinetssecretärs der Kaiserin in erhöhtem Maße entgegenkommt. Für uns liegen die Vorzüge dieses Bildes in einem wohlthuenden bräunlichen Gesammtton und in der kräftigen Modellirung der ein Notizbuch haltenden Hand. Das männliche Portrait von Felix Borchard ist ein erfreulicher Schößling, der aus dem Boden der englischen Abtheilung der Jubiläumsausstellung entsprossen zu sein scheint. Noch etwas mehr Lockerung des Hintergrundes und etwas weniger Schwarzmalerei, und wir brauchen die Concurrenz der Herren jenseits des Kanals nicht zu fürchten.

Dem Cultus der Frauenschönheit wird auf der diesjährigen Ausstellung auffallend wenig geopfert, und wir sind den Herren Künstlern aufrichtig dankbar dafür. War es doch seit Jahren zweifelhaft geworden, ob besagter Cultus der Natur oder dem Schneider galt. Unser Empfinden war selbst für die best gemalte Atlasrobe, wie für den schönsten Astrachanpelz total abgestumpft, und bedürfte entschieden, um seine Empfänglichkeit zu kräftigen, einer längeren Ruhe. Unter all den Schönheiten jüngerer Jahrgänge, die dieselbe nicht zu stören im Stande sind, möchten wir nur eine erwähnen. Robert Warthmüller bringt eine Dame in Weiß in Lebensgröße, die in einem Parke lustwandelt. Im vollen Lichte gemalt, von dem Grün der Ahornbäume sich abhebend, zeigt das Bild eine Treue in Auffassung und Wiedergabe, die sich, ohne daß man das Original kennt, überzeugend aufdrängt. Das glatt gescheitelte Haar, die nicht regelmäßigen, aber klugen Gesichtszüge, die ungekünstelte Art des Schreitens, das Alles ist gewissenhaft beobachtet und mit einfachen Mitteln dargestellt.

Das Alter schlägt dieses Mal die Jugend auf der ganzen Linie. Neben Hedwig Greve und Stauffer-Bern ist hier als Maler des weiblichen Greisenthums vor Allem Johannes Kleinschmidt zu nennen. Seine alte Frau im Lehnstuhl ist ungezwungen in der Haltung — besonders die Lage der rechten Hand auf der Lehne und die der linken im Schooß ist so „echt" als möglich —, das gefurchte Gesicht lächelt klug und überlegen aus dem Bilde heraus, und selbst das spärliche über dem Scheitel in einen Zopf zusammengedrehte Haar vermag das Gleichgewicht zwischen den Elementen des Schönen und Charakteristischen nicht zu stören.

Am meisten Grund, sich über die Art ihrer Darstellung zu beklagen, haben unsere Kleinen. Wir versagen uns ohne Bedauern das zweifelhafte Vergnügen, all die mißglückten Aermchen und Beinchen zu verzeichnen und überlassen es den Eltern, beim Anblick der Conterfeis ihrer Sprößlinge so still beglückt auszusehen, wie Vater und Mutter auf dem „süßen" Familienportrait von Knut Eckvall beim Betrachten des Originals.

Georg Malkowsky.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung. Erster Band: Dichtung der Republik. gr. 8°. VIII u. 348 Seiten. M. 7.—

Hermann Baumgart, Handbuch der Poetik. Eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst. gr. 8°. XII u. 735 S. M. 10.—

L. Arndts von Arnesberg, Juristische Encyklopädie und Methodologie. Achte Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. Erwin Grueber. 8°. 88 Seiten. M. 1.50.

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Hofrat Dr. Georg Schanz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Würzburg. Vierter Jahrgang. Erster Band. gr. 8°. IV u. 568 Seiten. M. 12.—

Martin Greif, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 159 Seiten. M. 2.50.

Martin Greif, Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Akten. 8°. VI u. 117 Seiten. M. 2.—

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien:

Geschichte unserer Zeit

von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges.

Von **Arnold Ruge.**

gr. 8. geh. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk aus dem Nachlasse **A. Ruge's**, des berühmten Uebersetzers von **Buckle's „Geschichte der Civilisation in England"** verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Stände in besonders hohem Grade. Sowohl die Eigenart der Darstellungsweise **Ruge's**, als auch die Originalität seiner Gedanken verleihen dem Buche einen hohen und bleibenden Werth.

Neu! **Ein Weib** Neu!

Roman

von

H. Heiberg's

Oktav. broch. Mark 6.—

elegant gebunden Mark 7.20.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler, Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Kulturgeschichte der Menschheit

in ihrem organischen Aufbau

von

Julius Lippert.

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis brosch. M. 20.—, elegant in Halbfranzband geb. M. 25.—

(Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.)

Julius Lippert's Kulturgeschichte, ausgezeichnet durch Originalität und Tiefe der Auffassung, wie durch schöne klare Sprache, hat sich in kurzer Zeit **den Ruf eines Werkes ersten Ranges** auf diesem Gebiete erworben. Vermöge seiner gemeinverständlichen Darstellung ist das Buch geeignet in den weitesten Kreisen der Gebildeten Verbreitung zu finden.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Epochemachendes Werk von General L. Wallace.

In Amerika ca. 200,000 Exemplare abgesetzt.

Soeben ist eine autorisirte Bearbeitung für das deutsche Publikum erschienen von:

Ben Hur.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi

von

Lewis Wallace.

2 Bände. Preis geheftet in illustrirtem Umschlag ℳ 5.—; fein geb. in 2 Bänden ℳ 7.—

Wie schon der Titel ersehen läßt, hat der berühmte amerikanische Verfasser die Hauptschilderungen der Kindheit und des Leidenslebens Jesu Christi mit dem Entwicklungsgange dieses Romans verwoben. — „Ben Hur" ist eines der bemerkenswertesten, poesiereichsten Bücher, die je geschrieben worden. Es ist so natürlich und warm wie das Leben selbst und so anziehend, wie die gewaltigsten, heroischsten Kapitel der Weltgeschichte. **Indianopolis Journal.**

Das so interessante Werk wird gewiß auch bei dem deutschen Publikum dasselbe Aufsehen erregen und gleich enthusiastische Aufnahme finden, wie s. Z. in Amerika.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten

von **Carl von Schlözer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Soeben erschienen:

DER KULTURKAMPF

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. **Ad. Wahrmund.** 8°. Mk. 1,—.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Ed. Bartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethes Faust.

Zweiter Teil.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

1887. 2 ℳ.

(I. Teil. 4. Auflage. 1882. 1 ℳ.)

Der als Goetheforscher berühmte Verfasser bietet hiermit das **Neueste, Vollständigste** und **Faßlichste** zum Verständnis der schwierigen Dichtung.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 17. September 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußlands Machtstellung in Asien. Von Major a. D. Victor Kurs. — Die äußere Entwickelung von Berlin. Eine politisch-ästhetische Betrachtung. Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Luxustheater und Volksbühne. Von Arnold Fokke. — Ein scholastisches Gespenst. — **Feuilleton:** Die Todesblume. Von E. v. Dincklage. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Inserate.

Rußlands Machtstellung in Asien.

Von Major a. D. Victor Kurs.

Die jüngsten Ereignisse in Afghanistan, sowie überhaupt der nicht zu leugnende Widerstreit der russischen und englischen Interessen und die neuerdings näher und näher rückende Möglichkeit, daß dieser Widerstreit nicht mehr, wie bislang noch, zwischen den Cabinetten, sondern durch die beiderseitigen Armeen und Flotten ausgefochten werde, lassen es von Interesse erscheinen, auf das seitherige Vordringen der einen der beiden Mächte auf demjenigen Continent, auf dem ihr Zusammenstoß erfolgen würde, einen Rückblick zu werfen. Dieser Continent ist Asien und jene vorgedrungene der beiden Mächte Rußland; der Machtzuwachs, den die letzten Jahrzehnte England in Asien gebracht haben, ist, wenn auch absolut sehr bedeutend, so doch relativ sehr gering.

Bekanntlich verlegen die Geographen die natürliche Grenze Südost-Europas, soweit sie südlich der Linie Orenburg (am Uralfluß) — Kamyschin (an der Wolga) fällt, um 400 Kilometer weiter westlich, als sie nach der politischen Eintheilung Rußlands liegt; auch betrachten sie den Kaukasus als europäisch-asiatisches Grenzgebirge. In der nachfolgenden Betrachtung ist indessen, wie herkömmlich, als europäisch-asiatische Grenze südlich des Uralgebirges die zwischen den Flüssen Ural und Wolga, und zwar näher dem ersteren, liegende politische Grenze angenommen, das gesammte kaukasische Gebiet hingegen, die Statthalterschaft Kaukasien, mit der Hauptstadt Tiflis, als zu Asien gehörig betrachtet werden.

Kaukasien, um mit diesem, Europa zunächst gelegenen Theil der russisch-asiatischen Territorien zu beginnen, galt lange für einen sehr unsicheren Besitz. Und das mit Recht, denn Verschiedenheit des Glaubens bei Eroberern und Eroberten, namentlich aber ein trotziger und kampfesmuthiger Unabhängigkeitssinn bei letzteren, führten zu gewaltigen Empörungen. Seitdem aber 1859 durch Woronzow und Fürst Barjatinskij die nördlichen Theile des östlichen Kaukasus (Tschetschna und Daghestan) und 1864 und 65 die südwestlichen am Schwarzen Meer gelegenen Bergländer völlig unterjocht sind, haben neue Aufstände von Bedeutung nicht stattgefunden; selbst während des letzten türkisch-russischen Krieges konnte die, doch der Hauptsache nach mohammedanische Bevölkerung nicht von den Türken mit dauerndem Erfolg insurgirt werden, es fochten sogar die allmählich zu guten Russen gewordenen kaukasischen Bergbewohner auf's Tapferste an der Seite der griechisch-katholischen Russen gegen die Türken. Weit entfernt, die russische Heermacht zu schwächen, wie dies früher, als die Kaukasusvölker durch starke Garnison- und Etappentruppen in Ordnung gehalten werden mußten, der Fall war, ist Kaukasien mit seiner tapferen und militärisch so brauchbaren Bevölkerung geradezu ein wesentliches Element der Stärke. Gegen Persien sowohl, wie gegen das türkische Armenien bildet es eine feste und äußerst werthvolle Ausfallposition, deren Bedeutung noch durch die etwa 860 Kilometer lange Bahn Poti-Tiflis-Baku, welche einen Truppen- und Materialtransport längs des Kaukasuskammes und ohne Ueberschreitung desselben ermöglicht, erhöht wird. In die Strecke Poti-Tiflis mündet eine unmittelbar am Schwarzen Meer entlang geführte Zweigbahn von Batum aus ein. Abgesehen von der commerciellen Bedeutung dieser Transversalbahn zwischen dem als vortrefflichen Handelshafen ausgebauten Batum und dem an Petroleum so überaus reichen Baku am Kaspischen Meer, und ebenso abgesehen von ihrer Bedeutung als innere Bahnlinie einer Ausfallposition, ist diese Bahn Poti resp. Batum-Tiflis-Baku von einer enormen Wichtigkeit als Theil der durchgehenden Transportlinie vom Innern des europäischen Rußlands (über das Schwarze und Kaspische Meer) nach Centralasien, eine Linie, die schon jetzt, wie wir sehen werden, bis über Merw hinaus als Eisenbahn — wenn auch nur als schmalspurige — ausgebaut ist. Batum ist resp. wird ein stark befestigter Kriegshafen, was nach dem Wortlaut des Art. 59 des Berliner Vertrages vom 13. Juli 1878 („Se. Majestät der Kaiser von Rußland erklärt, daß es Seine Absicht ist, Batum zu einem wesentlich für den Handel bestimmten Freihafen zu machen") auch nicht wohl zu verhindern ist, obgleich das, einen Tag nach der Annahme der Congreßeinladung Seitens Englands, zwischen diesem Staate und der Türkei zu Stande gekommene Defensivbündniß England verpflichtet haben würde, Batum (wie auch Ardahan und Kars) nicht einmal in russischem Besitz zu lassen, geschweige denn den Bau eines befestigten Kriegshafens daselbst zu erlauben.

Nördlich des Kaukasuskammes führt von Noworossiiskaja am Schwarzen nach Petrowsk am Kaspischen Meer eine — vermuthlich ebenfalls bald als Bahn ausgebaute — Heerstraße, in welche bei Wladikawkas die mit dem inneren russischen Bahnnetz in Verbindung stehende Bahn von dem am Asowschen Meer gelegenen Rostow her einmündet. Fast noch wichtiger als die Herstellung der Eisenbahn Noworossiisk-Petrowsk als einer zweiten Bahn für Transporte aus dem europäischen Rußland an's Kaspische Meer wäre aber die Herstellung einer Bahnquerverbindung in der Richtung Wladikawkas-Tiflis; denn die Ueberschreitung des Kaukasuskammes ist bis jetzt nur in einigen wenigen Senkungen desselben (Schetlig-, Pssegaschko-,

Digitized by Google

Santscharo-, Maruchpaß), sowie vor Allem über den Kasbek zwischen Wladikawkas und Tiflis ausführbar.

In der gelungenen Assimilirung der Bevölkerung des Kaukasus und in der Herstellung der ebenbesprochenen Communicationen ist aber nicht die einzige Stärkung zu erblicken, die Rußland an der Schwelle des asiatischen Erdtheiles erfahren hat. Außerordentlich wichtig ist vielmehr auch die im Berliner Vertrag sanctionirte Erwerbung von Ardahan, Kars und Batum, welche die oben als solche bezeichnete „Ausfallposition" gleichzeitig sicherer und bedrohlicher macht und außerdem einen Gebietszuwachs von etwa 30,000 Quadratkilometern bedeutet, so daß jetzt die Statthalterschaft Kaukasien einen Flächeninhalt von etwa 473,000 Quadratkilometern hat.

Was will aber freilich selbst diese Zahl sagen im Vergleich zu jenen enormen Größen, die in Rechnung zu stellen sind, wenn man die Gebietserweiterungen Rußlands im übrigen Asien ziffermäßig klarlegen will?

In den vierziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts noch war Rußlands asiatischer Besitz derart gestaltet, daß seine südliche Grenze im Wesentlichen vom 51. Grade n. Br. gebildet wurde; ein Theil von asiatisch Rußland reichte freilich schon damals südlicher hinab, aber ebensoviel nichtrussisches Gebiet lag auch noch nördlich jenes Grades. Gegenwärtig ist die — in vorgedachtem Sinne verstandene — Grenze der 46. Grad n. Br. Durchschnittlich ist also Rußland in Asien um 555 Kilometer nach Süden zu vorgerückt, der russische Besitz hat sich um rund 3,700,000 Quadratkilometer, d. h. um mehr als den fünften Theil seines bisherigen Umfanges oder um ein Zwölftel des Flächeninhaltes von Gesammtasien, vermehrt.

Die Ufer des Kaspischen Meeres waren früher zu einem Drittel russisch; jetzt sind sie es zu fünf Sechsteln, und an dem letzten Sechstel darf der betreffende Uferstaat — Persien — keinerlei Rechte eines solchen üben. Das Kaspische Meer ist ein russischer Binnensee, wie der östlich davon gelegene Aralsee es auch geworden ist. Der Amur, früher ein rein chinesischer Fluß, ist jetzt in seinem mittleren Lauf chinesisch-russischer Grenzfluß und in seinem unteren auf beiden Ufern von russischem Gebiet umgeben. Und die östlich dieses Gebietes gelegene, etwa 75,000 Quadratkilometer große Insel Sachalin ist ebenfalls — und zwar von Japan, dem dafür die nördlichen Kurileninseln überlassen wurden — an Rußland abgetreten.

Von Thal (im englischen Vorderindien, 125 Kilometer südwestlich Peschawar) bis zur nächsten russischen Grenze (südlich Baku) in westnordwestlicher Richtung betrug 1847 die Entfernung über 2000 Kilometer; jetzt liegen zwischen Thal und der nächsten russischen Grenze in der gleichen Richtung (130 Kilometer südlich Merw) nur noch 800 Kilometer, die englische Grenze ist unverändert geblieben, die russische um 1200 Kilometer (gleich etwa der Entfernung vom Bodensee nach Memel) in der Richtung Ostsüdost vorgerückt.

In nördlicher Richtung betrug 1847 die Entfernung zwischen der Nordgrenze Vorderindiens (bei Kaschmir) und der russischen Südgrenze (90 Kilometer südlich des Balkaschsees) etwa 970 Kilometer, jetzt liegen zwischen der Nordgrenze Vorderindiens (bei Gilgit) und der russischen Südgrenze (55 Kilometer südlich des Drachensees) 250 Kilometer, die englische Grenze ist um etwa 90, die russische um etwa 630 Kilometer vorgerückt.

Noch frappanter ist vielleicht die Thatsache, daß 1847 die Entfernung von der russischen Grenze in der Gegend von Orsk bis zum persischen Meer, auf dem 60. Grad östl. L. v. Gr. gemessen, 2900 Kilometer betrug, während sie jetzt, auf demselben Längengrad (in der Gegend von Dargana anfangend) gemessen, nur noch 1330 Kilometer ausmacht. Rußland hat also in den letzten 40 Jahren mehr als die Hälfte des Raumes, der ihn vom indischen Ocean trennte, durchmessen.

Von all' diesen Erwerbungen, deren ungeheurer Umfang durch vorstehende Zahlenangaben einigermaßen klargestellt ist, sind nur zwei auf friedlichem Wege gemacht: die schon erwähnte Insel Sachalin und das durch die Verträge vom 28. Mai 1858 und 14. November 1860 von China, welches sich damit Rußlands Beistand gegen England sichern wollte, abgetretene, über 800,000 Quadratkilometer große neue Küsten- und Amurgebiet. Auch in Centralasien mögen einige der dortigen zahlreichen Stämme sich freiwillig unter Rußlands Schutz gestellt haben. Im Ganzen und Großen aber ist Transkaspien und Centralasien mit dem Schwert dem russischen Scepter unterworfen worden. Mochten die uncivilisirten Horden, welche jene weiten Länderstrecken durchziehen, friedliche Kaufleute überfallen haben oder gegen die russischerseits angelegten Grenzbefestigungen vorgegangen sein, mochten sie Gefangene widerrechtlich zurückbehalten oder sich mit anderen Stämmen, die Rußland feindlich waren, verbündet, oder beschworene Verträge gebrochen haben, was auch immer der Ausgang eines Kampfes zwischen den Russen und diesen Emirs und Chans mit ihrer Gefolgschaft gewesen sein mochte: er endigte mit der vollkommenen Unterwerfung und Einverleibung der betreffenden Gebiete; nur dem Chan von Chiwa, dessen Herrschaft aber auf etwa 100,000 Quadratkilometer beschränkt worden war, ist ein Schatten seiner ehemaligen Selbstherrlichkeit, und dem Emir von Bochara eine Art von Selbständigkeit belassen worden; letzteren hatte Rußland sogar mit einem Theil von Chiwa für bewiesene Treue belohnt. (Eben jetzt sollen ihm aber Strecken bei Kerki, Chodschah Sali und Kilif, an der Südwestecke seines Reiches wieder abgenommen werden.)

So hat Rußland in vierzig Jahren die „freien Turkmenen, Tartaren und Kirgisen" völlig unter seine Botmäßigkeit gebracht. Chokand ganz (Taschkent 1865, Chokand 1875), Chiwa zum größten Theil (1873), von der Bochara die Provinz Samarkand (1866 und 1868), ferner von der damals aufständischen, jetzt wieder von China zurückeroberten Dsungarei das Gebiet von Kuldscha, und endlich von Afghanistan der nordwestliche Zipfel am Murghab einverleibt; auch die Kirgisen auf dem Alai-Plateau haben die Oberhoheit Rußlands anerkannt.

Von dem oben schon behandelten Kaukasien, sowie dem zu Sibiriens Machtsphäre gehörigen Sachalin und der neuen Küsten- und Amurprovinz abgesehen, sind die asiatischen Neuerwerbungen Rußlands in zwei große Verwaltungsgebiete geschieden. Das ältere derselben reicht von der alten russischen Grenze der vierziger Jahre bis etwa zum 46. Grade n. Br. hinunter, umfaßt im Wesentlichen die Steppenländer der „freien Tartaren und Kirgisen" und wird in die Gebiete Uralsk, Turgaj, Akmolinsk und Semipalatinsk (letzteres großentheils schon altrussischer Besitz) eingetheilt. An und für sich von minderem Werth, hat dieses ältere Gebiet seine Hauptbedeutung einmal als Wohnstätte zahlreicher, tapferer und im russischen Dienst sehr verwendbarer Reitervölker, das andere Mal und hauptsächlich als sicherndes Verbindungsglied zwischen den alten russischen Provinzen und den neuerworbenen, militärisch unbedingt weit wichtigeren Ländern des jüngeren jener großen Verwaltungsgebiete.

Dieses jüngere zerfällt in das Gebiet Transkaspien und das Generalgouvernement Turkistan; ersteres wird zu 522,000, letzteres zu 1,131,000 Quadratkilometer Größe angegeben.

Transkaspien hat etwa die Gestalt eines Dreiecks, dessen Westseite vom Kaspischen Meer und dessen Südseite von Persien und Afghanistan begrenzt wird, während die nach Nordost gerichtete Seite theils an Uralsk und den Rest des Chanats Chiwa stößt, in ihrem südlichen Theil aber, der gegen die Bochara liegt, einer Begrenzung entbehrt. — Was Transkaspien seinen Hauptwerth verleiht, ist die durch seinen Besitz gesicherte Beherrschung des Kaspischen Meeres und des Weges von dort auf — Indien und China zu. Dieser Weg hat jetzt eine für beide Länder, namentlich aber für Indien, unheimliche Kürze, indem er größtentheils bereits per Eisenbahn zurückgelegt werden kann. Von Michailow — am Ostufer des Kaspischen Meeres, der Mündung der Bahn Poti-Tiflis-Batu gegenüber — führt die „Transkaspibahn", nachdem sie noch eine 27 Kilometer lange Uferbahn in sich aufgenommen hat,

Digitized by Google

über Kysyl-Arwat nach Merw, der Hauptstadt der etwa 230 Quadratkilometer großen Oase gleichen Namens, und wird von hier weiter durch die Wüste nach Bochara, Samarkand, vielleicht auch nach Taschkent hin gebaut. Da die Strecke Kysyl-Arwat bis Merw — der Bau wird von Schaaren turkmenischer Arbeiter unter Aufsicht von zwei russischen Eisenbahnbataillonen ausgeführt — in ihrer ganzen Länge von 561 Kilometern in einem einzigen Jahre fertig gestellt worden ist, so wird es schwerlich lange mehr dauern, bis der erste Zug in Samarkand einläuft.

Das Generalgouvernement Turkistan mit der Hauptstadt Taschkent grenzt, wie aus dem Obengesagten theilweise schon erhellt, mit seinen nördlichen Theilen, den Provinzen Syr-Darja und Semirjetschensk, an die russischen Gebiete Turgai, Akmolinsk und Semipalatinsk; an der Südostecke von Semirjetschensk liegt das Gebiet Kuldscha, das — ebenso wie Semipalatinsk und Semirjetschensk — von China begrenzt wird. Im Süden und Südwesten von Semirjetschensk und Syr-Darja liegen die Gebiete Ferghana (Chokand), Samarkand und Amu-Darja. Ferghana grenzt im Süden mit einem Zipfel an die Plateaulandschaft von Wachan nördlich vom Hindukusch, wo neuerdings russischer Einfluß bemerkt worden sein soll, im Uebrigen grenzen die drei letztgenannten „Gebiete" nur an die russischen Vasallenstaaten Bochara und Chiwa.

Dem eben betrachteten colossalen Gebietszuwachs Rußlands gegenüber hat, wie schon bemerkt, die zweite europäisch-asiatische Macht, England, in der Neuzeit nur einen relativ geringen Ländererwerb — in Vorder- und Hinterindien zusammen etwa 500,000 Quadratkilometer — aufzuweisen, so daß der gesammte englisch-asiatische Colonialbesitz nicht mehr Flächeninhalt besitzt, als der russische Neuerwerb der letzten vierzig Jahre. Dagegen hat es die Etappenstraßen vom Mutterlande her durch die Besetzung resp. Befestigung von Cypern, Port Said und Aden (für den Weg durch die Meerenge von Gibraltar und durch den Suez-Canal), sowie von Port Hamilton (an der Koreastraße, für die Etappenstraße England-Halifax-Vancouver nach der chinesischen und indischen Station) zu sichern gesucht. Das wichtigste Glied in der letztbezeichneten Etappenstraße bildet natürlich die canadische Pacificbahn Quebeck-Port Moody, deren Bedeutung für den indischen Besitz Englands indessen neuerdings übertrieben worden ist, denn der Seeweg von Port Moody nach Calcutta, dem doch erst der Transport England-Halifax und Quebeck-Port Moody vorausgehen muß, ist ziemlich anderthalbmal so lang, als der Seeweg durch den Suez-Canal und sogar nur wenig kürzer als der um's Cap der guten Hoffnung nach Bombay.

Ungleich mehr Bedeutung für die unmittelbare Sicherung Indiens haben die Ganges- und die Indus-eisenbahn, da sie Truppentransporte bis Peschawar ermöglichen, und ferner die von dieser letzteren abzweigende „Ausfallbahn" durch Beludschistan nach dem afghanischen Harnai. Immer bleibt aber auf englischer Seite der Nachtheil, daß die indische Bevölkerung keine unbedingt sicher ergebene ist, und daß Verstärkungen der Armee, die nicht in Indien selbst geschaffen werden können, vom Mutterland oder von anderen englischen Besitzungen her erheblich lange Zeit zu ihrer Ankunft gebrauchen, selbst den Fall außer Betracht gelassen, daß sie unterwegs abgeschnitten werden.

Quantität und Qualität derjenigen Truppen zu erörtern, durch welche — wenn England ein weiteres Vorgehen Rußlands auf das persische Meer oder auf Indien zu gewaltsam hindern will — der entstehende Kampf ausgefochten werden würde, fällt außerhalb des Rahmens dieses Artikels. Wohl aber mag noch ein kurzer Blick auf diejenigen Gebiete geworfen werden, die Rußland vom englischen Indien und vom persischen Meer trennen.

Wennschon einige Politiker den — vorläufig — letzten Zweck von Rußlands Vorgehen in einem „Hineintragen russischer Cultur nach China" erblicken wollen, so haben sich doch die Beziehungen Rußlands auf der viele Hunderte von Meilen langen chinesisch-russischen Grenze im Ganzen freundlich gestaltet; ist doch sogar ein Theil von Kuldscha gegen einige Grenzberichtigungen am oberen Irtysch von Rußland an China zurückgegeben worden. Die einzigen in Betracht zu ziehenden Nachbargebiete Rußlands — Chiwa und Bochara sind russische Enclaven — sind daher Wachan und Kafiristan nördlich und südlich des Hindukusch, welche die dort einander auf 250 Kilometer nahe gerückten russischen und englischen Grenzlinien trennen, sowie Afghanistan, das Rußland von Indien und, im Verein mit Beludschistan, vom persischen Meer trennt.

Obgleich der im früheren Ost-Turkestan schon sehr mächtige russische Einfluß sich, wie schon erwähnt, in Wachan und sogar schon in Kafiristan zeigen soll, so sind doch beide Gebiete für ein offensives Vorgehen wenig geeignet, da die Höhen der Gipfel des Hindukusch 7000, und selbst diejenigen seiner Pässe 5000 Meter übersteigen.

Auch der Nordosten Afghanistans ist von hohen und nur auf wenigen Pässen zugänglichen Gebirgszügen durchsetzt; die südwestliche Hälfte dagegen ist von ziemlich zahlreichen Quer- und Längsthälern, sowie von Karawanenstraßen durchzogen und kann einer Kriegführung, wie sie die an Entbehrungen gewöhnten russischen Kriegsvölker zu üben pflegen, unmöglich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen.

Noch geringere Schwierigkeiten bietet das tiefer gelegene Beludschistan; die energischen Kräfte, die eine Bahn von Michailow am Saum der Wüste und durch solche hindurch nach Merw und Samarkand herzustellen unternahmen, werden vor den Salzwüsten Nordwest-Beludschistans jedenfalls nicht für immer zurückschrecken.

Was Afghanistan betrifft, so ist die Einnahme Herats, welches auf einer gebahnten 300 Kilometer langen Heerstraße von Merw aus erreichbar ist, seitens Rußlands nur noch eine Frage der Zeit; dann muß es sich zeigen, ob Rußland den Weg nach Indien oder den nach dem persischen Meer zu einschlägt. Im ersteren Fall muß England seinen englischen Besitz in den Pässen Ost-Afghanistans und vielleicht Ost-Beludschistans vertheidigen und, durch schleunigen Bau von Bahnen dorthin, für Truppen- und Materialnachschub Sorge tragen. Nimmt Rußland den Weg zum persischen Meer, dessen Schwierigkeiten ebenfalls neuerdings übertrieben worden sind, so — muß England es gewähren lassen und Rußland seinen Antheil an einem Weltmeertheile gönnen. Die neuerdings schon mehrfach angeregte Theilung Afghanistans — Herat und der Westen für Rußland, Kandahar und der Osten für England — wäre dann von selbst gegeben, vielleicht aber auch eine weitere russische Position für die allmähliche Zerstückelung Persiens geschaffen.

Die äußere Entwickelung von Berlin.

Eine politisch-ästhetische Betrachtung.

Von Karl Theodor Reinhold, M. d. R.

(Schluß.)

II.

Der Gesammtplan einer Umgestaltung von Berlin müßte vor allem von künstlerischem Sinn und Blick und daher unter organischer Mitwirkung der Berliner Künstler geleitet sein. Eine gewisse Einheit bei aller Mannigfaltigkeit könnte, wie dies in Paris — allerdings mit einer Neigung zu Schablone und Monotonie — der Fall, das Werk bestimmen. Eine ästhetische, architektonisch-landschaftliche und malerische Behandlung der alten wie neuen täglich wachsenden Bauprobleme wäre erfahrungsmäßig sehr wohl möglich, das hartnäckige rechtwinkelige Schema durch die belebten Perspectiven diagonaler Straßenzüge zu unterbrechen. Im Einzelnen müßte — wie dies z. B. in Hamburg mit unvergleichlichem Geschmack geschieht — auf edle Formen namentlich auch im Ornament großen und kleinen städtischen Anlagen gesehen werden. Miß-

Digitized by Google

griffe wie die unbegreifliche Verwendung der Obeliskenform für die Brüstung der Kaiser-Wilhelmbrücke sollten in der Stadt Schlüters und Schinkels unmöglich sein.

Die Formen von Candelabern, von Geländern, Balustraden, Treppen, Brücken u. s. w. in Hamburg sind das Entzücken aller mit Verständniß diese Dinge beobachtenden Fremden und sollten von Berlin aus eifrig studirt werden. Ein gewisser, zugleich feinsinnigerer größerer Zug müßte in die Hochbau- und Straßenverwaltung Berlins kommen. Die Breite der neuen Straßen ist zum Theil ungenügend, um architektonisch-ästhetisch zu wirken. Die Kaiser-Wilhelmstraße wird malerisch sein, aber jeden Fremden, der die Posaunenstöße von ihrer Großartigkeit gehört, enttäuschen. Das ist keine Prachtstraße, keine „Kaiserstraße". Ein Rest von Aengstlichkeit und Kleinbürgerlichkeit ist immer noch in Berlin bei der Stadtverwaltung erkennbar. Bei künftigen Straßenanlagen sollte man an einzelnen Stellen wenigstens einmal etwas wirklich Großartiges schaffen, aber nicht in einem todten Winkel, wie dies vielfach geschehen (mit der sog. Ringstraße, im Westen und Norden, auch Süden), sondern in den Axen des großen Verkehrs. Man sollte schon heute das schwierige Problem der Friedrichsstraße, beim Schnittpunkt der Linden, an den Stierhörnern nehmen. Die Aufgabe, welche unvermeidlich ist, wird sonst riesengroß an Kosten und Schwierigkeiten.

Ferner sollte man auf die Erbauung schöner, der Stadt würdiger Kirchen mit Unterstützungen und eigenen Unternehmungen mehr hinwirken. Nichts vermißt man im Stadtbilde von Berlin mehr als den poetisch-phantasievollen Anblick von Kirchen, die mit ihren ernsten und schönen Silhouetten Ruhepunkte für das Auge im monotonen Häusermeer gewähren. Man sollte in der That bei jedem religiösen Standpunkt dieser alten Menschheitspoesie mit freiem Sinn Rechnung tragen und den nüchternen, berüchtigten „Berliner Geist" durch „Andacht" im Geiste Jean Pauls zu adeln versuchen, übrigens hier allen Bekenntnissen gleiches Licht zuwenden. Wie außerordentlich eine Stadtgegend durch einen würdigen Kirchenbau, namentlich bei Pflege der edelsten Thurmform, des Kuppelbaues, gewinnt, fällt neuerdings jedem Besucher des „Johannistisches" auf, wo die schönste Kirche Berlins, die „zum heiligen Kreuz" allgemeine Freude erregt. Man würde hier gleichzeitig durch Thurm-Umgänge großartige Aussichtspunkte schaffen können, welche das Bild der Stadt aus der Vogelperspective anschauen und dadurch erst voll zum Bewußtsein kommen lassen. Zu diesem Zwecke sollte eventuell gelegentlich ein thurmartiger Ausbau mit bequemen Aufsteigvorrichtungen an großen öffentlichen Bauten angebracht werden. Der Rathhausthurm ist bis jetzt die einzige derartige Stelle, liegt aber für den gedachten idealen Zweck nicht günstig. Wer den wundervollen und mit bequemem lift erreichbaren Ausblick vom Trocadero auf Paris genossen hat, wird diesen Vorschlag nicht gering achten. Die Idee des Eiffelthurmes an richtiger Stelle und in schöner Form ist durchaus nicht verfehlt. In kleinem Maßstabe erscheint schon der neue Wasserthurm in Steglitz als Gewinn für das „landschaftliche Auge". Vielleicht kann bei der Kuppel des neuen Reichstagsgebäudes der Gedanke noch Berücksichtigung finden.

Ueber Brückenbauten braucht kaum ein Wort gesagt zu werden, da in dieser Beziehung die Stadtverwaltung den anerkennenswerthesten Eifer zeigt. Immerhin kann der Hinweis nicht schaden, daß man hier in Zahl, Form und Ausschmückung wohl noch eine der wachsenden Bedeutung Berlins entsprechende Bereicherung und Mehrleistung eintreten lassen kann. Namentlich die zukunftsreiche Unterspree wird schon bald höhere Anforderungen stellen. Für die Oberspree aber sollte man schon jetzt dem sich bald aufdrängenden Gedanken näher treten, die sich an beiden Ufern entwickelnden großen östlichen Stadttheile durch Brücken zu verbinden. Hier müssen großartige Werke der Ingenieur- wie der Baukunst geschaffen werden, wobei wiederum das neue Hamburg die Muster oder doch die Anregung liefern könnte. Dimensionen amerikanischer, und Stilleistungen rheinischer Vorbilder könnten, namentlich in Verbindung mit den umfassenden und schönen städtischen Parkanlagen an der Spree Sehenswürdigkeiten ersten Ranges schaffen, welche, in erster Linie dem Bedürfniß dienend, zugleich Meisterwerke des Geschmacks werden könnten. Man sollte hier bei Zeiten an künftige Entwickelungen und Forderungen des Verkehrs denken.

Ueber öffentliche Badeanstalten, Volkskaffeehäuser, Pflegeanstalten und den auch hier auf das Zweckmäßige anzuwendenden Schönheitssinn braucht auch kaum etwas bemerkt zu werden. Hier ist eine sehr erfreuliche Entwickelung im Gange und kleine Rückfälle von Philisterbedenken und Manchesterthum, wie sie gegenüber den „Göttinger" Brausebädern für Schulen von der Stadtverordnetenversammlung gezeigt wurden, sind keine Symptome von Stillstand. Für die Errichtung und zeitige Vorbereitung (bei Anlage öffentlicher Plätze, von Straßenzügen, Perspectiven) von Denkmälern könnte noch manches geschehen. Hier mag beiläufig noch einmal des Kreuzberges gedacht werden, der nach Herstellung des geplanten „Victoriaparkes" noch immer ein Aergerniß bilden wird, sofern man nicht auf eine Abänderung, oder, besser gesagt, die Vollendung des Kreuzbergdenkmals hinwirkt. Diese in erster Linie dem Staat obliegende Aufgabe kann auch von der Stadt, gerade aus Anlaß ihrer Parkanlage, der Lösung näher geführt werden. Das gänzlich verfehlte, plumpe, häßliche und nichtssagende Denkmal kann nur in würdiger Weise vollendet und gerettet werden dadurch, daß man die Hebung desselben fortsetzt und einen weiteren Unterbau in Form eines Mittelgliedes einfügt, der am besten eine Art von Kuppel (vielleicht ähnlich dem Unterbau des Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde) wäre und in imposanter Höhe die Verjüngung von dem castellartigen Unterbau zur gothischen Spitze vermittelte. Jener barbarische Unterbau — ein unseliger Gedanke, so wie er jetzt ausgeführt dasteht — wäre vielleicht dadurch zu beleben, zu veredeln und mit geschichtlicher Bedeutung, also einem wirklichen Ideengehalt zu erfüllen, daß man die jetzt massiven Seiten des Polygons mit gothischen Baldachinen bedeckte und in diese eherne Standbilder der Helden und Staatsmänner der Freiheitskriege hineinsetzte. So könnte das jetzt gründlich verdorbene Denkmal, welches vor der Hebung allerdings an seiner Kleinheit und Dürftigkeit im Häusermeere Berlins thatsächlich „unterging", eine wahrhafte Zierde und zugleich ein Wahrzeichen der Reichshauptstadt werden, das weithin in alle Gegenden der Mark die Geschichte Preußens verkündete.

Eine großartige Aufgabe der Zukunft mag hier nur gestreift werden. Es ist dies der hin und wieder schon lautgewordene Gedanke, den Grunewald in das Feld planmäßiger Verschönerung Berlins hereinzuziehen. Aus diesem großen Waldcomplex, der jetzt schon mit seinem Sand und seinen Kiefern ein Liebling Berlins geworden, ließe sich unter Mitwirkung des Staates etwas völlig Eigenartiges schaffen: eine in diesem Umfange einzige Verbindung der Entwickelung von Park und Naturwald. Die Hauptsache wäre eine langsame Umwandelung des größten Theiles des Grunewaldes in Laubwald: Eichen und Buchen sollten und könnten nach zahlreichen gelungenen Mustern die trostlosen Kiefern soweit ersetzen, daß letztere nur als melancholische Contraste die heiteren Laubwaldscenerien belebten. Auch hier könnte schon die Gegenwart der größeren Zukunft vorarbeiten.

Es ist schon mehrfach vorstehend erwähnt worden, daß ein durchgreifender und systematischer Erfolg für die äußere Entwickelung der Stadt nur von einem Zusammengehen ihrer Verwaltung mit den Staatsbehörden erwartet werden kann. Letztere sollten mehr Wohlwollen als bisher für die städtischen Unternehmungen wie Personen an den Tag legen. Vor allem aber solche ärgerliche Verhandlungen wie beim Markthallenbau und dem noch immer nicht genehmigten Durchbruch der Zimmerstraße durch ein verständnißvolles Entgegenkommen ersetzen. An die Stelle der bureaukratischen Herrschaftsausübung oder gänzlich unbegründeter Gegensätzlichkeit sollte ein edler Wettstreit für die Hebung der Hauptstadt des Reiches treten. Die Staatsverwaltung hat noch unübersehbare, gewaltige Aufgaben für Berlin zu lösen und nicht geringeren Aufwand an Geist, Umsicht, Mitteln und Arbeit zu leisten wie die Stadt. Der

Digitized by Google

rückständigen Eisenbahnbauten wurde gedacht.*) Unaufschiebbar sind die Unternehmungen für die großen Staatsinstitute, die Universität, die schönen Künste. Man sollte dem nothwendigen Bau eines großartigen Auditoriums näher treten, der bei dem Riesenanwachs der Studentenzahl — im Wintersemester bald 6000! — täglich dringender wird. Bei richtiger, von Philisterssinn freien Auffassung von der Größe der Aufgaben und Bedürfnisse sollte man sich entschließen, der technischen Hochschule zu folgen und nach Charlottenburg überzusiedeln. Dort sollte ein künftiges quartier latin in edelstem Stil entstehen. Berlin mit seinem bildenden Leben ist durch die Stadtbahn nahe genug gerückt, die Ruhe und Muße des Studiums aber in Charlottenburg mehr gewährleistet. Fernerhin sind endlich die Museumsbauten entschlossen und in größtem Stile in Angriff zu nehmen, hierbei namentlich auch auf eine Umgestaltung und edle Harmonie der Uferstrecken gegenüber der Museumsinsel Bedacht zu nehmen. Für die öffentlichen Gebäude ist mehr Vorraum und überhaupt eine freiere Lage zu erstreben. Die points de vues der schönsten Gebäude in Berlin sind oft durch die Enge der Straßen oder die mit Mangel an feinerem Sinn gewählte Lage verdorben. Man denke an das schöne Gebäude der Reichsbank, jetzt an die Institute in der Invalidenstraße, an das Gewerbemuseum, die Kriegsacademie und zahlreiche Meisterwerke der Architektur, welche aus Mangel an Raum in ihrer Umgebung nicht zur Wirkung gelangen, ja oft ganz verloren erscheinen. Könnte man die Fülle schöner Staats- und Communalbauten an eine Ringstraße wie in Wien, oder an Boulevards oder öffentliche Plätze wie in Paris setzen, dann hätte man schon jetzt Prachtstraßen in Berlin, wie keine andere Stadt sie aufweisen könnte. Beiläufig sollte dieser Gesichtspunkt auch bei dem in naher Zukunft doch nothwendig werdenden Neubau eines Rathhauses für die Stadt schon jetzt beachtet werden. Die Staatsverwaltung sollte vor allem bei ihren Grundstückserwerbungen und Neubauten systematischer und freier vorgehen, nicht ihre Noth- und Gelegenheitsunternehmungen sich aufzwingen lassen. Die planlose Zerstreuung der oft zusammengehörenden Staatsinstitute ist unglaublich. Eine wahre universitas der Wissenschaften kann heute schon nicht mehr in Berlin zusammengehalten werden, die Planlosigkeit früherer Zeiten hat die Gegenwart und theilweise auch die Zukunft unheilbar verdorben. Aber jetzt kann doch noch viel geschehen und vorbereitet werden. Fernere Zeiten werden vielleicht einmal durch Verwerthung jetzt unentbehrlichen oder vermeintlich unentbehrlichen Militairterrains eine Verbesserung früherer Fehler in großartigem Maßstabe ermöglichen. Das Tempelhofer Feld, dessen anderweiter Ersatz doch discutabel wäre, kann vielleicht einmal zum gewaltigsten und schönsten Platz der Erde umgestaltet werden und die großen Staats- und städtischen Institute um sein Riesenrechteck vereinigen. Dies alles nur flüchtige Andeutungen, die als Zukunftsmusik verspottet werden können, aber nur eines durch geschichtliche Tradition größer gewordenen Geschlechtes harren. Das videant consules soll eben nicht nur dem Magistrat und Stadtverordnetencollegium von Berlin, sondern auch der Staatsverwaltung und last not least auch der Dynastie zugerufen werden, die mit ihrer Ehre betheiligt ist.

Alle diese Gedanken und Vorschläge, welche im Ganzen und Einzelnen noch reich vermehrt werden könnten, stellen sich mit ihrer Gesammtheit in einen großen politischen, wirthschaftlichen, ästhetischen und schließlich nationalen Zusammenhang. Sie versuchen also, den denkbar größten Anlauf zu nehmen. Was Berlin, was seine Verwaltung und seine Bevölkerung, was mitwirkend die Staatsregierung und jedes betheiligte Ressort für die Reichshauptstadt leisten, wirken sie für das deutsche Reich und das deutsche Volk. Wenn es erst dahin gekommen ist, daß jeder Deutsche im In- und Auslande auf „sein“ Berlin stolz geworden, dann ist ein neues mächtiges Einheitsband gewonnen, wie es nach geschichtlicher Erfahrung psychologisch stärker wenige gibt. Weshalb sollen wir Deutsche nicht den kühnen Gedanken fassen, daß wir in Wahrheit die schönste Hauptstadt der Welt besitzen wollen? Weshalb sollen wir nur nacheifern, immer nur versuchen, nicht zu weit nachzubleiben, höchstens nachzuholen und ebenbürtig zu werden? Die preußisch-deutsche Hauptstadt Berlin kann, wenn sie nur will, als deutsche Hauptstadt die Metropole des europäischen Continents und in Zusammenfassung des deutschen Geisteslebens in seiner Totalität die erste, großartigste und schönste Hauptstadt der Welt werden. Schon jetzt wird in immer wachsenden Kreisen Deutschlands und selbst des Auslandes, gegenüber den erfreulichen Thatsachen einer erst kurzen Gegenwart, die Möglichkeit anerkannt, daß Berlin handelspolitisch, industriell und finanziell das Centrum des Festlandes wird und selbst an eine Nacheiferung Londons denken darf. Schon jetzt hat sich die deutsche particularistische, landschaftliche, politische Abneigung gegen Berlin in freiere Gesinnungen und wärmere Empfindungen umgesetzt. Das Ausland folgt bewundernd dem Stern Berlins. Gelingt es den Deutschen und der Stadt Berlin jene, anderen Hauptstädten seit über 1000 Jahren zu Gute gekommene Gunst und Mitwirkung des ganzen Volkes, der politischen und wirthschaftlichen Nation zu erlangen, und weiterhin, wie es London und Paris gethan, auch ausländische Elemente der Arbeit, des Geldbesitzes, der Intelligenz in den eigenen Dienst zu ziehen, so ist nicht zu bezweifeln, daß die deutsche Reichshauptstadt alle Concurrenten schlagen wird. Das deutsche Leben ist reicher als jedes fremde und nur deshalb nicht zu voller Entwickelung wie Anerkennung gelangt, weil es die nöthige innere Einheit, formale Geschlossenheit und selbstbewußte Kraft bisher nicht entwickelt hat. Was unser noch immer nicht genug in seiner geistigen Ueberlegenheit verstandene Monarch, Kaiser Wilhelm, in seiner Kriegsproclamation von 1870 gesagt hat: „das deutsche Volk wußte bisher nicht, wie stark es war“, gilt noch heute auf vielen Gebieten. Es gilt insbesondere auch von der noch nicht muthig genug erfaßten Möglichkeit, eine deutsche Hauptstadt zu schaffen, die alles geschichtlich Dagewesene überragend, „unvergleichlich“ sein könnte.

Eine hier mit Sicherheit zu erwartende Besorgniß mancher deutscher Gemüther ist gänzlich ungerechtfertigt. Die Furcht, als könne Deutschland einer zu großen Centralisation verfallen, es möchte der „Wasserkopf“ Berlin die Aufsaugung und Verarmung der „Provinz“ wie in Frankreich herbeiführen, ist geradezu thöricht. Diese Sorge ist bei germanischen Völkern überhaupt unbegründet, wie England und Nordamerika zeigen, in Deutschland aber völlig gegenstandslos. Nie wird die Zeit kommen, wo das Kleinod Deutschlands (und der ganzen Welt), der Rhein, gegen irgend welche andere Herrlichkeit verblaßt. Man wird immer noch schaarenweise an den Rhein ziehen und nur relativ vereinzelt nach Berlin. Ebenso werden Süddeutschland, Frankfurt a/M., die entzückenden Gegenden Sachsens, Thüringen, der Harz, in gleicher Weise das knorrige und großartige hanseatische Leben dem einseitig-ungesunden Zuge zur Hauptstadt Widerstand leisten. Für Deutschland liegen die Gefahren nicht hier, sondern immer noch in der centrifugalen Neigung zur Abschließung des Stamm-, Provinzial- und Communallebens.

Unter einem besonderen Gesichtspunkt aber erscheint die Erlangung der richtigen Hauptstadtstellung Berlins noch als ein besonderes Glück. Es wird immer eine Aufgabe und ein hervorragend lohnendes Ziel der menschlich oft behinderten Entwickelung bleiben, aus der Noth eine Tugend zu machen. Man kann es beklagen, daß die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches soweit nach Osten und in den märkischen Sand

*) Erfreulicher Weise scheint die Regierung neuerdings wieder thätiger zu werden. Abgesehen von der im ersten Artikel erwähnten nördlichen Linie über Tegel ist in diesen Tagen der Ausbau einer Bahn von Lichtenberg oder Friedrichsberg nach Wriezen angeordnet worden, womit nicht nur ein großer, leerer Kreisausschnitt im Osten Berlins aufgeschlossen, sondern auch durch Anschluß an fertige oder, wie Wriezen-Jädickendorf, genehmigte Strecken Durchgangslinien vorbereitet werden. Letzterer Gesichtspunkt dürfte indeß noch stärker hervortreten müssen. Die Projecte über den Stettiner Bahnhof werden jetzt wieder viel besprochen. Hoffentlich rückt die Regierung nicht nach einem unglücklichen Vorschlage hinaus aus der Stadt — auf den alten Viehhof, sondern möglichst weit hinein — bis nahe an den Viaduct der Stadtbahnhöfe Friedrichstraße oder Börse.

Digitized by Google

gerathen ist, und der rückwärtsschauende Traum von einer Kaiserstadt Frankfurt a/M. hat seine nicht minder tiefen Gründe, als Gervinus' Bedauern, daß nicht die Welthafenstadt Hamburg unsere Reichshauptstadt geworden. Aber da es nicht hat sein sollen und nach der einmal gegebenen, auch mitverschuldeten Geschichte des deutschen Volkes nicht hat sein können, so muß die Lage genommen werden wie sie ist. Dann aber lassen sich ihr auch höchst erfreuliche Seiten abgewinnen. Wenn dem reichgesegneten, mit überquellendem natürlichen Eigenleben ausgestatteten Südwesten Deutschlands es nicht vergönnt gewesen ist, die politische Hauptstadt des Reiches in seiner Mitte zu erhalten, so erblickt der ruhige Beobachter menschlicher Entwickelung hierin eine Ausgleichung, die in vielen Beziehungen fruchtbar wirkt. Dem karger bedachten, in den Existenzkampf der Völker und der Natur hineingestellten Osten mag es als eine Art Abfindung wohlwollender Beihülfe von unserem politischen Schicksal zugedacht sein, daß er das Centrum des staatlichen Lebens in seine Nähe und Mitte gerückt erhielt. Er ist damit in den Bereich einer fruchtbaren Ausstrahlung der wirthschaftlich-concentrirten Fülle jeder großen Hauptstadt gekommen, welche eine unübersehbare Menge von schlummernden Werthen, von wirthschaftlichen Potenzen zur Hebung und Entwickelung gelangen läßt. Die Sand- und Haideflächen des Ostens, seine Kiefernwälder, seine Seen, seine fleißige Bevölkerung, sie alle sind durch unerwartete Gunst des Geschicks einer Triebkraft der Exploitation („Ausbeutung" würde hier ein schiefes Bild geben) nachbarlich gesellt, welche den Spott des Sprichwortes und Dichters zu Schanden bringend in Wahrheit aus Häckerling Gold macht. Die melancholisch-einsamen Sanddünen, die Ginsterflächen und schweigenden Gewässer der Mark würden, derweil in Frankfurt die Kaiserstadt an der eigenen Entwickelung vielleicht erstickt wäre, ein vergessenes, kümmerliches Dasein weiter geführt, auf den „Kietzen" der Rest der braunen wendischen Bevölkerung seine slavische Sprache weiter gesprochen haben. Jetzt stellen die oft vom Sande verschlungenen Landstrecken im Westen und Süden Berlins nicht Millionen, sondern Milliarden, und die weiteren Gebiete nicht hunderte, sondern hunderttausende und Millionen von Werthen dar. Die Spree und märkischen Wasserläufe haben einen Verkehr, der an Tonnenanzahl fast der internationalen Rheinstraße gleichkommt; Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer, der Stadthaushalt von Berlin übertreffen in ihren gewaltigen Summen das Steueraufkommen ganzer Provinzen und vieler Einzelstaaten, Berlin und „Dependenzen" sind eine Goldgrube des nationalen Wirthschaftslebens geworden. Millionen von Einwohnern der sonst menschenleer gebliebenen Mark vermehren die militärische wie geistige Kraft der Nation, die Fülle des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens zahlt das vom Reich Eingebrachte mit Wucherzinsen zurück. So ist der verlorene Sohn in der Streusandbüchse die Freude und die Stütze des Hauses geworden.

Diese segensreiche Folge der noch heute so vielfach beklagten Thatsache, daß Berlin die Hauptstadt des deutschen Reiches geworden ist, wird bisher zu wenig beachtet. Sie ist in Wahrheit von nicht leicht zu überschätzender Bedeutung. Sie legt aber den staatlichen Behörden wie vor allem der Stadtverwaltung die erhebende Pflicht auf, diese großartige Entwickelung noch weiter bewußt zu fördern.

Hoffentlich — oder vielmehr sicherlich — wird die der Berliner Stadtverwaltung überkommene, von den Hohenzollern ihr überwiesene, von der tüchtigen Bevölkerung kräftig übernommene Aufgabe fortschreitend von allen Betheiligten größer empfunden und gedankenreicher angefaßt werden. Als demnächst mit fester Hand anzugreifende Unternehmung, zugleich als Höhepunkt der bisherigen und Anfang der weiteren Entwickelung, würde die jetzt fast widerwillig erwähnte Idee einer großen nationalen oder auch internationalen Ausstellung wieder aufzunehmen sein! Sie ist durch Kleinlichkeit der Staats- und Reichsbehörden, durch Mangel an eigenem Muth der Stadt, durch Ungunst und Uebelwollen sonstiger Factoren wiederholt schon in der Geburt erstickt worden. Aber die reiche Zeugungskraft dieser naturgewaltigen staatlichen und städtischen Entwickelung hat diese Idee, wir möchten im Bilde bleibend sagen, stets in den Lenden. Möge die Stadt Berlin dafür sorgen, daß sie, wenn die Zeit sich erfüllt hat, fertig ist. Daß in reicherer, schönerer, edlerer Umgebung das Unternehmen erstehe, welches mehr als alles bisher Geleistete die Kritik der Nation und des Auslandes herausfordern wird. Wenn dann nach wenigen Jahren endlich der alte Plan zur Wirklichkeit gelangt, dann wird man die anscheinend versäumten Jahre nicht bedauern, dann wird etwas wirklich Großes erreicht werden können. Ueber den an die Oberfläche tretenden Glanz und Erfolg hinaus wird dann die Stadt Berlin, seine Communalvertretung und seine Bevölkerung sich sagen, daß sie in dem äußeren Aufbau, in der würdigen Repräsentation und im Schmucke der Stadt etwas Reicheres und Tieferes geleistet haben, als der Augenschein ergibt. Sie werden sich mit stolzem Selbstbewußtsein sagen können, daß sie mit ihrem geistigen Planen und materiellen Bemühen mitgearbeitet haben an dem Aufbau des deutschen Staates und der deutschen Nation.

Literatur und Kunst.

Luxustheater und Volksbühne.

Von Arnold Fokke.

Daß es mit unserer nationalen Poesie, speciell mit dem Drama, nicht zum besten bestellt ist, das ist eine Bemerkung, die sich nicht nur dem Tieferblickenden aufdrängt, sondern die jeder Deutsche machen muß, der nicht bloß von der Hand in den Mund lebt. Die Noth ist so alt wie das Theater selbst. Die edelsten Männer, die größesten Geister sind bemüht gewesen ihr abzuhelfen, aber vergebens. Auch die gegenwärtige Zeit wird nicht müde, das Publikum mit Vorschlägen zur Reform des Theaters zu unterhalten, doch abgesehen von einigen guten Einzelbemerkungen haben alle mit einander keinen anderen als Augenblickswerth. Zwar ist die sittliche Entrüstung groß und der tiefe Brustton der Ueberzeugung läßt nichts zu wünschen übrig, aber je lauter der Trompetenstoß ist, desto weniger Wirkung hat er und um so wichtiger sind die gemachten Rathschläge. Der Grund davon ist der, daß dieselben sich theils zu sehr an der Oberfläche halten, theils nur die eine Seite der Sache betonen. Mögen es Idealisten oder Realisten sein, Pessimisten und Naturalisten aus der Schule Zola's, oder Jungdeutsche, die gegen die Antike für echtes Deutschthum kämpfen, mag ihnen die Vorliebe für die Klassicität den Rath an die Hand geben, oder die Ueberzeugung, daß mit einer freieren Erfassung des Erotischen der Schlüssel zur Lösung des Räthsels gegeben sei: alle leiden an dem Uebel, daß die von ihnen vorgeschlagenen Reformen dem Geiste gleichen, den sie begreifen. Alle haben ein Gefühl des allgemeinen Leidens, aber sie empfinden es nur von einer Seite, nicht weiter als die subjective Fähigkeit geht, den von außen kommenden Anstoß in sich aufzunehmen. Genau dem entsprechend ist denn auch die von Einzelnen wieder ausgehende Reflexbewegung, der Wiederhall ist genau Abbild und Maß von dem, was in den Geist desselben gefallen ist. Darnach ist es klar, daß die einseitige Hervorhebung des subjectiv Erfaßten keinen dauernden Erfolg haben kann. Wie die Theorie grau sein muß, weil das einfallende Licht schräg und nicht das ganze ist, so ist die aus ihr geborene oder sie begleitende That ohne nachhaltige Wirkung, weil sie nicht vom vollen Strome des Lebensblutes getragen wird. Man muß tiefer graben, wenn man auf die Quelle stoßen will, welche alle anderen speist.

Von allen den vielen Abhandlungen, welche sich in der gegenwärtigen Zeit mit der Reform des deutschen Theaters beschäftigen, hat allein die von Hans Herrig herausgegebene Schrift „Luxustheater und Volksbühne" (Berlin, Luckhardt) den ebenbezeichneten Vorzug. In der That, hier sprudelt

Digitized by Google

lebendiges Wasser, das sich nach meiner Ueberzeugung befruchtend über alle Theile unseres Bühnenlebens ergießen wird. Es mag dies Manchem überschwänglich vorkommen, aber wenn man die Argumentationen Herrig's liest, so wird man anderer Meinung werden. Zuvörderst gibt der Verfasser eine Erörterung über die Absichten, welche sowohl alle Kunst, als im besonderen die dramatische haben könne. Indem er auf's entschiedenste die Ansicht bekämpft, daß künstlerische Gestaltung sich selbst Zweck sei, kommt er zu dem Schluß, daß dieselbe, möge sie einen Namen tragen, welchen sie wolle, das schöne Ziel habe, eine Nation zu immer höheren Formen ihres Daseins emporführen zu helfen. Jede Völkerindividualität hat, wie er es darstellt, gemäß den ihr innewohnenden Eigenschaften und Kräften ein ganz bestimmtes Lebensendziel, dem sie in ihrer Entwickelung entgegenstrebt und das sie erreichen muß, bevor sie dem unvermeidlichen Untergange anheimfällt. Wäre dies Ziel bloß das des äußeren materiellen Wohlbehagens, so hätte in einem solchen Volke die Kunst keine wahrhafte, lebendige Stätte, oder doch nur eine solche, die bloß den Auswüchsen dieses Wohlbefindens, den verschiedenen Formen des Luxus diente. Aber damit ist die Sache keineswegs abgemacht. Denn wie im Individuum, so beherrscht auch in der Allgemeinheit der Dualismus die Situation, und je größer der ideale Gehalt ist, der einer Volksseele beigemischt ist, um so größer ist die Aufgabe des Künstlers, um so dringender ist die an die Kunst gestellte Aufgabe, diesem Gehalte immer ausdrucksvollere und vollkommenere Daseinsformen zu geben.

Nachdem Herrig durch Entfernung der Hindernisse, die in der Unbestimmtheit gewisser Begriffe liegen, freien Raum gewonnen hat, tritt er an seine eigentliche Aufgabe heran, an die Erörterung der Frage, mit welchen Mitteln der Noth unserer dramatischen Kunst beizukommen ist. Auf dem bisherigen Wege kann nichts erreicht werden. Wäre es möglich, so hätte schon ein so eminentes Genie wie Goethe Wandel schaffen müssen, aber es ist ihm nicht gelungen. Das deutsche Theater schwankt, so lange es besteht, zwischen den Anforderungen, welche von den Bewunderern des wirklichen Genies und den Inhabern der Bildung unserer Zeit gestellt werden, und denjenigen, durch welche das nur von Genußsucht gestachelte Publikum geleitet wird. Zwischen diesen beiden Extremen macht auch der sogenannte „Bildungsphilister" sein Gewicht geltend, aber ohne von festen Grundsätzen geleitet zu werden. Je nachdem der Genuß, oder der Stolz auf seine Bildung ihn antreibt, ist er bald auf dieser, bald auf jener Seite zu finden. Ohne eigenes Urtheil, weil durch und durch mit dem Uebel der Denkfaulheit behaftet, spielt er auf dem Gebiete der Kunst dieselbe Rolle, die ihn politisch als deutschen Michel erscheinen läßt. So kommt es, daß unsere Bühne bald einem dem Höchsten und Heiligsten geweihten Tempel gleicht, bald einem wüsten Tanzboden. Eine Versöhnung zwischen diesen beiden Gegensätzen ist einfach deshalb nicht möglich, weil allerorten in Deutschland die Bühnendirectoren im Interesse ihres guten Rufes Bedacht auf die eine Richtung nehmen müssen und zum Vortheil ihrer Kasse die andere nicht vernachlässigen dürfen. Aus diesen Gründen bleibt, um der überall hervortretenden Noth zu begegnen, nichts anderes übrig, als eine ganz neue Schauspielkunst in's Leben zu rufen und zu diesem Behufe auf den Punkt zurückzukehren, von welchem wie bei uns, so bei den Griechen, alle Dramatik ausgegangen ist, die Religion. Die Religion mußte dieser Ausgangspunkt deshalb sein, weil in ihr die Gemeinschaft der Nation am tiefsten und innigsten zum Ausdruck kommt. Was eine Nation als ihr Innerstes und Heiligstes gemeinsam erlebt, das will sie sich auch gemeinsam gegenständlich machen und zur äußeren Darstellung bringen. Das geschah während des Mittelalters in dem der Religion erbauten Hause, gespielt wurde in den Kirchen. Man sieht, wie außerordentlich wichtig diese Gedanken sind, und ist ebenso überrascht über ihre Einfachheit wie über ihre Wahrheit. Den Nachdruck legt Herrig auf die Gemeinsamkeit. Noch jetzt hat sich in der protestantischen Kirche die letzte Spur dieser Gemeinschaft in der Predigt und in der Antwort der singenden Gemeinde erhalten, während im katholischen Gottesdienst die gemeinsame Dramatik in der kirchlichen Action noch viel deutlicher hervortritt. Im Uebrigen trat die dramatische Kunst allmählich aus der Kirche heraus und siedelte sich auf den Marktplätzen an, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß mit der Zunahme ihrer Verweltlichung in demselben Maße auch die Gemeinschaft der Darsteller und des Volkes abnahm.

Es ist nun die Frage, auf welche Weise Herrig die geforderte Gemeinschaft herstellen will. Ganz folgerichtig knüpft er auch hier an die Religion an. Wie der Prediger in der Kirche durch sein gesprochenes Wort die Stimmung in der Gemeine wachruft, und diese im antwortenden Gesange derselben Ausdruck gibt, so soll es im Theater sein. Die Musik und der Gesang soll die durch die Handlung geweckten Gedanken und Gefühle weiter führen, und zwar soll der letztere von einem im Zuschauerraume Platz habenden und die ganze Gemeine vertretenden Chore erhoben werden, oder wo es angängig gemacht werden kann, von dieser selbst. Obgleich diese Lösung wegen ihres Gegensatzes zu allem bisherigen theatralischen Gebrauche für den ersten Augenblick in hohem Grade überraschend ist, so stellt sie sich doch bei genauerem Zusehen als durchaus richtig heraus. Ueber den wichtigen Fingerzeig, welchen die gebräuchliche Religionsübung dem Verfasser gegeben hat, habe ich bereits gesprochen, aber er weist noch auf andere bedeutsame Umstände hin. Zunächst sind es die mittelalterlichen Fastnachtsspiele, die ihm den Beweis liefern, daß er auf dem richtigen Wege ist. Daß an diesen Darstellungen das Volk sich mit Gesang und Spiel betheiligte, ist eine Thatsache, die nicht bewiesen zu werden braucht. Herrig erinnert an das Oberammergauer Passionsspiel, das eine directe Fortsetzung eben jener Fastnachtsspiele sei. Er hätte auch auf die Aufzüge und die wilde Lust der Carnevalszeit hinweisen können, die aus dem Volke geboren, zwar von einzelnen geleitet, aber ohne directe Betheiligung der Menge nicht darstellbar sind. Zweitens zieht er den Chor in der griechischen Tragödie in die Betrachtung. Mit dem vollsten Rechte. Hier vertritt der Chor das zuhörende und an der Handlung betheiligte Volk, das seinen Gefühlen und seiner Stimmung in passenden rhythmischen Gesängen Ausdruck verleiht. Darnach ist zwar diese Betheiligung bloß eine ideale, aber sie hat doch die reale zur Voraussetzung und man darf nicht vergessen, daß in der griechischen Tragödie sowohl als Komödie der Chor das erste und ursprüngliche war, aus dem sich erst später das Schauspiel entwickelte. Am Dionysosfeste traten nämlich unmittelbar aus dem Volke Festchöre zusammen, die anfangs mit improvisirten, nachher eigens dazu hergestellten Liedern untereinander wetteiferten, so daß der Chor in der Form, wie er später im ausgebildeten Drama erscheint, nichts ist als der Rest des früher unmittelbar an dem Festspiele betheiligten Volkes. Diese Art seines Entstehens hat Schiller übersehen, als er es versuchte, den bei den Griechen gebräuchlichen Chor in unser Drama einzuführen. Der große Dichter that es, um damit der dramatischen Kunst neuen Schwung zu geben, aber der Versuch mußte vergeblich sein, weil er eine mechanische Verpflanzung des Baumes vornahm, ohne demselben auch das Wurzelwerk mitzugeben, durch welches er den Saft aus der Erde heraufholt.

An dieser Stelle ist einer der Schwerpunkte in den Herrig'schen Argumentationen. Man muß durchaus mit ihm übereinstimmen, wenn er sagt, daß von allen deutschen Dramatikern Schiller dem Herzen seines Volkes am nächsten gestanden hat. Unabläßig war er bemüht, in seiner Nation ein Publikum heranzuziehen, das ihn nicht bloß verstand, sondern thatsächlich an seinem dramatischen Wirken und Schaffen theilnahm, und in Wahrheit ist es ihm auch gelungen, eine Zeitlang eine Gemeine, wenn ich den Ausdruck hier gebrauchen darf, um sich zu versammeln. Wenn nun dieser Dichter, um das ihn mit seinem Volke verknüpfende Band immer enger zu schlingen, auch auf den Gedanken der Verwerthung des griechischen Chores kam, so ist das ohne Zweifel ein weiterer Beweis, daß hier der Ausgangspunkt zur Reform oder Wiederbelebung der deutschen Schaubühne gefunden war. Aber nur der Punkt, nicht auch der weiter führende Weg. Zweifellos lag das in

Digitized by Google

den Verhältnissen der Zeit. Der unermeßliche geistige Stoff, welchen die großen Geister der klassischen Periode dem Volke geboten hatten, mußte erst von diesem durcharbeitet sein, bevor die Nothwendigkeit des Weiterschreitens sich als eine nicht mehr zu umgehende kund that. Jetzt ist das allmählich anders geworden. Die großartige Anregung, welche das vorige Jahrhundert gegeben, hat seine Früchte getragen. Es hat sich eine Fülle geistiger Capacität in unserem Volke gezeigt, die in allen Zeiten und allen Nationen ihres Gleichen sucht. In diesem idealen Gehalt, der überall und nach allen Richtungen Auswege sucht, findet Herrig die letzten Belege für seine Ansicht. Die Lust an historischen Aufzügen, in denen das Volk sich selber dargestellt sieht, die überschwängliche Beschäftigung mit der Musik, die aller Orten betriebene Pflege des Gesanges, die Vorliebe für das Liebhabertheater, alles das sind directe Fingerzeige, wie die Ueberfülle zu verwenden ist. Alles was sonst in einseitiger Pflege nicht den richtigen Ausweg findet, was sonst unter verkehrter Anleitung nicht zu nöthiger Entwickelung gelangt und verkümmert, soll aus der bisherigen Richtung weg in Einen großen Strom geleitet werden und die angemessene Verwendung finden. Die anfangs in kleinen Städten einzurichtende, dann auch in die großen Städte zu verpflanzende Volksfestbühne soll alle diese verschiedenen Kräfte möglichst an sich ziehen und in ihren Dienst stellen. Man wird eingestehen, daß, so großartig diese Vorschläge für den ersten Blick erscheinen, sie doch nichts Utopisches an sich haben: sie sind durchführbar, weil sie an wahrhafte Realitäten des Lebens anknüpfen.

Ich sagte soeben Volksfestbühne, denn ausdrücklich muß noch bemerkt werden, daß Herrig sich die Festbühne Wagner's in Bayreuth zum Muster genommen hat, wie es denn auch keineswegs seine Meinung ist, das bisherige Theater durch die neue Bühne aufsaugen zu lassen. Sie soll nur auch das Gute haben, demselben Erleichterung zu verschaffen, und dies wird sie dadurch erreichen, daß sie der Unterhaltungsbedürftigkeit des Volkes, die sonst auf das Gemeine verfällt, edlere und höhere Bahnen zeigt und damit dem stehenden Theater die Möglichkeit gewährt, selbst auch das bessere Schauspiel zu pflegen. Noch eine Bemerkung muß hier gemacht werden. Man könnte der Meinung sein, daß, weil Herrig auf die Fastnachtspiele und die Religion überhaupt zurückgeht, seine Schauspiele nur religiösen Inhaltes sein sollen. Ausdrücklich verwahrt er sich dagegen, als ob es ihm bloß um eine Wiederbelebung der mittelalterlichen Fastnachtspiele zu thun sei. Wollte man nur dies, so brauche man nur das Oberammergauer Passionsspiel zu erweitern und verallgemeinern, denn das sei die Fortsetzung jener früheren Darstellungen. Wiederholungen gäbe es überall nicht, hier käme es nur darauf an, an das, was durch das Eindringen der Renaissance in's Stocken gerathen sei, wieder anzuknüpfen und es nach Maßgabe des augenblicklichen Lebensinhaltes des Volkes weiter zu führen. Die Vorliebe, welche dieses für historische Aufzüge habe, zeige die Richtung, die eingeschlagen werden müsse. Herrig ist der Meinung, daß das Volk nicht sein Leben der Gegenwart dargestellt wissen, sondern sich gegenständlich sehen wolle, wie es in der Vergangenheit war. So soll der reiche Schatz der vaterländischen Geschichte den Stoff für die neu zu gründende Volksbühne hergeben, und besonders soll das Volk im Leben und in die Thaten seiner großen Männer wahrnehmen, in welcher Weise und in welchem Maße es selbst an dem in jenen lebenden Geiste Theil hat.

Noch habe ich einige Worte über die Einrichtung zu sprechen, welche Herrig seiner Volksbühne geben will. Nach dem, was oben gesagt worden ist, kann es nicht auffällig sein, daß er von Coulissen und Decorationen für sein Theater nicht viel wissen will. Nicht, als ob er alles was dahin einschlägt, radical entfernt, aber er fordert doch möglichste Einschränkung und zum Theil auch völliges Weglassen. Die ganze Wirklichkeit kann doch überall nicht erreicht werden, in vielen Fällen sind sogar die Decorationsmittel dazu angethan, die Illusion zu stören. Daher ist es am besten, der durch das Spiel erregten Phantasie es zu überlassen, wie sie sich die Oertlichkeit ausmalen will. Das soll besonders von dem Theile der Bühne gelten, welcher sich in den Zuschauerraum hinein erstreckt und von welchen Treppen in diesen hinabführen. Herrig nennt sie die Vorderbühne; sie soll nur bei eigentlichen Festspielen zur Verwendung kommen und wie die Orchestra im griechischen Theater zusammen mit dem im Zuschauerraum aufgestellten Sängerchor — er hat der Bühne gegenüber an der Hinterwand seinen Platz — die Gemeinschaft zwischen den Schauspielern und dem Publikum vermitteln. Hierzu muß sie deshalb vorzüglich geeignet sein, weil das Publikum die Handlung nicht durch das störende Orchester von sich getrennt wie ein entferntes Bild vor sich hat, sondern in lebendiger Action sie in seiner Mitte sich vollziehen sieht.

Daß Herrig mit allen diesen seinen Rathschlägen nicht durchweg die Tageskritik für sich hat, ist selbstverständlich. Ist diese leider doch nur in den seltensten Fällen geneigt, einer Sache auf den wirklichen Grund zu gehen. Wenn es in einer dieser Recensionen heißt, daß die von Herrig an das Publikum gestellten Ansprüche kaum zu verwirklichen sein würden, da es an den meisten Orten an geeigneten Kräften für Gesang und Schauspiel fehlen dürfte, so ist das ein ganz nichtiger Einwand. Herrig hat in seinem Lutherfestspiel, das an vielen Orten aufgeführt wurde und noch aufgeführt wird, den Beweis geliefert, daß die Sache in Wirklichkeit gemacht werden kann. Uebrigens bemerkt er ausdrücklich, daß das Volk erst zu den von ihm erwarteten Leistungen erzogen werden muß.

Herrig kann voller Ruhe in die Zukunft sehen: nach dem, was er bis dahin geleistet hat, kann man erwarten, daß das Festspiel, welches im Jahre 1889 in Worms zur Aufführung kommen soll, dem deutschen Volke auch in der Praxis zeigen wird, welche Wege es von jetzt an in der dramatischen Kunst zu wandeln hat. Wohlthuend ist der Ton, in welchem er von diesem Drama spricht: man dürfe nicht erwarten, daß er damit ein vollkommenes Muster aufstellen werde; es komme zunächst nur darauf an, den ersten Anstoß und ungefähr Weisung zu geben, wie das Ding anzufassen sei. Andere würden ohne Zweifel viel besseres leisten. Welch schöner Gegensatz zu dem widerwärtigen Geschrei Anderer, die mit tönenden Worten eine Revolution der Literatur predigen und kläglich mit den eigenen Dichtungen hinter ihren Forderungen zurückbleiben!

Ein scholastisches Gespenst.

Bisher wußte man nur, daß Gespenster bei Nacht erscheinen. Aber wenn es überhaupt Gespenster gibt, mag es auch solche geben, die nicht wissen, daß sie Gespenster sind und ganz naiv bei Tage erscheinen, um — sich auslachen zu lassen. Und so kam es wohl auch, daß jüngst am hellsten Geschichtstage, in unserer sonnenfrohen Zeit, da der Mittag in Permanenz erklärt ist, kühnen Schrittes ein Gespenst erschien, das — aber nicht ausgelacht wurde; weil es nämlich nicht gesehen wurde. Es hatte aber auch eine zu komisch falsche Art, sich bemerkbar zu machen — es schrieb ein vierbändiges Werk. Wer aber hat heute Zeit, vier Bände zu lesen, um zuletzt zu entdecken, daß sich hinter der Unschuld ihrer Blätter ein Gespenst versteckt? Doch es ist einer jener erschütternden Urwitze, mit denen das Leben bisweilen einen ganzen Heinrich Heine auf einmal ausschüttet, daß jenes Gespenst sich für den Heiland der Zukunft hält: „Ich nehme keinen Anstand zu sagen, daß das Erscheinen dieser Lehren das Hauptereigniß des 19. Jahrhunderts ist, durch welches dasselbe in der ganzen Geschichte der Menschheit einzig dastehen wird. Denn durch die Entdeckung des Grundgesetzes des Denkens und die damit zusammenhängende Constituirung der Philosophie als Wissenschaft macht die Menschheit einen Schritt vorwärts, wie sie ihn in der Vergangenheit nie mit einem Male gemacht hat, noch je in Zukunft auf einmal machen wird. Ein Gewinn

Digitized by Google

von gleicher Bedeutung bleibt nicht mehr zu erzielen übrig; alle künftigen Fortschritte auf geistigem Gebiete werden vielmehr bloße Folgen des jetzt Gewonnenen sein" (Bd. IV, S. 219).*)

Doch im Ernst! Gibt es Gespenster in der Philosophie oder steht auch das gesammte geistige Leben unter unverbrüchlichen Naturgesetzen, von denen das vornehmste ist, daß das Todte todt und unerweckbar ist? Da sind Worte wie Romantik, Reaction, Renaissance, Archaistik. Aber es sind Namen aus der Geschichte der menschlichen — Trachten. Die Moden kehren wieder, aber nicht die Geister, die sie beleben. Die Geister, die da nachahmen, sind sogar die entgegengesetzten ihrer Vorbilder, schon weil die Sehnsucht aus dem Gegensatz fließt. Die social und objectiv gestimmte Antike ist das Studieninteresse des erwachenden Individualismus der Reformationszeit und die Begeisterung unserer subjectivistischen, unpolitischen Literaturclassik. Byron ein Griechenschwärmer! Die weibliche Romantik träumt von Ritterturnieren, der Rococogeist der Hadrianischen Epoche mit seinem schwindsüchtigen Raffinement, seinem mystischen Unglauben heuchelt im Zickzack der Linien die fromme Einfalt der griechischen Jugendkunst und unsere papierne, flüssige, leichtschwebende, lichtreiche Zeit lügt sich hinein in die Zeit des Massiven und Dunkeln, des Eichenen, Broncenen, Thönernen, der Polster und Butzenscheiben. Das Greisenalter sehnt so sich nach der starken Jugend oder auch das schwanke Jünglingsthum so nach dem festeren Mannesalter. Die zerrissenen Seelen der Uebergangszeitalter sind es, die so sich selbst entfliehen wollen und nach den Formen gefesteter Geschichtsstufen lechzen. Das Sehnen aber ist in der geschichtlichen Sehnsucht meist stärker als das Ersehnte und lebt sich ohnmächtig aus in der theoretischen oder noch lieber in der ästhetischen Scheinexistenz.

Doch wenn nun wirklich einmal das Todte lebendig wird? und wenn wirklich einmal die Vergangenheit mehr als ein Aeußeres ist, ein ästhetisches Mäntelchen, ein berauschender Trunk, ein begeisterndes Gedicht? und wenn wirklich ein Denken ersteht, das von der Vergangenheit nichts weiß und nichts wissen will, das sich mit den bunten Federn der Gegenwart schmückt und der Zukunft entgegenjauchzt und doch nichts ist als — ein gespenstisches Stück Vergangenheit? Es wäre ein Beispiel geschichtlicher Abnormität, eines Atavismus des Denkens, welches das stärkste Interesse des Geistespathologen der Menschheit, des Philosophen herausfordert. Und nun ein solches Beispiel in unserer Zeit, in dieser Zeit, die Alles kennt und duldet, nur keine Einsiedler, die mit eisernen Fesseln alle ihre Kinder an sich bindet und wie ein stürmender Ocean durch alle Köpfe rauscht und alles Denken in Wellenschläge auflöst ihres eigenen mächtigen Seins! Oft genug hat man in der Geschichte jenes geheime Fluidum des Zeitgeistes wirkend gefunden, das ohne physische Vermittelung an fernen Orten zur gleichen Zeit die gleichen Gedanken erstehen ließ, wie ein Wunder jenen Connex der Geister angestaunt, in welchem alle Zeitgenossen wie Glieder einer großen Gemeinde, die sich ohne Worte verstehen und alle Einzelnen, die hervortreten, nur wie Chorführer und Dolmetscher erscheinen. Es gilt von jeder Zeit, von unserer aber ganz besonders, daß sie mit eigener Hand für ihre Söhne die Wände des Denkens zimmert und das Meublement der Gedanken hineinstellt. Oder richtiger: jede Zeit und unsere ganz besonders ist im Grunde nur ein Gehirn und lebendiger Kampf der Gegensätze ist darum so wenig ausgeschlossen, wie der Widerstreit der Leidenschaften, der zweifelnden Gedanken in der einzelnen Menschenseele. Und nun ein fremdes Atom in diesem Hirn!

Wir behaupten, Spirs Philosophie ist in unseren Tagen eine Gespenstererscheinung, und wenn auch Spir selbst hundertmal das Gegentheil sagt und mit Kantischen Terminis operirt und hundert Seiten aus Mill und Spencer abschreibt und überhaupt in der neuesten naturalistischen Philosophie eine staunenswerthe Belesenheit zeigt. Sie ist es, nicht weil er den Naturalismus bekämpft. Nur mit Unrecht, mit jener Prätension, in der sich die Ahnung nahen Sinkens ankündigt, spielt sich der Naturalismus als beherrschender Typus des Zeitalters auf, — eine Episode als der ganze, große Lebensroman. Gerade in diesem Kampfe fordert seine Lehre Sympathie und Beachtung und zeigt recht glückliche, originelle Momente (z. B. in I, 1, 2). Nein, gespenstisch ist sie, weil sie scholastisch ist.

Scholastik ist weniger die Philosophie im Dienst der Kirche, als die Philosophie im Dienst der Schule, wie es der Name besagt, die starre Begriffsphilosophie, die nicht die Macht des Lebens in sich aufgenommen, am Herzen der Zeit und des Volkes gelegen hat, am Herzen der nicht bloß denkenden, sondern vor Allem sehenden, fühlenden und wollenden Menschheit. Seit 100 Jahren weiß es die Philosophie besser und die volle Abwendung von den scholastischen Bahnen, der sieghafte Einzug des Lebens in das philosophische Denken ist der einzige Vereinigungspunkt, das einzige Resultat der Philosophie des letzten Jahrhunderts. Kant, Fichte, Schopenhauer haben die Priorität des Willens, Schelling, Schleiermacher, Hartmann die des Gefühls, die empiristischen Richtungen die der Empfindung und Anschauung über das Denken gelehrt. Hegel hat zwar die Welt „auf den Begriff gestellt", aber er hat in den Begriff aufgenommen und in ihm stärker als alle anderen herausgebildet den großen neuen Gedanken des Jahrhunderts, der da heißt Entwickelung; und indem er den Begriff flüssig machte, hat er ihn fähig gemacht, die ganze Weite und Geschehensfülle des Lebens zu fassen. Herbart hat zwar ontologische Elemente entscheidend verwerthet, aber sie sind bei ihm getragen von echt neuzeitlichem Realismus und Individualismus und durchtränkt vom lebenswärmsten Psychologismus. Streitender Haß löst sich in heiteres Lächeln auf, todfeindliche Extreme des Denkens reichen sich frohlockend die Hände, das ganze geistige Jahrhundert, das dereinst das Jahrhundert der buntesten Gegensätze zu heißen bestimmt ist, wird zum geschlossenen Chorreigen, wenn es zu tanzen gilt auf dem Grabe der starren Ontologie. Und erst auf diesem Grabe erwuchsen in selbständiger Gestalt jene philosophischen Wissenschaften, die im Gegensatz zur bloßen Denkphilosophie im Leben, d. h. im Wollen, Fühlen, Anschauen, Empfinden, ihr Material oder ihren Ausgangspunkt finden: die Psychologie, die Ethik, die Aesthetik, Pädagogik und die Erkenntnißtheorie. Die scholastische Ontologie ist todt seit mehr als 100 Jahren. Aber schon in der vorkantischen Philosophie hatte sie viel von ihrer Kraft eingebüßt. Descartes und Spinoza, Leibniz und Wolff gaben ihr zwar noch vielfach willig Gehör, aber diese dualistisch gestimmten Denker stellen als gleichberechtigtes Element neben sie ihren starken Physicismus; die beiden späteren unter ihnen durchbrechen noch mit dem weiteren Princip des Individualismus die scholastischen Mauern. Die Jahrhunderte tragen eben ihre eigensten Grundgedanken als nährende und belebende, lenkende und gestaltende Kräfte in die Philosophie hinein, in die Philosophie ihrer — großen wahren Denker. Der noch immer nicht genügend gemißachtete Wolff allerdings wußte an der lebensreicheren Weltauffassung seines Lehrers Leibniz nichts anderes zu corrigiren, als daß er die scholastischen Farben wieder mehr auffrischte auf Kosten der physicistischen. Anderthalb Jahrhunderte, bis auf diesen „Scholastiker" Chr. Wolff müssen wir zurückgehen, wenn wir den zeitlich nächsten Geistesverwandten Spir's nennen wollen. Ist es nicht unerhört, daß Wolff schon Spir dessen eigenste, welterlösende Großthat vorwegnahm, den Satz der Identität und des Widerspruchs allen anderen voranzustellen und die ganze Welt daraus abzuleiten? Und noch unerhörter, daß die darob von Spir erwartete Neugeburt der Menschheit schon damals nicht erfolgte? Und am unerhörtesten, daß bald darauf die Neugeburt der Menschheit gerade geschah durch den schmählichen Absturz jener Sätze aus ihrer Lügenhöhe, ein Absturz, der aus dem Alles ein Nichts machte, durch die Kantische Entdeckung, daß der Erkenntnißwerth der „welterklärenden" Sätze der Identität und des Widerspruchs und ihres ganzen Gefolges von analytischen Sätzen, eben weil sie alle auf jenen beruhen, gleich Null sei? Die Kantische Philosophie ist der Sieg des Synthetischen über das Analytische, des Lebens über das Denken. Im Grunde gibt es nur drei

*) A. Spir, Gesammelte Werke. 4 Bde. Leipzig, J. G. Findel.

Digitized by Google

philosophische Heerlager im 19. Jahrhundert: Kantianer, Hegelianer und Empiristen. Aber ein Zauberwort gibt es, einen Begriff, an dessen hohen Werth sie alle glauben, der sie alle unter einer Fahne zusammenführt: sie sind es alle in anderem Sinne, aber sie sind doch allesammt Synthetiker. Im Fichte-Hegel'schen Sinne kennen die Vorkantianer nur Thesis und Antithesis. Das ist der ganze Unterschied der Methode Spinoza's mit ihrer mathematischen Form, ihren Determinationen und analytischen Beweisen und der Entwickelungsmethode Hegel's, das ist der Grund z. B. des principium indiscernibilium bei Leibniz, des Ausgehens vom Satz der Identität und des Widerspruchs bei Wolff, das ist der Grund des schlecht verkleisterten Dualismus aller jener Denker. Während die früheren Jahrhunderte immer zum Absoluten und Antithetischen drängten, spricht aus allen Regungen unseres Jahrhunderts der Gedanke der Synthese. Synthese ist Vereinigung des Fremden, aber doch in Beziehung stehenden. Synthese ist vor allem die Entwickelung, Synthese ist die Induction, die Erfindung, Synthese ist der Constitutionalismus, das Parlamentswesen und überhaupt unser conglomerirendes sociales Leben, Synthese ist die Toleranz und auch der innere Motor aller Aeußerungen der Völkergeschichte in unserm Jahrhundert, der nationale Trieb im Gegensatz zum Particularismus. England hat bekanntlich das 19. Jahrhundert halb schon im 17. Jahrhundert erlebt und sah schon damals den synthetischen Trieb, allerdings nicht in seiner vielseitigen Tiefe, hervorbrechen im philosophischen Empirismus, im Constitutionalismus, im inductiv arbeitenden Lebensfortschritt.

Natürlich ohne es zu wissen und ohne Consequenzen daraus zu ziehen stellt sich Spir's Philosophie dem Grundtrieb des Jahrhunderts schroff entgegen. Sie ist der Synthetik feindlicher selbst als Wolff, feindlicher sogar als die Scholastiker und Spinoza, so feindlich wie eigentlich nur die alten, uralten, todten, mehr als todten Eleaten. Aber Spir nennt den Satz der Identität einen synthetischen. So kann man mit Namen Ball spielen! Wenn A = A nicht tautologisch analytisch ist, was ist es dann? Wenn jeder jeden Satz, an den er irgend eine Vorstellung, ein Interesse knüpft, synthetisch nennt, dann sind sie mit Freuden alle Synthetiker: Wolff, Spinoza und die Scholastiker und die Eleaten, und die „Kritik der reinen Vernunft" ist nur — ein Druckfehler. Aber gerade, daß Spir hierin sein Interesse, hierin Inhalt, ja die ganze Welt als Inhalt findet, daß ihm das letzte Wort einer vierbändigen Philosophie nichts anderes ist, daß ihm diese gewaltige Welt nichts anderes predigt als A = A, das ist das grauenvoll Gespenstische in dieser Philosophie. Einer Lehre, die den ganzen Inhalt der Welt, der, Spir weiß es, gerade außerhalb der Identitätsform liegt, als arrogantes Phantom streicht, die ihre ganze Idealität und Wahrheit, ihre ganze Befriedigung findet in der todten Einheit des leeren Denkens mit sich selbst, einer Lehre, deren Himmel die Trivialität und deren Gläubige allenfalls Lineale und Logarithmentafeln, einer solchen Lehre kann dieses Zeitalter, erfüllt mit dem Ideenschatz und Thatensturm des lebensreichsten Jahrhunderts nur ein instinctives: Hu! entgegenrufen. Glückliches Gemüth, dessen Wollust darin aufgeht, daß nur „die Rechnung stimmt", mag darüber eine ganze Welt zerquetscht werden. Vor Jahrhunderten mag eine philisterhafte Spinne grauen Klosterwänden die Lehre des A = A zugesummt haben; und dem damals lebendigen Klosterbruder Spir mag sie ins träumende Hirn gestiegen sein. Und nun ruft sie plötzlich der aus dem Grabe gestiegene Spir irrigerweise in die fremde Zeit hinein. — Natürlich fehlt dieser Philosophie ebensowohl Entwickelung wie Stimmung. Erstere kann eine Philosophie des 19. Jahrhunderts nur entbehren, wenn letztere so überwältigend groß ihr entgegenwirkt wie in Schopenhauer's Pessimismus. Aber das Jahrhundert hat ja im jüngsten großen System sogar den echt optimistischen Entwickelungsgedanken mit dem Pessimismus sich vermählen sehen. Stimmung kann eine Philosophie des 19. Jahrhunderts nur entbehren in der Empirie, niemals im höheren Aufstieg des Geistes. Kant, Hegel, Schelling sind Optimisten und der Pessimismus, von Fichte zuerst berufen, lebt sich in den Systemen Schopenhauer's und Hartmann's, den zeitlich eigensten Kindern des Jahrhunderts, in einer Stärke aus, wie niemals eine Grundstimmung in der gesammten Geschichte der Philosophie. Optimistisches Rosa, pessimistisches Schwarz, classisches Weiß, romantisches Blau, mystisches Gold und empiristisches Grün schwelgen im philosophischen Panorama des Jahrhunderts durcheinander; nur kalter, farbloser Spinozismus bleibt ihm fern. Was will hier A = A?

Wolff hatte in den Formen der Identität und des Widerspruchs nur eine logisch-methodische Spitze gesucht und in gesunder Zeit- und Welterkenntniß mit seinem Individualismus und Physicismus ein weites, erträgliches Weltbild geschaffen, aber Spir setzt das ganze Wesen der Welt, den ganzen Inhalt seiner Philosophie in A = A und seine Consequenzen. Dieser schroffe ontologische Monismus wirft ihn in der Rangordnung des geistigen Fortschritts zurück in die Sphäre des Eleatismus. Aber Parmenides war wenigstens geistreich genug, neben der todten Welt des Seins eine respectable Welt des Scheins aufzubauen.

Noch einige weitere verwandtschaftliche Züge zwischen Wolff und Spir seien hier angedeutet. Natürlich muß bei beiden als einer der ersten sich der Satz der Causalität aus dem Satz der Identität resp. des Widerspruchs ableiten lassen, jener ursynthetische Satz, für Kant das beste Beispiel, für Schopenhauer die Grundlage alles Synthetischen, aus dem Ursatz alles Analytischen. Bei Spir geht es nicht ab ohne scheinbar inhaltliche, in Wirklichkeit nur nominelle Reservationen. Natürlich sind beiden die altscholastischen Sätze ex nihilo nihil fit und omne ens est unum verum bonum wichtige Offenbarungen. Nur faßt Spir den letzteren Satz monistisch und sagt in seiner Sprache: das mit sich selbst Identische ist eins, frei von einem Anderen, unbedingt, Substanz, unveränderlich, ohne Mangel, vollkommen. Was aber sagt Kant über den Werth dieses Satzes? S. Krit d. r. V. ed. Kirchmann S. 126 ff. Natürlich leugnen beide das Werden. Natürlich ist der substantiellen Welt, die Spir monistisch, Wolff pluralistisch denkt, Ausdehnung, Zeit, Raum, Bewegung, Gestalt, Entstehen aus Anderem und Uebergang in Anderes fremd. Spir sieht mit Wolff die Körper an als phaenomena substantiata, denen nur unser verworrenes Vorstellen Substantialität gibt. Aber diese Phänomenalität der Körperwelt ist beiden nicht etwa die Kantische, sondern ist logische Verwechselung, Täuschung der Kurzsichtigkeit. Die Welten des Substantiellen und des Empirischen sind bei ihnen nicht qualitativ wie bei Kant, sondern nur quantitativ geschieden. Spir's subjectiven Idealismus unterschreibt auch Wolff und läßt ihn in seiner Unabhängigkeit bestehen, nur stellt er dualistisch daneben, selbständig, bloß parallel die physische Welt. Natürlich ist beiden Rationalisten das Gute nicht erst durch Gottes Willen, sondern an sich gut. Auch die Abhängigkeit des Wollens vom Vorstellen und Denken ist selbstverständlich bei solchen Denkfanatikern, die selbst das Ethische nur logisch fassen; und ebenso die antieudämonistische, rein logische Auffassung des Guten und der Tugend als Vollkommenheit oder Identität mit dem eigenen Wesen. Wie zwischen Nihilum und Aliquid, so setzen beide auch zwischen Gut und Böse ein schroffes antithetisches Verhältniß. Natürlich; denn das reine Denken duldet nur Absolutes, auch nur absolute Gegensätze. Es ist eben alles nur die Consequenz davon, daß der innerste Kern und auch äußerlich der wichtigste Theil der beiden Lehren nichts ist als starre Ontologie. Die Scholastik freut sich des gelehrigen Schülers in der Antithetik des Guten und Bösen, des aliquid und des nihilum, das sich selbst widerspricht, oder des ens und des non ens, wie noch Campanella seine Grundprincipien nennt, der irdischen und der noëtisch-gottverwandten Natur im Menschen, in der Gleichsetzung Gottes und des ens, der Substanz, deren nothwendige Einheit schon Anselm bewiesen, als des Unbedingten, des wahren Seins der Dinge, als der absoluten Einheit ohne alle Anderheit, als des Vollkommenen, des Seligen, des Strebensziels aller Dinge, als des Guten, durch welches sie vollkommen werden, als der Identität mit sich selbst, d. h. des Wesens und der Existenz.

Digitized by Google

Schon Anselm und Thomas hassen die Individuität als die Unvollkommenheit, die nur der Welt, nicht der Gottessubstanz zukommt. Daß die irdische Welt die Welt des Entgegengesetzten, der Widersprüche sei, ist ein beliebter scholastischer Gedanke; schon Thomas hatte das Bestehen aus Gegensätzen und das Sterbliche argumentirend zusammengebracht. Schon bei dem Cusaner ist es kein origineller Gedanke, daß in den Dingen die Einheit mit der alteritas verbunden ist, aus der alles Uebel und alle Beschränktheit, die nichts wahrhaftes sind, entstammt. Seit Anselm wird fast allgemein von den Scholastikern das Böse als das Irreale, bloß Negative gefaßt, das auch nicht von Gott herstammt. Schon Nikolaus Cusanus hatte in der Thätigkeit des Verstandes ein Bejahen und Verneinen und in den Formeln der Identität und des Widerspruchs das Fundamentalgesetz des Verstandes gesehen. Sogar Duns Scotus hatte den Satz der Identität, die incompossibilitas contrariorum als die Spitze alles Denkens, als das absolute Gesetz gefaßt, dem alles Sein, auch das göttliche, unterworfen ist. Auch die Abhängigkeit des Wollens vom Vorstellen ist dem Thomas so wenig fremd wie dem Spinoza, wie ebenso die Annahme eines nicht causal-effectionistischen, sondern nur intuitiv-ontologischen Verhältnisses Gottes zur Welt namentlich spinozistisch, aber auch schon scholastisch ist. Was bleibt da noch übrig von der Spir'schen Philosophie? Wolff bleibt hinter diesen Scholasticismen Spir's weit zurück und erscheint ein jugendlich neumodischer Stutzer dagegen. Der Realbeweis für die mit sich selbst identische Substanz geschieht natürlich streng im scholastischen Geist, nach dem Muster des alten ontologischen Gottesbeweises. Die absolute Identitätsform wird in unserem reinen Denken vorgestellt; folglich existirt sie real. Die Welt entspricht ihr nicht, folglich ist nicht das reine Denken mit seiner absoluten Identitätsform falsch; sondern — die Welt ist falsch. Wenn Spir's Denken commandirt, muß die Welt in's Wasser springen. Wer so taub gegen Kantische Donnerschläge im Glauben an die Allmacht des Denkens verharrt, wer so schwer sündigen kann gegen das Gesetz der Geschichte, der ist sozusagen auch ein Feind der Naturgesetze, der ist mit seiner Lehre — ein Gespenst. Aber hat denn Spir den Kant nicht gelesen? Gewiß, sogar verschlungen. Denn der Kant scheint ihm mehr im Magen als im Kopfe zu liegen, nach dem fortwährenden Aufstoßen feindlicher Regungen gegen ihn und nach den zahlreichen Mißverständnissen zu schließen. Von letzteren ein Beispiel: Spir nennt es (I, 94) einen der „sonderbarsten Einfälle", daß Kant „einmal" das Suchen nach einem Merkmal der Wahrheit des Inhalts der Erkenntnisse als ungereimt persiflire und „drei Seiten weiter unten" selbst Principien aufstelle, denen keine Erkenntniß widersprechen könne, ohne daß sie zugleich allen Inhalt, mithin alle Wahrheit verlöre. Ist das etwa ein Widerspruch? Sind etwa Kriterien des Inhalts und Kriterien der Möglichkeit eines Inhalts überhaupt identisch? Leugnet er alle allgemeinen Kriterien der Erkenntniß, wenn er allgemeine Kriterien des Inhalts der Erkenntniß leugnet? Es gehört kein Verstand, es gehören nur brauchbare physische Augen dazu, um wahrzunehmen, daß Kant nicht erst „drei Seiten weiter unten", sondern von Anfang mit nur Kantischer Präcision formale und materiale allgemeine Kriterien unterscheidet, jene zugibt und diese leugnet. Jener „einmalige" „sonderbare Einfall" Kant's ist nicht mehr und nicht weniger als — der ganze Kant. Wer den Unterschied der formalen und materialen Kriterien nicht sieht, der sieht auch nicht den Unterschied der Analytik und Dialektik, der Wahrheit und des Scheins, für den ist die „Kritik der reinen Vernunft" noch ungeschrieben. Und wirklich ist der ganze Spir nichts als die von Kant so glorreich aufgelöste Vermischung der formalen und materialen Principien.

Daß er auch z. B. dem Kantischen „Ding an sich" die Kategorien der Substanz und Causalität zuschreibt, soll Spir nicht so sehr verargt werden. Das ist auch Größeren begegnet.

Ob Spir's Lehre widerlegt ist, wenn sie als dem Geistesfortschritt des Jahrhunderts todtfeindlich gekennzeichnet ist, das bleibe dahingestellt. An eine Kritik im Einzelnen, die viel scharfsinnig Gedachtes anerkennen müßte, ist hier noch weniger zu denken. Ist dieses System aber auch consequent aufgebaut? Im Allgemeinen, ja. Von der reinen Skepsis abgesehen ist es das kleinste System in der Geschichte der Philosophie, so klein, daß es recht schwer gewesen wäre darin — nicht consequent zu sein. Und doch ein Punkt z. B. Das Böse und der Schmerz werden identificirt, aber nicht das Gute und die Lust. Der psychologische Grund hierfür ist klar, doch nicht der logische. Ist im Schmerz die Individuität nicht ebenso wirksam wie in der Lust, daß nur diese, nicht aber jener auf Täuschung beruht?

Die philosophische Erscheinung Spir's verkündet eine erschütternde Lehre, eine Lehre von hoher, unvergleichlicher Gerechtigkeit in der Geschichte: Es gibt keine Verkannten; denn die Genialität und Größe besteht eben in der Kraft der Objectivirung, in dem Vermögen, Welt und Zeit im Innersten zu ergreifen, sowohl zu verstehen wie zu beherrschen. Das vermeinte Genie ist trotz all' seines Tobens ein blinder, ohnmächtiger Gefangener in der eigenen Sphäre. Der Ruf, der aus enggeschlossenen, dicken Mauern erschallt, verhallt auch in enggeschlossenen dicken Mauern.

Noch ein Wort über Sprache und Darstellung. Ihre Haupteigenschaft ist eine lastende, eisenbahnfeindliche Breite. Mit welcher Unerschöpflichkeit der Wiederholung, als gelte es, jeden Widerspruch unter dichten Papiermassen zu ersticken, wird in allen Bänden die heute jedem Anfänger geläufige idealistische Lehre von der Subjectivität aller unserer Körperwahrnehmungen vorgetragen! Ein Recensent einer der hier gesammelt vorliegenden Spir'schen Schriften in der „Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie" findet etwas Antikes in dieser Sprache. In der That, wir kennen sie schon; es ist, als rühre sie Jugenderinnerungen in uns auf: es ist ganz die klösterliche Gemessenheit, der schulmeisterlich biedere Offenbarungston, die Wüstenöde an Phantasie, die nickende Wortfreude und Pedanterie, das pathetische Phlegma unserer — gymnasialen deutsch-lateinischen Uebersetzungsbücher. Wir glauben dahinter den drohenden Finger des alten Oberlehrers zu sehen, der mit peinlichem Spürblick die Utconstructionen verfolgt. Die lateinisch gedachten Sätze Spir's klingen nur in dem fremden Deutsch so steinern langweilig, ähnlich wie auch die treueste Marmorcopie das für Erz erfundene Original schwerer und massiver wiedergibt. Antik ist auch die Naivetät und die klare Einfachheit in dieser Sprache, und um ganz der Antike anzugehören, fehlt ihr nur eins, die Hauptsache: was die Antike ewig lebend, classisch macht: die Lebensfrische. Sie klingt wie die gestorbene, die aus dem Grabesschlaf sprechende Antike. Wieder das Gespenstische!

Bücher, philosophische Bücher ganz besonders und nun gar ganze philosophische Lebenswerke sind keine bloßen Rechnungsresultate des Verstandes, sind Thaten, in denen sich die ethische Persönlichkeit ausspricht. Die ethische Persönlichkeit Spir's in ihrer literarischen Kundgabe verdient es wohl, daß die echten, glücklicheren Kinder der Zeit vor ihr den Hut abziehen. Eine herbe Tragik ruht auf der Denkerstirn des einsamen Fremdlinges in unseren Tagen, dieses Fremdlinges mit der rührenden Zukunftshoffnung und der unerschütterlichen Treue gegen sich selbst, in der nur Modegecken den Ausdruck von Bornirtheit sehen mögen, mit dem warmen, sittlichen Ernst, mit der reinen Denkensfreude und dem glühenden Wahrheitseifer. Der vermeintlich Unverstandene in der in Wahrheit unverstandenen Zeit! Selbst jene gigantesken Verhimmelungen der eigenen Lehre sind keine Orgien der Rache, in denen nur verletzte Eitelkeit ihr heißes Verlangen kühlt; glaubensstarkes Vertrauen baut da der erkannten Wahrheit heilige, steinerne Altäre, Altäre des Trostes, mit um so höherer Inbrunst, da es andere nicht thun. Fast möchte man's klagend gestehen, daß auch jene schönen ethischen Züge Spir's dieser übertünchten, geflügelten, opportunistischen Zeit abgestorben sind. Mit den Prunksälen der großen Genien der Philosophie ist das Geistesstübchen dieses Denkers nicht zu vergleichen; eng ist es darin, altfränkisch, dumpfig und ungemüthlich, aber sauber ist alles, ordentlich, fest und einfach.

Digitized by Google

Der große Geist der Geschichte, der den Geistesfortschritt der Menschheit lenkt, an den wir ja Alle glauben, was mag er wohl beabsichtigt haben, als er in diesen Tagen einen Spir erstehen ließ? Wollte er beweisen, daß er selbst nicht existirt? Wollte er beweisen, daß seine Wege uns unergründliche Räthsel sind?

Feuilleton.

Die Todesblume.

Von E. von Dincklage.

„Wenn Sie in Montreux sind, so bitte ich Sie, meine Bekannte Frau Imberg aufzusuchen, dieselbe ist zwar nur eine brave, einfache Frau, aber ich weiß sicher, daß Sie sich mit dem Pflegling der Dame befreunden werden. Dieser Pflegling ist die 22jährige Baronesse Sparr, unabhängig, reich, ungewöhnlich unterrichtet, seit drei Jahren verlobt, ganz nach eigener Wahl, mit allen Fasern des Daseins am Leben hängend — aber bereits seit Jahren gelähmt und dem Tode hoffnungslos entgegen blühend, ja blühend! Der unerbittliche Würger bemächtigt sich gleichsam kosend seines anmuthigen Opfers, welchem nie eine Ahnung kommt, daß es allbereits halb gestorben ist!"

So sprach eine würdige Freundin zu mir vor meiner Abreise in die Schweiz, und ich befolgte, kaum in Clarens eingerichtet, ihren freundlichen Rath. Frau Imberg, ein gutes, rundliches Frauchen, schärfte mir unnöthiger Weise ein, nie einen Zweifel an der baldigen Wiederherstellung ihrer jungen Herrin durchschimmern zu lassen, denn „sie lebt so gern!", und führte mich in einen eleganten Salon, dessen Glasausbau die Aussicht über den See frei gab. Auf dem sonnig blauen Grunde, den Himmel und Wasser dieses leuchtenden Wintertages boten, gewahrte ich eine junge schlanke Gestalt in einen Rollsessel gelehnt, sie war im Stoffe von schön brauner Farbe gekleidet, braun war das weiche volle Haar, lichtbraun die großen lieben Kinderaugen, und ein leichter brünetter Hauch lag über dem zarten, reizvollen Angesichte. Ich hätte meine Arme um das liebliche Geschöpf schlingen mögen, das wie eine Primel auf gold und blau gemalt vor mir saß.

„Ich empfange Sie wie eine Königin!" begrüßte mich die Kranke mit ihrer fröhlichen Lerchenstimme, und zwei Grübchen bildeten sich in den Wangen, als sie dabei lächelte, ihre weiße schöne Hand beschrieb dazu die Kreisform der Berge, die leicht beschneit im Sonnenlichte funkelten. „Mir ist's oft, als sollte mein Herz springen vor Begeisterung beim Anblick dieses Gnadenbildes!"

„Und doch unterbreche ich Sie in einem ernsten Studium?" fragte ich, auf einige große Bücher und verschiedene Hefte des Stelltisches deutend.

„Freilich, ich bin einer Doppelliebe verfallen, eine für meinen ehemaligen Vetter und jetzigen Verlobten, die andere für den schneegekrönten Dent du midi und seinen Nachbarbergen. Mein Verlobter hat sich, nach vollendetem juristischen Studium der diplomatischen Carrière zugewendet, und da lese und lerne ich Alles, was uns in diesem Berufe nützlich und förderlich werden kann, was mir darnach an freier Zeit bleibt, das füllt mein gigantischer Liebling dort am Seeufer zu. Es ist nicht zu glauben, wie viel Abwechselung der Anblick dieses Felscolosses bietet. Morgens tritt er majestätisch aus den weißen oder röthlichen Nebelschleiern hervor, die obersten Zinnen leicht glänzend. Später legt er häufig den Dunstmantel um die Schultern, oder er steht, klar und wunderbar nahe mit seinen Spitzen, Schneefeldern, Wasseradern und Abgründen, vor mir, sich in der Fluth spiegelnd. Abends zeigt er sich manchmal bläulich, manchmal auf rothem Goldgrunde — ich ersehne mit Andacht den glücklichen Tag, wo meine gewaltigen Freunde im Alpenglühen entbrennen. O dieser Naturanblick ist eine so köstliche Medicin, daß ich weiß, ich werde eines Tages aufstehen und geheilt sein!" Es lag so viel treues kindliches Gefühl in ihrer Rede, ihre Stimme, ihre Augen waren so fesselnd, ihre Erwartung so zuversichtlich, daß es mir den Herzschlag stocken machte, mich daran zu erinnern, es spreche eine Unheilbare zu mir.

„Zuweilen", beeilte ich mich zu erwidern, „verhüllt sich aber Ihr Berglieblich durch den ganzen Tag hinter seinem grauen Nebel- oder Schneevorhang!"

„Ja — das sind traurige Tage, ich bin dann so vereinsamt, als wenn ein erwarteter Brief meines Verlobten ausbleibt — es ist mit der Liebe wie mit dem Wetter, bald lichte Freud', bald bangend Leid!"

Mir wurde so weich und wehmüthig diesem anmuthigen Mädchen gegenüber, welches so widerstreitende Gefühle in mir erweckte, daß ich in der nächsten Zeit nicht wieder zu ihr ging. Mehrere trübe Schneetage hatten endlich einem sonnigen Christfeste Platz gemacht, ach! und wie leben wir in unsere Pensionszimmer eingekapselten Fremdlinge auf, wie trinken wir mit Lungen, Augen und Herzen die Wonne eines solchen schönen Tages! Das klare Seewasser zieht mich stets an die Quaimauer, der Wogenhymnus wirkt so beruhigend auf das Gemüth. Zu meiner Freude fand ich an diesem Tage neben der blaugrün funkelnden Fluth den Fahrsessel der Baronesse Sparr, den ihr Diener Christian geschoben hatte, auch Frau Imberg wanderte mit kurzen ungemüthlichen Schritten umher. Die Blicke des kranken Mädchens hafteten an der Gestalt eines jungen Mannes, der mit den großen Bewegungen jugendlicher Vollkraft eine Schaar kreischender Möven mit Brot fütterte. Kein Zweifel, dieser blonde Krauskopf mit den lebenslustigen, sorglos pfiffigen Zügen war das Haupt Arnold von Sparr's, des erwählten Bräutigams. Als das Brot von den gierigen Vögeln verschlungen war, ahmte der Diplomat die Flügelbewegungen der kleinen Taucher mit den Armen nach und sagte: „Käte, was meinst Du, wenn ich mich auch so aufschwänge, ein eleganter Bogen, und ich lasse mich da oben in Glion nieder. Fuit — Fuit — fliegen müßte man können!"

Ich blickte beunruhigt auf die Lahme, die ja nicht einmal zu gehen vermochte, aber ihr Antlitz war wie von Freude durchleuchtet: „Aber Du mußt mich mitnehmen, Arnold!" sagte sie anmuthig.

„Natürlich, mein Lieb'!" rief er herzlich und burschikos. „Natürlich, meine alte Käte, ohne mein Kätzchen wär's ja doch nirgends schön!"

„Böser Lügner!" lachte die Baronesse, „beim Bierschoppen hast Du mich niemals vermißt!"

„Aber Käte, in dem Rauch und Lärm hätt'st Du's gar nicht ausgehalten!" erwiderte er mit Würde.

Ich wurde bemerkt, der Bräutigam mir vorgestellt, und dann bemächtigte sich Frau Imberg meines Armes, um die Liebenden allein zu lassen, obwohl die zwei ungenirt wie Bruder und Schwester miteinander verkehrten. Frau Imberg war erfreut, einen Blitzableiter für ihre schlecht verhehlte Erregung zu finden, ihre Stimmung war durchaus keine festliche. „Meine Stellung ist wohl immer eine schwere," begann sie mit unverhohlener Selbstanerkennung. „Ich arbeite für des lieben Kindes Leben, Glück und Zukunft, ich heuchle den frohen Glauben an all diese Erwartungen und weiß seit Jahr und Tag, daß neben ihrer Schwelle das Grab gegraben ist. Aber sie hat keine Mutter, ich halte die Lüge und den Schein aufrecht, wie es ihre Mutter thun würde, aus Liebe trägt man Alles, aber diese unglückliche Verlobung, die erhält mich seit all den Jahren in einem Zorne, der an meiner Gesundheit nagt, obgleich mich ja schließlich die ganze Tollheit nichts angeht!"

„Aber da sie ihn liebt und ihre letzten Lebensjahre durch diese Liebe so reich werden, so hoffnungsvoll —"

„Das ist ja eben das unheimliche Räthsel, daß sie ihn liebt, daß sie dieser Liebe ihr ganzes Denken und Streben unterordnet, obwohl ihr, schon ehe sie confirmirt war, die annehmbarsten Partien geboten wurden. Sie war stets schwach, aber so völlig gelähmt ist sie erst seit zwei Jahren, dabei ihr Aeußeres, ihr sanftes Wesen und ihr großer Reichthum — ja, ihre Mutter war schwindsüchtig, das erbt nach!"

„Ich weiß inzwischen nicht, was Sie an Arnold von Sparr auszusetzen haben, liebe Frau Imberg, ich denke, es wurde ihm nicht schwer, Ihrer Blume zu gefallen!"

„Ja, wenn sie ihn gekannt hätte, aber sie kannte ihn damals gar nicht, sein Vater war ein solcher Taugenichts, daß er von Kätchens Großvater enterbt und verstoßen wurde und der ganze Besitz Käte's Vater zu-

Digitized by Google

fiel. Der Taugenichts galt für verschollen, da erfährt das fünfzehnjährige Mädchen in Norderney durch einen österreichischen Offizier, daß er einen Vorgesetzten Namens von Sparr in Galizien hatte und daß dieser Vorgesetzte starb und einen Sohn hinterließ. Als wir Anderen von der Sache erfuhren, da hatte Käte schon durch ihren Vormund dem Sohne des Verstoßenen die Geldmittel zum Studium der Jurisprudenz, unter dem Vorgeben, es sei dies ein Familienlegat, zugewiesen. Der junge Mensch hatte seine Zeugnisse einzusenden und seinem Verhalten entsprechend wurde er reichlicher oder knapper gestellt, immerhin aber wie ein Edelmann. Käte's Leben war eine Reihenfolge verschiedener Curen und klimatischer Luftaufenthalte. Sie hatte eine eifrige Correspondenz mit Arnold von Sparr angeknüpft, und wies allen Bewerbungen, die ihr zu Theil wurden, freundlich aber entschieden ab, ihr ganzes Denken und Sorgen galt dem Sohne des Verstoßenen. Es klingt fast unglaublich, wenn man erzählt, ein so junges, zartes Wesen machte es möglich, dem Schüler und nachherigen Studenten den Weg in angesehene Familien zu förderſamen Bekanntschaften, zu belehrenden Reisen mit strebsamen Gefährten, kurz zu Allem anzubahnen, das seinen angeborenen Leichtsinn die Wage hielt. Alle anderen Interessen, vornehmlich das für ihr eigenes Wohlergehen, wichen den Rücksichten, welche sie auf Vetter Arnolds Ausbildung und Fortschritte nahm, ihr Leben war ganz diesem Zwecke gewidmet!"

„Und derselbe ist erreicht!" warf ich in Frau Imberg's Entrüstung.

„Nun ja — es kamen Störungen und Zwischenfälle, aber das Lernen wurde ihm leicht, und er machte mit 19 Jahren sein Abiturientenexamen. Der Preis für das gute Bestehen war die Bekanntschaft der Cousine. Er kam nach Schloß Sparrnberg. Wir athmeten auf, denn er war durchaus kein Ideal, ein lustiger, leichtlebiger Bursche. Käte aber scheint mit Blindheit geschlagen — sobald dieser — dieser große Junge in Frage kommt. Wenn es nicht eben Käte wäre, die eine so edele, reine Natur hat, so müßte ich sagen, das Mädchen kokettirte unverantwortlich mit dem unverfrorenen Schlingel. Sie erschien, wenn er bei uns in Friesland war, stets in neuen, hübschen Toiletten, die Dienstboten wurden strenger denn je zu den vornehmsten Formen angehalten, als ob ein Prinz zu bedienen wäre, gelehrte Unterhaltung wechselte mit Geselligkeit und Fahrten in die Nachbarschaft ab, der junge Mensch wurde von Tag zu Tag stilvoller und feiner, und für jede kleine Vervollkommnung dankte ihm Käte's Lächeln. Sie war damals noch nicht 18 Jahre, freilich durch viele Reisen, Reichthum und Alleinstehen gereift. Um so unerklärlicher bleibt es, daß sie ihm vermuthlich schon damals Hand und Herz in Aussicht stellte, falls er seine Universitätszeit gut und erfolgreich überdaure. Wir, ihre alten, erprobten Hausgenossen zweifelten nicht, daß Arnold durch so viel Entgegenkommen verwöhnt und übermüthig gemacht, auf schlechte Wege gerathen würde, es war ein entsetzliches Gethue seinetwegen, aber er ist dickfellig und hat sich so leidlich durchgeschlagen, wirklich geschlagen, denn er soll ein tüchtiger Fechter sein."

„Bravo," rief ich über die eifersüchtigen Klagen der braven Frau amüsirt, „ich erwartete schon etwas Schreckliches!"

„Nun — ich denke, es ist schrecklich genug! Sehen Sie nur, welche Schwankungen er dort mit dem Fahrstuhl macht, Christian sträuben sich die Haare, wenn er Käte umwirft, ist's ihr Tod!"

„Aber beste Frau Imberg, er wirft sie nicht um, er liebt sie ja!"

„Nun freilich — aber er müßte sie ganz anders lieben!"

Eben kam in fliegender Eile der Krankensessel zu uns heran und der kutschirende Bräutigam sagte mir unter hellem Gelächter: „Ich weiß, die gute Frau Imberg hat Ihnen eine Lobrede über mich gehalten — sie interessirt sich so eingehend für mich!"

Frau Imberg schüttelte sich, hochroth wie ein gereizter Puter. Käte sagte freundlich: „Bitte, Baronin, glauben Sie nicht, meine beiden Seelen dort wollten mir diesen schönen Tag trüben, sie wollen und können es nicht. Wenn ein plötzlicher Föhn mich mitten in den See oder auf jenen silberschimmernden Felsgrad wirbelte, sie würden mir beide nachschwimmen und klettern und gar nicht an ihr eignes Leben denken!"

„Sie ist ein Engel, Baronin!" versicherte mir der Bräutigam und schüttelte Frau Imberg's fette Hand mit beunruhigender Treuherzigkeit, um dann sich über seinen Engel zu beugen und heimlich ihre Stirn mit seinen Lippen zu berühren.

Frau Imberg's Mund preßte sich zusammen, als fürchte sie, der Schrei: „Es ist doch schrecklich!" würde sich trotz ihres guten Willens zu schweigen Luft machen. Auch mir wurde beklommen und ängstlich, ich mußte seufzen, um nicht zu ersticken, erschrak dann über meinen Seufzer und begegnete, aufschauend, Käte's schönen ernsten Augen, die den meinen in einem langen, verständnißvollen Blicke erwiderten.

Arnold hatte den Sonnenschirm seiner Braut wie eine Flinte auf eine Entengesellschaft angelegt, aber die harmlosen Thiere betrachteten das Leben als ihr unveräußerliches Eigenthum und wiegten sich unbekümmert auf den schimmernden Wellchen weiter: „Das dumme Vieh erschrickt nicht einmal!" sagte er verächtlich.

„Das ist gut!" rief Käte, „es ist so schön, sich über der Gefahr zu fühlen!"

„O, ein kleines Erschrecken hinterläßt hinterdrein ein ganz wohliges Empfinden!" meinte der Bräutigam, indem er kräftig die Lehne des Sessels ergriff und denselben in größter Schnelligkeit vorwärts schob.

Am nächsten Tage hörte ich einen Schlitten vor meiner Pension halten. Drin saß das Brautpaar, Käte ganz in Pelz eingehüllt, Arnold die Zügel in den Händen. Sie grüßten zu mir hinauf, Christian wollte seine Herrin heraus heben, aber ihr Verlobter erfaßte sie wie ein Kind und alsbald hörte ich, wie er sie die Stiege empor trug. Natürlich war die Thür meines Stübchens längst geöffnet, und Licht und Sonne drangen durch dieselbe in den düsteren Vorraum.

„Da sind wir!" rief Arnolds kräftige Stimme, als begrüße er einen alten Kameraden. Dabei legte er das Mädchen auf mein Kanapee. „So herum, damit Du meinen Nebenbuhler, den Dent du midi sehen kannst! Habe ich nicht ein Engelsgemüth, Baronin, daß ich Kätens Roman mit dem alten Philister noch unterstütze?"

„Einen solchen Besuch haben Sie schwerlich jemals begrüßt!" sprach lächelnd Käte, mir das liebe Händchen reichend. „Arnold fand eine Anmeldung ganz unnütz, er meinte: Da sitzt die Baronin und schreibt den See an! — Dann belud er sich mit mir und: da sind wir! ist seine Anmeldung. Es ist jetzt entschieden, mein Verlobter wird der Gesandtschaft nach den Vereinigten Staaten zugetheilt — wenn er von dort zurückkommt, dann bin ich schon genesen!"

„Nach den Vereinigten Staaten?" rief ich erstaunt, „das interessirt mich überaus, ich durchreiste Nordamerika vor einigen Jahren zum Vergnügen und habe dort eine der schönsten Zeiten meines an herrlichen Eindrücken reichen Lebens zugebracht."

„Ich las davon," entgegnete Käte fröhlich, „und wir bitten Sie herzlich, den morgenden Tag bei uns zu verleben, damit wir recht viel aus und über die neue Welt erfahren. Wie schön, daß der erste Gruß von dort gleich so anmuthend ist, ich glaube nämlich an gute Vorbedeutungen."

Der mit dem Brautpaare verlebte Tag war ein ungemein wohlthuender. Frau Imberg, die in so vielen Beziehungen ihre Pflegetochter durchaus unrichtig beurtheilte, hatte darin vollkommen recht, wenn sie behauptete, Käte dringe tiefer in Arnolds Verhältnisse ein, als er selbst. Kaum habe ich Jemanden so wahr und richtig über amerikanische Einrichtungen und Auffassungen urtheilen hören als Käte, sie hatte, seit Arnolds Bestimmung in Aussicht war, eine Menge gediegener Bücher über jene neue Welt gelesen, welche in Deutschland durchgängig und selbst von angesehenen Blättern, so falsch und unzutreffend geschildert wird. Käte, das vernünftige, tiefblickende Kind, fesselte mich jedes Mal, wo ich ihr begegnete inniger, und ich fing an, Frau Imberg als eine entschiedene Schwarzseherin zu betrachten.

Arnold begleitete mich Abends zu meinem Hause: „Ich trete meine Seereise in nächster Woche ganz getrost an," sagte er in seiner sorglosen Weise, „der Arzt meiner Käte sagt mir, er zweifle nicht an der gänzlichen Wiederherstellung der Kleinen, und sie würde sich der Cur gewissenhafter unterziehen, wenn ich in der Ferne bin, meint er. Käte hustet nicht, sie ist heiter und lebenslustig — es ist kein Grund zu ernsten Befürchtungen vorhanden!"

Ich versprach ihm, nach seiner Abreise viel mit Käte zu verkehren, „da sie so viel Vertrauen zu mir habe", behauptete Arnold, und er fügte — mit Recht! — hinzu, daß Frau Imberg keinerlei geistige Anregung biete.

Digitized by Google

Baron Sparr verließ Montreux am 2. Januar. Am 3. ging ich zu Käte. Christian und die Jungfer, zwei ältere Familienglieder, empfingen mich mit beunruhigten, verstörten Gesichtern und flüsterten mir zu: „Der Abschied hat die Gnädige furchtbar angegriffen!“ In der That stockte mein Herzschlag, als ich Käte's todtbleiches und furchtbar schmales Gesicht in den Kissen des Fahrsessels liegen sah. Sie reichte mir die Hand und bat mich, die Thür des Vorzimmers abzuschließen. Als ich wieder neben ihr saß, schlug sie ihre schönen Augen zu mir auf und sprach: „Es ist eine große Gnade Gottes, daß es schnell mit mir zu Ende geht. Ich bitte Sie, Arnold demnächst meinen Tod mitzutheilen und ihm zu sagen, daß er mein Andenken durch braves Leben und Streben ehren möge. So lange er hier war, brauchte ich anregende Mittel, um keinen Verdacht in ihm aufkommen zu lassen, er schied wohlgemuth, obwohl er sich meine Genesung anders dachte, als ich dieselbe voraussah!“

Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Vielleicht hätte ich ihr widersprechen sollen, aber ich konnte es nicht. „Liebe Käte,“ war meine Antwort, „so wie Sie es bestimmen, werde ich Alles ausführen, wenn Gott Sie heimruft!“

Ihre Mienen verklärten sich. „Ich wußte es,“ sprach sie, „und konnte mich ja durch so viele Jahre zu dem fröhlichen Heimgang rüsten. Mein Seelsorger in Sparrnberg, der mich auch confirmirt hat, theilte mir schon vor meiner Verlobung mit, daß ich auf dem Heimwege in das Land der Seligkeit wandele. Ich hatte noch eine Aufgabe zu lösen und that das, so gut ich es wußte und vermochte. Lesen Sie diesen Brief meines verstorbenen Vaters — bitte laut, denn ich wünsche, derselbe werde gleich von Ihnen verbrannt, wenn er gelesen!“

Meine Finger bebten, aber meine Seele wurde weit und beflügelt, als die Todesblume ihren Kelch so friedvoll vor mir erschloß. Ich las: „Geliebte Tochter! Diese Worte dictire ich unserem Pastor Buttner, welcher an meinem Sterbebette sitzt. Er wird Dir dieselben einhändigen, sobald er Dich gereift genug glaubt. Es ruht der schwere Vorwurf auf mir, meinen verstoßenen Bruder Thomas nicht gerettet, ja, seine Rettung nicht versucht zu haben! Aber Thomas hat ein Kind, einen Knaben, möge Gott Dir helfen, den Sohn des ehrlosen Diebes zu einem braven, nützlichen Menschen zu machen, damit mir die Erde leicht sei. Das meine Bitte und mein Segen“, mit unsicheren Schriftzügen folgte des Namens Unterschrift, dem letzten Kampf abgerungen. Ich näherte mich der Wachskerze des Schreibtisches, Käte nickte, und ich entzündete das Papier, dessen Asche ich hinausstreute in den See.

„Käte,“ sagte ich, ihre Hände ergreifend, wie beneide ich Dich, Du ziehst nach vollbrachtem Tagewerke dahin wie das rosige Abendlicht, Du hast Alles daran gesetzt und Alles gewonnen!“

„Ich danke Dir!“ entgegnete sie, das „Du“ erwidernd, „aber ich bin doch manchmal sehr verzagt gewesen, es war ein harter Kampf mit Arnolds Natur. Zum Glück konnte ich es Frau Imberg verhehlen, wenn er irrte, ach und wie schön, daß sie verhindert wurde, mich über mein Loos zu beklagen — dadurch, daß ich mich lebenslustig zeigte, ja, ja, es ist ein schönes Ende. Da steht, wie aus Erz gegossen, die Bergwand, und wenn mein lahmer Körper sinkt — dann, dann wird die Seele hoch, hoch über dieselbe emporschweben, ach, und neben mir stehst Du, meine Freundin, und begreifst mich!“

Frau Imberg's Eifersucht war durch meinen langen Besuch erweckt. „Ich zittere vor Aufregung, daß Käte's schwache Kräfte durch die lange Unterhaltung mit Ihnen erschöpft sind, Baronin!“ sagte die Gute fast weinend, indem sie mich in ihr Zimmer zog. „Sie kennen das Kind nicht, man muß die Gefühle meiner Kranken mit eiserner Consequenz zurückhalten. Sparen Sie mit jedem Fünkchen Lebenslicht, Aufregung ist Tod! sagte mir der Arzt, und wie ich mich beherrsche, kann sich nur Mutterliebe beherrschen. Käte kennt mich darauf, sie hat mit keinem Worte Arnolds Abschied beklagt, und auch ich schwieg, obwohl ich sehe, wie diese zwei Tage sie heruntergebracht und entkräftet haben — man muß sein Herz unterdrücken dabei, Baronin!“

„Ich habe Käte gegenüber Ihre Zurückhaltung beherzigt!“ entgegnete ich beruhigend und wanderte dann traumverloren am Seeufer entlang, die Kranke wird bald erlöst sein, und wie umsichtig hat sie ihr Sterbekissen selbst vorbereitet.

Bei meinem nächsten Besuche fand ich Käte's Bett in der Glasveranda, sie redete leise und mühsam, aber Freude lag in ihrem: „Bald!“ Als ich bedauerte, daß der Schneefall die lieben Berge verhülle, entgegnete sie: „Die niederhuschenden Flocken haben etwas freundlich Einschläferndes. Ich habe heute Morgen Frau Imberg auf mein baldiges Gehen vorbereitet, sie trug es sehr tapfer — nun, sie war ja lange darauf gefaßt. Mein letzter Wille ist, seit ich mündig erklärt bin, niedergelegt, die Güter kommen einem Lehnsvetter zu, mein mütterliches Vermögen erbt Arnold. Ich dachte daran, mich mit ihm trauen zu lassen, aber das wäre ein Eingriff in die göttlichen Fügungen gewesen, Arnold wird standesgemäß leben können, auch für Frau Imberg und meine Leute ist gesorgt. Ich wünsche hier auf dem schönen Kirchhof über Clarens beerdigt zu werden, so daß man vom Grabe den Dent du midi erblickt. Wenn die Nebel so um die Bergspitzen wogen, erschien mir dieser Freund immer wie ein in Weihrauch gefüllter Opferaltar!“

Sie redete so leise wie mit Geisterstimmen und ihre leuchtenden Augen waren die eines Engels. Drei Tage später schwang sich die Heldin empor und ließ nur eine bleiche, abgezehrte Hülle zurück. Ich schrieb an Arnold, der mir in tiefer Herzenstrauer antwortete. Auf ihr Grab blickt der Dent du midi.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Väter und Söhne“. Schauspiel in fünf Acten von Ernst v. Wildenbruch. — „Gräfin Sarah“. Schauspiel in fünf Acten von Georges Ohnet.

Soviel ich weiß, ist das obengenannte Stück Wildenbruch's das einzige dieses Dichters, welches in Berlin noch nicht zur Aufführung gelangt war. Selbst sein sonderbares Gesellschaftsdrama: „Die Herrin ihrer Hand“ sah ich im vorigen Winter über die Bretter wenigstens einer Dilettantenbühne ziehen, aber an das vorliegende patriotische Schauspiel hatten sich bisher, soviel mir bekannt ist, auch die unternehmendsten Directoren und selbst Dilettanten nicht gewagt. Es war deshalb ein ziemlich kühnes Unternehmen des Herrn Kurz, des bisherigen Directors des Ostend-Theaters, seine Thätigkeit an dieser Bühne mit diesem Stücke zu beschließen. Denn irgend welche Gründe, die eine Aufführung desselben bisher verhindert hatten, mußten doch vorliegen, und zwar Gründe künstlerischer Art, nicht solche von Außen herkommende Bedenken, wie sie der Aufnahme des „neuen Gebotes“ in die Repertoire unserer besseren Schauspielhäuser im Wege gestanden hatten. Aber Herr Kurz war wohl durch den Erfolg dieses letztgenannten Dramas ermuntert worden, den Namen Wildenbruch's noch einmal für sich wirken zu lassen, und wir müssen ihm zugeben, daß „Väter und Söhne“ wenigstens noch um ein Weites über die Stücke hinausragt, die ihm auf jener Bühne im Osten vorausgingen, trotzdem es wohl zu den schwächlichsten Leistungen Wildenbruch's zu rechnen ist.

Das Stück zerfällt, ähnlich wie das „neue Gebot“, in zwei dramatische Abschnitte, die zwar unter einander durch die Personen des Dramas einen Zusammenhang haben, aber im Grunde selbständig in ihrem Inhalte sind. In dem ersten dieser Abschnitte — der sich übrigens bei der Darstellung als überaus bühnenfähig und wirkungsvoll erwies — spielt sich eine der traurigsten Episoden aus der Zeit ab, in welcher Preußens Macht dem Ansturme Napoleons erlag: die schmachvolle Uebergabe der wohlbewaffneten und stark besetzten Festung Küstrin an ein französisches Regiment. Der zweite Abschnitt läßt uns dann einen Blick werfen auf Deutschlands Erhebung im Jahre 1813; mit der Schlacht bei Großbeeren schließt der fünfte Act. Und so scharf wie der Contrast zwischen den Zeiten, in welche diese beiden Dramahälften verlegt sind, ist auch der Gegensatz zwischen dem Grundgedanken der beiden Abschnitte: hier die Aeußerung eines glühenden, tödtlichen Hasses, dort das sanfte und versöhnende Walten eines fast süßlichen Edelmuthes, hier das Verderben des Vaterlandes, welches aus jener Saat des Hasses als traurige Ernte emporsproßte, dort der glorreiche Sieg als Frucht der edelen und reinen Menschenliebe.

Es ist in beiden Abschnitten zu bemerken, daß die Motive nicht unvermischt und rein herausgearbeitet auftreten; der Haß im ersten Theile ist, obgleich ganz persönlichen Ursprunges, verquickt mit einer stillen Wuth über sociale Unterschiede, und der Edelmuth, die Aufopferungsfreudigkeit des Helden im zweiten Theile beruhen nicht allein auf seiner Vaterlandsliebe, sondern noch auf seiner Schwärmerei für ein weibliches Wesen. Solche Vermischung der Motive rächt sich nirgends mehr und

Digitized by Google

rascher als im Drama; hier, wo eine rasche Entwickelung der Handlung auf Grund einer Leidenschaft stattfinden soll, darf diese letztere nicht in ihrem elementaren Wesen durch unnöthige Beigaben gemildert und verdunkelt erscheinen: sie muß allein und stetig auf den Punkt hingewendet bleiben, der die Krisis bedeutet, und darf nicht vorher sich als zusammengesetzt aus allen möglichen anderen Gefühlen entpuppen. So tritt im vorliegenden Drama dieser Valentin Bergmann, dessen erster Sohn unter den Spießruthenstreichen der altpreußischen Armeedisciplin umkam, nicht nur als haßerfüllter Rächer dieses Sohnes auf, sondern auch als Vertreter des durch den Adel geknechteten und nach Freiheit schmachtenden Volkes. Er weiß durch eine falsche Vorspiegelung den eigentlichen Mörder seines Sohnes, den Festungscommandanten, Obersten von Ingersleben, zur schimpflichen Uebergabe der Festung zu veranlassen und treibt ihn in den Tod, aber damit ist sein Rachedurst noch nicht gestillt, sondern er will auch den ganzen preußischen Staat, die Quelle aller über ihn hereingebrochenen Uebel, verderben, und wird deshalb ein niederträchtiger Spion, der sechs Jahre lang den Franzosen um Geld dient. Ist diese letztere Trübung seines Bildes nothwendig gewesen? Hat wirklich sich damals im preußischen Volke der Geist der Corruption neben dem Gefühle, unter dem Adel zu leiden, so gezeigt? Und wenn wir den Bergmann auch nicht als Vertreter des Volkes auffassen, war es denn für das Drama nöthig, daß der Alte seinen Verrath fortsetzte? Die einmalige That, damals bei Küstrin, war genug, um ihn und seinen Sohn als tragisch genug belastet erscheinen zu lassen, und auf jener Schuld allein konnte der zweite Theil sich trefflich aufbauen. So, wie aber Wildenbruch fortfährt, kommt nur eine Häufung des Gräßlichen heraus, nicht eine Vertiefung des Tragischen, und nur mit Entsetzen, nicht mit dem aristotelischen Mitleide schauen wir auf jenen alten Verräther.

Der zweite Sohn des Letzteren, der damals an dem Verrathe Küstrins theilgenommen, entwickelt sich im zweiten Theile des Dramas zum Edelmüthigen. So unnatürlich schon diese Entwickelung ist und so wenig motivirt die Unkenntniß des Jünglings von der durch sechs Jahre fortgesetzten Verrätherei des Vaters erscheint, so wenig erkennen wir die dramatische Giltigkeit des Doppelgrundes an, welcher ihn schließlich für die begangene Schuld als Sühnopfer in den Tod zu gehen bestimmt. Er liebt das Vaterland und liebt zugleich die Braut des einst durch seinen Verrath in's Unglück gestürzten Jünglings, für den er sich nun opfert; man weiß also nie bei irgend einer seiner edlen Handlungen, die sich im Fortgange des Stückes häufen, genau, ob er dieselbe für's Vaterland, zur Sühnung der Schuld, oder für Adelheid that. Er stürzt sich zuletzt in den Tod, aber wofür stirbt er? Für's Vaterland oder für Adelheid? Diese Unentschiedenheit der Motivirung beeinträchtigt auch stark die patriotische Stimmung, welche im Uebrigen den zweiten Theil durchzieht, und verursacht, daß wir ein Gefühl der Zersplitterung unseres Urtheiles nach dem Anhören dieses Theiles nicht überwinden können.

Auch in der Composition und in der Sprache der letzten drei Acte vermissen wir die Einheitlichkeit. Während in dem ersten Abschnitte, der an sich ein geschlossenes dramatisches Ganze darstellt, die Handlung Zug um Zug, Schritt für Schritt sich entwickelt und auch die Sprache, trotz mancher Ueberschwänglichkeiten, der schönen Knappheit und Folgerichtigkeit der Gedanken entspricht, finden wir im zweiten Theile Unnatürlichkeiten in der Composition vor, welche selbst die stärkste Illusion nicht zu verwischen vermag. Welche Vorgänge in der französischen Commandantur in Berlin! Haben sich die Bedrücker Preußens damals wirklich so leicht täuschen, so offenbar von ihren Untergebenen verhöhnen lassen? Dann folgt eine Ehrengerichtsscene, in welcher preußische Offiziere über einen früheren Kameraden, der angeblich desertirt war, ihren Spruch fällen. Welche Formlosigkeit bei diesem ganzen Vorgange! Und schließlich welche übermäßige Sentimentalität in den Scenen, die den Sohn des Spions mit der von ihm aus der Ferne geliebten Braut des gefährdeten preußischen Offiziers zusammenbringen! Hier feiert die Sprache Wildenbruch's ihre Orgien: die hohlen Phrasen verdrängen die einfache Empfindung. Erst im fünften Acte, welcher mit der Heimkehr der Sieger aus der Schlacht bei Großbeeren und mit dem Heldentode des Sohnes des Spions schließt, findet der Dichter wieder den Boden der Natürlichkeit auch in der Sprache zurück.

Wenn wir an diesem Wildenbruch'schen Stücke beobachten konnten, zu welchen dramatischen Unatürlichkeiten und Verzerrungen unwillkürlich die Verquickung politischer und patriotischer Leidenschaften mit persönlichen Motiven führt, liefert uns das Schauspiel: „Gräfin Sarah" von Ohnet, die andere dramatische Novität der vergangenen Woche, ein Beispiel für die tragische Unzulänglichkeit des Widerspruchs, in den immer wieder die französischen Schauspieldichter die gesellschaftliche Stellung eines Menschen mit seiner natürlichen Leidenschaftlichkeit zu setzen suchen. Der tragische Conflict eines Dramas wird bei ihnen nur noch dadurch möglich, daß eine verheirathete Frau einen Anderen als ihren Mann liebt. Wie fascinirt starren die französischen Dramatiker immer nur auf diesen einen Punkt im gesellschaftlichen Leben hin und stellen ihn, nur ihn allein in allen erdenkbaren Beleuchtungen dar, als gäbe es auf der ganzen Welt nichts Merkwürdiges mehr, als den Ehebruch.

Ohnet hatte den Stoff seines Schauspieles bekanntlich schon in einem Romane verarbeitet, ehe er ihn zu einem Drama nochmals ausschlachtete. Seine breite Schreibweise mit der unendlich sorgsamen und beinahe philisterhaft ängstlichen Motivirung läßt in dem Romane uns eigentliche Sprünge in der Handlung nicht erkennen, obgleich sie in der Tiefe verborgen liegen und nur sorgsam überkleistert sind; umsomehr treten dieselben aber in der dramatischen Bearbeitung zu Tage, welche an unsere gutmüthige Gläubigkeit und unsere Naivetät wahrhaft ungeheuerliche Anforderungen stellt. Die Miß Sarah O'Donnor, die spätere Gräfin, ist im Roman auch in ihrem, der Verheirathung mit dem alten Cavalier vorhergehenden Leben und Treiben ausführlich geschildert, wir kennen die Zigeunerin mit ihren capriciösen Launen und ihrem heißen Blute schon genau, ehe die eigentliche Verwickelung beginnt; im Drama aber springt sie und mit ihr ihr späterer Liebhaber, Séverac, der Adjutant des Grafen, so plötzlich in die Scene hinein, daß wir nicht wissen, was wir aus beiden machen sollen. Wir ahnen, daß hinter ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit gegen einander sich heiße Liebe birgt und sind deshalb nicht sehr überrascht, als dieselbe bei der passenden Gelegenheit zum plötzlichen Ausbruche kommt; aber wir können uns gar nicht zusammenreimen, warum der Liebhaber Séverac dann im dritten Acte auf einmal nichts mehr von seiner Gräfin wissen will, nachdem es ihn am Ende des zweiten Actes mit elementarer Leidenschaft in ihre Arme gezogen hat. Ohnet setzt hier voraus, daß alle Zuschauer des Dramas seinen Roman kennen und dort in breiten Schilderungen ausgeführt gelesen haben, wie Séverac sich selbst verflucht, weil er seinen väterlichen Freund, den Grafen, betrogen hat, wie er aus der Nähe der Gräfin nach Algier flieht, dort verwundet wird, und wie das jungfräuliche Bild der Blanche während seines Krankenlagers die Erinnerung an die heiße Liebesgluth verscheucht. Er kehrt im Roman geläutert, mit dem Vorsatze, seine Schuld zu sühnen, zurück; im Drama ist er aber gar nicht weg gewesen. Wie unglücklich ist deshalb der ganze dritte Act motivirt, obgleich er an theatralischen Effecten so reich ist. Der Graf entdeckt, wie im Roman, ein verdächtiges Beisammensein seines Adjutanten mit seiner Gemahlin und Blanche, das jungfräuliche Kind, stürzt sich in die Bresche, um dem getäuschten Ehemann, ihrem Onkel, das Lebensglück zu erhalten: sie gibt an, daß sie es war, die ein Rendez-vous mit Séverac hatte, die Umstände lassen das als wahr erscheinen und Séverac muß sie deshalb zur Frau begehren. Aber während das Alles im Roman durch die lange vorbereitete Liebe Séverac's zu Blanche natürlich klingt, wird es auf der Bühne durch die Raschheit der dramatischen Entwickelung zu einem bloßen Theatercoup, der die technisch gut gebaute Scene fast lächerlich erscheinen läßt. Séverac heirathet im Drama nun auch wirklich ohne Weiteres die Blanche, welche ihn, obgleich sie seinen früheren Fehltritt kennt, immer noch liebt. Das ist abermals eine Härte, die im Roman durch treffliche psychologische Schilderungen gemildert erscheint. Die Gräfin verliert ihren Liebhaber und entsagt, im Roman nach langen Seelenkämpfen, im Drama unter dem moralischen Einflusse ihres Gemahls, der Alles seinem wahren Sachverhalte nach entdeckte; sie stirbt am Ende, nachdem ihr Herz gebrochen und sie gesehen, daß Séverac auch ohne sie glücklich wurde. So klingt das Ganze theatralisch genug aus und gibt einer leidenschaftlichen Darstellerin Gelegenheit zu einer guten Charge. Aber welche unvermittelten Gefühle läßt es doch im Zuschauer zurück! Der im Drama Alles kennende und Alles verzeihende Ehemann ist freilich eine bessere Figur, als der lächerliche Graf des Romans, welcher bis zum Ende an die Treue seiner ehebrecherischen Frau glaubt; dagegen ist der Séverac des Schauspiels ganz unzulänglich. Wie? dieser Mensch, der seinen General, seinen Wohlthäter und väterlichen Freund auf das Schmählichste betrogen hat, kommt mit heiler Haut davon und wird glücklich, während seine frühere Geliebte allein die Folgen der Schuld trägt? Die Motivirung des Séverac ist dem Dramatiker gänzlich mißlungen, während der Adjutant im Roman eine der schönsten Figuren Ohnet's ist. Wir sehen hieraus, daß es überhaupt etwas Mißliches ist, einen Roman zu dramatisiren. Die feinsten Nuancen der Schilderung müssen vernachlässigt werden, weil die dramatische Entwickelung Raschheit verlangt, und die Begründung des Geschehens verliert in Folge dessen an Wahrscheinlichkeit. Ich schwärme durchaus nicht für Ohnet's Roman, aber noch weniger kann mir sein gleichlautendes Drama gefallen. Welche plumpe Figuren sind die fein ciselirten Gestalten des Romans geworden und wie äußerst trivial wird die schon im Roman nicht gerade fesselnde Handlung im Drama durch den Mangel des Details, welches die Erzählung mit sich brachte.

Der Stoff an sich hat bei dieser Dramatisirung die Probe nicht bestanden, und noch weniger weiß Ohnet in der dramatischen Ausführung etwa durch Leichtigkeit und Grazie über die Mängel des Stoffes hinwegzutäuschen. Eine, halb aus dem Roman gestohlene, übel zusammengeflickte und reizlose Sprache, die in dem Munde unserer deutschen Schauspieler noch trauriger klang, als sie im Original sein mag, ließ uns bei der Aufführung des Dramas mit Wehmuth an den Roman zurückdenken, der doch wenigstens einigermaßen polirt in der äußeren Form ist.

Warum der neue Director des Residenztheaters, Herr Lautenburg, mit diesem auch in Frankreich nicht anerkannten dramatischen Machwerke des Romanciers seine Spielzeit begann, ist mir nicht recht begreiflich. Hoffentlich findet er bald ein geeignetes Stück, um sein Personal, welches nach dieser ersten Aufführung zu urtheilen sich gut zusammenspielen und Erfreuliches leisten wird, angemessen zu beschäftigen.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Deutsches Dichterheim *Monatlich 2 mal 16—24 Seiten. Preis: 5 Mark halbjährlich.*

bringt Gedichte, ästhet. literar. und literarhist. Aufsätze, Biographien, Kritiken, Literatur- u. Kunstberichte etc. etc., zählt zu seinen Mitarbeitern alle Dichter von Ruf, öffnet sich aber auch bereitwilligst jüngern Talenten. Jahrg. 8 beginnt unter erheblicher Umfangserweiterung soeben mit Veröffentlichung des grossartigen, die Zeit von 1848 bis 1870 umfassenden Epos:

Das Volkramslied *ein Sang aus unsern Tagen von* **Julius Grosse.**

Zugleich erlässt die Redaction ein neues **Poetisches Preisausschreiben,**

und setzt 3 Preise von je 100 Mark aus. Preisrichter: Karl Bartsch, F. Dahn, Ernst Eckstein, Jul. Grosse, Paul Heinze und G. Walling. Alle näheren Bedingungen, deren genaueste Kenntniss den Bewerbern unerlässlich, enthält die Nr. 1 vom 8. Jahrg. des „Deutsch. Dichterh.", die auf Verlangen gratis und franco versandt wird von

P. Heinze's Verlag, Dresden-Striesen.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch **alle Buchhandlungen** zu beziehen:

Oberland.

Erzählungen aus den Bergen

von

Ludwig Ganghofer.

Inhalt: Auf der Wallfahrt. — Der Santriegel. — Im Vorübergehen. — Die Fuhrmännin.
20 Druckbogen Oktav. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Wiener Kinder.

Ein Roman von **C. Karlweis.**

20 Druckbogen groß Oktav. Geh. M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Aus dem Leben.

Novellen von **Eugen Reichel.**

Inhalt: Grüne Rosen. — Trapp. Ein Charakterbild. — Der Musikdirektor.
16 Druckbogen groß Oktav. Geh. M. 3.60, eleg. geb. M. 4.80.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.** Verlagsbuchhandlung.

Neu! **Ein Weib** Neu!

Roman

von

H. Heiberg

Oktav. broch. Mark 6.—

elegant gebunden Mark 7.20.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler, Leipzig.

Roman-Manuscripte

werden zu erwerben gesucht.

Berlin, Lützowstr. 16. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschienen:

DER KULTURKAMPF

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. Ad. Wahrmund. 8°. Mk. 1,—.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Eine **Leipziger Verlagsbuchhandlung** übernimmt zu billigen Bedingungen **Herstellung und Vertrieb neuer Bücher** jeder Art. Für **Schriftsteller** der beste und vortheilhafteste Weg zur Veröffentlichung ihrer Werke. Anfragen sub **Y. 6219** befördert Herr **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Wer sich e. solch. **Weyl**'schen heizb. Badestuhl kauft, kann sich m. 5 Kübeln Wasser u. 1 Kilo Kohlen täglich warm baden. Ein Jeder, der dies liest verlange per Postkarte den ausführl. ill. Preiscour. gratis. **L. Weyl, Berlin. W.,** Leipzigerstr. 41.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppelstr. 44.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preise per 1/1 1/2 1/4 1/8 = Pfd.-Dose
150 80 50 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu eine Beilage von G. Engelhorn in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 24. September 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die deutschen Ostseehäfen. Von Franz Siewert. — Hand und Fuß im Lichte neuerer Forschung. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Der Streit um die Organisation der höheren Schulen. Von Eduard von Hartmann. — Goethe und Plessing. Von Julius Duboc. — Volkslied und Straßenlied. Von O. B. — **Feuilleton:** Der Stammtisch. Von Wilhelm Berger. — **Aus der Hauptstadt:** Die akademische Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Die deutschen Ostseehäfen.

Von Franz Siewert.

In allen Seehandelsstaaten des Continents — vielleicht von den holländischen Emporien Amsterdam und Rotterdam abgesehen — sind andere Häfen schwerlich so sehr von den Umwälzungen des modernen Wirthschaftslebens berührt worden, wie unsere Ostseehäfen, insbesondere Königsberg, Danzig, Rostock und Lübeck. Die Ostsee war früher mehr oder weniger ein geschlossenes Binnenmeer. Nur selten waren die Fahrten, mit welchen die Schiffe dieser Häfen aus der Ostsee heraustraten, um auf überseeischen Wegen directe Verbindungen mit transoceanischen Ländern zu suchen. Es lag hierzu auch kein Bedürfniß vor. Wenn ein Seehafen die Producte transoceanischer Länder einführen soll, so setzt dies voraus, daß bei ihm auch Ausfrachten in Erzeugnissen des eigenen Landes vorhanden sind. In den östlichen Theilen unseres Reiches sind aber die Voraussetzungen hierfür gar nicht oder nur beschränkt vorhanden, weil der Schwerpunkt unserer ganzen Exportindustrie in Mitteldeutschland und im Westen des Reiches liegt. Eine Seeschifffahrt ohne die Möglichkeit ständiger Ausfracht hört heute aber auf rentabel zu sein. Unseren Ostseehäfen ist und war noch mehr der Waarenaustausch mit dem Norden und Osten Europas ein vorgezeichnetes Arbeitsfeld. Königsberg und Danzig, im Besitze des kleinsten deutschen Hinterlandes, sind hervorragend auf den Verkehr mit Rußland und Polen angewiesen. Stettins Seehandel und Seeverkehr nimmt einen gedeihlichen Aufschwung als vortheilhaft belegener Zwischenplatz zwischen dem ausgebreiteten Oderland und den nordischen Vorländern. Lübeck bietet mit seinem Hafen der nordischen Schifffahrt den Weg zum weitesten Vordringen in Westdeutschland und andererseits findet der große elbländische und westdeutsche Gütermarkt in Lübeck die nächste Berührung mit der Ostsee. Die Besonderheit der geographischen Lage: daß Lübeck den südwestlichsten Platz am Ostseebecken einnimmt, gleichzeitig die größtmöglichste Annäherung an Hamburg, an die Einmündung des transoceanischen Verkehrs gestattet und daß es dadurch dem Ostseehandel besonders im Frühjahr und Herbst, wo die Schifffahrt durch den Sund am gefahrvollsten und kostspieligsten ist, die schnellste und sicherste Communication darbietet, das hatte Lübeck im Verein mit dem glücklichen Umstande, daß es über einen ererbten großen Capitalreichthum verfügt, bisher die Mittel an die Hand gegeben, den in den Zwischenspesen liegenden Vortheil einer regen Ueberlandvermittelung auszubeuten und sich einen sehr erheblichen Antheil am nordischen Geschäft sicherzustellen.

In der Stellung der deutschen Ostseehäfen ist in neuerer Zeit eine bemerkbare Verschiebung eingetreten, die auch auf den Charakter des Berufs dieser Städte einen wesentlichen Einfluß gewonnen hat.

Rußland ist in seinem ganzen öffentlichen Leben, namentlich aber auf dem Gebiete seines Handels und der Industrie zu einem hermetischen Absperrungssystem übergegangen. Die Consequenzen hiervon haben in Königsberg und Danzig eine Krise herbeigeführt, unter welcher der mit Fleiß und großen Opfern errichtete wirthschaftliche Aufbau zusammenzubrechen droht. Königsberg und Danzig konnten so lange als zwei wichtige Aus- und Eingangspforten des russisch-polnischen Reiches angesehen werden. Was Rußland und Polen in überschüssigen Mengen ihres Ackerbaues, ihrer Viehzucht und ihrer Forstwirthschaft zum Absatze im Auslande erzeugten, davon nahmen diese beiden Häfen zum Versandt nach dem Westen Europas einen großen Theil auf. Das Propregeschäft und die Spedition in russisch-polnischem Getreide, Holz und Fellen, Lumpen, in russischem Flachs und Hanf, Talg ꝛc. sind alteingelebte, von jeher wichtige Handelszweige dieser Städte gewesen. Ebenso bildete die Ausfuhr von mineralischen Rohproducten und mineralischen Waaren, von Metallen und Metallwaaren, Maschinen und Instrumenten, Chemikalien und Textilindustriefabrikaten nebst vielen transatlantischen Producten nach Rußland einen großen Theil ihres Austauschgeschäfts. In beiden Richtungen ist die Handelsthätigkeit Königsbergs und Danzigs, seitdem die russische Wirthschaftspolitik den Fichte'schen Lehrsatz vom geschlossenen Handelsstaate, der Lehre, daß Alles, was vom Lande erzeugt werde, auch im eigenen Lande abgesetzt werden müsse, rücksichtslos anzunehmen scheint, aus ihren alten Bahnen herausgedrängt und es kann nicht unmöglich erscheinen, daß, wenn es nicht gelingen sollte, Rußland zu den Grundsätzen einer maßvollen Handelsfreiheit zurückzuführen, diese beiden Städte von den Bedingungen zurückgedrängt werden, in denen sich bisher die Blüthe und das Gedeihen ihres Handels bewährt haben. Der Aufschwung Königsbergs, wie er sich bis zu den siebziger Jahren gezeigt hatte, datirt aus dem 16. Jahrhundert, der Zeit, da Danzigs Niedergang anfing. Die Bahn Berlin-St. Petersburg war eine der wichtigsten Grundlagen, auf welcher der russische Handel Königsbergs, bisher das eigentliche Rückgrat der ganzen Geschäftsthätigkeit, emporblühte. Danzig, vom preußischen Gebiete ringsum eingeschlossen, hatte bis zur Einverleibung in Preußen schwere Zeiten erlebt. Mit der Befreiung vom französischen Joch im Jahre 1814 war jedoch auch für Danzig eine

Digitized by Google

neue Entwickelung seiner Geschäfte eingetreten, die durch den Ausbau des preußisch-polnischen Eisenbahnnetzes lebhaft gefördert, erst in den letzten Jahren gleich dem Handel und dem Seeverkehr der Nachbarstadt durch die wirthschaftliche Lostrennung des russisch-polnischen Hinterlandes, sowie durch die deutschfeindliche Eisenbahnpolitik Rußlands mit der schroffsten Tendenz der ausschließlichen Begünstigung der eigenen Ostseehäfen abermals gelähmt worden ist.

Wesentlich verschieden in der wirthschaftlichen Stellung von den östlichsten Häfen stellt sich Stettins Entwickelung dar als das ausschließliche Product des wirthschaftlichen Aufschwungs Preußens. Die industrielle Erstarkung Schlesiens, die erhöhte Betriebsamkeit der landwirthschaftlichen Gewerbe Norddeutschlands, die große Vermehrung der Bevölkerungen Schlesiens, Brandenburgs, Posens und Pommerns und die damit zusammenhängende erhöhte Consumtions- und Productionskraft dieser altpreußischen Provinzen, endlich auch das intensive Anwachsen des größten Verkehrscentrums der norddeutschen Tiefebene, Berlins — das sind die fließenden Quellen der commerziellen Kraft Stettins geworden, das in der centralen Lage, entsprechend dem Lauf des Stromes, der sein weites Hinterland durchzieht, seinen commerziellen Beruf schnell entwickeln konnte. Allerdings haben auch Stettins Geschäfte mannigfache Wandlungen in den letzten Jahrzehnten erlebt. So hat z. B. das Stettiner Getreidegeschäft seinen Charakter völlig verändert. Aber wie sich die wirthschaftliche Physignomie der preußischen Monarchie nicht zu Ungunsten des Landes verändert hat, so ist auch der mannigfache Wechsel in der Handelsthätigkeit Stettins nicht zu Ungunsten des Gesammtwohles dieser Stadt ausgefallen.

Das viertgrößte Gemeinwesen im Kranze der deutschen Ostseehäfen ist Lübeck, die älteste der Freien Städte, wenn auch nicht mehr mit dem wirthschaftlichen Machtgebote des 16. Jahrhunderts ausgestattet, so doch immer noch eine Stadt, die eine der einflußreichsten und kapitalkräftigsten an der Ostsee und die in allen Geschäften des Handels und Schifffahrt gewiegteste geblieben ist. Die vormalige Stellung Lübecks als ein Stapelplatz für den Weltverkehr ist an der vollständigen Umwälzung der alten Verkehrsverhältnisse zu Grunde gegangen. Solange der Weltverkehr eine Hauptstraße durch die Ostsee gezogen hatte, war Lübeck ein natürlicher Vorort für die ganze Waarenbewegung nach und von dem Norden gewesen. Seitdem sich aber im Westen und Süden neue Welttheile, neue Productions- und Absatzgebiete erschlossen und damit neue Handelswege dorthin eröffnet hatten, war Lübeck von dem Anschluß an diesen weltbewegenden Verkehr zurückgedrängt worden. Immerhin hat sich Lübeck in seiner günstigen Lage zu dem mit einem monströsen Verkehrssystem den Welthandel concentrirenden Stapelplatz der Nordsee, zu Hamburg, und in seiner Lage als Ausgangspunkt des westdeutschen Eisenbahnnetzes an der Ostsee, vor allen Dingen auch mit Hülfe seiner genauen Kenntnisse der Geschäftsverhältnisse des Nordens werthvolle Vortheile vor allen anderen Ostseehäfen zu erhalten gewußt und diese Eigenschaften weisen die Stadt auch heute noch hervorragend auf die Ausnutzung der nordischen Märkte, namentlich auf Skandinavien und Finnland hin.

Alle übrigen Ostseehäfen sind für das große Ostseegeschäft Deutschlands nur von untergeordneterer Bedeutung. Von den beiden schleswigholsteinischen Häfen Kiel und Flensburg erfüllt eigentlich nur das letztere, wenn auch im kleinen Maßstabe, die Aufgaben eines Großhandelssitzes. Das Hinterland von Kiel, also die Provinz Holstein, ist im Norden von Flensburg, im Süden von Hamburg und im Westen von Lübeck wirthschaftlich in Besitz genommen und daher kommt es, daß Kiel, abgesehen von seiner verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Industriethätigkeit, hauptsächlich nur dem Geschäfte des täglichen Bedarfs einen Boden bietet. Das Marktgebiet Kiels über See ist, von den Verbindungen mit England abgesehen — Verschiffung von Mehl, etwas Getreide, Butter, Bier ꝛc. und Anfuhr von Steinkohle —, jenseits Dänemarks nicht von Bedeutung. Wenn auch in Folge der regen Entwickelung seiner Dampfschiffsrhederei (als Erwerbsrhederei) mit russischen und schwedischen Häfen ein reger Schiffsverkehr besteht, so dient derselbe doch nur einer bescheidenen Spedition, ebenso wie auch die Ausfrachten Kiels von und nach Lübeck und den preußischen Häfen Stettin, Danzig, Königsberg und Memel nur eine geringe Bedeutung haben. Im Transit von und nach Dänemark liegt die einzige Stärke dieses Ostseehafens. Alles übrige hat daneben nur secundäre Bedeutung. Mit Schweden besteht nur ein geringes Holzgeschäft. Mit England tauscht Kiel gegen ein ansehnliches Quantum englischer Kohle Butter und andere Molkereiproducte, Zucker und landwirthschaftliche Rohstoffe und Mehl aus. Nach Schweden und Norwegen, Finnland und Rußland fehlt aber naturgemäß jede nennenswerthe Transaction.

Dieselben Ursachen, vor welchen in Kiel und Flensburg die Möglichkeit einer großen Entwickelung der Seehandelsthätigkeit zurücktritt: das Fehlen des Hinterlandes und ein ausreichender Verkehrszusammenhang mit den großen binnenländischen Productions- und Consumtionsmittelpunkten haben auch der ehemals nicht unbedeutenden commerziellen Stellung Rostocks und Wismar große Einschränkungen auferlegt. Dem ganzen heutigen Seehandel und Verkehr ist ein stark concentrischer Zug eigen und was jene beiden Städte früher an Einfluß über ihr nicht geringes Umland besaßen, ist heute von den benachbarten größeren, mit ungleich vollkommeneren Transportleistungen zu Wasser und zu Lande ausgestatteten Städten — Lübeck und Stettin — aufgesogen worden. Auch in der Rivalität der Seehäfen hat der Dampf einen nivellirenden Einfluß ausgeübt. Die großen Eisenbahnlinien des Binnenlandes verschmähen die Einmündung in die kleineren Siedelungen der Küste und die großen Verkehrsstraßen zur See nehmen ebenfalls nur noch ihren Ein- und Ausgang bei den großen Vereinigungspunkten des See- und Landverkehrs. Während bis dahin die kleinen Häfen wenigstens noch in der Küstenschifffahrt ein werthvolles Kampfmittel gegen die großen Gemeinwesen behaupteten, ist ihnen jetzt auch dieses Mittel durch die Concurrenz der vielfach mit Specialtarifen fahrenden Küstenbahnen geschmälert worden. Die Erfahrungen im Transportwesen zeigen, daß der Seeverkehr zwischen zwei nahe an ein und derselben Küste belegenen Häfen, wenn ein gutorganisirtes Eisenbahnnetz das Hinterland durchzieht, aufhören muß rentabel zu sein. In dieser concentrirenden Wirkung des Verkehrs nähert sich überhaupt der ganze deutsche Ostseehandel dem in der Ausbildung seiner Großhandelsverhältnisse viel weiter vorgeschrittenen Nordseeküstengebiet. Hier noch ein mit der zunehmenden Wechselwirkung zwischen See- und Landverkehr fortschreitendes Ansammeln und Vertheilen der Kräfte unter gleichzeitigem schrittweisen Zurückdrängen des schwächeren Mitbewerbs, dort zwei große, ein weites Hinterland und das Weltmeer beherrschende Seehandelsplätze, unter deren zunehmendem Einflusse die kleineren Gemeinwesen ihre Rolle bereits so vollständig ausgespielt haben, daß jetzt zwischen jenen selbst der Wettstreit um eine entscheidende Vormachtstellung begonnen hat.

Das Streben nach wirthschaftlicher Unabhängigkeit bestimmt heute mehr als je den wirthschaftlichen Zustand einzelner Völker. Die Zusammensetzung der Handelsbilanz aller Staaten drängt auf eine Beseitigung der Zwischenkraft anderer Länder hin, jeder Staat sucht sich selbständig zu machen in der Gütererzeugung und demzufolge im Bezug und in der Ausfuhr von der fremden Vermittelung. Wenn nun auch von den nordischen Vorländern Deutschlands nicht gesagt werden kann, daß ihre Fortschritte im nationalen Gewerbfleiß hinsichtlich der Arbeitsmenge und der technischen Vervollkommnung der Production derartige geworden sind, daß mit der großen Steigerung ihrer Bedürfnisse schon eine entsprechende Unabhängigkeit vom Auslande erreicht worden ist, so geht doch ähnlich wie in Rußland jetzt auch schon in den skandinavischen Ländern die wirthschaftliche Witterung auf den möglichsten Schutz der nationalen Arbeit vor der fremden Concurrenz aus. Die Angriffe, welche die schwedische Schutzzollpartei unter ihrem Losungsworte „Schweden für Schweden!“ in der kürzlich beendeten Parlamentssession auf die Freihandelsinstitutionen des Landes

Digitized by Google

unternommen hatte, war ein deutlicher Fingerzeig, daß die nordischen Länder wohl nicht mehr lange der offene Markt für die Industriestaaten bleiben werden. Für Deutschlands Ausfuhr nach dem Norden und deshalb für die deutschen Ostseehäfen, welche die Ausfuhr nach den skandinavischen Ländern und Finnland hervorragend in Händen haben, sind diese Verhältnisse nicht gleichgültig. Es kommt aber in der Stellung des Nordens zu den deutschen Ostseehäfen nun noch eine andere Erscheinung hinzu. Unter unseren Augen geht im Norden eine Verschiebung derart vor sich, daß der Handel des Nordens mehr und mehr gegen die großen Mittelpunkte des europäischen Welthandels vorrückt, zugleich mit dieser aber eine andere Bewegung in dem Sinne erfolgt, daß die nordischen Länder auch für die überschüssigen Mengen ihrer Rohstoffe den Ausgangspunkten ihrer Waareneinfuhr zustreben. Für die Ostseehäfen, als die eigentlichen Ein- und Ausgangspforten des deutsch-nordischen Waarenaustausches von Bedeutung, wird diese Tendenz nach Herstellung des Nord-Ostsee-Canals noch ein vermehrtes Gewicht erhalten, indem dann die Schranke, welche dem engeren Anschluß des Nordens an die Nordseehäfen bislang noch hinderlich gewesen ist, beseitigt sein wird.

Man stellt sich zwar vielfach gewichtige und weitreichende Vortheile vor, welche den Ostseehäfen aus der verkürzten Verbindung mit dem Ocean erwachsen sollen, man scheint hierbei aber ebenso sehr die Nachtheile zu unterschätzen, welche unseren Ostseehäfen gleichzeitig daraus erwachsen werden. Die politische, d. h. die nationale Bedeutung des Nord-Ostsee-Canals ist gewiß sehr groß. In politischer Hinsicht ist durch den Nord-Ostsee-Canal erst die letzte Consequenz gezogen aus der Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat. Der kriegsmaritime Werth des Nord-Ostsee-Canals hat sich daneben eine große Berechtigung verschafft. Ja man kann sagen, die strategische Bedeutung des Canalweges ist eine so entscheidende geworden, daß ohne dieselbe die Ausführung des Projects wahrscheinlich heute noch gar nicht erfolgt sein würde. Es soll wie gesagt nicht in Abrede gestellt werden, daß dem deutschen Ostseehandel manche Vortheile daraus erwachsen werden, daß seine Etappen in eine nähere Berührung mit dem Ocean gebracht werden. Zunächst aber werden an der Ostseeküste die Verluste in Betracht zu ziehen sein, welche mit dem Nord-Ostsee-Canal andererseits in Kauf zu nehmen sein werden. Uns ist es hierbei klar, daß Lübeck derjenige Hafen sein wird, auf welchen die Neuordnung des Verkehrs am einschneidendsten wirken wird. Königsberg und Danzig haben wir als zwei Häfen charakterisirt, bei denen der Schwerpunkt der dann erzielten Prosperität auf russischem Gebiete liegt. Mit Westdeutschland und mit Westeuropa überhaupt besteht bei diesen Häfen kein intensiver Verkehr. Jedenfalls wird ihr Schiffahrts- und Handelsverkehr mit England, Belgien und Frankreich durch den Nord-Ostsee-Canal nicht eine derartige Einwirkung erfahren, daß sich daraus principielle Veränderungen in der Handelsthätigkeit von Königsberg und Danzig ergeben werden. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Stettin. Man kann überhaupt sagen, je größer die Entfernungen von der Grenzscheide des Nord-Ostsee-Canals sind, desto weniger wird sich der aus der Wegkürzung erwartete Verkehrswerth bemerkbar machen. Lübeck aber nimmt unserer oben dargelegten Meinung nach eine besondere Stellung in seinem Verhältniß zu den Nordseehäfen ein. Die Stärke des Handels- und Schifffahrtsbetriebes Lübecks concentrirt sich auf der Ostsee. Was diese Stadt zum Unterschiede von allen anderen deutschen Ostseehäfen an Stückgütern, überseeischen Producten, namentlich Colonialwaaren und überseeischen Rohstoffen, an Industrieproducten, mineralischen Waaren, Weinen ꝛc. gebraucht, empfängt es mit wenigen Ausnahmen von Hamburg, dessen nur zweistündige Entfernung eine eigene überseeische Schifffahrt der Schwesterstadt an der Ostsee entbehrlich macht. Indem nun Hamburg durch den Nord-Ostsee-Canal einen bequemen Ausgang zur Ostsee erhalten wird, wird damit auch für Lübeck die Gefahr gegeben sein, daß Hamburg einen großen Theil dieser Verladungen nach den nordischen Bestimmungsplätzen selbst übernehmen wird, wenigstens soweit die Verschiffungen nicht durch das Propregeschäft Lübecks für den Platz erhalten bleiben werden. Auch umgekehrt wird es wahrscheinlich werden, daß ein Theil der Verschiffungen des Nordens nach Deutschland statt wie bisher über Lübeck per Bahn oder via Hamburg per Elbe ins Binnenland den Weg durch den Nord-Ostsee-Canal direct über Hamburg elbaufwärts ins Innere Deutschlands nehmen wird. Wenigstens wird diese Gefahr so lange bestehen, so lange nicht auf dem Compensationswege Lübeck durch eine Wasserverbindung mit der Elbe (Elbe-Trave-Canal) seine geographisch günstigere Lage wieder corrigirt haben wird. Die Ostseehäfen haben sich seither wohl befunden als Durchgangs- und Sammelstelle der deutschen Waarenbewegung von uns nach dem Norden und es kann nicht anders sein, als daß die Verbindung des Hamburger Hafens mit der Ostsee eine Entfesselung der Concurrenz Hamburgs auf der Ostsee bedeuten wird. Stettin wird sich gegen diese verstärkte Concurrenz der Nordseehäfen durch die Entwickelung seines Oderschifffahrtsbetriebs, dem es leicht werden wird, eine engere Verbindung mit dem Elbstromgebiet zu finden, zu schützen wissen; für Lübeck und zugleich für das ganze Elbgebiet, welches bisher mit den Bahnen seinen Anschluß an die nordischen Schifffahrtsstraßen auf der Trave gesucht hat, wird nur eine zweite Ausmündung der Elbe in Lübeck einen Ersatz zu gewähren im Stande sein.

Jenes Bestreben der nordischen Länder, einen directeren Anschluß an die größeren Stapelplätze des europäischen Welthandels zu suchen, bleibt allerdings ein Moment, das man in den Ostseehäfen nicht nur in Beziehung zu den eigenen Nordseehäfen, sondern vom nationalwirthschaftlichen Standpunkte auch in Hinsicht auf die fremden, namentlich auf die englischen Seehandelsemporien, ernstlich zu beachten Ursache hat. Deutschland ist mit großer Mühe dahin gelangt, die nordischen Länder als wichtige Abnehmer seiner Bodenindustrieproducte und Manufacturen zu gewinnen und eine Lockerung der Beziehungen des Nordens zu dem ihm allernächst belegenen deutschen Industriemarkte würde die bisherigen Fortschritte unserer Industrie im Norden in Frage stellen. Leider hat man in Preußen seither nicht genügenden Werth auf die Verbesserung der Transportwege gelegt, welche der Waarenausfuhr aus dem Binnenlande nach den Seeküsten dienen und so ist es gekommen, daß unter den für den Export nach dem Norden hauptsächlich in Betracht kommenden Häfen — Hamburg, Lübeck und Stettin — bis jetzt eigentlich nur das letztere eine befriedigende Entwickelung genommen hat. Stettin hat sich zu einem leistungsfähigen Exportplatz für die schlesische und brandenburgische Exportindustrie aufgeschwungen. Hamburg hat sich als Exportplatz für den Norden schlecht bewährt, obwohl es, gestützt auf seinen Elbflußverkehr, für die westdeutsche und sächsische Exportindustrie eine Bedeutung für den deutsch-nordischen Handel hätte erlangen können. So außerordentlich groß die Fortschritte sind, welche Hamburg als Importplatz nordischer und namentlich russischer Brod- und anderer Rohstoffe gemacht hat, ebenso unbedeutend ist die Zunahme seiner Ausfuhren deutscher Exporte nach dem Norden geblieben. Lübeck, welches vermöge seiner Lage und seiner ausgedehnten Beziehungen zum Norden hervorragende Eigenschaften zum Waarenausfuhr nach dem Norden besitzt, hat viele Schwierigkeiten in dem Mangel der Wasserverbindung mit der Elbe gefunden und so zeigt sich bei Lübeck die hierfür charakteristische Erscheinung, daß seine Exportfähigkeit in feineren und hochverwertheten Artikeln west- und mitteldeutschen Ursprungs eine große Steigerung erreicht hat, dagegen die Ausfuhr von Quantitätsgütern, also von Schwergütern, die nur unter hoher Spesenbelastung per Bahn zur Küste gebracht werden können, nicht eine gleiche Steigerung erreicht hat. Die seit mehreren Jahren im Seefrachtgeschäft anhaltenden niedrigen Frachtsätze haben der in nächster Nähe der Verschiffungsplätze belegenen englischen und belgischen Industrie den Export ihrer Erzeugnisse nach dem Norden leicht gemacht und gerade in Hinblick auf diese fremde Concurrenz auf den nordischen Märkten hätte man im Binnenlande alles aufbieten müssen, um sich die Wege zu den Häfen zu ebnen,

Digitized by Google

das aber man bisher versäumt. Es ist nichts gethan, um die entfernte binnenländische Industrie durch eine Beförderung ihrer Producte zu Wasser (Canal) wirthschaftlich näher an die Küste zu bringen.

Was nun die Vortheile betrifft, welche den Ostseehäfen aus der verkürzten Verbindung mit dem Weltmeer nach Herstellung des Nord-Ostsee-Canals erstehen sollen, so scheint es uns leichter, dieselben auszusprechen als zu beweisen. Eine gewisse verkehrschaffende Wirkung im Güteraustausch zwischen dem Osten und dem Westen des Reichs wird von dem Nord-Ostsee-Canal allerdings zu erwarten sein. Etwas anderes aber ist die Einführung des transatlantischen Verkehrs in die Ostseehäfen. Man hat vielfach gesagt, daß der Nord-Ostsee-Canal Fähigkeit erweisen wird, die Ostseehäfen in Verbindung mit dem Ocean zu bringen, eine Auffassung, die wir nur in der Weise verstehen können, daß die Ostseehäfen, gleich Hamburg und Bremen, fortan als Häfen mit einem transatlantischen Verkehr zu denken sein werden. Es ist richtig, daß nach Herstellung des Kanals die elementaren Bedingungen dazu gegeben sein werden, aber daraus, daß ein Hafen an dem Ocean liegt, folgt logisch noch nicht, daß er damit auch einen Oceanverkehr hat. Jeder Seehafen ist allemal das Product der wirthschaftlichen Thätigkeit seines Hinterlandes. Ist diese wirthschaftliche Thätigkeit eine derartige, daß sie einen Austausch heimischer Erzeugnisse mit überseeischen Producten gestattet, so wird damit den Seehäfen die wichtigste Bedingung zu transatlantischen Geschäften gegeben sein. Wenn nicht, dann nicht. Nach unserer bisherigen Charakterisirung dürften die ostseeischen Geschäfte auf dieser Basis jedoch nur sehr beschränkt zu denken sein. Was unsere Ostseehäfen an überseeischen Producten empfangen, empfangen sie ganz überwiegend nicht direct, sondern aus zweiter Hand: aus Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam und englischen Häfen. Sie können diese Verladungen nicht direct, wie von den großen Stapelplätzen des transatlantischen Handels beziehen, weil ihr Bedarf zum grundsätzlichen Unterschiede von jenen Weltverkehrscentren quantitativ ein beschränkter ist — ein so beschränkter, daß sie in diesem oder in jenem Artikel, in Kaffee, Thee, Baumwolle, überseeischen Hölzern oder wie die Waare heißen mag, mit anderen Worten nicht ganze Schiffsladungen, sondern immer nur Theilladungen beziehen könnten. In unserer Zeit concentrirt sich nicht bloß alles, sondern es specialisirt sich auch alles. Das hat auch im Großhandel zur Ausdehnung der Totalladungen geführt und eine kräftige Unterstützung hat dieser Verkehrszug noch außerdem durch die Tendenz der unausgesetzten Vergrößerung der Schiffsräume erhalten. Daß die in den Ostseehäfen verkehrenden Schiffsgefäße kleiner als die der Nordseehäfen sind, ist allgemein bekannt. Die Hauptmengen überseeischer Einfuhren beziehen sich in Hamburg auf Getreide, Petroleum, Salpeter, Kaffee, Tabak, Farbehölzer, Oelnüsse und Cogra, Reis, Baumwolle, Wolle, Häute, Felle ꝛc. Die Hauptausfuhrartikel nach überseeischen Bestimmungsländern sind Zucker, Cement, Biere, Kalisalze, Producte der Textilindustrie, der Maschinen- und Eisenindustrie, der Glas- und Thonwaarenindustrie, verschiedener Metallindustrien ꝛc. Ein flüchtiger Blick auf die Industriethätigkeit der östlichen Reichshälfte zeigt, daß hier weder in der Production noch in der Consumtion ein Verhältniß vorherrscht, welches zu einem wechselseitigen Austausch jener Producte in den Häfen an der Ostsee führen könnte. Allmählich hat sich und wird sich auch ferner der Osten unseres Reiches der producirenden Arbeit mit Massenerzeugungen, die für den Seeverkehr allein in Betracht kommen, zuwenden. Diese Fortschritte werden aber immer nur allmähliche bleiben und sie werden nicht so umfassend sein, daß sich darauf eine Vielseitigkeit und Regelmäßigkeit des transatlantischen Verkehrs in den Ostseehäfen entwickeln könnte. Wir glauben also aus diesen und mannigfachen anderen Gründen die Zukunft des Nord-Ostsee-Canals nicht zu pessimistisch anzusehen, wenn wir meinen, daß auf dem Wege der Einführung der Ostseehäfen in die Peripherie des Weltverkehrs vor der Hand der wirthschaftliche Effect des Nord-Ostsee-Canals ein sehr bescheidener sein wird.

Hand und Fuß im Lichte neuerer Forschung.

Von Moritz Alsberg.

Ueber Körpertheile, die in dem Maße der Beobachtung zugänglich sind wie Hand und Fuß des Menschen und die dementsprechend schon seit Jahrhunderten zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen dienen — über solche Körpertheile etwas Neues zu sagen, einem solchen Thema neue Seiten abzugewinnen, dies mag auf den ersten Blick unmöglich erscheinen. Und doch dürften die nachfolgenden Ausführungen, denen wir die Ergebnisse von in jüngster Zeit angestellten Forschungen zu Grunde legen, zur Evidenz beweisen, daß diese Voraussetzung unrichtig ist, daß gerade die Betrachtung von Hand und Fuß des Menschen der Anthropologie und Abstammungslehre eine bedeutende Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntniß verspricht und daß bei der Untersuchung der menschlichen Extremitätenenden eine Anzahl von höchst wichtigen, zur Zeit aber noch gar nicht oder nur in unvollkommener Weise gelösten Problemen sich aufdrängt.

Beginnen wir mit der Hand — jenem Organ, dessen Bedeutung als Diener und Werkzeug der im Hirne thronenden Willensthätigkeit nicht zu hoch veranschlagt werden kann, das auch insofern auf die menschliche Cultur einen weittragenden Einfluß ausgeübt hat, als die Zehnzahl der an beiden Händen befindlichen Finger die Grundlage unseres Zahlensystems bildet und das jetzt noch ebenso wie in alter Zeit als Repräsentant der Persönlichkeit aufgefaßt wird. Was diesen Körpertheil anlangt, so sollte man wohl erwarten, daß Maler und Bildhauer sowohl in Folge der von ihnen betriebenen anatomischen Studien wie auch vermöge des durch die Ausübung der Kunst zur Entwickelung gebrachten Formensinns über die Gestalt der Hand bezw. die Größenverhältnisse der Finger längst in's Klare gekommen sein würden. Auch lehrt uns die Betrachtung der hervorragendsten Gemälde und Zeichnungen, welche diesen Gegenstand behandeln, daß mit wenigen Ausnahmen*) ältere und neuere Meister die Hand als einen Pfeil darstellen, der von der Spitze des Mittelfingers nach der Kleinfingerseite hin steiler abfällt als nach der Daumenseite — mit anderen Worten in der Weise, daß der Zeigefinger länger ist als der Ringfinger (4. Finger). — Dabei unterliegt es keinem Zweifel, daß die letzterwähnte Form der Hand als die vollkommenere Bildung aufzufassen ist und zwar nicht nur deshalb, weil dieselbe eine Abweichung von den Proportionen der durch relative Kürze des Zeigefingers und relative Länge des Ringfingers charakterisirten Affenhand darstellt, sondern vor Allem deshalb, weil ein langer Ringfinger sich für die meisten Verrichtungen der menschlichen Hand keineswegs als ein Vortheil, unter Umständen sogar als hinderlich erweist, während andererseits ein relativ langer Zeigefinger der von der Menschenhand zu vollbringenden Arbeit in mehrfacher Hinsicht zu Gute kommt. — Um auf die Darstellungen der Maler und Bildhauer zurückzukommen, so hat die plastische Kunst — ob bewußt oder unbewußt, dies lassen wir dahingestellt — die in Rede stehende Form der Hand sowie jene feine Gliederung und Schlankheit der Finger zum Gegenstand eines ungeschriebenen Schönheitscodex gemacht, während gewisse andere Eigenthümlichkeiten, wie z. B. die größere oder geringere Fettentwickelung, die Beschaffenheit der Haut, das Durchscheinen der Blutgefäße, das mehr oder weniger deutliche Hervortreten der Muskeln und Sehnen und dergl. zur Aufstellung jener zuerst von Carus unterschiedenen

*) Von älteren Meistern ist wohl Albrecht Dürer der Einzige, der den Zeigefinger kürzer darstellt als den Ringfinger, wie dies z. B. an einer in der Albertina zu Wien aufbewahrten Handzeichnung dieses Künstlers deutlich ersichtlich ist. Eine in der Dresdener Galerie sich findende, angeblich von dem bekannten Kupferstecher Behaim herrührende Zeichnung entspricht so genau derjenigen Dürer's, daß man wohl annehmen darf, sie sei eine Copie nach Dürer.

Digitized by Google

Typen: der „elementaren", „motorischen", „sensiblen" und „seelischen" Hand geführt haben.

Fragen wir ferner, in wie weit die obenerwähnte künstlerische Darstellung der Hand mit dem fast ausnahmslos den Ringfinger an Länge übertreffenden Zeigefinger den von der Natur gegebenen Verhältnissen entspricht, so muß hier zunächst mit Braune*) constatirt werden, daß das zwischen Mittelfinger und Zeigefinger einerseits, zwischen Mittelfinger und Ringfinger andererseits bestehende Größenverhältniß beträchtlichen Schwankungen unterworfen ist, daß bald der Zeigefinger, bald der Ringfinger dem Mittelfinger, der ausnahmlos der längste Finger ist, hinsichtlich der Länge am Nächsten kommt und daß nach den in verschiedenen Ländern und von verschiedenen Forschern vorgenommenen Messungen zu urtheilen, jene Gestaltung der Hand, wie sie die Malerei und Bildhauerkunst fast ausschließlich zur Darstellung bringen, im Allgemeinen eher zu den Ausnahmen als zu der Regel gehört. Das Gesagte gilt jedoch hauptsächlich für das männliche Geschlecht, da nach den von Ecker und Grüning vorgenommenen Messungen das Hervorragen des Zeigefingers über den Ringfinger als eine besondere Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts betrachtet werden muß — ein Umstand, der deshalb von besonderer Bedeutung ist, weil er im Zusammenhang mit der im Vorhergehenden begründeten Annahme, daß die Hand mit relativ langem Zeigefinger die vollkommene Bildung darstellt, einen Gegenbeweis abgiebt gegen die von einzelnen Anthropologen aufgestellte Behauptung, daß das Weib hinsichtlich der körperlichen Entwickelung dem Manne nicht gleichkomme bezw. den thierischen Vorfahren des Menschen näher stehe als der Mann. Was letzteren Punkt anlangt, so hat Paul Albrecht auf Grund gewisser hier nicht näher zu erörternder anthropologischer Merkmale „die größere Bestialität des weiblichen Menschengeschlechts" behauptet und dabei übersehen, daß solchen Eigenthümlichkeiten, welche angeblich die Inferiorität des weiblichen Geschlechts beweisen sollen, andere Eigenthümlichkeiten entgegen gehalten werden können, die gerade das Gegentheil beweisen. Auch ist es, wie wir hier einschalten wollen, nach unserem Dafürhalten keineswegs richtig, wenn die geringere Masse und das geringere Gewicht des weiblichen Gehirns — Thatsachen die an und für sich nicht in Abrede gestellt werden sollen — als Beweis für die Annahme, daß das Weib in der Entwickelung hinter dem Manne zurückgeblieben sei, angeführt werden. Man darf eben nicht außer Acht lassen, daß sich die Entwickelung des Weibes in einer ganz anderen Richtung bewegt hat, daß die weibliche Organisation jenem Zwecke, dem sie in erster Linie zu dienen bestimmt ist, nämlich der Erhaltung der Art durch Fortpflanzung, sowie durch Ernährung des Neugeborenen in vollkommenster Weise entspricht.

Dies nur im Vorübergehen. Die im Vorhergehenden gemachte Beobachtung, daß die künstlerische Darstellung der Wirklichkeit nicht genau entspricht, wiederholt sich, wenn wir dasjenige, was bezüglich der Gestalt des menschlichen Fußes bezw. der Proportionsverhältnisse der Zehen bis jetzt festgestellt wurde, einer Betrachtung unterziehen. Während die Sculptur und Malerei den Fuß gewöhnlich in der Weise zur Darstellung bringen, daß die zweite Zehe die erste (große Zehe) an Länge übertrifft, constatirt Braune, daß diese Bildung durchaus nicht zu den gewöhnlichen Vorkommnissen gehört und daß von den jetzt lebenden Menschen nur verhältnißmäßig wenige der Schönheit einer die große Zehe an Länge überragenden zweiten Zehe sich rühmen können. Wir bedienen uns geflissentlich des Ausdrucks „Schönheit"; denn gerade durch das Vorspringen der zweiten Zehe entsteht jene graziösgeschwungene Bogenlinie des vorderen Fußrandes, die wir bei den Bildwerken des Alterthums bewundern, und die, obwohl sie, wie schon bemerkt, im Ganzen zu den Seltenheiten gehört, doch von den Bildhauern fast durchgängig zur Darstellung gebracht wird.*) Daß speciell bei antiken Sculpturen diese Bildung mit größter Regelmäßigkeit sich wiederholt — diese Thatsache sucht Park Harrison**) durch die Annahme zu erklären, daß das besagte Verhältniß ein Rassenmerkmal des toskanischen (etruskischen) Volkes darstelle und daß die der Mehrzahl nach mit verstümmelten Extremitäten von Griechenland nach Italien übergeführten griechischen Statuen von den italienischen Bildhauern nach etruskischem Vorbilde — welches letztere auch hervorragende Maler wie: Fra Angelico, Pietro Perugino, vor Allem aber Rafael benutzt haben — ergänzt worden seien. Andererseits zeigt Braune, daß neben vielen griechischen Statuen der klassischen Periode (von den Bildwerken der Münchener Glyptothek: die Aeginetengruppe und die Statue des Antinous, von denjenigen des Louvre: der lycische Apollo, die Diana mit der Hirschkuh, der Apollo mit dem Pfeil, die Athene Agoraia u. s. w., ferner auch der Apollo von Belvedere, die mediceische Venus, der Laokoon, die Dioskuren, der Diskuswerfer u. s. w.) auch zahlreiche ägyptische und altgriechische Bildwerke (Statue des Sonnengottes Ra in der Glyptothek zu München; ebendaselbst befindliche Bildsäule der Isis u. s. w.) die nämliche Eigenthümlichkeit aufweisen, so daß also die zuvor erwähnte Erklärung des englischen Gelehrten wohl kaum aufrecht erhalten werden kann. — Ueber das Verhältniß der großen zur zweiten Zehe hat von deutschen Gelehrten insbesondere H. Schaaffhausen wichtige Untersuchungen***) angestellt. Derselbe weist zunächst darauf hin, daß schon die älteren, im Allgemeinen sehr genau beobachtenden Anatomen wie Andreas Vesalius, Albinus u. A. in ihren Angaben bezüglich der Gestalt des Fußes und der Proportionsverhältnisse der Zehen weit auseinander gehen. Das Hauptkennzeichen des menschlichen Fußes ist nach Schaaffhausen die Kürze der Zehen im Vergleiche zur Gesammtlänge der Fußsohle, während umgekehrt die langen Zehen, die den vorderen Theil des Fußes der Hand ähnlich machen, für die Anthropoiden (menschenähnliche Affen) charakteristisch sind. Daß am Affenfuß die große Zehe gleich dem Daumen der Hand hinter den übrigen Zehen weit zurücksteht und gar nicht in einer Reihe mit ihnen liegt, beruht nicht etwa auf der Kürze der Großzehenglieder, sondern vielmehr auf veränderter Lage und Verkürzung der Fußwurzelknochen. Die von P. Albrecht aufgestellte Behauptung, daß bei den Völkern des Alterthums der zwischen erster und zweiter Zehe hindurchgezogene Sandalenriemen den Abstand zwischen beiden Zehen vermehrt und die Abstellbarkeit der großen Zehe erhöht habe — diese Annahme ist nach Schaaffhausen deshalb nicht zulässig, weil auch wilde Völker, die keinerlei Fußbekleidung tragen, den größeren Abstand der großen Zehe von den übrigen Zehen erkennen lassen. Andererseits erscheint es einigermaßen fraglich ob, wie der letzterwähnte Gelehrte annimmt, die Länge und Abstellbarkeit der großen Zehe als Merkmale „primitiver" (dem thierischen Typus nahe stehender) Bildung aufzufassen sind. Die Thatsache, daß bei den dem Menschen am Nächsten stehenden Thieren: den Affen die erste Zehe regelmäßig kürzer ist als die zweite — wofür freilich, soweit Gorilla und Schimpanse in Betracht kommen, Schaaffhausen eine besondere Erklärung giebt — spricht nicht zu Gunsten dieser Annahme. Auch erscheint es uns deshalb nicht zulässig, Affenfuß und

*) Etwas von der Form der menschlichen Hand und des menschlichen Fußes. Beiträge zur Physiologie. Carl Ludwig zum 70. Geburtstage gewidmet von seinen Schülern. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1887.

*) Bei einem Besuche, den Rudolf Virchow unlängst der unter Anton von Werner's Leitung stehenden Antikenklasse der Berliner Kunstakademie abstattete, fand derselbe zu seinem Erstaunen, daß unter den Abgüssen antiker Füße, nach denen die angehenden Bildhauer zeichnen lernen, nur Füße mit verlängerter zweiter Zehe vorhanden sind. Indem man solche ungewöhnliche Verhältnisse der Kunstanschauung zu Grunde legt, erhalten, wie der berühmte Gelehrte bemerkt (vgl. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. Jahrgang 1886 Nr. 10 S. 121), unsere Bildhauer von vornherein eine falsche Vorstellung.

**) Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XIII No. 3.

***) Vergl. den auf dem Anthropologencongreß zu Stettin gehaltenen interessanten Vortrag: „Die anthropologische Bedeutung der Zehen" im „Correspondenzblatt" u. s. w. a. a. O.

Digitized by Google

Menschenfuß zu einander in Parallele zu stellen, weil dieselben verschiedenen Thätigkeiten sich angepaßt haben, weil ersterer im Wesentlichen als beim Klettern Verwendung findendes Greiforgan zu betrachten ist, letzterer dagegen ausschließlich der Fortbewegung und Unterstützung des Körpers beim aufrechten Gang dient. — Während wir also bezüglich der letzterwähnten Ansicht Schaaffhausen's einen Zweifel nicht unterdrücken können, stimmen wir doch mit dem verdienstvollen Gelehrten in der Annahme überein, daß die Beschaffenheit des Fußes in nicht geringem Grade durch die Fußbekleidung beeinflußt wird. Was letzteren Punkt anlangt, so ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Abstellbarkeit der großen Zehe den Culturvölkern als unausbleibliche Folge des den Fuß einzwängenden, die Bewegungen der einzelnen Zehen hemmenden Schuhwerks verloren gegangen ist. Auch deutet der Umstand, daß noch heutzutage zahlreiche barfuß einhergehende Naturvölker, sowie solche Völker, deren Fußbekleidung die Bewegungsfähigkeit der Zehen nicht beschränkt, die große Zehe in ähnlicher Weise verwenden wie den Daumen der Hand — (wir erinnern hier nur an den japanischen Ringer, der beim Ringkampfe mit der großen Zehe des nackten Fußes sich am Erdboden festklammert, an die Japanerin, welche beim Nähen das Zeug mit der großen Zehe anspannt, sowie an gewisse Südseeinsulaner, die das Ruder zwischen der ersten und zweiten Zehe festhalten) — diese Umstände sowie gewisse von Schaaffhausen an Fußskeletten aus vorgeschichtlichen Gräbern nachgewiesene Merkmale deuten mit Sicherheit darauf hin, daß während einer verhältnißmäßig nicht weit zurückdatirenden Periode die Abstellbarkeit und freie Beweglichkeit der großen Zehe der gesammten Menschheit eigenthümlich gewesen ist. Andererseits hat auch die Anschauung des besagten Gelehrten Vieles für sich, derzufolge die Fußbekleidung der europäischen Völker, indem sie die Entwickelung und das Längenwachsthum der großen Zehe nicht in dem Maße hemmte wie dasjenige der übrigen Zehen, jenes Prominiren der großen Zehe herbeigeführt haben soll, welches, wie oben angedeutet, gegenwärtig unter der Bevölkerung Europa's die Regel bildet. Auf den zuletzt erwähnten Umstand — nämlich auf eine durch die Fußbekleidung hervorgerufene Wachsthumshemmung, von der ganz besonders die kleine Zehe betroffen wird — ist es nach Virchow zurückzuführen, daß letztere an den Statuen fast regelmäßig mißhandelt ist und daß selbst die griechischen Götterbilder, die uns als unerreichte Muster künstlerischer Formvollendung und körperlicher Schönheit gelten, mit verkrümmten und verkrüppelten kleinen Zehen dargestellt sind.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Der Streit um die Organisation der höheren Schulen.

Von Eduard von Hartmann.

Wohl noch zu keiner Zeit war das Bewußtsein einer Reformbedürftigkeit unseres höheren Schulwesens so allgemein verbreitet wie jetzt, und das Gefühl, daß die preußische Reform vom 31. März 1882 nur eine unzulängliche Abschlagszahlung gewesen ist, verschärft sich zusehends. Leider besteht nur noch immer kein Einverständniß über das, was geschehen soll, um die Einrichtungen unserer höheren Schulen den Ansprüchen der modernen Bildung anzupassen. Die Regierungen haben deshalb einen schweren Stand, weil sie beim besten Willen zur Abhülfe nicht wissen, auf wen sie hören sollen.

Ohne Zweifel gibt es eine Anzahl denkender Männer, besonders in Schulkreisen, welche den gegenwärtigen Zustand für einen allen Bedürfnissen entsprechenden und durchaus keiner Aenderung bedürftigen halten; aber solche bilden doch wohl eine sehr kleine Minderheit, während die Mehrzahl Aenderungen bald in diesem, bald in jenem Sinne für wünschenswerth oder gar nothwendig erachtet. Insbesondere richten sich die Bedenken gegen die Verschiedenartigkeit unserer höheren Schulen, und selbst diejenigen, welche nicht eine vollständige Einheitsschule als Ziel hinstellen, geben doch zu, daß es sich empfehle, womöglich eine Einheit in dem unteren Theil der Klassen herzustellen. Für Gymnasien und Realgymnasien hat die preußische Reform diesem Wunsche insoweit Rechnung getragen, daß der Beginn des Griechischen von Quarta nach Tertia verlegt ist und die früheren Unterschiede im Lehrplan der unteren Klassen wenigstens annähernd ausgeglichen sind. Es ist in der That nicht abzusehen, warum diese Verähnlichung nicht zu einer vollständigen Gleichheit von Sexta bis Quarta werden sollte, damit der Uebergang von der Quarta eines Realgymnasiums zur Tertia eines Gymnasiums sich fortan ebenso leicht bewerkstelligen lasse, wie jetzt der umgekehrte; dann erst würden wir eine wirkliche Bifurcation oder Gabelung für die letzten sechs Schuljahre haben.

Ein Theil der Anhänger der Gabelung geht aber weiter und fordert, daß auch die zweijährige Tertia noch einheitlichen Lehrplan erhalte und das Griechische erst in Secunda beginne. Eine solche Beschränkung der Gabelung auf die letzten vier Schuljahre würde allerdings eine beträchtliche Beschränkung des Griechischen in der Gymnasialabtheilung einschließen. Diese Beschränkung des Griechischen wird von den Einen als bedauerliche Folge mit in den Kauf genommen, während diese Aussicht den Anderen so erwünscht scheint, daß sie geradezu als Motiv zur Aufstellung der Forderung wirkt. Noch Andere wollen sogar das Griechische ganz auf die Prima beschränken, also die Gabelung erst dort beginnen lassen, doch sind dies bis jetzt vereinzelte Stimmen. Wer so weit zu gehen bereit ist, der geht gewöhnlich auch gleich noch weiter und weist das Griechische ganz aus der Schule hinaus auf die Universität, sei es, daß er das Realgymnasium mit verstärktem lateinischen Unterricht als Einheitsschule proclamirt, sei es, daß er für Abschluß der höheren Schule mit der Obersecunda und Verlängerung des Universitätsstudiums um zwei Jahre plaidirt.

Alle diese Bestrebungen haben noch das Gemeinsame, daß sie an der lateinischen Sprache als einem Hauptunterrichtsgegenstand des Einheitslehrplanes, wie weit der letztere nun auch hinaufreichen möge, festhalten, also die lateinlose Oberrealschule entweder als höhere Schule aufgehoben wissen wollen, oder aber als eine zweite Art von höherer Schule neben dem gegabelten Realgymnasium bestehen lassen. Dieser Gruppe stehen aber andere Tendenzen gegenüber, welche die Oberrealschule mit in den Einheitslehrplan hineinziehen wollen. Wenn doch das Griechische erst in Secunda oder Prima beginnt, so scheint es nicht unthunlich, das Lateinische erst zwei Jahre früher, also in Tertia, beziehungsweise Secunda beginnen zu lassen und den Lehrplan der Unterklassen auf die Muttersprache und neuere Fremdsprachen zu stützen. Ein solcher Lehrplan gestattet dann eine Trifurcation, indem sich von Tertia (bezw. Secunda) an die realistische und die humanistische Richtung scheidet, von Secunda (bezw. Prima) an aber die letztere sich noch einmal in den Lehrplan mit und ohne Griechisch spaltet. Auf der anderen Seite kann der realistische Lehrplan sich in den letzten Jahren noch einmal in eine neusprachliche und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abtheilung sondern, so daß wir eine Quadrifurcation erhielten, falls nicht das Griechische ganz von der Schule ausgeschlossen wird.

Die Vertreter der Ansicht, daß der altsprachliche Unterricht erst in mittleren Klassen beginnen sollte, berufen sich dabei auf das Vorbild des schwedischen Schulwesens, in welchem die deutsche Sprache aus praktischen Gründen zum Hauptgegenstand der Unterklassen erhoben ist.*) Sie stützen sich aber außerdem noch auf politische und sociale Erwägungen, insofern ein solcher Lehrplan es sehr erleichtert, alle Schüler zuerst

*) H. Klinkhardt, Das höhere Schulwesen Schwedens. Leipzig, J. Klinkhardt, 1887. Einen übersichtlichen Bericht über dieses Werk aus der Feder des Grafen Pfeil findet man in der „Zeitung für das höhere Unterrichtswesen" 1887, Nr. 30—32.

Digitized by Google

durch die Volksschule als Unterstufe, dann durch eine Bürgerschule als Mittelstufe und endlich durch die höhere Schule gehen zu lassen. Die socialdemokratische Forderung der allgemeinen Aufhebung des Schulgeldes und der Versetzung aller Kinder bloß nach den Leistungen hat eine derartige Organisation des Schulwesens zur logischen Voraussetzung. Daß eine solche Stufenfolge nicht undurchführbar ist, zeigt ihre annähernde Verwirklichung im schweizerischen Schulwesen. Alle politisch radicalen und social nivellirungssüchtigen Elemente werden früher oder später diese Forderung in ihr Programm aufnehmen, und es wäre nicht unmöglich, daß die Schulreformfrage letzten Endes nicht noch pädagogischen Rücksichten und culturellen Maßstäben, sondern im Gegensatz zu diesen durch die politische und sociale Demokratisirungstendenz unserer Zeit entschieden würde.

Es ist nämlich klar, daß die Masse bei einer solchen Schulorganisation ebensoviel gewinnen würde, als die gebildeteren Stände Einbuße erleiden müßten, und da die Masse an Zahl weit voransteht, so muß der Verlust, den die geistige Aristokratie erleidet, aus socialeudämonistischem Gesichtspunkt nothwendig gegen den Gewinn der breiteren Volksschichten zurückstehen. Ob das geistige Culturniveau des Volkes als Ganzes bei einer solchen Schädigung des Bildungsgrades seiner Aristokratie zurückgeht, das kümmert ja die Demokratie nicht, bereitet ihr eher Schadenfreude. Die Interessenpolitik der capitalistischen Bourgeoisie oder der Liberalismus fürchtet die Verwirklichung des demokratischen Programms in diesem Punkte nicht, weil die Wohlhabenden überzeugt sind, daß sie in solchem Falle hinreichende Mittel haben würden, um ihre Kinder durch Unterricht in theuren Privatschulen besser, leichter und schneller als in der öffentlichen Volks- und Mittelschule für die höhere Schule vorbereiten zu lassen. Diese Unbequemlichkeit auf sich zu nehmen wäre die liberale Geldaristokratie und der utilitarisch denkende Gewerbestand gern bereit, wenn dadurch nur das für ihre Zwecke Nützliche, d. h. der neusprachliche und mathematisch naturwissenschaftliche Lehrplan, in die Höhe kommt und die vom Nützlichkeitsstandpunkt völlig zwecklose Quälerei ihrer Kinder mit alten Sprachen aufhört. Deshalb erhält die demokratische Nivellirungstendenz aus dem Lager des Liberalismus mächtigen Vorschub, wobei selbstverständlich alle Gabelung des Lehrplanes nur als vorläufiges Zugeständniß gilt, in der Hoffnung und mit der Absicht, daß es gelingen werde, den Beginn der Gabelung allmählich immer weiter hinauszuschieben, bis endlich als allgemeine Einheitsschule die Oberrealschule oder eine ähnlich organisirte Anstalt ohne alte Sprachen übrig bleibt. Das Ideal einer solchen Schule wird schon jetzt von verschiedenen radicalen Schulreformern als Ziel hingestellt, als der vollständige Bruch mit der Reaction und den Schatten des Mittelalters gepriesen und auf die geschichtlich naturwissenschaftliche Bildung unserer Zeit gestützt.

Fragen wir uns nun, woher es kommt, daß das Gefühl der Reformbedürftigkeit unseres Schulwesens gerade in dem letzten Menschenalter so intensiv geworden ist, so ist die Antwort: weil alle Eltern fühlen, daß ihre Kinder mit Lernstoff überbürdet werden und in Folge dessen die wirklich durch die Schule erzielte Bildungsstufe der Zöglinge zurückgeht. Blickt man auf die Geschichte des höheren Schulwesens zurück, so sieht man, wie an die ursprüngliche Lateinschule ein Unterrichtsgegenstand nach dem anderen angehängt wird, deren jeder mit gutem Rechte einen Theil der nothwendigen allgemeinen Bildung auszumachen beansprucht. Sollen unsere Kinder sich nicht vollends dumm lernen, so ist eine Verminderung der vom Lehrplan an dieselben gestellten Ansprüche unbedingt erforderlich. Jede intensivere Gestaltung des Unterrichtes hat die entgegengesetzte Wirkung, ist also nur statthaft, wenn die Unterrichtszeit entsprechend verringert wird, steigert aber bloß die vorhandenen Uebelstände, wenn sie dazu benutzt wird, um entgegengesetzte Ansprüche vereint zu befriedigen. Sobald die obligatorische Einfügung des griechischen Unterricht in den Gymnasiallehrplan in Preußen durchgeführt war, begann auch das Gefühl sich geltend zu machen, daß dem altsprachlichen Unterricht ein zu großer Antheil der verfügbaren Zeit eingeräumt hat, und dieses Gefühl fand theils in der Entstehung der Realgymnasien und Oberrealschulen, theils in kleinen Correcturen des Gymnasiallehrplans seinen Ausdruck. Aber die Unbefriedigung blieb bestehen.

Das Bewußtsein ist allgemeiner geworden, daß die Oberrealschule keine den Concurrenzanstalten ebenbürtige höhere allgemeine Bildung zu bieten habe; nach der neuesten Einschränkung ihrer Berechtigungen scheint es fast unvermeidlich, daß dieselbe sich wieder in die Bestandtheile auflöst, welche in ihr verquickt sind und in dieser Vereinigung den falschen Schein einer höheren Schule sich angemaßt haben, nämlich in die höhere Bürgerschule einerseits und in die mittlere Fachschule andererseits. Daß das Gymnasium mit dem Lehrplan von 1882 im Großen und Ganzen eine höhere allgemeine Bildung vermittelt, wird nicht bestritten, doch werden immer noch in einzelnen Punkten Lücken in derselben gefunden und wird vor Allem beklagt, daß diese doch noch lückenhafte Bildung nur auf Kosten einer wirklichen Ueberbürdung der Jugend erlangt werde. Das Realgymnasium endlich ist ein unglückliches Zwitterding zwischen der alten Lateinschule und der modernen Oberrealschule; ohne Latein würde es kein Gymnasium sein, aber was sie an Latein gibt, daran hat doch wieder kein Schüler rechte Freude und es ist zu wenig, um eine humanistische Bildung zu vermitteln. Das Schlimmste aber ist die durch die Entwickelung der Realschulen neben den Gymnasien entstandene Spaltung unseres Schulwesens, welche die einheitliche Bildung der Nation zerreißt und auf dem Widerspruch beruht, als ob es zwei beste Methoden zur Gewinnung einer zeitgemäßen allgemeinen höheren Bildung geben könnte. Dieser Widerspruch kann auch durch keine Gabelung gehoben werden, sondern nur durch die volle Einheitsschule. Alle gefühlsmäßige Antipathie gegen den altsprachlichen Unterricht als gegen einen unzeitgemäßen Rest des Mittelalters hat eine historische Grundlage nur gegen das Lateinische als Unterrichtsgegenstand der alten Lateinschule, schließt aber nur aus Unkenntniß das Griechische mit ein, welches im Mittelalter gar keine Rolle spielte. Man sieht sich in dem Widerspruch befangen, daß man gern los möchte von dem unzeitgemäß gewordenen Lateinischen und doch fühlt, aus der des altsprachlichen Unterrichts beraubten Schule keine rechte höhere Bildung schöpfen zu können.

Der entscheidende Punkt liegt im Griechischen, und hierauf spitzt sich neuerdings in der Discussion der Fachkreise die Schulreformfrage mehr und mehr zu. War es ein Fehler, die Lateinschule, welche sich ohnehin den Realdisciplinen öffnen mußte, auch noch mit dem Griechischen zu belasten? Müssen wir diesen falschen Schritt zurückthun, d. h. zur Lateinschule zurückkehren und deren Lehrplan bloß um die Realdisciplinen erweitern? Müssen wir den verminderten Bildungswerth der lateinischen Literatur für die heutige Zeit geduldig in den Kauf nehmen, und immerhin noch das Beste daraus machen, was daraus zu machen ist, um nur nicht ganz der humanistischen Bildung verlustig zu gehen? In der That, wir müßten uns dabei bescheiden, wenn es keinen anderen Ausweg gäbe. Wir müßten dann die Einheitsschule dadurch herstellen, daß wir auf dem Realgymnasium das Lateinische auf Kosten der Realdisciplinen bedeutend verstärkten, und auf dem Gymnasium die Zahl der griechischen Stunden an das Lateinische und die Realdisciplinen vertheilten. Das Beste, was unser heutiges Gymnasium an humanistischer Bildung bietet, würde einer so gewonnenen Einheitsschule freilich fehlen, die Kenntniß der griechischen Dichter, Geschichtsschreiber und Redner, und die Unzulänglichkeit der durch die lateinischen Schriftsteller vermittelten Weltanschauung würde mit jedem Menschenalter schärfer zum Bewußtsein gelangen, bis endlich das Mißverhältniß zwischen Ertrag und aufgewendeter Arbeit einem künftigen Geschlecht allzu schreiend däuchte, um es noch länger zu ertragen. Die Antipathie gegen das Lateinische und die schon jetzt unsere reifere Schuljugend durchziehende spöttische Mißachtung gegen dessen Literatur würde mit jedem Jahrzehnt wachsen, bis über kurz oder lang das nackte Realprincip, unterstützt durch die oben angeführten politischen und socialen Interessen über den fadenscheinig gewordenen Humanismus den Sieg davon trüge.

Digitized by Google

Die Frage ist nur, ob wirklich die Wiederausscheidung des Griechischen das einzige Mittel zur Vereinfachung des gymnasialen Lehrstoffes ist, ob nicht die Männer, welche das Griechische als obligatorischen Unterrichtsgegenstand in das deutsche Gymnasium einführten, doch auf dem rechten Wege waren, und ob nicht die dadurch entstandene Ueberbürdung mit zwei alten Sprachen bloß eine Uebergangskrisis ist, wie sie bei jedem Umschwung tiefgreifender Organisationen fast unvermeidlich ist. Das Lateinische hat der abendländischen Cultur über die Nacht des Mittelalters hinweggeholfen und ist die Brücke geworden, auf welcher sie in der Zeit der Renaissance und Reformation zu den echten Quellen ursprünglicher Klassicität, zu den Griechen, zurückzusteigen begann. Sollte dieser geschichtliche Proceß nicht auch in der Schule sein entsprechendes Nachspiel finden? Sollte nicht auch hier die Latinität wesentlich der Erzieher zum Hellenismus sein, und abgedankt werden können, wenn er als solcher seine Schuldigkeit gethan und ausgedient hat?

Die Völker romanischer Rasse sind leider nicht in der glücklichen Lage, wie die Germanen und Slaven, das Lateinische ohne Weiteres abschütteln zu können, weil sie durch ihre eigene Vergangenheit und Sprachentwickelung zu eng mit demselben verknüpft sind. Außerhalb Deutschlands ist entweder (wie z. B. bei den slavischen Völkern) der Sinn für die bildende Kraft der Klassicität überhaupt noch nicht genügend in's Volksbewußtsein eingedrungen, oder man klebt noch, wie die Engländer, an der Bewunderung der lateinischen Afterklassicität fest. Gerade in Deutschland aber bemühen sich seit hundert Jahren die Besten der Nation, derselben klar zu machen, daß Hellenismus und Latinität sich verhalten wie Sonne und Mond, und das Verständniß dieser Wahrheit ist tief in die öffentliche Meinung eingedrungen. Sollte es nicht endlich an der Zeit sein, die Consequenzen daraus für unsere Schule zu ziehen? Erscheint es nicht wie eine Verhöhnung dieser Wahrheit, daß man die Realgymnasiasten mit dem Lateinischen quält, anstatt die gleiche Unterrichtszeit auf Griechisch zu verwenden und dadurch mit einem Schlage das Realgymnasium zu einem wahrhaft humanistischen Gymnasium zu erheben? Wäre es nicht rationeller, in dem Gymnasium, wo eine gewisse Pflege des Lateinischen aus praktischen Gründen vorläufig unentbehrlich scheint, doch den Löwenantheil des altsprachlichen Unterrichts dem Griechischen zuzuwenden, d. h. einen Rollentausch zwischen beiden alten Sprachen vorzunehmen und in Sexta gleich mit dem Griechischen zu beginnen, während der Anfang des Lateinischen auf Tertia verschoben wird? Das Griechische ist auch in rein sprachlicher Hinsicht eine viel vollkommenere und schönere Sprache, und muthet uns dabei viel verwandter und heimischer an, als das artikellose Latein mit seinem ablativus absolutus, seinem accusativus cum infinitivo und seiner verzwickten Wortstellung im Satze. Die lateinische Literatur aber hat gerade nur insoweit einen Werth, als sie griechische Muster durchschimmern läßt, und die eklektische Aufklärungsphilosophie eines Cicero, die im Aufklärungszeitalter des vorigen Jahrhunderts gerade noch als Bildungsmittel der Jugend genügen konnte, kann es heute schlechterdings nicht mehr, weder aus dem Gesichtspunkt philosophischer Speculation, noch unter demjenigen eines philosophieverachtenden Positivismus.

Zwei Grundsätze, mögen sie nun als solche hingestellt werden, oder mögen sie als unbestimmt gefühlte den Reformtendenzen zu Grunde liegen, sind gegenwärtig kaum noch zu bestreiten: 1. zwei alte Sprachen sind des Guten zu viel, und man muß eine opfern, um die andere zu retten, und 2. das Lateinische ist als Bildungsmittel veraltet und nicht mehr die darauf verwendete Zeit und Mühe werth. Eine wahrhaft humanistische Bildung im Sinne der Einführung in die ideale Klassicität kann nach dem Maßstab der heutigen Ansprüche nicht mehr das Lateinische, sondern nur noch das Griechische gewähren. Wer auf eine solche humanistische Bildung keinen Werth legt, wird die alten Sprachen überhaupt verwerfen müssen; wer sie der höheren Schule gegen die anstürmende Amerikanisirung aller Werthmaßstäbe zu erhalten sucht, der kämpft auf einem verlorenen Posten, wenn er seine Kräfte für die Erhaltung des Lateinischen in seinem heutigen Besitzstande einsetzt. Wollen die Vertreter des humanistischen Princips nicht durch Uneinigkeit ihre Sache zu Grunde richten, so müssen sie sich alle ohne Ausnahme um die Fahne des Griechischen schaaren und an Stelle der Lateinschule der Vergangenheit die griechische Schule als Zukunftsziel in's Auge fassen.

Die nähere Ausführung und Begründung dieser Ansichten würde hier zu weit führen, und muß ich dieser Hinsicht auf meine Schrift: „Zur Reform des höheren Schulwesens" (Berlin 1875) verweisen.*) Uebrigens ist der von mir daselbst als zweite Stufe der Reform befürwortete Beginn des altsprachlichen Unterrichts mit dem Griechischen kein neuer Gedanke, z. B. von Vittorino da Feltre (1378—1447), Heinrich Stephanus, Tiberius Hemsterhuis, David Ruhnken, Franz Passow, Fichte, Herbart, Gervinus, Thaulow u. A. m. vertreten worden. Neuerdings hat mein Standpunkt warme Vertheidiger gefunden in Hans Müller („Griechische Reisen und Studien", Leipzig bei W. Friedrich, 1887) und Johannes Flach („Der Hellenismus der Zukunft", ebenda 1888), zwei Schriften, die trotz mancher über das Ziel hinausschießenden Uebertreibungen bestens zu empfehlen sind und hoffentlich dazu beitragen werden, der Schulreformfrage neue Impulse zu geben und manchen zwischen Latinität und Hellenismus noch Schwankenden auf die Seite des letzteren hinüberzuziehen. Ebenfalls bekennt sich zu meinen Zukunftszielen F. Hornemann, der Schriftführer und geistige Mittelpunkt des „Deutschen Einheitsschulvereins", allerdings nur in demselben Sinne wie ich selbst, als zu Zukunftszielen, denen man sich nur schrittweise durch eine vorsichtige geschichtliche Entwickelung nähern kann**), während Flach meine drei Stufen der Reform confundirt und nicht beachtet, daß ich selbst in der dritten und letzten dem Lateinischen noch zwei Stunden in den letzten sechs Schuljahren bewillige.

Wenn es dem Philosophen freistehen muß, seinen Blick auch in eine spätere Zukunft zu richten, um nach fernen Idealen die gegenwärtig wünschenswerthen Schritte zu bestimmen, so haben doch alle unmittelbar zur Ausführung bestimmten Reformvorschläge sich möglichst eng an die gegebenen Zustände anzuschließen, damit die ruhige Stetigkeit der Entwickelung gewahrt bleibt. In diesem Sinne habe ich selbst meine erste Stufe der Reform gestaltet, und in dieser Auffassung wurzeln auch die Bestrebungen des deutschen Einheitsschulvereins und seiner bisherigen Veröffentlichungen (3 Hefte), welche zu den besonnensten und durchdachtesten Erzeugnissen der neueren Schulreformliteratur gehören. „Der Zweck des Vereins ist, für die innere Berechtigung einer Gymnasium und Realgymnasium verschmelzenden höheren Einheitsschule mit Beibehaltung des Griechischen für alle Schüler einzutreten und auf die Herbeiführung einer solchen hinzuwirken." Der Verein als solcher hat sich noch nicht über einen Lehrplan geeinigt, wohl aber hat F. Hornemann einen solchen aufgestellt (a. a. O. S. 108), der sich ziemlich eng an den preußischen Gymnasiallehrplan von 1882 anschließt und dem badischen von 1869 am nächsten steht.

Nicht billigen kann ich in demselben die Verminderung der griechischen Stunden in Tertia und Secunda von sieben auf sechs, weil dieselbe dem idealen Ziel der ganzen Reform, der Stärkung des Griechischen schnurstracks zuwiderläuft und statt dessen die vom preußischen Ministerium im Jahre 1882 begonnene Zurücksetzung des Griechischen fortführt und verschlimmert. Ebensowenig kann ich es billigen, daß die Zahl der obligatorischen Wochenstunden in Prima um zwei erhöht ist, um das Englische unterzubringen; eine solche Erweiterung des Lehrplanes ohne Verminderung anderen Unterrichtsstoffes darf höchstens facultativen Charakter haben. Soll das Englische obligatorisch werden, so muß es auf Kosten des

*) Vgl. auch meine „Moderne Probleme" (Leipzig 1886) Nr. VIII und IX.

**) „Die Zukunft unserer höheren Schulen" von F. Hornemann. Hannover, Carl Meyer, 1887. S. 105 Anmerkung.

Digitized by Google

Lateinischen geschehen. Ich sehe aber keinen Grund, warum man die häßlichste und formell armseligste aller europäischen Sprachen allen Gymnasiasten aufzwingen soll, bloß weil sie die kaufmännische Geschäftssprache von fünf Erdtheilen, die geschichtlich gewordene Volapük oder Weltsprache ist. Ein solcher Schritt wäre höchstens dann zu rechtfertigen, wenn er der Kaufpreis wäre, um den die Verschiedenheit von Realgymnasium und Gymnasium wirklich endgültig beseitigt würde; so lange aber beide Schulen mit und ohne Griechisch doch noch nebeneinander fortbestehen, hat das Gymnasium auch gar keinen Grund, sich mit solchem gegen sein Princip verstoßenden Ballast zu belasten, und die fehlerhafte Zweiheit der alten Sprachen durch eine ebenso fehlerhafte Zweiheit neuerer Fremdsprachen zu verschlimmern. Die Hornemann'sche Erhöhung der französischen Unterrichtsstunden auf vier in Tertia verliert ihre Bedeutung, wenn der Beginn des Französischen in Quinta nach dem preußischen Lehrplan beibehalten wird. Um der vierten französischen Stunde willen in Tertia braucht das Griechische daselbst ebensowenig beraubt zu werden, als um des Englischen willen in Secunda. Im Uebrigen trifft die Erhöhung der mathematischen Stunden in Tertia von drei auf vier, diejenigen der französischen in den oberen Klassen von zwei auf drei, und die entsprechende Verminderung der lateinischen Stunden mit meinen Vorschlägen zusammen.

Als die Hauptfrage für den nächsten praktischen Reformschritt darf die Berechtigung oder Nichtberechtigung des lateinischen Aufsatzes gelten. In ihr können die Gegner aller alten Sprachen mit den Vorkämpfern des Hellenismus Hand in Hand gehen. Die Frage ist so zu stellen: lohnt heute noch unter Voraussetzung einer mittleren Lehrkraft bei durchschnittlichem Schülermaterial die auf den lateinischen Aufsatz verwendete Zeit und Mühe in ausreichendem Maße oder nicht? Die Antwort kann nur verneinend lauten. Der lateinische Aufsatz liegt seit zwei Menschenaltern im Sterben; es handelt sich nur darum, seine Euthanasie zu beschleunigen, d. h. ihm durch Ministerialverfügung den letzten Todesstoß zu geben. Die Zahl der in einem Jahre geschriebenen lateinischen Aufsätze ist bereits auf ein Drittel, der durchschnittliche Umfang jedes einzelnen auf ein Viertel des früher üblichen heruntergegangen; dem Rest wird Niemand eine Thräne nachweinen. Einen vor hundert Jahren erschienenen beliebigen Zeitungsartikel in's Lateinische zu übersetzen ist im Durchschnitt noch sehr viel leichter, als einen heute erschienenen; so sehr hat sich unser Begriffsschatz und unsere Denkweise im Laufe des letzten Jahrhunderts von denen des Lateinischen entfernt. Aufsätze kann man nur in lebenden Sprachen schreiben; die lateinische Sprache ist aber bereits zweimal gestorben, einmal als römische Volks- und Staatssprache, das zweite Mal als internationale Gelehrtensprache; sie lebt nur noch als römische Kirchensprache fort und fristet selbst da bloß noch ein kümmerliches Dasein. Die hohe bildende Kraft des Aufsatzschreibens in einer lebenden Fremdsprache läßt sich das Gymnasium bis jetzt gänzlich entgehen. Deshalb ist die Einführung des französischen Aufsatzes ebenso wünschenswerth wie die Beseitigung des lateinischen.

Fassen wir alles zusammen, was für den nächsten Schritt einer preußischen Schulreform wünschenswerth und anzustreben ist, so sind es folgende Punkte:

1. Die drei Unterklassen des Gymnasiums und Realgymnasiums müssen identischen Lehrplan erhalten, damit wenigstens in ihnen die Einheitsschule zur vollen Wahrheit wird.

2. Der Geschichtsunterricht im Realgymnasium hat die alte Geschichte in mindestens demselben Umfange zu berücksichtigen, wie derjenige des Gymnasiums, wobei für eine stärkere Berücksichtigung der neueren Geschichte in dem Ueberschuß der Geschichtsstunden genügende Zeit verfügbar bleibt.

3. Die Nachprüfung der Realgymnasialabiturienten, welche die Berechtigung eines Gymnasialabiturienten zu erlangen wünschen, ist ausschließlich auf das Griechische zu beschränken, indem die Minderleistungen im Lateinischen als durch Mehrleistungen in den neueren Sprachen aufgewogen zu erachten sind.

4. Die französischen Unterrichtsstunden von Tertia bis Prima werden im Gymnasium von zwei auf drei erhöht, die lateinischen entsprechend vermindert; der lateinische Aufsatz wird durch den französischen ersetzt.

5. Die Mathematik erhält in Tertia vier Stunden statt drei zugewiesen, damit dieselbe durchweg mit mindestens vier Stunden vertreten ist. Die betreffende Stunde wird dem Latein entnommen (das somit in Tertia zwei, in Secunda und Prima eine Stunde verliert, d. h. von Tertia bis Prima nur noch sieben Stunden behält).

6. Es sind Erwägungen darüber anzustellen, ob nach Verlegung des griechischen Scriptums vom Abiturientenexamen in die Versetzungsprüfung zur Prima die Pflege des griechischen Extemporales in Prima noch erforderlich ist oder nicht; nach dem Ausfall dieser Erwägung ist entweder das griechische Extemporale in Prima streng zu verbieten oder dem Griechischen die siebente Stunde auf Kosten des Lateinischen zurückzugeben, um welche es bei der Verlegung des Unterrichtsbeginns von Quarta nach Tertia gegen früher verkürzt worden ist.

7. Die Prüfung in der Religion ist aus dem Abiturientenexamen auszuscheiden.

8. Bei allen Versetzungs- und Abgangsprüfungen sind nur die Hauptgegenstände als entscheidend zu behandeln, den Nebenfächern aber kein besonderes Gewicht beizumessen.

9. Die häuslichen Arbeiten sind theils durch cursorische Lectüre, theils durch Anfertigung von Aufsätzen u. s. w. in der Klasse erheblich einzuschränken. Ausarbeitungen des Lehrvortrages sind entschieden zu verbieten und durch gedruckte Leitfäden zu ersetzen.

10. Der philologische Grundzug unseres altsprachlichen Unterrichtes ist durch eine mehr literarische Behandlung der Klassiker zu ersetzen.

Diese vorläufigen Wünsche für den nächsten Reformschritt sind gewiß maßvoll, und ich glaube, daß sich alle Reformfreunde, mit Ausnahme der Latinitätsverehrer, auf dieselben hin einigen könnten, wenn sie auch verschiedene Ideale als fernere Zukunftsziele dabei im Sinne haben. Eine solche Einigung thut aber dringend Noth, wenn überhaupt demnächst etwas zu Stande kommen soll. Der deutsche Einheitsschulverein aber sei als Krystallisationskern für alle maßvollen Reformbestrebungen hiermit bestens empfohlen.*) In ihm bietet sich Gelegenheit zum Austausch und zur weiteren Klärung der Ansichten. Die thatsächliche Verwirklichung der vollen Einheitsschule wird auf der nächsten Stufe der Reform überhaupt noch nicht in's Auge gefaßt werden können, sondern erst für eine spätere Stufe, wenn im Gymnasium der Rollentausch des Griechischen und Lateinischen vollzogen sein wird und die Stundenzahl des Lateinischen allmählich auf ein Minimum herabsinkt. Das Ziel einer Beibehaltung des Griechischen für alle Schüler scheint mir nur dann erreichbar, wenn das Griechische in der Hauptsache zu der einzigen in der Schule getriebenen alten Sprache wird.

Goethe und Plessing.

Von Julius Duboc.

Ueber F. Plessing, der als Opfer der Werther-Krankheit beziehungsreich in Goethe's „Harzreise" hinein verflochten ist:

> Aber abseits, wer ist's?
> In's Gebüsch verliert sich sein Pfad u. s. w.,

waren bisher mancherlei unrichtige und unvollständige Angaben im Umlauf. Düntzer hat auch hier wie an so vielen anderen

*) Der Jahresbeitrag beträgt drei Mark. Beitrittserklärungen nimmt der Schriftführer, Gymnasiallehrer Hornemann in Hannover, Marschnerstraße Nr. 51, entgegen.

Digitized by Google

Stellen reichlich dazu beigetragen, das Thatsächliche aufzuklären (vgl. dessen: „Aus Goethe's Freundeskreise"), interessante Nachträge lieferte kürzlich noch Ed. Jacobs in einem in dem Beiblatt der Magdeburger Zeitung abgedruckten, im Harzverein gehaltenen Vortrag. Danach ist Plessing, über dessen Lebensalter bisher sämmtliche Commentatoren irrten, in demselben Jahr wie Goethe und zwar am 20. December 1749 im Pfarrhause zu Belleben im Mannsfelder Seekreis geboren. Sein Vater, der sich auch als Schriftsteller nicht unrühmlich hervorgethan, ein geistig regsamer, ernst strebender Mann, gehörte dem lutherisch-pietistischen Bekenntniß an. Er stand an pietistischen Höfen und Adelskreisen in hohem Ansehen, was sich auch in der eigenthümlichen Thatsache wiederspiegelt, daß der junge Plessing mit nicht weniger als 13 Pathen gesegnet war, in welchem erlauchtem und erleuchteten Kreise sich nur Geistliche und Adlige, unter ihnen ein Fürst und zwei Fürstinnen zu Anhalt befanden. Daß aus einer solchen Constellation ein Geistlicher und zwar einer, dessen Licht weithin zu leuchten bestimmt war, hervorgehen mußte, war eigentlich selbstverständlich. Das Schicksal hatte es indessen anders bestimmt und nachdem der 19jährige Jüngling zunächst in Göttingen sich des jus beflissen, dann ein ganz absonderliches militärisches Intermezzo in holländischen Diensten absolvirt, dann wiederum sich 1774 in Halle als Theolog hatte immatrikuliren lassen und einige Jahre später sogar einmal die Kanzel bestiegen hatte, ist er später definitiv zur Philosophie abgeschwenkt und hat als Philosoph — amtlich als Professor der Philosophie zu Duisburg — dem Räthsel des Lebens nachgeforscht und nachgesonnen. Dort ist er auch 1806 gestorben, betrauert von einem ihm innig anhängenden Freundeskreis, zu dem u. A. auch der Parabeldichter Krummacher zählte. Daß auch sein wissenschaftliches Streben Achtung und Anerkennung fand, wird genügend durch den Umstand belegt, daß er mit Kant in anhaltendem Briefwechsel verkehrte.

Anders war es mit Goethe. Dieser hatte schon bei seiner ersten Begegnung mit dem jungen Melancholiker bei Gelegenheit der Harzreise (November 1777) diesem nicht viel abgewinnen können und nach einer verhältnißmäßig flüchtigen Berührung, bei der sich der humoristische Umstand ereignete, daß Plessing dem anonym verbliebenen Besuch die umfangreichen Schreiben vorlas, die er an den Verfasser des „Werther" gerichtet hatte, sich bald wieder davon gemacht.*) Es kam auch später zu keinerlei Intimität, obwohl bei Goethe's Rückkehr aus Frankreich — 1792 — noch einmal eine Berührung beider Personen in Duisburg stattfand. Auch der wechselseitige Austausch der von Beiden verfaßten Schriften hatte nur formelle Bedeutung, da Goethe ausdrücklich bemerkt, daß er Plessing's Schriften, die zu weit von dem ablägen, was ihn beschäftige, nicht gelesen habe. Und so ist denn hier der eigenthümliche, unter gewöhnlichen Sterblichen selten vorkommende Umstand zu verzeichnen, daß einen Schriftsteller derjenige gar nicht oder doch nur mäßig interessirt, der seinerseits jenem Schriftsteller das höchste Interesse bezeugt hat, von ihm wie von einem Wirbelwind ergriffen worden ist und auf's lebhafteste kund gegeben hat, daß er „seines Geistes einen Hauch verspürt hat." Goethe konnte sich den Luxus erlauben, darüber wegzusehen und einen so eigenthümlich gearteten Verehrer ziemlich kühl bei Seite stehen zu lassen, nachdem er, eben bei jener ersten Begegnung, einmal die Entdeckung gemacht zu haben glaubte, daß jener „statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen" an den Tag lege.

Goethe und Plessing standen eben ganz anders zu dem, was man die Werther-Krankheit zu nennen gewohnt geworden ist und dieser letztere ist, eigenthümlich wie es klingt, ein viel reinerer und originellerer Ausdruck derselben als jener, von dem nicht die Krankheit, aber ihre Bezeichnung sich herschreibt. Man wird durch den scharf ausgeprägten Charakter der Wertheriade als eines Liebesromans leicht verleitet, den Empfindungsgehalt jener sentimentalisch angehauchten Periode ganz in gefühlsselige Liebesschwärmerei zu verlegen, diese mindestens als das unerläßliche, unentbehrliche Motiv derselben zu denken;

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein u. s. w.

Und doch ist das Liebesmotiv im Grunde mehr als Goethe'sche Zuthat aufzufassen und gerade bei Plessing, den das Fieber ganz besonders arg schüttelte, „dem Durstenden in der Wüste"

der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank.

ist von demselben gar keine Rede. Was ihn gepackt hatte, dies selbstquälerische Zernagen und Zerbröckeln, bis alle Freudigkeit schwindet und schließlich der Lebensfaden reißt, oder mit einem letzten Ruck zerrissen wird — Werthermanie-Selbstmorde kamen ja mehrfach vor — ruhte auf dem Grund des Zweifels an dem Werth des Lebensinhalts überhaupt, der damals zuerst, begünstigt durch die Zeitumstände, in empfängliche Gemüther ihre beängstigenden Schatten zu werfen anfing. Da, wo Werther reflectirt: „jeder neu geborene Augenblick der Zeit wird von Todesseufzern der sich selbst mordenden, immer sterbenden Natur begleitet. Der Schauplatz des unendlichen Lebens ist der Abgrund eines ewig offenen Grabes. Da ist kein Augenblick, der dich nicht verzehrte und die deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt. Himmel und Erde und all' die webenden Kräfte um dich her — ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" — eben da packt Plessing das Grauen, der Weltschmerz des vernichteten Ideals. Dieser Stoß traf um so heftiger, je mehr er seit seiner Hallenser Studienzeit sich mit dem aufstrebenden Freidenkerthum befreundet und also dem Glauben seiner Kindheit entfremdet hatte, denn nun fühlte er den Boden auch da schwanken, wo er eben Hütten zu bauen und sich wohnlich einzurichten begonnen hatte. Ein Vernichtendes kam über ihn wie aus demselben Grunde über so viele seiner Zeitgenossen. „Was sind alle Güter dieses Lebens?" schreibt er, „was alle Vorzüge und Vollkommenheiten des Menschen? Sie existiren nur in unseren Vorstellungen, sind nicht Wahrheit und Wirklichkeit selbst. Sogar die Vernunft wird oft eine verderbliche Feindin der edelsten Seelen. Unsere süßesten Hoffnungen sinken in's Grab. Freude und Genuß tödten sich selbst." Und dem ihm zuredenden Weltkind Goethe, der mit der Werther-Stimmung, so sehr er ihr einen vertieften Ausdruck geliehen, im Grunde doch nur ganz vorübergehend persönliche und weit überwiegend nur künstlerische Berührung gehabt hatte, setzte er bei dessen Bemühen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, hartnäckig entgegen: es solle und könne ihm nichts in dieser Welt genügen.

Für den Weltschmerz des vernichteten Ideals, den jüngeren und weichherzigeren Bruder des späteren verbissenen Pessimismus, der sich eben in seiner Weichherzigkeit im deutschen Gemüth gern mit einem Hinausträumen aus der handelnden Welt und einer Flucht in die Natur, um sich mit seinen Empfindungen ganz in sie zu versenken, gattet, bestand damals eine weitverbreitete Empfänglichkeit. Genährt wurde dieselbe theils durch die rationalistisch-skeptische Zeitrichtung, die allmählich erstarkend — 1774 erschienen auch die sogenannten Wolfenbüttler Fragmente — in vielen Gemüthern zunächst eine gewisse Leere und Oede im Gegensatz zu der bisher gehüteten Glaubensgewißheit hervorrief, theils durch jenes unbestimmte Vorgefühl kommender Erschütterungen, welches häufig schon an kritischen Wendepunkten in der Menschheitsentwickelung sich in schwermüthigen Anwandlungen, in einer gesteigerten sensitiven Empfindung bekundet hat. Die Stimmung ist dann gleichsam wie in einem moralischen Hinwelken wehmüthig aufgelöst, ohne rechte Empfänglichkeit für das Alte, dessen Absterben empfunden wird, ohne ein klares Verhältniß zu dem erst von Weitem sich ankündigenden Neuen, ohne Lust, sich

*) Der junge Plessing lebte damals in innerlich zwiespältigen Stimmungen und überwältigt von dem Eindruck, den ihm die Werther-Lectüre bereitet hatte, ohne sich zu einem Entschluß aufraffen zu können, im Hause seiner bekümmerten Eltern zu Wernigerode. Goethe führte sich bei ihm als Landschaftsmaler Weber aus Gotha ein.

Digitized by Google

mit dem Einen noch länger zu befassen, ohne zwingende Nothwendigkeit, an dem Anderen seine Kräfte zu erproben. Erst wenn der Sturm des neugestalteten Princips losbricht, kommt ein anderer Geist über die Menschheit. Daß für eine solche Stimmung der Werther mit seinem gährenden Inhalt, seiner leidenschaftlichen Naturempfindung und seiner Verzweiflung an Allem umher und schließlich an sich selbst, hochbedeutsam werden mußte, ist selbstverständlich. Das Liebesmotiv grub dem Strom noch ein breiteres Bett, es gewährte die für eine ergreifende Darstellung natürlichste und ergiebigste Unterlage, aber höher ist seine Bedeutung nicht zu veranschlagen, und auf Jemanden, der wie Plessing nach dieser Seite hin gar keine Anknüpfung bot, übte das Buch gleichwohl dieselbe erschütternde Wirkung.

„Unsere Zeit und die Werther-Periode, da sieht man erst den Abstand und wie wir es „so herrlich weit gebracht" und so ein armer Schächer wie der Plessing, kann doch jetzt gar nicht mehr vorkommen". Gewiß, der Abstand kann nicht größer gedacht werden. Gerade die Empfindsamkeit hat in unserer Zeit so gänzlich Schiffbruch gelitten. Aber mit diesem Schiffbruch ist doch auch noch verschiedenes Andere über Bord gegangen und eine Inventuraufnahme gibt uns vielleicht keinen Anlaß uns besonders zu brüsten. Wenn an der Werther-Stimmung einen Hauptantheil der mit der Vernichtung des Ideals in der Auffassung der Welt zusammenhängende Schmerz hatte, wie dies u. A. der Plessing'sche Fall belegt, so sind, wie leicht zu übersehen, drei Momente gegeben, nämlich Schmerz, Ideal und Weltauffassung, deren Lahmlegung aus irgend welchen Gründen auch die Werther-Stimmung lahmlegen muß, ohne daß man sagen könnte, daß dieselbe durch ein höheres Moment abgelöst und eigentlich siegreich überwunden wäre. Nun ist die Richtung der modernen Entwickelung, der „Zeitgeist", in Verbindung mit dem rein äußerlichen Zuschnitt der Verhältnisse, der jenen wieder beeinflußt, gerade diesen drei Momenten feindlich entgegengetreten. Vom Ideal entbindet uns der „Naturalismus", denn wie läßt Ibsen — und er ist doch ein vollgültiger Prophet desselben — in der „Wildente" den Dr. Relling sprechen: „für Ideale haben wir ja das gute norwegische Wort: Lügen" — und in „Rosmersholm", den Vertreter der „Freigewordenen": „ohne Ideale zu leben, das ist die Summe aller Weisheit dieser Welt"; vom kopfzerbrecherischen Grübeln über eine Weltauffassung will der Standpunkt der lebensfrischen „Diesseitigkeit" nichts wissen und hier ist daran zu erinnern, daß ein gerade für diesen Standpunkt hochbedeutendes Element, das jüdische, überhaupt erst seit der Zeit, da der Werther geschrieben wurde, dominirend und tonangebend in die geistige Bewegung eingetreten ist; der Schmerz endlich, ja eine Zeit, die soviel zu thun hat wie die unserige und sich mit soviel reeller Noth herumplagen muß, der vergeht, wie dem vielbeschäftigten Menschen meistens, Zeit und Stimmung für geistige Schmerzen, selbst wenn sie sich ihnen sonst zuwenden wollte, wofür aus den eben angegebenen Gründen ohnehin die eigentliche Unterlage fehlt.

So trifft von drei Seiten das zusammen, was allerdings die Empfindsamkeit unterbindet, aber ohne durch die Richtung der Empfindung auf ein Anderes an Stelle des Verdrängten und Unhaltbaren uns wahrhaft zu befreien. Wie es gegenwärtig steht, kann es zweifelhaft erscheinen, ob wir in mancher Beziehung nicht eher unter als über dem Niveau jener hinter uns liegenden Periode zu stehen gekommen sind. Ueber dieselbe aber hinaus strebte Plessing — gleichgültig mit welchem positiven Erfolg — indem er nach jenem ersten überwältigenden Anfall immer bis an sein Lebensende eifrig beflissen blieb, sich ein neues, den neu erworbenen Gesichtspunkten entsprechendes Ideal in seiner Weltauffassung zurecht zu legen und es zu begründen, und so ist er ja doch wohl nicht ganz der arme Schächer gewesen, als der er uns erscheint.

Volkslied und Straßenlied.

Wir Deutschen stehen in dem Rufe, ein sangluſtiges Volk zu sein. Unser reicher Schatz an Volksliedern und besonders auch die Fülle von Melodien, die unserem Ohre heimisch klingen, lassen uns in der That als eines der reichbegabtesten Völker nach dieser Seite hin erscheinen. Wir haben eine große und zugleich anmuthige Vergangenheit im Volksliede, und ein erhebendes Zeugniß für unseren Reichthum an Geist und Gemüth liegt in den schwermüthigen, ahnungsvollen oder auch schalkhaften, neckischen Gesängen, die, schon Jahrhunderte alt, doch noch hie und da in frischer Wirklichkeit leben und erklingen. Wir sind uns freilich dieses Reichthumes erst seit kurzer Zeit bewußt geworden: nach den Anregungen, die Herder und Goethe gaben, waren es erst die Bestrebungen und Bemühungen der Romantiker in unserer Literatur, die auf den alten Quell hinwiesen, der unter Trümmern und Moos so lustig und hell sprudelte, die ihn aufdeckten und die ihm auch neue Ausflußbäche in das moderne Leben hinein bahnten oder doch wenigstens zu bahnen versuchten. Aber seitdem steht das Volkslied wirklich in hoher Geltung; man betrachtet es mit der Ehrfurcht und der heiligen Scheu, die man etwa einem von den Vorfahren ererbten Familienkleinode zollt, man pflegt es in unseren Volksschulen und sucht es dort, wo es jetzt noch lebendig erklingt, auch für künftige Geschlechter zu erhalten, man sammelt die Worte und die Weisen, die es aus vergangenen Zeiten uns überliefert, und macht es sogar zum Gegenstande der gelehrten Forschung. Kann überhaupt eine Zeit noch mehr für die Pflege dieses Lieblingskindes der Musen thun, als die unserige schon gethan hat?

Diese selbstgenügsame rhetorische Frage hört man in der That jetzt zuweilen stellen. Man ist im Allgemeinen mit dem Zustande des Volksgesanges, wie er jetzt ist, sehr zufrieden. Man weist auf die zahlreichen Gesangvereine hin, die in Deutschlands Gauen bestehen und auf den großen, schönen Liederschatz, der ihnen zu Gebote steht und der nicht zum geringsten Theil durch unsere zeitgenössischen Liederdichter und Liedercomponisten geschaffen worden ist; man erfreut sich in weiten Kreisen, besonders auf dem Lande und in kleineren Städten, wo andere musikalische Genüsse nicht zu Gebote stehen, der trefflichen, zuweilen künstlerisch durchgebildeten Leistungen von vierstimmigen Männerchören oder auch gemischten Chören, man hört überall, wohin man sich auch wenden mag, sei es im Grünen oder im Concertsaale, die allbekannten, vielverspotteten und doch immer wieder anheimelnden Klänge unserer „Liedertafelmusik". Und alle diese Gesangeskunst hat zum edelsten und hauptsächlichsten Gegenstande das Volkslied. Sinnig und empfindsam, zum Herzen dringend und zugleich das Ohr durch einfachen Wohllaut gefangen nehmend, bleibt dieses „Lied" noch der beste Schatz unseres Volkes in unserer gefühlsarmen, in harten äußeren Gegensätzen sich aufreibenden Zeit, bleibt es für das Volksgemüth noch die beste Schutzmauer gegen den Ansturm einer kalten, rein verstandesmäßigen Auffassung von der Welt.

Aber dieses wohlgepflegte, gleichsam als gut erzogenes Hauskind mit frommen Augen vor uns hintretende Volkslied hat ein Stiefschwesterlein, daß sie niemals in den Zwang einer guten Sitte oder einer ehrsamen Hausregel fügen wollte. Es ist ein Haidekind, das uns anlacht mit lustigen, schalkhaften Blicken und mit kecken Lippen ein spöttisches Wort hinwirft, wenn wir es einfangen wollen in das Gewahrsam literarischer Kritik. Es schweift weit und wild umher und nascht von allen Blumen, die es am Wege findet; dort pflückt es eine duftige Blüthe und hier ein spitziges Gras, das Alles wirft es uns lose in's Gesicht, ehe es wieder entschlüpft. Bald sehen wir es träumerisch und innig in's Weite schauen, als suchte es wehmüthig eine verlorene Welt, bald wieder tollt es wild umher mit ungraziösen Geberden als das richtige ungezogene Kind der Wildniß. Auch dieses Volkslied ist ein Lieblingskind der Musen, freilich ein verwahrlostes, aber es

Digitized by Google

ist nicht minder kräftig und ursprünglich, wie sein jetzt in guter Pflege sittsam erzogenes Schwesterlein, das unsere Gesangvereine hegen. Es ist auf der Landstraße groß geworden und findet dort, nur dort seine Heimath. In der freien Luft aufgewachsen, hat es ungelenke Formen und derbe Bewegungen, aber es ist gerade deswegen der beste Freund des Volkes, das es dort auf der Straße findet.

Uralt wie das wehmüthige, zarte und sinnige Volkslied ist auch diese wilder wachsende Gattung des Bummel- oder Schlenkerliedchens, das, stets unaufgeschrieben, sich nur von Mund zu Munde fortpflanzte. Vom armen fahrenden „Schwartenhals", dem, „da es an ein Zahlen ging, sein Säckel stand so leere", bis herab zu dem „lieben Augustin", bei dem „Alles ist hin", sang auch das „tumbe Brüderlein", das nicht weiß, „wo es sich soll hinkehren", zu allen Zeiten sein Lied, und es sind nicht die schlechtesten Lieder, diese wilden Blüthen, die am Stamme der Poesie aufsprossen. Unsere mit so trefflichem historischen Bewußtsein begabte Zeit hat auch sie, soweit es möglich war, wieder aus dem Dunkel der Vergangenheit an's Licht gezogen, und bewahrt sie neben dem edleren Volksliede als Schätze auf. Der aus ihnen herauslachende Humor und der Zauber der Ursprünglichkeit, der sie umwebt, hat sogar manche Dichter angeregt, ihnen moderne Gegenstücke an die Seite zu stellen — ich erinnere an Baumbach's „Lieder eines fahrenden Gesellen", an viele Gedichte Scheffel's und Julius Wolff's — aber die schöne Sorglosigkeit, der sie entsprangen, ist doch nicht mehr unserer Zeit gegeben, und so kommt es, daß nicht nur jene Gegenstücke uns vielfach wie erkünstelt und gezwungen anmuthen, sondern daß wir auch hier, im Gegensatze zu dem Volksliede höherer Gattung, von einer Fortbildung des Volksliedes durch die modernen Geschlechter nichts mehr bemerken können. Das wilde und fröhliche Haidekind hat, wie so vieles Andere, unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges sein Dasein dahingegeben; während des langen Schlummers, der nachher die unteren Schichten unseres Volkes befiel, hat es auch nicht wieder zum Leben erwachen können, und jetzt, da das Volk zum Leben erwacht ist, blendet die natürliche Beleuchtung, in die alle socialen Verhältnisse gerückt sind, allzugrell, als daß der Humor und die wirkliche Lebensfreudigkeit wieder ihre besänftigenden Schwingen im Liede regen könnten.

Und gleichwohl will das Volk singen. Nicht nur das musikalische, sondern auch das poetische Bedürfniß macht sich unausgesetzt geltend, mögen auch die Lebensbedingungen noch so erschwert sein. Der Bäckerjunge, welcher jetzt, wenn er beim Scheine des Morgenrothes durch die noch menschenleeren Straßen trottet, sein Lied pfeift, hat im Grunde denselben Drang, sich über die Mühseligkeiten seines Daseins durch eine musikalische Leistung hinwegzusetzen und in ihr seinen Lebensmuth auszuströmen, wie der fahrende Schüler, der vor Jahrhunderten mit einem Schlenkerliedchen aus seinem Nachtquartier auf den Wanderpfad trat. Das Kunstbedürfniß, welches der gebildete moderne Mensch nur an bestimmten Stunden des Tages zu befriedigen sich gestattet, regt sich im Volke zu jeder Tageszeit und zieht, da ihm eine bestimmte Nahrung nicht geboten wird, von allen Seiten her die Anregungen zu sich heran, so viele es deren eben erlangen kann. Und diese Anregungen sind jetzt so mannigfaltige, daß die Stimmung, welche früher das leichte, einfache Liedchen erzeugte, übertäubt und verwirrt wird, daß überhaupt der Drang, sich selbst zum Gegenstande eines Liedes zu machen, sich nicht mehr geltend macht. Heute wird noch gerade so viel und vielleicht noch mehr vor sich hin gesungen als vor Jahrhunderten; auch heute ist die Landstraße, und in den großen Städten der Bürgersteig, der Ort, an dem eine eigene Art von Poesie ihre Schwingen entfaltet: aber unsere heutigen Geschlechter sind weniger selbstschaffend, als die ihnen voraufgegangenen vor drei- oder vierhundert Jahren, und anstatt eines selbständigen Volksliedes entwickelt sich bei ihnen jetzt nur eine Nachahmung der ihnen eigentlich fremden Kunstformen, wie sie ursprünglich für die gebildeten Stände geschaffen wurden. Das Straßenlied unserer wandernden Vorfahren ist ja auch nicht aus dem Boden gewachsen oder in der Luft entstanden, sondern hat seine Dichter gehabt, die es erfanden und ihren Genossen uneigennützig weiter gaben. Aber es entsprang nicht allein aus dem Bedürfniß nach einer musikalischen Einzelunterhaltung, sondern hauptsächlich aus dem Drange des Dichters oder des ersten Sängers, seiner Seele auch in poetischer Weise Luft zu machen, den Inhalt seiner Gefühle in sinnvolle Worte, nicht bloß in eine anheimelnde Melodie, auszugießen und sich selbst in dem so entstehenden Liede poetisch verklärt wiederzufinden. Heute ist in unserem wildwachsendem Volksgesange dieser Zug nach dichterischer Auslösung weniger zu finden, im Gegentheil, es ist eine bemerkenswerthe Eigenschaft unseres Straßensingsangs, daß in ihm die Melodie ganz den Text überschattet, daß sogar der letztere oft genug seine Bedeutungslosigkeit durch vollständige Unverständlichkeit und Unsinnigkeit kund thut.

Das musikalische Mittheilungsbedürfniß unserer Zeit ist ja überhaupt größer, als das poetische. Die Melodie eines Liedes aus einer Oper oder einer Operette ist die Hauptsache für die Popularität dieses Liedes, der Text kommt nie dabei in Frage, wie ja auch niemals eine hervorragende Stelle eines Drama's so rasch oder so allgemein populär wird, wie eine Opernarie. Die Leichtigkeit, mit der sich Musik von Ohr zu Ohr fortpflanzen und in's Gedächtniß einprägen läßt, könnte hierfür als Grund angegeben werden. Aber sie allein ist es doch nicht, welche es erklärlich macht, daß heutzutage ein Lied lediglich um der Melodie willen zum Straßenliede werden kann. Das Gedächtniß des weniger gebildeten Volkes und die Schnelligkeit, mit welchem dasselbe ganze Gedichte auffaßt, sind so gut, daß in ihnen kein wesentliches Hinderniß für die Verbreitung von nur gesprochenen, nicht auch zugleich gesungenen Liedern gefunden werden könnte. Vielmehr wurzelt diese Vorliebe des Volkes für das gesungene Wort, welche das Straßenlied schon theilweise zu einer bloßen Straßenmelodie herabgewürdigt hat, in der geringen Empfänglichkeit für den süßlichen Inhalt, den meistens die Arien aufzuweisen haben. Ein Lied, das auf der Straße nicht bloß um der Melodie willen gesungen werden soll, darf nicht allzuzart in seinen Empfindungen sein, muß im Gegentheil einen derben und drastischen Humor in sich tragen, der sich von Empfindsamkeit ganz fern hält. Deshalb sehen wir auch wirklich echte Bummel- und Schlenkerlieder, bei denen der Text die Hauptursache für die Beliebtheit ist, vorwiegend nur noch in den jugendlichen Kreisen, welche, eine Zeit lang wenigstens, sich über den Ernst des Lebens hinwegzuscherzen das Recht haben. Die derben Soldatenlieder sind neben dem Bummelcantus des Studenten noch das Beste, was mir von den heutigen Straßenliedern begegnet ist, und ich glaube, daß auch nur diese Kreise es fertig bringen werden, das Straßenlied in seiner ursprünglichen Frische fortzubilden.

Aus den anderen Volksschichten ist es, wie gesagt, durch die verweichlichende Luft an der Melodie allein verdrängt worden. Der Einfluß der großen Städte ist hierin unverkennbar. Die vielen tausend Wege, welche in ihnen der Fortpflanzung einer Melodie zu Gebote stehen, die Leierorgeln, die pfeifenden Straßenjungen und die öffentlichen Concerte in erster Linie, haben rasch dem gesungenen Wort die Uebermacht über das sinnvolle, gesprochene verschafft, und die Entwickelung unserer Bühnen in den letzten Jahrzehnten, welche ja auf die ihrem Inhalte nach sinnlose, nur in ihrer äußeren musikalischen Form graciöse Operette das Hauptgewicht legte, sorgte dafür, daß jene Uebermacht reichliche Nahrung fand. Merkwürdigerweise ist unser sonst sangeslustiger Norden dem Süden hierin noch um ein gutes Stück voraus gekommen. In Berlin wenigstens ist die Melodiewuth, welche jedes sonstige Straßenlied unmöglich macht, noch ausgeprägter als in Wien. Es mag sein, daß dort das Institut der Volkssänger einigermaßen das Vorherrschen des Gefallens an der gedankenlosen Operettenarie beeinträchtigte.

Es ist im Grunde zu beklagen, daß das Straßenlied nicht auch, wie das ihm verwandte edlere Volkslied, in unserem Jahrhundert seine fröhliche Auferstehung gefeiert hat. Denn sein Vorhandensein, wenn es auch oft aufdringlich, frech und grob erscheint, ist doch ein Zeichen für einen urwüchsigen und

Digitized by Google

selbständigen, dabei immer den Dingen mit einem freien Humor gegenüberstehenden Sinn, welcher sich eben in den Schelmenliedchen offenbart. In den politischbewegten Zeiten vor dem Jahr 1848 gab es mancherlei Anläufe zu dem echten Straßenliede: das „Heckerlied", auch manche Gedichte von Heine zeigen ganz die schöne lustige Ungezogenheit, die wir als die Ausbrüche des Volkshumors berücksichtigen müssen. Seitdem ist es wieder sehr stumm und sehr still geworden, die süßlichen Walzer und Schunkelarien, die jetzt der Deutsche in lustiger Stimmung losläßt, sind, abgesehen von ihrer Sinnlosigkeit, keine Anzeichen von einem etwas angeregteren und selbstthätigerem Humore. Und doch lagert eine Menge von Zündstoff in unseren Gemüthern, der in derben Straßenliedern am besten zum Losplatzen käme. Er entladet sich heute in unseren humoristisch-satirischen Witzblättern in ziemlich trockener und ungefährlicher Weise, ab und zu sprüht er auch einige Funken in den Antithesen eines Possencouplets oder zeitigt er ein geflügeltes Wort, das bis zum Ermüden ausgenützt wird — das ist Alles. Wo sind aber die kecken Schelmenlieder, die von Mund zu Munde getragen werden, die, sei ihr Inhalt politisch oder erotisch oder bacchisch, als die echten „Trutzliedlein" den Sinn unseres Geschlechtes wecken und späteren Geschlechtern ein Symbol unseres Sinnes sein werden? Sie sind nicht da, wie so vieles Andere in unserer zeitgenössischen Literatur. Wenn erst unser Volk sich auch im geistigen Sinne wieder selbständig fühlen und selbstbewußt wagen wird, wird auch die Stimmung wiederkehren, die neben den Volksliedern echte Straßenlieder erzeugt, die neben dem Ernst auch den Humor des Lebens dichterisch erfaßt. O. B.

Feuilleton.

Der Stammtisch.

Von Wilhelm Berger.

In einem dramatischen Lesekränzchen, welches die Frau des Oberlehrers an der Sanct Johannis-Gemeindeschule auf den Wunsch ihrer ältesten Tochter Regine in das Leben gerufen hatte, lernten sie sich kennen: Wolfgang Seebeck, der junge Geometer und Gehülfe am Katasteramt, und die eben erwähnte Regine. Er war nicht gerade sonderlich literaturfreundlich; er trat in das Kränzchen ein, weil er, fremd in der Stadt, Anschluß an Familien suchte. Indessen brachte er den Werken der Dichter ein achtungsvolles Interesse entgegen und las die ihm anvertrauten Rollen mit seiner wohllautenden Stimme zu Jedermanns Zufriedenheit.

Wie in den meisten derartigen Kränzchen, worin junge lebenslustige Personen beiderlei Geschlechts vereinigt sind, folgte auch in diesem auf die ernsthafte Arbeit des Abends eine bescheidene Lustbarkeit. Die Oberlehrerin tischte den hungrig Gewordenen auf, was ihre beschränkten Mittel ihr zu liefern gestatteten; und das junge Volk aß vergnügt ihre belegten Brotschnitten, trank dazu ein leichtes Bier und wünschte sich nichts Besseres. War dann der Abend noch nicht allzuweit vorgerückt, so unternahm man wohl noch einige ehrbare Gesellschaftsspiele. In diesem Falle wuchs gewöhnlich der Lärm der Fröhlichen dermaßen an, daß der Oberlehrer, der sich oben in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, Buch oder Feder hinlegte und langsam den Kopf schüttelte.

„Glückliche Jugend!" sagte er leicht seufzend. „Wie hängt dir doch der Himmel voller Geigen! Als ob es nur noch schöner werden könnte, wie es heute ist! — Und ein paar Jährchen weiter — ach, du lieber Himmel! wie mag euch da zu Muthe sein, ihr lustigen Kinderchen? — Ei nun: genießt sie nur, die schöne Jugendzeit; ich hab' es auch gethan. Wird doch jeder Mensch erst zu Tanz geladen, eh' er auf das Orchester steigen und für Andere geigen und blasen muß. Und das ist gut so; da hat er hernach kein Recht, mit seinem Herrgott zu schmollen."

Glücklicherweise verhallten diese ernsthaften Betrachtungen des griesgrämigen alten Herrn in der Einsamkeit seines Zimmers und thaten der Lust unter ihm keinen Eintrag. Da blitzten die Augen und die Wangen rötheten sich; ein schiefgezogenes Näschen, eine ungeschickte Antwort verursachten unbändiges Lachen. Auch Wolfgang und Regine nahmen ihren vollen Antheil an der allgemeinen Fröhlichkeit. Aber hin und wieder, wenn sie neben einander saßen, wie sich dies häufig fügte, geriethen sie wohl in ein vertrauliches Gespräch. Entweder redeten sie altklug über das Gelesene und machten sich gegenseitig auf schöne Stellen aufmerksam, die ihnen im Gedächtniß haften geblieben waren, oder sie gaben sich Kunde von eigenen kleinen Erlebnissen. Da erzählte z. B. die blonde Regine, wie sie alle in der Pension für Geibel geschwärmt hätten. Sie hätten sogar dem hochverehrten Manne zu seinem Geburtstage ihre Glückwünsche gesandt, und eine liebenswürdige Antwort sei darauf gekommen in der deutlichen, schwungvollen Handschrift des Dichters, die ihnen von seinem Bilde her so wohlbekannt gewesen sei. Herr Seebeck werde sich des Spruches erinnern: „Es muß doch Frühling werden!" — Und sie fuhr schwärmerisch fort: „O, es ist doch etwas Herrliches um die Poesie! Das tägliche Leben bietet so wenig Erquickliches; man müht sich ab um die Befriedigung kleiner, beständig wiederkehrender Bedürfnisse, und gewinnt nichts dabei, woran sich das Gemüth laben kann. Nüchtern ist das Tagewerk, geistlos das Gespräch. Will man nicht ganz und gar im Gewöhnlichen verkommen, so muß man sich zuweilen in eine höhere Welt aufschwingen."

Aufmerksam hatte Wolfgang der Enthusiastin zugehört. Aber es waren weniger ihre Worte, die Eindruck auf ihn machten, als der schöne Glanz ihrer blauen Augen. Von der Art ihrer Empfindungen gewann er nur eine undeutliche Vorstellung; indessen glaubte er doch, einige Bemerkungen machen zu müssen, aus denen Regine seine Zustimmung erkennen könne. Und er erwiderte nickend: „Ja, ja, es ist gar kein Sinn mehr für etwas Edleres in den Menschen von heutzutage. So materiell wie unsere Zeit ist keine frühere gewesen. Jeder will Carrière machen und möglichst viel Geld verdienen. Und die Vergnügungen werden immer roher. Wir, die wir noch etwas für unsere Bildung thun, sind Ausnahmen."

Das war nun wieder Reginen aus der Seele gesprochen. Gewiß, so war es; sie lebte in einer recht jämmerlichen Zeit, und der Guten ihrer Art gab es nur Wenige. Als die Gäste davon gegangen waren und sie mit ihrer Mutter den Tisch abräumte, sagte sie: „Der Einzige, der mich versteht, ist Herr Seebeck. Wir haben uns vortrefflich unterhalten." — Die Mutter sah sie von der Seite an. „Der junge Geometer? — Er soll ja recht geschickt sein in seinem Fach, hört man. Und aus guter Familie ist er auch. — Blase dort die Lampe aus, Regine; die andere reicht für unsere Arbeit. Und für den Rest Käse feuchte ein Tuch mit Salzwasser an, und wickle ihn hinein; er wird sonst zu rasch trocken. — Was hat er denn gesagt, der Herr Seebeck?"

Aber Regine würdigte ihre Mutter keiner Antwort.

Alle vierzehn Tage Sonntag Abends versammelten sich die Mitglieder des Kränzchens. Und als der Winter zu Ende ging, war zwischen Wolfgang und Regine eine lebhafte Neigung entsprungen. Um diese Zeit ließ sich im Katasteramte einer der älteren Angestellten pensioniren, und es fand ein allgemeines Aufrücken der jüngeren statt, so daß Wolfgang zu einer Jahreseinnahme gelangte, welche ihm die Gründung eines bescheidenen Hauswesens gestattete. Da bedachte er sich nicht lange, sondern verlobte sich mit Regine.

Als der Oberlehrer ihn als Schwiegersohn willkommen hieß, sagte er: „Du bekommst eine Frau, die für ihren Beruf erzogen worden ist. Und ich darf sie wohl rühmen; sie ist anspruchslos und wirthschaftlich, pflichttreu und liebevoll. Daß sie nebenbei ein wenig für die schönen Künste und Wissenschaften schwärmt, auch gelegentlich einmal über die Prosa des Lebens klagt, braucht Dich nicht zu beirren: in der Ehe pflegen dergleichen müßige Grillen bald genug davonzuspringen."

Der Bräutigam blickte Regine an, wie um sich zu orientiren, was er zu erwidern habe; dann erinnerte er bescheiden: „Der Mensch lebt nicht vom Brote allein." — Und die Hand seiner Braut ergreifend, fügte er hinzu: „Ich kann es nur rühmen, daß Regine auch geistige Bedürfnisse hat."

Digitized by Google

Solche Harmonie sei höchst erfreulich, lobte der Oberlehrer und strich sich etwas verlegen die dünnen Haare zurück. Die Mutter aber meinte resolut: „Ach was! das einzig dauerhafte Fundament einer guten Ehe — in unserem Stande wenigstens — ist von Seiten der Frau ein wirthschaftlicher Sinn und ein verträglicher Charakter; alles Uebrige ist von geringer Wichtigkeit."

Hernach, unter vier Augen mit Wolfgang, sagte Regine: „So hausbacken ist mir Mama noch nie vorgekommen! Fast schäme ich mich für sie. Der arme Papa! Eine wahrhafte Lebensgefährtin ist sie ihm wohl nie gewiesen. Da wollen wir es anders miteinander halten. Zwischen uns soll zeitlebens eine innige Gemeinschaft aller Interessen bestehen, nicht bloß der nächstliegenden, die jeder Arbeiter mit seiner Frau theilt. Alle freundlichen Genien, die zwischen Himmel und Erde verkehren, sollen in unserer Wohnung Einlaß finden; alles Gute und Schöne, dessen wir habhaft werden können, soll uns den Genuß des Daseins erhöhen. Ist das nicht auch Deine Meinung, liebster Schatz?"

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn; er küßte sie auf Stirn, Wangen und Lippen, und hätte darüber beinahe das Antworten vergessen. Aber Regine war gründlich und wiederholte ihre Frage. Da versetzte er rasch: „Gewiß, Liebchen," und fuhr dann in seinen Liebkosungen fort.

In der That, als das junge Paar sich sein Nest bereitet hatte und, von der Welt abgesondert, darin seiner Liebe in stiller Sicherheit froh wurde, da wandelten sich Reginens Mädchenträume in die schönste Wirklichkeit. Neben den Kosestunden, die jeder Tag hergeben mußte, liefen die köstlichsten Plauderstunden. Unendlich viel hatten sie einander zu erzählen, bis eins vom anderen gründlich Bescheid wußte. Und dann waren die Erfahrungen zu bereden, die jedem der Tag brachte. Endlich kam noch der gemeinsame Auslug auf Alles, was um sie her vorging, in Nähe und Weite. Wolfgang brachte eine Zeitung mit nach Hause und theilte daraus mit. Für Regine, die arbeitend bei ihm saß, gab es da mancherlei zu fragen; denn von allem, was Politik hieß, wußte sie herzlich wenig. Und Wolfgang, wenn er erklären sollte, fand gar häufig, daß seine Kenntnisse von dem großen Organismus, Staat genannt, beträchtliche Lücken hatten. Dann holte er Bücher herbei und sie studirten zusammen, und freuten sich der hübschen Fortschritte, die sie machten. „Mit der Zeit werden wir noch ordentlich gelehrt," rühmte Regine, „und können überall mitreden."

Bald indessen trat ein Ereigniß ein, das ihren Bildungstrieb für eine Weile zurückdrängte. Erst hatte sie für etwas Kommendes zu sorgen, das ihre Gedanken auf ein ganz neues Gebiet lenkte; dann war das Erwartete gekommen und nahm sie in ganz unglaublicher Weise in Anspruch. „So wird es nie wieder, wie es gewesen ist," klagte sie wohl. Dann aber nahm sie mit einem Schauer des Entzückens ihr Kind an sich und küßte unter den wunderbarsten Schmeichelnamen eigener Erfindung seinen Hals, seine Hände, seine Füße. „Nein, dies ist schöner wie das schönste Gedicht und besser als alles Wissen!" rief sie aus. Doch grübelte sie auch zuweilen, während das Kleine ihr an der Brust lag. Einmal fragte sie: „Sage mir, Wolfgang, woher kommen die Seelen der Kinder?" — Und ein andermal: „Wem ist es mehr zu eigen, Dir oder mir? Oder gehört es sich selbst und ist nur eine Fortsetzung von uns?"

Nachdem Wolfgang sich mit der erstaunlichen Thatsache vertraut gemacht hatte, daß er Vater einer Tochter geworden war, fand er, daß diese Tochter, obgleich sie meistens schlief, dennoch sein Hauswesen tyrannisirte. Es war ungemüthlich für ihn darin. Er gestand sich dies nicht geradezu; er würde es sogar entrüstet geleugnet haben, wenn es ihm Jemand gesagt hätte. Aber Abends, wenn die Bureaustunden vorüber waren, schloß er sich den Collegen an und ging mit ihnen in's Bierhaus. Die Herren hatten einen Stammtisch dort mit einer Anzahl von Bekannten aus anderen Berufskreisen. Es war nicht eigentlich eine geschlossene Gesellschaft, die sich um den mit grünem Wachstuch belegten Tisch zusammenfand; doch hatte sie nach deutscher Art, die uns von dem Zunft- und Innungswesen des Mittelalters überkommen sein mag, für ihren Verkehr ein gewisses Ceremoniell erfunden, über dessen Aufrechterhaltung strenge gewacht wurde. Der Gruß beim Eintritt, die Form der Bestellung an den Kellner, die Art des Zutrinkens, der Modus der Verabschiedung: alles war auf das Genaueste geregelt. Der Gebrauch von Fremdwörtern, insofern derselbe als unnöthig nachgewiesen werden konnte, kostete Buße; die Erwähnung einer politischen Streitfrage mußte mit einer Runde gesühnt werden. Man sammelte Cigarrenabschnitte und Staniolkapseln in zwei phantastisch ausstaffirten Behältern, die auf dem Tische standen; man erhob an besonderen Festtagen Umlagen zu gemeinnützigen Zwecken der absonderlichsten Erfindung.

Ein solches Treiben ist nicht gerade geistreich. Und es ist ferner weder bildend für diejenigen, die daran theilnehmen, noch vermag es, da es nur ein Spiel ist, dauernd Gutes zu fördern. Dennoch ist die Zahl derartiger lockerer Stammtischverbindungen mit ungeschriebenen wunderlichen Statuten in Deutschland eine ungemein große. Es sind krause, verschnörkelte, manchmal fratzenhafte Blüthen, die der Philistergeist treibt, aber mit großem Behagen treibt, und seiner selbst dabei herzlich froh wird. Einen eigenthümlichen Reiz übt die feste Regel, die pedantisch gehandhabte Satzung. Schon der Knabe unterwirft sich ihr mit Lust, sobald er sich mit Kameraden zum Spiele vereinigt. Und der Mann ist in manchen Stücken weit mehr ein großer Knabe, als er selbst einzugestehen geneigt ist.

Wolfgang fand Gefallen an den neuen Genossen und ihrer possenhaften Unterhaltung. Es waren gute Gesellen, die sämmtlich ihr Tagewerk treulich verrichtet hatten, wenn sie an dem Stammtische eintrafen. Nun wollten sie, des Zwanges ledig, sich gütlich thun und sich gehen lassen. Aus diesem Grunde pflegte meistens ein etwas burschikoser Ton unter ihnen zu herrschen, der bei einem Neuling, wie Wolfgang, Heiterkeit erregte. Auch flog manche gute Anekdote über die Deckel der Bierseidel, die ihm noch unbekannt war. Wenn er dort saß, zechend wie ein alter Germane und mit dreinredete, wie ihm der Schnabel gewachsen war, so kam er sich freier und männlicher vor, als er sich bisher gefühlt hatte. Das Local freilich war nur eine übel tapezierte Höhle, die Luft dick von Tabaksrauch. Aber was that's? Es war nur um so gemüthlicher deshalb. Hohe Prachträume erzwingen steife Haltung, polirtes Gespräch. Und darauf war es ja nicht abgesehen. Den ganzen Tag hatte man sich im Dienst, im Geschäft, in der Hantirung zusammen genommen; in Ton und Sprache, in Mienen und Geberden war man fein und manierlich gewesen. Jetzt wollte man sich erholen; man wollte sitzen und reden, wie es gerade kam. Dazu taugte am besten ein dämmeriger Winkel, ein handfestes Sitzgeräth, eine Zimmerdecoration, die nie auf Schonung Anspruch gemacht hatte. Daß das Bier gut sein mußte, verstand sich bei alledem von selbst. Gerühmt wurde es allerdings selten, eher nach dem ersten Schluck getadelt. Doch der Wirth kannte seine Kunden. Das neue Faß, das eben aufgelegt sei, werde den Herren schon schmecken, versicherte er. Und das neue Faß, welches regelmäßig das alte war, schmeckte immer.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen ließ Wolfgang sich feierlichst in die Gesellschaft aufnehmen. Regine sagte: „Es freut mich, daß Du Anschluß gefunden hast. Du armer Mann! Von mir kannst Du doch nichts haben jetzt; ich bin Abends so todtmüde, daß mir schon um acht Uhr die Augen zufallen. Hilf Dir durch diese Zeit, so gut Du kannst; ich werde schon wieder zu Kräften kommen, und dann wollen wir unser altes Leben auf's Neue aufnehmen."

Das war nun freilich leichter gesagt als gethan. Alles hat seine Zeit, sagt schon Salomo. Was gestern Genuß bereitete, scheint schon heute, bei der Wiederholung, fade. Vergangene Zustände sind nicht wieder herzustellen, da wir uns ändern, wenn auch die Dinge dieselben bleiben. Wohl machte Wolfgang nach einigen Wochen den Versuch, die Abende in alter Weise zu gestalten. Sein Platz am Stammtisch blieb leer; er saß zu Hause bei seiner Frau und berichtete ihr, was in der Welt vorgegangen war, seit sie über ihrem Kinde das Dasein aller übrigen Menschen vergessen hatte. Aber es fehlte ihm etwas dabei; er war nicht mit ganzer Seele freudig bei der Sache. Und auch Regine konnte nicht so aufmerksam sein, wie sie sich vorgenommen. Zu häufig wanderten ihre Gedanken in die Nebenstube hinüber, wo die kleine Alwine untergebracht war. Zuweilen glaubte sie das Stimmchen des Kindes zu hören, und rannte davon, mitten in einer Auseinandersetzung Wolfgang's über die neue Erfindung des Telephons. Und wenn sie zurückkehrte, um zu erklären, daß sie sich unnöthiger Weise bemüht habe, das Herzblättchen schlafe wie ein Murmelthier, dann hatte sie inzwischen das Wichtigste aus dem Vor-

Digitized by Google

trage Wolfgang's vergessen, und er mußte mit seinen mühsamen Erläuterungen von vorn anfangen.

Bald kehrte er wieder als regelmäßiger Besucher zum Stammtische zurück. „Nur auf ein Stündchen," entschuldigte er sich bei Regine. „Es ist mir Bedürfniß nach der trockenen Arbeit des Tages. Ich würde einseitig werden, wenn ich allem Männerumgang aus dem Wege gehen wollte. Man hört doch einmal gerne, wie andere Leute über dies und jenes denken, und auch über die eigenen Ansichten wird man sich erst klar, wenn man sie ausspricht und gegen Andere verficht."

Regine fügte sich; so plausibel schien ihr, was Wolfgang vorbrachte, daß sie kaum die schüchterne Frage wagte, wie denn sie sich vor der Gefahr schützen solle, einseitig zu werden? — Wolfgang erwiderte, es sei für eine Frau gar nicht so wichtig, in allen Dingen auf dem Laufenden zu bleiben; wenn sie sich nur über dasjenige unterrichte, was den Haushalt und die Kinderpflege angehe, so thue sie Alles, was billigerweise von ihr zu verlangen sei. Uebrigens widme er ihr ja den Sonntag; da finde sich Zeit genug, hunderterlei Dinge mit einander zu bereden. Und dann könne sie doch lesen; heutzutage lasse sich Alles aus den Blättern lernen. Wenn sie es wünsche, wolle er für sie in einem Lesezirkel abonniren.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die akademische Kunstausstellung.

Von einer übersichtlichen Vertretung der Aquarellmalerei auf der Kunstausstellung kann nicht die Rede sein. Wir haben nur ein paar bewährte Meister dieser Technik zu erwähnen, die neue Proben ihres Talentes geliefert haben. Da ist zunächst Paul Barthel, dessen Behandlung der Wasserfarben als geradezu mustergiltig zu bezeichnen ist. Er weiß die Transparenz des Materials trefflich für Licht- und Luftstimmung auszunutzen und vermeidet selbst compacteren Darstellungsobjecten gegenüber die Anwendung der Deckfarbe. Bei der Behandlung der Felspartien am Eibsee geht er in dieser Enthaltsamkeit zu weit. Die Steinmassen des Vordergrundes erscheinen neben der weiten Wasserfläche und den verschwimmenden Waldbergen des Hintergrundes nicht solide genug. Das Ganze leidet an einer gewissen Lockerung der Formen und Auflösung der Flächen, die der Stimmung zu gute kommt, der greifbaren Wirklichkeit der Erscheinung aber schadet. Ein zweites Landschaftsbild bezeichnet er schlechthin als Frühling und thut damit seinem eigenen Werke Abbruch. Eine ruhige, brillant gemalte Wasserfläche, ein paar absolut kahle Bäume, ein bedeckter Himmel und einige niedrig fliegende Krähen rufen in dem Beschauer nichts weniger als keimfreudige Lenzstimmung hervor. Das Entwickelungsstadium der Natur ist zu weit zurückverlegt, was natürlich an der günstigen Beurtheilung des einmal gewählten Darstellungsmotives nichts ändert. Am besten will uns sein Straßenbild aus Stralsund in trüber Abendbeleuchtung gefallen, nur hätte eine unnöthige Abirrung auf das Gebiet der Thiermalerei mit einem unmöglichen bellenden Köter unterbleiben können.

Ludwig Spangenberg hält sich mit seinen beiden griechischen Landschaftsbildern, die Burgen von Korinth und Athen darstellend, auf der Höhe seiner bisherigen Leistungen als vortrefflicher Terrainmaler. Die charakteristischen Formen und Farben des Bodens sind in der die Behandlung der Flächen besonders begünstigenden Aquarelltechnik sicher und treu wiedergegeben, und die verschiedenen Gründe bei aller Vertiefung der Perspective energisch auseinandergehalten. Auch er hält sich trotz eines satteren Farbenauftrages in den durch das Material gebotenen Grenzen. Kecker und rücksichtsloser in der Technik ist Franz Skarbina, dessen aus Paris mitgebrachte Straßenbilder wir schon in diesen Blättern besprochen haben. Auch sein Blick aus des Kaisers Fenster ist bereits in der Kunsthandlung von Gurlitt ausgestellt gewesen und überrascht stets von Neuem durch die flotte, an Menzel erinnernde Malweise und durch die echt realistische Auffassung der Soldaten- und Volkstypen. Skarbina gebietet über Auge und Hand mit absoluter Sicherheit, und wir harren mit Spannung des Augenblickes, wo er einmal statt eines willkürlichen Ausschnittes aus der Wirklichkeit ein zweckbewußtes, abgeschlossenes Bild liefern wird.

Einen entschiedenen, unbestrittenen Erfolg hat Julius Jacob zu verzeichnen. Mit seiner für die Nationalgalerie angekauften Aquarellserie Alt- und Neu-Berlin erwirbt er sich einen vollgiltigen Anspruch auf die Bezeichnung als Berliner Maler par excellence. Es ist das Resultat einer zehnjährigen fleißigen Arbeit, das hier vorliegt. Was wir schon vor mehreren Jahren durch die Güte des Künstlers in seinen Mappen zu bewundern Gelegenheit gehabt, hat endlich die verdiente öffentliche Anerkennung gefunden. Jacob kennt sein Berlin wie kein Anderer und hat der nüchternen Stadt der Intelligenz ihre geheimsten Reize abgelauscht. Er hat es nicht verschmäht, sich in ihr Toilettenzimmer einzuschleichen und die Umwandelung vom Weltdorf zur Weltstadt in ihren Entwickelungsphasen mit liebevollem Auge zu verfolgen. Man sollte gar nicht glauben, wie poetisch der Bullenwinkel, wie stimmungsvoll der Schmutz und Kehricht des neuregulirten Nollendorfplatzes einmal ausgesehen. In dem umfangreichen Werke des bescheidenen Künstlers steckt culturhistorisches Material ersten Ranges. Die Ausführung der einzelnen Bilder ist natürlich nicht gleichwerthig, es mag auch bisweilen eine kleine Verzeichnung mit unterlaufen, aber das Ganze repräsentirt eine respectable Gesammtsumme ernsten Strebens und erfolgreicher Arbeit.

Schon die Jubiläumsausstellung bot Gelegenheit, die Neubelebung der Pastellmalerei als eine erfreuliche Thatsache zu constatiren. Heute füllen ihre Erzeugnisse bereits einen kleinen Raum für sich und stellen die der Aquarellisten entschieden in den Schatten. Die Königin Luise Joseph Koppay's dürfte zu diesem Erfolge allerdings am wenigsten beigetragen haben. Im Laufe des Jahres schien es einmal, als wollte dieser Münchener Künstler sich als Berliner Modemaler habilitiren. Im Schulte'schen Kunstsalon konnte man vor seinen aristokratischen Frauenportraits Ohs und Achs der Bewunderung in den verschiedensten Abstufungen hören. Da es nicht die Aufgabe der Kritik ist, Jemand im Geschäft zu stören, schien ein Protest gegen die unarticulirten Entzückungsausrufe unnöthig. Die Königin Luise ist die letzte Consequenz einer zerfahrenen, hier und da mit Druckern arbeitenden Technik, die nur blöde Augen blendet. Der Kopf ist ein Plagiat nach Gustav Richter, die Glieder sind aus der unwahrscheinlichen Robe fortescamotirt, und die Hände mit Wachs überzogene Vogelkrallen. Die Verwendung des trockenen körnigen Materials als eines Surrogats für Wasserfarben ist durchaus unstatthaft. Wie man in Pastell zu malen hat, ist von Conrad Fehr zu lernen, der durch drei vorzügliche Portraits vertreten ist. Sein Bildniß des Professors Wattenbach ist breit und lebensvoll gemalt, der Charakter der jovialen, nichts weniger als professorenhaften Züge ist prächtig getroffen, und das Ganze zeigt, daß die Pastellmalerei ohne künstliche Hülfsmittel wohl mit der Oeltechnik concurriren kann. Der Mönch desselben Künstlers ist womöglich noch lebensvoller, besonders der Ausdruck der ernsten, in thränentrüber Starrheit aus dem Bilde herausschauenden Augen wirkt frappirend. Treffliche, den eben genannten an Werth nahe kommende Leistungen sind die Portraits von Otto Keßler und Hugo Neitzke. Mit den Arbeiten Paul Souchay's können wir uns nicht befreunden. Sein Röschen, wie seine Bildnisse, sind bunte Effectstücke, deren unruhige Wirkung durch Strichelei und lineare Behandlung der Umrisse vermehrt wird, während gerade die Pastellmalerei zur Herausmodellirung durch sanfte Vertreibung der Farbe auffordert. Ein Virtuosenstück ersten Ranges ist nach dieser Richtung hin Berthold Woltze's Mönch im Keller. Von links her durch eine einzelne Kerze roth beleuchtet, hält er mit der Rechten einen Römer umspannt, während die Linke wohlig zwischen Herz und Magen an die Kutte gepreßt ist. Die weinseligen Augen, das fette Lächeln vollenden den Ausdruck behaglicher Zufriedenheit mit der eben geprobten Sorte. Von der Stift- und Pinselführung ist nichts mehr zu entdecken, und doch ist der unangenehme Eindruck der geschniegelten Glätte mit Geschick vermieden.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Von Dorothea Berlin. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Mehrere Privatbriefe des bedeutenden Reisenden, theils aus Afrika, theils nach seiner Rückkehr an eine befreundete Familie geschrieben, sind hier zusammengestellt mit einigen kurzen, sie in Verbindung bringenden Nachrichten über sein Leben und besonders über sein Wesen. Von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit muß das Letztere gewesen sein und zugleich von einer Lebenskraft, die bewunderungswürdig ist. Mit welchem Humor sind diese Briefe erfüllt, obgleich sie theilweise unter den mißlichsten Verhältnissen, die jeden anderen Menschen nur Klagen ausstoßen lassen würden, entstanden sind! Und wie voll ist der Ton der Freundschaft, der Anhänglichkeit an die Heimath, der Sehnsucht nach liebevollen Menschen, der sie durchklingt! Es verlohnt sich wahrhaftig für jeden Deutschen, seinen thatkräftigen Landsmann aus dieser Sammlung noch privatim kennen zu lernen, wenn er ihn auch in seinem großen Reisewerke vielleicht schon vorher zu bewundern Gelegenheit gefunden hatte, denn nirgends paart sich so sehr das Starke mit dem Zarten, wie in dem echt germanischen Charakter Nachtigal's, nirgends offenbart sich so deutlich die schöne Mischung unseres nationalen Wesens, die der Geisteskraft mit Herzenswärme, der Energie mit Gemüthlichkeit, wie in dem Manne, in dessen persönlichen Umgang uns das vorliegende Buch bringt. Mit Wehmuth legen wir dasselbe schließlich aus den Händen: warum mußte ein solcher Mensch so frühe dahinsinken!

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Deutsche Feuilleton-Zeitung.

Für Redactionen als Manuscript gedruckt.

Herausgeber: Greiner & Caro. Redacteur: Ernst Wechsler.
Berlin, Unter den Linden 40.

Diese Wochenschrift enthält 3—4 Artikel zu je ca. 200 Druckzeilen und ist für größere politische Tagesblätter bestimmt.

Die Leitung der **„Deutschen Feuilleton-Zeitung"** hat es sich zur ernsten Aufgabe gemacht, nur das Feuilleton vornehmsten Genres zu pflegen und hat die ersten deutschen Autoren zu ihren getreuen Mitarbeitern gewonnen, u. A.: **Erwin Bauer, Karl Bleibtreu, Heinrich Bulthaupt, Hedwig Dohm, Georg Ebers, Th. Ebner, Marie Ebner-Eschenbach, Professor Heinrich Ehrlich, Ludwig Aug. Frankl, Otto Franz Genschen, Adolf Glaser, Wilhelm Goldbaum, Hans Hoffmann, Hans Hopfen, Sara Hutzler, Gustav Karpeles, J. Kastan, Wolfgang Kirchbach, Prof. J. Kürschner, J. Landau, Otto von Leixner, J. Linke, Fritz Mauthner, M. Wilhelm Meyer, Stephan Milow, Otto Neumann-Hofer, Julius Rodenberg, Schulte vom Brühl, Siegfried Samosch, Rob. Schweichel, August Silberstein, Eugen Sierke, Karl von Thaler, A. Trinius, J. von Weilen, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ludwig Ziemßen, F. von Zobeltitz** ꝛc. ꝛc.

Der Inhalt der **„Deutschen Feuilleton-Zeitung"** wird stets von künstlerischem Werth und interessanter Mannigfaltigkeit sein: Sie bringt Plaudereien, auch mit actuellem Hintergrund **hauptstädtische Briefe** aus Berlin, Paris, Wien, London, Rom, St. Petersburg, Amerika ꝛc., populärwissenschaftliche Skizzen, Berichte über bedeutende Ereignisse, sie wendet ferner ihre Aufmerksamkeit der Kunst und Literatur zu, verschließt sich nicht novellistischen Leistungen geringeren Umfangs und öffnet Poesien bei besonderen Anlässen ihre Spalten.

Die Honorirung geschieht sofort nach Abdruck oder auf Wunsch nach Annahme des Manuscriptes. Sechs Monate nach Erscheinen ist der Beitrag unbeschränktes Eigenthum der Verfassers.

Neueste belletristische Erscheinungen
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart und Leipzig.

Das Asylrecht.
Roman von
Wilhelm Jensen.
2 Bände.
Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

In Liebesbanden.
Nach Bakins japan. Roman
Kumono Tayema Ama Yo No Tsuki
(Der in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriß scheinende Mond)
mit Autorisation ins Deutsche übertragen
von
Hans Werner.
Mit 26 Bildern.
Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschienen:
DER KULTURKAMPF
zwischen **Asien** und **Europa**
von Dr. Ad. Wahrmund. 8°. Mk. 1,—.
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.
1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—
Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Englisch-Deutsches
Supplement-Lexikon
als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen
englisch-deutschen
Wörterbüchern.
Mit teilweiser Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt.
Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von
Dr. A. Hoppe,
Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster.
Zweite Auflage.
In 4 Abteilungen. — I. Abt.: A—Close.
Preis: ungebunden 8 Mark.
BERLIN, 1888
Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
(Prof. G. Langenscheidt).

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, Burstah.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.
Soeben erschien:
Goethes Faust.
Zweiter Teil.
Erläutert
von
Heinrich Düntzer.
Vierte neu durchgesehene und vermehrte Auflage.
1887. 2 ℳ.
(I. Teil. 4. Auflage. 1882. 1 ℳ.)
Der als Goetheforscher berühmte Verfasser bietet hiermit das **Neueste, Vollständigste und Faßlichste** zum Verständnis der schwierigen Dichtung.

Geistig Zurückgebliebene
finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügliche Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.**, Oppelstr. 44.

Eine **Leipziger Verlagsbuchhandlung** übernimmt zu billigen Bedingungen **Herstellung und Vertrieb neuer Bücher** jeder Art. Für **Schriftsteller** der beste und vortheilhafteste Weg zur Veröffentlichung ihrer Werke. Anfragen sub **Y. 6219** befördert Herr **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Abonnement der „Gegenwart" pro IV. Quartal 1887.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das III. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmäßigen Zusendung entsteht. **Abonnements auf das IV. Quartal 1887 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen genommen.**

Berlin N.W., Dorotheenstraße 31. **Expedition und Verlag der „Gegenwart".**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 1. October 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Englands innerer Feind. Von Karl Blind. — Hand und Fuß im Lichte neuerer Forschung. Von Moritz Alsberg. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Aphorismen. Von Ernst Ziel. — Richard Wagner in der Schweiz. Aus ungedruckten Briefen. Von Adolph Kohut. — Vischer und Fechner als Aesthetiker. Von Wilhelm Bölsche. — Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Primadonnen auf der Bühne und zu Hause. Von Heinrich Ehrlich. — **Feuilleton:** Der Stammtisch. Von Wilhelm Berger. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Von den Kunstausstellungen. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Inserate.

Englands innerer Feind.

Von Karl Blind.

Ein deutsches Blatt brachte vor Kurzem eine Besprechung des von Professor Dicey für Aufrechterhaltung der englischen Reichseinheit geschriebenen Werkes. Der Verfasser der Beurtheilung, der seine Abhandlung unter der Ueberschrift: „Für und wider Home-Rule" abgab, schien selbst zu keinem rechten Schlusse gelangen zu können, berührte auch mit keinem Worte die eigentlichen treibenden Kräfte, welche die Zerreißung der Staatseinheit erstreben: nämlich die Liga und ihre Helfershelferin oder Meisterin, die Jesuitenpropaganda. In ganz von allen wirklichen Verhältnissen abgezogener Weise wurde die brennende Frage erörtert, gerade als handle es sich um ein politisches Wolken-Kukuksheim. Endlich wurde der Rath ertheilt: „die deutschen Gelehrten" möchten sich der Angelegenheit bemächtigen und zu ihrer Lösung beitragen. Unsere Achtung vor der deutschen Gelehrsamkeit ist von jeher eine sehr hohe. Doch wollen wir hoffen, daß sie sich nicht auf den Irrweg wird verlocken lassen, tiefeingreifende Staatsfragen von einem außerhalb der Welt liegenden Archimedischen Punkt regeln zu wollen.

Gegen England steht ein neuer Sonderbund im Feld. Obwohl er in anderer Weise kämpft, als die offen in's Gewehr getretenen Sonderbünde der Schweiz und Amerika's, ist auch er ein Feind der Aufklärung und des Fortschrittes. England soll am Sitze seiner Macht geschwächt, in zwei Theile gespalten werden. Ein Sonderparlament in Dublin, eine besondere Vollzugsgewalt für Irland, ein eigener Staat an den Thoren Englands: das war Gladstone's Plan. Alle Bischöfe und Erzbischöfe riefen da: „Ja und Amen!"

Was sagen die deutschen Gelehrten dazu? Sieht nicht ein Kinderverstand ein, daß England, für den Fall eines Krieges mit einer Fremdmacht, auf solche Art sich zum Voraus einen gewappneten Feind ausgerüstet hätte, der dann nur zum Schwerte zu greifen und dem Landesfeind die Bundesgenossenschaft anzutragen brauchte? Wäre nicht Ulster, das heute noch die „eiserne Klammer" bildet, durch welche Irland bei England gehalten wird, nach Einsetzung eines irischen Parlamentes vollkommen machtlos?

Durch einen Abfall von sich selbst, der in der Geschichte hervorragender Staatsmänner fast beispiellos dasteht, hat Gladstone es über sich vermocht, der bisherigen Politik der liberalen Partei Englands, seiner eigenen Politik gegenüber der reichsverrätherischen Liga, der ganzen nationalen Ueberlieferung des Landes in's Gesicht zu schlagen. Eine starke liberale Mehrheit forderte er bei den Wahlen von 1885, weil, wie er sagte, die Entscheidung über die Reichsangelegenheiten im entgegengesetzten Falle in die Hände der irischen Partei fiele, zu deren Bekämpfung er die Wiederaufnahme einer Anzahl Bestimmungen seiner früheren „Zwangsgesetzgebung" vorschlug. Die irische Partei aber hatte er oft genug als eine solche gebrandmarkt, „in deren Fußtapfen das Verbrechen einherschreitet, und die durch Raub und Mord die Zerstückelung des Reiches erstrebt."

Bei den Wahlen geschlagen, ließ Gladstone keine fünf Wochen verstreichen, ehe er Parnell die Theilung des Reiches zwischen sich und ihm anbot, wenn der Ligaführer ihm zur Wiedererlangung der Premierschaft behülflich sein wolle. Um die Schmach dieser nichtswürdigen Uebergabe einigermaßen zu verhüllen, hatte Gladstone die Keckheit, zu behaupten: er habe sich innerlich seit fünfzehn Jahren schon mit dem Home-Rule- (oder vielmehr Unions-Auflösungs-) Gedanken getragen! Dies aus seinem Munde, dessen zwei Zwangsgesetze weitaus strenger waren, als das in der heurigen Tagung nach langen Kämpfen angenommene! — Dies von ihm, der auf Grund seines „Gesetzes der Verdächtigen" eine Reihe irischer Abgeordneter, nebst tausend anderen Personen, ohne Anklage verhaften und im Gefängnisse zu Kulmainham nach Bastillenart halten ließ! — von ihm, der sich rühmte: „es seien noch lange nicht alle Hülfsquellen der Civilisation gegen die verbrecherische Liga erschöpft!" Schwer ist es wahrlich, innerhalb parlamentarischer Formen den Ausdruck zu finden, um solche Unwahrhaftigkeit nach Gebühr zu kennzeichnen.

Gladstone hat sich ein bequemes Wort zurechtgelegt, mit welchem er, bei seinen plötzlichen Drehungen, die Gimpel narrt und den politisch Gewissenlosen das Mitmachen an dem Abfall von den lieberalen Ueberlieferungen erleichtert. Er sagt einfach: „Die Frage ist reif geworden. Man muß jetzt die Einheimfung vollziehen."

Es ist ein bedauerliches Zeichen, daß unter dem bei Gladstone verbliebenen Theile der liberalen Partei solcher Rath vielfach als ein „staatsmännischer" betrachtet wird. Nach dieser Anweisung hätte der Schweizer Sonderbund und die amerikanische Sclavenhalter-Empörung, nachdem sie einmal zu voller Verkörperung gelangt waren, anerkannt werden müssen. Leid thut es uns, zu sagen, daß bei dem Trosse der Gladstone'schen Liberalen das erwähnte einfältige Wort jetzt vielfach nachgesprochen wird. Der gesunde Menschenverstand des Einzelnen geht da vollkommen in die Brüche. Von den Aemterjägern,

Digitized by Google

welche die Sprache nur gebrauchen, um ihre Gedanken zu verbergen, wollen wir hier nicht reden.

Auf der schiefen Ebene, auf welcher Gladstone sich befindet, ist kein Anhalt mehr für ihn. Er „toboggant“ — um einen der amerikanischen Ausstellung entlehnten Ausdruck anzuwenden — in die völlige Zerfahrenheit hinunter. Schon hat er eine ganze Reihe Sonderparlamente an die Wand gemalt: eines für Irland, eines für Schottland, eines für Wales; ja, selbst die Lostrennung Nordenglands von Südengland hat er bereits angedeutet. Zu guter Letzt würde er wohl auch ein eigenes Parlament für West- und Ostengland erfinden.

Lange, blutige Kämpfe sind geführt worden, ehe Wales, Schottland und Irland fest in den Rahmen der Reichseinheit gebracht wurden. Eine Sprache erklingt heute von London bis Liverpool, von Aberdeen und Glasgow bis nach Dublin und Cork. Das Alles soll nun politisch wieder rückgängig gemacht werden, es sollen die verschiedenen „Nationalitäten“ dem Reiche auf den Hals gehetzt, es sollen die alten nationalen Trennungen wieder eingeführt werden, bis sich der Engländer zuletzt als Fremdling im eigenen Lande behandelt sähe. Ist man einmal auf diesem Wege, was hinderte da, in Schottland gleich zwei Volksvertretungen einzusetzen: eine englisch sprechende in Edinburg, eine Gälisch redende in den westlichen Hochlanden? Ein walisisches Parlament spräche ohnedies Kymrisch. Schon ist eine „Keltische Liga“ gegründet worden, welche Hochschottland, Wales und Irland umfassen soll. Sogar Cornwall wurde in sie von den Gründern des Vereins einbezogen. Es trifft sich freilich so, daß Cornwall seit etwa hundert Jahren kein Keltisch mehr spricht, und daß in Irland die ungeheure Masse der Bevölkerung Englisch und nur Englisch redet. Bloß einige hunderttausend Menschen sind dort noch zweisprachig; und etwa 40,000 allein reden ausschließlich das Erisische.

Aber Gladstone schürt und schürt überall, um die Flammen und die fast erlöschenden Flämmchen des Gegensatzes und der Feindschaft wieder auflodern zu lassen. Immer von Neuem betont er, daß er selbst „keinen Tropfen englischen Blutes in seinen Adern habe.“ Und doch stammt seine Familie aus einer Gegend, deren Bevölkerung einer uralten anglischen Niederlassung auf jenem, ursprünglich gar nicht zu Schottland gerechneten Boden entsprossen ist! Gladstone's Name zeigt überdies seinen englischen Ursprung. In jüngster Zeit hat er auch die Waliser zu kirren sich bemüht, die er so lange vernachlässigte, obwohl er eine Waliserin zur Gemahlin hat und durch sie in Wales zum Gutsherrn geworden ist. Schon redet er nicht mehr bloß davon, „man müsse Irland nach irischen Ideen regieren, Schottland nach schottischen,“ sondern er befürwortet bereits wörtlich eine „wälsche Politik!“ Dem König Arthur, wenn er je gelebt hat, könnte drunten im Grab das Herz im Leibe lachen, vorausgesetzt, daß er sich wie ein kymrischer Rothbart dort aufhielte.

Von „internationalen“, von völkerrechtlichen Beziehungen zwischen England und Irland faselt Hr. Gladstone auch schon wohlgemuth. Das heißt mit anderen Worten: Irland hat ein Recht darauf, England als eine Fremdmacht zu betrachten und zu behandeln. „In fremdem, in ausländischem Gewande kommen die Gesetze nach Irland!“ — das ist ein anderer schöner Ausdruck, welchen Gladstone erfand. Es gab eine Zeit, wo solche Aeußerungen zu einer Anklage auf Landesverrath im englischen Parlament geführt hätte.

Wer wollte leugnen, daß im ganzen Vereinigten Königreiche die örtliche Selbstverwaltung da und dort der umfassenden Verbesserung bedarf? Eine Anzahl Städte besitzt dies Recht im vollsten Maße. Im Uebrigen liegen die Zustände kraus und wirr durcheinander. Was dem Lande noth thut, das ist die Wiederherstellung der, in Folge des normannischen Einbruches von 1066 ganz zerstörten Dorfverfassung; ferner die Begabung einer Reihe Kleinstädte mit der, auch ihnen fehlenden oder im Argen liegenden Gemeindeverfassung; endlich die bessere Ausbildung der Gau- oder Grafschaftsverwaltung nach dem Grundsatze frei zu wählender Vertretung. Zur Herstellung der Dorfverfassung ist die Wiederherstellung eines freien Bauernstandes mit entsprechender Gemarkung erforderlich. Welche Aufgabe für einen wahrhaft freisinnigen Staatsmann!

Statt dessen will Gladstone das Reich wieder nach angeblichen Nationalitäten auseinander reißen. Da werden Oesterreich-Ungarn, Norwegen-Schweden, die Schweiz und die Vereinigten Staaten, auch Deutschland als Vorbilder angeführt. Listig verschweigt man, daß Ungarn von jeher ein von Oesterreich und Deutschland verfassungsmäßig getrenntes Land war, das sich auch sprachlich von ihnen abscheidet. Man verschweigt, daß Norwegen und Schweden sich geschichtlich — die kurze Zeit der Kalmarischen Union abgerechnet — in demselben Falle befinden, und ebenfalls sprachlich von einander geschieden sind. Man verschweigt, wie die Schweiz aus unabhängigen Cantonen entstand, und daß vier Sprachen in ihr gesprochen werden, von denen drei als amtlich gelten. Man verschweigt, wie die Vereinigten Staaten erwuchsen und läßt die Frage: „ob je der Norden zugestimmt hätte, daß der ganze Süden ein Sonderparlament, etwa in Richmond, erhalte?“ hübsch unbeantwortet. Man verschweigt, daß die bündischen Reste der deutschen Reichsverfassung der Nachhall alter fürstlicher Gewaltanmaßungen in Zeiten unseres tiefen Niederganges sind. Für die mit ausländischen Staatszuständen und mit der Geschichte fremder Völker schlecht vertrauten Masse der Engländer werden aber all' diese Beispiele zur Irreleitung der öffentlichen Meinung benutzt.

England ist seit Herbeiziehung von dritthalb Millionen neuer Wähler an einen Wendepunkt gerathen, wo sich Vieles zum Guten oder zum Schlimmen entscheiden muß. Glücklicherweise ist die erste große Gefahr durch die Vereinigung reichstreuer Liberaler mit gleichgesinnten Conservativen abgeschlagen worden. Man kann nur hoffen, daß diese zwei Parteien fest auf dem eingeschlagenen Wege beharren, daß sie der Liga ein Ende machen werden. Alles Tändeln mit dem Home-Rule-Gedanken im Sinne verschiedener Nationalitäten innerhalb des Vereinigten Königreiches ist vom Uebel. In dieser Beziehung ist John Bright's Haltung unbedingt die beste; nach ihm die von Lord Hartington. Sobald irgendwelches Parlament in Dublin eingesetzt würde, selbst wenn man neben ihm ein solches für Ulster schüfe, wird der Anfang gemacht sein zu einer inneren Schwächung Englands, die von weittragenden Folgen für den ganzen Bestand seines Weltreiches sein wird. Im Vatican könnte man sich wohl darüber freuen; unter wahrhaft Freisinnigen nimmermehr.

Hand und Fuß im Lichte neuerer Forschung.

Von Moritz Alsberg.

(Schluß.)

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, daß aus der Betrachtung von Hand und Fuß, insbesondere aus den Proportionsverhältnissen der Finger und Zehen sich zahlreiche für die Anthropologie höchst bedeutungsvolle Fragen ergeben und daß die wissenschaftliche Erforschung der menschlichen Extremitäten weit entfernt davon zu jenem Abschlusse gelangt zu sein, welcher für die Feststellung neuer Thatsachen keinen Raum mehr bietet, sich zur Zeit noch in einem nicht weit fortgeschrittenen Entwickelungsstadium befindet. Auch sei an dieser Stelle bemerkt, daß die obenerwähnten Schwankungen in den Proportionen der Finger und Zehen (wechselndes Größenverhältniß des Zeige- und Ringfingers, sowie der ersten und zweiten Zehe) sich voraussichtlich als Merkmale zur Unterscheidung und Klassificirung der Menschenrassen werden verwerthen lassen, daß jedoch die Zahl der bis jetzt an Händen und Füßen verschiedener Völker und Rassen nach wissenschaftlicher Methode vorgenommenen Messungen noch zu gering an Zahl ist, um aus denselben irgend welche sichere Schlüsse ziehen zu können.

Mit dem im Vorstehenden Gesagten ist das Interesse,

Digitized by Google

welches sich an Hand und Fuß des Menschen knüpft, jedoch keineswegs erschöpft; wir gelangen vielmehr zu einer Reihe von bemerkenswerthen Folgerungen, wenn wir dasjenige in's Auge fassen, was von Seiten der vergleichenden Anatomie bezüglich der zwischen den Extremitätenenden der Thiere und denjenigen des Menschen bestehenden Beziehungen in neuester Zeit festgestellt wurde — Beziehungen, aus denen sich zugleich die Irrthümlichkeit gewisser, bis vor Kurzem noch allgemein verbreiteter Anschauungen ergibt. Jene vermeintliche vollständige Homologie zwischen Oberarm und Oberschenkel, Unterarm und Unterschenkel, Handwurzel und Fußwurzel — um die Fußwurzel mit der Handwurzel bezüglich der Knochenzahl in Uebereinstimmung zu bringen, nahm man an, daß das Sprungbein (talus) der Fußwurzel durch Verschmelzung zweier Knochen entstanden sei — diese vor wenigen Jahren noch für unumstößlich gehaltenen Anschauungen können, wie K. Bardeleben*) bemerkt, nicht länger aufrecht erhalten werden, indem durch neuere Untersuchungen festgestellt wurde, daß statt der sieben oder acht Fuß- und Handwurzelknochen ursprünglich — und noch jetzt bei gewissen Thierformen — deren 15 bis 17 existirten. — Beim Aufwerfen der Frage: Wie verhalten sich die Enden der vorderen und hinteren Gliedmaßen der Säugethiere zu Hand und Fuß des Menschen? kann uns die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse im Säugethierreiche nicht in Erstaunen versetzen, wenn wir in Erwägung ziehen, daß von den dieser Klasse zugehörigen Thieren viele, indem sie den veränderten Lebensbedingungen sich anpaßten, Veränderungen in der Beschaffenheit und Form ihrer Extremitäten erlitten haben. So ist z. B. die Thatsache, daß die Vorfahren des Pferdes während der unter dem Namen der „Tertiärzeit" bekannten geologischen Periode fünf Zehen besessen haben und erst durch allmählichen Zehenverlust zu Einzehern umgewandelt wurden, durch die in Amerika von Cope, Marsh u. A. gemachten paläontologischen Funde über allen Zweifel erhoben worden. Starke Veränderungen finden wir auch bei den Vögeln, bei denen am Flügel nur zwei Handwurzel- und Fingerknochen und an den Beinen eine Verschmelzung von Fußwurzel und Mittelfuß nachzuweisen ist. Dagegen finden wir merkwürdiger Weise bei den Amphibien, und zwar insbesondere bei den geschwänzten, bei Lurchen und Molchen (Salamander, Triton, Axolotl u. s. w.) Verhältnisse, die denjenigen der Säugethiere und des Menschen außerordentlich nahe kommen. Andererseits lassen aber, wenn wir von den Amphibien uns zu den Fischen wenden, die in neuester Zeit über den Bau der Fischflosse gemachten Untersuchungen auf's Deutlichste erkennen, daß die Fischflosse das Prototyp der Wirbelthierextremität darstellt oder, genauer gesagt, daß in Uebereinstimmung mit der Lehre Darwin's, welche die höheren Thiere aus niederen Thierformen hervorgehen läßt, Hand und Fuß aus der Fischflosse hervorgegangen sind. Auch ist, wie bereits angedeutet wurde, die Frage, ob wir bei einer Vergleichung der Extremitätenbildung im gesammten Wirbelthierreich, wie sie durch die in neuester Zeit auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie gemachten Fortschritte ermöglicht wird, als Maximum nur fünf Finger oder fünf Zehen an jeder Extremität antreffen — diese Frage ist entschieden mit „Nein" zu beantworten; denn es gibt Säugethiere mit sechs Fingern und den Spuren eines siebenten Fingers, während von Reptilien die berühmte, jetzt ausgestorbene Gattung Ichthyosaurus sieben Finger (wir gebrauchen hier das Wort „Finger" als Collectivbegriff für Finger und Zehen) besessen hat und während für gewisse jetztlebende Amphibien der Nachweis einer siebenfingerigen Anlage kürzlich ebenfalls gelungen ist. Was speciell den Menschen anlangt, so hat Bardeleben zunächst für die foetalen Entwickelungsstadien des Menschen, schließlich aber auch für den erwachsenen Menschen selbst deutliche Spuren eines früher an der inneren Seite des Daumens bezw. der Großzehe vorhandenen sechsten Fingers (um dies Wort für beide Gliedmaßen zu gebrauchen) nachgewiesen, und ebenso kann es nach den neueren Forschungen keinem Zweifel unterliegen, daß das Erbsenbein der menschlichen Handwurzel im Grunde nichts anderes als ein nicht zur Entwickelung gekommener, bezw. in der Entwickelung verkümmerter Finger ist. Nach dem letzterwähnten Gelehrten haben wir eigentlich gar kein Recht, Kinder, die mit sechs (seltener mit sieben) Fingern an einer Hand oder an beiden Händen — bezw. mit sechs Zehen am Fuß — zur Welt kommen, als „mißgebildete" zu bezeichnen; die besagte vermeintliche „Mißbildung" ist vielmehr im Grunde genommen Nichts anderes, als ein Zeugniß uralter Abstammung, als ein Beweis für das weite Zurückgreifen jener Wurzeln, aus denen der Stammbaum des Menschengeschlechtes hervorgesproßt ist.

Fragen wir endlich noch: Worauf beruhen die im Vorhergehenden erwähnten Erscheinungen? Welches ist der ursprüngliche Typus der Extremitätenbildung gewesen? — Was die Beantwortung dieser Fragen anlangt, so stimmen die bezüglich der Entstehung der Wirbelthierextremitäten aufgestellten Theorien — unter denen diejenigen von Gegenbaur und Thacher am Meisten Beachtung verdienen — darin überein, daß aus jenen zahlreichen Knorpelstäben, welche sich in den Flossen der meisten Fische finden (die Brustflosse des Haifisches zählt beispielsweise von 100 bis 200 Knorpel), durch allmähliche Verschmelzung einer größeren Anzahl von Knorpeln und dadurch bewirkte Verminderung der Anzahl der Knorpelstäbe, sowie indem an einem den „Hauptstrahl" repräsentirenden Knorpelstab die anderen symmetrisch sich anreihen — daß aus diesen an Zahl sich allmählich vermindernden Knorpelstäben der Fischflosse das Extremitätenskelett der auf höherer Entwickelungsstufe stehenden Wirbelthiere hervorgegangen sei. Nach Thacher haben nicht nur die paarigen, sondern auch die unpaarigen Flossen (Säume) der vielfach gar nicht mehr als Fische betrachteten niedersten Wirbelthiere zur Bildung jenes Extremitätenskeletts, dem wir bei den höheren Wirbelthieren begegnen, beigetragen. Auch können zur Unterstützung der im Vorhergehenden enthaltenen Annahme anderweitige Thatsachen angeführt werden, so z. B. der Umstand, daß das Vorhandensein besonderer Knochenkerne in den stark verbreiterten Enden der sogenannten „langen" oder „Röhrenknochen" noch jetzt erkennen läßt, daß das Gebilde, welches heutzutage nur einen einzigen Knochen darstellt, ursprünglich aus einer ganzen Anzahl von Knochen oder Knorpeln bestanden hat. Ferner scheint die Auffindung von Nervenkanälen im Oberarmbein (Nerven haben ursprünglich niemals Knochen durchbohrt und wo dies jetzt der Fall, ist ursprünglich ein Spalt oder eine Lücke zwischen zwei Knochen vorhanden gewesen) zu Gunsten der besagten Theorie zu sprechen. Für jede höhere Entwickelung ist nach Bardeleben die Verminderung der Skeletstücke als allgemeines Gesetz hinzustellen und bis zu einem gewissen Grade auch als physiologisches Erforderniß anzuerkennen, wobei freilich die Anpassung an die äußeren Verhältnisse als das ausschlaggebende Moment zu betrachten ist. Der Fuß unseres heutigen Pferdes ist an und für sich nicht deshalb als höher organisirt zu betrachten, als derjenige der Pferde vergangener geologischer Epochen, weil er weniger Knochen enthält als letzterer, sondern weil er den besonderen Verhältnissen der Thierart angepaßt und somit für dieselbe der vortheilhafteste ist. „Eine fortlaufende Entwickelung verbindet — wie der letzterwähnte Gelehrte bemerkt — Fischflosse und Menschenhand (bezw. Menschenfuß), Fischhirn und Menschenhirn; eine solche Entwickelung führt von dem stummen, kiemenathmenden Thier bis zum denkenden, sprechenden Menschen, der von seinen Kiemenspalten nur die erste, welche zum Gehörgange wird, übrig behielt." Dabei ist jedoch zu bemerken, daß gegenüber dem kolossalen Trägheitsmoment der Vererbung die Anpassung an die äußeren Verhältnisse nur wie der Tropfen erscheint, welcher in's Meer fällt. Indessen muß, ebenso wie der Tropfen den Stein aushöhlt, auch die Einwirkung der äußeren Verhältnisse allmählich zur Geltung kommen. Ebenso wie wir die besagte Einwirkung am Gebisse des Menschen beobachten können — (die auf der künstlichen Zubereitung der Speisen beruhende Verringerung der an den Kauapparat gestellten An-

*) Vergl. den auf der Naturforscherversammlung zu Berlin (September 1886) gehaltenen Vortrag „Hand und Fuß" im „Tageblatt" dieser Versammlung S. 96 ff.

Digitized by Google

forderungen hat zunächst zum Kleinerwerden des Kiefers geführt und letztere wird als unausbleibliche Folge der Verkleinerung des für die beiden Zahnreihen zur Verfügung stehenden Raumes voraussichtlich das völlige Verschwinden der schon jetzt spät zum Durchbruch kommenden und früh wieder ausfallenden Weisheitszähne bewirken) — ebenso wie auch nach P. Albrecht eine Verminderung der Rippenzahl, vielleicht auch eine Reduction der Zahl der Wirbel als Folge der Anpassung an die Existenzbedingungen für den Menschen in Zukunft zu erwarten steht — ebenso ist es nicht unwahrscheinlich, daß durch gewisse menschliche Beschäftigungen — vorausgesetzt, daß dieselben lange Zeit hindurch fortgesetzt werden — auch die Gestalt und die Beschaffenheit der menschlichen Hand und des menschlichen Fußes in Zukunft gewisse Abänderungen erleiden werden.

Literatur und Kunst.

Aphorismen.

Von Ernst Ziel.

Zwischen Ewigkeit und Ewigkeit,
Zukunft hier und dort Vergangenheit,
Leb' ich meine kurze Spanne Zeit.

Bin im Wald ein Blatt, im Sturm ein Hauch,
Ueber'm Feuer nur ein Wölkchen Rauch —
Bald verweh' ich, wie Ihr Andern auch.

* * *

Heut geht geharnischt, mit behelmter Scheitel
Ein Geist des Lichtes feurig durch die Zeiten;
Ich hör' ihn sieghaft über Trümmern schreiten;
Es stirbt was unwahr ist und falsch und eitel,
Und kühn beschwingter Forschung fällt zum Raube
Der dumpfe Aberglaube;
Denn keine Grenze kennt und keine Schranke,
Gemeingut wird der siegende Gedanke.

* * *

Frömmelnde Leisetreter
Und Paternosterbeter,
Die werden oft schlimme Missethäter.

Aber aus Schelmenzungen,
Blitzkerlen und Teufelsjungen
Sind Gott die besten Menschen gelungen.

* * *

Ein Wort steht im Buche der Wahrheit geschrieben,
Das mit sengender Gluth in die Seele mir brennt:
Ach, der allein kann die Menschen lieben,
Der die Menschen nicht kennt.
Doch ein ander Wort beseelt meine Tage:
Je mehr ich Entfremdung im Busen trage
Den Menschen, je glühender liebt im Schmerz,
O Mensch, Dich mein Herz.

* * *

Silberklirren
Und Weiberkirren
Thaten schon manches Herz verwirren.

Schaffen und Sinnen
Und reines Minnen
Trieben schon manchen Teufel von hinnen.

Andacht am Schönen
Und häuslich Gewöhnen
Thaten schon Manchen mit Gott versöhnen.

Richard Wagner in der Schweiz.

Aus ungedruckten Briefen.

Von Adolph Kohut.

Richard Wagner, welcher von 1842 bis 1849 mit Reissiger zusammen Capellmeister am K. Hoftheater zu Dresden war, hatte in dem Maiaufstand von 1849 den Dirigentenstab mit der — Barrikade vertauscht. Mit Gottfried Semper, Fr. Röckel, Tzschirner, Heubner und Todt kämpfte er auf der Barrikade gegen seinen König. Als aber am 9. Mai die Revolution niedergeworfen wurde, flüchteten die Hauptanführer, um sich bei Zeiten zu salviren. Der bekannte Demagoge Bakunin hatte unmittelbar vor seiner Flucht noch in fruchtloser Wuth mehrere Häuser in der Zwingerstraße anzünden lassen. Heubner und Röckel wanderten in's Zuchthaus, nachdem man sie ergriffen hatte, die meisten der Compromittirten suchten in der Schweiz, in Frankreich oder Amerika ein Asyl.

Zu den Glücklichen, welche sich durchschlugen, gehörte auch Richard Wagner. Der Componist floh zuvörderst nach Weimar, wo sein Freund und Gönner, Franz Liszt, lebte und die musikalischen Kreise beherrschte. Trotz der genauesten Recherchen seitens der Polizei kam jedoch nichts zu Tage. Natürlich war Wagner's Verbleiben in Weimar nicht — er mußte in's Ausland flüchten und Liszt rieth zu einer Reise nach der Schweiz. Zu den vertrautesten Freunden des letzteren gehörte der Dichter Adolf Widmann in Jena, der in Berlin als Reformator der Freimaurerei unvergessen ist. Vorher politischer Publicist der Minister Graf Arnim-Boitzenburg und E. von Bodelschwingh in Berlin, war er, nach dem 18. März 1848, aus dieser Stellung verdrängt, nach Jena übergesiedelt und in manche Beziehungen zur Demokratie getreten, indeß allen revolutionären Bestrebungen fern geblieben. Soeben hatte er sich mit einem Fräulein von Scholz, der Nichte und Erbin des Kirchenhistorikers Neander, vermählt. Er hatte früher in Zürich Verbindungen mit den schweizerischen Conservativen angeknüpft. Liszt wußte das. Mit dem Passe dieses Dr. Adolf Widmann aus Jena wurde nun Wagner versehen und als solcher entkam er ohne Anfechtung nach der Schweiz, obschon er zum Tode verurtheilt und gegen ihn ein hochnothpeinlicher Steckbrief erlassen worden war! Wenn es in der Wagner-Biographie von Ludwig Nohl heißt, daß Wagner nur deshalb nach Weimar gegangen war, um diesen „seltensten aller Freunde" zu begrüßen, so ist das eben nur cum grano salis zu verstehen — wie ich erzählt habe, wurde in Weimar der Kriegsplan zur Flucht ausgedüstelt und auch, wie der Erfolg lehrte, glücklich ausgeführt.

In Zürich fand R. Wagner nach den Dresdener Sturm- und Drangjahren jene Ruhe, die seinem künstlerischen Schaffen so nothwendig war, die ungestörte Einkehr in sich selbst und den durch keine gegensätzliche Wirklichkeit behinderten Anblick seines Ideals der Kunst.

Ueber die ersten vier Jahre, welche Richard Wagner in der Schweiz verlebte, liegen mir im ganzen etwa 90 größtentheils ungedruckte Briefe desselben an seinen intimsten Freund Theodor Uhlig in Dresden vor und einige Citate aus diesen Herzensergießungen des Exulanten werden am Besten über das Thun und Treiben, das Denken und Fühlen des Meisters in jener Zeit Aufschluß geben. Ich muß mich, zu meinem Bedauern, nur auf einige Auszüge beschränken, weil die jetzige Eigenthümerin des Briefwechsels, die Wittwe Wagner's, einen wörtlichen Abdruck der hochinteressanten Correspondenz nicht gestatten will. Theodor Uhlig war ein geistvoller Musiker, der u. A. Analysen des ersten Satzes der „Eroica" und einzelner Quartettsätze aus op. 59 von Beethoven geschrieben, die nach dem Urtheil Hans von Bülow's — der die Manuscripte gelesen hat — meisterhafte Arbeiten dieser Art waren. Ihm gebührt das Verdienst, daß er als einer der Ersten seines Freundes Absichten erkannt und warm vertheidigt hat. Besonders geschah dies in der „Neuen Zeitschrift für Musik" und in der „Berliner Musikzeitung".

Digitized by Google

In den ersten Briefen, die Wagner an Uhlig richtet, documentirt sich der wohlthätige Einfluß der Freiheit in der Schweiz, der frische Zug, der in seiner neuen Heimath ihm entgegenweht. Am 3. August 1849 schreibt der Flüchtling u. A.:

„Es gibt einige, sehr wenige Freunde, um deren Willen ich oft an Dresden denke: mitunter kommt mir auch eine erwärmende Erinnerung an eine heiße Beethoven'sche Symphonie an, und bin ich dann mit meinen Gedanken mit Lust und Liebe wieder unter der Capelle; dennoch muß ich unverhohlen eingestehen, daß mir die Freiheit über Alles gut schmeckt, die ich hier für meine Person in frischer Alpenluft einathme.

Was ist die gemeine Sorge um die sogenannte — bürgerliche — Zukunft gegen das Bewußtsein, in seiner edelsten Thätigkeit nicht despotisirt zu sein! Wie wenige Menschen haben sich selbst wirklich lieber als ihren Magen! Nun, ich habe gewählt und der Sorge der Wahl wäre ich nun überhoben, so fühle ich mich denn im Innersten auch frei, und was mich von außen her quält, kann ich verachten; den üblen Einwirkungen der civilisirten Barbarei unserer Zeit kann sich Keiner entziehen, aber wir können machen, daß sie unser bestes Wesen nicht beherrschen."

Wir erfahren aus demselben Briefe, daß Wagner sich bereits fleißig wieder mit Componiren beschäftigte. Außer dem „Siegfried" hatte er zwei tragische und zwei komische Opernstoffe im Kopfe; von dem Sujet: „Jesus von Nazareth", welches er für Paris liefern wolle, verspreche er sich keinen großen Erfolg; denn es sei ihm verhaßt, für die „Schnettere-tengsprache" — die französische Sprache — zu arbeiten, er gehe nur mit dem größten Widerwillen an solchen Mischmasch, und wenn er es doch noch thue, so geschehe dies nur aus Rücksicht für seine — Gläubiger, denen er die französische Einnahme zuweisen werde.

Die schriftstellerischen Arbeiten aus jener Periode lassen die Einwirkungen der Revolutionszeit nicht verkennen. Seine Schrift: „Die Kunst und die Revolution" war ein Protest gegen die Bekämpfer des Aufstandes, insofern sie sich als Beschützer der Kunst ausgaben. Ein anderes Werk: „Das Kunstwerk der Zukunft" schilderte den unheilvollen Einfluß jener modernen Art auf die Kunst selbst und die egoistische Zerstückelung derselben in die herrschenden Einzelkünste. In dem ersteren Opus griff er die Regierungen an und im zweiten hetzte er alle Künstler gegen sich. Am meisten zeigte sich die Erbitterung Wagner's in der Schrift „Das Judenthum in der Musik", welche er im Jahre 1850 anonym unter dem Namen „Freigedank" herausgab.

Wichtiger noch wie die Ansichten Wagner's über diese seine Werke sind einige höchst anerkennenswerthe Aussprüche desselben über die Frauen, die Kunst, die Politik, die Schweiz ꝛc. In einem Schreiben vom 27. December 1849 heißt es u. A.:

„Mit Frauenherzen ist es meiner Kunst immer noch gut gegangen, und das kommt doch wahrscheinlich daher, daß bei aller herrschenden Gemeinheit es den Frauen doch immer noch am Schwierigsten fällt, ihre Seelen so gründlich verlauen zu lassen, wie dies unserer staatsbürgerlichen Männerwelt zu so voller Genüge gelungen ist. Die Frauen sind eben die Musik des Lebens: sie nehmen Alles offener und unbedingter in sich auf, um es durch ihr Mitgefühl zu verschönen."

In vielen Zuschriften an Uhlig entwickelt der Dichtercomponist seine Anschauungen über die wahren Aufgaben und Ziele der Kunst. Aus den Werken Wagner's sind diese seine Ideen hinlänglich bekannt. Mögen hier nur einige besonders prägnante Aussprüche ihren Platz finden.

In einem Briefe aus Zürich, 12. Januar 1850, heißt es z. B.:

„Findest du bei abermaliger Durchlesung meines Kunstwerks der Zukunft meinen Plan nicht deutlich heraus, so müßte ich ihn schlecht ausgeführt haben. Die genetische Entwickelung unserer zerrissenen, modernen Kunst aus dem griechischen Gesammtkunstwerke konnte nur dadurch klar dargestellt werden, daß der wichtige Moment, als diese Kunst aus der unmittelbar darstellenden in die mittelbar darstellende, aus der Tragödie in die sog. bildende Kunst überging, mit großer Präcision hervorgehoben wurde. Hast du meine Darstellung nur so verstanden, als hätte ich die verschiedenen Kunstarten eben einzeln nur besprechen und vergleichen wollen, so hast du mich falsch verstanden oder ich habe mich undeutlich ausgedrückt. Ich habe alle Kunstarten ihrem Wesen nach so gruppirt, daß ich an ihnen zugleich die Entwickelung der ganzen Kunst bis zu unseren modernen Kunstbegriffen in Gemeinschaft mit der Entwickelung des ganzen menschlichen Wesens überhaupt zeigen konnte ... Wenn ich nachweisen werde, daß die bildende Kunst — Malerei und Bildhauerei — als eine künstliche, von der wirklichen Kunst nur abstrahirte Kunst, in der Zukunft ganz aufhören müsse, — wenn ich somit dieser, heute als Hauptkunst sich gerirenden bildenden Kunst ein Leben in der Zukunft abspreche, so gibst du mir wohl zu, daß das mit zwei Strichen nicht abgemacht werden konnte und durfte."

Höchst interessant ist ein Urtheil über Franz Liszt — Zürich, 27. Juli 1850 —:

„.... Sonderbar, daß ein Freund, der in vielem Wichtigen durch Leben und Denken mir doch ziemlich fern steht, durch unerschütterliche Treue und thätige Fürsorge doch so ungemeinen Antheil an meinem ganzen Wesen nimmt; das ist — Liszt. In meinem Denken begreift er mich nicht, mein Handeln ist ihm durchaus zuwider, dennoch achtet er mich in Allem, was ich denke und handle, hält auf das Sorgfältigste Alles zurück, womit er mich verletzen könnte und scheint sich mit ganzer Seele nur Einem noch zu widmen, mir zu nützen und meine Werke zu verbreiten. Mit der umständlichsten — ich möchte sagen raffinirtesten — Vorsicht bereitet er jetzt die Aufführung meines „Lohengrin" in Weimar vor. Nach Allem, was er mir mittheilte, bin ich fast sicher, daß sie gelingen muß."

Und an einer anderen Stelle — zwei Jahre später, am 31. October 1852 — heißt es:

„Liszt will mir in diesen Tagen eine Abschrift seines großen Artikels über „Lohengrin" für das „Journal des débats" zuschicken, damit unter meiner Aufsicht eine gute Uebersetzung davon gefertigt werde, die er in mehreren Nummern der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" drucken lassen will, — als Entschädigung für die Dingelstedt'sche Faselei. Mir kommt diese rastlose Bemühung Liszt's, das Feuer meiner Berühmtheit mit Teufelsgewalt aufzublasen, recht rührend, zugleich aber auch sehr komisch vor."

Ein interessantes Urtheil Wagner's über Beethoven mag schließlich hier abgedruckt werden. In einem Briefe des Ersteren vom 15. Februar 1852 heißt es:

„Das Charakteristische der großen Tonwerke Beethoven's ist es, daß sie wirkliche Dichtungen sind — daß in ihnen einen weiblichen Gegenstand zur Darstellung zu bringen versucht wird. Das Schwierige für das Verständniß liegt nun in der Schwierigkeit des tieferen Auffindens des dargestellten Gegenstandes. Beethoven war ganz von einem Gegenstande erfüllt, seine bedeutendsten Tongebilde verdanken sich fast einzig der Individualität dieses ihn erfüllenden Gegenstandes; bei diesem Bewußtsein erschien es ihm ganz überflüssig, diesen Gegenstand, außer in seinen Tongebilden selbst, noch besonders zu bezeichnen. Wie unsere Literaturpoeten sich eigentlich immer wieder nur an den Literaturpoeten mittheilen, so theilte sich hierin Beethoven unwillkürlich, aber ebenfalls nur an den Tondichter mit. Schon der eigentliche absolute Musiker, d. h. der Variator der absoluten Musik, konnte Beethoven nicht mehr verstehen, weil dieser sich nur an das Wie? nicht aber an das Was? hält."

Die politischen radicalen Anwandlungen, wegen deren Wagner flüchten mußte, wird er auch in der Schweiz nicht los und oft schüttet er sein Herz vor seinem Freunde aus. Diese Bekenntnisse sind für den Politiker Wagner in hohem Grade bezeichnend. Es erhellt aus ihnen, daß die rothe Republik jetzt nicht mehr ganz das Ideal des ruhiger denkenden Componisten war. So schreibt er einmal aus Zürich vom 22. October 1850:

„Entsinne Dich des Tages des Dresdener Aufstandes, als Du mich in der Zwingerpromenade trafest. Mit Bangigkeit und Besorgniß frugst Du mich, ob ich nicht fürchte, daß es im günstigen Falle zu einer Pöbelherrschaft führen müßte. Dich hatte der Anblick der Menschen erschreckt, die Du jetzt angeblich zu suchen scheinst! Daß diese Menschen noch am Bande der Politik gegängelt wurden, daß sie noch so respectvoll vor den höheren politischen Zwecken standen, die sie in ihren Führern verkörpert sahen, daß sie noch nicht das waren und thaten, was sie eigentlich sind

Digitized by Google

und thun werden, daß sie gehorchten, wo sie handeln sollten; das drückte sie ganz zu dem herab, wie sie Dir erscheinen, zu Kerlen, die sich in politischem Schnaps bes..... und durch die Straßen brüllten, die sie vielleicht in Brand gesteckt hätten mit all' der Herrlichkeit des schönen Dresdens, wenn sie nach ihrem Herzensgrimm hätten handeln dürfen. Ich habe diese Leute in Paris und Lyon wiedergesehen und kenne jetzt die Zukunft der Welt. Bis jetzt kennen wir die Aeußerung der geknechteten Natur nur im Verbrechen, das uns anwidert und erschreckt; wenn jetzt Raubmörder ein Haus anstecken, so muß uns dies mit Recht gemein und ekelhaft vorkommen; wie wird es uns aber erscheinen, wenn das ungeheure Paris in Schutt gebrannt ist, wenn der Brand von Stadt zu Stadt sich hinzieht? ... Ich glaube an keine andere Revolution mehr, als an die, die mit dem Niederbrande von Paris beginnt: eine Juni schlacht wird man dort nicht wieder schlagen."

Auch in der Kunst müsse eine Revolution eintreten, erst dann könne er an eine Aufführung seines „Siegfried" denken. „Erst die Revolution", meint er, „kann mir die Künstler und Zuhörer zuführen. Die nächste Revolution muß nothwendig unserer ganzen Theaterwirthschaft das Ende bringen. Sie müssen und werden alle zusammenbrechen, das ist unausbleiblich. Aus den Trümmern raffe ich zusammen, was ich brauche, ich werde, was ich bedarf, dann finden. Am Rheine schlag' ich dann ein Theater auf und lade zu einem großen dramatischen Feste ein: nach einem Jahre Vorbereitung führe ich dann im Laufe von vier Tagen mein ganzes Werk auf."

Nicht am Rhein — in Bayreuth, und zwar ohne Revolution, sollte der „Siegfried" viele Jahre später aufgeführt werden.

Was nun den speciellen Aufenthalt Wagner's in der Schweiz betrifft, so fühlte er sich in der herrlichen Bergesluft dieses Landes sehr wohl. Die Schweiz gefiel ihm außerordentlich und seine Briefe überströmen von der Begeisterung für die Schönheiten seines zweiten Vaterlandes.

Im October 1851 machte Wagner eine Cur in der Kaltwasserheilanstalt zu Albisbrunn durch, die ihm sehr wohl bekam. Voll Begeisterung schreibt er am 22. des genannten Monats seinem Freunde: „Soeben komme ich von der Albishöhe herunter, wo ich den schönsten Anblick gehabt, seitdem ich auf einem gewissen Kreuzthurm stand: die ganze Alpenkette, vom Säntis bis zum Berner Oberlande, im hellsten Sonnenlichte und über alle Tiefen ein dichtes Nebelmeer ausgebreitet, aus welchem die furchtbare Inselwelt hervorragt."

Beim eidgenössischen Gesangsfeste in Basel im Juli 1852 wurde Wagner zum — Kampfrichter gewählt. Er wurde bei diesem Anlaß sehr gefeiert. Von dort aus unternahm er eine tüchtige Alpenreise zu Fuß, d. h. er besuchte das Berner Oberland, ging über den Griesgletscher ein langes, herrliches Thal hinab bis nach Domodossala am Lago maggiore, fuhr diesen See hinauf bis nach Locarno und von da nach Lugano, wo er längere Zeit verweilte. Die Briefe, welche er dann unterwegs an Th. Uhlig schrieb, sind in hohem Grade interessant, und ich muß meinem lebhaften Bedauern Ausdruck geben, daß es mir nicht vergönnt ist, dieselben in extenso wiedergeben zu dürfen. Welche Poesie und welch' feines Naturgefühl spricht sich in diesen Reiseschilderungen aus! Einige wenige Proben mögen dies illustriren.

„Lugano, 22. Juli 1852.

„... Der Glanzpunkt meiner Reise war jedenfalls der Marsch über den Griesgletscher, aus Wallis, durch das Fornazzathal nach Domodossola, wozu ich zwei Tage gebrauchte. Der Gries ist ein ungeheuer wilder Gletscherpaß, der sehr gefährlich ist und nur selten von Leuten aus dem Haslithale oder Wallis, die sich aus dem italienischen Thale Südwaaren (Reis u. s. w.) holen, überschritten wird. Zum ersten Male auf meiner Reise fand sich auf der Gletscherhöhe von 8000 Fuß auch Nebel ein, so daß mein Führer über die steilen Schnee- und Felsenwände seine Noth über einen möglichen Pfad hatte. Aber nun dieses Absteigen! Aus den gräßlichsten Eisregionen nach und nach über viele verschiedene Thalstufen, durch alle Vegetationen des nördlichen Europas bis in das üppigste Italien hinabzudringen! Ich war ganz berauscht und lachte wie ein Kind, als ich endlich aus Kastanienwäldern durch Wiesen und Getreidefelder ging, welche wiederum ganz und gar mit Weindächern überdeckt waren ... Dabei die unendliche Mannigfaltigkeit der Berg- und Thalformen, mit der anmuthigsten Bebauung, hübschen Steinhäusern und hübschen Menschen."

Nach Zürich zurückgekehrt, schreibt er sofort seinem Freunde:

„... Erst vier Wochen war ich auf einer Reise, auf die ich mich lange wie auf die Verwirklichung eines schönen Traumes gefreut habe ... Einen Entschluß habe ich von der Reise mitgebracht; da ich nun einmal nur noch ein künstlerisches Leben führen kann, d. h. ein Leben für die Kunst, so will ich gründlich Alles thun, was mich künstlerisch aufrecht erhalten kann. Der Wunsch, ein Häuschen mit einem Garten hier auf dem Lande, weithin auf der Höhe am See zu besitzen, den kleinen Besitz zu pflegen, mich mit Blumen und Thieren zu umgeben und einen behaglichen Winkel für besuchende Freunde herzurichten', lebt jetzt in solcher Stärke in mir, daß ich ihn um jeden Preis auszuführen gesonnen bin."

Der idyllische Zustand, den der enthusiastische Componist sich hier ausmalt, sollte ein pium desiderium bleiben. Es ist hier wohl der Ort, darauf hinzuweisen, daß R. Wagner in den ersten Jahren seines Schweizer Aufenthalts von bitteren Nahrungssorgen verfolgt worden wäre, wenn sich nicht wohlwollende Freunde und Freundinnen seiner angenommen hätten. Lediglich deren Unterstützung hatte er es zu verdanken, daß ihm der furchtbare, aufreibende Kampf um das tägliche Brod im Allgemeinen fern blieb. Diese Wohlthäter waren: die reiche und kunstsinnige Familie Ritter in Dresden, Frau Laussot in Bordeaux, die Familie Wesendonck, Clavierlehrer Wilhelm Baumgartner, Stadtschreiber Jacob Sulzer, Advocat Spyri aus Zürich, Musiklehrer Alexander Müller aus Erfurt und das Wille'sche Ehepaar in Mariafeld bei Zürich. Am meisten hatte er der Familie Ritter zu verdanken, die ihm ein Jahresgehalt aussetzte, und zwar 800 Thaler. Trotz alledem befand sich Wagner manchmal in bitterster Noth, da das Geld für den tiefverschuldeten Mann und seine Frau, die ehemalige Schauspielerin Planer, nicht immer ausreichte. Seine Briefe aus jener Zeit sind bezüglich des nervus rerum gar kläglich. Gar oft mußte auch Freund Liszt aushelfen, wenn er konnte. Zuweilen war aber auch bei diesem Schmalhans Küchenmeister.

Im Uebrigen suchte der Meister die bescheidenen Musikverhältnisse Zürichs, wo er überall freundliches Entgegenkommen fand, durch Oper und Concert zu heben. Aus Deutschland meldeten sich bei ihm mehrere namhafte Schüler, u. A. Hans von Bülow, der in Weimar bei Liszt gewesen war und sich an der Aufführung des „Lohengrin" daselbst am 28. Aug. 1850 erbaut hatte. In Zürich dirigirte Wagner am Actientheater merkwürdiger Weise die Werke seines Widersachers Meyerbeer. Mit großer Hingabe widmete er sich den Aufführungen der Sinfonien Beethoven's, von denen er zwei mit einem eigenen Programm versah. Wie sehr er sich für die gastliche Stadt interessirte, beweist seine damals entstandene Schrift: „Ein Theater in Zürich", worin er ausführte, daß, wie bei den Griechen, so müßte auch aus der Bürgerschaft der Schweiz selbst die Herstellung und Aufführung des Ganzen geschehen. Auch hielt er Vorlesungen über die dramatische Kunst und trug die Dichtung von „Siegfrieds Tod" vor.

Ueber seine Züricher Häuslichkeit schreibt Wagner am 27. Juli 1850 u. A.:

„Ich fühle mich jetzt in Zürich sehr wohl und nach meiner Wahl möchte ich in der ganzen weiten Welt nicht anderswo leben, als hier. ... Wir haben eine höchst angenehme Wohnung am See, mit den herrlichsten Aussichten, Garten u. s. w. Im Hausrocke geh' ich herunter und bade mich im See, — ein Boot ist da, auf dem wir uns selbst fahren. Dazu ein vortrefflicher Schlag Menschen, Theilnahme, Gefälligkeit, ja rührendste Dienstbeflissenheit, wohin wir uns nur wenden. Mehr und zuverlässigere Freunde, als ich je im weiten, theuren Dresden finden konnte. Alles ist froh, daß ich nur da bin; von Philistern kenne ich nur die sächsischen Flüchtlinge ... Ach, was kommt ihr mir unten bedauernswürdig vor!"

Im Januar 1853 starb Theodor Uhlig in seinem 31. Lebensjahre und der hochinteressante Briefwechsel hörte natürlich auf.

Digitized by Google

An die Wittwe schrieb Wagner am 9. Januar des genannten Jahres schmerzbewegt:

„Wie soll es mir möglich sein, für den schrecklichen Verlust, den Sie erlitten, Ihnen irgend welchen Trost zu bringen, da es auch mich so hart getroffen, daß ich seine Größe mir kaum noch vorstellen kann! Der Verlust gerade dieses meiner Freunde bleibt mir für mein ganzes Leben unersetzlich — ich sehe mich wirklich zur Hälfte meiner eigenen Seele beraubt! Was er mir war — wissen Sie gewiß."

Nach dem Tode Uhlig's schloß sich Wagner inniger an die Dresdener und andere Flüchtlinge an, und in seinem gemüthlichen Heim bei seiner freundlichen Wirthin Frau Stockar-Escher, die ihn auch malte, verkehrten jetzt häufiger Gottfried Semper, Georg Herwegh u. A.; und ebenso seine Schüler, von denen ich nur Hans von Bülow, C. Ritter und Schöneck nenne.

Im Jahre 1853, als in Zürich die Kammermusikaufführungen ins Leben traten, begrüßte Wagner dieselben auf's Lebhafteste und betheiligte sich eifrig bei den Proben und Aufführungen.

Während Wagner das Exil im Allgemeinen mit schmerzlicher Resignation ertrug, konnte sich seine Gattin an das bittere Loos in der Fremde gar nicht gewöhnen. Sie litt unsäglich, wie dies der nachstehende Brief des Meisters an seine Gönnerin, Frau Julie Ritter in Dresden — Zürich, 4. Juli 1858 — beweist:

„Ihre — seiner Frau — Gemüthsstimmung wurde so peinigend für sie und ihre Umgebung, daß an eine gründliche Aenderung der Situation gedacht werden mußte, wenn wir uns nicht Alle sinnlos aufreiben wollten. Ihr ist es nach dem Stande ihrer Bildung und der Art ihrer intellectuellen Fähigkeiten versagt, an mir und meinem Wesen die tröstliche Erhebung zu finden, die sie, zum Ersatz für die Widerwärtigkeiten unserer äußeren Schicksale so sehr bedurfte. Ist dies der Grund großer Peinen für mich, so macht sie dies vor meinem Herzen doch auch so sehr bemitleidenswerth und ich hege den aufrichtigsten, innigsten Wunsch, ihr nach ihrer Art noch einmal von dauernder Beruhigung sein zu können."

Um der unerträglich gewordenen Situation — dem Hangen und Bangen in schwebender Pein — ein Ende zu machen, reiste er mit seiner herzkranken Frau im August 1858 nach Venedig, um dort Ruhe zu finden. Zürich hatte er für immer verlassen. Von dort schrieb er seinem Freunde, dem Chordirector Fischer in Dresden, daß dessen Mahnung: „endlich ruhig zu werden", auf ihn nicht passen könne; er liebe allerdings die Ruhe, aber seine arme Frau habe eine Herzkrankheit, und was das heiße, müsse man erfahren haben. An Ruhe sei da für den Leidenden, wie die Umgebung nicht mehr zu denken.

Immer mächtiger wurde in Wagner die Sehnsucht, sich an dem lebendigen Ertönen seiner Kunst neu zu erwärmen, die früheren Töne der Heimat zu vernehmen. „Es gereut mich daher, noch länger der vielleicht einzige Deutsche bleiben zu sollen, der meinen Lohengrin nicht gehört hat", schreibt er 1859 an Hector Berlioz, doch erst 1860 erfolgte seine Amnestirung, die den großen Sohn seinem Vaterlande wieder zurückgab. So bewahrheitete sich auch bei ihm das Goethe'sche Wort:

„So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des großen Vaters, endlich zu mir nieder!"

Vischer und Fechner als Aesthetiker.

Von Wilhelm Bölsche.

Der Eindruck, den gegenwärtig der Tod Vischer's auf ästhetische Kreise macht, hat etwas eigenartig Verwandtes mit dem, den einst das Ableben Goethe's in der literarischen Welt zurückließ. Beide, Goethe wie Vischer, waren zuletzt alte Leute gewesen, wenn alt sein soviel heißt, wie: die Jugend überwunden haben, geistig ein Anderer sein, als man im Feuer der ersten Heldenkraft ist. Der Welt der beginnenden dreißiger Jahre war die Wertherzeit ein entschwundener Traum; uns ist der stürmische Siegeslauf der Hegel'schen Philosophie kaum noch viel mehr als eine ferne Staubwolke. Und doch hatten die beiden nun Geschiedenen ein zweites gemein miteinander: ihr Alter war nur Alter und Veränderung, gemessen an ihrem eigenen Leben; nach dem Maße der Gegenwart, in der sie zuletzt noch gewaltet, waren sie mitstrebende, lebhaft um das Neueste des Tages sich mühende Gestalten der Zeit gewesen, der Romantiker, der Orientalist, der Naturforscher Goethe hatte die dreißiger Jahre noch so gut verstanden wie der Dichter des „Auch Einer" die veränderte Luft nach 1870. Freilich verlieh die vorgerückte Lebensstunde nicht mehr die gleiche schöpferische Kraft, mit welcher der Jüngling einst seine Zeit beherrscht: dem Greise genügte es, sie lebendig zu begreifen; der west-östliche Divan war keine That mehr wie der Werther, Vischer's kleine Skizzen zur Aesthetik wiesen nur noch neue Bauplätze, aber sie bauten nicht eigentlich mehr. Aber schon in dem ungetrübten Antheil an der Arbeit des jungen Nachwuchses lag ein Beweis der Größe des Mannes auf der einen Seite — und auf der andern auch ein gewaltiges Zeugniß für die neue Zeit selbst, für ihre Triebkraft, die selbst das Alter noch fortriß.

Die Aesthetik, wie sie Vischer zurückläßt, ist eine mächtig aufstrebende Wissenschaft. Der Kunstbau, den der junge Schwärmer einst aufgethürmt, ist zusammengebrochen, aber der alte Meister ist nicht von uns geschieden mit der ärgerlichen Empfindung, ein wüstes Chaos, ein steriles Ruinenfeld zurückzulassen, sondern mit dem freudigen Bewußtsein, daß man zwar niedergerissen hat, um Platz zu schaffen, aber daß man auch wieder aufbauen wird, sobald nur einmal wieder die rechte Zahl der Steine sich eingefunden hat.

Es ist vielleicht nicht unpassend, gerade bei dieser Gelegenheit, — vor dem frischen Grabe dessen, an den lange Jahre hindurch jeder Gebildete dachte, wenn das Wort Aesthetik im Gespräch vorkam — eines zweiten zu gedenken, der zu jenem neuen Werke ganz unbezweifelbar bisheran die besten Materialien geliefert, die besten Hammerschläge gethan hat. Seltsam: auch Gustav Theodor Fechner ist den Jahren nach keiner von den Jungen, — im Gegentheil, fast einer der Aeltesten. Seine „Vorschule der Aesthetik" ist allerdings erst wenig über zehn Jahre alt. Aber schon der Stil weist darauf hin, daß sie das Buch eines Mannes ist, der zwar so frisch und modern denkt, wie kaum ein zweiter, aber seine Schreibart noch nach den Mustern seiner Jugend abstimmt; ein alterthümlicher Duft liegt meist über dem Ganzen, der vielleicht Manchen abgeschreckt hat; denn das vorzügliche Werk ist nicht ganz so bekannt geworden, wie es verdiente. Was die kleine formale Schwäche indessen sofort tausendfach aufwiegt, ist die logische Schärfe der Entwickelung. Fechner ist Naturforscher, darin liegt der Kernpunkt. Ich habe wiederholt aussprechen hören, was Vischer's Aesthetik verdorben habe, sei die fanatische Wuth der Hegelianer gewesen, alles mit Logik beweisen zu wollen. Wir dürfen uns aber, wie ich glaube, hier keinen Täuschungen hingeben: Vischer war kein eigentlich scharfer Logiker. Er so gut wie sein Meister Hegel waren Enthusiasten für die Logik, aber darum noch keine hervorragend logischen Köpfe. Mit seiner prächtigen, rücksichtslosen Ehrlichkeit mag er es sich selbst oft genug eingestanden haben, — war doch eigentlich der Wunsch seines Lebens, die Literatur mit eigenen poetischen Werken zu bereichern, anstatt das anatomische Messer zu schwingen! Fechner

Digitized by Google

ist, von einzelnen Wunderlichkeiten abgesehen, ein weit kühlerer Denker. Obwohl sein Werk unvergleichlich viel reicher und umfassender ist, als beispielsweise die selbstbewußte Aesthetik Moritz Carrieres, nennt er es doch in vorsichtiger Beschränkung nur „Vorschule der Aesthetik". Darin liegt zugleich etwas, was echt unserem modernen ästhetischen Denken entspricht. Wie in der Philosophie, so herrscht auch in der Aesthetik gegenwärtig eine berechtigte Angst vor allzu sicherem Bauen, vor allzu festen Umrissen. Man fühlt, daß man vorerst nur Materialien, nur Prolegomena liefern kann. Es ist vorläufig noch Streitfrage, inwieweit die Naturwissenschaft bei Fragen der Aesthetik zu Rathe gezogen werden soll; aber selbst diese Erweiterung des Gebietes zugestanden, wird man finden, daß gerade diejenigen modernen Aesthetiker, die den Physiologen zu Hülfe rufen, trotz des neuen Bundesgenossen am allermeisten geneigt sind, vorsichtig und schrittweise vorzugehen. Mit ein Paar bewundernswürdig feinen Zügen sagt sich Fechner gleich im Eingangscapitel von der Aesthetik „von oben" los, die mit metaphysischen Dingen, mit Ideen, mit Gott und ähnlichem anfängt, und erklärt sich für die Aesthetik „von unten", die an die einfachen, naturwissenschaftlichen Gesetze des Empfindens von Lust und Unlust anknüpft. Dann aber, den Standpunkt einmal angegeben, spricht er es ebenso nackt und ehrlich aus, daß die heutige Naturwissenschaft uns über die tieferen Grundgesetze von Lust- und Unlustempfindung noch ganz im Unklaren läßt und daß wir somit — was er nicht direct sagt, aber als Folgerung schließen läßt — streng genommen auch gar nicht „von unten" anfangen können, sondern in der Mitte, womit vorläufig das Aphoristische und Systemlose der ganzen neueren Aesthetik logisch begründet ist. Wer an die großen, stilistisch meist prachtvoll umrahmten Phrasen gewöhnt ist, mit denen mehrere bekannte Aesthetiken „von oben" beginnen, dem muß die nüchterne Kälte dieser ersten Fechner'schen Seiten wie ein Schlag in's Gesicht vorkommen.

Man vergißt so gern, daß die Aesthetik eine Wissenschaft sein soll, nicht selbst ein ästhetisches Kunstwerk. Carriere beispielsweise hat sie durchaus im letzteren Sinne aufgefaßt. Der Schwung der Linien, die harmonische Wirkung des Ganzen, die eben die Wissenschaft der Aesthetik zergliedern, analysiren soll, ist das leitende Motiv seiner Aesthetik selbst, aus dem Buche von der Kunst macht er ein rhetorisches Kunstwerk, und es kann kaum ausbleiben, daß seine Aesthetik schließlich sich zur wirklichen, kühl die Thatsachen ins Auge fassenden verhält wie ein freundlicher, alle Conflikte sorglich auflösender Roman zur tragisch verknoteten, für menschliches Erkennen nur allzu disharmonischen Wirklichkeit. Mit dem Eingeständniß, daß auch die strenge Durchführung der Aesthetik „von unten" durch unser vorläufiges Unvermögen, den Mechanismus der psychophysischen Vorgänge, die das Wort Lust oder Unlust bezeichnet, aufzudecken, unmöglich gemacht wird, verzichtet Fechner nun keineswegs auf jede systematische Hülfe für seine Wissenschaft. Er sucht im Gegentheil sogar, eine Reihe von Gesetzen wenigstens für die äußere, sichtbare Erscheinungsform von Lust und Unlust in ihrer Wechselbeziehung zu äußern Eindrücken aufzustellen. Es versteht sich, daß diese Gesetze lediglich psychologische sein müssen, „nur, daß in einer Psychologie von allgemeinerer Tragweite kein Anlaß ist, die ästhetischen Gesetze insbesondere eingehend und in solcher Beziehung und Zusammenstellung zu behandeln, als es nun eben für die Zwecke der Aesthetik nöthig ist." Faßt man nun, wie es jetzt oft und mit guten Gründen, über die aber hier nicht weiter zu reden ist, geschieht, die Psychologie als einen Zweig der Naturwissenschaften, so würde sich im Sinne Fechners kaum etwas gegen die unmittelbare Anlehnung der ganzen Aesthetik an die Naturwissenschaft einwenden lassen, obwohl das Wort, aus dem Zusammenhang herausgerissen, sehr problematisch klingt. Wie man sich das nun auch denken mag, — unzweifelhaft liegt ein grandioser Fortschritt für die Aesthetik in dem einfachen Nachweis von Gesetzen im Gebiete der Lust- und Unlusterzeugung. Man betritt gleichsam einen neuen, festen Boden, das todte Registriren und Gruppiren von Namen, das sonst die Schwelle der Aesthetik unsicher machte, ist in weite Ferne gerückt, man befindet sich weder im leeren Himmel der Speculation, noch in den unwegsamen Klüften der Verknüpfung von Geist und Mechanismus, sondern in einer ruhigen, durchsichtigen Mitte, etwa da, wo sich der Astronom befindet, wenn er praktische Hülfsgesetze für seine vor Augen stehende Sternenwelt aufstellt, ohne in der Gravitation etwas tieferes entdecken zu wollen, als ein vorläufiges Wort für eine geregelte Verknüpfung von Thatsachen. Wer glaubt, in den Fechnerschen Gesetzen Orakel zu finden, die alte Probleme mit einem Schlage lösen, muß sich enttäuscht fühlen, wenn er daran geht. Das Einfachste, man darf das Wort brauchen: Trivialste, ist für den alten, schlauen Forscher eben das Interessante. Lust und Unlust müssen eine gewisse Stärke erlangen, um bemerkbar zu werden, zur Qualität muß eine gewisse Quantität treten, eine bittere Arzenei ist in homöopathischer Verdünnung nicht bitter, umgekehrt eine süße nicht süß. Das stellt Fechner obenan als Princip der ästhetischen Schwelle. Man sieht am Beispiel, wie weit hier der Lustbegriff die Grenzen der Aesthetik hinausschiebt. Aber wir kommen nicht weiter, wenn wir nicht den Begriff weit nehmen. Wo einzelne Faktoren zu schwach, da können sie sich zu einer Gesammtwirkung verbinden, die jene Schwelle überschreitet, oder auch jenseits derselben noch eine viel größere Lust oder Unlust weckt, als jeder einzelne oder auch alle ohne Bezug auf einander wecken könnten. Fechner nennt das das Princip der ästhetischen Hülfe oder Steigerung. Ein gutes Beispiel gibt die gegenseitige Förderung von Rhythmus und Sinn in einem lyrischen Gedichte; jeder für sich überstiege kaum oder gar nicht die Lustschwelle; beide zusammen erzeugen einen positiven Lustreiz, welcher mit der ästhetischen Wirkung der einzelnen Factoren unvergleichbar ist. Man fühlt hier überall, daß man hart an mathematische Probleme streift und daß es sich nicht um einfache Addition, sondern um Multiplikation handelt. Es ist hier nicht meine Absicht, die ganze Reihe der Fechner'schen Principe vorzuführen. Er selbst hat genau gefühlt, daß er nur die deutlichsten herausgegriffen hat, ohne viel nach Reihenfolge zu fragen. Nur auf eins will ich noch hinweisen, weil es auch außerhalb des Zusammenhanges für die historische Entwickelung der Aesthetik lehrreich wirkt. Ich meine das Princip der Association. Es handelt sich mit drei Worten um Folgendes. Wir sagen, eine Orange gefällt uns. Liegt das bloß an dem Sinneseindruck, den eine lebhaft gefärbte Kugel auf unser Auge hervorbringt? Nein, denn eine lackirte Holzkugel von gleicher Form und Farbe macht — als solche erkannt — keineswegs denselben angenehmen Eindruck. Woran liegt es? Das einfachste Nachdenken führt darauf: bei der Orange *denken* wir uns etwas anderes als bei der Holzkugel, und zwar denken wir etwas, was Lust erzeugt, wir denken „ein Ding von reizendem Geruch, erquickendem Geschmack, einen schönen Baum in einem schönen Lande unter einem warmen Himmel gewachsen"; wir verwandeln das physikalische Bild der gelben Kugel in ein geistiges mit Hülfe unseres Erinnerns, bis es ein vollkommen eigenartiges, lustgebendes geworden ist. Dieser unwillkürliche Proceß ist es, den das Princip der Association (besser wäre vielleicht der Ausdruck „Vergeistigung", wenn hier nicht schiefe Ausdeutungen zu befürchten wären) in's Auge faßt.

Ich habe gesagt, daß das einfachste Nachdenken genügt, um den Vorgang zu analysiren. Und doch, es muß ausgesprochen werden, haben unsere einflußreichsten Aesthetiker vor Fechner geglaubt, ohne das Associationsprincip in der Aesthetik auskommen zu können. Man solle sich bei den Dingen nichts denken, man solle nur rein empfinden, hieß es, und man hat das rasch allen Thatsachen zum Hohn aus einem „Sollen" in ein „Sein" verwandelt, obwohl es selbst dem stumpfsinnigsten Culturmenschen bei der überwiegenden Mehrzahl aller Dinge in der Welt einfach unmöglich ist, sich nichts zu denken, keine geistigen Begriffe Lust oder Unlust gebend mitspielen zu lassen, wenn das Auge sie sieht. Es ist lehrreich und traurig zugleich, Fechner seine persönlichen Erfahrungen im Kampfe um dieses Princip aussprechen zu hören. „In der That," sagt er einmal, „als ich im Jahre 1866 im Leipziger Kunstverein einen

Digitized by Google

Vortrag über das Princip hielt, erweckte er das Interesse der Laien, als würde darin etwas zugleich Problematisches und Neues, was sich aber doch hören ließe, dargeboten, machte ziemlich Fiasco bei den philosophisch geschulten Kennern, deren Gedankenkreise er zu stören drohte, und ein Abdruck davon in der Lützow-Seemann'schen Zeitschr. f. bild. Kunst (1866. 179) wurde vom Herausgeber anerkennungsweise als ein „origineller" Versuch, „eine neue Gottheit in die Aesthetik einzuführen," bezeichnet." Wie in so manchen Dingen, ist auch hier bloß Lotze auf der richtigen Fährte gewesen. Der ganze Hergang der Sache aber nimmt sich selbst in Fechner's milder Darstellung aus wie ein dräuendes Mene Tekel wider die ganze unfruchtbare philosophische Aesthetik der älteren Schule. Fechner widmet der Entwickelung des Princips den breitesten Raum in seinem Werke, und man wird nicht so bald über das hinauskommen, was er hier bahnbrechend nach jeder Richtung niedergelegt hat. Der Höhepunkt des ganzen, reichen Buches liegt in diesen Capiteln. Man wird Fechner's Bedeutung für die Aesthetik der Zukunft nicht besser in kurze Worte schließen können, als wenn man ihn den ersten exacten Erforscher des Associationsprincips nennt; der Ton liegt dabei auf dem exact, denn erst von ihm aus ist eine wirklich fruchtbringende Verwerthung der älteren Entdeckung möglich. Soll ich ein Gebiet hervorheben, das Fechner in seiner Behandlung des associativen Schönheitsfactors noch kaum gestreift hat, so ist es das der erotischen Beeinflussung; hier liegt noch ein weites Feld für die künftige Aesthetik. Fechner hat sich damit begnügt, ein einziges Beispiel bis in's Detail auszuführen: die Bedeutung des Associationsprincips für die Landschaftsmalerei. Wie ein Anhänger der Lehre, daß die Schönheit einer Landschaft bloß in den Farben und Linien bestehe und nicht zum wesentlichen Theil auch in dem, was man sich unwillkürlich dabei denkt, gegen die scharfe Logik dieses Capitels ankämpfen will, sehe ich nicht ein. Fechner gehört zu den vorsichtigen Strategen in der Discussion, die nicht leicht irgend einen möglichen Einwand unbeachtet lassen, und seine liebste Methode besteht darin, einen Satz aufzustellen und anstatt einer breiten Begründung einen Widerspruch nach dem anderen zu erfinden, dagegen zu stellen und abprallen zu lassen; es hat das etwas von natürlicher Auslese des Passendsten durch einfache Bewährung im Kampfe der Meinungen an sich; bisweilen glaubt man die Stimme des behaglichen Experimentators zu vernehmen, die sagt: „Wir wollen einmal sehen, ob wir so durchkommen; wenn nicht, so lassen wir unsern Satz ruhig fallen;" eigentlich apodiktische Sätze wird man in den beiden Bänden der „Vorschule der Aesthetik" vergebens suchen. Ich glaube kaum, daß ein anderer unter unsern neueren Aesthetikern, wenn er das Associationsprincip so klar und mit voller Kraft in seinem Werthe erkannt hätte, von Uebertreibungen sich hätte zurückhalten lassen. Fechner ist nicht in diese Falle gegangen. Nachdem er dem associativen Factor so viel Raum gegönnt, wie irgend möglich, und diese ganze Seite der Aesthetik von Grund aus reformirt hat, gibt er unmittelbar danach einen Abschnitt, der in neuer und glänzender Weise nun auch dem directen Factor — im Gegensatz zu dem glücklichen Worte „geistiger Factor" könnte man sagen: dem mehr physikalischen Factor — gerecht. Farben, Töne, Linien, Gruppirungen von Dingen wirken nicht **bloß** associativ (das Wort sagt es ja in seiner Beschränkung schon), sondern **auch** direct; selbst in jenem Beispiel von der lackirten Holzkugel wirkt das lebhafte Gelb angenehmer als etwa Schwarz oder Grau. Mit Nachdruck verweist Fechner die Musik in's Bereich dieser directen Wirkung, während für die sichtbaren Künste der associative Factor überwiege. Aber selbst im Gebiete der letzteren sucht er den Rest von directer Beeinflussung klar herauszuschälen. Gerade dieses Capitel gehört zu den originellsten des ganzen Buches. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß eigentlich die gesammte Aesthetik in Deutschland seit Kant sich hartnäckig — wenigstens der Theorie nach, denn in der Praxis schlich sich der hinausgeworfene associative Factor doch überall wieder durch Hinterthüren herein — auf das Studium der directen Formwirkung in der Kunst beschränkt hatte, so sollte man glauben, es müsse gerade hier nicht an reichhaltigem Material fehlen. In Wahrheit fehlt es nicht an mehr oder minder scharfsinnigen Ideen, — die glücklichste hat Zeising mit seiner Theorie vom goldenen Schnitt als fundamentalem Formprincip gehabt — aber einem Naturforscher, wie Fechner, mußte sofort die Lücke auffallen, die in dem Mangel an jeglichem exacten Experimentiren lag.

So eröffnete sich seinem Scharfsinn auch hier unversehens ein jungfräuliches Gebiet: der geniale Verfechter des Associationsprincips feierte auf dem rein physikalischen Boden des directen Factors einen fast ebenso großen Triumph durch die Berufung an das Experiment als die wissenschaftlich allein gültige Instanz. Der Schwerpunkt des Verdienstes liegt in diesem Falle wesentlich auf der Forderung. Was Fechner selbständig hier geleistet, ist lediglich ein erster, schwacher Versuch. Er hat beispielsweise einfache, aus gleichartigem Material hergestellte, in den Formenverhältnissen verschiedene Rechtecke — also reine Formexempel, bei denen nichts Associatives mitspielen konnte — vielen Personen vorgelegt und das wohlgefälligste von jeder einzeln bezeichnen lassen. Die Resultate sind immerhin merkwürdig. Das Quadrat erschien allgemein als die am wenigsten zusagende Figur. Im Großen und Ganzen erhielt das nach dem goldenen Schnitt geformte Rechteck den Vorzug, doch waren allgemein geringe Abweichungen irgend eines Rechtecks von der Symmetrie viel störender als selbst sehr erhebliche vom Verhältniß des goldenen Schnittes, auch sonst die ästhetische Alleinherrschaft des letzteren keineswegs überall evident. Mag man diesen und ähnlichen Experimenten nun viel oder wenig Werth beimessen — das Material müßte jedenfalls erst von Vielen geprüft werden —: unbestreitbar ist das hohe Verdienst Fechners um die Feststellung der ganzen Methode. Man scheidet von dem Capitel mit dem Gefühl, daß hier ein einziges Menschenleben voll ausdauernder Arbeit genügen würde, um die Aesthetik in einer Weise zu fördern, die alles Dagewesene in Schatten stellen müßte.

Ich muß mir versagen, noch weitere als diese charakteristischsten Züge aus dem prachtvollen Buche herauszuheben. Soll ich noch einen Excurs nennen, der gleichsam im Laufe der Debatte eingeflochten wird, so ist es das Capitel des zweiten Bandes über das Problem der polychromen Sculptur und Architektur. Gründlicher und klarer ist die vielbesprochene Frage kaum jemals entschieden worden, — und zwar zu Gunsten der Farbe, wobei aber zugestanden wird, daß möglicher Weise erst noch technische Schwierigkeiten überwunden werden müssen, was indessen nicht aussichtslos erscheint.

Ich möchte nach so viel Lob diese Studie über ein mir theueres Werk nicht abschließen, ohne einem Bedauern wenigstens in Kürze Raum gegeben zu haben. Jedermann weiß, welche enormen Fortschritte die biologischen Zweige der modernen Naturwissenschaft durch Anwendung der genetischen Methode gemacht haben. Mag man über die Art, wie die Entwickelungsgeschichte vom Einen oder Anderen gehandhabt wird, sich seine kritische Ansicht ausbilden, mag immerhin ein wortklaubender Redner auf einer Anthropologenversammlung die Specialbezeichnung „Darwinismus" ablehnen: das Eine steht fest, daß die heranreifende Generation gar nicht mehr verstehen wird, wie man jemals Zoologie oder Botanik unter einem anderen Gesichtspunkte studiren konnte, als dem der natürlichen Entwickelung einer Art aus der anderen. Wenn man die Aesthetik so sehr der Naturwissenschaft nähert, wie es bei Fechner der Fall ist, so sollte man, glaube ich, auch diesem genetischen Zuge etwas mehr Rechnung tragen. Gerade für das Gebiet des associativen Factors muß das von der höchsten Bedeutung werden. Fechner hält sich, wie es scheint, mit Absicht den Entstehungsfragen möglichst fern. Wo er sie einmal streift, wie in dem Capitel über physiognomische und instinctive Eindrücke, bringt er ein paar Wunderlichkeiten zu Tage, die in ihrer phantastischen Undeutlichkeit im schärfsten Contrast zu der krystallhellen Klarheit der übrigen Untersuchungen stehen. Aber auch das ist im Grunde nur ein harmloser Vorwurf, denn er sagt wesentlich nur, daß eben Einer nicht Alles kann. Die nach mir kommen werden, sagt Fechner selbst einmal, werden es schon deshalb leichter haben, weil keiner mehr der

Digitized by Google

erste ist. Die Methode hat er uns jetzt gewiesen, das Weitere wird sich schon von selbst finden.

Allerdings ergeht an Jeden, der sich Schüler Fechners nennen will, die schwere Forderung, nicht bloß auf dem rein künstlerischen Gebiete, sondern auch in den verwandten Gegenden der Naturwissenschaft genau Bescheid zu wissen. Hoffen wir, daß die vermehrte Schwierigkeit des Unterfangens dafür auch die Gewähr gibt, daß diejenigen, die sie überwinden, nun auch unvergleichlich Bedeutenderes leisten werden, als die philosophischen Aesthetiker der älteren Richtung. Keinenfalls werden überraschende Resultate von heute auf morgen zu gewinnen sein, wahrscheinlich bleibt auch, daß die Aesthetik der nächsten Jahrzehnte sich überwiegend in Detailarbeiten zersplittern muß, die vielleicht erst eine nächste oder übernächste Generation mehr combinirender Geister wieder zu einem neuen System zusammenschließen kann. Auf alle Fälle wird die Aesthetik von Fechner einen entscheidenden Wendepunkt bezeichnen, — den Wendepunkt vom Geiste zur Natur, wenn man so will, wobei aber das Associationsprincip eigentlich erst recht dem Geiste zu seinem Rechte verhilft. Ein altes Wort sagt, der schönste Todtendienst am Grabe sei, die Lebendigen zu preisen. Möchte dieser Hinweis auf Fechner an der Gruft unseres Vischer in diesem Sinne verstanden werden!

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Primadonnen auf der Bühne und zu Hause.

(Pauline Lucca. Etelka Gerster. Adelina Patti. Marcella Sembrich.)

Daß die Persönlichkeit berühmter Sänger und Schauspieler beiderlei Geschlechtes meistens auf der Bühne als eine ganz andere erscheint, denn sie in der Wirklichkeit, im Leben und zu Hause ist, wird heutzutage wohl Niemand mehr bezweifeln, noch verwunderlich finden. Dagegen dünkt es mir selbst immer fast ein Räthsel, daß dieser Widerspruch zwischen künstlerischem Scheine und wirklicher Wesenheit bei den Männern noch viel bemerkbarer hervortritt, als bei den Frauen; das „schwache Geschlecht" ist entschieden einheitlicher in künstlerischer Leistung und persönlichem Gebahren als das andere, ist also eigentlich das moralisch stärkere. Es gab und gibt viel mehr Tenorhelden und Baß- oder Barytonwüthériche als Primadonnen, die auf der Bühne wahrhaft edle Auffassung, im Leben jedoch das Gegentheil zeigen. Und psychologische und physiologische Unbegreiflichkeiten, wie sie bei berühmten Sängern und Schauspielern vorkommen, sind in der Chronik berühmter Künstlerinnen unbekannt.

Eine Prüfung und Erklärung dieser seltsamen Thatsachen würde für sich allein einen ziemlich langen Artikel füllen. Dem denkenden Leser möge die eine Andeutung genügen, daß die Phantasie des männlichen Künstlers eine regere, weiter ausgreifendere ist, als die weibliche, daß der darstellende Künstler vermöge seiner Phantasie sich daher eindringlicher mit Verhältnissen und Gefühlen, die mit seiner Wesenheit contrastiren, zu verselbigen („identificiren") im Stande ist, als die Künstlerin. Wo diese nicht ein Stück von ihrem Eigenen, von ihrem Ich, mitgeben kann, dort vermag sie nicht voll zu wirken. Man erkennt viel leichter im Gesange oder Spiele einer Sängerin oder Schauspielerin, was außerhalb ihrer wahren Empfindungsweise liegt, als beim Manne. Die sehr seltenen Ausnahmen bestätigen die Regel.

Die erste „Primadonna", die ich in Berlin in ihrem Hause kennen lernte*), war Pauline Lucca, damals Frau von Rahden. Der Gründer und Eigenthümer der „Gartenlaube", Herr E. Keil, hatte mich um eine Lebensskizze der berühmten Sängerin für sein Blatt ersucht und ich mußte einige Angaben von der Dame selbst erbitten, der ich noch nie persönlich begegnet war. Die Aufgabe gehörte insofern zu den nicht leichten, als ich von der Reihe der unbedingten Verehrer ziemlich weit ab stand, und bei dem schriftlichen Ersuchen um eine kurze Unterredung von vorneherein die Wahrung meines unabhängigen Urtheils anzudeuten hatte. Die Lebhaftigkeit, Energie, Urwüchsigkeit und Originalität ihres Talentes, ihre „Theatervollblütigkeit" konnte mir nicht einen Augenblick zweifelhaft erscheinen; in allen den Rollen, in welchen diese Eigenschaften den Ausschlag geben, in welchen der unmittelbare Effect, nicht die künstlerische auf musikalische Studien gegründete Leistung als Hauptbedingung des Erfolges gilt, in denen sie also dem Impuls und den Launen ihres Temperamentes ungestörten Lauf geben konnte, mußte sie das Publikum mitreißen. Dagegen war ihre Wiedergabe solcher Partien, welche bedeutendes Können und Anpassen der Persönlichkeit an die Intentionen des Componisten verlangen, eine mir unausstehliche, verzerrte. Wie sie als Cherubin in „Figaros Hochzeit", als Zerline in „Don Juan" alle Augenblicke das Zeitmaß änderte, die willkürlichsten Vortragsarten anbrachte, wie sie durch alle möglichen kleinen Theaterkunststückchen und durch Mienengeziere beflissen war, die Aufmerksamkeit auf sich allein zu lenken — das Alles war mir bisher noch nicht vorgekommen. Und nun gar der greuliche Geschmack, den sie damals bei ihren Liedervorträgen kundgab! Sie besaß ein besonderes Talent, die schlechtesten, süßlich fadesten auszufinden, und für ihren Gebrauch empfindsam aufzuputzen. Trotz alledem war sie der gefeiertste, verhätschelte Liebling des Publikums und übte eine Herrschaft nach allen Richtungen aus, wie vor ihr niemals eine Sängerin in Berlin. Und diese Erscheinung war um so merkwürdiger, als kein anderer Grund für sie vorwaltete, als allein die bezaubernde Persönlichkeit Paulinens. Keine mächtige Hand verlieh ihr die Gewalt über die Theaterverhältnisse, keine Coterie war für sie und gegen Andere thätig. Nur ihr Talent, ihr originelles Wesen und ihre Energie, die sie von den ersten Anfängen ihrer Laufbahn*) gezeigt hatte, waren die Zaubermittel ihrer Erfolge. Es gab ganz unglaubliche Fälle. Eines Abends in „Don Juan" — ich war gegenwärtig — fiel es ihr ein, in der ersten Arie mit Cellobegleitung bei der Stelle „Ja, ja, ja" in einer Weise zu retardiren, daß der Solocellist fast stecken blieb.**) Der damals noch amtirende Capellmeister Taubert beachtete diese Laune nicht und bezeichnete mit dem Tactstocke das Zeitmaß in fester Weise! Für diese Rücksicht gegen Mozart wurde er in den bedeutendsten Blättern gehörig abgekanzelt! Als sie nach ihrer Rückkehr aus London, nach ihren Triumphen als Selica in der „Afrikanerin", ihren Launen alle Zügel schießen ließ, mehrere Male hinter einander am Tage der Vorstellung selbst sich unwohl meldete — obwohl man genau wußte, daß sie nur eine kleine Bosheit üben wollte — ward sie nachher von einigen mißgestimmten Abonnenten unangenehm empfangen, sie antwortete mit einer impertinenten Aeußerung; und am nächsten Tage erschien auf dem Theaterzettel des Königlichen Theaters

*) Wenn ich oben von Desirée Artot, der ebenso ausgezeichneten Künstlerin als vortrefflichen Dame von musterhaftem Tone nicht ausführlich spreche, so ist es, weil sie seit Jahren von der Bühne zurückgetreten ist. In meinem Buche, von dem die „Charakterbilder" nur Auszüge bieten, werde ich die Bewunderung und Freundschaftsgefühle für Desirée Artot entschiedener und weiter ausgeführt darlegen.

*) Sie war zuerst Choristin in Wien und kam dann nach Olmütz. Hier zankte sie sich mit dem Director und wurde eingesperrt. Das Publikum nahm Partei für sie und ihr Wiederauftreten war ein Triumph.

**) Diese Rücksichtslosigkeiten und unkünstlerischen Verdrehungen hat sie auch in späteren Jahren noch beibehalten. Als sie nach contractbrüchiger, mehrjähriger Abwesenheit wieder als Gast auf der Hofbühne erschien und die „Zerline" sang, mußte selbst der sehr hochgeschätzte Dr. Gumprecht in der „Nationalzeitung" nach großem Lobe gestehen, daß sie „den Tactstock zerbrochen und in die Coulissen geworfen" habe; auch Professor Engel, der ausgezeichnete Aesthetiker und Gesanglehrer, gab in der „Vossischen Zeitung" seinem Bedenken Ausdruck. Und diese Beiden sind Verehrer der Lucca!

Digitized by Google

unter dem Personen- und Preisverzeichnisse ein Aufruf des Königlichen Generalintendanten Herrn von Hülsen an das Publikum, worin er sich über mißwollende Kundgebungen „aus einer Ecke des Parquets“ und die Bitte aussprach, man möge „der Künstlerin nicht den Beruf erschweren“. Das that der militärisch stramme Herr von Hülsen, der sonst für seinen Theil gedruckten Kundgebungen in künstlerischen Angelegenheiten wenig Bedeutung beilegte, und mir dies in den achtziger Jahren einmal in einem sechs Seiten langen Briefe darlegte! Ist es da verwunderlich, wenn die so gefeierte Sängerin, die durch ihre Heirath mit einem altadeligen Gardeoffizier quasi zur aristokratischen Gesellschaft gehörte, allen Sinn für Rücksicht und künstlerische Pflichten verlor? Und mußte sie nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß sie, wenn auch nicht im moralischen Rechte, aber mit dem Rechte der Erfahrung zu Werke gegangen war, mußte sie nicht lachen, und allen „ethischen“ Kunstanschauungen ein Schnippchen schlagen, als sie nach all' ihren Rücksichtslosigkeiten, nach ihren Contractbrüchen, nach zehnjähriger Abwesenheit wieder im Berliner Opernhause erschien und wie eine Fürstin der Kunst empfangen ward, der man Unrecht abzubitten hatte, mit fünf Minuten langem Toben und Jauchzen und Kränzewerfen, mit einem vom Publikum verlangten Orchestertusch, der bis zu jenem Abend nur bei besonderen Galaopern beim Eintritte der allerhöchsten Herrschaften stattgefunden hatte?

Das Schreiben, in welchem ich Frau Lucca um die Erlaubniß ersuchte, mich ihr vorzustellen, um einige Angaben zu erbitten, mag der klugen Primadonna komisch genug erschienen sein; es war ein Meisterstück der Unsicherheit, des Schwankens zwischen Schriftstellereitelkeit einerseits, die keinem Anderen die Ehre der biographischen Skizze gönnte, und Unabhängigkeitssinn, der sich im vorhinein gegen jede etwaige Verpflichtung zu wahren suchte. Ich erhielt sofort einen von Fräulein von Pöllnitz (die damals noch an der Hofoper angestellt war) geschriebenen Bescheid, daß „Frau von Rahden“ mich am nächsten Nachmittage erwartete. Sie wohnte damals in der Victoriastraße und empfing mich auf das Freundlichste; der Gemahl, Herr v Rahden, lag auf einem Dehnpolster (chaiselongue), über welches seine langen Beine hinausreichten und verblieb während meines Besuches in dieser graziösen Pose, die er nur hie und da änderte, um sich zu wenden oder die Beine ein wenig zu krümmen. Ich glaube sogar mich zu erinnern, daß er mir ein paar höfliche Worte sagte; doch mischte er sich nicht in das Gespräch, das von Frau Lucca und mir geführt ward; Fräulein von Pöllnitz, die ebenfalls zugegen war, sprach nur selten und blickte immer bewundernd, wie anbetend, auf „Pauline“. Die berühmte Sängerin zeigte sich sehr mittheilsam in Allem, was nicht Kunstfragen betraf, sie erzählte gern von ihren Anfängen: wie sie in Wien als vierzehnjähriges Mädchen im Chor der Karlskirche und ein Mal sogar ein Solo gesungen und Aufsehen erregt hatte; wie sie dann Choristin in der Hofoper und von Richard Lewy unterrichtet wurde; wie sie ihren ersten Erfolg errang, als sie eines Abends im Freischütz die „Kranzljungfer“ singen mußte, weil die Sängerin, welcher die Partie zugetheilt worden, sich weigerte*), wie die Wiener sie applaudirt hätten, wie sie sich von jeher „Nix“ gefallen ließ. Die Rede floß ihr geläufig vom Munde, im schönsten Wienerisch-deutsch; da ich bei meiner Vorstellung mich gleich als Oesterreicher zu erkennen gab, so legte sie ihrer Sprachweise keinen Zwang auf. Ihre Mittheilungen waren sehr interessant, aber ohne inneren Zusammenhang; ich bat um Erlaubniß, nochmals kommen und eine geordnete Fragentabelle mitbringen zu dürfen, was sie sofort gewährte. Aber der zweite Besuch war meinem Zwecke nicht fruchtbringender, als der erste; die Gefeierte gefiel sich in immerwährendem launenhaftem Abschweifen von der Hauptsache und Fräulein von Pöllnitz fand endlich den richtigen Ausweg, daß sie nach und nach mit Frau Lucca meine Fragen berathen und sie alle schriftlich und in zusammenhängender Folge beantworten würde. Ich wollte jedoch nicht fortgehen, ohne über einen Punkt eine unmittelbare mündliche Auskunft erhalten zu haben; ich begann schüchtern, die Rede blieb mir fast im Halse stecken, Frau Pauline meinte, „schenieren Sie sich gar nicht“, und ich stotterte ein paar Worte von Auffassung classischer Partien. Da lachte sie und meinte ganz unbefangen, Nachdenken habe ihr nie „zu Was geholfen“ und den Anderen aber auch nicht; „Jede macht's, wie sie's kann.“

Ich bin der Frau Pauline Lucca seit diesem zweiten Besuche nicht mehr persönlich begegnet. Mein Artikel, den Herr Keil mit dem sehr geschmacklosen Titel „Das Wiener Chormadel“*) veröffentlichte, muß ihr wahrscheinlich nicht ganz besonders gefallen haben, da die „Gartenlaube“ bald nachher einen neuen brachte: „Ein Stündchen bei der Lucca“. In späteren Jahren hatte ich öfters Gelegenheit, mich gegen ihre immer auffälligere Verzerrung classischer Partien in der „Gegenwart“ auszusprechen, selbstverständlich ohne daß sie den Bemerkungen die geringste Berücksichtigung schenkte. Sie kennt ihr Publikum und versteht es zu behandeln.**) Und als sie vor zwei Jahren ein Concert gab zum Besten des Hülsenfonds — sie erhielt 5000 Mark von den Unternehmern, der Hülsenfond 500 — wurden ganz dieselben Huldigungen dargebracht, wie in ihrer Glanzzeit vor zwanzig Jahren. Sie ist eben eine sehr geniale und liebenswürdig kluge Primadonna.

(Schluß folgt.)

*) Jene Sängerin, deren Weigerung den Anlaß zu Pauline Lucca's erstem Triumphe gab, hieß Amalie Weiß, jetzt Joachim; ihr Contract berechtigte sie vollkommen, die Partie zurückzuweisen.

*) Herr Keil hat nach meiner entschiedenen Verwahrung gegen solche willkürliche Aenderung eine Briefkastennotiz veröffentlicht, worin er den Titel gegen einen fictiven Anfragesteller zu vertheidigen sucht.

**) Von ihrer außerordentlichen Menschenkenntniß, Klugheit und Energie wird mir ein Beispiel von einem Augenzeugen erzählt, dessen volle Wahrhaftigkeit über jedem Zweifel steht. Pauline Lucca war einmal mit irgend Etwas im Theater nicht zufrieden; ging in das Bureau der Generalintendanz und brachte ihre Klagen in wüthender Weise vor. Herr v. Hülsen that alles Mögliche sie zu besänftigen, sie aber ging mit der Erklärung aus dem Zimmer: „auf dem Theater bleib ich nicht“. Vor der Thüre begegnete sie unserem Gewährsmann, und flüsterte lachend: „der drinnen hat sich ordentlich vor mir gefürchtet, als wäre ich wirklich so wüthend gewesen.“

Feuilleton.

Der Stammtisch.

Von Wilhelm Berger.

(Schluß.)

Von der innigen, lebenslangen Gemeinschaft aller Interessen war zwischen dem jungen Ehepaar keine Rede mehr. Aber Regine nahm sich vor, sie wolle sich nicht in die subalterne Stellung einer Haushälterin und Kindswärterin hinabdrücken lassen; ihrem Mann zum Trotz wolle sie sich mindestens auf der Höhe ihrer Bildung behaupten. Sie liebte ihr Kind, gewiß; doch konnte sie sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Pflege eines so kleinen, unentwickelten, unendlich langsam zu schwachen Regungen geistigen Lebens fortschreitenden Geschöpfes auf die Dauer etwas sehr Einförmiges habe. Als einst ihr Vater, der Oberlehrer, sein Enkelchen besuchte, und nach Großväter Art mit ihm spielte, nach einem Lächeln spähend, sagte Regine mit einiger Bitterkeit: „So macht es Wolfgang auch. Findet er's gut aufgelegt, so hat er fünf Minuten lang seinen Spaß daran; ist es aber ungnädig, dann legt er mir's in die Arme und überläßt mir, damit fertig zu werden. Dabei glaubt er, es müsse für mich das reine Vergnügen sein, Kindsmagd zu spielen. Man thut es ja gern, weil es doch das eigene Fleisch und Blut ist. Aber wenn Wolfgang über seinen monotonen Beruf klagt, und daß sein ewiges Messen und Rechnen und Zeichnen er-

Digitized by Google

müdend langweilig sei und den Geist stumpf mache, so sage ich mir, daß meine Beschäftigung weder interessanter, noch geistanregender ist. Er sucht sich Zerstreuung. Ich verdenk' es ihm nicht; daß ich ihm nicht Alles sein kann, weiß ich. Und daß er sich Freunde zu erwerben versteht, schmeichelt mir. Nur darf ich doch auch an mich denken. Ich bin an das Haus gebunden; Frauenverkehr ist umständlich; Visiten hin und her sind ein Zeitvertreib für die Müßigen; in den Kaffeekränzchen führen alte Klatschbasen das Wort. Was soll ich machen, um nicht stehen zu bleiben? Meine Bildung ist noch nicht abgeschlossen; wie sollte sie? Und mein Mann versagt mir den Führerdienst."

Der Oberlehrer sah bedenklich vor sich nieder und suchte nach einer tröstlichen Antwort. Lieber Himmel, wie konnte sich seine Tochter nur mit dergleichen dummen Gedanken das Leben verbittern! Sie war doch anständig versorgt; gegen den Charakter ihres Mannes wußte sie nichts vorzubringen. Muß doch jeder Mensch einmal sein Compromiß mit der Wirklichkeit machen! Er selbst hatte es gethan und sich gefunden. Was blieb seiner Tochter anderes übrig? Ist es doch Frauenloos, mit dem Eintritt in die Ehe oder doch bald nachher auf inneres Wachsthum verzichten zu müssen!

Und er erwiderte: „Man muß seine Ansprüche auf Erreichbares beschränken; das ist das einzige Mittel, glücklich zu werden. Jeder Beruf heischt persönliche Opfer. Auch Du hast einen Beruf, seit Du verheirathet, insbesondere, seit Du Mutter bist. Willst Du ihn pflichtgemäß erfüllen, so mußt Du Deine intellectuelle Weiterentwickelung ganz und gar als Nebensache ansehen."

„Nimmermehr," erklärte Regine energisch.

Fortan las sie emsig, soviel ihre häuslichen Geschäfte dies gestatteten. Wolfgang fand keinen Grund, sich darüber zu beklagen. Im Gegentheil, in den Stunden, die er ihr widmete, war sie angeregt und unterhaltend. Und da er sie nun bei ihren Zeitschriften und Büchern wohl aufgehoben wußte, nahm er keinen Anstand, als der Winter herankam, sich erst an einem Kegelclub, dann an einer regelmäßigen Scatpartie zu betheiligen, welche von seinem Stammtische aus gegründet wurden. Und etwas später ließ er sich noch von einem Vereine einfangen, worin über städtische Angelegenheiten mit mehr gutem Willen als Sachkenntniß verhandelt wurde. In diesem Kreise erwarb er sich bald ein gewisses Ansehen, da er doch über einige Dinge mit der Autorität eines Fachmannes sprechen konnte. Dies erhöhte wiederum sein Selbstbewußtsein, und er trat eine Nüance fester auf.

Während Wolfgang in dieser Weise seine Frau vernachlässigte, zweifelte er nicht im Geringsten daran, daß er sie noch ebenso liebte wie je. Sie war aufgeblüht nach ihrem Wochenbette, voller geworden und stattlicher. Man rühmte ihm ihr gutes Aussehen; er war stolz darauf, so verständig gewählt zu haben. Sonntags, wenn er sie, bei gutem Wetter, ein Stündchen spazieren führte, grüßte er die Bekannten mit einer Haltung, als ob er hätte sagen wollen: Seht sie euch nur einmal an! Bin ich nicht glücklich zu preisen? — Und er war im Grunde ein guter Kerl. Wenn er Zeit für Regine übrig hatte, behandelte er sie mit einer zutraulichen Zärtlichkeit, die ihr wohlthat. Er machte ihr allerdings nicht mehr den Hof, wie dies einige besonders artige Ehemänner bei ihren Frauen thun sollen. Das hatte er ja nicht nöthig, und er wäre sich dabei lächerlich erschienen. Regine wußte, wie er gegen sie gesonnen war, und er seinerseits war ihrer Liebe sicher: weshalb über ein so festes und unwandelbares Verhältniß noch weitere Worte machen?

Als in dem jungen Haushalte ein zweites Kind erschienen war, fand es Regine schwierig, sich Zeit zur Lectüre abzumüßigen. Zwar gelang es ihr noch hin und wieder, aus dem unglaublich rasch verlaufenden Tage eine halbe Stunde für sich zu stehlen; doch hatte es mit dem Lesen keine rechte Art mehr; sie galoppirte über die Zeilen hin, und wenn sie aufhörte, war sie nicht klüger geworden. Sie tröstete sich: ich muß später nachholen, was ich jetzt versäume, — später, wenn die Kinder größer sind und mich weniger bedürfen. Das Leben ist ja lang, und zum Lernen ist es nie zu spät. Und sie that ihre Aspirationen stille bei Seite und wandelte, aus der Nothwendigkeit eine Tugend machend, mit rühmlicher Fassung in den Fußstapfen ihrer Mutter hin.

Um diese Zeit zog in das Haus des Oberlehrers Horst ein junger Spanier als Pensionär ein. Es war die Zeit bald nach dem deutsch-französischen Kriege, in welcher die fremden Völker, namentlich diejenigen romanischer Art, einen gewaltigen Respect vor uns empfanden, und erwarteten, daß wir ihre jungen Söhne, falls sie uns dieselben in's Land schickten, in wenigen Jahren zu lauter Moltke's und Bismarck's erziehen würden. Wie das zu machen sei, kümmerte sie nicht weiter; jedenfalls dürfte es den Herren Söhnen nicht viel Arbeit kosten. Wahrscheinlich vermutheten sie — und vermuthen theilweise noch — die Existenz eines geheimnißvollen Fluidums in der deutschen Luft, welches allmählich in die Geister dringe und sie zu den erstaunlichsten Thaten befähige.

Auch Emilio Villarino sollte von diesem Fluidum profitiren. Er war ein Jüngling von siebzehn Jahren, mit dem Aussehen eines Erwachsenen und dem Wesen eines Kindes. „Ein liebenswürdiger Junge!" sagte der Oberlehrer, als Emilio vierundzwanzig Stunden im Hause gewesen war. „Junge trotz seines Schnurrbärtchens und modischen Stutzeranzuges; trotz seiner eleganten Verbeugungen und zierlichen Redensarten. Viel gelernt hat er nicht, und was er zu wissen glaubt, beruht meist auf Mißverständnissen. Aber er bildet sich auch nichts ein auf seine Kenntnisse und nimmt jede Belehrung dankbar entgegen. Ob er sie behält, das freilich ist eine andere Frage."

Und die Oberlehrerin äußerte sich: „Ein lieber kleiner Mensch! So zuthunlich und anschmiegend! Gegen mich ist er fast wie ein Sohn; er küßt mich Morgens und Abends mit reizender Unbefangenheit. Mit den kleineren Kindern spielt er, als ob er ihresgleichen wäre. Und immer lacht er und ist vergnügt. Auch hübsch ist er mit seinen dunklen, sprechenden Augen, dem krausen blauschwarzen Haar und der feingeschnittenen Nase. Etwas weniger zartgebaut könnte er sein, es ist wahr; aber welch feine Hände uud Füße hat er! Und wie graziös sind seine Bewegungen!"

Da Wolfgang und Regine Sonntags Mittags bei den Eltern zu speisen pflegten, so machten sie bald genug die Bekanntschaft des jungen Spaniers. Wolfgang fand sein fremdartiges Gebahren drollig; er ergötzte sich über das Kauderwälsch, worin er ungenirt seine Einfälle vorbrachte; weiter beachtete er ihn nicht. Regine mußte sich schon näher mit ihm beschäftigen; denn auf Emilio hatte der Typus ihrer Frauenschönheit einen starken Eindruck gemacht und er zeigte ihr seine Bewunderung auf die naivste Weise. Am ersten Nachmittage schon stand er plötzlich neben ihr und streichelte ihre Backen. „Unsere Frauen nicht so roth sind," erklärte er eifrig. „Oder mit Farbe gemacht." — Regine lachte; aber sie fühlte doch, daß ihr das Blut in die Schläfen stieg. Am liebsten hätte sie den dreisten Fremdling auf die Finger geklopft; doch ihre natürliche Gutmüthigkeit verhinderte sie daran. Er war ja so kindlich arglos, der wunderliche Kauz! Warum ihn erschrecken und vielleicht auf schlimme Gedanken bringen? — Und hernach machte er sich mit den Haarlöckchen an ihrem Nacken zu schaffen. „O wie fein!" rief er entzückt. „Ist wie Seide! Bei spanische Mädchen dick wie Zwirn. — Macht Glanz wie Gold."

Regine biß sich auf die Lippen und fragte mit den Augen ihre Mutter: Wie soll ich mich gegen den zudringlichen Gesellen wehren?

„So laß ihn doch," rieth die Oberlehrerin belustigt. Und zu Emilio gewandt: „Sieh sie Dir nur nicht zu genau an, die deutschen Frauen, sonst gefallen Dir hernach Deine Landsmänninnen nicht mehr."

Emilio sah sie schalkhaft an. „Nicht alle in dies Land so schön wie Regine," versicherte er.

Bald machte er rasche Fortschritte in unserer Sprache. Und da war es nur merkwürdig, daß ihm der poetisch gefärbte Ausdruck geläufiger war als der nüchtern prosaische. „Im Leben der Menschheit kam die Poesie vor der Prosa," erläuterte der Oberlehrer. „Dies Naturkind macht denselben Prozeß durch wie unsere Vorfahren." — Aber ganz so war es doch wohl nicht. Das spanische Volk, in der langen Periode arabischer Herrschaft unter dem Einflusse orientalischen Geistes stehend, hat von damals her die Neigung behalten, in Bildern und Gleichnissen zu reden und seine Gedanken, selbst die gewöhnlichen, in gewählte Worte zu kleiden und mit wohlklingenden Floskeln auszuputzen. Für uns Bewohner des Nordens, die wir selbst in unserer Poesie jede Ueberschwänglichkeit leicht als eine lächerliche Uebertreibung empfinden, hat diese Eigenthümlichkeit des fremden Volksstammes etwas ungemein Reizvolles. Es war Regine nicht zu verdenken, daß sie dem jungen Spanier gerne zuhörte, wenn er

Digitized by Google

ihr sagte: „Ich habe Dich gestern auf der Straße gesehen. Da suchte ich eine Rose, um sie Dir zu schenken. Aber ich fand keine, schön genug für Dich. Heut' Nacht träumte ich von einer; die hatte Maria, die Himmelskönigin, an der Brust und wollte sie mir nicht geben." Oder: „Warum siehst Du so ernst aus heute? Ein Schatten ist auf Deinen Augen. Ich liebe die blauen Seen nur, wenn sie klar sind. Lache doch! Du lachst wie eine Turteltaube."

Wenn Regine solche Aeußerungen des Jünglings ihrem Manne mittheilte, verzog dieser geringschätzig die Lippen. „Er übt sich an Dir für Andere," sagte er wohl. „Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten."

Regine jedoch wußte es besser; nur sagte sie es nicht. Sie war der Gegenstand der ersten, unbewußten Liebe dieses liebesbedürftigen Fremdlings. Es hatte für sie etwas Rührendes, zu beobachten, wie er sie umkreiste und ihr immer näher rückte, bis er sich dicht bei ihr hinnestelte, und nun glücklich war und mit leuchtenden Augen zu plaudern begann. Sie gewöhnte sich daran, ihm ihre Hand zum Spiel zu lassen; sie belächelte freundlich seine originellen Einfälle; sie strich ihm wohlwollend durch das krause Haar. Daß er bei allen diesen Zeichen ihrer milden Gesinnung dennoch eine gewisse Scheu vor ihr empfand, merkte sie recht wohl, und glaubte sicher zu sein, daß ihn sein lebhaftes Temperament nicht einmal zu einer Zärtlichkeit hinreißen würde, die sie als ungehörig würde zurückweisen müssen.

Man soll indessen nicht mit dem Feuer spielen. Regine erfuhr es. Emilio, der sich nunmehr ganz als Glied der Familie fühlte, besuchte sie immer häufiger in ihrer Wohnung. Zeit dazu hatte er genug, da er nur Sprachstudien trieb. Wenn er bei ihr war, spielte er viel mit der kleinen Alwine, die nun schon umherlief und zu schwatzen begann; doch vergaß er darüber die Mutter keineswegs. Ehe Regine sich's versah, befand er sich wieder in ihrer Nähe; er folgte ihr in die Küche, hülste Erbsen mit ihr aus und rührte Teig für sie. Lachend erzählte sie ihrer Mutter von den curiosen Liebhabereien des Spaniers. „Er ist so anstellig," rühmte sie ihn. „Und er bringt eine angenehme Abwechselung in das Einerlei meiner Tage. Wie ein jüngerer Bruder kommt er mir vor, so familiär ist er. Er läßt sich zu kleinen Einkäufen ausschicken; er sitzt mäuschenstill, wenn die Kinder einschlafen sollen; er mault nicht, wenn ich ihn schelten muß."

Dabei aber gewöhnte sie sich an seine Gesellschaft, und in ihrer Rolle als Schwester gestattete sie sich kleine, flüchtige Liebkosungen, zu denen Emilio mit heimlichem Entzücken stillehielt. Auch etwas Mitleid empfand sie für ihn; der arme gute Junge hatte ja nichts Liebes weit und breit! Und warum sollte sie sich's leugnen: sie hatte ihn auch gern; zollte er ihr doch eine Verehrung wie Keiner sonst.

Keiner. Am wenigsten ihr Mann. Der zeichnete, rechnete und maß am Tage und kannegießerte Abends an seinem Stammtisch. Kam er nach Hause, dann war er ledern und langweilig. Geschwärmt hatte er auch einmal für sie, mit ihr — aber wie lange war das vorbei!

Eines Tages sprengte Regine Wäsche ein. Emilio trieb sich neugierig an dem Tische umher und that vorwitzige Fragen. Er sei unartig, verwies sie ihm seinen Muthwillen; er möge sie in Ruhe lassen und seiner Wege gehen. Doch er trieb seine Narrenspossen weiter; unter ihren Händen nahm er eine ihrer Nachthauben weg, zog sie über den Kopf und knüpfte die Bänder unter dem Kinn zur Schleife. „Du machst es zu arg, Schlingel," sagte Regine unwillig; doch mußte sie lachen, der Schelm sah gar zu possirlich aus. Sie hob den Besen und bespritzte ihn mit Wasser. „Da hast Du Deine Strafe! — Und jetzt gib das Ding her, hörst Du? Dein Haar ist, wie gewöhnlich, voll von Pomade; Du wirst mir's verderben!"

Emilio indessen gehorchte nicht; wie ein kleiner Wilder tanzte er vor ihr hin und her. Da ging sie aus, ihn zu haschen; erst fein ehrbar, mit gemessenen Schritten, dann, als er floh, immer rascher. Endlich gab es eine hitzige Jagd um Tisch und Stühle. Sie faßte ihn; er rang mit ihr. Plötzlich hatte er ihr beide Arme um den Hals geschlungen und küßte sie mit ausbrechender Leidenschaft. Regine konnte sich nicht aus seiner Umarmung lösen; sie stieß ihn, sie kniff ihn — vergebens: unempfindlich geworden schien er gegen jeden Schmerz; immer wieder brannten ihr seine Küsse auf Hals, Wangen und Lippen. Endlich ließ er ab; an allen Gliedern bebend, mit fliegendem Athem stand er vor ihr. „Jetzt möchte ich sterben," stöhnte er außer sich.

Regine loderte auf. „Wir sind geschiedene Leute von jetzt an, Herr Villarino. O pfui, welch ein Betragen! welch ein abscheulicher Ueberfall! — Gehen Sie und kommen Sie mir nicht wieder vor die Augen!"

Bei diesen heftigen Worten schrak der Jüngling zusammen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne: „O, wie schlecht bin ich gewesen!" — Dann brach er in Schluchzen aus, wie ein reuiges Kind. Er schlich nach einem Stuhle, ließ sich geknickt darauf nieder, von Regine abgewandt, und barg das Gesicht in beiden Händen.

Bei diesem Anblick verrauchte der Zorn der jungen Frau. Sie konnte den Vorfall nicht tragisch nehmen; es war ihr unmöglich. Freilich: er küßte wie ein Mann, der Bösewicht! Aber trotzdem: ein Knabe war er doch nur! Wie er dasaß, der Knirps, ihre Nachthaube hinten im Nacken hängend! So ganz fassungslos, ein Bild tiefsten Jammers! Wie ein armer Sünder, der eben die Seligkeit verscherzt hat!

Sie ging schweigend zu ihm und löste die Haube von seinem Halse. Emilio rührte sich nicht. „Nun, junger Herr? — Vorwärts, nach Hause!" gebot sie strenge. Er schluchzte weiter. „Ich soll Dich wohl noch trösten, Du Unart? — Laß das dumme Weinen! Die Magd kommt gleich herein; was wird sie von Dir denken?" — Emilio blickte rasch um; er entdeckte ein Lächeln auf Reginens Gesicht. Da drückte er zum letzten Male sein Taschentuch an die Augen und stand langsam auf. „Haben Sie etwas an die Frau Oberlehrerin zu bestellen?" frug er mit kläglicher Stimme. — „Heute nicht," antwortete Regine kurz, zu ihrer Arbeit zurückkehrend. Gesenkten Hauptes schlich Emilio zur Thüre. Dort wandte er sich um: „Darf ich wiederkommen, Frau Seebeck?" — Regine hatte Mühe, sich ernsthaft zu halten. „Für's erste nicht," sagte sie, ohne ihn anzusehen. Dann, als die Thüre sich hinter dem Verbannten geschlossen hatte, lachte sie leise vor sich hin. „Er soll um Gnade betteln ein paar Wochen lang. Und dann muß er schwören, mich zu respectiren — einen heiligen Eid. O, welch ein kleiner Vulkan ist er doch!"

Allmählich jedoch wurde sie nachdenklich. Sollte sie ihrem Manne von dem Vorfall erzählen? — Nein, nein; lieber nicht; es wäre unklug, es möchte zu ihrem Schaden ausschlagen. — Aber durfte sie denn schweigen? — Kitzliche Frage! Nach den Grundsätzen, welche sie sich für die Ehe zurechtgemacht hatte, durfte sie es nicht. Die innige Gemeinschaft der der Gatten schloß das Geheimniß aus. Ganz richtig; aber die Meinung war doch: Vertrauen gegen Vertrauen! Und hatte nicht Wolfgang den Pact gebrochen? Wie viel von ihm lebte noch mit ihr? Wahrlich wenig genug. Er war ihr Mann, der Vater ihrer Kinder, freilich; die Gewohnheit, die Bequemlichkeit band ihn an sie. Vielleicht etwas mehr noch: ein Wohlgefallen an dem Weibe —

Sie lächelte wieder, indem sie der heißen Küsse des jungen Spaniers gedachte. Es durchrieselte sie. „Nein, ich sage nichts," rief sie. „Was geht's ihn an?"

Am Abende war Regine ungewöhnlich zärtlich gegen Wolfgang. Sie nestelte sich an ihn und schmeichelte ihm Liebkosungen ab. Und Wolfgang, als er sie in seine Arme schloß, dachte, welch ein glücklicher Mann er doch sei und wie angenehm das Leben sich für ihn gestaltet habe. Ueberall sicherer Besitz: eine sichere Stellung, die immer einträglicher wurde, gute Kameraden allenthalben, Ansehen bei seinen Mitbürgern, und endlich eine blühende, hübsche Frau, die ihm gehörte, und ein paar Kinder, mit denen er Staat machen konnte. In der That: was blieb ihm noch zu wünschen übrig?

Mit der Zeit fand Regine sich gänzlich darin, daß ihre Mädchenträume sich nicht verwirklichten. „Ich nehme die Welt, wie sie ist," bekannte sie ihrem Vater, „und mit dem Erreichbaren vorlieb. Was hab' ich davon, höher hinaus zu wollen als andere meines Standes? Ich würde mir damit nur das Leben verderben. Siehst Du: auch ich habe mein Compromiß geschlossen."

Und der Oberlehrer nickte zufrieden.

Als aber Reginens Kinder heranwuchsen und die jungen Seelen sich zu regen begannen, da kam es wieder über sie wie ein langsames Erwachen in einem vergessenen Paradiese. Und jetzt, während der Vater

Digitized by Google

an seinem Stammtische, ein wichtiger Mann, über die Zeitläufte orakelt und von der Gegenwart nur das Bier rühmt, das immer besser geworden sei, sitzt sie mit verklärtem Angesichte bei ihren andächtig lauschenden Kindern und führt sie mit Hülfe unserer großen Dichter in jene Welt ein, die einst die ihre war und wohin sie nun gereift zurückkehrt.

Aus der Hauptstadt.

Von den Kunstausstellungen.

Jede Ausstellung hat ihre Nachzügler, und wenn auch nur annähernde Vollständigkeit nicht zu den Aufgaben dieser Berichte gehören kann, so wäre es doch ungehörig, ein verspätet eingetroffenes Bild Heinrich Siemiradzki's unerwähnt zu lassen. Seit dem sensationellen Erfolge der lebenden Fackeln Nero's im Jahre 1879 hat der Künstler keinen unbestrittenen Treffer zu verzeichnen. Sein „Schwerttanz", wie „Christus bei Maria und Martha" waren tüchtig gemalte Bilder, aber sie reichten nicht an die einmal erregten Erwartungen heran. Unruhig und trocken in der Farbe litten sie zudem an einer Schwäche der Charakteristik, die sich mit den traditionellen Formen begnügte. Auch das nunmehr ausgestellte Conversationsstück Chopin am Clavier beim Fürsten Radziwill zeigt den zuletzt erwähnten Mangel, insoweit die Portraits allgemein bekannter Persönlichkeiten, wie Alexander von Humboldt, Chopin und Fürst Radziwill, eine Controle zulassen. Dagegen ist die Rückkehr zu einem kräftigen, gesunden Colorit rühmenswerth. Auch mit der Beleuchtung, deren Quelle, ein großer Kronleuchter, durch den oberen Bildrand dem Auge des Beschauers entzogen ist, hat sich der Künstler geschickt abgefunden. Unangemessen erscheint die Ungleichheit in der Durchführung der einzelnen Figuren. Die links im Hintergrunde sitzende Dame hat sich eine beinahe impressionistische Behandlung gefallen lassen müssen und Chopin's Oberschenkel sind nicht geeignet, einen festen Sitz zu ermöglichen.

Es erübrigt noch ein Wort über die Sculpturen der Akademischen Kunstausstellung. Diese Abtheilung ist wie gewöhnlich quantitativ unbedeutend, hat aber ein paar Hauptwerke aufzuweisen, die sie über das Durchschnittsniveau eines ganzen Ausstellungsjahrzehnts erheben. Da ist zunächst Adolf Hildebrand's Kugelspieler. Ein nackter Ephebe ist auf das rechte Knie gesunken, seine linke Hand ruht auf dem linken Oberschenkel, während die rechte ausgestreckt eine Kugel zum müheloſn Wurf bereit hält. Der Kopf ist visirend vorgebeugt. Wir kennen kein zweites modernes Bildhauerwerk, das feinste Naturbeobachtung so restlos mit dem Studium der Antike verbindet. Kopf- und Gesichtsbildung lehnen sich stark an polykletische Vorbilder an, die Behandlung des Rumpfes, vor Allem die des leise gekrümmten Rückens, hält sich mit sicherer Empfindung auf der Grenze zwischen idealisirter und naturalistischer Formengebung. Der Merkur desselben Künstlers ist conventionell und wiederholt den hergebrachten Typus des Götterboten ohne eigenartige Zuthat. Wie uns denn überhaupt scheinen will, als wiesen seine besonderen Gaben Adolf Hildebrand mehr auf das edle Material des Marmors, als auf die robustere Bronce hin. Durchaus malerisch ist Eberleins Psyche empfunden. Keusch in sich zusammengeschmiegt, die Hände links vom Schooß in einander gerungen, das Köpfchen mit den flehend geöffneten Augen auf die rechte Schulter geneigt, tritt sie in unbewußter Schönheit vor die Götterversammlung. Der sanfte, rührende Ausdruck der kindlichen Züge, die auf Schattenwirkung berechneten breit vorspringenden Lider, das leicht abgetönte Haar nnd vor Allem die eigenartige Behandlung der Epidermis des Körpers gehen über die knappe Formensprache der strengen Sculptur hinaus, aber das Bildwerk nimmt den Sinn mit unwiderstehlichem Reiz gefangen und läßt die Kritik nicht zu Worte kommen.

Reinhold Begas ist durch eine Colossalgruppe und zwei Portraitbüsten vertreten. Der elektrische Funken, die Gruppe zweier zu zündendem Liebeskuß verschlungenen Gestalten, weist alle Vorzüge des Meisters auf, der sich aus dem Studium Michel Angelo's und derbem Naturalismus einen eigenen Stil geschaffen hat. An Begas'schen Figuren die kräftige Formenschönheit hervorheben wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Aber uns will bedünken, als ließe sich hier das geflügelte Wort der Ausstellungsjury vom dem „schiefen Gedanken" anwenden. Der Gruppe fehlt der Eindruck des Momentanen, der sich mit dem des elektrischen Funkens untrennbar verbindet. Der Kuß ist zu sehnlich verlangend, zu lang veranlagt und wenn wir uns den nächsten Augenblick, den der gelösten Verschlingung, vorstellen, dann sehen wir unwillkürlich die weibliche Gestalt an der Palme mit den Beleuchtungskörpern hinaufklettern und den elektrischen Anschluß auf einem anderen, weniger symbolischen Wege bewerkstelligen. Gedanke und Darstellung wollen sich nicht decken und in den klaffenden Riß drängt sich die zersetzende Komik. Untadelhaft, mühelos aus einem Handgelenk geschaffen ist die Portraitbüste des Prinzen Wilhelm und die eines alten vollbackigen Herren. Neben diesen Meisterwerken macht nur noch die Gypsbüste des verstorbenen Directors des archäologischen Institutes in Rom Professor Henzen von Joseph Kopf Figur. Hier wird überzeugend demonstrirt, wie echte Künstlerschaft selbst die unschöne Form, ohne sie umzubilden, vergeistigt und durch Betonung des Charakteristischen über sich selbst hinaushebt.

Man braucht nicht bis zu den echt naturalistischen Genregruppen von Fritz Zadow, ein Wurf und Spielkameraden, hinabzusteigen, um zu sehen, daß es mit den classischen Traditionen unrettbar zu Ende geht. Adolf Brütt's Fischer, der ein ertrunkenes Mädchen aus dem Wasser trägt, ist ein kräftiger Protest gegen alle academische Schulweisheit. Die plumpen Wasserstiefel, die halblange, faltenlos herabhängende Hose, der formlose Südwester, die mächtigen Fäuste des Retters halten sich von gekünstelter Linienschönheit ebenso fern, wie der leblos herabhängende Körper der Geretteten, aber das Ganze ist wahr und packend bis in die noch wie zum Schwimmen an einander gelegten Finger des jungen Mädchens hinein. Und dabei ist der Cultus des Schönen keineswegs durch den Fetischdienst des Häßlichen ersetzt, das Wahre ist nur durch unmerkliche Nachhülfe mit einfachsten Mitteln in die Sphäre der Kunst entrückt.

Auf dem Gebiete der Reliefdarstellung wäre es allerdings wünschenswerth, wenn man sich ein wenig mehr an die unverrückbaren Grundregeln der Flächenbehandlung hielte. Eberlein's Mutterglück greift ebenso wie Kafffack's Grabrelief Befreite Seele über die Grenze der Sculptur hinaus. Den aufschwebenden Figuren in dem Letzteren schadet der unvermeidliche compacte Hintergrund, an dem sie für das Gefühl des Beschauers kleben bleiben, und das Mutterglück leidet an den unumgänglichen Verkürzungen der aus den Flächen herausspringenden Gliedmaßen der Kinder.

Im Verein Berliner Künstler ist gegenwärtig Hans Makart's Frühling ausgestellt. Die Kritik hat sich diesem posthumen Werke des größten Farbenkünstlers unserer Zeit gegenüber meist hinter das de mortuis nil nisi bene salvirt. Uns will bedünken, als könne die Anwendung des viel mißbrauchten Spruches nur der ausstellenden Kunsthandlung zu Gute kommen. Hans Makart's Stellung in der Geschichte der Malerei ist gesichert, die Verletzung persönlicher Gefühle ist ausgeschlossen, was sollte uns also hindern, es rückhaltlos auszusprechen, daß uns das Bild nicht auf der Höhe des sonstigen Schaffens des Meisters zu stehen scheint?

Von dem beabsichtigten Cyklus „Die vier Jahreszeiten" war es Makart nur vergönnt, den Sommer zu vollenden. Ob nackte badende und bekleidete Schach spielende Frauen in einem halb offenen Interieur geeignet sind, den Sommer zu veranschaulichen, mag dahingestellt bleiben, wir haben es hier mit dem Frühling zu thun und müssen auch diesem Bilde gegenüber ein absolutes Ausbleiben aller Lenzstimmung constatiren. Von rechts her naht ein junger Ritter in glänzender Rüstung, sein Roß am Zügel führend. Eine weibliche Gestalt in weißem Idealgewande sitzt an einem Waldquell und streckt ihm mit der Linken eine Schale entgegen, während die Rechte sich auf einen Krug stützt. In der rechten Bildecke haben ein Panisk und ein anderer Genius ihr Spiel unterbrochen. Ein dritter Flügelknabe flieht, durch das Erscheinen des Ritters erschreckt, über den Waldbach fort aus dem Bilde heraus. Zu den Füßen der Quelljungfrau treiben zwei Genien ein etwas verdächtiges Liebesspiel. Jenseits des Baches naht lenzgetrunken taumelnd ein pausbäckiger Knabe, von einem Kameraden gestützt und von einem halbwüchsigen Nymphchen mit Blumen bekränzt. Links im Gezweig sitzt ein Amorette verborgen, dessen Pfeil nach dem Herzen des Ritters zielt. Die ganze symbolische Handlung vollzieht sich in einem üppigen Gewirr von blühenden Zweigen, voll aufgebrochenen Rosen und schlanken Grashalmen.

Das Motiv der Darstellung ist klar: Der Genius des Frühlings credenzt, von Amoretten, Paniskeu und Elfen umspielt, dem thatkräftigen Jüngling den Trank der Jugend und Liebe. Im Großen und Ganzen kommt der Gedanke anschaulich zum Ausdruck, aber die Symbolisirung im Einzelnen läßt Manches zu wünschen übrig. Die Bewegung der rechten Hand des Ritters ist für jeden unbefangenen Beschauer eine abwehrende, und besagte Ablehnung will uns dem gleichgültig gebotenen Trunke gegenüber beinahe gerechtfertigt erscheinen. Ja, es ist zu fürchten, daß der Pfeil des neckischen Liebesgottes oben in den Baumzweigen wirkungslos bleibt, wenn der Sinn für weibliche Schönheit bei dem jungen Helden ein wenig über das Durchschnittsmaß hinaus ausgebildet ist. Der Kopf der Quelljungfrau, dem Ritter im Profil zugewandt, entbehrt durchaus des sinnlichen Reizes anderer Makart'scher Frauengestalten. Er ersetzt den Mangel an seelischem Ausdruck nicht einmal durch Schönheit der Linienführung, der ganzen Composition mangelt jene lebendige überquellende Daseinsfreude, die beispielsweise aus der Abundantia dem Beschauer entgegensprudelt. Das Spiel der Genien ist nicht naiv und absichtslos genug, ja es streift in der Gruppe zu Füßen der Jungfrau an das Indecente. Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, daß Makart den weiblichen Körperchen etwas Halbwüchsiges, Frühreifes beigemischt hat.

Die Wiener Kunsthandlung von H. O. Miethke, in deren Besitz sich das Bild befindet, hat sich bemüßigt gefühlt, der Stimmung des Beschauers durch einen ästhetischen Speisezettel zu Hülfe zu kommen. Das Gebotene entspricht dem Versprochenen nur, in soweit es sich um den malerischen Gesammteindruck und um die klare übersichtliche Composition handelt. Das Bild ist trotz der gegentheiligen Versicherung in wesentlichen Theilen unvollendet. Von den Köpfen und Körpern der Genien ist kaum ein Einziger ganz durchgearbeit und selbst dem Gesichte des sonst am weitesten durchgeführten Ritters fehlt die letzte Modellirung. Makart hat sich niemals große Sorge um die Zeichnung gemacht, und die angeblich fern gebliebenen Zeichnungssünden (sic) würden ein recht ansehnliches Register füllen. Die Extremitäten, besonders die Hand- und Fußgelenke zeugen davon, wie sehr der Künstler im Farbenrausch die Grundregeln der Anatomie zu vergessen liebte.

Trotzdem ist das Bild ein werthvolles Glied in der Reihe der Schöpfungen des verstorbenen Meisters, aber nicht, weil es unter denselben besonders hervorragt, sondern weil es ihn mit allen Vorzügen und Mängeln seiner Kunstübung behaftet zeigt. Georg Malkowsky.

Digitized by Google

Dramatische Aufführungen.

„Stahl und Stein". Volksstück in drei Acten von Ludwig Anzengruber. — „Wenn der Sommer kommt". Lustspiel in vier Aufzügen von Charles Delannoy.

Ich habe schon einmal, bei der Aufführung des „G'wissenswurm" im Deuschen Theater, die Bewunderung unverhohlen ausgesprochen, die ich für Anzengruber's bäuerliche Gestalten hege, und muß dies auch jetzt wieder thun, obgleich das Stück, welches mir den erneuten Anlaß gibt, bei Weitem nicht an jenes schöne Werk heranreicht. Das für uns heute in Betracht kommende Volksschauspiel ist nämlich nur eine nicht in allen Theilen gut gerathene Dramatisirung einer schönen Novelle des Verfassers — sie führt den Titel „Der Einsam'" — und leidet an dem Grundfehler aller solcher Umarbeitungen: es bringt die epische Breite der Motivirung, die in der Erzählung an ihrem Platze war, auch im dramatischen Dialog zur Geltung und ersetzt die lebendige Handlung, die sich vor den Augen des Zuschauers abspielen mußte, durch eine mehr oder weniger eindrucksloseBerichterstattung. Dieser Compositionsfehler beeinträchtigt allerdings nur an einzelnen, eigentlich nur an zwei Stellen das Fortschreiten des Stückes und würde durch die Vortragskunst besserer Darsteller, als sie diesmal Anzengruber im Bellealliance-Theater fand, noch wesentlich zu überdecken sei, aber er läßt zugleich erkennen, wie winzig eigentlich die dramatische Handlung ist, und das ist wohl am meisten von Bedeutung für den geringeren Eindruck des Schauspiels.

Der bäuerliche Held hat wie der des „G'wissenswurm" eine im Stück mitspielende Vergangenheit; wie dort lastet auf seinem Gewissen der Vorwurf, daß er ein uneheliches Kind in der Welt umherirren weiß, ohne es bisher an sein Vaterherz gezogen zu haben; wie dort ist es das Bestreben des Bauern, durch ein reuiges Leben die Jugendsünde abzubüßen und durch Wiedereinsetzung des verlorenen Kindes in seine Rechte mit der That gut zu machen. Aber die Art, wie wir diese Vergangenheit und also die Begründung der gegenwärtigen Handlungsweise des Bauern erfahren, ist in beiden Stücken eine grundverschiedene: dort ist es eine dramatische Figur, die des „Dusterers", welche in ihrem ganzen Dasein und ihrem ganzen Behaben die Vergangenheit lebendig recapitulirt, hier müssen wir uns mit einer, in ziemlich ungeschickter Weise in den ersten Act eingefügten Erzählung der Nichte des Bauern von dem Vorangegangenen begnügen. Und ebenso verschieden ist in beiden Stücken die Art, wie sich uns die Vergangenheit der unehelichen Kinder, aus der zugleich ihre Echtheit ersichtlich ist, enthüllt. Wie reizend führt sich im „G'wissenswurm" die „Hascherlies" in ihres Vaters Herz und Heim ein; daß sie das Kind des alten Bauern ist, errathen wir aus dem Gang des Stückes, ohne daß es uns ausdrücklich berichtet wird und der Brief, welcher im letzten Act die documentarische Bestätigung hierfür bringt, ist unwesentlich für die Entwickelung. Auch hier, in „Stahl und Stein", wissen wir ja von vorneherein, daß der „Einsam'", der in der Wildniß hausende, wegen eines Mordes bestrafte, verfehmte, wüste Geselle, der uneheliche Sohn des hochfahrenden bäuerlichen Bürgermeisters und zugleich der von ihm eifrig Gesuchte ist, aber die Art, wie er in seinen jetzigen Zustand gelangte, muß er uns erst durch eine ebenfalls nicht geschickt eingefügte lange Erzählung von seinem Vorleben klar machen. Das ist allerdings nicht der richtige dramatische Gang einer Handlung, und ich muß den Kritikern Recht geben, welche diese beiden Berichterstattungsscenen im ersten und im dritten Acte als durchaus verfehlt bezeichneten.

Aber im Grunde hängt das Stück nicht allein von dieser Enthüllung der Vergangenheit ab, sondern gründet sich in seinen Hauptscenen und in seiner dramatischen Hauptentwickelung auf den Zustand, in welchem wir den Bauern gegenwärtig und vor unseren Augen finden. Und da muß man doch sagen, daß Anzengruber wieder einmal einen durchaus wahren Menschen gezeichnet hat. Er dringt, wie bei dem Bauern im „G'wissenswurm", tief in die Seele seines Helden hinein, und zeichnet uns mit echter Realistik seinen „gemischten Charakter". Der Bauer, der soeben zum Bürgermeister seiner Gemeinde gewählt worden ist, war in seiner Jugend ein habgieriger, böser und dabei wollüstiger Geselle. Er hat sich seinen Hof auf nicht gerade ehrbare Weise erworben und hat sich nicht darum gesorgt, ob das Gute oder das Böse in der Welt obenauf wäre. Aber das plötzliche Hinsterben seiner drei Söhne ist ihm als ein „Deuter" vom Himmel erschienen und er ist in sich gegangen. Seine Reue und die Art, wie er die Gunst des Himmels und die ewige Seligkeit wiedererobern will, hat nun — und das ist das Wahre in dieser poetischen Gestalt — ganz denselben Anstrich, den vorher seine Habgier nach irdischen Gütern hatte. Er will sich den Himmel erkaufen, er will durch das Häufen von gottseligen Werken, durch gewaltsames Einführen von strenger Zucht und Sitte, von Kirchlichkeit und Ehrbarkeit in der Gemeinde und schließlich auch dadurch, daß er seinen vergessenen, verlorenen unehelichen Sohn in das ihm gebührende Erbtheil einsetzt, die göttliche Verzeihung erhandeln. Dieser Bauer ist ebensowenig wie der „Dusterer" im „G'wissenswurm" ein Heuchler; beide glauben wirklich an den Erfolg und an den Werth ihrer Werkheiligkeit, und es ist die schöne und tiefe Tendenz dieser Anzengruber'schen Volksstücke, daß nur diese, nur die echt katholische Glaubensäußerlichkeit im Gegensatz zu der aus dem wirklich geläuterten Innern herausströmenden Frömmigkeit ihre dramatische Verurtheilung erfährt. Der „Einsam'" hat den eigentlichen Charakter des Bauern wohl erkannt. „Ich weiß wohl," ruft er ihm zu, „warum Du mir gütlich zuredest, wieder ein Mensch zu werden, dieses Leben als Thier der Wüste aufzugeben und wieder in die Gemeinschaft mit Menschen zu treten. Nur, damit Du Dich rühmen könntest, wieder ein gutes Werk gethan zu haben." Das ist so richtig. Der Bauer will sich seiner Werke rühmen können, nicht vor den Menschen; denen steht er ja gewaltig und herrisch genug gegenüber; aber vor Gott, in dessen Schuldbuch, das fühlt er wohl, er noch tief eingeschrieben steht.

Und deshalb ist die dramatische Entwickelung erschütternd, welche dahin ausläuft, daß der Bauer gerade sein edelstes Werk, das, welches er schon im Voraus als sein gewichtigstes Versöhnungsmittel mit dem Himmel hinstellte, nämlich die Wiederaufnahme des verlorenen Sohnes, scheitern sehen muß und zwar scheitern durch die eigene Härte und die eigene Hoffahrt. Ich kann nicht begreifen, wie man diesen Ausgang „sentimental" nennen konnte. Er ist so wahr und tief aufgefaßt. Soll der Bauer wirklich nicht in wahnsinnigem Schmerze zusammenbrechen, als er entdeckt, daß gerade dieser „Einsam'", den er mit Gewalt in seine Botmäßigkeit und zum Gehorsam bringen wollte, gegen den er die Landjäger ausschickte, die ihn zum Tode verwundeten, daß gerade dieser sterbende Mörder der Sohn ist, den er so sehnlichst zur Vollendung seines Bußwerkes gesucht hatte? Nun ist alle seine Reue und sein Rühmen mit guten Werken vergebens. Das Hauptwerk ist ihm mißglückt. Soll er da nicht an der Bahre des Sterbenden zusammenbrechen und das entfliehende Leben aufzuhalten versuchen, die Verzeihung des Geächteten erbetteln? Ich dächte dieser Ausgang wäre durchaus nicht sentimental. Und auch die Nebenbeigaben zu dieser Sterbe- und Schlußscene, der rührende Zug, daß der „Einsam'" noch der anderen Opfer der bürgermeisterlichen schroffen Tugend, des allzu sehr liebenden „Tonerl" und seiner „Resi" gedenkt, und die schönen Worte des Pfarrers, welche die Liebe über die Werke setzen, ist das Alles überempfindsam? Ich glaube doch, daß nur kritische Blasirtheit es so nennen kann.

Wie in der Composition, so hat auch in der Ausmeiselung der Nebenfiguren manchmal eine gewisse Nachlässigkeit in „Stahl und Stein" sich breit gemacht. Aber im Großen und Ganzen dürfen wir auch mit der Staffage zufrieden sein. Der bäuerliche Stänkerer und Klatschmacher fehlt ebensowenig, wie der naive Naturbursche und sein zärtlicher Schatz und in der Gestalt des Gemeindeschreibers hat Anzengruber mit wenigen Strichen eine treffliche humoristische Leistung geliefert. In dem düsteren Hintergrund, den die sündige Vergangenheit dem dramatischen Gemälde gibt, fügt sich gut passend die kaltherzige, eigensüchtige und habgierige Nichte des Bauern ein, die ihm, auch das ist bezeichnend, für sein Alter als alleinige Stütze bleibt. Er hat eben von den Menschen und von der Welt nichts mehr zu erhoffen und sein Herz allein muß die Rechnung mit dem Himmel abschließen.

Auch dieses Anzengruber'sche Volksstück können wir also nur mit dem Ausdrucke der Befriedigung begleiten. Weniger erbaut sind wir von der ersten Novität, welche das Deutsche Theater diesmal brachte. Das angeblich französische, wahrscheinlich aber von einem verschämten deutschen Autor herstammende Lustspiel „Wenn der Sommer kommt" sucht auf die nicht uninteressante Frage, wie in der Ehe der gefährliche Uebergang von dem anmuthigen Frühling der Flitterwochen zu dem gleichgültigeren Sommer zu erleichtern sei, eine geistreiche Antwort zu geben, verwickelt sich dabei aber so sehr in Spitzfindigkeiten, daß nur eine gegen das Ende zu immer unerträglicher werdende Verworrenheit der Handlung resultirt. Die junge Frau von Meyran wird von ihrem „guten" Manne, der die Ehe nur als Ruhestation auf der Bahn des Lebens betrachtet, und von ihrem „guten" Vater, der ein krasser Philister ist, bis zur Verzweiflung gelangweilt. Sie beschließt deshalb einem Freunde ihres Mannes „ihr Vertrauen zu schenken", dieser aber, der die ihm überreich zu Theil werdende Gunst solcher vertrauensseligen Ehefrauen als sein besonderes Lebensunglück betrachtet, versucht diesen Verzweiflungsschritt der gelangweilten Freundin zu ihrem Heile, zur Wiedervereinigung der sich entfremdenden Ehegatten, zu benutzen. Der Umstand, daß auch Herr von Meyran sich über die beginnende Langeweile der Ehe durch ein Liebesverhältniß mit einer Freundin seiner Frau hinwegzuheben sucht, begünstigt seinen Versuch, denn diese Freundin hat nichts Eiligeres zu thun, als Frau von Meyran von der Untreue des Herrn Gemahls zu unterrichten. Das abgedroschene Motiv, daß Eifersucht die Gleichgültigkeit aufhebt, kommt nun zur Action. Frau von Meyran beschließt, sich an ihrem Manne zu rächen und spielt ihm eine zärtliche Scene mit jenem Manne ihres Vertrauens vor. Inzwischen ist aber auch Herr von Meyran ganz von selbst zur Einsicht seiner Dummheit gekommen, jene Scene bleibt wirkungslos, weil er ihren Zweck durchschaut und die Ehegatten sprechen sich aus: der Beschluß, sich dadurch, daß sie gemeinsam heiter das Leben genießen wollen, um sich dadurch über die Langeweile der Ehe hinwegzusetzen, bildet die Lösung der oben gestellten Frage. Diese Lösung ist ja ein vortreffliches Lustspielmotiv, aber sie ist durch allzugroße Künstelei vermittelt. Oft ist die Handlung so verworren, daß der Zuschauer sich gar nicht mehr in ihr zurecht findet, und es bedarf langer Gespräche und spitzfindiger Auseinandersetzungen, um ihr Dunkel zu heben und sie einigermaßen im Zusammenhange und im Flusse zu halten. Dabei hat der Autor eine Scenenführung angewandt, die so verworren ist, wie die Handlung: ein unaufhörliches Kommen und Gehen der Personen ohne Zweck und Bedeutung füllt den Act, zuweilen kurze hastige Gespräche, dann wieder einmal eine lange salbadernde Abhandlung, es ist unausstehlich! Denn auch die Nebenfiguren, zwei sich ewig in den Haaren liegende alte Freunde und ein junger leichtsinniger Maler, sind so unklar und ungeschickt in ihrem Wollen und Thun, wie die Personen der Haupthandlung. Zuweilen lassen ja auch eine erheiternde Wendung oder ein geistreicher Ausspruch ihre Lichtstrahlen in dieses dramatische Chaos blinken, aber sie entwirren es nicht; das Ganze bleibt unerquicklich und langweilig und fand deshalb auch am Abend der ersten hiesigen Aufführung eine entschiedene Ablehnung; trotz der vorzüglichen Darstellung durch die ersten Lustspielkräfte des Deutschen Theaters, die zu beklagen sind, daß sie wieder einmal ihre Mühe an ein verlorenes Werk setzen mußten. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Wir laden hiermit zum Abonnement auf die seit 1. Oktober 1886 in unserem Verlage erscheinende **Halbmonatsschrift**

Deutsche Dichtung

herausgegeben von Karl Emil Franzos

ergebenst ein.

Der **III. Band**, Oktober 1887 — März 1888, wird in **12** Heften von zusammen 48 Bogen Lex. 8° elegantester Ausstattung (mit Portraits, Autographen, Kompositionen ꝛc.) u. a. enthalten: **Die Märtyrerin der Phantasie**, Novelle von **Paul Heyse** und eine epische Dichtung desselben Autors: **Das Gegengift**, ferner Novellen von **Marie v. Ebner-Eschenbach, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Karl Emil Franzos** u. a., epische Dichtungen von **Heinrich Kruse, Otto Roquette, Hermann Lingg** u. a., dramatische Dichtungen von **Bauernfeldt, Richard Voß, Adolf Wilbrandt** u. a., lyrische Gedichte, Essays u. Aufsätze der **hervorragendsten** deutschen Autoren der Gegenwart, **ungedruckte** Dichtungen und Briefe von **Ludwig Uhland, Franz Grillparzer, Friedrich Hebbel, Karl Gutzkow, Ludwig Börne** u. a.

Am 1. und 15. jeden Monats ein Heft. Preis pro Halbjahr (Band in 12 Heften) 7 ℳ 50 ₰.

Abonnements durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten. Probehefte gratis.

☞ **Von den beiden ersten Bänden, welche die neuesten Novellen, Epen und Dramen, dann Essays, Selbstbiographien ꝛc. der bedeutendsten Dichter der Gegenwart enthalten,** haben wir

Buchausgaben zum Preise von 10 ℳ 80 ₰ geb., 8 ℳ brosch.

veranstaltet. **Es sind dies Anthologien von bleibendem Werte.**

Stuttgart, im September 1887. **Adolf Bonz & Comp.**

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Wer sich e. solch. **Weyl**'schen heizb. Badestuhl kauft, kann sich m. 5 Kübeln Wasser u. 1 Kilo Kohlen täglich warm baden Ein Jeder, der dies liest verlange per Postkarte den ausführl. ill. Preiscour. gratis. **L. Weyl, Berlin.** W., Leipzigerstr. 41.

Eine **Leipziger Verlagsbuchhandlung** übernimmt zu billigen Bedingungen **Herstellung und Vertrieb neuer Bücher** jeder Art. Für **Schriftsteller** der beste und vortheilhafteste Weg zur Veröffentlichung ihrer Werke. Anfragen sub **Y. 6219** befördert Herr **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Soeben erschienen:

DER KULTURKAMPF

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. Ad. Wahrmund. 8°. Mk. 1,—.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von Carl von Schlözer.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien:

Reisebilder

aus Ostafrika und Madagaskar

von **Dr. C. Keller** in **Zürich.**

Mit 43 Holzschnitten.

gr. 8. geh. Ladenpreis 7 ℳ.

Die in vorliegender Schrift niedergelegten Schilderungen sind im höchsten Grade anziehend und allgemein verständlich geschrieben; dieselben entstammen durchweg eigener Anschauung, da der Herr Verfasser Ostafrika in den Jahren 1882 und 1886 selbst bereiste.

Verlag von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Es erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kunsthistorische Studien

von

Dr. Paul Salvisberg.

Heft 1. Inhalt: Paris u. die französ. Kunst. — Courbet und der moderne Impressionismus in der französ. Malerei. 64 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 2. Inhalt: Die französ. Wandmalerei. 74 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 3/4. Inhalt: Die deutsche Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance. 142 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mark.

Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neueste belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Das Asylrecht.

Roman von

Wilhelm Jensen.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 9.—

In Liebesbanden.

Nach Bakins japan. Roman

Kumono Tayema Ama Yo No Tsuki

(Der in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriß scheinende Mond)

mit Autorisation ins Deutsche übertragen

von

Hans Werner.

Mit 26 Bildern.

Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 8. October 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Verlängerung der Legislaturperioden. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Die Reform des juristischen Studiums. Von Konrad Melz. — **Literatur und Kunst:** Theodor Storm. Zu des Dichters siebzigsten Geburtstage. Von Paul Schütze. — Memoiren eines Reichsländers. Von Oskar Bulle. — Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Primadonnen auf der Bühne und zu Hause. Von Heinrich Ehrlich. (Schluß.) — **Feuilleton:** In der elften Stunde. Von Oscar Levertin. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. v. Bröndsted. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Verlängerung der Legislaturperioden.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Nachdem sich in der letzten Zeit die Tagespresse mit der Frage der Verlängerung der Legislaturperioden in Preußen und im Reich eifrig befaßt und die radicale Presse, der sich einige ultramontan-demokratische Blätter angeschlossen, über die von der Mehrheit der maßgebenden Blätter befürwortete Verlängerung gewohnte Entrüstungsrufe ausgestoßen, erscheint es angemessen, diese Frage einmal ohne Parteirücksichten, sine ira et studio, rein sachlich zu behandeln. Dieselbe ist aber auch in hohem Grade geeignet, nüchtern erörtert zu werden, da es sich nach unserer Ansicht nicht um eine hochpolitische oder Machtfrage, sondern um eine praktische und technische, um eine Zweckmäßigkeits- und Nützlichkeitsfrage handelt. Nöthig ist nur eine vernünftige Erwägung auf Grund thatsächlicher Verhältnisse. Wenn man die Frage der Verlängerung der Legislaturperioden für sich, ohne Verquickung mit anderen Fragen betrachtet, spielt ein Parteiinteresse nicht mit und stehen große Principien nicht in Rede. Wir wollen aber die Frage der Verlängerung der Legislaturperioden vollständig abgelöst von allen anderen Fragen (zweijährige Etatsperioden, Abänderung des allgemeinen Wahlrechtes, Beseitigung der geheimen Abstimmung u. s. w.), mit denen dieselbe zusammen erörtert worden oder erörtert werden könnte, in's Auge fassen, unsere Untersuchung nach lediglich objectiven Gesichtspunkten vornehmen und uns nur von rein sachlichen, durchaus praktischen Erwägungen leiten lassen. Verfahren wir aber so, dann läuft die Untersuchung unserer Frage einfach darauf hinaus, einen Zeitraum für die Dauer der Parlamente abzumessen, der für die zweckmäßige Behandlung der öffentlichen Geschäfte am geeignetsten ist.

Für die Dauer der Legislaturperioden sind in Preußen und im Reich die Art. 73 der Verfassungsurkunde für den Preußischen Staat vom 31. Januar 1850 („Die Legislaturperiode der Zweiten Kammer wird auf drei Jahre festgesetzt") und Art. 24 der Verfassung des Deutschen Reiches („Die Legislaturperiode des Reichstages dauert drei Jahre") maßgebend. Bei Gründung der Preußischen Verfassung schlug das Ministerium Camphausen eine vierjährige Legislaturperiode vor, die Verfassungscommission der Nationalversammlung beantragte dagegen eine dreijährige Legislaturperiode, welche auch die octroyrte Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 (Art. 70) und die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 (Art. 73) aufgenommen. Die zahlreichen Versuche in den Sitzungsperioden 1851—52, 1852—53, 1853—54 und 1857 bis 58 den Art. 73 der Verfassungsurkunde zu ändern, scheiterten an dem Widerstande des Landtages. Zwar wurde einmal (1852—53) von beiden Kammern die Verlängerung der Legislaturperiode auf sechs Jahre angenommen, indeß konnten die Kammern sich über die mit dem Antrag auf Verlängerung der Legislaturperiode in Verbindung stehenden Anträge auf nur zweijährige Einberufung der Kammern und zweijährige Finanzgesetzperioden nicht einigen und erhielt dadurch der ganze Gesetzentwurf nicht die Genehmigung. Die Staatsregierung scheint seit dieser Zeit auf die Initiative in dieser Frage verzichtet zu haben und das Vorgehen der Volksvertretung abzuwarten. Im Reichstag des Norddeutschen Bundes (Sitzung vom 29. März 1867) wurde zweifellos unter dem Einfluß der preußischen Verfassung, mit welcher man die Uebereinstimmung möglichst wahren wollte, die dreijährige Legislaturperiode angenommen, nachdem ein Antrag auf sechsjährige Legislaturperioden ohne namentliche Abstimmung und ein Antrag auf fünfjährige Legislaturperioden in namentlicher Abstimmung mit nur 138 gegen 127 Stimmen abgelehnt worden. Unter den Namen, welche für fünfjährige Legislaturperioden stimmten, finden wir Graf von Bismarck-Schönhausen (der spätere Reichskanzler), Friedrich Carl, Prinz von Preußen, Freiherr v. Moltke, Herwarth von Bittenfeld, Vogel von Falckenstein, Dr. Friedenthal, Freiherr v. Vincke (Hagen), Stumm, Dr. Holzer, v. Kehler, Dr. Krätzig, Krug v. Nidda, Stavenhagen. Eine große Debatte über die Verlängerung der Legislaturperioden fand sodann im Reichstage in den Sitzungen vom 8. und 9. März, 5. und 6. Mai 1881 statt, in der außer den Socialdemokraten Niemand direct und principiell gegen die Verlängerung der Legislaturperioden auftrat. Es herrschte eine grundsätzliche Uebereinstimmung darüber, daß längere Legislaturperioden wünschenswerth seien und richteten sich die Angriffe nicht gegen die Verlängerung als solche, sondern gegen die Verbindung der Verlängerung der Legislaturperioden mit anderen Fragen. Auch stimmten viele Abgeordneten gegen die vorgeschlagene Verlängerung auf vier Jahre, weil mit deren Annahme die Aussicht einer baldigen Verlängerung auf fünf Jahre ausgeschlossen gewesen wäre. Bennigsen gab einer fünfjährigen Legislaturperiode den Vorzug vor einer vier- oder dreijährigen und erklärte, wenn die Frage der Verlängerung der Legislaturperioden selbständig und zu gelegener Zeit an den Reichstag herantrete, unbefangen und selbst entgegenkommend dieselbe zu prüfen. Auch Lasker erkannte die Frage der Verlängerung der Legis-

Digitized by Google

laturperioden als erwägenswerth an. Das Ergebniß der langen Debatte war aber 0+0—0, der Reichstag ergriff die gebotene Gelegenheit zur gesunden Fortbildung der Verfassung nicht. Im Jahre 1885 wurde nochmals im Reichstag über die Verlängerung der Legislaturperioden verhandelt, aus dem Hause waren Anträge auf fünfjährige und auf zweijährige Legislaturperioden gestellt worden, der letztere von den Socialdemokraten, welche damit einen „rothen Trumpf" ausspielen wollten. Ein neues Moment für oder gegen die Verlängerung wurde nicht vorgebracht, zu erwähnen wäre nur, daß Windthorst, welcher noch 1881 für Verlängerung der Legislaturperiode gestimmt hatte, in einer heftigen Rede gegen die Verlängerung auftrat und sich zu der Behauptung verstieg, die Verlängerung werde nur dazu beitragen, unsere Knechtschaft zu verewigen. Dr. Marquardsen gab für die nationalliberale Partei die Erklärung ab, daß dieselbe sachlich mit der Verlängerung der Legislaturperiode auf fünf Jahre einverstanden sei, da sie die Nachtheile, welche mit der Verlängerung verknüpft seien, für geringer schätze, als die Vortheile für das Volk und die parlamentarische Vertretung selber.

Was die übrigen Staaten in Europa betrifft, so finden wir, daß von 28 constitutionellen Staaten 9 eine drei-, 7 eine vier-, 1 eine fünf-, 10 eine sechs- und 1 eine siebenjährige Legislaturperiode haben. Das republikanische Frankreich und Belgien haben vierjährige, Italien hat fünfjährige Legislaturperioden, das liberale England, das classische Land constitutioneller Verfassung verwandelte nach reiflicher Ueberlegung unter Georg I. die dreijährige in eine siebenjährige Legislaturperiode, Ungarn hat neuerdings wieder die Legislaturperioden verlängert, dagegen finden wir kein Beispiel, daß ein Staat die Legislaturperioden verkürzt hätte. Schon aus dieser Statistik ersehen wir, daß liberale Institutionen nicht nothwendig mit kurzen Wahl- resp. Legislaturperioden verknüpft sein müssen, daß sogar gerade die entschieden liberalen Staaten längere Legislaturperioden haben. In allen diesen Ländern hat man mit den längeren Perioden nur befriedigende Erfahrungen gemacht. In Deutschland sind es namentlich die mitteldeutschen Staaten, wo vielfach längere Perioden eingeführt sind und dort wünscht man keine Aenderung. Die längeren Legislaturperioden haben höchst zweifelhafte Nachtheile, aber sichere Vortheile gegenüber den kurzen. Verlängerung der kurzen Legislaturperioden heißt bedeutende Verbesserung und liegt im gleichmäßigen Interesse der Wähler und der gesetzgebenden Versammlungen.

An die Wähler werden zur Zeit in Deutschland zu große Anforderungen gestellt. Wir haben Wahlen für Gemeinden, Kreis, Provinz, Landtag, Reichstag, Kirche, Handelskammern u. s. w. und kommen daher aus dem Wählen nicht heraus. Namentlich unsere parlamentarischen Körperschaften mit mehr als 3000 Reichs- und Landtags-Abgeordneten berufen das Volk zu häufig zu den Wahlen. In Folge dessen herrscht eine allgemeine Wahlmüdigkeit, man hört immer und überall Klagen, daß man zu viel wählen müsse; Klagen, daß man nicht oft genug wählen dürfe, wird wohl noch Niemand vernommen haben. Erfahrungsmäßig wird aber der Mensch für das, was er zu oft üben muß, gleichgültig und so ist es auch mit dem zu häufigen Wählen, der Wähler wird abgestumpft und das politische Interesse nimmt ab. Auf die Stimmung der Wähler wirken auch sehr ungünstig die unnützen großen Kosten und das große Maß von Zeit, welche unsere Wahlen erfordern. In Deutschland ist durchgängig das Volk des vielen Wählens bis zum Ekel satt, die geringe Theilnahme an den Wahlen beweist dies und es muß schon der Patriotismus durch eine ungewöhnlich ernste Frage, wie z. B. im Februar d. J., aufgeregt werden, um die Theilnahme stärker zu machen. Eine solche politische Ermüdung kann aber nur nachtheilig sein, weil die Wahlen um so weniger als Ausdruck des allgemeinen Volkswillens gelten können, je geringer die Theilnahme an den Wahlen war. Wahlmüdigkeit ist der größte Feind des Verfassungslebens. Im Interesse der Erhaltung des verfassungsmäßigen Wahlrechtes ist deshalb die Wahlmüdigkeit sehr bedauerlich und mit den geeigneten Mitteln zu bekämpfen.

Schlimmer noch als die in Folge des Uebermaßes der an den Wähler gerichteten Ansprüche auf die Dauer nothwendig eintretende Wahlmüdigkeit ist die durch viele Wahlen verursachte zu häufige zeitweise Erregung der politischen Leidenschaften. Namentlich das allgemeine Wahlrecht regt die politischen Leidenschaften in bedeutendem Maße auf und steigert und verschärft die politischen Gegensätze, „unsere Demokratisirung des Wahlrechts hat den inneren Unfrieden geschärft" (Treitschke). Die Massenwahlkämpfe haben auf unser politisches Leben entschieden ungünstig eingewirkt, die früheren Wahlen waren unschuldige Idyllen gegen unsere heutigen verbitterten und leidenschaftlichen Wahlkämpfe. Der Ton der Presse ist durch die Wahlkämpfe immer gröber und roher geworden. Vor jeder Wahl finden wochen- und monatelange Agitationen statt, häufig recht wüste Agitationen. Die Massen werden unnatürlich überhitzt und gereizt und an die schlimmsten Leidenschaften des Volkes wird appellirt. Die urtheilslose Menge, welche durch das viele Wählen noch verwirrter wird, wird nicht belehrt, sondern gegen unsere Staats- und Gesellschafsordnung aufgehetzt. Ohne Gehässigkeiten und Unwahrheiten ist ein Wahlkampf nicht mehr denkbar, gute Sitte und politischer Anstand werden bei Seite gesetzt, der politische Gegner wird heruntergesetzt und verdächtigt. Der Wahlkampf ist die Zeit der politischen Brunnenvergiftung, Parteien, denen das Bewußtsein der Verantwortlichkeit fehlt, suchen auf jede Weise für den Augenblick Stimmen zu gewinnen, und es ist denselben gleichgültig, wie und mit welchen Mitteln die Stimmen gewonnen werden. Den Socialdemokraten mag eine solche Zeit wünschenswerth sein, eine ununterbrochene Wahlagitation wäre denselben am liebsten, im Interesse aller staatstreuen Parteien kann jedoch eine solche Verhetzung der Massen nicht liegen. Die häufige Wiederholung solcher Zeiten ist zweifellos sehr schädlich, da sie die gesunde Entwickelung unserer öffentlichen Zustände nothwendig hindern muß.

Nicht weniger als die Wähler sind auch die gesetzgebenden Versammlungen selbst an der längeren Dauer der Legislaturperioden und der in Folge dessen eintretenden Verminderung der Wahlen interessirt. Der Volksvertreter soll möglichst unabhängig sein von Agitationen und dadurch bewirktem Schwanken und Wechseln der Volksmeinung, derselbe soll nicht jeden Augenblick nach seinen Wählern schielen und bei seinen Reden und Abstimmungen darauf hinsehen, ob er auch nach Ablauf der Legislaturperiode wieder gewählt werde. Es läßt sich aber nicht leugnen und liegt in der Natur der Verhältnisse und in der menschlichen Natur, daß die eben stattfindenden Wahlen in vielen Fällen einen großen Einfluß auf den gewählten Abgeordneten üben und denselben auf Kosten der Sachlichkeit beunruhigen und stören. Die Erinnerung an den beendeten und der Schatten des künftigen Wahlkampfes wirken nothwendig auf die einzelnen Abgeordneten und auf die gesammten Verhandlungen. Am unbefangensten ist die Legislaturperiode in der Mitte, welche gleichsam neutrales Terrain ist, je näher Anfang und Ende der Legislaturperiode, um so mehr Gefahr für die sachliche Behandlung. von Vincke (Hagen) sagte einmal im Norddeutschen Reichstage: „Bei dreijähriger Wahlperiode werden die Volksvertreter im ersten Jahre kaum ihre Gesinnung befestigen; im zweiten Jahre kann man ziemlich auf sie rechnen; im dritten Jahre aber, wie wird es dann mit ihrer Popularität werden? Sie werden sich sagen müssen, wenn wir so und so stimmen, ist unsere Popularität gefährdet, und danach werden sie ihre Reden und Abstimmungen einrichten."

Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen längere Legislaturperioden auf die Selbständigkeit der Volksvertretung günstig einwirken müssen. Auch kann in der ersten Session die Volksvertretung nicht mit voller Kraft arbeiten, da die Mitglieder sich nicht genügend kennen, erst wenn Männer längere Zeit zusammen gearbeitet haben, ist Aussicht, daß sie auch mit Erfolg arbeiten. Wenn also dem dritten Jahre der Legislaturperiode mehrere Jahre hinzugefügt werden, ist mehr Garantie für reine Arbeitsjahre und gründlichere und bessere Erledigung der Geschäfte vorhanden. Eine größere Stetigkeit

Digitized by Google

der Entwickelung in politischer Beziehung ist äußerst wünschenswerth, da nur bei einer einheitlichen Auffassung der Geschäfte für einen längeren Zeitraum die Gesetzgebung und Verwaltung mit Erfolg arbeiten kann. Nöthig ist aber dazu, daß eine feste Meinung in der Volksvertretung sich ausbilden und festsetzen kann, die nicht alle drei Jahre umschlägt. Namentlich in der auswärtigen Politik muß eine gewisse Solidität und Consequenz der Meinung der Volksvertretung vorhanden sein, der Leiter der auswärtigen Politik muß die Möglichkeit haben, auf Grund einer consequenten Meinung der Volksvertretung feste Stellung zu nehmen. Mit der größeren Ruhe und Stetigkeit in den Parlamenten stellt sich auch von selbst eine gründlichere und bessere Erledigung der Geschäfte ein und werden die Parlamente selbst gemäßigter. Die Erfahrung zeigt nämlich, daß diejenigen Abgeordneten, welche sich wirklich und ernstlich mit den Geschäften befassen, andere Anschauungen von denselben und von Gesetzgebung und Verwaltung bekommen, als die bloßen Kritiker. Deshalb werden häufig in längeren Legislaturperioden extreme Parlamente gemäßigter und kommen mit der Ruhe und Arbeit Anschauungen und stetige, politische Gedanken zur Geltung, die bei kurzen Legislaturperioden nicht aufkommen können.

Die geschilderten Vortheile der längeren vor den kurzen Legislaturperioden liegen klar vor und werden auch von fast allen Seiten anerkannt. Principielle Gegner sind einzig diejenigen, welche einseitig der Demagogie huldigen, die übrigen Gegner halten es nur zur Zeit nicht angebracht, die Legislaturperioden zu verlängern, weil sie glauben, daß dadurch die Macht der Executive verstärkt werde. Die Executive hat aber schon jetzt das Recht der Auflösung, kann also ein ihr unbequemes Parlament jeder Zeit unschädlich machen und es hat die Verlängerung der Legislaturperioden auf das Recht der Auflösung keinen Einfluß. Die Stärkung der Executive kann also nur darin liegen, daß dieselbe ein gefügiges Parlament auf eine längere Reihe von Jahren gesichert hat. Abgesehen aber davon, daß in der Furcht vor der Executive ein durch nichts begründetes Mißtrauen gegen die Executive in Preußen und dem Reiche liegt und daß, selbst wenn das Mißtrauen begründet wäre, die Beseitigung der Nachtheile und Mißstände der kurzen Legislaturperioden höher anzuschlagen ist, als der zweifelhafte Nachtheil einer jedenfalls unbedeutenden Stärkung der Executive, so beruht die Furcht, daß die Regierung ein ihr passendes Parlament die verlängerte Legislaturperiode hindurch behalten werde, auf der für das Volk in seiner Gesammtheit nichts weniger als schmeichelhaften Ansicht, daß es in seiner Meinung wie der Wind wechsele.

Alles spricht also für die Verlängerung der Legislaturperioden und es können Bedenken weder sachlicher, noch praktischer, noch politischer Natur vorgebracht werden. Die Verfassung muß allerdings geändert werden, aber nur formell, das Wesen der Verfassung wird in keiner Weise berührt, weshalb die Veränderung vom Standpunkte des Verfassungsrechtes durchaus unbedenklich erscheint. In den weitesten Volkskreisen würde man eine solche Verfassungsänderung gerne sehen und als eine Verbesserung betrachten, da der Wunsch nach Beseitigung zu häufiger Wahlen und nach geringerer Beunruhigung des Landes durch Wahlen ganz allgemein verbreitet ist. Die Erörterungen in der Presse, welche in der letzten Zeit stattgefunden, haben ergeben, daß in der Presse, soweit sie als Vertreterin der Mehrheitsparteien in Preußen und im Reiche gelten kann, in dem Urtheile über die Verlängerung eine erfreuliche sachliche Uebereinstimmung herrscht. Dieselbe Uebereinstimmung besteht aber sowohl in der Presse als auch, nach den Aeußerungen der maßgebenden Parlamentarier zu schließen, in den Parlamenten darüber, auf wie viel Jahre die Legislaturperioden verlängert werden sollen. Nachdem die vierjährigen Legislaturperioden, welche wohl nur mit Rücksicht auf die zweijährigen Etatsperioden vorgeschlagen worden und die sechsjährigen Legislaturperioden nicht durchgedrungen sind, haben sich, soweit ersichtlich, alle Anhänger der Verlängerung einstimmig für Legislaturperioden von fünf Jahren entschieden. Das wäre für Preußen und das Reich eine Verlängerung von zwei Jahren, welche einerseits genügt, die Nachtheile der kurzen dreijährigen Legislaturperioden zu beseitigen und andererseits nicht befürchten läßt, daß der gewählten Volksvertretung die Fühlung und der geistige Zusammenhang mit dem Volke verloren geht.

Danach sind alle Vorbedingungen für die Verlängerung der Legislaturperioden gegeben und da, wie es ziemlich sicher verlautet, von den Führern der Mehrheitsparteien vereinbart worden ist, Anträge auf Verlängerung der Legislaturperioden auf fünf Jahre im Landtage und Reichstage baldigst einzubringen, so wird die Frage der Verlängerung der Legislaturperioden noch im kommenden Winter praktische Bedeutung gewinnen. Voraussichtlich werden die Anträge, von den Mehrheitsparteien ausgehend, auch eine Mehrheit finden und ist an der Zustimmung der Executive nicht zu zweifeln. Daß die Anträge nicht zu Gunsten der gegenwärtigen Volksvertretung, welche in Preußen im Jahre 1888 und im Reiche im Jahre 1890 neu zu wählen ist, Gesetz werden dürfen, versteht sich eigentlich von selbst, das zu erlassende Gesetz darf nur auf künftige Legislaturperioden Einfluß haben resp. erst nach Ablauf der jetzigen Periode in Kraft treten. Die jetzigen Abgeordneten sind von ihren Wählern auf drei Jahre gewählt worden und dürfen sich nicht selbst zwei Jahren zulegen. Mag auch ein Beschluß der Parlamente, sich selbst das Mandat zu verlängern, vom staatsrechtlichen Standpunkte aus formell zulässig sein (im Jahre 1870 verlängerte der Reichstag sein Mandat, aber gewiß gerechtfertigt durch die Kriegszeit), thatsächlich wäre ein solcher Mißgriff nur höchst bedauerlich. Die Parlamente, welche die Legislaturperiode verlängern, müssen über die Frage, ob sie für sich selbst eine derartige Verlängerung in Anspruch nehmen sollen, erhaben sein und derselben objectiv gegenüberstehen. Der Staatssecretär des Inneren, Staatsminister von Bötticher, erklärte denn auch, als im Reichstage im Jahre 1881 die Frage aufgeworfen wurde, ob der damalige Reichstag sein Mandat auf vier Jahre verlängern könne, daß er den Gedanken für vollständig ausgeschlossen halte, daß der Reichstag sein Mandat über die gesetzliche Dauer, auf die er gewählt sei, verlängern könne.

Der Preußische Landtag und der Deutsche Reichstag haben es in der Hand, einen Schritt vorwärts zu machen und dem Vaterland einen guten Dienst zu erweisen und allem Anschein nach sind dieselben auch dazu entschlossen. Beide möchten wir nur an die weise Lehre erinnern: „Was Du thust, das thue bald!“

Die Reform des juristischen Studiums.

Von Konrad Melz.

Seit einem Jahre wollen die Klagen über die Studirenden der Jurisprudenz nicht verstummen. Der Franzose Blondel war der Erste, welcher auf die Mängel in der Ausbildung unserer jungen Juristen hinwies. Deutsche Universitätsprofessoren, Schmoller, v. Liszt, v. Kirchenheim, Gneist, Goldschmidt u. A., knüpften an Blondel's Bemerkungen an, kritisirten schonungslos die herrschenden Mißstände und forderten dringend Abhülfe. In einer langen Debatte im preußischen Landtage nahmen sich freilich zwei so sachverständige Männer, wie der Justizminister Friedberg und der Präsident der Justizprüfungscommission Stölzel, der hart angegriffenen Studenten an. Trotzdem erschallen gegen die Letzteren nach wie vor aus dem Professorenlager laute Klagen. Und nicht mehr ausschließlich aus dem Lager der zunächst interessirten Professoren. Ganz in deren Sinn hat sich auch jüngst ein hervorragender Praktiker, der Director der wirthschaftlichen Abtheilung im Reichsamt des Innern, Bosse, in einem in Berlin gehaltenen Vortrage ausgesprochen, der dann von vielen Zeitungen wörtlich reproducirt worden ist.

Das Sündenregister der Juristen ist, nach diesen Aeuße-

Digitized by Google

rungen, kurz das folgende. Die Juristen besuchen das Colleg selten oder gar nicht, sie sind zu Hause unfleißig und haben kein Streben, sich irgendwie wissenschaftlich auszubilden. Und dies wird als um so schlimmer bezeichnet, als gerade in der Gegenwart die an die Juristen zu stellenden Anforderungen eigentlich eine Erhöhung erfahren sollten.

Dem gegenüber vermochten die Vertheidiger des status quo in Sachen des juristischen Studiums bloß anzuführen: daß die Lehrweise der Professoren oft genug eine verfehlte sei, und daß die Studenten auch früher die Collegien nur unregelmäßig besucht und damals wie heute in der ersten Hälfte der Studienzeit vorzugsweise auf dem Fechtboden, in der Kneipe und anderwärts Zerstreuung gesucht hätten.

Diese letztere Ansicht enthält viel Wahres, indeß scheint thatsächlich eine Wendung zum Schlechteren stattgefunden zu haben. Unzweifelhaft läßt sich dies bei den sog. Couleurstudenten, den Mitgliedern der Studentenverbindungen, constatiren, mögen diese sich nun Corps, Burschenschaften, Landsmannschaften oder irgendwie anders nennen. Uebereinstimmend berichten Diejenigen, welche in den vierziger, fünfziger oder sechziger Jahren Mitglieder solcher Verbindungen gewesen sind, daß sie trotzdem Zeit zur Arbeit gefunden, daß sie diese oder jene Collegien regelmäßig besucht und dieses oder jenes wissenschaftliche Buch studirt hätten. Heutzutage liegen die Dinge schlimmer. Es kann als eine allseitig festgestellte Thatsache bezeichnet werden, daß der Couleurstudent nur in minimalem Maße sich der Arbeit widmet.

Mag nun auch das Verhalten der Majorität der Studirenden nicht proportional demjenigen der Verbindungsstudenten sich verschlechtert haben, soviel steht fest: der heutige Zustand ist ein unbefriedigender, und, wenn man Jahrzehnte lang bei ähnlichem Gange der Dinge die Hände in den Schoß gelegt hat, so ist das kein genügender Grund, auch fürderhin ebenso zu handeln; zumal schon die Entwickelung der wirthschafts- und socialpolitischen Verhältnisse der Neuzeit die an den Juristen zu stellenden Ansprüche sehr steigern muß.

Eine Abhülfe erscheint mithin nothwendig. Sie ist, nach Bosse's Ansicht, auf dem folgenden Wege zu erreichen. Die juristische Studienzeit soll um ein Jahr verlängert werden, also künftig vier Jahre dauern. In ihnen soll der Student nicht mehr wie bisher nach seinem Belieben Collegien hören, sondern nur noch an der Hand eines „bestimmten, gewisse Latituden offen lassenden Studienplans". Und zwar sind in den ersten vier Semestern die grundlegenden staatswissenschaftlichen und privatrechtlichen, sowie die rechtsgeschichtlichen Collegien zu hören, während für die letzten vier Semester der Rest der juristischen und staatswissenschaftlichen Collegien vorbehalten bleibt. Um nun zu verhindern, daß der Student diese Collegien einfach „belegt" (d. h. bezahlt), sich sonst aber in keiner Weise mehr um sie kümmert wie früher, werden von Bosse noch besondere Maßnahmen empfohlen. Es soll nämlich am Schlusse des vierten Semesters eine akademische Zwischenprüfung abgehalten werden, von deren Bestehen die Anrechnung der weiteren vier Semester abhängig zu machen ist. Ferner soll der Jurist verpflichtet werden, in der zweiten Hälfte seiner Studienzeit an mindestens drei praktischen Uebungen theilzunehmen, aus denen censirte Arbeiten der Meldung zur ersten Staatsprüfung beizufügen sind. Schließlich soll dann noch diese Prüfung erschwert werden. Sie ist nämlich in eine Abtheilung für Privat- und Proceßrecht und in eine zweite für öffentliches Recht und politische Oekonomie zu trennen; und der Prüfungscommission, welcher bisher nur Juristen angehören, soll auch noch ein staatswissenschaftlicher akademischer Lehrer zugetheilt werden.

Dies sind die Bosse'schen Ansichten über die Abänderung des juristischen Studiums, welche viel mehr wie irgendwelche andere Kundgebung im Publikum und, nach unseren Informationen, auch in Regierungskreisen Beachtung gefunden haben. Und wer möchte leugnen, daß Bosse viel Lobenswerthes vorgeschlagen hat?

Vor Allem wird die heute übliche Art des juristischen Studiums beseitigt, welche dadurch charakterisirt ist, daß der Student zwei Jahre lang wenig oder nichts arbeitet, während er im dritten Jahr sich den ganzen Stoff mechanisch einpaukt. Das Zwischenexamen und nachher die Nothwendigkeit der in der vorgeschriebenen Weise erfolgenden Theilnahme an mehreren praktischen Uebungen bieten eine genügende Gewähr dafür, daß das zu bewältigende Arbeitspensum wenigstens nicht allzu ungleichmäßig über die gesammte Studienzeit vertheilt wird, was die erste Voraussetzung für ein wirklich wissenschaftliches Verständniß des zu Lernenden und für ein selbständiges Denken ist.

Beim Referendarexamen will Bosse, daß in erster Linie die an den Candidaten gestellten — bisher nur sehr geringen — Anforderungen aus dem Gebiete der Staatswissenschaften, besonders der politischen Oekonomie, eine beträchtliche Steigerung erfahren. Ganz mit Recht. Denn die neuere und auch die späterhin noch zu erwartende wirthschaftspolitische Gesetzgebung macht es nothwendig, daß jeder Jurist, der Verwaltungsbeamte wie auch der Richter und der Anwalt, ein gewisses Maß nationalökonomischer Kenntniß besitze; ganz abgesehen davon, daß der Staat, soweit es an ihm liegt, zu verhindern suchen muß, daß der für das öffentliche Leben so bedeutsame Stand der Juristen theilnahmslos an den vielleicht wichtigsten Fragen der nächsten Jahrzehnte vorübergehe.

Wenn der principielle Inhalt der Bosse'schen Vorschläge nur beifällig aufgenommen werden kann, so wird dagegen das ihnen gegebene Beiwerk auf recht viele Bedenken stoßen müssen. Freilich berührt da Bosse Gebiete, die ihm, dem Verwaltungsbeamten, nur allzu fremd sind.

Bosse will nämlich, daß das Zwischenexamen von den akademischen Lehrern der Jurisprudenz bezw. der Nationalökonomie abgenommen werden soll, und daß die Prüfung in der politischen Oekonomie beim Referendarexamen ebenfalls durch einen akademischen Lehrer dieser Wissenschaft erfolgen soll.

Ein solcher Vorschlag würde in der Praxis zur Vernichtung der akademischen Lehrfreiheit und zu anderen äußerst schlimmen Folgen, besonders für die Lehr- und Lernweise an den Universitäten, führen.

Die Regierung würde jedenfalls die ordentlichen Professoren zu Examinatoren ernennen und dadurch die außerordentlichen Professoren und die Privatdocenten der betreffenden Fächer in ihrer Thätigkeit gänzlich lahm legen. Im Principe wäre übrigens Nichts geändert, auch wenn die Regierung wider Erwarten etwa einen Privatdocenten zum Examinator machen sollte; dann würden eben nur die Professoren des betreffenden Faches vor leeren Bänken dociren.

Jeder Student wird, soweit es irgend geht, bei demjenigen Docenten hören, welcher prüft. Daß dies in Wirklichkeit sicher stattfinden wird, kann uns das Beispiel Oesterreichs lehren, wo die Professoren beim Staatsexamen prüfen. Dort sind selbst in Wien, wo 5—6000 Studenten sind, die nichtexaminirenden Docenten froh, wenn sie ein paar Hörer bekommen.

Wenn also auch nicht gesetzlich, so wird doch thatsächlich damit das Princip der Lehrfreiheit, welchem Deutschland die Bedeutung seiner Universitäten unzweifelhaft in erster Linie zu verdanken hat, aufgehoben.

Der dadurch dem Universitätswesen zugefügte Schaden würde unermeßlich sein, wie sich in wenigen Worten zeigen läßt.

Schon heute, wo zwischen den Lehrkräften rege Concurrenz stattfindet, ist man im Justizministerium wie im Reichstage zur Meinung gekommen, daß der universitären Lehrweise selber eine nicht geringe Schuld am mangelhaften Collegienbesuch und am Unfleiße der Studirenden zuzumessen sei. Selbst ein hervorragender Berliner Professor der Jurisprudenz hat die Erklärung abgegeben, daß manche Professoren die Studenten wie Schreiberlehrlinge behandelten. Factisch gibt es in der Juristenfacultät jeder Universität Professoren, deren Collegien ganz oder fast ganz mit Dictaten ausgefüllt werden. Ebenso oder, richtiger, noch viel mehr gibt es in jeder Juristenfacultät Professoren, deren Vortrag in einem langweiligen, die Hörer schnell ermüdenden Ablesen eines Heftes besteht, dessen Inhalt noch dazu unklar und unverständlich ist. Dasselbe gilt auch für einen Theil der Professoren der politischen Oekonomie,

Digitized by Google

welche bekanntlich in den deutschen Universitäten in die philosophische Facultät eingereiht sind. Unter solchen Umständen ist thatsächlich in manch einem Colleg von allen Jenen, die dasselbe belegt haben, nach vierzehn Tagen nur noch ein Drittel vorhanden; die meisten Vorlesungen dieser Collegien finden in Anwesenheit von etwa einem Sechstel Derer statt, die für sie bezahlt haben, und erst ganz am Schlusse des Semesters füllen sich wieder die Hörsäle, wenn den Studenten vorschriftsmäßig der regelmäßige Besuch des Collegs vom Docenten testirt werden soll. Wer möchte es aber den Studenten verübeln, daß sie einem Colleg der eben geschilderten Art den Rücken kehren und es vorziehen, sich die nöthigen Fachkenntnisse durch ein sauber gedrucktes und leicht verständliches Compendium zu verschaffen? Um wie viel würden die Schäden der Lehrweise an den Universitäten größer werden, wenn die ordentlichen Professoren von der Concurrenz der Extraordinarien und der Privatdocenten befreit würden! Die examinirenden Professoren werden sich mit dem Vortrage weniger Mühe geben wie bisher; derselbe wird oft genug langweilig und unverständlich sein. Die Studenten der Rechte aber würden sich zu helfen wissen, ebenso wie heute (in anderen Fächern) die Doctoranden an gewissen Universitäten: einige Hörer schreiben bei dem prüfenden Professor eifrig mit und vervielfältigen und verkaufen die auf diese Weise erlangten Hefte.

Zur wirklichen Reform des juristischen Studiums gelangt man aber auf diesem Wege gewiß nicht. Die Studenten sind zwar gezwungen, schon im Verlaufe der Studienzeit zu arbeiten, anstatt wie früher bloß am Ende derselben. Aber von einer wissenschaftlichen Vertiefung in die Rechts- und Staatswissenschaften wird keine Rede sein können. Der Student wird einfach die Hefte des prüfenden Professors, statt, wie bisher, gedruckte Compendien auswendig lernen. Und dieser „Fortschritt" würde mit dem wissenschaftlichen Rückgang der Universitäten erkauft sein. Denn daß der Bruch mit dem bewährten Princip der akademischen Lehrfreiheit hierzu führen müßte, wird Niemand in Abrede stellen können. Heute vermögen sich noch die Extraordinarien und Privatdocenten der rechts- und staatswissenschaftlichen Fächer bei genügender Talentirung einen ziemlichen Wirkungskreis zu verschaffen und sind daher im Stande, auf ihrem Posten auszuhalten, auch wenn sie wegen Abweichung von den Lehrmeinungen der tonangebenden ordentlichen Professoren nicht zur Beförderung gelangen. Mit dem Augenblicke, wo die Bosse'schen Vorschlägen erfüllt wären, würden die Extraordinarien und Privatdocenten zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit verurtheilt sein. Dann aber würde sich der akademischen Carrière nur zuwenden, wem zuvor Aussicht auf baldige Erlangung einer selbständigen Professur gemacht ist; nur Diejenigen, die der augenblicklich herrschenden Schule angehören, würden noch an Universitäten lehren. Die selbständige akademische Forschung würde arg beschränkt, der Fortschritt der Wissenschaft außerordentlich verlangsamt werden. Denn Viele, die ohne günstige Aussicht auf Carrière doch unter dem alten Zustande Privatdocenten geworden wären, weil ihnen das akademische Wirken genügt hätte, werden, sobald auch dieses ihnen abgeschnitten, nicht nur sich nicht habilitiren, sondern sich nicht einmal ausschließlich wissenschaftlichen Studien widmen, vielmehr irgend einen praktischen Beruf ergreifen. Um klar zu machen, was das heißen würde, was für Verluste die Wissenschaft betreffen würden, braucht bloß daran erinnert zu werden, daß in Deutschland in unserem Jahrhundert allein auf dem Gebiete der Philosophie unter Anderen so bedeutende Denker wie Krause, Schopenhauer, Feuerbach, Ruge und Dühring unabhängige und unbeförderte Privatdocenten gewesen sind.

Der uns zugemessene Raum hat uns leider gezwungen, hier mehr Andeutungen als eingehendere Ausführungen zu geben. Soviel indeß ist für Jeden, der auch nur einigermaßen mit den modernen Universitätsverhältnissen vertraut ist, sicher: die Durchführung des Bosse'schen Vorschlages, ein akademisches Zwischenexamen einzurichten und die Referendariats-Prüfungscommission durch akademische Lehrer zu verstärken, würde auf rechts- und staatswissenschaftlichem Gebiete zum Verfall der Universitäten beitragen.

Glücklicherweise steht dieser Vorschlag Bosse's in keinem wesentlichen Zusammenhange mit dem, was an seinen Ansichten, wie oben dargelegt, richtig und treffend ist. Im Gegentheil, dies letztere paßt viel besser zu einer ganz anderen Forderung, nämlich zu der Forderung, das Zwischenexamen durch eine Commission abnehmen zu lassen, die keinen akademischen Lehrer enthält, und beim Referendarexamen die Prüfungscommission durch Persönlichkeiten zu verstärken, die nicht gleichzeitig Docenten sind.

Daß auch so die geeigneten Examinatoren zu finden sein werden, kann im Ernste nicht in Frage gezogen werden. Auch für das Gebiet der politischen Oekonomie würden sich gar keine Schwierigkeiten ergeben, wie das Beispiel einiger deutschen Mittelstaaten zeigt, wo eine Prüfung über diese Wissenschaft bereits seit Jahren durch höhere Verwaltungsbeamte abgenommen wird.

Wir würden es freilich noch lieber sehen, wenn das Examiniren nicht als Nebenamt ausgeübt, sondern ausschließliche Beschäftigung für die Mitglieder jeder Prüfungscommission bilden würde. Eine solche würde dann natürlich in einer Reihe von Universitäten fungiren. Wenn es somit im ganzen Deutschen Reiche nur drei oder vier Prüfungscommissionen gäbe, würde der große Vortheil erreicht sein, daß auch in der Praxis der Examensapparat überall wenigstens ungefähr in der gleichen Weise thätig wäre, und nicht etwa an verschiedenen Orten verschieden, wie das notorisch in so überaus greller Weise bei dem akademischen Doctorexamen statthat. Für solche Centralcommissionen spricht ferner, daß durch sie am besten die Lehrerfolge der verschiedenen Docenten festgestellt werden könnten. Dadurch kann bei künftigen Berufungen ein Factor wirksam werden, der heute so gut wie gar nicht in Betracht gezogen wird, so sehr er das auch verdiente. Ja, wir wären sehr dafür, daß diese Examinatoren, nach Art der in der Schweiz den Universitäten vorgesetzten Beamten, die Vorlesungen der Docenten unvermuthet besuchten und über die Lehrmethode, die Gabe des Vortrages u. s. w. an das Unterrichtsministerium berichteten. Dann würde an den Tag kommen, daß so manch ein unfähiger Docent Berufungen über Berufungen erhält, während tüchtige Kräfte fortwährend unbeachtet gelassen werden. Dadurch aber, daß dies endlich einmal zur Kenntniß der maßgebenden Stelle gelangte, würde auch dieser wunde Punkt unseres Universitätswesens geheilt werden können.

Ob man sich nun aber für oder gegen die Einrichtung von Centralprüfungscommissionen aussprechen mag, die Hauptsache ist und bleibt, zu verhüten, daß die Reform des juristischen Studiums in einer Weise stattfindet, daß dadurch die akademische Lehrfreiheit vernichtet wird. Diesen Punkt sollte daher in der vorliegenden Frage Niemand aus dem Auge verlieren, der einem Verfalle unserer Universitäten vorbeugen will.

Literatur und Kunst.

Theodor Storm.

Zu des Dichters siebzigsten Geburtstage.

Von Paul Schütze.*)

Vor wenigen Tagen erst hat Schleswig-Holstein das Andenken eines in seinen Grenzen geborenen Dichters gefeiert, den das deutsche Volk unter die großen Geister unseres Jahr-

*) Der Tod hat es unserem treuen Mitarbeiter Prof. Paul Schütze versagt, an Storm's Ehrentag die Festrede in Kiel zu halten. Unsere Leser werden mit doppeltem Interesse für den Gefeierten und zugleich für den jung verstorbenen Gelehrten, dessen feinsinnige Storm-Biographie bei Gebr. Paetel in Berlin erscheint, die hinterlassene Festrede lesen, deren Veröffentlichung in der „Gegenwart" noch der letzte Wunsch des Verfassers gewesen ist. D. Red.

Digitized by Google

hunders zählt. Ein Titane der deutschen Dichtung ist es, Friedrich Hebbel, dem man am 2. September in seiner Vaterstadt Wesselburen ein Denkmal gesetzt hat. Ringend Jahre lang mit Noth und Armuth, einer der unseligen Leidensmenschen unserer Literatur, aber immer im maßlosem Schaffensdrange nach dem Höchsten strebend und das Gewaltigste wollend, begabt mit einer Phantasie, die unterm Eise zu brüten scheint — so ist Hebbel einsam seinen Lebensweg gegangen. Erst die Nachwelt erkennt ihn in seiner Größe und staunt an ihm herauf, und auch die Heimath, die ihn einst nimmer verstanden, hat ihm jetzt ein Zeichen erinnernder Verehrung geweiht.

Wie verschieden doch theilt die Muse den Menschen, denen sie in der Wiege den Kuß auf die Stirne gedrückt hat, die Lebensgeschicke aus! Der Mitwelt ein Fremdling geht der eine dahin, sich verzehrend über dem Zwiespalt zwischen Wollen und Gelingen. Und daneben ein Anderer, dem zwar der Beifall seiner Zeitgenossen auch nicht ohne Ringen zu Theil wird, der aber dann die Herzen unabweisbar sich erobert und, ein Liebling der Besten seines Volkes, voll und ganz das Glück empfinden darf, welches der Einklang freudigen Schaffens und verständnißvoller Anerkennung gewährt. Galt es bei jener Feier in Wesselburen einem Todten in's Grab hinunter den Lorbeer zu reichen, — wir wollen einen Dichter ehren, der noch unter uns im Sonnenlichte der Gegenwart wandelt.

Fest in dem Lande, das ihn geboren, wurzelt Theodor Storm. Schon in die Seele des Knaben senkt sich eine Liebe zur Heimath, die in ihrer umklammernden Innigkeit etwas Rührendes hat. Dem Manne dann gilt heimathlicher Boden als heiliger Boden. Und auf der Heimath stille Plätze ist auch der Grundton gebannt, der seine ganze Dichtung durchzieht: dort sind seine Menschen zu Hause und auf dem Hintergrunde ihrer eigenartigen Natur spielen sich seine Novellen ab. Mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüthe gehört der Dichter dem schleswig-holsteinischen Lande an. Und doch hat nicht blöß seine engere Heimath ein Recht auf ihn und die Pflicht, ihn an seinem siebzigsten Geburtstage zu ehren, sondern ganz Deutschland. Sind doch die Lieder, die er einst bei der Erhebung der Herzogthümer und dann, als die Stunde der Befreiung schlug, gesungen, mit ein Glied in der Kette geworden, die Schleswig-Holstein endlich dem Ringe des großen Reiches eingefügt hat.

Und der deutschen Dichtung hat er gewonnen, was unser Land an eigenartigem Empfindungsleben, was die Natur desselben an eigenartigen Reizen besitzt. Durch ihn ist es dem Allgemeinleben der Nation vermittelt, Allgemeingut der deutschen Dichtung geworden. Dem echten Dichter wandelt sich sein Leben in Poesie. Nicht reich an äußeren Begebnissen ist der Entwickelungsgang Theodor Storms; nicht im Sturme der Welt reift ihm die Dichtung, sondern in der Stille des Hauses. „Tiefes Selbsterleben ist das Wesentlichste", hat er einmal geäußert, „das künstlerische Schaffen will Sammlung, nicht Zerstreuung durch tausend verschiedene Eindrücke." Sinnige Beschaulichkeit ist ein Grundzug seines Wesens. Schon seine Kindheit war geeignet, ihm diese Stimmung mitzutheilen und sein Empfindungsleben nach dieser Richtung hin zu concentriren.

In Husum, der grauen Stadt am Meer, ist unser Dichter am 14. September 1817 als der älteste Sohn des Advokaten Johann Casimir Storm geboren worden. Die Luft, die der Knabe einathmet, die Natur, die ihn umgiebt, die Dinge, die er sieht, die Menschen, mit denen er spricht und von denen er hört — das Alles sind Eindrücke, die unauslöschlich in der Seele haften und die bestimmend für seine geistige Entwickelung sind. Am stärksten, wenn auch nicht am frühesten, wirkt die Natur auf den werdenden Menschen. Unserem Dichter bot seine Heimath nicht die mannigfaltigen, auf die Sinne wirkenden, auch leicht verwirrenden Reize süddeutscher Landschaftsbilder; aber mit ihrer einfachen, mehr durch die Vermittelung des Gefühls sich offenbarenden Schönheit wirkt sie still und nachhaltig auf sein sinnendes, empfängliches Gemüth. Und diese Eindrücke bewahren sich ihm, bis er uns das Bild seiner Heimath in dem stimmungsvoll verklärenden Lichte seiner Poesie erscheinen lassen kann. Da schauen wir das altersgraue Husum mit seinen finsteren Giebelhäusern, die Stadt, an der doch sein ganzes Herz hängt und auf der für ihn allzeit lächelnd der Jugend Zauber ruht. Wir sehen das alte Schloß mit seinem weiten Rittersaal und den Bildern verschollener Männer und Frauen darin, vor denen der Knabe in scheuer Betrachtung gestanden hat; das St. Jürgensstift, das Local einer seiner schönsten Novellen. Aus der Stadt wandeln wir mit dem Knaben hinaus, im Frühlingssonnenschein über die grüne Marsch, die von glitzernden Wasserstreifen durchzogen endlos sich dehnt, in Sommermittagsschwüle über die blühende Haide, die mit ihrem weltfremden Zauber, mit ihrer träumerischen Einsamkeit wie ein Räthsel daliegt. Wir gehen auch mit ihm an den Strand des Meeres und blicken vom Deich auf die Wogen herab, die unablässig eintönig anrauschen.

Frisch und erquickend wie die Eindrücke, welche die Natur seiner Heimath ihm in der Jugend mitgegeben, ist unserem Dichter auch die Erinnerung an die Menschen geblieben, die seine Wiege umstanden, seine Kindheit behütet haben. Dem strengen Vater, der in entsagungsvoller Arbeit die Aufgabe des Mannes erblickt, geht sonnigen, heiteren Wesens die Mutter zur Seite. Aus einem alten, angesehenen Husumer Patriciergeschlecht stammte sie, und all' die Familientraditionen, die eine langlebige Generation der anderen vermacht, übernimmt unser Dichter als Erbe. Die Güte und Tüchtigkeit seiner Vorfahren, mochten sie selbst auch draußen auf dem Friedhofe in der stillen Familiengruft ruhen, lebte noch und half ihm. Mit Ehrfurcht legte der Enkel die Hand auf die Angebinde und den Urväterhausrath der alten Zeit, und die Pietät kindlich treuer Einnerung wird ein Grundzug seines Wesens. Aus dem Raritätenkram der Großeltern und Urgroßeltern, aus ihren vergilbten Liebesbriefen wehte ihn der Hauch der Vergänglichkeit mit ihrem wehmüthig holden Zauber an und ließ das Verlangen in ihm aufsteigen, die alte begrabene Zeit in ihrem Glück und Leid noch einmal zu erwecken. Im urgroßmütterlichen Garten mit dem duftenden Geißblattstrauch, im dämmerigen Boden des elterlichen Hauses zwischen altem Gerümpel hängt der Knabe solchen Träumen nach; in seiner Dichtung haben sie dann später Gestalt gewonnen. Aber die Vergangenheit nimmt ihn nicht hin; auch die Gegenwart kommt zu ihrem Recht. Ein fröhliches Kinderleben ist ihm beschert gewesen und das derbe Leben seiner plattdeutschen Heimath wirkt mannigfach auf ihn ein.

So wächst der Knabe heran. Er besucht die alte Gelehrtenschule seiner Vaterstadt; von deutscher Dichtung dringt nur wenig zu ihm; die Romantik ist ihm noch ein verschlossenes Land. Er kommt dann nach Lübeck auf das damals ausgezeichnete Gymnasium, das eben Emanuel Geibel aus seiner Hut entlassen hatte. In anregendem Freundeskreise gewinnt er hier nähere Beziehung zur Poesie. Goethe's Faust, Heine's Buch der Lieder und Eichendorff wirken mächtig auf ihn. Was er selbst damals an Versen niedergeschrieben hat, ist ihm später wie ein erstes Flügelprüfen erschienen. Ostern 1837 bezieht er die Universität Kiel. Ruhig wird von ihm der Compromiß zwischen Poesie und Jurisprudenz geschlossen; einen Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen dichterischer Neigung und Brotstudium sehen wir ihn nicht durchkämpfen.

Ohne tiefere Beziehungen und Einwirkungen geht ihm die erste Universitätszeit dahin. Dann aber gewinnt er die Brüder Mommsen zu Freunden. Mit ihnen hängt er dichterischen Neigungen nach, schwärmt für Eduard Mörike's trautumschränkte Poesie, und in einem Liederbuch stiften die Drei ihrer Freundschaft ein Denkmal. Dann tritt Storm in die juristische Praxis ein: er wird in seiner Vaterstadt Advokat. Gleichzeitig erblüht ihm das Glück der Liebe: sein Mühmchen Constanze Esmarch wird seine Frau. Damals mag ihm gewesen sein, wie er in einer seiner Novellen sich ausdrückt, als habe seine Hand eine volle Rosenguirlande gefaßt, an welcher nun in alle Zukunft hinein der Lebensweg entlang gehen müsse. Aber die schleswig-holsteinische Erhebung schreckt ihn aus dem stillen Frieden seiner jungen Ehe auf. Anfangs theilt er die all-

Digitized by Google

gemeine hoffnungsfreudige Stimmung. Dann, als die denkwürdige Schlacht bei Idstedt geschlagen und das Verhängniß über seine Heimath hereingebrochen, nimmt er mannhaft das schwere Geschick auf sich und verläßt die Heimath. Um den Preis seiner Ueberzeugung sich dort das Brot zu kaufen, vermag er nicht.

Die Heimath und den Gedanken einstiger Rückkehr fest im Herzen behaltend, ist dann Theodor Storm mit seiner Familie in die Fremde gegangen. Manche Freunde für's Leben hat er sich in Potsdam, wo er als Assessor, in Heiligenstadt, wo er als Kreisrichter thätig war, erworben und mancher schönen Stunde im Freundes- und Familienkreise sich erfreuen dürfen. Aber nimmer läßt ihn das Heimweh.

In die befreite, nunmehr im Ringe des großen Reiches liegende Heimath kann der getreue Sohn zurückkehren. Seine Vaterstadt nimmt ihn von Neuem auf. Aber ein großer Schmerz kommt gleich anfangs über ihn und stört ihm alle Freude. Der Tod nimmt ihm die, die ihm die Muse seines Schaffens gewesen und deren liebes Antlitz ihm allzeit die Schatten verscheucht, seine schöne Frau. In rührender Klage entströmt sein Leid und nicht verlassen will ihn die Erinnerung an das vergangene Glück und an das süßeste Antlitz, das sich nun vor ihm im Sarge geborgen hat. Aber auch über diese Wunde hat die Zeit mit ihrer lindernden Hand gestrichen. Das Leben verlangte wieder sein Recht. Seinen Kindern eine Mutter zu geben, schloß der Dichter eine zweite Ehe, die das Glück seines Alters begründet hat. Im Jahre 1880 hat er dann seinen Abschied aus dem Justizdienst genommen und ist aus seiner Vaterstadt in eine mildere Landschaft, nach dem Dorfe Hademarschen, übergesiedelt, wo er, umgeben von Kindern und Enkeln, seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hat.

Fest und überzeugungstreu ist Storm seinen Lebensweg gegangen, kein Weichling in der Berührung mit der Außenwelt, seine Gesinnung selbstbewußt und mannhaft kundgebend. Mit dieser Festigkeit der Ueberzeugung, mit dieser Sicherheit des Wollens contrastirt einigermaßen die Stimmung namentlich seiner früheren Novellen. Er liebt da die Resignation, zeichnet gern Menschen, denen das Leben wenig Freude beschert hat, stille entsagungsvolle Naturen, die sich mit kargem Glück bescheiden. Von der Höhe einsamen Alters blickt sein Held auf die sonnenbeschienenen Thäler der Jugend zurück. Das einst ersehnte Glück ist nicht erreicht, aber unabweisbar entsteigt es der Vergangenheit und weiht von Neuem alles Sehnen und die Wehmuth des Verzichtens. So erscheinen in „Immensee", der berühmtesten, aber nicht besten seiner Novellen, dem einsamen Alten im vom Mondlicht umwandelten Zimmer die Bilder vergangenen Liebesglückes und -leides, umstrahlt vom Zauberglanz der Erinnerung. Ein Tag der Romantik, die Sehnsucht nach der blauen Blume als Symbol eines unerreichbaren oder unwiderbringlich verlorenen Glückes setzt sich hier bei Storm in eigenthümlicher Weise fort. Zunächst liebt er die weichen Umrisse, das traumhafte Ueberschleiern der Gestalten und Situationen. Dem Harten, Gewaltsamen geht er aus dem Wege. Nicht läßt er in vergeblichem Widerstande seine Helden gegen das Schicksal ankämpfen, sondern legt ihnen stilles Ertragen auf. Nicht die Tragik einer Schuld stellt er uns vor Augen, sondern die Tragik einer vor der That zurückscheuenden Schwäche. Später, in Novellen wie „In St. Jürgen" und „Ein stiller Musikant" hat er das Resignationsmotiv vertieft, indem er das Geschick stärker eingreifen und so die Entsagung zwingender erscheinen läßt. Aber schon früher auch stellen sich neben Dichtungen mit wehmüthig entsagendem Schlusse solche, in denen der Conflict durch eine Katastrophe gelöst wird. In der Form eigener Jugenderinnerungen sind die Novellen „Auf dem Staatshof" und „Auf der Universität" gehalten. In beiden ist ein Mädchen die Heldin, dort Anne Lene, die Patriciertochter, der der Zwiespalt zwischen der Erinnerung an den ehemaligen Glanz der Familie und der gegenwärtigen Verödung und Verlassenheit ein tragisches Geschick bereitet; hier Lenore Beauregard, die Tochter des französischen Flickschneiders, die in ihrer Jugend einmal über ihre Kreise hinausgehoben, dann ein Opfer ihres Hanges zur Vornehmheit wird. Ein berückender, Herz und Sinne bethörender Zauber geht von diesen Mädchengestalten aus, die wie ein holdes Wunder unter den Alltagsgesichtern erscheinen, und eine herbe schmerzliche Empfindung bleibt im Leser zurück, wenn er sie unerbittlich dem Untergange verfallen sieht. Nicht richtig ist, wenn man Storm der einseitigen Bevorzugung des wehmüthig, tragischen Ausganges zeiht. Hat er doch Novellen geschrieben, die uns am Schlusse wie mit den strahlenden Augen des Glückes anblicken: „Im Schloß", wo es von den Lippen zukunftsfreudig tönt: „Nun, Arnold, mit Dir zurück in die Welt, in den hohen, hellen Tag!"; „Von Jenseit des Meeres" mit seiner wunderbaren, von romantischen Schauern durchwobenen Mondnachtscene; vor Allem „Psyche", diese liebesseligste seiner Dichtungen mit ihrer herrlichen, von Sturmeshauch und Meeresrauschen erfüllten Eingangsscene.

Die moderne Novelle liebt die Behandlung psychologischer Probleme und die strenge Concentration um einen Conflict, der sich lösen soll. Vor Allem hat Paul Heyse diese Bahn betreten. Aber auch Storm versucht sich schon früh in dieser Richtung. Probleme des ehelichen Lebens sind es, die ihn namentlich interessiren und die er mit großer Kunst und Feinheit in der Wiedergabe der seelischen Zustände und Verwickelungen zu behandeln weiß. Typisch in dieser Beziehung ist die unmittelbar aus seinem eigenen Leben hervorgewachsene Novelle, „Viola tricolor", die Geschichte einer zweiten Frau, die erst mit dem Schatten der Todten ringen muß, ehe das Glück ihr aufgeht.

Nicht bloß ein ausgezeichneter Herzenskündiger ist Theodor Storm. Auch das traulich intime Genrestück, die Haus- und Familiennovelle gelingt ihm vortrefflich. „Bei'm Vetter Christian" muß hier vor Allem genannt werden: mit den leisen Lichtern des Humors leuchtet er in dieser Novelle in das Stillleben seines Vaterstädtchens hinab. Gern sucht er die graciös-verschnörkelte Rococo-Zeit auf, eine stille Familiengeschichte aus der Vergangenheit erzählend oder im urgroßmütterlichen Garten im träumerischen Mittagssonnenschein ein vergessenes Liebesidyll heraufbeschwörend. Bei kleinen Leuten verweilt er gern, ihr stilles Thun liebevoll beobachtend, ihr leidvolles Geschick mit tiefster Theilnahme schildernd. Auch für absonderliche Käuze und wunderliche Originale zeigt er eine ausgesprochene Vorliebe. Seine Neigung für G. T. A. Hoffmann, diesen seltsamsten Wildling der Romantik, hängt damit zusammen. Auch seiner Märchen darf man in diesem Zusammenhange gedenken.

In die siebziger Jahre fällt eine Wandlung hinsichtlich der Darstellungsweise und auch hinsichtlich der Stoffe, die der Dichter wählt. Ein härterer, energischerer Zug macht sich mehr und mehr geltend. An die Stelle der weichen Umrisse von früher treten festere, und was er ehedem in wehmüthige Resignation hatte verklingen lassen, nimmt jetzt eine tragische Wendung. Größere Schuld fordert größere Buße. Eine furchtbare Familientragödie läßt er in „Carsten Curator" sich erbarmungslos erfüllen, und in ihrer tragischen Gewalt nicht minder unerbittlich ist die Novelle „Hans und Heinz Kirch".

Eine besondere Gruppe novellistischer Dichtungen bilden die im alterthümelnden Stil gehaltenen Chroniknovellen. Unter ihnen ragt Storm's großartigstes Werk, eine der bewundernswerthesten deutschen Novellen überhaupt, „Aquis submersus" hervor. In ergreifender Weise wird hier Schuld und Buße eines edlen warmblütigen Menschen geschildert. Es geht dem Leser mit der Dichtung fast wie dem Helden mit seinem sehnenden Leide: sie zerfleischt uns mit wilden Krallen und sieht uns gleichwohl mit holden Augen an.

Nur die bedeutendsten seiner Novellen habe ich erwähnt. Von lyrisch abgerundeten Stimmungsbildern geht ihm seine Novellistik aus, um dann zu einer strengeren Motivirung und lebensvolleren Charakteristik durchzudringen. Aber schon in den frühesten Dichtungen zeigt er eine künstlerische Ueberlegtheit und Sicherheit in der Anordnung des Stoffes, in der unter den Lebenden Keiner ihm ebenbürtig ist. Und kaum Einer auch vermag diesen zwischen den Empfindungen der Lust und der Wehmuth eigenthümlich in der Schwebe gehaltenen Ton der Darstellung zu treffen, der in der Seele des Lesers

Digitized by Google

immer lange nachzittert. Dem dient auch die einzig schöne und edle Sprache.

Neben dem Novellisten Storm ist der Lyriker viel weniger zur Geltung gelangt, als er es verdiente. Und doch ist er ein Meister der Lieder, der die Kunst „zu sagen, was ich leide", voll und ganz besitzt, und in einfach schöner Form das tiefste Empfinden des Menschenherzens auszusprechen vermag.

Einer der Großen in der That ist Theodor Storm, ein ganzer Mensch und ein ganzer Poet. Möglich, daß eine künftige Generation, die das Gift des Naturalismus in sich eingesogen hat, einen Dichter nicht mehr versteht, der des Lebens ewige Schöne belauscht. Doch durch alle Zeiten fest steht die Ueberzeugung: die reine Kunst ist unverwüstlich, und siegend wird sie sich immer wieder wie ein Phönix aus der Asche erheben.

Memoiren eines Reichsländers.

Von Oskar Bulle.

„Autobiographien, Memoiren, Denkwürdigkeiten des öffentlichen oder des Privatlebens: davon wimmelt die neue Literatur; . . . . . soll ich Unbedeutender diese Fluth von Bekenntnissen noch mit einigen Bögen vergrößern? Zu welchem Zweck?" so fragt der Graf Ferdinand Eckbrecht Dürckheim in der Einleitung zu zwei Bänden „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit" *), die soeben erschienen sind. Er beantwortet selbst die letzte Frage dahin, daß er seinen Kindern, „deren Bitten er nicht widerstehen konnte", und auch seinen nächsten Freunden, unter denen die besten deutschen Männer, zu Liebe „mit schon zitternder Hand" die Feder ergriffen habe, „um in schlichter Wahrheit und frei von Eigenliebe das Erlebte und Empfundene der gänzlichen Vergessenheit zu entziehen". Und in der That: wenn wir diese beiden Bände durchgelesen haben, müssen wir bekennen, daß nicht nur die Bitten der Kinder gerechtfertigt erscheinen, welche den ehrwürdigen Greis zum Autobiographen machten, sondern daß wir auch den Eindruck der im Voraus betonten „schlichten Wahrheit" aus jeder Zeile dieses Werkes erhalten. Ein Ehrenmann beschreibt sein vielgestaltetes Leben „frei von Eigenliebe" und „nicht ohne ein Gefühl von tiefer Wehmuth" über so viel Verfehltes, so viel Versäumtes, aber auch frei von jeder Gefallsucht und jedem Bestreben, die dargestellten Begebenheiten zu seinen Gunsten zu wenden. Es ist ein eigenthümlicher, man möchte fast sagen: zarter Ton, der in diesen Erinnerungen obwaltet, wir hören die Sprache eines milden und liebenswürdigen Greises, der in den Läuften dieser Welt wohlerfahren und in ihren Höhen und Tiefen wohlbewandert nun mit den Seelenfrieden, den nur ein gutes Gewissen und ein selbständiger, selbstgenügsam über den Dingen schwebender Geist erzeugen können, auf sein Leben zurückschaut. Echte Noblesse der Gesinnung, die dem Sprosse des altadeligen Geschlechtes wohl ansteht, und eine reiche Bildung gelangen überall in dieser Autobiographie zum Ausdruck und mit ihnen, Hand in Hand, geht der schöne Idealismus der politischen wie der religiösen Anschauung, welchen unsere Väter noch aus der Luft der Freiheitskriege und aus der Atmosphäre unserer großen classischen Dichtungszeit gesogen hatten.

Aber nicht nur diese, gleichsam innerlichen Eigenschaften sind es, welche das Buch bemerkenswerth machen. Sie würden heutzutage nicht ausreichen, um ihm einen größeren Leserkreis zu verschaffen, denn das Sensationsbedürfniß des heutigen Lesepublikums will in derartigen „Erinnerungen" am liebsten immer Enthüllungen finden: Berichte über das Leben „hinter den Coulissen" des politischen, wie des literarischen Theaters, kleine Anekdoten aus dem Leben der hervorragenden Personen und möglichst viel Pikantes und Thatsächliches aus der intimen Geschichte der Höfe oder der bedeutenderen Gesellschaftskreise, das sind die wirksamsten Ingredienzen, aus denen jetzt die am meisten Aufsehen erregenden Memorabilien zusammengebraut werden. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß auch in früheren Zeiten, vor etwa einem Jahrhundert, — die eigentliche Autobiographie ist ja überhaupt noch nicht alt — dasselbe Recept für die Lebensberichte zuweilen in Anwendung kam, aber die historische Anekdotenkrämerei als Grundzug der biographischen Darstellung ist doch eigentlich modern. Die Freude am Thatsächlichen, die Abkehr von allem sinnigen oder gemüthvollen Eingehen auf das rein innerlich sich abspielende Leben sind ja ein besonderes Zeichen unserer Zeit. Ich glaube deshalb auch, daß die vorliegenden Graf Dürckheim'schen „Erinnerungen" hauptsächlich wegen der Beiträge, die sie zur Geschichte des zweiten Kaiserreichs in Frankreich geben und die zuweilen sehr interessant, immer aber neu sind, Beachtung in unserer Lesewelt finden werden, und daß nur von einem kleinen auserwählten Kreise die schöne, naive und innige Vortragsweise des Verfassers geschätzt werden wird.

Graf Dürckheim gehört zu den 1871 von uns wiedergewonnenen Vaterlandsgenossen: er war bis vor Kurzem Schloßherr in Fröschweiler, dem während der Schlacht am 6. August 1870 so arg heimgesuchten Orte, und hat jetzt die dortige Besitzung an einen seiner Söhne abgegeben. Richtig „wiedergewonnen" kann man von dem alten Grafen sagen, denn er erblickte in Deutschland, in Bayern, das Licht der Welt und gerieth erst 1815, nachdem sein während der großen Revolution ausgewanderter Vater die alten Familienbesitzungen im Elsaß wieder in Besitz genommen hatte, in einen politischen Verband mit der französischen Nation. Seinem Wesen nach war er, den Traditionen seiner Familie folgend, eigentlich stets urdeutsch, und wenn er auch später im französischen Staatsdienste eine bedeutsame Rolle spielte, so konnte er doch nie in seiner Denkungsweise und in seiner ehrlichen, fast unpraktischen Haltung gegenüber den mannigfachen Staatsumwälzungen das deutsche Blut verleugnen, das in seinen Adern floß. Am meisten tritt freilich diese Verwandtschaft mit seinen Vettern diesseits des Rheins in den Berichten zu Tage, die er uns von seiner schönen Jugendzeit und später von seinem ruhigen, heiteren Alter gibt; dies letztere verbrachte er schon als Wiedergewonnener seines Volkes; er betrachtete die Deutschen stets als sein Volk.

Seine Knabenjahre verlebte der Graf theils im Elsaß, theils auf dem Familiengute in Bayern. Später kam er in eine Erziehungsanstalt nach Straßburg. Im Elsaß hatte die Dürckheim'sche Familie einen weiten Verwandtenkreis und nahm eine angesehene Stellung ein. Einige der originellsten Figuren unter diesen Verwandten schildert uns der Autobiograph mit wenigen, aber markanten Strichen, so besonders lebhaft einen alten Onkel, der unberührt in der Verborgenheit seines Schlosses die Stürme der Revolution und auch das Heraufziehen einer neuen Zeit überdauert hatte, der aus einem flotten, eleganten Cavalier, aus dem Genossen der Grafen Rohan und Cagliostro, zu einem seine Umgebung tyrannisirenden Sonderling geworden war. Er lebte mit seinem Inneren und auch mit seinem Aeußeren noch in der vergangenen Zeit: „wer diese Figur gesehen hat," sagt der Erzähler, „kann sagen, daß er zwei Jahrhunderte wie mit Händen gegriffen hat." Zu dem Verwandtenkreis gehörte auch der verwittwete Gatte von Goethe's Lilli, Bernhard von Türkheim, ein im ganzen Elsaß hochangesehener Mann, der auf einem Gute in der Nähe des Dürckheim'schen Sitzes sein Alter in edler Muße dahinbrachte. Sein Sohn Fritz von Türkheim bewohnte ein anderes Gut in der Nähe, ihm blühten drei liebliche Töchter, unter denen der Biograph sich später seine Gattin erwählte. Seine Söhne stammen also in directer Linie von Lilli ab.

Die Schilderung der Erziehungs- und späteren Studienjahre in Straßburg, die der Erzähler an diesen schönen Bericht von seiner Jugendzeit anschließt, ist minder bemerkenswerth, als die Erzählung von den ersten Jahren in der französischen Verwaltungscarrière. Graf Dürckheim hatte, weil schon zwei seiner Brüder Offiziere in österreichischen Diensten geworden waren, den anfänglichen Wunsch, ebenfalls Soldat

*) Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

zu werden, aufgegeben und in Straßburg Jura studirt, um daselbst später als Assessor in der Präfectur eine Anstellung zu finden. Er begann seine amtliche Laufbahn im Frühjahr 1833. Vorher war er, als ausgehender Student, von dem Rausche der Julirevolution mitergriffen worden und hatte sich besonders an der Bildung der Nationalgarde eifrig betheiligt. „Straßburg als Grenzfestung (clé de la France, wie man es nannte) mußte besonders dazu dienen, dieses Schauspiel des armirten Friedens recht auffallend darzustellen," und als der König Louis Philipp 1831 diese Stadt besuchte, fand eine große Heerschau über die Nationalgarden statt, an welcher der junge Graf als Schwadronschef der Lanzenreiter ehrenvoll betheiligt war. „Es mußte in der That," sagt der Greis bei dieser Jugenderinnerung, „eine ganz aufgeregte, in einen ungewöhnlichen Zustand versetzte Zeit sein, daß man einem 19jährigen Burschen, wie ich war, ein höheres Commando überließ." Mehrere heitere Anekdoten aus dieser Zeit des Besuchs des Bürgerkönigs fügt der Erzähler an dieser Stelle bei. Sie beweisen uns, wie ganz außerordentlich lächerlich schon damals, gleich im Beginn seiner Regierungszeit, der König durch seine unerhörte Popularitätshascherei bei allen einsichtigen Menschen sich machte.

Ebenso frühzeitig, wie zum Schwadronschef der Nationalgarde, wurde Graf Dürckheim zum Unterpräfecten ernannt. Er war kaum vierundzwanzigjährig und eben verheirathet, als er auf seine erste selbständige Stellung nach Espalion, einer kleinen Gebirgsstadt am Ufer des Lots, geschickt wurde. Prächtig schildert der Biograph jenen Bergwinkel im Gebirge des Mont'or und das beinahe ursprüngliche Leben seiner Bewohner, ebenso sein erstes Einleben in die französischen Verwaltungsverhältnisse, die damals übrigens ziemlich stabil waren. „Die Zeit war gerade im Jahre 1836 für einen Verwalter, der arbeiten wollte, eine höchst günstige..... Das Ministerium Casimir Perrier, dessen Premier mit seinem eisernen zähen Willen dem König oft unbequem war, hatte das große Verdienst gehabt, Frankreich im Innern zu beruhigen, ihm außerhalb Achtung zu verschaffen. Von allen politischen und revolutionären Zuckungen in Paris war die Provinz wenig berührt worden." Der junge Präfect war in der That eifrig. Er baute Landstraßen und förderte den Volksunterricht, der in der Provinz überall in Frankreich damals darniederlag. Bald wurden seine Verdienste auch anerkannt und er durch öftere Versetzungen, die immer Verbesserungen waren, ausgezeichnet. Auch seinen heimischen Bezirk Schlettstadt verwaltete er eine Zeit lang. Die Berichte über diese Thätigkeit in den verschiedensten Theilen Frankreichs sind äußerst interessant, da eine liebevolle Schilderung der Gegend immer mit trefflichen Anekdoten aus der Gesellschaft, die der junge Aristokrat kennen lernte, Hand in Hand geht. Ebenso sind die mannigfachen Wahlaffären sehr lesenswerth, die damals die Stellung der Verwaltungsbeamten in Frankreich sehr unsicher machten. Auch Graf Dürckheim wurde infolge einer solchen, die für den Regierungscandidaten unglücklich gewesen war, aus seinem Heimathsbezirke, wo er sich, wie er hoffte, für immer fest eingenistet hatte, wieder in fremde Gegend versetzt. Der Minister, Graf Duchatel, an welchen er sich bei dieser Gelegenheit um günstigeren Bescheid wandte, sagte zu ihm ein auch für unsere Zeit treffendes Wort: La province nous est indifferente; c'est la chambre des deputés seule, qu'il nous importe de gouverner. So beeinflußte damals schon der Parlamentarismus die Verwaltung. Dürckheim kam nach Peronne und hatte dort die Festung Ham in seinem Bezirke, in welcher sich damals Louis Napoleon (nach dem verunglückten Straßburger Putsche) als Staatsgefangener befand. Die Regierung legte damals diesem Manne nicht die geringste Bedeutung bei.

Dürckheim fand diese Meinung durchaus nicht bestätigt, als er dem Gefangenen seinen ersten Besuch machte. Er fand in ihm einen höflichen, sarkastischen Mann, der sehr verständige und weitsichtige Urtheile fällte und damals emsig mit volkswirthschaftlichen und politischen Studien beschäftigt war, als wüßte er ganz bestimmt, daß er dieselben später sehr nöthig haben werde. Er wußte ihn sich durch mancherlei Höflichkeiten, die er ihm, neben einer auf eigene Kosten organisirten geheimen Ueberwachung, angedeihen ließ, so zu verpflichten, daß der spätere Kaiser Napoleon den damaligen Unterpräfecten nie wieder vergaß. Die Berichte von den Unterredungen, die Dürckheim zu jener Zeit in Ham mit Napoleon hatte, sind deshalb sehr bemerkenswerth, weil sie uns den späteren Kaiser als wirklich bedeutenden und liebenswürdigen Menschen erscheinen lassen. Das Benehmen Louis Philipp's gegen seine Umgebung, von dem uns die „Erinnerungen" ebenfalls einige Beispiele geben, sticht unvortheilhaft ab von dieser feinen, überlegenden Art, mit der Napoleon Jedermann zu behandeln wußte. Auch später, als Napoleon schon Präsident der Republik war — aus Ham war er entflohen, als Dürckheim nicht mehr dort Unterpräfect war — kam er noch einmal in einer ziemlich kritischen Lage mit Dürckheim zusammen. Der Letztere war damals Präfect in Mühlhausen und Napoleon bereiste die Provinzen, um, auf jeden Fall schon im Hinblick auf den bevorstehenden Staatsstreich, Stimmung für sich zu machen. In der Hauptstadt des Dürckheim'schen Departements fand er eine große socialistische Partei bereit, seine Anwesenheit zu einem Scandal gegen ihn zu benützen, und nur der Energie Dürckheim's, zugleich aber auch der ruhigen Besonnenheit und geistigen Ueberlegenheit des Präsidenten gelang es, die größte Unordnung zu vermeiden. Die bedeutende Natur desselben zeigte sich damals ebenso wie in manchen anderen Zügen aus seiner späteren kaiserlichen Wirksamkeit, von denen Dürckheim aus persönlicher Erfahrung zu berichten weiß.

Alle diese vielfachen Beziehungen, die der Autobiograph zu den leitenden Männern des damaligen Frankreichs hatte, machen seine Erzählung höchst interessant. Wir hören aus seinem Munde die treffendsten Urtheile über die Menschen und erfahren die überraschendsten Aufschlüsse über die Vorgänge. Die Minister Louis Philipp's, besonders Guizot, sind durch kleine Züge, durch Wiedergabe einzelner ihrer Aeußerungen prächtig charakterisirt und die Zustände, welche zur Revolution von 1848 führten, durch die gleichsam intime Beleuchtung, welche ihnen die Präfectenthätigkeit des Autors geben konnte, trefflich illustrirt. Dürckheim wurde von der republikanischen Regierung 1848 seines Amtes entsetzt, unter der Präsidentschaft aber als Präfect wieder angestellt. Er billigte später den Staatsstreich: zwar nicht in moralischer Hinsicht, aber doch in Anbetracht der Nothwendigkeit, mit welcher derselbe damals herbeigeführt, dem Präsidenten gleichsam aufgezwungen wurde, und der guten Wirkung, welche er für den damaligen Zustand des Landes, das sich nach Ruhe sehnte, äußerte.

Von diesem Zeitpunkte an verschwindet das eigentliche politische Interesse, welches bisher der Lebensgang Dürckheim's einflößte. Der Graf blieb nur bis zum Jahre 1853 Präfect des Oberrheins und wurde dann, hauptsächlich durch die Umtriebe der ultramontanen Partei, der ein protestantischer Präfect ein Dorn im Auge war, zur Bitte um seine Entlassung genöthigt. Kaiser Napoleon blieb ihm wohlgesinnt, verschaffte ihm auch öffentliche Genugthuung und ernannte ihn ein Jahr später zum Generalinspector der Telegraphenverwaltung. Bemerkenswerth ist übrigens, daß es die streng katholische Partei war, welche den Präfecten Dürckheim stürzte; gerade bei ihm hatte dieselbe während der unruhigen Jahre stets Schutz und Schirm gesucht und oft genug gefunden. Dürckheim, überhaupt eine religiöse Natur, verkehrte schon während seiner Unterpräfectenthätigkeit in Schlettstadt viel mit dem Bischof von Straßburg, Raes, und aus jener Zeit stammt eine seiner interessantesten Erfahrungen hinsichtlich der Katholiken im Reichslande:

„Eine etwas voreilige Verordnung des französischen Cultusministeriums hatte damals dem Klerus beider Culte zugemuthet, den Religionsunterricht in französischer Sprache zu ertheilen; dagegen protestirten beide Kirchen, die katholische, wie die protestantische, mit gleicher Energie. Der Bischof Msgr. Raes, die Cantonalgeistlichen und die protestantischen Consistorien wiesen diese Zumuthung entschieden zurück, indem sie Alle erklärten, es sei nicht möglich, den Kindern in französischer Sprache einen

Digitized by Google

so wichtigen Unterricht zu ertheilen. Die Antwort des biederen Bischofs auf die Aufforderung des Präfecten enthielt die bedeutenden Schlußworte: Schließlich erkläre ich, daß es meinem Gewissen widerstrebt, die ersten Begriffe der Religion und der Moral den Kindern in einer anderen als in ihrer Muttersprache beibringen zu wollen. — In demselben Sinne schrieben mir auch die Geistlichen, an welche ich das ministerielle Circular zu meinem größten Bedauern schicken mußte. Sehr pikant ist es aber, daß heute dieselben Herren im Reichstag in Berlin, wie im Landesausschuß in Straßburg allgemein die deutsche Verwaltung beschuldigen, den Elsäßer Kindern die französische Muttersprache rauben zu wollen. Jetzt ist also plötzlich auf Commando des Chauvinismus die Muttersprache umgesprungen, aus der deutschen die französische geworden."

Graf Dürckheim lebte, nach seiner Entlassung aus dem unmittelbaren Verwaltungsdienste, gänzlich zurückgezogen von der Politik, nur seinem neuen Berufe. Er machte in der Ausübung desselben häufige und interessante Reisen durch ganz Frankreich, „von dem er jeden Winkel kennt", nach Corsika und nach Algier. Die lebhafte und geistreiche Schilderung derselben füllt das letzte Viertel des ganzen Werkes beinahe ganz aus. Wir fühlen uns angemuthet durch die Begeisterung, mit welcher Dürckheim die Zukunft des modernsten Verkehrsmittels, des Telegraphen, auffaßte, und es ist bezeichnend, daß die unmittelbaren Vorgesetzten des gräflichen Pioniers diesen Idealismus des „guten Deutschen" beinahe komisch fanden. Es sollte sich freilich bald herausstellen, daß „der Deutsche" mit seinem Eifer, den er besonders hinsichtlich der Ausbildung geeigneter und tüchtiger Unterbeamten entfaltete, Recht behielt und daß es gut gewesen wäre, wenn ihm seine technischen Collegen in demselben nachgefolgt wären. Denn der 70er Krieg, der den Grafen auf seinem Landsitze Fröschweiler überraschte und der sogleich die ungeheuersten Anforderungen an seine amtliche Thätigkeit stellte, ließ schrecklich erkennen, daß die Organisation des Telegraphenwesens, besonders des militärischen, damals in Frankreich ganz im Argen lag. Graf Dürckheim leitete in Metz vor der Cernirung und später in Paris den Depeschendienst, während derweilen zwei seiner Söhne im Kampfe für das Adoptivvaterland blieben und sein Besitzthum gänzlich zerstört wurde.

Die Rückkehr zum Stamm-Vaterlande, welches ja die Verwüstungen in den wiedereroberten Provinzen nach Kräften gut zu machen versuchte, entschädigte den Grafen Dürckheim nicht nur für die materiellen, sondern auch für die ideellen Verluste, welche er durch die Trennung von Frankreich erfuhr. Er wurde ein begeisterter Deutscher, dessen Einfluß auf seine Heimathsprovinz man in Berlin wohl zu schätzen und durch mehrmalige Missionen zu verwerthen wußte. Goldene Worte sind es, die der Autor am Schlusse seiner „Erinnerungen" über Elsaß-Lothringen und seine Deutschwerdung sagt. Er tadelt die bisherige Art der deutschen Verwaltung, besonders den merkwürdigen Versuch Manteuffel's, des bon vieux, wie ihn die französirenden Elsässer nannten, durch Liebkosung der Letzteren die Sympathien für Deutschland zu gewinnen. Die Bauern sagten über diesen Versuch einfach in ihrem Dialekte: „Es scheint, die Ditsche welle uns nit b'halte, wil sie so welsch thun."

„Wer kann sich noch wundern, daß die Wahlen von 1887 für den Reichstag so schön ausgefallen sind? Sie mußten ja so ausfallen. Der Haupteinfluß war schon seit 14 Jahren blindlings in die Hände der feindlichen Liga gegeben worden, die mit den Ultramontanen gemeinsame Sache macht.... Doch genug von dieser verfehlten Erziehungsmethode der vergangenen Jahre! wir wollen hoffen, daß die Erfahrung klug gemacht hat; daß ohne gehässige Reaction Deutschland dem Elsaß endlich begreiflich machen wird, daß es keine Schmach ist ein Deutscher zu sein. Ein stärkeres allgemeines Selbstbewußtsein muß alle Glieder des deutschen Reiches begeistern, damit es wieder sogar im Lande der Chauvinisten heißen darf: Deutschland über Alles! Deutschland hoch!"

Wie Recht hat der alte Edelmann mit diesen Worten, daß nur durch Stärkung des Allgemeingefühls, durch Aufhebung der particularistischen Bestrebungen im Mutterlande auch das patriotische Bewußtsein der neuen Reichslande geweckt und gekräftigt werden kann!

Wir verlassen hier den Autobiographen. Er fügt noch eine Schilderung des schönen, friedlichen Lebensabends an, der ihm beschieden ist. Gewiß hat ein Mann von solcher Reinheit der Gesinnung, von solcher tüchtigen und edlen Begeisterungsfähigkeit für die idealen Güter des Lebens, wie sie in den „Erinnerungen" zum Ausdrucke gelangen, ihn nicht anders verdient. Möchten uns doch aus den Reichslanden noch manchmal ähnliche Beweise echten Deutschthums zu Gesicht kommen, noch manchmal ähnliche Stimmen in die Ohren klingen!

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Primadonnen auf der Bühne und zu Hause.

(Pauline Lucca. Etelka Gerster. Adelina Patti. Marcella Sembrich.)

(Schluß.)

Im Februar 1877 erhielt ich eine Karte „Etelka Gerster" mit einem Brief des mir befreundeten Gesangslehrers Marchesi aus Wien, der mir die junge Dame, seine Schülerin, besonders warm empfahl. Sie war von dem damaligen Pächter des Krolltheaters, Bial, mit einer italienischen Operngesellschaft angeworben, an deren Spitze der Dottore Gardini stand. Ich erinnere mich nicht mehr genau aller Ursachen, die mich von der ersten Vorstellung fernhielten; Mißtrauen gegen eine italienische Wanderoper bei Kroll und die sichere Erwartung eines raschen Endes war eine der maßgebenden. Eine überaus warme Besprechung aus der Feder des Professors Engel in der „Vossischen Zeitung" bewog mich, der zweiten Vorstellung beizuwohnen. Frostige Leere herrschte im großen, damals recht spärlich beleuchteten Saale, der Anblick, verbunden mit der Erwartung, die alte, abgesungene „Somnambula" von unbekannten Sängern zu hören, wirkte nicht erwärmend. Aber die ersten Töne der Gerster erregten meine Aufmerksamkeit; und das kleine Solo des Bassisten Bagaggiolo entzückten mich; dieser treffliche Künstler, der eine herrliche Stimme mit edlem Vortrage vereinigte, ward leider nach einem Jahre geisteskrank und endigte im Irrenhause. — Nach dem Finale des dritten Actes stand es mir außer allem Zweifel, daß die Gerster in Berlin große Triumphe feiern würde. Ihr ganzes Wesen und ihre Gesangsweise waren damals, d. h. bei ihrem ersten Erscheinen, ganz die, welchen die Berliner Gesellschaft warme Sympathie entgegen bringt. Sie war durchaus nicht schön zu nennen, ihre mageren Züge mit den hervorstehenden Backenknochen trugen mehr das Gepräge deutsch-slavischer, als echt ungarischer Abstammung (sie ist in Kaschau geboren), dem Wuchse fehlte das elegante Ebenmaß. Dennoch übte sie einen sanften Zauber des mädchenhaft Reinen aus, und der sanfte Blick des Auges stimmte sofort das Publikum zu ihren Gunsten. Auch die Stimme gehörte durchaus nicht zu den glänzenden, wie sie von einer prima donna assoluta erwartet ward; aber sie hatte einen eigenthümlichen lieblichen Klang, und die unvergleichliche Reinheit des Tonansatzes erschien wie eine Naturgabe, als ein tonlicher Ausdruck des Inneren. Dabei war die Coloratur vollendet, der Vortrag, besonders an den empfindungsreichen Stellen, ungemein anmuthig und innig; für Leidenschaftliches fehlte ihr sowohl die Kraft der Stimme, als auch das Temperament.

Wie schon oben gesagt, die ersten Vorstellungen der italienischen Operngesellschaft waren ganz schlecht besucht. Aber binnen Kurzem regten die begeisterten Zeitungsberichte, unter denen die in der „Gegenwart" und in der „Tribüne" den größten Preis verkündeten, die allgemeine Aufmerksamkeit an, das Publikum strömte zu Kroll, die Gerster ward Mode, und nach drei Wochen, in den letzten Vorstellungen, glich die Bühne

Digitized by Google

einem Blumengarten. Damals war diese Primadonna noch ein wahrhaftes Muster ungekünstelter Bescheidenheit — und kaum ein Jahr später, wie sehr verändert!

Sie hatte ihren Impresario, den Cavalière Dottore Gardini, geheirathet, dem eine sehr freundschaftliche Schätzung 45 Jahre zuwog, während sie etwa 23 zählte; sie war eine „Primadonna" sehr assoluta geworden, die nicht bloß sich von der Königl. Oper 2400 Mark für jedes Gastspiel bezahlen ließ, sondern auch in ihren Gesprächen einen ganz anderen Ton durchklingen ließ, immer lange Klagen von Intriguen vorbrachte, die gegen sie gesponnen sein sollten, und sich von der leisesten Bemerkung, die nicht eitel Lob und Preis sang, empfindlichst berührt fühlte. Das zarte Figürchen zeigte Spuren von Wohlbeleibtheit, die mit den Jahren immer mehr zunahm. Sie wirkte noch dies eine Mal auf der Bühne mit glänzendem Erfolge, doch erregte sie nicht mehr die Begeisterung, die ihr erstes Erscheinen am Krolltheater hervorgerufen hatte; der Zauber der Persönlichkeit war im Schwinden; und als sie nach einigen Jahren wiederkam und im Wintergarten Concerte gab, vermochte sie kaum mehr das Publikum zu erwärmen; sie sang noch Taubert'sche Kinderlieder, aber sie war nicht mehr kindlich! Und seufzend fragte sich mancher ehemals begeisterte Verehrer, wie es möglich, daß eine solche Umwandlung geschehen konnte! Jetzt ist sie fast verschollen, ich habe seit langer Zeit nichts von ihrem künstlerischen Wirken vernommen; aber manchmal taucht in meiner Erinnerung das Bild des lieblichen Mädchens auf, das, von einem Kränzeblumenmeer umgeben auf der Kroll'schen Bühne, mit Freudenthränen in den Augen, die Hände auf die Brust gefaltet, mit bebender Stimme hinabrief: „Habt Dank, Ihr lieben Berliner" — — Quantum mutata ab illa!

Adelina Patti habe ich zuerst im Jahre 1863 kennen lernen, als die Neunzehnjährige in der Königl. Oper gastspielte. Ich war verhindert, sie zu hören, ein Freund, der italienische Gesangslehrer Leoni, sprach mit größter Begeisterung von diesem „kleinen Genie", dem er die glänzendste Zukunft prophezeite, und meinte, ich müßte sie persönlich kennen lernen, sie wäre auch außerhalb der Bühne „un piccolo miracolo". Er hatte meinen Besuch ihrem ihm lange befreundeten Vater angekündigt; ich ward also sehr freundlich empfangen.

Die Familie Patti wohnte damals im Hôtel de Rome, dessen Besitzer Mühling, Sohn des einst berühmten Theaterdirectors und der selbst eine Zeit lang beim Theater thätig gewesen, noch heute sich als College aller Künstler betrachtet und bewährt. Ich traf den alten Patti beim Patiencelegen und Adelinen mit allerlei Handarbeiten beschäftigt, die sie alle Minuten wechselte, wie ein Kinderspielzeug; wer hätte in diesem naiven, liebenswürdigen Mädchen die spätere Marquise de Caux, nun Signora Nicolini vorgeahnt?!

Im Winter 1878 erschien Adelina Patti das zweite Mal in Berlin, und zwar auf dem Krolltheater unter Bial's Direction. Trotz der sehr hohen Eintrittspreise war der große Saal gleich am ersten Abende vollständig gefüllt. Der musikalische Theil des Publikums war herbeigeeilt, um die berühmteste italienische Sängerin zu hören, die elegante Welt brannte vor Neugierde, die Dame zu sehen, welche so ganz ohne Zaudern ihrem Gemahle, einem großen Herrn aus altadeligen Geschlechte, den Abschied gegeben hatte, um ihrer Neigung für einen Sänger frei folgen zu können. Der Enthusiasmus war ein allgemeiner, vielleicht noch stärker auf der Seite des musikalischen Publikums. Adelina Patti stand damals auf der Höhe ihrer Kunst und sie sang auch so zu sagen im Hinblick auf deutsche Geschmacksrichtung, ohne jegliches Effectsuchen.

Die Patti und Herr Nicolini hatten mir ihre Karten gesendet, auch war ihr damaliger Geschäftsführer Franchi bei mir gewesen, ohne mich zu Hause zu finden. Nach der ersten Vorstellung ging ich in den Kaiserhof, wo die Diva eine vollständige Wohnung im ersten Stockwerke inne hatte, um ihr die Huldigung meines Enthusiasmus darzubringen. Der Portier des Gasthauses sandte einen jungen Kellner mit mir, der mich dem anmeldenden „Kammerdiener" vorstellen sollte. Dieser, ein schwarzgelockter Bursche von 25 Jahren, mit einem der frechsten Gesichter, die mir je vorgekommen, maß mich von oben bis unten und sagte: „On ne reçoit pas". Ich wandte mich, ging zum Portier hinab und gab ihm zwei Karten für Madame Patti und Herrn Franchi mit dem Bedeuten, daß ich bei nächster Gelegenheit öffentlich den Rath ertheilen würde, man möge sich einen weniger frechen Kammerdiener anschaffen. Es verging keine Stunde, da waren Herr Franchi und ein zweiter Secretär der Frau Patti bei mir mit einer Karte der Künstlerin: „Tausend Entschuldigungen und Einladung zum Diner" in der nächsten Woche. Sie erzählten mir, es wären seit dem Tage ihrer Ankunft eine derartige Masse von Gesuchen (vulgo „Bettelbriefen") eingelaufen, daß strenger Auftrag gegeben ward, alle nicht von Mad. Patti ausdrücklich genannte Personen abzuweisen. Mir erschien diese Erklärung zum mindesten sonderbar; eine Künstlerin mit solchen Einnahmen, solch' vornehmem Haushalte und zwei Secretären, konnte doch einen dieser beiden beauftragen, die sich meldenden Leute zu empfangen und zu befragen, anstatt einem frechen Diener das Amt zu überlassen (der, wie mir später versichert ward, unter Herrn Nicolini's besonderem Schutze stand). Doch schien mir jede weitere Bemerkung nutzlos, ich bemerkte bloß lachend: „Hoffentlich wird der domestique mich nicht mehr für einen Bittsteller (petitionnaire) halten."

Das Diner bei Adelina Patti gehörte zu den unterhaltendsten und interessantesten meiner Künstlerlaufbahn. Es fand im Erdgeschosse des Hôtels, in eigens für den Abend gemietheten Räumen, statt. Adelina war bezaubernd, sie beehrte mich mit besonderer Aufmerksamkeit, erzählte mir von der Sammlung Volkslieder, die sie sich angelegt hatte, und meinte: „Ich singe jetzt französische, italienische, englische, spanische, selbst russische und hoffentlich bald deutsche Volkslieder." „Donc Vous en chantez (enchantez) dans toutes les langues," bemerkte ich. Ob dieses Wortspiel mir die Ehre verschaffte, Adelina zu Tische zu führen (so berichteten die Zeitungen), weiß ich nicht; nach meinem Dafürhalten hatte sie mich als den ältesten der Gäste gewählt. Während des Mahls führte sie das Gespräch, und sprudelnd kamen geistreiche Bemerkungen und Witzworte aus ihrem Munde. So z. B. sagte sie einmal auf ihren oben erwähnten Geschäftsführer weisend: „Das ist mein Geldvormund; er heißt zwar Franchi, in Deutschland jedoch ist er für die Marchi" (Mark); dann flüsterte sie mir zu: „Für die Marchi (mit dem Accent auf der ersten Silbe) bin ich auch, nicht aber für die Marquis" (mit dem Accent auf der zweiten Silbe; Anspielung auf ihren Gemahl Marquis de Caux). Nach dem Diner begab sich die Gesellschaft in die Wohnung der Gefeierten, es wurde Kaffee getrunken; zuletzt sang sie ein paar Liedchen, trotz des Qualms, der den Salon erfüllte. Spät nach Mitternacht schieden die Gäste von der entzückenden Künstlerin.

In größeren Gesellschaftskreisen war Adelina nicht immer so liebenswürdig. Besonders wenn sie merkte, daß man sie eingeladen hatte, um mit ihr zu paradiren, oder gar in der Hoffnung, daß sie singen werde, konnte sie sich ziemlich unwirsch zeigen, setzte sich in einen Winkel, rief ein paar Personen heran, die ihr nahestanden, und führte mit diesen ein lebhaftes Gespräch, ohne die andere Gesellschaft weiter zu beachten. — Sie war eben immer eine höchst liebenswürdige Despotin.

Von Herrn Nicolini, den jetzigen Gemahl der Diva, für den sie immer die größte Zärtlichkeit kundgab, dessen Mitwirkung sie allen Directionen und Intendanzen aufzwang, kann ich an dieser Stelle nur sagen, daß er gegen mich und meine Frau (die bei der zweiten Anwesenheit Adelinens viel mit ihr verkehrte) sich ganz besonders liebenswürdig zeigte, ich aber kein Vertrauen zu ihm fassen konnte. Personen, welche ihn genau zu kennen behaupten, versicherten zu öfteren Malen, daß er einen nicht günstigen Einfluß auf die Künstlerin übe, daß er besonders darauf bedacht sei, jede freundschaftliche Annäherung zwischen ihr und anderen Frauen zu verhindern. Ich kann keine endgiltige Meinung über ihn aussprechen. Ich für meinen Theil will hier nur eine unbekannte, aber ganz sichere und komische Thatsache von Herrn Nicolini berichten. Er wollte nicht bloß als Sänger glänzen, sondern auch als — — Er-

Digitized by Google

finder einer neuen Haarwuchspommade. In London kündigte er einen „Haarwiederbeleber, entdeckt von Herrn Ernst Nicolini“ an. „Sichere Heilung der Kahlheit“ (Capillary Regenerator, Discovered by Signor E. Nicolini. A certain cure for baldness.)*) „Neue Aera in der Geschichte des menschlichen Haares.“ „Keine Marktschreierei“, „unfehlbare Wirkung“ u. s. w. u. s. w. Ein Herr V. E. Stevens, 98 Park Street Grosvenor square, war mit der Vertheilung und Anwendung dieses Wundermittels betraut. Adelina Patti war, wie von der Schönheit des Gesanges ihres Freundes, so auch von der Unfehlbarkeit seiner Pommade dermaßen überzeugt, daß sie mit voller Bestimmtheit meinem Kahlkopfe den schönsten Haarwuchs prophezeite, wenn ich jene brauchen wollte. Nicolini wies mich an den obbenannten Londoner Friseur, dem allein die Verfügung über das Mittel zukam und verbot Adelinen, mir die Zusammensetzung zu verrathen, doch sie konnte nicht umhin, mir den Hauptbestandtheil anzudeuten. Ich versuchte den Gebrauch, bekam starkes Kopfweh und verlor noch einige von den sehr wenigen Haaren, die mir geblieben. Seither ist mir keine Kunde geworden, ob irgend Jemand „die sichere Heilung dieses Haarwiederbelebers“ an sich erprobt hat. Nicolini ist jetzt der Gemahl Adelinens, und wird wohl die partnership mit dem Friseur gelöst haben. Adelina aber, von der eine Zeit lang eine „Abschiedsrundreise“ in Deutschland vielfach angekündigt war, ist nicht gekommen; vielleicht sind ihr die Triumphe der Marcella Sembrich als ein bedenkliches Gegengewicht erschienen, zumal, den Berichten aus allen Gegenden zufolge, ihre Stimme in den letzten Jahren an Frische und Kraft eingebüßt hat.

Was soll ich nun von Marcella Sembrich sagen? Ihrer in mancher Hinsicht unvergleichliche Gesangskunst kann ich an dieser Stelle keiner Beschreibung widmen, da ja der Schwerpunkt dieser Aufzeichnungen — wie die Ueberschrift deutlich ankündigt — nicht in Kunstbetrachtungen liegt. Nur das Eine will ich sagen, daß nach voller Ueberzeugung diese Reinheit, diese Gesangsfreudigkeit an den schwierigsten Aufgaben einerseits, und anderseits dieser schöne, aller Künstelei ferngehaltene Vortrag der klassischen Arien und Lieder nicht allein mit der schönen Stimme und dem Studium zu erreichen waren, sondern auch aus dem Gemüthe geschöpft werden mußten.

Und wahrlich ein braves, ein herrliches Gemüth muß die Künstlerin besitzen, die erst nach jahrelangen Kämpfen zu großen Erfolgen und Ehren gelangt ist; die zuerst zur Klavierspielerin und Geigerin herangezogen, spät, fast zufällig ihre Stimme entdeckt hat; die im Anfange ihrer Bühnenlaufbahn von denselben Directoren und Intendanten, die sich heute um ihre Gastspiele bewerben, als unansehnlich und wenig versprechend abgewiesen wurde; die, noch unmittelbar vor ihren ersten Triumphen, an der Dresdner Hofbühne nicht zur Geltung gelangen konnte; und die nunmehr jetzt auf der Höhe des Ruhmes und glänzendsten Einkünfte ihre volle natürliche Bescheidenheit bewahrt, und so gar nichts von der Primadonna, von der Theaterfürstin angenommen hat; die mit vollen Händen Wohlthaten ausstreut; die unähnlich ihrer berühmten Colleginnen (vide Lucca-Hülsenfond-Concert), eingedenk der selbsterlebten früheren Nothtage, Tausende hingibt an Orchester-, Chor- und Schriftsteller-Stiftungen, für arme Geistes-Arbeiter; ein seltenstes, ja einzig dastehendes leuchtendes Beispiel für alle Zeiten!

Meine persönlichen Beziehungen zu der edlen Künstlerin wurden durch einen eigenthümlichen Zwischenfall eingeleitet. In Erinnerung an die Erfahrungen mit anderen Primadonnen hatte ich den Besuch des Gemahles der Frau Sembrich, des gar braven und liebenswürdigen Herrn Stengel gar nicht erwiedert, also die Absicht meines Fernhaltens deutlich zu erkennen gegeben. Ihre Triumphe im Krolltheater meldete ich mit der gebührenden Anerkennung; weiter Annäherung ward von beiden Seiten vermieden. Doch als die Künstlerin nach diesen Triumphen und nach zwei rühmlichsten Vorstellungen für wohlthätige Zwecke die glänzendsten Anerbietungen des Director Engel für Fortsetzung des Gastspieles ausschlug, um „nunmehr mit Ruhe ihrer Familie zu leben“, gab ich meiner Bewunderung solch hochkünstlerischen Gebahrens, solch gar nicht Primadonnen-artiger, bürgerlich-edler Gesinnung ungeheuchelten Ausdruck, „gerade weil ich nicht zu den ganz unbedingten Verehrern gehörte“. Und da kam der brave Herr Stengel zu mir mit dem Ersuchen seiner lieben Frau, mir persönlich zu danken für die Anerkennung. Seit jenem Tage begann unsere persönliche Bekanntschaft.

Wem je die Freude vergönnt war, Marcella Sembrich in ihrem häuslichen Kreise zu beobachten, als Gattin, Mutter, Vorstand des Haushaltes, wer sie je in ihrem traulichen Sommeraufenthalte in Kleinzschachwitz besucht hat, der wird mit mir übereinstimmen, daß dieser Frau die allen Primadonnen versagte Gabe geschenkt war: über ihre Umgebung behaglich heitere, ruhige Stimmung zu verbreiten. Man kann stundenlang mit dem Ehepaare verkehren, ohne ein Wort über Theater, Coulissengeschichten, Witzworte über Colleginnen u. dgl. zu vernehmen. Ihr ganzes Wesen athmet Freude am Dasein, an der glücklichen Ehe, an den Kindern, an der schönen Natur. Und während man im Gespräche mit genialen und geistsprühenden Primadonnen nie vergessen darf, daß man einer berühmten, gefeierten Künstlerin gegenübersteht, wird man bei Marcella Sembrich von dem schönen Gefühle durchdrungen, daß eine treffliche Frau größtes Kunsttalent mit edlem, weiblichem Gemüthe verbindet.

*) Ich besitze ein gedrucktes Exemplar dieser zwei Seiten umfassenden Ankündigung.

Feuilleton.

In der elften Stunde.

Von Oscar Levertin.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. v. Bröndsted.

„Nein, Du langer Satan! Komm mir nicht nahe — — »Mörder!« — — Was sagtest Du? — — »Mörder!« — — »Du willst meine Faust fühlen, merke ich!« — — »Sacrénom!« — — Schmeckte es gut, was? Fiel er? Nein! — — Leichenblaß — — Puh! klebrich, abscheulich! widerlich! — — Tropfen auf Tropfen sickert auf die Diele des Wirthshauses, roth und warm ... Allmächtiger Gott im Himmel, der Kerl ist todt!... Ermordet! Fort, fort!... Das Dampfschiff geht heute Abend ab. Wer kennt ihn in Schweden?... Schnell!... Ob sie wohl die Capitänsmütze kennen?... Schneller!... Mein Gott, sie ergreifen mich, sperren mich ein ... Schneller, schneller in Jesu Namen ... Gnade!“ ...

Hier schlug der ehemalige Schiffscapitän Hedenberg seine Hand hart gegen den Bettpfosten und erhob sich, die Augen geschlossen und das Hemd, wie ein von Schweiß triefender Lappen, am Rücken festgeklebt. Blaß, zum Tode erschrocken, noch bebend in der quälenden Angst des Traumes, fuhr er aus dem Schlafe auf. Das eben Geträumte verbreitete seinen phantastischen Schleier noch überall um ihn her und die scharfe Kante eines Schrankes, die er vor sich sah, erschien ihm durch die ausgeschnittene Ecke des Gesimses, als ein hoher langer Mann in braunem Anzug, tabaksbrauner Weste und schnupftabaksfarbenem Rock. Der große Mann hatte ein häßlich grinsendes, verzerrtes und mit einem dünnen rothen Kinnbart versehenes Gesicht, das hoch oben auf dem wackeligen, hageren Körper, wie ein abgeschälter Griff an der Spitze eines Rohrstockes saß. Und die kleinen, mephistophelischen, tiefliegenden Augen, die so boshaft, so herzlos blinzelten und ihn so höhnisch anblickten, während die dünnen Lippen ein sardonisches Lächeln kräuselte, so daß die gelben und mit Weinstein besetzten Backenzähne sichtbar wurden. — — —

Ein kalter Schauer schüttelte den Mann im Bette, wie ein Espenlaub. Sein Herz klopfte, seine Kniee schlugen gegen einander. Er hatte die Knie unter das Kinn hinaufgezogen und kroch wie ein finsterscheues Kind in wahnsinniger Furcht zwischen die Kissen, und erst als sein Kopf

Digitized by Google

machtlos auf das Kopfkissen zurücksank, merkte er, daß er nur die Kante eines Schrankes gesehen hatte. — Dann seufzte er vor Befriedigung leise auf und sah, indem er den Blick im Zimmer herumschweifen ließ, wie jedes Möbel — das Sopha, die Stühle, Tische und was sonst im Zimmer war — wieder die gewöhnliche Form annahm und plötzlich wurde es ihm klar, daß er nur geträumt, daß er ja ganz harmlos in seinem Bette im Grand Hotel du Louvre in Marseille lag. Die fieberhafte Spannung der Gesichtszüge verschwand. Eine unüberwindliche Mattigkeit ergriff alle seine Glieder. Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen, aber es mißlang. Sein Athem war zu knapp und kurz und es röchelte und pfiff in seiner Brust, wie in einem schlechten Instrument, das unter den Fingern eines brutalen Stimmers aufkreischt. Vergebens versuchte er durch Verfolgung der verschlungenen Ornamente der Tapeten, durch unermüdliches Anstarren des Uhrzeigers, der in zierlichen, kleinen Sprüngen die Scheibe der auf dem Kamine stehenden Uhr durchmaß, sich in den Schlaf zu arbeiten. Nein, es war unmöglich. Und um das Unglück zu vervollständigen, fiel das Sonnenlicht durch die grasgrünen Sprossen der Jalousien in das Zimmer herein und zeichnete glänzende Flecke hier und dort auf Gardinen und Teppiche. Der wohlfeile Hotelluxus des Zimmers bekam ein gewinnendes Relief von Lustigkeit, und die Helle verursachte in ihrer ganzen südländischen, brutalen Lichtstärke einen brennenden Schmerz in den Augenlidern des Kranken.

Capitän Hedenberg nahm seine Bibel und las halblaut einige Seiten mit seiner pfeifenden, asthmatischen Stimme. Dann stand er auf und zog sich an. Einen Augenblick sah er in den Hotelhof hinab, wo das Leben schon in vollem Gange war mit kommenden und gehenden Fuhrwerken, mit eilenden, schwatzenden und sitzenden Gruppen aller Nationalitäten. Denn hier, innerhalb der sonnenbeschienenen Hotelfassade wogte das bunte Touristenleben einer Weltstadt hin und her. Der Hoteldirector stand in seiner Thür, die Hände in den Hosentaschen, der Portier in der seinigen, die Hände in dem Livréerock. Ein Kellner in schwarzem Frack mit Zwirnhandschuhen balancirte leicht auf den Fußspitzen wie ein Solotänzer quer über den Asphaltdamm des Hofes, während er so sorgfältig, wie die Pathe ihr Pathenkind auf dem Arme hält, eine staubige Rothweinflasche, sorgfältig in eine Serviette eingewickelt, trug. Einige Reisende mit hellen Röcken, blonden Kinnbärten, die Reisehandbücher in ihren Derbyhandschuhen haltend, wanderten hinaus durch die Pforte. Und der grüne Papagei schlug mit den Flügeln und grüßte die abfahrenden Omnibusse mit dem ewigen monotonen: „au revoir!“

Hedenberg ging nach vorne gebückt, hustend und spuckend mit seinem Plaid über den Schultern in's Nebenzimmer. Hier saß seine dreizehnjährige Tochter am Caffetische.

„Guten Morgen Papa!“ rief sie ihm entgegen, als er über die Schwelle trat, „Guten Morgen, guten Morgen!“

„Guten Morgen, liebe Signe,“ antwortete der Vater und strich mit seiner mageren Hand mit den geschwollenen Adern über das Haar des Mädchens. „Bist Du schon fertig, dann hast Du wohl kaum richtig ausgeschlafen?“

„Ja, gewiß!“

„Nun, das war ja schön! ... Aber sage mir, wie fühlst Du Dich hier in Marseille? Gut? — — Hm, hm, keine gute Farbe in den Wangen! Hast Du das Fieber? Wie geht es eigentlich meinen lieben kleinen Mädchen?“

„Danke! heute bin ich ganz wohl, aber Du Vater, wie hast Du heute Nacht geschlafen?“

„O, ganz gut.“

„Vater, Vater, warum sagst Du das? Ich hörte Dich heute Nacht so lange husten und ächzen.“

„Das hat nichts zu bedeuten, liebes Kind, gar nichts! Aber dann lagst Du also auch wach?“

„Ja, ich kann nichts dafür! Ich muß es sagen, obgleich ich weiß, daß es Dir weh thut — — Das Athmen fiel mir so schwer heute Nacht, es lag mir so bleiern auf der Brust. Ich mußte aufstehen und in dem Zimmer hin- und hergehen.“

Mit unterdrücktem Weinen und zitternden Lippen schmiegte das Mädchen sich an den Vater, und er legte seinen Arm um ihren Leib und suchte sie mit seinen Liebkosungen zu beruhigen. Und mit einem erstickendem Schmerzgefühl, dessen nagende Bitterkeit sich fortwährend vermehrte, betrachtete der Vater das abgezehrte, frühreife Gesicht seines einzigen Kindes. Ihre Augen hatten einen heißen, stechenden Glanz, die Backenknochen standen hervor und das Kinn hob sich spitz und scharf über der flachen eingesunkenen Brust empor.

Uebrigens hatten sie mit einander viel Aehnlichkeit, Vater und Tochter, wie sie da standen neben einander. Dasselbe glatte, braune Haar, derselbe gebogene, fleischige Mund, dieselbe gerade Nase mit den zitternden Nasenflügeln, und dieselbe Krankheit, das plötzliche unnatürliche Erröthen der Wangen, — — dieselbe durchsichtige weiße Hautfarbe der Hände und des Gesichts, derselbe bläuliche erfrorene Farbenton der Lippen verliehen ihnen eine frappante Aehnlichkeit.

Hedenberg neigte sich herab, küßte die Stirne des Kindes und flüsterte ihm mit leiser murmelnder Stimme in's Ohr: „Mein armes, kleines Mädchen! ... Mein süßes Herz ... Aber sage mir ein's, Signe ... antworte mir aufrichtig. Hast Du gestern Abend Dein Abendgebet auch mit Aufmerksamkeit gebetet?“

„Ja, Vater, ich betete für Dich und für mich und für uns Alle. Und Mutter las mir ein Capitel aus der Bibel vor, bevor ich mich zur Ruhe begab.“

„Das war recht, liebe Signe; thue nur immer so — und der gute gerechte Gott da droben wird Dir helfen und Dich hier unten in der Sonnenwärme gesund machen. Glaubst Du nicht selbst daran, mein Kind?“

„Ja—a, Vater,“ erwiderte das Mädchen scheu und starrte wie abwesend gerade vor sich hin mit ihren brennenden fieberheißen Augen.

„Ist Mutter nach einem Arzt gegangen?“

„Ja, aber sie versprach sofort zurückzukommen.“

„Ach, so ...“

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür und Frau Hedenberg trat ein.

Es war eine große, magere, einige dreißig Jahr alte Frau mit scharfen habichtähnlichen Gesichtszügen, dünnen, zusammengepreßten Lippen und glattem, wachsgelbem Haar, das so fahl war, daß es sich von dem farblosen Marmorteint des Gesichts fast nicht unterschied.

„Der Arzt kommt später am Vormittage,“ fing sie an. „Er versprach nach einem tüchtigen Arzte zu schicken — Robida, so glaube ich, hieß er.“

„Nun, das ist gut! Ich danke Dir Bertha!“

Es entstand eine Pause. Hedenberg liebkoste Signe, aber nur mechanisch, wie man aus der Leblosigkeit der großen starrenden Augen ersehen konnte. Endlich schien das Mädchen dies auch zu bemerken, sie machte sich los und ging zum Fenster hin.

„Ich glaube, ich gehe in mein Zimmer,“ meinte Hedenberg. „Ich bin so müde! — — Gehst Du mit Bertha?“

„Ja, aber was wird Signe sich indessen vornehmen?“

„Ich wollte an Großmama schreiben.“

„So—o!“

„Ja, thue es, mein Kind; auf Wiedersehen so lange, kleine Signe!“

„Adieu, Vater!“

Aber während das Mädchen über dem Papier gebeugt dasaß mit gewissenhaftem Ernste, wie eine junge Frau, die das Zeugniß ihres ersten Dienstmädchens schreibt, den Brief buchstabirend, begannen Hedenberg und seine Frau im Zimmer nebenan ein leises Gespräch — er lag auf dem Bette; sie saß in der Fensternische mit ihrer Häkelarbeit im Schoße, den Kopf fast bis auf die Knie gebeugt in einer seltsam gezwungenen Stellung.

„Willst Du schlafen, Frederik?“

„Nein, das kann ich wohl nicht.“

„Ach, versuche es doch! Du lagst ja fast die ganze Nacht wach.“

„Glaubtest Du, ich würde hier — in Marseille schlafen können?“

Ein unheimliches Feuer flammte in Hedenberg's Augen. Er rang krampfhaft die Hände, die Lippen bewegten sich.

„Nein, um die Wahrheit zu sagen, ich habe es zu hoffen nicht ge-

Digitized by Google

wagt," antwortete die Frau und hielt die Hände wie abwehrend vor die Augen.

„Schlafen, sagtest Du? Schlafen? Nein, nein, nein, nein! Nicht schlafen! Oh, Gott sei mir gnädig!" fuhr Hedenberg immer aufgeregter und am ganzen Körper zitternd, fort. „Oh, wie sollte es auch möglich sein? Sobald ich nur einen Augenblick die Augen schließe, so sehe ich seinen Kopf sich über mich beugen, verwundet, blutig — — — Oh — — oh, es ist als ob eine todeskalte Hand mit langen Fingern — welken — nach mir greife, und wenn sie meinen Körper streift, dann ist es, als ob Alles verwelken sollte. Als ob Geschwüre an Armen und Füßen aufbrechen müßten — — — hm! Es trieft von Eiter .... die Glieder schwellen auf, verwandeln sich in unförmliche Fleischklumpen! ... Gott im Himmel, ich kann es nicht länger aushalten — — — Herr, erbarme Dich, Christus erbarme Dich, denn ... ich ... kann ... nicht ... mehr."

Und er brach in ein krampfhaftes Weinen aus, riß sich schluchzend die Haare und biß stöhnend in die Bettkissen.

Aber die Frau am Fenster, die arme magere zitternde Frauengestalt fiel mehr und mehr zusammen, mit schlaff herabhängenden Armen, wie ein Bündel Kleider ohne Kraft. Weshalb schwieg sie doch, hatte sie denn kein Wort des Trostes für ihn? — — — Oh, einen Tag meines Lebens für solch ein einziges Wort, lindernd, labend, heilend, wie ein Blick eines liebevollen Auges, wohlthuend wie der Händedruck eines Freundes! Nichts aber konnte sie finden, nichts! Nein, fort waren sie alle, alle die Worte des Mitgefühls, ausgelöscht aus ihrer Seele, ausgetrocknet auf ihrer Zunge, fort!

Und während der Mann sich krampfhaft auf dem Bette wand, sah sie deutlicher und deutlicher jene Vision, die seit Jahren die Qual ihres Lebens gewesen, die ihr Dasein rettungslos zerstört hatte ... Ja, Ja, schreien möchte sie, so deutlich sah ihre gequälte Phantasie, wie ihr Mann dem Franzosen die Todeswunde versetzte ... Ein Mörder, der Vater ihres Kindes, ein Mörder! ... Und gerade hier in Marseille war es geschehen.

Ein Matrosen-Café am Strande, unweit des Judenkirchhofes ... Der Wirth ist in den Keller gegangen nach einer frischen Flasche Limonade gazeuse. Hedenberg ist betrunken. Er ist allein mit Einem, der Absinth trinkt ... er fängt einen Streit an mit dem Absinthtrinker, einem großen, hageren Mann mit einem grinsenden Gesicht, rothem Kinnbart und gelben Zähnen ... das Werk eines Augenblickes ... da liegt er, die Eskilstunaklinge bis zum Griff in den Kopf gebohrt, gerade über der Nasenwurzel ... Und dann läuft Hedenberg ... Gott wie er läuft ... Und eine Stunde später geht der Dampfer.

Und wie sie halbliegend in ihrem Stuhl dem Muster des türkischen Teppichs folgt, fliegen alle ihre Lebenstage, freudlose und hoffnungslose, an ihren müden, ausdruckslosen Augen vorüber, mit den grausen Visionen finsterer Tage; wie sie seit zehn Jahren gewesen waren. Denn keinen Augenblick hörten die alten, nagenden Gedanken auf mit ihrer Qual, keinen Augenblick seit dem Frühjahr, als er so verändert, so blaß, scheu, mit stotternder Zunge, wie vom Schlage gerührt, zurückkehrte und nach und nach sie das Geheimniß aus ihm herauslockte, bis ihr die fürchterliche Wahrheit in ihrer ganzen grauenhaften Schauerlichkeit entgegengrinste .... Aber seit jener Zeit war es, als ob ein Dritter in das Haus eingezogen, ein Dritter, den die Welt nicht sah, der aber dennoch der despotische, unversöhnliche, herrschende Tyrann des ganzen Hauses wurde.

Und dieser Dritte war jener von Marseille, der Mann mit der langen Gestalt, die wie eine Riesenschlange sich von der Diele zur Decke erheben konnte, der Mann mit dem verzerrten Gesicht und der gähnenden Wunde in der Stirn, der ihr Blut in wahnsinnigem Schrecken erstarren ließ, einem Schrecken, der größer war, als der, welchen das furchtbarste Ungeheuer oder der Todtenkopf mit glühenden Kohlen in den leeren Augenhöhlen den Kindern einjagen kann, wenn sie während der Winterabende in der Dämmerstunde allein sind.

Und er, der Dritte, war vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Bewegung. Vom Bette erhob er sich zu derselben Zeit wie sie und zerstörte ihnen den Tag, indem er seine knöcherne Todtenhand zwischen die ihrigen legte, wenn sie einander „Guten Morgen" sagten ... Er saß am Mittagstische zwischen ihnen und verscheuchte mit einem Hohngrinsen den geringsten, heiteren Einfall, der das peinliche, ausgedehnte, allein gebietende Schweigen der Mahlzeit unterbrechen wollte. Er machte das Essen bitter, den Wein sauer — — — und wenn Fremde kamen, befand er sich auch in der Gesellschaft. In den finsteren Schatten entlegener Winkel lauerte er, guckte er durch die Thüren, schlich er sich durch Schlüssellöcher und erfüllte ihre Seelen mit einer wahnsinnigen Angst — — — und in der nächtlichen Stille, wenn sonst die Finsterniß liebevoll ihren Mantel über alles Elend und Unglück breitet, zischte er seinen heiseren Rachefluch über die Nachkommenschaft des Mannes und die Lebensfrucht des Weibes hervor, einen Fluch, der ihre Körper erzittern, der ihnen die Zunge im Munde trocken und die pochenden Schläfen von kaltem Schweiß feucht werden ließ.

Dann war die Krankheit gekommen, unversöhnlich, unabweislich, sie, sowohl Vater als Tochter, mit Krampf und Kraftlosigkeit schlagend. Der Same der Brustkrankheit, der in seiner Familie lange gekeimt hatte, entfaltete sich in diesen Jahren voll fortwährender Seelenangst, Verzweiflung und Spannung, und da lag er jetzt, von Schmerzen gefoltert, schlaflos, vernichtet — — — am meisten aber, grenzenlos grämten sie sich um ihr Kind, ihr einziges, unschuldiges Kind. Ach, das arme, arme Mädchen, welches von seiner Kindheit an kränklich und schwach gewesen, — das überspannte, seltsame Kind, welches bei dem geringsten tadelnden Worte sich in einem Nervenanfall niederwerfen, so herzzerreißend weinen und wie eine Irrsinnige mit den Armen in der Luft fechten konnte, — das arme Kind, das aufgewachsen war ohne etwas von all' dem zu kennen, was im Leben lächelnd und licht ist, unter dem Drucke einer unergründlichen Macht, die sie nicht begriff, einem geheimnißvollen Etwas, welches ihr frühreifer Gedanke ahnte, jenem furchtbaren Etwas, das alle Sonne aus ihrem Heim gebannt hatte und das ihre Eltern mitten in einem Gespräch zum Schweigen brachte, um nur zu beten und zu flehen.

Gebete! immer und immer dasselbe! Ja, blutige Thränen hatte die Frau über ihr Elend geweint, geweint als ob es das Leben gelte, aber jetzt war es, als wären ihre Thränenströme versiegt, als hätte der tägliche Schmerz, der unendliche Jammer sie gefühllos und hart gemacht, jetzt wo jeder Tropfen aus ihrem ausgezehrten Körper herausgepreßt war und ihr Gesicht mit jedem Tag mehr von der leblosen kalten Ruhe der Statue erhielt.

Während sie so über das jahrelange Weh ihres Lebens nachgrübelte, bewegte sie die Schultern und schüttelte den Kopf hin und her, dann fiel die Brust schlaff gegen ihre Kniee herab, so daß Ober- und Unterkörper gleichsam eine unbewegliche Linie bildeten, aus der das abgemagerte Gesicht mit der scharfen Adlernase wie das Haupt einer Sphinx in seiner todtblassen Traurigkeit, in seiner versteinerten Verzweiflung hervortrat. Aber eine Sphinx, die Niemand zu retten vermochte, denn es gab ja Niemand, der das erlösende Wort kannte. Nur sie selbst kannte es. Aber wie sollte sie es nennen, versteinert wie sie war? ...

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Berliner Possen und Volksstücke.

Der Versuch, ein specifisch Berliner Volksstück zu schaffen, scheint ebensowenig gelingen zu wollen, als es bisher gelang, einen echt Berliner Roman zu schreiben. Die seltsamsten dramatischen Gebilde haben wir jenem Versuche schon zu verdanken, wenn von Dank hier überhaupt die Rede sein kann; sie trafen alle nicht den richtigen Ton und mit Kopfschütteln wendete sich das einsichtigere Publikum von ihnen ab. Es ist vielleicht auch ganz unmöglich, für den Berliner Localtypus eine eigenthümliche und bezeichnende dramatische Form zu finden, denn gerade in bühnenkünstlerischer Hinsicht nährt sich das „neue Berlin", das Berlin nach 1871, durch die Zufuhr von Außen, wird es beeinflußt durch den Süden und den Westen, durch Wien und Paris. Das französische feinere Lustspiel, das Conversationsstück und auch die französische Zote sind unseren Ohren ebenso geläufig, als die derbe Wiener Komik mit ihren tausend faden Mätzchen und Wortspielen und die Wiener Volkssängerei auf der

Digitized by Google

Bühne mit ihrem oft sinnlosen Geplärre und ihren endlosen Walzermelodien. Und wie das Ohr unselbständig wurde, hat sich auch unser Auge an die Circuspracht der französischen Scenerie und an die Clownsprünge und das Gesichterschneiden der Wiener Komiker bereits so sehr gewöhnt, daß eine einfache und ihrem Inhalte nach höchst dürftige Posse uns als Ausstattungsstück geboten werden darf, daß ein Komiker nicht mehr wirkt, wenn er nicht zugleich die Künste eines Solotänzers beherrscht und daß in jedem sogenannten Volksstücke mindestens einigemale eine Schaar uniformirter Choristinnen auf der Bühne erscheinen muß, damit das Ganze „sehenswerth" wird. Es ist in der That nur ein abscheulicher Mischmasch von allen möglichen einheimischen und ausländischen „Künsten", der jetzt mit dem Titel „Posse" oder „Volksstück" belegt wird, und wenn in ihm noch einige drastische Figuren, die den märkischen Dialekt sprechen, ihre Kalauer reißen, oder die Handlung an der Spree sich abspielt, wird stolz von „Berliner Volksstück" oder „Berliner Posse" geredet, als hätte wirklich das ganz eigenthümliche und in seiner Eigenart schätzenswerthe Berliner Leben seinen dramatischen Ausdruck gefunden.

Die Kritik hat einen schweren Stand gegenüber diesen seltsamen Potpourris aus Operette, Lustspiel, Schwank, Circuspantomime und Zote, die sich mit jenen Titeln brüsten. Sie hat sich in den Tagesblättern bisher meistens auf bloße Referate beschränkt, die durch nimmermüde „Secretariatsnotizen" in den Theaternachrichten meistens in majorem Directoris gloriam vervollständigt und fortgesetzt werden, und hat also auf ihr eigentliches Amt verzichtet. Was soll auch ein einsichtsvoller und zugleich wahrer Kritiker über solche Stücke sagen, wenn er nur einigermaßen künstlerische Grundsätze hegt? Dieselben machen ja durchaus nicht den Anspruch, solchen Grundsätzen gerecht zu werden. Sie sind „gemacht", zusammengestoppelt und zugestutzt nach dem einzigen, schwerwiegenden und geldbringenden Grundsatze des „Ziehens"! Wird diese Scene ziehen, wird dieses Wort, dieses Couplet einschlagen? Das ist die große Frage, welche Autor und Director bei dem gemeinschaftlichen Verfassen des Stückes allein zu erörtern suchen; ob die Scene wahr ist und einen Inhalt hat, ob sie dem Ganzen entspricht und sich ihm folgerichtig einfügt, ob jenes Wort wirklich ein Witz oder nur ein höchst trivialer oder auch höchst zweideutiger Kalauer ist, der wie eine Bombe störend in das Behagen des Zuschauers hineinrasselt, was kümmert das Alles jene „Macher". Nur „wirken" muß es, verblüffen und erschrecken muß es, wie etwa der Salto mortale eines Clown; das nennt man dann Anregung der Nerven des Zuschauers, das nennt man dann „Schlagen" mit dem Kunstausdrucke. Was soll eine auf künstlerischen Grundsätzen beruhende Kritik gegenüber solchen Einwirkungen auf die Nerven thun?

Sie hätte allerdings schon viel thun können, seit Jahren, wenn sie ihre Pflicht immer streng erfüllt hätte. Ihr Einspruch hätte Manches im Keime unmöglich machen können, was jetzt, da es groß gewachsen, sich nicht so leicht wieder niedertreten läßt. Ihr Wort hätte jene Theaterdirectoren eingeschüchtert, deren gegen künstlerische Zwecke gleichgültige Geschäftspraxis diese theatralischen Orgien veranstaltete, ihr Tadel hätte den falschen Ruhm jener „Künstler" vernichtet, die sich jetzt wie die Pfauen blähen und als „Größen" aufspielen, weil sie durch ihre schlechten Scherze und zweideutigen Allüren die Häuser füllen. Die ernste Kritik hätte auch die sogenannten „Berliner" Possen und Volksstücke in ihrer eigentlichen Nichtigkeit und zweifelhaften Zusammensetzung unmöglich gemacht und vielleicht dadurch den Anlaß gegeben, daß eine Fortbildung jener älteren echt Berliner Posse, die noch auf künstlerischer Grundlage beruhte, in einfachen Formen stattgefunden hätte.

Aber die Kritik hat ihr Amt in dieser Hinsicht versäumt. Die Theatertheile der meisten unserer Tagesblätter gewähren jenen Circusstücken denselben Raum, wie den wirklich dramatischen Aufführungen, und so konnte es kommen, daß wir diese Mischmaschposse immer weiter vordringen und Platz greifen sehen. Ursprünglich war lediglich das Centraltheater ihre Stätte; seitdem ein Director dort reich geworden und die Zugkraft des in bunter Ausstattung vorgeführten Blödsinns sich als evident erwies, hat jetzt auch das Wallnertheater einmal den Versuch gemacht mit einer solchen „Berliner Posse", und siehe da! der Versuch bewährte sich: das inhaltlich ganz unbedeutende, ja höchst triviale Stück „Im neuen Berlin" füllte die Häuser; der „Climbim" — wie der Berliner sagt —, der um die Abenteuer eines Bierreisen machenden Strohwittwers gemacht wurde, „zog", und das Verderben kann nun seinen Gang weiter gehen. In der That hat es den Anschein, als ginge es diesen Gang. Das Ostendtheater hat bereits seine etwas edlere Tendenz, welche es sogar zu einer Stätte für Wildenbruch'sche Stücke machte, wieder aufgegeben und führt nun veraltete Possen mit Singsang auf und auch das Belle-Alliance-Theater cultivirt jetzt mit Felix Schweighofer als Gast das sogenannte „Volksstück". Dem Anzengruber'schen „Stahl und Stein", das dieser Bezeichnung wirklich entspricht, folgte auf der letztgenannten Bühne der „Rosenonkel", ein Volksstück in vier Acten von L. Treptow und L. Herrmann. Die Namen der Autoren verrathen, daß wir es hier mit einem „Berliner" Volksstück zu thun haben, und in der That zeigt es alle oben erwähnten Eigenschaften eines solchen. Eine triviale Idee ist verbrämt mit einem Mischmasch von Ausstattungskünsteleien, Couplets, schlechten Kalauern und sogar größeren Gesangseinlagen; auch die uniformirten Choristinnen fehlen nicht: diesmal sind es schwedische Sängerinnen. — Wird endlich das Berliner Publikum solcher Potpourris nicht müde werden? Die erste Aufführung des „Rosenonkels", die trotz des vortrefflichen Spieles Schweighofer's, eine nicht gerade enthusiasmirte Zuhörerschaft hatte, ließ die Hoffnung auf diese endlich eintretende Ermüdung rege werden. Aber es wäre wirklich gut, wenn nicht erst die Uebersättigung des Publikums mit derartigem dramatischen Zeuge einzutreten brauchte, um ihm ein Ende zu bereiten. Es gibt noch einen anderen Factor, der es unmöglich machen müßte, und der ist — der gute Geschmack. O. B.

Notizen.

Aus dem Czarenlande. Gestalten und Geschichten von Erwin Bauer. (Berlin, A. Deubner.) — Das Heil unserer belletristischen Literatur wird bekanntlich seit einiger Zeit von Osten erwartet, und es läßt sich nicht leugnen, daß der russische Realismus frischer und gesunder anmuthet, als der französische Naturalismus, der seinen Namen nur der sich zersetzenden und Verwesungsmiasmen verbreitenden Natur zu verdanken scheint. Erwin Bauer ist mit vielem Erfolge bei seinen russischen Vorbildern, Turgenjew, Gogol, Tolstoi und Dostojewski in die Schule gegangen und weiß uns den Glauben beizubringen, daß er Personen und Verhältnisse, die er schildert, kennt. Da ist die verbildete Dame der russischen Aristokratie, die sich kraft ihrer französelnden und philosophelnden, mit ein wenig Salonnihilismus versetzten Selbsterziehung zu einer Lebensanschauung heraufgeschwindelt hat, die in dem pessimistischen Satze: „Es lohnt sich nicht" gipfelt. Natürlich fällt sie dem ersten besten Verführer in die Arme, dessen erheuchelte Sentiments sich ihr trotzdem „zu lohnen" scheinen. Die Enttäuschung bleibt nicht aus und sie stirbt trostlos und verzweifelnd mit dem nach ihrer Meinung nun doch bewährten: „Es lohnt sich nicht" auf den Lippen. „Ein seltsamer Historiker" bringt die verlumpte Figur eines Patrioten, der seine Liebe zum lettischen Vaterlande in Käse und Branntwein umsetzt, indem er für eine nur in seiner Einbildung existirende Geschichte des lettischen Stammes Abonnenten sammelt. Begeisterung und Schnaps führen ihn, von Schutzleuten gestützt, auf das Polizeibureau. Die Skizze „Vor den Geschworenen" ist unseren Lesern aus der „Gegenwart" bekannt. Sie enthält die meisterhafte Vertheidigung eines Vatermörders, stellt die natürliche Empfindung dem starren Buchstaben des Gesetzes gegenüber und gipfelt in dem Satze, daß das, was vor Gott gerecht sei, auch vor den Menschen gerecht sein müsse. In den Figuren der beiden engbefreundeten Mustercommis Tugoumow und Tolstobojuchow kommt der Humor zu seinem Rechte. Sie lieben, betrinken, prügeln und vertragen sich, Letzteres über dem Grabe einer gemeinsamen stillen Liebe! Die letzte Novellette „Es geht nicht" bringt den Urtypus des starkherzigen und willensschwachen Russen niederen Standes, dessen beste Vorsätze der Versuchung des Schnapses erliegen. Erquicklich sind die Meisten dieser Gestalten nicht, aber sie sind durch und durch wahr, und eine ernsthafte Literatur kann nur auf dem Boden der Wahrheit gedeihen. Daß der künstlerisch verklärte Naturalismus seine Motive aus dem Auslande importiren muß, will uns nicht unumgänglich nöthig erscheinen, aber seine bisherigen Erfolge lassen eine Zeit erhoffen, wo den fabulirenden Poeten für das, was sich in ihrer nächsten Umgebung zuträgt, die Augen aufgehen. G. M.

Ludwig Ganghofer: Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte. — Oberland. Erzählungen aus den Bergen. (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) — Das erste dieser Bücher trägt ein Etwas an sich, das nicht so leicht zu verstehen und zu definiren ist, ein märchenhaftes, symbolisirendes Element, welches durch ein ganz in dem schönen, poesievollen Aberglauben des Naturvolkes befangenes Bauernmädchen verkörpert ist. Der Edelweißkönig ist diesem holden Kinde eine wirkliche Gestalt und dadurch, daß es der Dichter verstanden hat, Wirklichkeit und Märchen in dem Gedankenkreis des Mädchens glaubhaft und glücklich zu verschmelzen, wird diese Figur mit ihrem innigen Glauben und ihrer reinen Kinderseele uns selbst zu einem poetischen Symbole des reinen Menschenthums, wie es die Einwirkung einer großartigen Natur mit ihren überwältigenden und geheimnißvollen Beziehungen auf das in ihr so winzige Menschenkind erzeugen muß. Die Natürlichkeit des Denkens spricht sich auch in dem Aberglauben aus wie die Natürlichkeit der Gesinnung in der Innigkeit, mit welcher das Volk ihm anhängt. Deshalb sind auch die anderen Menschen dieser Geschichte so wahr und treuherzig, so fest in ihrer Liebe, so bestimmt in ihrem Wollen und so kernig in ihrem Wesen, weil sie von der großen Natur, die sie umgibt, ihr Handeln und Denken abhängig machen und beeinflussen lassen. Das Märchenhafte der Erzählung ist darum nicht zu tadeln; es gehört zu den innigsten Eigenheiten der Menschen, wie sie uns Ganghofer schildert, daß sie so naiv und herzlich den Geheimnissen des Geschehens und der Natur gegenüber stehen, wie die Gestalten eines Märchens. — Noch eine Sammlung kleinerer Erzählungen aus Ganghofer's Feder ist seitdem erschienen: „Oberland". Wie im „Edelweißkönig" erfreuen wir uns auch hier an der schönen Natürlichkeit der Schilderung, an der herzigen Art, wie Ganghofer seine Leute zu reden, zu denken und zu handeln lassen weiß. Das Humorvolle, was sich schon in dem meisterhaft wiedergegebenen Dialecte so vielfach ausdrückt, tritt in den meisten dieser Erzählungen schon in der Handlung in den Vordergrund, während es im „Edelweißkönig" auf einzelne Figuren beschränkt bleibt. Die „Fährmännin" bildet den Glanzpunkt der in „Oberland" gesammelten Erzählungen besonders durch jenen Humor. Der schlaue bäuerliche Vermittler, der „Klammerer" verdient zu den besten humoristischen Gestalten unserer Literatur gerechnet zu werden. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Neuester belletristischer Verlag
von Hermann Costenoble in Jena.
In allen Buchhandlungen und besseren Leihbibliotheken vorräthig:

Byr, Rob., Irrwische. Roman. 3 Bde. 8. broch. ℳ 12.—
Wie alle früheren Romane des geistreichen und beliebten Autors zeichnet sich auch dieses, sein neuestes Werk durch seine Diction und prächtige Schilderung aus.

Fels, Egon, Adriana. Roman. 3 starke Bände. 8. broch. ℳ 13,50.
Nach mehrjähriger Pause ein neuer, äußerst spannend geschriebener Roman des beliebten Verfassers.

Hesekiel, Ludov., Templer und Johanniter. Roman. 2 starke Bände. 8. broch. ℳ 9.—
Der Roman schildert auf Grund eingehender Studien den Untergang des Templer-Ordens.

Malet, Lucas, Oberst Enderby's Frau. Roman. 2 starke Bände. 8. broch. ℳ 9.— Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung.
Die deutsche und englische Kritik urtheilt, „daß mit Lucas Malet ein neuer Stern am Horizonte der Romandichtung aufgegangen ist und sich derselbe unbedingt dem bisher größten englischen Schriftsteller Thackeray an die Seite stellen darf."

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien:

Reisebilder
aus Ostafrika und Madagaskar
von **Dr. C. Keller** in **Zürich.**
Mit 43 Holzschnitten.
gr. 8. geh. Ladenpreis 7 ℳ.

Die in vorliegender Schrift niedergelegten Schilderungen sind im höchsten Grade anziehend und allgemein verständlich geschrieben; dieselben entstammen durchweg eigener Anschauung, da der Herr Verfasser Ostafrika in den Jahren 1882 und 1886 selbst bereiste.

Deutsche Feuilleton-Zeitung.
Für Redactionen als Manuscript gedruckt.
Herausgeber: Greiner & Caro. Redacteur: Ernst Wechsler.
Berlin, Unter den Linden 40.

Diese Wochenschrift enthält 3—4 Artikel zu je ca. 200 Druckzeilen und ist für größere politische Tagesblätter bestimmt.

Die Leitung der **„Deutschen Feuilleton-Zeitung"** hat es sich zur ernsten Aufgabe gemacht, nur das Feuilleton vornehmsten Genres zu pflegen und hat die ersten deutschen Autoren zu ihren getreuen Mitarbeitern gewonnen, u. A.: Erwin Bauer, Karl Bleibtreu, Heinrich Bulthaupt, Hedwig Dohm, Georg Ebers, Th. Ebner, Marie Ebner-Eschenbach, Professor Heinrich Ehrlich, Ludwig Aug. Frankl, Otto Franz Gensichen, Adolf Glaser, Wilhelm Goldbaum, Hans Hoffmann, Hans Hopfen, Sara Hutzler, Gustav Karpeles, J. Kastan, Wolfgang Kirchbach, Prof. J. Kürschner, J. Landau, Otto von Leixner, J. Linke, Fritz Mauthner, M. Wilhelm Meyer, Stephan Milow, Otto Neumann-Hofer, Julius Rodenberg, Schulte vom Brühl, Ziegfried Samosch, Rob. Schweichel, August Silberstein, Eugen Sierke, Karl von Thaler, A. Trinius, J. von Weilen, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ludwig Ziemßen, F. von Zobeltitz ꝛc. ꝛc.

Der Inhalt der **„Deutschen Feuilleton-Zeitung"** wird stets von künstlerischem Werth und interessanter Mannigfaltigkeit sein: Sie bringt Plaudereien, auch mit actuellem Hintergrund **hauptstädtische Briefe** aus Berlin, Paris, Wien, London, Rom, St. Petersburg, Amerika ꝛc., populärwissenschaftliche Skizzen, Berichte über bedeutende Ereignisse, sie wendet ferner ihre Aufmerksamkeit der Kunst und Literatur zu, verschließt sich nicht novellistischen Leistungen geringeren Umfangs und öffnet Poesien bei besonderen Anlässen ihre Spalten.

Die Honorirung geschieht sofort nach Abdruck oder auf Wunsch nach Annahme des Manuscriptes. Sechs Monate nach Erscheinen ist der Beitrag unbeschränktes Eigenthum der Verfassers.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart und Leipzig.

Die Leutringens.
Roman von
A. von Klinckowström.
2 Bände.
Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

Einer aus der Masse.
Roman von
Alexander Römer.
Preis geheftet ℳ 4.50; fein gebunden ℳ 5.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bibliothek d. Gesamtlitteratur.
Neuerdings sind u. A. erschienen:
Nr. 129. Der Verwendbare. Erzählung von **Wilhelm von Wartenegg.** Geh. 25 ₰. Geb. 50 ₰.
Nr. 114. 115. Neues Buch der Lieder von **Paul Baehr.** Geh. 50 ₰. Geb. 75 ₰. Prachtband 1 ℳ 30 ₰.
Nr. 134. 135. 136. Ungarisches Novellenbuch. Diese 3 Bände enthalten Novellen von **Petöfi, Jokai, Beniczky-Bajza, Csiky u. Hikszath,** welche bisher in deutscher Uebersetzung nicht vorhanden waren. Geh. à 25 ₰. Geb. à 50 ₰.
Nr. 143—145. Persischer Divan. Blütenlese aus der Persischen Poesie. Hrsg. von **Jul. Hart.** Geh. 75 ₰. Geb. 1 ℳ. In eleg. Prachtbd. mit Goldschn. 1 ℳ 50 ₰.
Jedes **einzeln** käufliche Bändchen ist mit Einleitung und dem Bildnis des Verfassers versehen. Vollständiges Verzeichnis gratis und portofrei.
Verlag von **Otto Hendel** in Halle a. S.

Verlag von A. Bonz' Erben in Stuttgart.
Es erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kunsthistorische Studien
von
Dr. Paul Halvisberg.

Heft 1. Inhalt: Paris u. die französ. Kunst. — Courbet und der moderne Impressionismus in der französ. Malerei. 64 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 2. Inhalt: Die französ. Wandmalerei. 74 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 3/4. Inhalt: Die deutsche Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance. 142 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mark.

Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXXI. Bande der „Gegenwart",
sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 15. October 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Kornzollfrage. Von Karl Walcker. — Verkehrsreformen in Amerika und England. Von Max Quarck. — **Literatur und Kunst:** Ein deutscher Abend in einem italienischen Dichterheim. Von Friedrich Boettcher. — Der Roman eines amerikanischen Generals. — Dürer und die Reformation. Von Robert Stiaßny. — **Feuilleton:** In der elften Stunde. Von Oscar Levertin. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. v. Bröndsted. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Kornzollfrage.

Von Karl Walcker.

Dieser Gegenstand hat eine große volkswirthschaftliche und politische Bedeutung. Es handelt sich dabei nicht bloß um die Getreide- und Brotpreise, sondern auch um die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der 1879 versuchsweise eingeführten Schutzzollpolitik des Deutschen Reiches, um die Frage der Rückkehr zum Freihandelssystem, eines Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn, eines Handelsvertrages mit Rußland und andere wichtige Fragen, namentlich auch um das Problem einer großartigen Hebung der deutschen Landwirthschaft und Industrie.

Die verhältnißmäßig stärksten Gründe, welche von gemäßigten, gelehrten Freunden der Kornzölle vorgebracht wurden und werden, lassen sich ungefähr folgendermaßen formuliren. In Folge der amerikanischen, osteuropäischen und indischen Concurrenz ist die deutsche Landwirthschaft in eine schwierige Lage gerathen. Sie muß sich durch intensivere Ackerbausysteme mit stärkerer Viehzucht helfen, und dieser Fortschritt soll durch niedrige, mäßige Kornzölle erleichtert werden. Diese Gründe klingen im ersten Augenblick plausibel, sind aber doch unhaltbar. Selbst wenn sie stichhaltig wären, so würden sie überdies gegen Kornzölle, für Zölle auf Schlachtvieh, Fleisch, Butter, Käse, Geflügel, Eier, Gemüse und Obst sprechen; obgleich auch diese Zölle aus anderen Gründen nicht empfehlenswerth sind. Kornzölle waren und sind ferner nur um den Preis industrieller Schutzzölle und anderer Schädigungen der Landwirthschaft zu haben. Niedrige Kornzölle gleichen daher Trinkgeldern, mit denen sogar Großgrundbesitzer die nöthigen Be- und Entwässerungen, Bodenmischungen und intensiveren Ackerbausysteme gar nicht durchführen könnten, selbst wenn sie es wollten. Die Agrarier wollen aber in der Regel gar nicht. In sämmtlichen Wahl-, Vereins- und Reichstagsreden, Petitionen, Broschüren, Journalartikeln und sonstigen Kundgebungen praktischer Landwirthe kornzöllnerischer Richtung dürfte nie, oder fast nie der Gedanke vorkommen, daß der Gewinn aus den Kornzöllen zu landwirthschaftlichen Fortschritten verwandt werden müsse. Die Agrarier pflegen im Gegentheil die Möglichkeit und Nützlichkeit einer Einschränkung des Kornbaues und Ausdehnung der Viehzucht zu leugnen, nach hohen Kornzöllen, dem Bimetallismus, dem Wollzoll, Spiritusmonopolen und ähnlichen Dingen zu trachten.

Die meisten und einflußreichsten Kornzöllner sind Agrarier der untervölkerten, ostelbischen, sog. „reinen" Ackerbaugegenden Preußens. Im Nachfolgenden soll daher ausschließlich, oder fast ausschließlich, von diesen Gegenden die Rede sein. Die Agrarier haben Recht, wenn sie behaupten, daß Tausende von preußischen adeligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzern in Gefahr sind, früher oder später bankrott zu werden, und daß die meisten derselben vermittelst rettender Maßregeln im Besitz erhalten werden können und sollen. Die Agrarier haben aber Unrecht, wenn sie hohe Kornzölle zu solchen rettenden Maßregeln rechnen. Kornzölle sind vielmehr für richtige Agrarier das, was Spirituosen und Morphium für Trunk- und Morphiumsüchtige sind, ein süßes, aber verderbliches Gift. Kornzölle bestärken die Agrarier in ihrer unbewußt selbstmörderischen Politik und dieser Grund ist der wichtigste, Ausschlag gebende Grund gegen Kornzölle. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß dieselben auch der deutschen Kornausfuhr nach England, den Kornhändlern, den Brotconsumenten, namentlich den arbeitenden Klassen schaden und zu Repressalien Rußlands und Oesterreich-Ungarns gegen die Ausfuhr deutscher Industrieprodukte führen. Rationell wirthschaftende und sparsam lebende Rittergutsbesitzer, Domänenpächter, Rittergutspächter und Bauern Preußens, Bayerns, Sachsens und anderer deutscher Staaten zeigen, daß die deutsche Landwirthschaft noch heute rentabel, zum Theil sehr rentabel ist. Die Hauptgründe der hohen Verschuldung vieler Agrarier liegen in Folgendem. Die ostelbischen Rittergüter sind meist viel zu groß, sie umfassen z. B. in Pommern 3000—5000 Morgen. Die Spuren der ursprünglichen Eroberung slawischer Latifundien sind noch immer nicht verwischt. Der deutsche Bauernstand ist in diesen Gegenden numerisch schwach entwickelt, zum Theil zur Zeit der Hörigkeit „gelegt", d. h. seines Grundeigenthumes beraubt, zu landlosen Knechten gemacht worden. Er entbehrt auch noch heute einer zeitgemäßen Landgemeindeordnung und anderer nothwendiger Dinge. Selbst fleißigen und sparsamen Arbeitern ist es unmöglich, sich Grundeigenthum zu erwerben, selbständig zu werden. Sie wandern daher massenhaft nach Amerika und den übervölkerten Großstädten und alten Industriebezirken aus. In Folge dessen ist der Arbeitermangel so arg, daß nach einem tüchtigen, conservativen Kenner dieser Zustände pommersche Gutsbesitzer froh sind, ihre Ländereien mit ständigen Trupps aus den Gefängnissen der benachbarten Städte bestellen zu können, und daß man in der Gegend von Stargard bis Köslin meilenweit(!) kein Haus, kein Dorf sieht. Dazu kommen die Verschwendungen, welche die Agrarier mit allzu luxuriösen Herrenhäusern und landwirthschaftlichen Ge-

Digitized by Google

bäuden treiben, das hohe Spiel und die übrigen noblen Passionen, mit welchen man das größte Vermögen der Welt in Kurzem durchbringen kann, und mit welchem so viele Agrarier und Söhne von Agrariern sich ruiniren, der landwirthschaftliche Schlendrian und die nicht zu leugnende Schwierigkeit einer guten Versorgung der jüngeren Söhne. Letztere wäre zu heben, wenn capitalkräftige deutsche Landhandelsgesellschaften die deutschen und österreichisch-ungarischen Magnatenlatifundien zerschlügen, so daß Tausende von jüngeren Söhnen der Landgentry und der Bauern als Verwalter und Pächter gute Stellungen fänden und häufig selbst Grundbesitzer würden.

Hohe Kornzölle und empfindlich drückende Kornzölle sind nicht immer identisch. Wenn die Kornpreise z. B. allmählich um 50—60 Procent fallen, so wird sogar ein hoher Kornzoll von 50 Procent des Kornwerthes von den Brotconsumenten wenig oder gar nicht gespürt. Ein Kornzoll von 25 oder weniger Procent wird dagegen schon sehr empfindlich gespürt, wenn er die gewohnten Brotpreise um 25 Procent steigert. Hohe Kornzölle der erstgenannten Art bestehen bereits im Deutschen Reiche. Die Agrarier streben indeß nach hohen Kornzöllen der zweiten Art, die man überhaupt gewöhnlich meint, wenn man von hohen Kornzöllen spricht. (Der Umstand, daß die deutschen Kornzölle Gewichtzölle sind, kommt hier nicht in Betracht. Der Einfachheit halber ist auch angenommen, daß die Brotpreise genau im Verhältniß der Kornpreise und Kornzölle steigen, obgleich dies Steigen in Wirklichkeit nach einem verwickelteren Verhältniß erfolgt. Hinsichtlich verschiedener Punkte der Kornzollfrage, die ich der Kürze halber übergehen muß, verweise ich auf Professor Theodor Freiherr von der Goltz's verdienstvolle, bei Parey in Berlin erschienene Schriften über die landwirthschaftliche Betriebslehre und Krisis und meine kleine, bei Roßberg in Leipzig erschienene Schrift „Gegen Kornzölle".)

Der Glaube der Agrarier an die Möglichkeit der Durchführung hoher, empfindlicher Kornzölle ist ein ähnlich krasser Aberglaube wie der mittelalterliche Hexen- und Zaubererglaube, oder irgend eine Utopie der Socialisten, z. B. Fourier's Prophezeiung eines Limonadenmeeres. Eine künstliche Steigerung der Brotpreise um ein oder wenige Procent würde vielleicht von den Massen der Reichstagswähler, überhaupt des Publikums, noch schweigend hingenommen werden. Eine beträchtliche, empfindliche Steigerung der Brotpreise würde indeß zu einem gesetzlichen, aber unwiderstehlichen Entrüstungssturme der öffentlichen Meinung führen, der die Kornzölle, das Fideicommißinstitut, das Latifundienwesen und ähnliche Dinge hinwegfegen würde. Hört doch nach D. Hansemann's treffender Bemerkung in Geldsachen die Gemüthlichkeit auf. Selbst wenn jemals in irgend einem Reichstage eine empfindliche Erhöhung der Kornzölle durchzusetzen wäre, was mindestens fraglich ist, so würde sich das alte Sprüchwort „Gestrenge Herren regieren nicht lange" mit Veränderung des zu Verändernden auch bei den hohen Kornzöllen bewähren. Die überaus mächtige und einflußreiche, seit den 1830er Jahren politisch geschulte, an constitutionelle Kämpfe gewöhnte Großindustrie Rheinland-Westfalens und anderer Gegenden würde und könnte sich und ihren Arbeitermassen hohe Kornzölle schon deshalb nicht gefallen lassen, weil sie dadurch gegenüber England und anderen Ländern mit gar keinen, oder niedrigen Kornzöllen concurrenzunfähig würde. Bei einer kornzollpolitischen Kraftprobe zwischen der Großindustrie und der öffentlichen Meinung einerseits und den extremen Agrariern andererseits wäre ein rascher und glänzender Sieg der öffentlichen Meinung unzweifelhaft. Sind doch sogar viele gemäßigte Kornzöllner und Conservative Gegner der agrarischen Heißsporne und Schwarmgeister. Wenn die Agrarier nicht bei Zeiten von ihrem Wahne zurückkommen, daß sie im Vertrauen auf erträumte hohe Zukunftskornzölle beliebig irrationell wirthschaften und beliebig viel verschwenden können, so werden sie von Bankiers und anderen städtischen Capitalisten, sowie von verständig wirthschaftenden Landwirthen massenhaft ausgekauft werden und zu Grunde gehen.

Kurz, die extremkornzöllnerischen Forderungen sind leicht zu widerlegen. Schwieriger, aber keineswegs unlösbar ist die Frage, wie man Kornzollagitationen und ähnlichen reactionären Bestrebungen ein für alle Mal vorbeugen kann. Es kommt offenbar darauf an, eine Verständigung zwischen den Freihändlern und den Großindustriellen, den Freihändlern und den gemäßigten Agrariern herbeizuführen, um die extremen Agrarier zu isoliren und matt zu setzen. Auch die Art der Verständigung ist durch die Natur der Dinge gegeben. Die Freihandelspartei, die, trotz ihren Verdiensten, in einem Theile ihrer Glieder, noch immer vom extremen laissez faire, von unstaatsmännischer Sachunkenntniß und Indolenz angekränkelt ist, muß mit ihrem Schlendrian brechen und im Verein mit der Großindustrie und verständigen Landwirthen für die Hebung der Industrie und Landwirthschaft*), für die allmähliche Beseitigung der Schutzzölle und für freihändlerische, den Freihandel anbahnende Handelsverträge eintreten. Eine solche staatsmännische Reformpolitik großen Stiles wäre auch für den Weltfrieden von Wichtigkeit. Es ist kein besonders erbauliches Schauspiel, daß zwei natürliche Alliirte, wie das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn, sich auf handelspolitischem Gebiete aus schutzzöllnerischen Motiven gegenseitig bekämpfen, statt miteinander einen freihändlerischen Handelsvertrag zu schließen. Ein deutsch-französischer Handelsvertrag mag zur Zeit nicht zu erlangen sein; ein deutsch-russischer dürfte indeß wohl zu erstreben sein, weil die mächtigen Ausfuhrinteressen beider Staaten durch das Absperrungssystem des anderen Theiles schwer geschädigt werden. Unter sonst gleichen Umständen ist der Weltfrieden desto gesicherter, je freihändlerische Systeme in Europa herrschen; denn in Frankreich und Rußland gehen schutzzöllnerische und chauvinistische Hetzereien Hand in Hand; und selbst nach großen Kriegen ist ein gutes Verhältniß beider Theile desto eher zu erwarten, je freihändlerischer, je freundlicher sie sich im Handel und Verkehr entgegentreten. Auf dem Gebiete der allgemeinen Wehr- und Schulpflicht, der Arbeiterversicherung und anderen Gebieten gibt das neue, mächtige Deutsche Reich so zu sagen die politischen Moden an, und eine großartige Hebung der deutschen Landwirthschaft würde in Frankreich, Rußland und den übrigen Großmächten Nachahmung finden, d. h. dem Absatze der deutschen Industrie nützen, die Stellung der selbst in Frankreich und Rußland nicht ganz fehlenden antichauvinistischen, friedensfreundlichen Reformfreunde stärken.

Kein Geringerer als der Feldmarschall Graf Gneisenau hat bereits in den 1820er Jahren, zu einer Zeit ungewöhnlich niedriger Kornpreise, nach der bekannten Pertz-Delbrück'schen Biographie Gneisenau's, praktisch gezeigt, wie ein Großgrundbesitzer seine zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung bringen kann. Er beabsichtigte schon 1818 auf seinen Gütern in der Provinz Sachsen fast gar kein Getreide mehr zu bauen, fast nur Viehzucht zu treiben. Er war ferner ein Gegner der Fideicommisse, und er verkaufte Parcellen seiner in derselben Provinz belegenen Herrschaft mit bestem Erfolge an ganz arme Leute. Er sprach sich im preußischen Staatsrathe für den Freihandel, für die Aufhebung der Prohibitiv- und Schutzzölle aus. Als er 1826 einsah, daß er zu groß gelebt hatte, so stellte er durch weise Sparsamkeit und die erwähnten landwirthschaftlichen Verbesserungen das Gleichgewicht seines Budgets wieder her.

Aehnlich bemerkte der verstorbene preußische Minister des Innern Graf F. A. Eulenburg in einer Debatte über die Auswanderung der ländlichen Arbeiter am 24. Januar 1873 im preußischen Abgeordnetenhause: „Wir müssen hinwirken auf dem Lande auf Hebung der Industrie, auf Förderung des Wegebaues, der Eisenbahnen und des Canalbaues. Ich weise hin auf die Einführung landwirthschaftlicher Maschinen, auf die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse auf dem Lande, auf die Erleichterung der Ansiedelung (d. h. also auf die Schaffung eines zahlreichen grundbesitzenden Bauern- und Arbeiterstandes), auf die Förderung des Sparkassenwesens . . ." Der

*) Um nicht früher Gesagtes zu wiederholen, erlaube ich mir auf meinen Artikel „Unsere chronische Wirthschaftskrisis" in Nr. 36 der „Gegenwart" von 1887 zu verweisen.

Digitized by Google

stenographische Bericht zeigt, daß diese Worte vom Hause mit „lebhaftem Beifall" aufgenommen wurden. Möge dies staatsmännische Reformprogramm des ausgezeichneten Großgrundbesitzers und praktischen Landwirthes der östlichen Provinzen Preußens bei der gegenwärtigen Bewegung für innere Colonisation gebührend berücksichtigt werden. Schon Chamisso sagt:

„Es sproßt der Stamm der Riesen
Aus Bauernmark empor."

Verkehrsreformen in Amerika und England.

Von Max Quarck.

„Prairiefeuer" war der Spottname, welchen die Freunde der großen amerikanischen Eisenbahngesellschaften für eine Volksbewegung erfanden, die Ende der 1860er Jahre im Westen der Vereinigten Staaten, zuerst unter den Farmern, entstand. In jener Zeit waren die amerikanischen Eisenbahnen nahe daran, statt der 23 Meilen, mit denen sie 1830 begonnen hatten, deren ein halbes Hunderttausend zu umfassen. Und sie hatten sich zu dieser Blüthe entwickelt unter einem Freihandelssystem im Inneren, wie wir in Europa es uns kaum vorstellen können. Das geschichtliche „Vorurtheil", daß sich große Verkehrsstraßen aus Regalien entwickelt haben und demgemäß, vermöge ihres öffentlichen Charakters, immer noch wenigstens in gewisser Hinsicht staatlicher Aufsicht unterstehen müssen — dieses „Vorurtheil" kennt man in Amerika so gut wie nicht. Dort wurden und werden die Eisenbahnen gebaut, wie diesseits des Oceans Häuser oder Schiffe. Ein bischen Concession hat dem Unternehmen voranzugehen, meistens eine bloße Formalität. Dann kann aber die betreffende Unternehmergesellschaft auf und mit der erbauten Linie schalten und walten, wie sie will. Kein Mensch hat ihr Etwas darein zu sagen, wie sie ihre Fahrordnungen, Betriebsreglements und Tarife für Güter oder Personen einrichten will. Es herrscht eine vollständige Eisenbahnanarchie, wenn der Ausdruck erlaubt ist.

Sonst wäre es auch nicht verständlich, wie die amerikanischen Eisenbahnen es sich gefallen ließen, daß von den achtunddreißig vereinigten Staaten jedes eine andere Eisenbahngesetzgebung einschlagen kann. Es gab nämlich bislang keine einheitliche Legislatur in dieser Richtung. Nur die großen Pacificbahnen sind, wenn man so will, „gemeinsame" Bahnen. Sie haben nämlich seiner Zeit von der Gesammtregierung der Republik aus den noch nicht zu Staaten erklärten Territorien Landschenkungen erhalten, und sich dafür verpflichtet, eine Art financiellen Oberaufsichtsrechtes der Republik zu dulden, das jedoch ebenfalls sehr gering bemessen ist. Im Uebrigen unterliegt jede Linie ebensoviel Eisenbahngesetzgebungen, als sie Staaten durchläuft, und die amerikanischen Bahnen würden sich, wie gesagt, dieser Sachlage kaum anbequemt haben, wenn in irgendwelchen Staaten überhaupt wirksame Gesetze existirt, oder wenn auch nur die wenigen bestehenden, bis hinauf zu den Eisenbahncommissionen gewisser Staaten, nicht lediglich auf dem Papiere gestanden hätten.

Anarchie schafft den Absolutismus, schrankenlose Concurrenz schließlich die drückendsten Monopole. So barg das absolute Freihandelssystem, unter dem die amerikanischen Eisenbahnen aufblühten, bereits die Keime zu jenen Auswüchsen, unter denen seit Jahrzehnten der dortige Schienenverkehr leidet. Völlige Willkür in der Tariffestsetzung, die unsolideste finanzielle Gebahrung, Hand in Hand damit die gänzliche Majorisirung aller capitalsschwächeren Linien durch die capitalskräftigeren, schließlich die Vereinigung riesenhafter Schienenstrecken und Verwaltungen in den Händen weniger Monopolisten, oder wo dies nicht angängig, wenigstens die brüderliche Verbindung dieses halben Dutzends von „Eisenbahnkönigen" zu dem Zwecke, um dem Publikum im schmutzigen Eigeninteresse oder in demjenigen affiliirter Riesenunternehmungen das Fell über die Ohren zu ziehen — man kennt diese Zustände auch in Europa als die äußeren Symptome jener von uns skizzirten Entwickelung zu gut, als daß wir näher auf sie einzugehen brauchten. An ihnen entzündete sich auch das „Prairiefeuer".

Die westlichen Farmer mußten nämlich bei den weiten Wegen, die ihre Transporte nach dem Westen zurückzulegen hatten, Unregelmäßigkeiten in der Tarifbehandlung und Monopolauswüchse überhaupt naturgemäß am Ersten und Meisten spüren. Sie gaben aber dennoch nur das Signal zu einer viel umfassenderen Agitation — so weite Kreise wurden von der Wirthschaft der Eisenbahnringe geschädigt. Abgeordnete, Advokaten, Alles, was in Amerika an der Spitze großer Bewegungen zu stehen pflegt, nahmen im Westen die Agitation auf und setzten sie, bald stärker, bald schwächer bis auf den heutigen Tag fort. Das statistische Amt zu Washington, die Gesetzgebung des Staates New-York mußten, dem Drucke der öffentlichen Meinung nachgebend, in den siebziger Jahren Umfragen und Erhebungen über die Pools oder Ringe und ihre Folgen für den Verkehr vornehmen, die natürlich nur ungünstig für die Interessenwirthschaft der Bahnen ausfielen. So wurde denn endlich im vorigen Jahre das Eine erreicht: die großen Bahngesellschaften sahen ein, daß der breiten Bewegung gegenüber wenigstens ein Beschwichtigungsmittel räthlich erscheine, damit so bloßstellende Dinge nicht mehr in der weitesten Oeffentlichkeit erörtert würden. Und sie ließen es, da bekanntlich die Mehrheit des amerikanischen Congresses klingenden Vorstellungen durchaus zugänglich ist, zu, daß diese Körperschaft aus zwei ihr vorliegenden Gesetzentwürfen über den Eisenbahnverkehr in den Vereinigten Staaten ein drittes Gesetz mache, welches unter dem Namen Interstate Commerce Bill schon am 5. April d. Js. in Kraft getreten ist. Sein Name rührt eben daher, daß mit ihm endlich der Eisenbahnverkehr in der ganzen Republik, über die Grenzen der Einzelstaaten hinaus, geregelt werden soll.

Wenn wir das neue amerikanische Verkehrsgesetz als bloßes Beschwichtigungsmittel bezeichnet haben, so ist damit noch nicht gesagt, daß es nicht ganz ernsthaft, ja sogar drakonisch — aussehen könne. Man darf an die amerikanische Art, Gesetze zu machen und durchzuführen, nicht mit europäischen Begriffen herantreten. Man versteht es dort meisterhaft, anscheinend tief einschneidende Maßregeln auf das Papier zu bringen, die sich bei näherem Zusehen und namentlich in den Händen gewandter Advokaten in Folge verschiedener Hinterthürchen, die an ihnen angebracht sind, als vollständig wirkungslos erweisen. Nur so löst sich der Widerspruch, daß man in Amerika mit dem 5. April auf einmal einen Sprung von der nahezu unbeschränkten Freiheit im Eisenbahnverkehrswesen zur engsten gesetzlichen Beschränkung gemacht zu haben schien, und die Sache hört auf, „wunderlich" und „unbegreiflich" zu sein, wie sie selbst deutschen Fachblättern dünkte.

Die Hauptbestimmungen der neuen Verkehrsbill sind kurz folgende — schon bei ihrer Zusammenfassung wird der trügerische Werth derselben klar werden. Die Bahnen sollen ihre Tarife jetzt vor dem Inkrafttreten veröffentlichen. Dazu das Hinterthürchen: Tarifnachlässe dürfen auch ohne Veröffentlichung gewährt werden, und da sich jeder günstigere Tarif als Nachlaß bezeichnen läßt, so ist die ganze Bestimmung schon so gut wie aufgehoben. — Sodann: weder für Personen noch für Frachtgüter darf unter gleichen Umständen und Bedingungen für eine kürzere Strecke mehr, wie für eine längere Linie und Richtung gefordert werden. Das klingt auf den ersten Augenblick sehr kategorisch. Das eine Hinterthürchen ist aber schon mit der geschickten Wendung geöffnet: „unter gleichen Umständen und Bedingungen". Wann wird ein Richter bei der Mannigfaltigkeit des modernen Verkehres je feststellen können, daß eine Beförderung unter genau denselben Umständen und Bedingungen stattfinde, wie eine andere? Der zweite Ausweg kommt aber noch: die Eisenbahnen können „in besonderen Fällen" sogar von der Befolgung der Vorschrift befreit werden! Und dies bei der Kernbestimmung des ganzen Gesetzes! Wenn wir da noch hinzufügen, daß eine Commission von 5, schreibe fünf Mitgliedern mit der „Durchführung" dieses Gesetzes betraut ist, bei einer Ausdehnung des

Digitized by Google

amerikanischen Eisenbahnnetzes von 132,936 Meilen in 1886, zu denen in 1887 nicht weniger als 15,000 weitere Meilen gebaut werden sollen, und wenn wir damit schließen, daß erst die Civilklage eines Geschädigten nöthig ist, um den neuen schwachen Apparat in Bewegung zu setzen, eine Civilklage, die bei ihrer Umständlichkeit gerade in Amerika und dem eigenthümlichen Abhängigkeitsverhältniß, in welchem der Kunde immer mehr oder weniger zur Bahn steht, nur in den seltensten Fällen angestrengt werden wird, so haben wir das Nöthige zur Kritik der neuesten amerikanischen Verkehrsreform zusammengetragen.

Der Monat, in welchem das „Reformgesetz" in Kraft trat, ist in dem Augenblicke, da wir schreiben, noch nicht zu Ende, und schon geben uns die Thatsachen Recht. Die Kernbestimmung der Bill über Differentialtarife ist bereits von der Ueberwachungscommission auf unbestimmte Zeit außer Kraft gesetzt worden! Damit ist das ganze Gesetz so gut wie beseitigt. Ein Gerichtshof, der United States Court in Oregon, hat dieselbe Bestimmung sogar für unconstitutionell erklärt! Da ferner eine Hauptbahn der Linien nach dem Westen nur zu einem Siebentel im Gebiete der Vereinigten Staaten liegt und demgemäß auch nur zu diesem Theil ihrer Strecke der Interstate Commerce Bill untersteht, so kann dieselbe die übrigen Gesellschaften bedeutend unterbieten. Eine Folge davon ist, daß die großen Stammlinien ihr Kartell, wie es das Gesetz nebenbei will, zwar aufgelöst haben, aber an dessen Stelle eine — Trunk-Line-Association bildeten, deren Zweck, „den Austausch des Verkehrs unter sich zu erleichtern", d. h. sich zu gemeinsamen Vorgehen gegen das Publikum zu verständigen, natürlich derselbe ist, den das nominell abgeschaffte Kartell verfolgte. Aus den großen Kaufmannskreisen in Francisco kommen auch schon Beschwerden über die Höhe gewisser neuer, wie es scheint doch gesteigerter Tarife einzelner Colonialwaaren dorthin, und man spricht davon, daß der Congreß bei seiner nächsten Tagung die ganze Angelegenheit einer neuen Berathung unterziehen müsse. Welcher Art, neben den Bahngesellschaften selbst, die treibenden Kräfte sind, die schon jetzt hinter diesen der neuen Bill feindlichen Aeußerungen stehen, werden wir am Schlusse unserer ganzen Betrachtung zu erörtern haben, nachdem wir auch die englischen Reformbestrebungen kurz überblickten — wir finden dort eine werthvolle Analogie. Einstweilen benutzten die amerikanischen Bahngesellschaften das Inslebentreten der sogenannten Reform nur noch sehr vortheilhaft für sich dazu, alle Freibillete, Provisionen an Agenten für verkaufte Fahrkarten und Aehnliches abzuschaffen. Dies ermöglicht ihnen einerseits große Ersparnisse, andererseits soll die Maßregel offenbar die Betheiligten empfindlich treffen und ihnen zu Gemüthe führen, welch' ein unpraktisches Ding das neue Gesetz sei. Dabei wird aber nach allem Angeführten das alte Monopolunwesen in der Hauptsache auch jetzt noch seine Blüthen treiben, nur unter dem Deckmantel eines scheinbar bessernden Gesetzes — ein Zustand, der für die öffentliche Moral weit schlimmer ist, als der frühere gesetzlose. —

In England lag eine durchaus gleichartige Verkehrsreform im März d. J. dem Parlamente zur Berathung und Beschlußfassung vor. Aber die Railway und Canal Traffic Bill macht schon jetzt auf den unbefangenen Beobachter denselben fragwürdigen Eindruck, wie das amerikanische Gesetz. Lord Stanley ist bereits der vierte Präsident des Board of Trade, der innerhalb zweier Jahre die undankbare Aufgabe der Ausarbeitung einer Eisenbahnbill zu erledigen hatte. In Großbritannien kennt man jene Auswüchse des freien Wettbewerbes der Eisenbahnen nicht in dem Maße, wie jenseits des Oceans. Und doch legte auch schon das letzte Ministerium Gladstone dem Parlamente ein neues Eisenbahngesetz vor, das die Revision sämmtlicher Eisenbahntarife bezweckte. Der Entwurf wurde jedoch nicht zum Gesetz, weil die Auflösung des Parlamentes aus Anlaß der irischen Differenzen dazwischen kam. Nun ist es eine der ersten Sorgen des neuen Toryministeriums gewesen, aus Gesetzesvorschlägen Mundella's, Stanhope's und Chamberlains eine neue Bill zusammenzusetzen. Dieselbe verlangt die Abschaffung der jetzigen, durchaus ungenügenden Eisenbahncommission und deren Ersetzung durch eine neue, qualificirte Behörde. Die hauptsächlichste der übrigen Bestimmungen betrifft auch hier die Differentialtarife, und sie nimmt dieselbe halbe, schwankende Stellung der Frage gegenüber ein, wie die amerikanische. Zwar wird von allen Gesellschaften die Vorlegung ihrer Tarife zur Billigung durch das Handelsamt, eventuell durch das Parlament verlangt, sodaß die Behörde der Bevorzugung gewisser Gegenden und Personen steuern kann. Auf der anderen Seite dürfen aber Differentialtarife belassen werden, falls die Eisenbahndirectionen darthun können, daß die Bevorzugung nöthig ist, um den Verkehr zu bekommen. Diese Nothwendigkeit darzuthun, dürfte jedem nur halbwegs gewandten Director nicht schwer fallen. Um diesen Punkt drehten sich denn auch hauptsächlich die neulich stattgefundenen Debatten des Oberhauses. Von der äußersten Rechten wollte man die gründliche Beseitigung aller Differentialtarife; die Mehrheit der Lords billigte jedoch die Bestimmung der Regierungsvorlage, und die Bahngesellschaften sind mit der letzteren, wie aus ihren Fachblättern hervorgeht, sehr zufrieden. Das englische Gesetz versucht auch nicht in jenem Grade, wie das amerikanische, den Schein einer durchgreifenden Reform zu wecken. Es will nur die flagrantesten Fälle einer ungerechtfertigten Tarifbevorzugung treffen, allerdings wiederum nicht ohne die rabbulistische Voraussetzung „eines Transportes gleicher oder ähnlicher Waaren", die ja angesichts der Vielgestaltigkeit unseres modernen Verkehrs schon bei der amerikanischen Bill so fragwürdig erschien. Im Uebrigen ist die englische Reform überhaupt eine noch verschwommene Erscheinung gegen die amerikanische, bei welcher das Charakteristische der ganzen Wirthschaftsbewegung äußerst scharf und klar zum Ausdrucke kommt. Wir haben deshalb nach Feststellung der Hauptanalogie nur noch die Summe zu ziehen, welche sich aus dem Zusammenfallen der skizzirten Verkehrsreformen in Amerika und England für die wirthschaftliche Erkenntniß ergibt.

Prägnant tritt in beiden Ländern zunächst das Eine hervor. Die Nothwendigkeit einer größeren Einflußnahme öffentlicher Gewalten auf so wichtige Verkehrsmittel, wie es die Eisenbahnen sind, kommt hier deutlicher, dort undeutlicher zum allgemeinen Bewußtsein. Man ist natürlich am weitesten in Amerika, weit aber auch in England von dem Gedanken einer Verstaatlichung der Schienenstrecken entfernt, wie er sich in Deutschland so schnell Bahn gebrochen. Aber meritorisch gehören die Gesetzgebungsversuche bezüglich des Tarifwesens in jenen beiden Staaten in dieselbe Kategorie moderner Wirthschaftsströmungen, wie die deutsche Eisenbahnverstaatlichung. Daß man unter den gegenwärtigen Machtverhältnissen in den Vereinigten Staaten mit dem Gedanken der Tarifgesetzgebung mehr spielt, als an seine ernste Durchführung denkt, und daß man in England äußerst zaghaft auch in der Form an ihn herantritt, ändert an jener interessanten Thatsache des Sichbesinnens der freihändlerischsten Völker auf ihr wirthschaftliches Herrschaftsrecht auch im inneren Verkehr Nichts.

Die Halbheit aber, mit welcher die neue Strömung von vornherein behaftet ist, führt zu einem anderen Ausblicke. Ebenso wie die moderne Colonialbewegung, sind die Verkehrsreformen in England und Amerika nebenbei Wirkungen oder Symptome jenes neuerdings besonders lebhaft geführten Kampfes um den Weltmarkt und des Bestrebens nach stetiger Erweiterung desselben, in welchen alle modernen Industriestaaten wetteifern. Der innere Markt ist überall so besetzt, daß eine Ausdehnung über die Grenzen des engeren Productionsgebietes hinaus zur Nothwendigkeit wird. Daher die Bewegungen für Einführung von Handelsmuseen und Ausfuhrmusterlagern, daher aber auch die Verkehrsreformen in den beiden industriellsten der modernen Länder, mit denen wir uns beschäftigt haben. Am deutlichsten tritt dieses Motiv, das bei Amerika mehr im Hintergrunde steht, bei England hervor. Die Engländer sind bekanntlich neuestens sehr schlecht auf die deutsche Industrie zu sprechen. Dieselbe hat ihnen in der letzten Zeit allerdings

Digitized by Google

manche bedeutende Absatzgebiete nicht bloß streitig gemacht, sondern sogar abgerungen. Bei den letzten Debatten im englischen Oberhause kamen diese Gründe, auf welche wir die Tarifreformversuche zurückführen, auch unverhüllt auf die Oberfläche. Ein Landlord wies darauf hin, daß die amerikanische Lebensmittelconcurrenz leichtes Spiel in England habe, weil transatlantisches Fleisch auf der Strecke Liverpool-London 25 Shillinge für die Tonne und den Kilometer, englisches dagegen 50 Shillinge koste. Seit Jahren beklagen sich z. B. die Obstzüchter in Kent und Sussex darüber, daß die Eisenbahnen ihnen höhere Sätze berechnen, als den Händlern in Deutschland, Frankreich und Belgien. Deshalb ist es auch kein Zufall, daß in den Vereinigten Staaten wie in England die Landwirthe das drängende Element bei der Verkehrsreform gewesen sind. Sie, sowie die kleinen und mittleren Gewerbetreibenden empfinden die Ueberschwemmung des Marktes mit fremden Erzeugnissen am schwersten. Die mit weitreichenden Verbindungen und Mitteln arbeitende Großindustrie aller Länder hat dagegen wegen billiger Massentransporte gleiches Interesse mit den Eisenbahnen aller Länder. Die letzteren sorgen ja auch, wie wir sahen, diesseits und jenseits des Oceans dafür, daß ihnen die Verkehrsreformen nicht viel anhaben können. —

Unter diesem zuletzt hervorgehobenen Gesichtspunkte des Wettbewerbes auf dem Weltmarkte betrachtet, erscheinen die Vorgänge in Amerika und England, von denen wir berichteten, für die deutsche Industrie durchaus nicht gleichgiltig, wenn sie auch vorläufig nicht zu ihrem Nachtheile ausgeschlagen sind.

Literatur und Kunst.

Ein deutscher Abend in einem italienischen Dichterheim.

Von Friedrich Boettcher.

Wenige der zahllosen deutschen Italienfahrer kennen den herrlichen Meerbusen von Spezia; die meisten sausen mit dem Schnellzuge von Genua nach Pisa an ihm vorüber, und die vereinzelten, welche Halt machen, begnügen sich mit Besichtigung der Stadt Spezia; höchstens wandert einmal einer nach dem in einigen deutschen Reisehandbüchern und Romanen gefeierten Portovenere. Mit Recht gilt dies am westlichen Ende des Golfs gelegene uralte Felsennest, mit dem Blicke einerseits über die ganze Breite des blauen Busens und die grünen Olivenberge hinweg auf die gewaltigen Zacken der apuanischen Alpen, andererseits auf das unendliche Meer mit den steil abstürzenden Ufern, als der landschaftlich großartigste Punkt. Aber der volle Zauber der Gegend liegt doch auf der östlichen Seite, wo die Ortschaften Lerici und San Terenzio überaus vorzügliche Seebäder bieten. Sie sind nicht elegant, diese Bäder, und die Zahl der Gäste hält sich in mäßigen Grenzen, aber sie vereinigen Alles, was das Baden zu einem unvergleichlichen Genusse zu machen vermag: einen sich weit hinaus erstreckenden von feinkörnigem Sande gebildeten Grund, ein klares, warmes, stark salzhaltiges Wasser, ein fast ununterbrochen gutes Wetter und eine das Auge immer neu entzückende Gestaltung der Küste.

Diese Vorzüge führten mich mit meiner Familie in diesem Sommer zum zweiten Male nach Lerici. Das kleine Städtchen ist den August über vollgestopft mit Fremden; kommt man aber, wie wir, Anfang oder Mitte Juli, so hat man Concurrenz noch wenig zu fürchten. Zwei ausgezeichnete Badeplätze stehen zur Auswahl, eine dem Orte nahe gelegene kleine Bucht mit einem niedlichen „stabilimento di bagno“ und eine etwas entferntere größere. Jene hatte ich vor drei Jahren benutzt; diesmal gab ich der letzteren den Vorzug, weil sie unstreitig den besten Strand in der ganzen Umgegend besitzt. Der Mangel einer besonderen Anstalt zum Auskleiden ist allerdings unbequem. Einzelne suchen einen Ersatz durch Errichtung transportabler Zelte; die Meisten aber begnügen sich mit einem Felsvorsprunge, dem Reste eines von der Brandung zerstörten Gemäuers und dergleichen.

Wenn ich an den heißen Tagen der ersten Julihälfte zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags von dem schmalen Felsenpfade in die Vallata — so heißt die Bucht — hinabstieg, lag eine tiefe Stille über der Landschaft. Von den noch sehr dünn gesäten Fremden kam selten einer bis hierher, einige Eingeborene badeten gewöhnlich auf der der Stadt zunächst gelegenen Seite; in der Mitte der Bucht zog sich die gegen die winterliche Fluth besonders dick und hoch aufgerichtete Schutzmauer einiger Gehöfte einförmig und öde dahin; höchstens vor der Villa des Marchese Ollandini saß zuweilen eine kleine Gesellschaft, die sich bis zum Essen von dem jovialen Hauskaplan die Zeit vertreiben ließ; weiterhin hörte man nur noch den tausendstimmigen Lärm der Cicaden in den Olivenwäldern und das leise Rauschen der sanftbewegten Wellen.

Unsagbar wonnig war es in dieser Einsamkeit. In den warmen Kies des Strandes dahingestreckt, den Rücken an einen Felsblock gelehnt, lag ich im Schatten eines mit immergrünen Eichen, Kastanien und Pinien dicht bewachsenen Hügels und wartete in behaglicher Träumerei der Abkühlung zum Bade. Vor mir die tiefblaue Fluth, bald von einem leichten Segelfahrzeug oder von einem der zwischen Lerici und Spezia verkehrenden Dampfer durchfurcht, bald spiegelglatt sich ausdehnend in die Unendlichkeit; links Alles, von dem trotzigen Kastell von Lerici und dem terrassenförmig an die Bergwand gelehnten Städtchen bis hinauf zu den kahlen Gipfeln der Höhen, von der Abendsonne vergoldet, aus dem dunkeln Grün der Oliven hie und da ein Dörfchen oder eine Villa mit leuchtenden Oleanderblüthen und hochragenden Cypressen freundlich hervorlachend; rechts, jenseits des Golfes, im röthlich-duftigen Schatten, das jäh aus dem Meere emporragende Portovenere, die stattliche Insel Palmaria und als äußerster Vorposten gegen die Fluth das kleine, kühne Felseneiland Tino.

In diesen Anblick versunken, hätte ich stundenlang träumen und schließlich die Hauptsache, das Bad, ganz vergessen können, wenn ich trotz aller Einsamkeit nicht doch Gesellschaft gehabt hätte, die an einige Regelmäßigkeit gewöhnt war. Allabendlich, wenn ich um die Ecke nach der Vallata bog, sah ich schon von weitem drei merkwürdige Erscheinungen, die mit den Muschelkalkgrotten drüben wie verwachsen schienen. Ein schlankes junges Mädchen saß auf einem Felsvorsprunge hart am Meeresrand, sodaß die Wellen den Saum ihres Gewandes zu netzen schienen, neben ihr kauerte eine ältere Frauengestalt, und in einiger Entfernung rückwärts, im Halbdunkel einer Felsnische, lagerte ein kräftiger Mann, nur mit Hemd und Beinkleidern angethan, den breitkrämpigen Strohhut tief in die Stirne gedrückt, zu seinen Füßen ein schwarzbrauner Hofhund. Zwischen 6 und 7, wenn die Stunde des Pranzo geschlagen hatte, kam er regelmäßig an mir vorüber, und in kurzen Zwischenräumen folgten ihm die beiden Frauen, bis alle drei in einem nahen Seitenwege verschwanden.

In den ersten Tagen war ich zu sehr durch die Natureindrücke überwältigt, als daß mir diese stereotypen Begegnungen besonders aufgefallen wären; dann aber begannen sie, meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Zunächst die jugendliche Gestalt, ein hochgewachsenes Mädchen, das kaum 17 Jahre zählen konnte. In ihrer Haltung lag eine ungesuchte Vornehmheit, in ihren Bewegungen eine natürliche Anmuth, in dem feingeschnittenen Gesichte ein gemessener Ernst; man hätte eine altgriechische Erscheinung zu sehen glauben können. Einen eigenthümlichen Gegensatz zu ihr bildete ihre Gefährtin, ein wettergebräuntes Weib in den ersten vierziger Jahren, das schwarze Haar bis hart auf die dichten Augenbrauen über die Stirn gekämmt, von kräftigem Körperbau, jedoch nicht ohne eine sozusagen fröhliche Elasticität, die tiefliegenden dunkeln Augen immer heiter glänzend, wozu sie nicht selten die kerngesunden, blendend weißen Zähne blitzen ließ.

Aber eigenthümlicher noch erschien mir bald die dritte Person, ein Mann, dessen dunkles Haupthaar noch mäßig von

Digitized by Google

grauem Schimmer überzogen war. Sein fast adamitisches Costüm — den Rock trug er stets auf dem Arme — stach seltsam ab von der signorilen Haltung, die auf den ersten Blick die Herrschaft über die gesellschaftlichen Formen erkennen ließ. Was mochte ihm durch den Kopf gehen, während er in seiner Felsgrotte stundenlang in der gleichen Stellung anscheinend finster dahin brütete? Und wenn er in meiner Nähe vorüberschritt, hörte ich ihn gewöhnlich geheimnißvoll vor sich hinmurmeln; nur selten traf mich ein Blick seiner träumerischen braunen Augen.

In Lerici erfuhr ich leicht, daß er der pensionirte Bersaglierehauptmann Petriccioli sei, der in der Vallata auf seinem Landgute sitze und allnachmittäglich mit seiner Tochter Ifigenia und seiner verwittweten Schwester zum Strande herabsteige. Unter seinen Landsleuten sei er als Dichter geschätzt.

Ich beschloß, den Mann kennen zu lernen. Als er wieder an mir vorüber kam, erhob ich mich von meinem Kieslager und stellte mich ohne Weiteres vor. Er grüßte freundlich und, nachdem er sich Namen und Heimath noch einmal hatte nennen lassen, sagte er warm, fast stürmisch: „Sie sind ein Deutscher! Ich liebe Deutschland wie mein Vaterland! Sie müssen mich einen Abend besuchen.“ Ich war etwas erstaunt über diesen unerwarteten Erguß, sagte aber selbstverständlich mit Vergnügen zu, indem ich mir zugleich die Erlaubniß erbat, meine Frau mitzubringen.

Am nächsten Tage mied ich das Bad, und gegen 7 Uhr Abends machten wir uns auf nach der Villa Petriccioli. Vom Strande der Vallata führt zuerst der Weg nach S. Terenzio den Berg hinauf, dann biegt ein Seitenpfad in ein Campo von dichtem Pflanzenwuchs. An den Olivenstämmen rankt sich und schlingt sich von einem zum andern die Rebe; Myrthe und Lorber mischen ihren würzigen Duft mit dem Aroma der Pinie, ein wenig abseits winkt ein schattiger Hain immergrüner Eichen und Kastanien. Ganz eigen war's uns zu Muthe, als wir das baumhohe Rohr, welches einen vertrockneten Bergbach umgibt, durchschritten hatten. Von beiden Seiten waren wir eingeschlossen durch langgestreckte Weinlauben, und über den schmalen Pfad tief herab hingen fruchtbeschwert die schönblätterigen Aeste des Feigenbaumes, — ein Labyrinth vielversprechender Vegetation. Endlich ging es einige Stufen in die Höhe, und nach wenigen Schritten tauchte aus dem üppigen Durcheinander das ansehnliche Haus hervor, die geräumige Terrasse von schönen Bogen getragen, vor ihm eine riesige, stolze Palme, deren weitgebreitete Aeste sich in dem lind vom Meere heraufwehenden Abendwinde leise wiegten. Unter dem mächtigen Baume lag der Länge nach auf dem etwas ansteigenden Boden mein Dichter, eine Ode des Horaz in den Wipfel hinauf declamirend, auf der Marmorschwelle unter den Arcaden saß die stattliche Frau des Hauses, umgeben von ihrer Tochter Ifigenia und deren Tante, im Hintergrunde auf einer Bank eine ehrwürdige Greisengestalt, mit langem weißem Bart und einem mächtigen Rohrstocke in der Rechten — wie sich später herausstellte, der 92jährige Vater des Hausherrn.

Wir hätten uns bei diesem Anblicke wie in eine andere Welt verzaubert vorkommen können, hatten aber garnicht erst Zeit dazu; denn sofort erhob sich Alles, und Herr Petriccioli streckte uns die Hand entgegen mit den Worten: „Fühlen Sie sich bei mir wie auf deutscher Erde, denn ich bin Ritter der Krone Preußen!“ Da mir die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Italiener ihre Ordensauszeichnungen stets in ihrem Titel zu führen pflegen, längst bekannt war, konnte ich mich über die Eile, mit welcher unser Wirth uns von der erwähnten Thatsache in Kenntniß setzte, nicht wundern, und über den Anlaß, aus welchem ein italienischer Offizier den preußischen Kronenorden erhalten, brauchte ich mir nicht den Kopf zu zerbrechen.

Wir schritten zu den Damen, und auch dem wackeren Patriarchen, der mir zum Gruße mit großer Bravour ein langes lateinisches Citat an den Kopf warf, wurden wir vorgestellt. Dann ließ sich die ganze Gesellschaft zwanglos nieder, und nach kurzem Austausch der üblichen Redensarten begann der Hausherr: „Nun muß ich Ihnen doch erzählen, wie ich zu dem preußischen Orden gekommen bin. Im Winter 1873 war ich in die Berge von Salerno zur Verfolgung der Briganten commandirt, ein trauriges Geschäft und dabei überreich an Anstrengungen und Entbehrungen. Eines Abends im Februar fand ich nach einem entsetzlich stürmischen Regentage Obdach in einer berüchtigten Räuberhöhle. Als ich, die von Kälte und Nässe erstarrten Glieder am Feuer wärmend, über das Hundeleben, welches ich, abgeschnitten von aller menschlichen Cultur, nun schon seit Wochen führte, ein wenig nachdachte, überkam mich ein wahrer Zorn über ein Wort, das ein italienischer Dichter den Zeitgenossen in's Gesicht geschleudert: „E tutta, in ogni umano stato, ozio la vita“ („Das ganze Leben in allen menschlichen Verhältnissen ist Müßiggang“). Ich hatte das unwiderstehliche Bedürfniß, meinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Durch die seltsame Localität poetisch angeregt, stand mir sofort der Plan zu einem lateinischen Gedichte fest. Ich wollte jenem thörichten Worte die ganze moderne Culturentwickelung sowie das gewaltige staatliche Ringen der Völker entgegenhalten und mich dann trösten, daß inmitten dieser majestätischen Leistungen auch das geringfügige, von Keinem beobachtete Schaffen — parva in magnis — rühmlich sei, wenn es zum Besten des Vaterlandes gefordert werde. In diesem Zusammenhange und im Strome des Dichtens konnte ich nicht anders, ich mußte Zeugniß geben von dem, deß mein Herz voll war, und so wurde mein Gedicht auf seinem Höhepunkte zu einem begeisterten Hymnus auf die herrliche Auferstehung Deutschlands. Ich widmete es dem Kaiser Wilhelm und erhielt den Orden, auf den ich stolz bin.“

So erzählte unser Wirth. Dann überreichte er mir das inzwischen von Ifigenia herbeigeholte „Parva in magnis“ selbst, ein prächtig gedrucktes, mit der Aufschrift „Guglielmo Prussiae Regi et Germaniae Imperatori dedicatum“ und dem deutschen Reichsadler versehenes Quartheft, zeigte mir die erwähnte Stelle und declamirte mit ungekünsteltem Pathos:

.... En Teutonus armis
Pro Patria insurgens! ... Hinc bello fulminat Istrum,
Hinc Rhenum, herculeo promens miracula nisu.
Huc Liger, huc tumidos ingenti clade Mosella
Devolvunt fluctus, huc Matrona, Seguana, Dubis.
Eruit ille urbes Gallorum et funditus arces:
Agmina confregit, confractaque dispulit ultro,
Vel folia antumni stridens Aquilone procella:
Imperium et gazas, signa armaque, sceptra domumque
Turbine corripuit, totoque a culmine vertit:
Quidquid Galliae erat, monumentum immane triumphis!
Ingeminant plausum populi: Germania, salve!
Io! ... Io! ..., Italiae redimita per aethera longum
Diditur, aeternumque sonant Sadowa! Sedanque!
Qui Caesar! quae Majestas! quae exordia Gentis!
Et, si incredibilis rerum fama occupet orbem,
Heroum incrementum ingens, Fredericia Proles;
Quae struis, et coeptis quae mox deducta trahentur,
Magna tamen super et magnis et maxima fient.

Ich brauchte eine Weile, mich von meinem Erstaunen zu erholen, dann reichte ich dem Dichter die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen als Deutscher. Möchte sich Alles erfüllen, was sie von uns hoffen, und möchten wir immer gute Freunde bleiben!“

„Das klingt etwas kleinmüthig“, erwiderte er. „Wie? ein Volk, so alt und zugleich so jung, wie das deutsche, ein Volk, das eben erst seine nationale Kraft herrlicher bewährt hat, als je zuvor in einer mehr als tausendjährigen Geschichte, ein solches Volk könnte auch nur einen Augenblick zweifeln an seiner Zukunft, an seiner Fähigkeit, noch immer Größeres zu leisten? Ich weiß, es gibt noch Zwistigkeiten und Unfertigkeiten bei Euch. Für uns in der Ferne sind dieselben nicht vorhanden, wir sehen nur Eure gesunde Stärke, und wir glauben an Eure Zukunft, weil uns der Verstand sagt, daß wir an sie glauben müssen. Und was das Freundschafthalten zwischen Italien und Deutschland anlangt, so weiß ich wohl,

Digitized by Google

daß solch warme Gefühle, wie ich sie für Deutschland hege, nicht überall bei uns getheilt werden; ganz sicher aber bin ich, daß jeder besonnen Urtheilende von der Naturgemäßheit und Nothwendigkeit dieser Freundschaft überzeugt ist. Ganz abgesehen von der Aehnlichkeit unserer der Geschichte angehörenden Schicksale — wir haben keine einander kreuzende Interessen, dagegen finden wir auf dem Wege unserer nationalen Weiterentwickelung und Befestigung stets den gleichen Gegner. Das genügt!"

Geraume Zeit tauschten wir auf diese Weise unsere Gedanken, bis wir den Damen in das Haus folgten. Dort gab uns Ifigenia auf dem Clavier einige italienische Weisen zu hören. Dann drängte man auch meine Frau, etwas zu spielen. Sie griff aus dem beschränkten Repertoir, welches sie auswendig beherrscht, Beethoven's sogenannten Trauermarsch heraus. An sich paßte er in die Situation gewiß nicht herein, aber er that seine Wirkung. Der Hausherr, welcher der Musik bisher wenig Interesse zu schenken schien, wurde aufmerksam, seine Augen glühten bei den wuchtigen Accorden, er setzte sich neben das Clavier, „Gesù Maria!" stöhnte er ein über das andere Mal vor sich hin, und als das Stück zu Ende war, rief er wie in Ekstase aus: „Ich bin nie in Deutschland gewesen, verstehe kein Wort Eurer Sprache, aber hier fühle ich das Wehen des deutschen Geistes. O, daß ich den Tag erleben möchte, da wir Seite an Seite in's Feld ziehen werden! Dann soll mein altes Schwert wieder aus der Scheide fahren für unsere und für Eure, für unsere gemeinsame Sache!" —

Draußen stand jetzt der Vollmond goldig am wolkenlosen Himmel, von der Terrasse schweifte der Blick über das Dickicht der Bäume im Vordergrunde hinweg und an dem dunkeln Kastell von Lerici vorbei auf die endlos glänzende Fläche des Meeres, die südländischen Cicaden hatten ihr lautes Geschwätz eingestellt, nur eine Grille zirpte hie und da nach deutscher Weise; wohlthuender Friede lag über dem Ganzen. Lange saßen wir hier beim feurigen Weine des Landes im Kreise dieser wundersamen Menschen, und einen besonderen Genuß bereitete uns noch unser Wirth, indem er uns das neuerdings von ihm in seiner schönen Muttersprache verfaßte Gedicht „Dogali" vortrug, ein zum Besten der Hinterbliebenen dieser modernen Thermopylenkämpfer veröffentlichtes kleines Epos von echt poetischer Empfindung, edlem Gedankenreichthum und schwungvoll-schöner Diction. Mitternacht war längst verronnen, als wir uns von der trefflichen Familie unter den phantastisch geschwungenen Olivenbäumen an der Grenze ihres Campo's verabschiedeten, den Wunsch im Herzen, daß Deutschland in der Ferne noch viele solche Freunde besitzen möge, wie Giuseppe Petriccioli.

Der Roman eines amerikanischen Generals.

Der historische Roman: Ben Hur, Eine Erzählung aus der Zeit Christi, verfaßt von dem Amerikaner Lewis Wallace, „General der nordamerikanischen Bundesarmee und vormals Vereinigten Staaten-Gesandter in Konstantinopel", bietet des Merkwürdigen so viel, daß unmöglich eine kritische Zeitschrift an ihm vorbeigehen kann. Nicht etwa, weil er in Amerika in kurzer Zeit eine ungeheure Verbreitung gefunden hat, ist er zu berücksichtigen oder weil soeben eine deutsche Ausgabe veröffentlicht wird.*) Sondern er ist deshalb zu besprechen, weil er die eigenthümlichen künstlerischen Grundsätze, durch welche auch unsere einheimischen Erzeugnisse der historischen Romangattung ihre große Wirkung auf die breiten Massen des Lesepublikums erreichten, in echt amerikanischer Weise bis zu ihren Extremen ausgeprägt erscheinen läßt, wodurch dieselben, auch für den stumpferen Sinn, eine deutlichere Hervorhebung erfahren. Er ist ein Typus jener Romangattung mit scharf ausgearbeiteten Zügen, er zeigt das Licht und den Schatten derselben in besonders kräftigem Gegensatze, er bringt ihre Tugenden und ihre Fehler, beide in's Ungeheuerliche vergrößert und verstärkt.

Ich glaube, daß Wallace, welcher sieben Jahre an diesem Werke arbeitete und die genauesten culturhistorischen Vorstudien für dasselbe unternahm, ursprünglich durch Charles Kingsley's „Hypatia", diesem in der ganzen anglo-amerikanischen Welt so lebhaft wirkenden culturhistorischen Romane, begeistert und zu seinem Schaffen angeregt war. Wenigstens finde ich vielfach die Art, wie Kingsley die Grundgedanken des Christenthums gegenüber der noch heidnisch denkenden und strebenden orientalisch-römischen Welt hervorhebt und daraus die künstlerischen Conflicte zu gewinnen suchte, auch in Wallace's Werk wieder, und der Grundsatz, daß die innerliche Vertiefung der Hauptfiguren hauptsächlich durch den immer größer werdenden Einfluß, den das Christenthum auf sie ausübt, erreicht und hierdurch die Handlung fortgeführt wird, ist beiden Romanen gemeinsam. Aber im Verlauf der Ausarbeitung scheint der Amerikaner durch die Masse des culturhistorischen Materials, welches er zum Hintergrunde seines ursprünglich rein psychologischen Gemäldes zu verwenden gedachte und welches gewiß unter seinen Händen wuchs, stark beeinflußt und vielfach von seiner Grundidee abgelenkt worden zu sein, so daß nun, in der fertigen Gestalt, dieser Hintergrund allzu farbig sich darstellt, vielfach zur Hauptsache wird und unsere Aufmerksamkeit von der eigentlichen Handlung abzieht. Es ist in Folge dessen auch dem Autor nicht recht gelungen, ein tieferes Interesse des Lesers für den Helden wachzurufen oder wenigstens festzuhalten. Der Jüngling, dessen Lebensschicksale wir erfahren, wird zu sehr veräußerlicht, seine Umgebung allzu breit geschildert, die Verhältnisse, die ihn beeinflussen, mehr berücksichtigt, als die innere Umwandlung, die er unter diesem Einflusse erleidet. Das Ergebniß der ganzen Lectüre ist deshalb auch nur ein Zweifeln, ein Kopfschütteln, denn am Schlusse werden wir plötzlich durch eine Krisis überrascht, die sich in der Seele des Helden vollzieht, ohne daß wir von ihrem Herannahen etwas bemerkt hatten. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fällt nun der anfängliche Grundgedanke des Autors wieder in die Handlung hinein, die weit, weit von ihm ab sich verirrt hatte, und ihn nun nicht mehr motiviren kann. Das Wunder tritt an seinen Platz, diesmal freilich nur, um einen Roman, dessen Verfasser sich in Einzelheiten gründlich verrannt hatte, zu einem glücklichen, heiteren Ende zu führen.

Wir müssen, an diesem Ende angelangt, uns erst klar machen, was Wallace eigentlich gewollt hat? Der Schluß des Romans, der, wie gesagt, den ursprünglichen Grundgedanken des Verfassers wieder aufnimmt, sagt es uns. Aber wenn wir es uns klar gemacht haben, finden wir, auf das ganze Werk zurückschauend, daß in der Hälfte desselben der Verfasser sich nicht klar war, über das was er eigentlich sagen wollte. Unselige Verwirrung! Sie ist folgendermaßen entstanden: Wallace wollte zeigen, wie der Gedanke uns die Lehre Christi von einem Reiche Gottes im jüdischen Volke, das eine Befreiung von dem drückenden Joche der Römerherrschaft erhoffte, anfänglich falsch verstanden werden mußte, wie erst die Person des Erlösers die Reinheit und den Idealismus seiner Lehre beglaubigen und das Verständniß in den Herzen der ihm nachfolgenden Juden wecken konnte. Deshalb schildert er uns einen jüdischen Jüngling aus vornehmem und reichem Geschlechte, der durch römische Grausamkeit zu glühendem Hasse gegen Rom erweckt wird, in dessen Haupte die Idee, daß ein Messias, ein König der Juden, das Land von den Römern säubern werde, mächtig wird, und der deshalb sich selbst und seinen unermeßlichen Reichthum in den Dienst dieses erhofften Messias stellen will. Er sammelt heimlich jüdische Männer in allen Stämmen, übt sie im Waffengebrauche und folgt dem Nazarener mit dieser verborgenen Legion auf allen seinen Wanderungen, um ihm, wenn die Zeit gekommen, seine Streitkräfte zur Errichtung des sichtbaren Königthumes und des sichtbaren Reiches Gottes zur Verfügung zu stellen. Aber Christus

*) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig. Uebersetzung von B. Hammer. 2 Bde.

Digitized by Google

enttäuscht ihn und seine Anhänger. Nach dem Einzuge in Jerusalem, als die Menge im Tempel ihn umdrängt und von ihm das Zeichen zum Aufruhr gegen die Römer erwartet, bleibt er still und thatlos, er spricht das gewichtige Wort, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, und macht so die Menge, die von ihm die irdische Erlösung erwartete, zu seiner fanatischsten Gegnerschaft. Noch einmal versucht jener Jüngling, Ben Hur, ihn zur Gewaltthat zu bewegen; es ist bei der Gefangennahme in Gethsemane. Aber auch hier lehnt Christus jede irdische Beihülfe ab und schreitet vor den Richterstuhl und zur Kreuzigung. So weit ist die Handlung folgerichtig entwickelt, wenn auch mit ungeheuren Abschweifungen auf Nebenereignisse. Wir glauben an die historische Möglichkeit einer solchen Gestalt wie es Ben Hur ist; sie mußte sich ähnlich aus den damaligen Verhältnissen entwickeln, das bedrückte, in seinem Stolze und seinen täglichen Lebensinteressen verletzte jüdische Volksthum mußte sie erzeugen, sie ist mehr aufgefaßt und consequent durchgeführt. Aber die Schlußentwickelung schleudert sie auf einmal aus ihrem bisherigen Geleise und damit verliert der Roman seinen künstlerischen Zusammenhang, verwirrt sich der ihm bisher scheinbar zu Grunde liegende Gedanke, kommt auf einmal in ihm ein fremder Bestandtheil zur alleinigen Geltung. Ben Hur ist mit seinen Anhängern, er selbst noch immer auf eine Befreiung des gefesselten Messias hoffend, dem Kreuzigungszuge nach Golgatha nachgefolgt. Er will dort den letzten gewaltsamen Versuch zur Herstellung des jüdischen Königthums machen. Aber er wird dort inne, daß seine Schaaren bereits nicht mehr von Jesus ihre Befreiung hoffen; sie fordern ihn auf, ohne den soeben zum Kreuze geführten Nazarener das geplante Werk auszuführen.

„Er ist nicht der König," sagen sie, „und Galiläa hält nicht zu ihm. Er soll des Todes sterben. Und Du, Sohn Judas, höre, wir führen Deine Schwerter und sind bereit, sie für die Freiheit zu ziehen, und ganz Galiläa mit uns. Nenne die Freiheit Dein Ziel, und wir kommen beim Kreuze mit Dir zusammen." Der Augenblick der Entscheidung war für Ben Hur gekommen. Nahm er das Anerbieten an, sprach er das Wort aus — wir hätten vielleicht eine andere Weltgeschichte, dann aber wären ihre Geschicke von Menschen, nicht von Gott geordnet worden — etwas das nie war und nie sein wird. Ein Gefühl der Verwirrung überkam ihn, für das er keine Erklärung fand; später aber schrieb er dasselbe dem Nazarener zu ... Die momentane Verwirrung aber ließ ihn zu keiner Entscheidung gelangen; er stand rathlos, wortlos da. Das Gesicht in die Hände bergend, zitterte er in Folge des inneren Kampfes zwischen seinem Willen und einer höheren Macht..... Wie Balthasar und seine weisen Gefährten in der Wüste, so ließ auch Ben Hur sich jetzt von einer höheren Macht leiten.

Er wird unter dem Kreuze ein Christ und gibt den Gedanken an die Herstellung des weltlichen Reiches durch den Messias auf. Seine Reichthümer verwendet er zu dem Bau von Gräbern für die während der späteren Christenverfolgungen in Rom gemordeten Glaubensgenossen, er ist der Begründer der Katakomben des heiligen Calixtus.

Also durch ein Wunder vollzieht sich die Peripetie der Handlung. Ich bin nicht der Meinung, daß durch den deus ex machina, durch die „höhere Macht", deren Einwirkung Ben Hur plötzlich unter dem Kreuze verspürt, der Riß, den die Handlung an dieser Stelle plötzlich erleidet, künstlerisch überdeckt wird. Der so erzeugte Schluß der Erzählung möchte immerhin bestehen bleiben, es würde die historische Wahrscheinkeit der Handlung dadurch, daß Ben Hur Christ wird und seine politischen Pläne aufgibt, nicht geschädigt werden, wenn nur dieser Schluß durch etwas mehr, als durch jenes Wunder, motivirt würde. Aber darin zeigt sich der große Fehler des vorliegenden historischen Romans — und dieser Fehler ist typisch für viele Erzeugnisse derselben Gattung —, daß die Folgerichtigkeit des inneren Geschehens, die natürliche Entwickelung der psychologischen Handlung, nie Hand in Hand geht mit der geschickten und scheinbar natürlichen Aneinanderreihung der äußeren Geschehnisse. Es mag ja viele Mühe machen und viel Studium erfordern, das culturgeschichtliche Detail solcher Romane auszuarbeiten und in spannender Anordnung vor den Leser hinzubreiten, eine dichterische Leistung ist damit aber noch nicht vollbracht; diese vollzieht sich erst, wenn auch die Menschen, die inmitten jener so farbenreichen Umgebung leben, vor dem Blicke des Lesers wachsen und sich fortbilden, in nothwendiger Anknüpfung an diese Umgebung, unter ihrer Einwirkung folgerichtig handeln und denken, folgerichtig auch fühlen und empfinden. Das aber geschieht so selten in den historischen Romanen und deshalb haben wir so wenige echte und wahre derartige Erzeugnisse. Was hier ein Wunder thun muß, muß in den meisten anderen irgend eine andere Unwahrscheinlichkeit leisten. Die Imprägnirung der Figuren mit modernem Gedankeninhalte ist ja schließlich auch gerade so wundererzeugend, wie die Art, mit der Wallace eine spätere christliche Anschauung urplötzlich in dem Gemüthe dieses jüdischen Jünglings aufwachsen läßt. Ein gewisser Rationalismus, der durchaus nicht seicht zu sein braucht, hätte in der Motivirung dieser Schlußentwickelung Platz ergreifen müssen. Ben Hur lebt ja eine ganze Zeit lang in der Begleitschaft Christi, er hat auch schon vorher, ehe er den Messias fand, durch einen der Weisen aus dem Morgenlande, durch Balthasar, den Gedanken von dem Reiche Gottes entwickeln gehört, aber die Keime der idealen Anschauung, von dem kommenden Reiche hatten, nach der Darstellung Wallace's, trotzdem in ihm nicht gewurzelt, hatten sich nicht zu der Saat entwickelt, die jenen Umschwung unter dem Kreuze erklärlich gemacht hätte. Warum eigentlich nicht? Warum das Wunder? Glaubt Wallace durch dasselbe der Innerlichkeit und der Wahrhaftigkeit seiner christlichen Erzählung zu nützen? Ich meine doch, daß eine unter dem längeren Umgange mit dem Heilande sich vollziehende Entwickelung des ursprünglich bloß jüdisch-nationalen Strebens des Helden zu der reineren Sehnsucht nach einem über den Dingen schwebenden Reiche Gottes zu schildern, eine schönere und auch der wahren Auffassung des Christenthums entsprechendere Aufgabe für einen Dichter sein müßte.

Und ich glaube auch, wie schon gesagt, daß Wallace ursprünglich diese Aufgabe im Sinne hatte. Aber er wurde von derselben abgezogen durch das übermäßige Eingehen auf rein äußerliche Schilderungen. Die Composition des Romans leidet unter dieser Sucht, möglichst viele und große farbenreiche Gemälde von dem damaligen Culturleben zu bieten, ganz außerordentlich und zeigt sich nach dieser Seite hin auch dem oberflächlichen Blicke schon als ungleichmäßig und fehlerhaft. Denn es ist ersichtlich, daß der Eifer des solcherart bei der Ausführung der Einzelheiten verweilenden Erzählers früher erlahmt ist, als man nach dem Eingange erwarten sollte. Im Grunde häufen sich nämlich die oft prächtig geschilderten Scenen aus dem römischen und orientalischen Leben nur in der Exposition des Ganzen. Der eigentliche Kern der Handlung ist dürftig ausgestattet, nicht nur in seiner Motivirung, wie ich oben nachzuweisen suchte, sondern auch in der äußerlichen Verbrämung. Wir sind schon bei dem letzten Viertel des Werkes angelangt, ehe wir ihn erkennen und erfassen. Ben Hur's Jünglingsalter, seine Vorbereitungszeit auf die spätere Lebensaufgabe, füllt den größten Theil des Romans, erst dann tritt die Hauptsache, die Mannesthätigkeit, in ihr Recht ein. Wir sehen den Jüngling, noch unklar in seinem Wollen, im Vaterhause in Jerusalem aus den Erzählungen der Mutter das ausgeprägte Stammesbewußtsein des jüdischen Patriciers schöpfen, dann wird er durch römische Gewaltthat hinausgerissen, wird Galeerensklave und Ruderknecht. Das Leben auf einem römischen Kriegsschiffe, eine Seeschlacht, Alles das ist prächtig geschildert. Der Ruderknecht rettet einem römischen Tribun das Leben und wird von ihm adoptirt. Er wird ein Römer, aber die Rache an den Römern glüht in seiner Brust. Um sie auszuüben, geht er nach Antiochia, dort findet er einen treuen Diener seines Vaterhauses, der unermeßliche Schätze für ihn bewahrt und sie durch Handel vermehrt hat; er wird Freund eines arabischen Scheiks, dessen Viergespann er im Circus zum Siege führt, und dort auch findet er den Weisen aus dem Morgenlande, Balthasar, der ihm zum ersten Male von dem neugeborenen jüdischen Könige erzählt und auf diese Weise seiner

Digitized by Google

Privatrache einen politischen Hintergrund verleiht. Mit dem Scheik und jenem Diener seines Hauses beschließt er nun die Aufrichtung des jüdischen Königthums, die Vertilgung der Römerherrschaft, die uns — das ist wieder ein historischer Fehler des Romans — in ihrer ganzen Härte und Willkür, nicht aber in ihrer Großartigkeit geschildert wird. Soweit verläuft die Handlung in gleichmäßiger Breite. Die Schilderungen des Lebens in Antiochia, des großen jüdischen Handelshauses, der Daphnegrotte, des Wettkampfes im Circus und der Araberhorde im Palmenhaine, die alle prächtig sind und von ungeheuerem Studium zeugen, beleben und verzögern zugleich die Erzählung. Nun aber beginnt dieselbe plötzlich zu eilen. Ben Hur kommt nach Palästina, er trifft Johannes den Täufer und Jesus von Nazareth, aber nur flüchtig wird das Zusammensein mit ihnen skizzirt, nur flüchtig wird erzählt, wie Ben Hur jetzt politisch thätig wird. Wieder verhält der Autor bei der Ausführung einer Nebensächlichkeit: Ben Hur's Mutter und Schwester waren von den Römern in ein verborgenes Gefängniß geworfen worden; als sie aus demselben endlich befreit werden, zeigt sich, daß sie vom Aussatze angesteckt sind. In ihrer ganzen Gräßlichkeit wird nun diese Krankheit geschildert, das Leben beschrieben, das die Armen nun führen müssen, aber wiederum bemerken wir, daß dieses entsetzliche Schicksal die Entwickelung Ben Hur's nicht weiter fördert. Auch das Wunder, das der Heiland dann an ihnen vollbringt, indem er sie heilt, ist nur von episodischer Bedeutung: Ben Hur gehörte schon vor dieser Wunderthat zu den entschiedenen Anhängern des Nazareners, er braucht also jene Bestätigung der Uebermenschlichkeit seines Messias nicht mehr. Die Heilung wirkt nur rührsam auf die gepeinigten Leserinnen. Denselben äußerlichen Effect haben einige kleine Liebesgeschichten, die noch dazu ziemlich ungeschickt eingeflochten sind.

So sehen wir, daß gerade die Vorzüge dieses historischen Romanes, die prächtigen, farbenreichen Schilderungen, die unwillkürlich uns anziehen und festhalten, wenn es auch bloß durch Nebensächlichkeiten geschieht, auch seine Fehler sind: die natürliche Motivirung der Schlußhandlung ist über ihnen versäumt und vernachlässigt geblieben, die Gleichmäßigkeit der Anordnung außer Acht gelassen und die innere Wahrheit des Geschehens hiermit aufgeopfert worden. Der Roman wird gleichwohl auch in Deutschland seine große Verbreitung finden; wir wollen aber hoffen, daß sein eigentlicher literarischer Werth nicht nach derselben abgeschätzt wird.

Dürer und die Reformation.

Von Robert Stiaßny.

Die großartige Feier des Lutherjubiläums, selbst nicht zum geringsten Theile auf literarischem Grund und Boden erwachsen, hat lebendig befruchtend nachgewirkt auf den ganzen Umkreis reformationsgeschichtlicher Studien. Und wieder einmal ward die Frage nach dem Verhältniß der evangelischen Bewegung zu den bildenden Künsten aufgerollt, die bereits um die Mitte des Jahrhunderts eine kleine Literatur wachgerufen. Es läßt sich nun nicht leugnen, daß bei ihrer Beantwortung diesseits wie jenseits der troischen Mauern gesündigt wurde. Protestantischerseits ist man begreiflicher Weise nur zu leicht geneigt, die entschieden bilderfeindliche Haltung der neuen Lehre als augenblickliches Gebot des Frontwechsels gegenüber der alten Kirche zu erklären und mit Genugthuung auf die Früchte hinzuweisen, die evangelischer Kunstgeist seither, besonders im Holland des siebzehnten Jahrhunderts und in der Gegenwart gezeitigt. Der ultramontanen Ansicht hingegen von der „Kunstverderblichkeit" der Reformation stehen diesmal ausnahmsweise geschichtliche Thatsachen, die Bilderstürme und der Niedergang wenigstens der deutschen Malerei in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zur Verfügung und wie prächtig man mit dem seltenen Materiale zu arbeiten weiß, davon gab erst im vorigen Jahrgange der „Historisch-Politischen Blätter" die Artikelreihe: „Die Reformation und die bildende Kunst" sattsame Kunde. Im Mittelpunkte des Interesses steht der eigenthümliche Grenzstreit, der sich um die Blütheperiode der deutschen Renaissance, die ja zeitlich gerade mit den Sturm- und Drangjahren der neuen Kirche zusammenfiel, entsponnen. Alfred Woltmann ging zuverlässig zu weit, wenn er in seinem warm empfundenen Vortrage „Die deutsche Kunst und die Reformation" (1867) „nicht in der Epoche, welche dem Auftreten Luthers folgt, sondern in derjenigen, welche ihm vorhergeht", die Kunst der Reformation suchte und durch den mystischen Zug, der vielfach in der Plastik wie Malerei des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts besonders in der kölnischen Schule heimisch, sich verführen ließ, in ihren Gebilden Vorboten des neuen Glaubens zu begrüßen. Aber es war Janssen vorbehalten, ihn nach der entgegengesetzten Richtung zu übertrumpfen, denn dieser sonst so kenntnißreiche Forscher steht im ersten Bande seines bekannten Geschichtswerkes nicht an, Dürer und Holbein kurzer Hand für den christlich-germanischen Geist des Mittelalters, d. i. für die Gothik zu annectiren und ihr „antikisirendes Beiwerk" wohlwollend als „modischen Zierrath" zu entschuldigen — eine kunstgeschichtliche Entdeckung freilich, zu dessen Stütze nicht einmal ein Citat aus den Schriften Herrn Reichenspergers aufzutreiben war.

Wie Vokal- zu Instrumentalmusik verhält sich in mancher Beziehung die Kunst des aufgehenden sechzehnten Jahrhunderts zu jener des verwichenen. Der impulsive Drang eigenherrlichen Empfindens regt sich, die altvertrauten Gestalten der Bibel und Legende reden eine neue Sprache, aus der persönliche Wärme, eine specifische Seelenstimmung klingt. Das Künstlerindividuum reckt und streckt sich allmählich zu seiner selbstgewachsenen Höhe. Hier nun wäre gleichsam die Mündungsstelle gewesen, wo die Reformation, die ja ähnlicherweise aus der gesteigerten Subjectivität des religiösen Bewußtseins heraus die Wiedergeburt des Christenthums anbahnte, die Renaissanceströmung in ihr Bette hätten überleiten können. Die nur zu bald eingetretene Erkaltung des Humanismus der evangelischen Sache gegenüber darf nicht als maßgebend betrachtet werden: dieser war bereits zu tief, freilich mehr in den Stoff als den Geist des classischen Alterthums eingedrungen, den er aus den literarischen Urquellen, also aus erster Hand sich angeeignet hatte. Der ungleich geringere Schatz antiker Elemente aber, mit denen die Renaissance in Deutschland Haus hielt, war bereits durch die italienische Schwesterkunst, von der ihn jene überkommen, im modern-christlichen Sinne getauft worden. Die Geneigtheit deutscher Künstler für die Reformation selbst gegen den Humanismus Partei zu ergreifen, bezeugt klärlich z. B. eine so originelle Meinungsäußerung wie der Holzschnitt Holbeins aus den zwanziger Jahren: „Das wahre Licht Christi". Auf der einen Seite des Breiten-Blattes versammelt Christus allerlei niedriges Volk um sich, indeß auf der anderen die ganze Klerisei, der Pabst an der Spitze den beturbanten „Heiden" Aristoteles und Platon in einen Abgrund nachstürzt.

Es liegt ein Act geschichtlichen Undanks in der Bilderfeindschaft der Reformation. Denn bildliche Darstellungen wie die genannte, die Illustrationen zu den gegen das Unwesen der „Romanisten"-Wirthschaft gerichteten Flugschriften hatten den Reformationsgeist in seiner Wiege gehegt und ihn, volksthümlicher als die Literatur, den weiten Kreisen der Analphabeten vermittelt; sie blieben auch ferner eine der schärfsten Waffen der Bewegung. Wie viel oppositionellen Zündstoff gegen das hierarchische System barg aber nicht der Schmuck der kirchlichen Räume selbst, der jetzt so blinder Zerstörungswuth zum Opfer fiel! Nur der holzgeschnitzten Scenen aus der Thierfabel an den Chorgestühlen, der verwandt satirischen Motive an den historiirten Kapitellen, der vom stachlichsten Hohne gegen den Clerus erfüllten Randminiaturen der Bibeln und Gebetbücher — seit dem vierzehnten Jahrhundert — sei hier Erwähnung gethan.

Freilich erfolgt mit Eintritt der Reformation der künst-

Digitized by Google

lerische Rückgang durchaus nicht auf der ganzen Linie, wie der Essayist der „Historisch-Politischen Blätter" so beweglich klagt. Gerade im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts setzt der Aufschwung der Profan-Architektur ein, die nicht früher als am Ende desselben ihren Höhepunkt erreichte, gleich dem Kunstgewerbe aber noch tief in das siebzehnte hinein, herrliche Schößlinge treibt: erst der welsche „Jesuitenstil" hat mit dem lange währenden Nachtisch der nationalen Renaissance gründlich aufgeräumt. Auch für den thatsächlichen Verfall der Malerei ist die Reformation nur mitverantwortlich, nicht allein verantwortlich. Der tiefere Krankheitskeim lag in dem Verhältniß zur italienischen Renaissance, deren Einflüssen sich die deutsche Kunst, der Spätgothik kaum entwachsen, zu jäh und unmittelbar hingegeben, als daß sie dieselben genügend hätte verdauen können. In den Niederlanden ist trotz des Sieges der Reformation der Entwickelungsgang der Malerei äußerlich keineswegs unterbrochen worden, und doch welcher Abstieg von Quinten Massys, Jan van Scorel, ja selbst Lucas van Leyden zu Heemskerk und Frans Floris! Die niederländischen Kaufstädte nahmen eben, auch nachdem der Handelsverkehr der Entdeckung Amerikas und des östlichen Seeweges zufolge neue Straßen eingeschlagen, an demselben leitenden Antheil, indeß die süddeutschen Emporien, von diesen abgeschnitten, in ihrer merkantilen Bedeutung sanken.

Ein merkwürdiges Wiederspiel zu dem bilderfeindlichen Auftreten der neuen Lehre gewähren nun die unverhohlenen Sympathien, die die hervorragendsten unter den deutschen und schweizer Malern ihr fast einhellig entgegenbringen. Diese opfermüthige Verleugnung des persönlichen Vortheils läßt uns in die ganze ethisch-religiöse Tiefe der Bewegung blicken. In dem bedeutsamen Rangstreit zwischen Künstler und Mensch behauptet hier einmal dieser das letzte Wort.

Nicht nur weil es sich um den Großmeister deutscher Kunst, sondern weil es sich zugleich um eine wahrhaft gemüthsfromme und dabei tief speculative Natur handelt, ist gerade Dürer's Verhalten von schwer wiegendem Interesse. Wie nur je ein Genius, mit deutscher Gründlichkeit hat er alle treibenden Ideen seiner Zeit und seines Volkes in sich verarbeitet und in seiner Kunst über sie Beichte abgelegt. Die Zeit und sein Volk selbst sind ihm Modell gesessen zu der schwermuthbangen, leidversunkenen Gestalt der Frau „Melencolia", die, irre geworden an allem Bestehenden, wie am Rande eines Abgrundes brütet, über den selbst die mächtigsten Flügel nicht hinwegzutragen vermögen. Man hat sie einseitig als Allegorie der Complexion deuten wollen, hat von einem faustischen Element gesprochen, das erst erheblich später auf die geistige Bildfläche der Nation tritt. Es ist vielmehr recht eigentlich die schwüle Gewitterstimmung, die elektrisch geladene Atmosphäre vor dem Ausbruch des Orkans, die über das schaurige und doch wieder warm anheimelnde Blatt hin wetterleuchtet. Allein schon viel früher hatte Dürer bekannt, wo er den Herd des Uebels erblickte. Kein Zweifel, daß mit dem Bilde der „großen Babylon" in der Apokalypse, des üppigen Weibes auf dem siebenköpfigen Thiere, dessen Entwurf auf das Jahr 1495 zurückgeht, das päpstliche Rom seiner Tage gemeint war — wenngleich erst Cranach seine Apokalypse ganz im Sinne der Reformation durchführen sollte. Ein Jahr vor der „Melancholie" 1513 datirt der nicht minder berühmte Stich „Ritter, Tod und Teufel", dessen Held — nach einem glücklichen Funde H. Grimms eine Entlehnung aus Erasmus von Rotterdam's populärem Erbauungsbuche Enchiridion militis christiani — als christlicher Reiter, in seiner Seelenruhe unangefochten durch dräuenden Höllenspuk, den Weg zur ewigen Glückseligkeit weiterzieht. Wie schmetternde Heroldsrufe künden solche Blätter den nahenden Ansturm der großen geistigen Revolution. Mit welch heller Freude hat sie Dürer bewillkommt, da sie endlich zur That wurde!

Im Allgemeinen hat Dürers Verhältniß zur Reformation bereits in Thausing einen Dolmetsch von unbestechlichem historischem Blick gefunden; vielleicht nur daß er in der Apokalypse, im Marienleben den Protolutheraner um eine Nuance zu stark hervorgekehrt; die Oeconomie der Darstellung nötigte ihn ferner in dem der Frage gewidmeten Kapitel seines Buches noch eine Reihe anderweitiger Untersuchungen unter Dach und Fach zu bringen und so kam kein rundes, einheitlich geschlossenes Bild zu Stande. Ein solches war aber um so mehr geboten, als man im ultramontanen Lager unverbrüchlich an Dürers katholischer Gesinnung festhält, bloß eine vorübergehende Aufwallung für Luthers Persönlichkeit zuläßt, im Uebrigen aber jede abweichende Anschauung als protestantische Geschichtsklitterung auf den Index setzt. Der im Auftrage der Görres-Gesellschaft verfaßten Dürer-Biographie L. Kaufmann's (2. Aufl., Freiburg i. Br. 1887) und den Historisch-Politischen Blättern ist nun durch eine verdienstvolle Schrift Dr. M. Zuckers: „Dürer's Stellung zur Reformation" (Erlangen. A. Deichert, 1886) — deren Ausführungen wir im Nachstehenden folgen — einige Abkühlung bereitet worden. Auf Grundlage eines reicheren literarischen Beweismaterials und dessen sorgfältiger chronologischer Anordnung wird Thausings Standpunkt neuerlich erhärtet und hiebei eine Reihe höchst fadenscheiniger Unterstellungen der Gegenpartei in die richtige Beleuchtung gerückt.

Schon in den Jahren 1518 und 1519 tritt Dürer als Mitglied der Sodalitas Stanpitiana auf, jenes Nürnberger Freundeskreises von Anhängern des Reformators, der sich um den Generalvicar des Augustinerconvents, dem „Gewissensrathe" Luthers, Johann von Staupitz versammelte, 1518 bereits läßt Luther selbst dem Meister für Uebermittelung eines Geschenkes (wahrscheinlich von Stichen oder Holzschnitten seiner Hand) danken; wogegen Dürer wiederum 1520 seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen für die Uebersendung von „püchlein luteri" durch Spalatin seine Dankbarkeit ausspricht. Es folgt jener vielcitirte, aber jedesmal neu ergreifende Herzenserguß aus dem Tagebuche der niederländischen Reise von 1521; Luthers räthselhaftes Verschwinden nach dem Wormser Reichstage, bekanntlich von seinem fürstlichen Beschützer veranlaßt, um ihn auf der Wartburg zu bergen, weckt in dem biederen Dürer eine Sturmfluth von Sympathien für den „verkaufften, frommen mit dem heyligen gaist erleichteten man", als dessen Vorläufer er mit ungewöhnlicher Einsicht in die Entwickelung des Reformationsgedanken Wiclif bezeichnet; in den stärksten Ausdrücken ergeht er sich wider die „aigne angenommene gewalt des römischen stuls", sieht sich bereits nach einem Nachfolger des theueren Gottesmannes um, den er mit rührender Einfalt in Erasmus von Rotterdam erblickt, und schließt mit der Prophezeihung des nahenden apokalyptischen Gerichtes: „dann werden wir sehen die unschuldigen blütter, die der babst, pfaffen und die münchen vergossen, gericht und verdampt haben." Sein ganzes leidenschaftliches Rechtsgefühl, die Inbrunst seines Christenglaubens, der nach dem lauteren Wort der Schrift dürstet, sein warmblütiges, vollsaftiges Temperament quillt hier vor uns auf: man könnte manche Züge eines richtigen Selbstportraits Dürers aus dieser Stelle zusammenlesen. Die natürliche Beredtsamkeit, die ihm die Erregung des Augenblicks leiht, wird für das noch unerledigte Kapitel „Dürer als Schriftsteller" zu verwerthen sein. Um die Bedeutsamkeit der Kundgebung aber voll zu ermessen, ist es gut, sich der Sitten der alles eher als schreibseligen Zeit zu erinnern; dem Tode seines Vaters und seiner Mutter gönnt Dürer keine entfernt so einläßliche Betrachtung. Wie mager nehmen sich hingegen Einwürfe aus, die auf seine Beschreibung einer Procession in Antwerpen, auf die Besichtigung von Reliquien — gleich anderer Sehenswürdigkeiten —, auf den einen Beichtgang der Frau Agnes verweisen!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

In der elften Stunde.

Von Oscar Levertin.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. v. Bröndsted.

(Schluß.)

Hedenberg's Gedanken gingen auf in einem einzigen, Alles Andere ertödtenden Gefühl. Er betete zu Gott, daß der Schweiß von seiner Stirn rieselte. Er betete in glühender Hingebung, voll Reue und Gewissensqual, die gewöhnlich solchen heftigen Krisen folgte, wie der, die er soeben durchgekämpft.

Schon in der ersten Nacht nach dem Morde hatte eine brennende fanatische Religiosität mit eisernem Griff sich seines Gemüthes bemächtigt, das bisher von seiner Kindheit an, gleichgiltig und aller Grübeleien bar dem gegenüber gestanden, was möglicherweise über der Erde sein konnte — — — aber jene Nacht, jene Nacht — — —

Er ging allein auf dem Hintertheil seines Schiffes auf und ab, in einer Angst, die ihm keinen Augenblick Ruhe gab. Bild nach Bild jagte in wahnsinniger Schnelligkeit durch sein Gehirn. Er triefte vor Schweiß, hatte einen merkwürdigen widerlichen Geschmack im Munde und oft überfiel ihn furchtbarer Schwindel, flirrte es ihm vor den Augen ....

Ringsumher war das Meer; wie erquickend, kühlend mußte es sein, das herrliche, klare Meer, wie frisch, wenn es vorwärts brauste, von dem gesunden Salz der Wellen gesättigt — — — Und Welle folgte auf Welle, Alles bedeckend, Gutes und Schlechtes, mit ihrem einförmigen Murmeln, Alles überspülend, Böses und Gutes — — — Auf den schaumbedeckten Wellenrücken in den Schlaf gewiegt zu werden, langsam zu sinken, langsam, langsam, durch die grünblauen Tiefen ohne die geringste Spur von Gedanken — — — nur ein Schritt — — —

Dann sah Hedenberg hinaus über den Schiffsrand auf das Meer, das vorwärts wogte in die unendliche, ferne, dunkelblaue Tiefe unter dem Himmel, der sich hochgewölbt und sternbesät darüber erhob — — — dort war die Sonne in ihr gelbrothes Wolkenbett hinabgesunken. Dorthin wollte er sehen! Für sein überangestrengtes Auge war es, als ob ihm ein Kreuz mit rothen Feuerzungen entgegenstrahlte. J. N. R. J. stand darauf mit großen flammenden Buchstaben. Barmherziger Gott! Weinend warf Hedenberg sich auf das Verdeck. Er ballte die Fäuste und mit gebeugtem Haupte betete er reuig zu dem Gott, dem seine Seele jahrelang keinen Gedanken geopfert hatte. ... Die Krankheit kam. Und er nahm sie wie eine gerechte und lindernde Strafe seiner großen Schuld. Sein Auge war sehend geworden und seine Gedanken hatten eine Läuterung erfahren. Bis zum Tode sollten seine Leiden dauern, das wußte er.

Bis zum Tode! Ja, vielleicht noch länger — — Oh nein, der Allbarmherzige droben war der gerechte Gott der Strafe, aber er war auch der Gott der Gnade, der Vergebung und der Versöhnung. Seinem Winke sollte gehorcht, sein Wille in Ewigkeit gepriesen werden!

In der demüthigsten Reue beugte er seinen Nacken unter das Joch der Strafe und um Gott zu gefallen, reichte er selbst seine Wangen zum Schlage der Vergeltung. Und bei jedem neuen Schmerz, dessen spitzer Stachel in seinen Körper drang, flüsterte er mit der Unterwerfung des Fakirs: „Allmächtiger Gott, siehe, ich beuge mich unter Deine strafende Hand ohne zu murren. Und träfen mich die Ruthenschläge Deiner Strafe vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis Morgen, ich würde doch nicht klagen, denn was ich ernte, ist der gerechte Lohn meiner sündigen That."

Und er hatte Qualen durchgekostet, — geistige und körperliche. Die Gewissensbisse, die ihn mit ihren glanzlosen, starren, unbeweglichen Blicken anstarrten, die ihn mit ihrem kalten, wollüstigen Lächeln um den offenen Mund aushöhnten, hatten ihn fast zum Wahnsinn getrieben. Die Brustkrankheit war über seine Schwelle getreten mit ausgehungerten Mienen in ihrem raubgierigen Gesicht, hatte gierig das Fleisch von seinen Beinen abgefressen und mit dem Heißhunger eines Vampyrs ihm das Blut aus den Adern gesogen. Und zuletzt war die Schlaflosigkeit gekommen, großäugig, mit wirrem Haar, lüsternem Mund und feuchten Händen, hatte sich in sein Bette gelegt, in brennender Lust sich an ihn geschmiegt und mit den heißen Küssen ihrer blassen Lippen, mit der schlangenartigen Umarmung ihrer weichen Arme seine ganze Kraft erschöpft, daß das Mark seiner Knochen schmolz und die Nerven und Sehnen schmerzten, als ob sie bersten wollten.

Gesegnet sei die Gnade Gottes, geheiligt sei sein Name in Zeit und Ewigkeit!

Stille herrschte im Zimmer. Man hörte nur das regelmäßige Ticken der Uhr und Hedenberg's heiseres, anstrengendes Athmen. Nur dann und wann drang der Laut der Hotelglocke und das gedämpfte Rasseln eines eintreffenden Omnibus hinauf und erzählte von einer neuen Ladung Reisender. Dann hörte man ein unruhiges Laufen hin und her, Schritte hier und dort, Rufen und Geräusch; die Thüren wurden zugeschlagen, die Koffer aufgestapelt, der Fahrstuhl ging, Stimmen wurden laut — — und dann nahm das Geräusch wieder nach und nach ab. Die alte Ruhe, nur gestört durch das einförmige Ticken der Uhr und das unruhige Athmen des Kranken, trat ein.

Durch das Fenster fiel das Sonnenlicht, gelber und stärker, und goß seinen goldenen Strom über Möbelzeug und Teppiche, und ließ das Holz der Stühle mit ihren scharfen schimmernden Kanten erglänzen.

Frau Hedenberg blickte von ihrer Handarbeit auf und betrachtete die Uhrscheibe.

„Schon elf Uhr", sagte sie und sah ihren Mann an: „Wie geht es Dir jetzt, Frederik?"

„Danke! Der Anfall ist wohl für diesmal überstanden." „Nun — — — dann kannst Du uns vielleicht etwas aus der Bibel vorlesen. Heute ist ja Sonntag, lieber Freund!"

„Ja, richtig — — Ich werde versuchen — — rufe die Signe — —"

Frau Hedenberg rief die Tochter, die still hereintrat, auf den Fußspitzen gehend, gewöhnt wie sie war, sich immer in Krankenstuben zu bewegen. Und sie setzten sich an Hedenberg's Bett, um in der fremden Stadt, allein und verlassen, fern vom Vaterlande, in dem steifen, genirenden Luxus des Hotelzimmers, dem alten, beredten Buche aus der Heimath zuzuhören. Hedenberg setzte sich zurecht. Ein seltener Ausdruck von Ruhe und Frieden kam über seine Züge, eine unbeschreiblich friedliche Sanftheit — — — Stunden wie diese waren seine glücklichsten, wenn die Erinnerung an alles Andere gleichsam dahinschwand und er, mit den Worten Gottes auf den Lippen, sich von einem einzigen unklaren Liebesgefühl für alle Leidenden und Unterdrückten der Welt durchströmt fühlte — — — als ob er in einer langen Liebkosung schweißtriefender Stirnen, von Kindern, die Noth und Sorgen ausgezehrt hatten, von Händen, die von Entbehrungen erstarrt waren, hinsterben sollte.

Mit zitternden Fingern zeigte er auf eine Stelle in der Bibel und mit leiser, aber von der Bewegung der Ueberzeugung durchdringender Stimme begann er:

„Meine Lieben! als ich heute Nacht nicht schlafen konnte und mein Kopf schmerzte, als ob er zwischen glühende Zangen gepreßt würde, blätterte ich in meiner Bibel und hier fiel mir der Text auf, den ich euch jetzt vorlesen will — — — so steht geschrieben im Evangelium St. Lucä im 3. Kap. V. 11:

„Und siehe ein Weib war da, das hatte einen Geist der Krankheit 18 Jahre und sie war krumm und konnte nicht wohl aufstehen. Da sie aber Jesus sah, rief er sie zu sich und sprach zu ihr: »Weib sei los von Deiner Krankheit.« Und er legte — — — —"

Hier klopfte es an die Thür. Hedenberg fuhr schaudernd aus seiner Vorlesung, wie aus einem schönen Traume auf, aus dem man sich ungern herausreißt.

„Entrez!" rief Bertha mit unwilliger Stimme. Und der Kellner trat herein und meldete: Dr. Robida.

„Ah der Arzt, ach so!" murmelte der Kranke und gab seiner Frau und Tochter ein Zeichen, sich von dem Bette zu entfernen. Sie thaten es und setzten sich an das Fenster. Dann trat Dr. Robida herein — — — Er war ungewöhnlich ansehnlich von Wuchs, hoch und schmal! Sehr

Digitized by Google

hoch — — — Hedenberg schien es, daß er nur einmal in seinem Leben einen so großen, so dünnen und so mageren Mann gesehen habe. Und sein Herz klopfte heftig.

Der Franzose entledigte sich inzwischen seines Rockes und verneigte sich höflich. Und das kleine Gesicht mit den kleinen Augen, den gelben Zähnen und dem dünnen rothen Kinnbart wurde noch widerlicher als zuvor, wie es dort auf dem ungelenken Körper saß, wie ein zugeschnittener Griff eines spanischen Rohrs, während er mit einer häßlichen Grimasse versuchte, demselben einen höflichen und freundlichen Ausdruck zu geben. — — — Was im Namen Gottes war das?!

Das Leben stockte in Hedenberg's Brust. Sein Athem stand still. Sein Herz arbeitete, als ob er in der äußersten Todesgefahr schwebte. Mechanisch schloß er die Augen; er wagte es nicht, dem Arzt in die Augen zu sehen, nein, nicht um Alles in der Welt wagte er es.

„Ach so, das ist der Kranke", begann Robida, indem er sich an Frau Hedenberg wandte, anscheinend in dem Glauben, Hedenberg selbst sei zu schwach, um seinen Zustand erklären zu können.

„Ja", antwortete Bertha abwesend, die Gedanken noch auf die Bibelworte gerichtet. Aber während der Arzt durch eine Menge Fragen zur Klarheit über das Befinden des Kranken zu gelangen versuchte, beobachtete ihn Hedenberg von der Seite mit ängstlich gespannter Aufmerksamkeit.

„Jesus Christus", murmelte er bebend mit halb erstickter Stimme, „die Narbe gerade über der Nasenwurzel — — — gerade da, wohin er den Mann mit dem Messer getroffen hatte. — — — Oh, er lebt also, er lebte! — — — Gott im Himmel, wenn er mich erkennen sollte! Ach nein, ich habe mich sicherlich sehr verändert seit damals — — — Aber war es denn wirklich derselbe. Ja, oder war er plötzlich irrsinnig geworden — — — verrückt — — — von Sinnen. Die Narbe — — — die fatale Narbe! — — — Und mit dem Aufbieten seiner letzten Kräfte sagte er mit einer Stimme, die unnatürlich beherrscht und angestrengt klang:

„Vielleicht nehmen Sie, Herr Doctor, neben meinem Bett Platz, dann können wir mit einander sprechen."

„Ja gewiß! natürlich!"

Dann setzte der Lange sich an das Kopfende und sprach in demselben Tone weiter. Das Athmen wollte er auch hören. Als er aber seinen Kopf der Brust Hedenberg's näherte, war es diesem, als würde er gewaltsam von einem jähen Abhang rettungslos in eine bodenlose Tiefe, heruntergestoßen. Er schloß die Augen und biß die Zähne zusammen. Dann fing Robida an zu verordnen: Cognac und Marsala, einen Theelöffel voll alle zwei Stunden, Opiumpillen des Abends u. s. w. — — — und dann gab er Hedenberg den Rath, sich in der Riviera in Pegli aufzuhalten — — — Vorzügliches Grand Hôtel de Pegli — — — Englischer Comfort — — — Dr. Moraux, Specialist, Moraux preisgekrönt von der Facultät zu Montpellier für Recherches sur le traitement de la Phthisie pulmonaire u. s. w. u. s. w.

Aber Hedenberg erschien Alles, was er da sagte, wie unsinniges Geschwätz, wie sinnlose Laute, und während er in unbeweglicher Ohnmacht sich anstrengte, aufmerksam auszusehen, hatte er ein unsicheres Gefühl, daß Alles, hohl und leer, zusammenstürzte, daß Alles, woran er jahrelang geglaubt hatte, Splitter für Splitter zu Rauch und Staub wurde. — — — Aber die ganze Zeit starrte er ununterbrochen, ohne daß er es selbst wußte, die Narbe Robida's an. Es war, als ob sie mit magischer Kraft seinen Blick fesselte.

„Ah, Sie betrachten meine Narbe, merke ich", meinte der Franzose mit zuvorkommender Höflichkeit. „Ja, verschönernd wirkt sie nicht, aber was in Gottes Namen soll man machen! — — — Es sind wohl jetzt gegen zehn Jahre vergangen, seitdem ich sie erhielt — — — Es war in einer Matrosenkneipe. Ich hatte an dem Tag wohl etwas zu viel Absinth getrunken — — — es war übrigens, glaube ich, ein holländischer Matrose, ein dicker, grober Kerl — — —"

„Und er wurde natürlich bestraft?"

„Nein, er verschwand — — — Er mag wohl geglaubt haben, er habe mir den Garaus gemacht, der Schlingel — — — aber Unkraut — — sagt man ja vergeht nicht so leicht. Ha, ha, ha!"

Hier lachte er rauh, rachsüchtig. Aber Bertha, die früher zerstreut und ohne Interesse dem Gespräch zugehört, wurde plötzlich gespensterartig blaß. Sie sah ihren Mann an und bemerkte seinen unheimlich starren Ausdruck ... Sie wußte nicht, was sie thun sollte. Schreien? nein, nein! Fortlaufen, auf irgend eine Weise sich aus der Thür oder dem Fenster werfen?! Nur fortkommen! Aber ihre Glieder waren bleiern schwer, die Füße waren ihr gelähmt. Und ruhig saß sie auf dem Stuhl, gerade wie ein Licht und mit starren Augen, außer Stande eine Bewegung zu machen.

Inzwischen erhob sich Robida und meinte, er würde am nächsten Tag wiederkommen, bevor sie abreisten. Mit einer zierlichen Verbeugung verließ er das Zimmer, indem er sich im Stillen über die Fremden wunderte.

Was für einer Nationalität möchten sie wohl angehören? slavisch vielleicht?! Er wollte den Hoteldirector fragen.

Als aber Robida die Thür geschlossen und seine Schritte im Corridor verhallt waren, eilte Frau Hedenberg zum Bette hin. Ein plötzliches strahlendes Leben verklärte ihr Gesicht. Thränen liefen über ihre Wangen herab, während ihr Mund lachte, und ohne an das Kind zu denken, das ihr mit starren, fragenden Augen folgte, schlang sie in krampfhafter Zärtlichkeit ihre Arme um den Hals des Mannes.

„Er lebt, Frederik, er lebt, er lebt!"

„Ja, Bertha, er war es. Es paßt vollständig. Vor zehn Jahren ... Matrosenkneipe ... die Narbe an der Stirn. Und außerdem sagte mir es eine Ahnung, eben als er über die Schwelle trat."

„Ja, er lebt — — — Oh, ich möchte aufjauchzen und weinen zu gleicher Zeit — — — Ich bin so froh, so glücklich — — — Daß mir eine solche Freude zu Theil werden sollte, das hätte ich nicht mehr zu hoffen gewagt — — — Aber die Wege Gottes sind unergründlich — — — Gesegnet sei sein Name!"

Die Frau sah verjüngt aus, wie sie dastand mitten in dem hereinströmenden Tageslicht, das ihrem blonden Haar einen Glanz verlieh, wie einem Staubstreifen der Sonnenschein. Ihre großen blauen Augen strahlten. Und lächelnd kniete sie am Bette nieder und legte ihr Haupt an die Brust des Mannes. Es war, als ob ein finsterer Schatten, der ihr jahrelang Schrecken eingejagt, plötzlich verschwunden war.

Aber Hedenberg wandte den Blick von ihr ab. Er lag unbeweglich und sah unbeweglichen Auges vor sich hin. Seine Züge wurden schärfer. Die Finger krümmten sich in leidenschaftlichem Haß und die Muskeln über seinen Augenbrauen schwollen zu Knoten auf, wie bei einer angestrengten Arbeit.

„Aber Du sagst nichts, Frederik — — — Falte nur hübsch Deine Hände und laß uns dem Herrn danken, Du guter, geliebter Mann, mein einziger Freund — — —."

Es war als ob sie plötzlich eine unwiderstehliche Lust empfand, all' die zärtlichsten Worte zu sagen, die ihr einfielen. All' die Liebe, die Jahre voll Sorgen, Grübeleien und Schmerz in ihrer Brust zurückgedrängt hatten, wollte jetzt in wildem Jubel mit tausend Küssen und Umarmungen und Liebkosungen ohne Ende hervorbrechen.

„Ja, Frederik — — ich sehe, Du bist ganz erschrocken — — laß uns in Freuden beten — — wir haben es allzu oft in Trauer gethan — — Jetzt ist nichts so unmöglich, daß wir darauf nicht hoffen dürfen."

„Aber so schweige doch — — Du schwätzt ja wie ein altes Weib!"

„Was, was meinst Du?"

„Was ich meine?! Beten?! Ich sollte beten — — — Gott danken — — — Oh nein, es ist schon genug damit — — — mit dem Liede ist es aus — — — Ich verschmähe Deinen Gott, sage ich, ich verachte ihn!"

„Jesus! was ist's mit Dir? — — Gott erhalte Deinen Verstand! Sieh mich nicht so sonderbar an! Frederik, Frederik!"

„Nein, während zehn Jahren bin ich dumm gewesen, jetzt bin ich klug — — — Oh, es ist, als ob mir Schuppen von den Augen fielen und ich zum ersten Male nach vielen, vielen Jahren klar sähe — — —"

Und Hedenberg strich in heftiger Erregung die Hände über die Augen. Dann fuhr er, gedankenvoll, leiser, sanfter, wie für sich allein fort, während Bertha in äußerster Bestürzung über ihm gebeugt dastand und gleichsam jedes Wort aus seinem Munde einsaugte.

Digitized by Google

„Während zehn langer Jahre, ohne Unterlaß auch nur eines Tages, habe ich so bitter, so furchtbar bereut, daß ich meinem Gewissen keinen Augenblick Ruhe gegönnt — — — und Nichts sagte mir, daß ich unschuldig war, Nichts — — — nicht einmal eine Ahnung. Bedenke während zehn Jahren, Sommer und Winter, Tag und Nacht habe ich in einer einzigen brennenden Pein mich befunden. — — — Aber Alles war Narrheit, keine Gerechtigkeit. Oder warum sollte gerade ich so furchtbar leiden — — warum? Ich habe ja nichts verbrochen — — — mein Leben ist vernichtet — — — Und das Kind da, sieh es an! Wir nahmen es ja als eine Strafe, als eine gerechte Strafe — — — Aber weshalb sollte ich bestraft werden, da ich doch unschuldig bin? Und Du sagst, ich soll danken, Aber bist Du denn von Sinnen?"

„Still, Frederik! Ruhig! — — Denke an Signe — — Merkst Du nicht, daß Du Gott lästerst — — Vergib ihnen o Herr, die nicht wissen was sie sagen! — — — Ich verstehe Dich nicht! Sollteſt Du nicht Gott lobpreisen, wenn ein solcher Stein von Deiner Brust genommen ist — — Und solltest Du Dich nicht freuen — — Jetzt ist ja kein Unglück geschehen und Alles kann noch gut werden."

„Kein Unglück geschehen! Und das kannst Du sagen? Du hast also unser ganzes Leben mit all seinem Elend vergessen? — — Ist es denn nichts, an alle diese Stunden zurück zu denken, als die Angst meine Kehle zusammenschnürte, daß ich nicht athmen konnte — — — Und die schlaflosen Nächte nachher, die furchtbaren Schreckensnächte, wenn ich alleine lag. Stunde auf Stunde mit Selbstmordgedanken, den Körper in Schweiß gebadet. Es war, als ob glühende Stacheln mir in den Kopf gebohrt wurden — — — Und dann die rothe Welle. Weißt Du, was die rothe Welle ist? Sie füllt das Zimmer während der Nacht, sie rauscht näher und näher; sie will mich in ihrer schweren Masse ersticken. Und dann die Nadeln, die mich in's Herz stechen wollten, Nadeln so klein, so klein wie das Korn einer Pistole ..."

„Aber komm zu Dir Frederik! Höre auf um des Himmelwillen. Du weißt nicht, was Du redest."

Und Bertha schüttelte entsetzt den Kopf. Sie wollte ihren eigenen Ohren nicht glauben, er redete im Fieber; es war klar, er war nicht bei Verstande. Aber Hedenberg schwieg jetzt. Und wie er so da lag mit geschlossenen Augen, ganz ruhig, und daran dachte, wie noch Jemand an einen allbarmherzigen und allgütigen Arzt glauben konnte, der mit dem Wink seines Fingers Alles und Alle zu heilen und gesund zu machen vermochte, während doch in jedem Hause unzählige Kranke unschuldig und ungerecht sich in ihrem Elend krümmten, da sah sein Auge eine sonderbare Vision — er sah den endlosen, nie rastenden Zug der Kranken, Mißhandelten, Lahmen und Gichtbrüchigen, die ohne Rast und Ruhe von den brennenden Peitschenschlägen der Schmerzen weiter getrieben wurden, einen Zug schrecklicher, hoffnungsloser als der, welcher schreiend und flehend vor der Sense des Knochenmannes vergebens dahinflüchtet.

Von allen Seiten strömten die Leidenden herbei. Sie stürzten sich aus den Fenstern herab und krochen aus den Kellern hervor. Sie sammelten sich auf den Straßen und auf den mit Teppichen belegten Stufen breiter Treppengänge, und, einer nach dem anderen, folgten sie in langer Reihe dem Geländer der verschlungenen Treppen. In geräumigen Vorhallen drängten sie sich zusammen, und erschienen schemenhaft in der unheimlichen Finsterniß stinkender Pestgewölbe. Sie wackelten durch goldverzierte Thürflügel, verließen die Häuser der Hauptstraßen und schlugen die Pforten verfallener Vorstadthöhlen zu; sie schlichen aus den mit wildem Wein bedeckten Verandas der ländlichen Herrensitze hervor und öffneten mit zitternden Händen die plumpen Thüren der armseligen Bauernhütten. Und Keiner durfte zurückbleiben. Heraus aus dem üppigen Lager mit den seidenen Kissen und dem warmen weichen Pfühl wird der Fieberkranke mit brennendem Pulse getrieben. Aus der schwülen Wärme des Krankenzimmers schiebt sich ein Anderer im Fieberschauer mit zitternden Gliedern und den ausgezehrten, krampfhaft gegen den Körper gepreßten Armen heraus. Aus den schmutzigen Betten elender Schlafstellen kriechen verhungerte Weiber hervor mit blauen Flecken auf Hals und Rücken, Faustmalen betrunkener Männer, mit blutigen Wunden, welche die mißhandelnden Hände der Niederträchtigen geschlagen haben. Und heraus aus den leeren, schimmeligen, verpesteten Räumen, wo lebendige Wesen auf Stunden ein Obdach sich miethen, schleppen sich andere Entstellte, Freche, von der Krankheit Vergiftete, die man mit Namen nicht nennen kann — verwelkt und vernichtet. Aus den Irrenhäusern schwanken die Irrsinnigen mit idiotischen, starrenden Blicken, ihre eigenen Glieder mit den Nägeln zerfleischend, und aus der mit Medikamenten gesättigten Luft der Hospitäler eilen die Kranken, die Krüppel, von grenzenloser Marter gefoltert, mit gähnenden Wunden, Geschwüren, Ausschlag und Drüsen hervor. — Da gab es Zusammengesunkene und Gekrümmte, Lahme und Verstümmelte, Blinde, die in ewiger Finsterniß vorwärts tappten, und Stumme, deren Lippen krampfhaft nach Worten suchten — — Und Alle, Alle drängten sie sich hervor, ohne Hülfe, ohne Ruhe. Sie taumelten über einander, schoben und traten sich in den Staub und steckten sich gegenseitig an. Und es war, als ob die blaue Himmelskugel durch den schreienden Jammer dieses Elends in tausend kleine Stücke zersprang und ihre unendliche, unermeßliche Oede und Leere zeigte — — — Was waren die Schmerzen, welche der Edle, der Dornengekrönte litt — er that es ja, meinte er, um die Sünden der Welt — gegen jeden Einzelnen von diesen Elenden, die ohne Grund und ohne Ende von ätzenden Krämpfen verzehrt wurden?

In einer Minute war die Vision an seinem Auge vorbeigeflogen. Eine dumpfe, unsagbare Trauer ergriff seine Seele. An Nichts konnte er glauben, an Nichts — wie war das doch so heimlos, friedlos und leer — — — Und als Bertha sich ihm mit der Bibel in der Hand näherte und mit zärtlicher Stimme, als sei nichts vorgefallen, fragte: „Geliebter Frederik, wollen wir mit der Lectüre fortfahren?" Da erwiderte er ruhig und traurig, aber fest:

„Ich kann nicht Bertha — — — Unmöglich!" Und indem er seinem eigenen Gedankengang folgte, sprach er wie zu sich selbst:

„Siehst Du, an einen ohnmächtigen Gott, der nicht helfen kann, kann ich nicht glauben, und an einen despotischen Gott, der nicht helfen will, will ich nicht glauben."

Frau Hedenberg prallte zurück, daß die Bibel ihrer Hand entglitt. An dem Ton seiner Stimme hörte sie, daß er im Ernste, mit völliger Ueberlegung redete und gebeugten Hauptes, voll Bitterkeit gegen ihn, der jetzt ihr Leben wieder vergiften zu wollen schien, faltete sie die Hände zum Gebet. — — — Aber Signe, die die ganze Zeit unbeweglich mit starren Augen, offenem Mund und ausgespreizten Fingern am Fenster gestanden, brach jetzt, ohne recht zu wissen warum, in hysterisches Weinen aus. Sie hob die Bibel auf, küßte sie ehrerbietig, wie sie es von klein an gelernt hatte und, zitternd am ganzen Körper, schmiegte sie sich an die Mutter und murmelte:

„Mutter, Mutter, antworte mir doch, redet der Vater irre?"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Haben". Lustspiel in drei Acten von Julius Rosen. — „Berlin in Wort und Bild". Heiteres aus dem Berliner Leben nach dem Stück „Wien in Wort und Bild", frei bearbeitet von Eduard Jacobson und Julius Stettenheim. — „Galeotto". Drama in drei Aufzügen und einem Vorspiele von José Echegaray.

Das Wallnertheater hat durch ein nettes, wenn auch gerade nicht sehr bedeutendes Lustspiel von Julius Rosen den Mißgriff wieder gut gemacht, den es mit der Aufführung der in der vorigen Nummer geschilderten einfältigen Berliner Posse gethan hatte. „Haben" ist so recht ein lustiges Stücklein, wie es für diese Bühne sich eignet: eine auf einem Mißverständnisse beruhende Verwickelung, die in heiterster Weise immer wieder auf's Neue geschaffen wird, wenn sie sich gerade zu lösen scheint, füllt drei Acte in nicht ermüdender Weise vollständig aus und bereitet immer wieder belachenswerthe Ueberraschungen. Der lustige Geist des Ganzen zeigt sich verkörpert in der Figur eines Hexenmeisters, wie wir ihn schon öfter auf den Brettern gesehen haben, eines überlegenen Gesellen, der alle Fäden der Handlung in seiner Hand vereinigt, alle Personen am Gängelbande führt und alle Mißverständnisse absichtlich erzeugt und nährt, um durch sie seine liebenswürdigen, für Alle in gleicher Weise heilsamen Absichten zu verwirklichen. Der Hexenmeister ist diesmal ein

Digitized by Google

verschuldeter Graf, der in die Familie eines Bankdirectors hereingeschneit ist, dem Familienhaupte zu den ihm nöthigen Gedanken über den Bimetallismus und dem liebenden Töchterlein zu ihrem Schatze verhilft, für sich selbst aber in der Schwägerin des Directors eine nette Frau und damit zugleich die Regelung seiner Geldverhältnisse spielend erringt. Als er, im letzten Acte, das gewagte Spiel schon ganz aus den Händen verloren zu haben schien, ließ es ihn der Dichter durch eine allerliebste Briefschreibescene wieder endgültig gewinnen und verschaffte hierdurch seinem Stücke einen vortrefflichen Schluß. Den Titel: „Haben!" führt das Lustspiel von der großen Offenheit, mit welcher der Bankdirector alle ihm begegnenden Personen auf das, was sie eigentlich von ihm *haben* wollen, anredet. Ich finde diesen Zug des Geldmannes durchaus nicht so unnatürlich, wie er vielen Kritikern der Tagespresse erschien; er ist im Gegentheil eine hübsche satirische Ausführung des protzenhaften Mißtrauens, mit welchem die Geldbarone unserer Zeit in einem Jeden, der sich ihnen nähert, nur den Begehrlichen sehen, welcher sich von der Gnadensonne ihrer gemünzten Macht bescheinen lassen möchte. Die Strafe, welche der Graf dem Bankdirector für seine Theorie des Haben-Wollens angedeihen läßt, stellt die tiefere, satirische Tendenz des Stückes dar. Daß dabei manche gesellschaftliche Unmöglichkeiten mit unterlaufen, wollen wir nicht so streng nehmen. Das Lustspiel gefiel bei seiner ersten Aufführung sehr. Es wurde allerdings auch ganz vortrefflich gespielt. Besonders möchte ich auf die gute Darstellung eines alternden Mädchens, das schließlich noch den Mann findet, durch Fräulein *Schwarz*, die vom Residenztheater herübergekommene Künstlerin, hinweisen.

Die „Berliner Posse" suchte, nachdem sie am Donnerstag vom Wallnertheater verscheucht war, am Freitag im *Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater* ihre Auferstehung zu feiern. Sie wurde aber niedergezischt, ja vom Publikum förmlich mit Entrüstung abgewiesen. Findet also endlich der Berliner heraus, daß diese bisher immer wieder aufgenommenen, immer wieder belachten Ausstattungspossen des neuen Berlins nur dramatische Schundwaare sind? Im Grunde ist „*Berlin in Wort und Bild*" gar nicht schlechter als die vorangegangenen Stücke gleicher Gattung. Das Urbild gefiel in Wien sehr, zwei unserer bedeutendsten „Humoristen" haben es mit Spreewasser umgetauft und der Director Fritzsche hat es glänzend und sorgfältig ausgestattet. Es fehlte in ihm weder der Blödsinn, noch der Kalauer, noch das uniformirte Choristinnencorps, noch der Operettenpatriotismus, auch die Coulissen waren, wie die Costüme, echt und überraschend. Warum klatschten denn diesmal die Berliner nicht Beifall? Sie haben es doch früher so oft bei ähnlicher Gelegenheit gethan? Sollte wirklich der gute Geschmack anfangen sich zu regen?

Wir kommen zu der dritten dramatischen Neuheit der letzten Woche. Das *Deutsche Theater* führte das schon im vorigen Winter angekündigte Drama „*Galeotto*" des spanischen Dichters *José Echegaray* unter großem Beifalle auf. *Paul Lindau* gebührt das nicht zu bestreitende Verdienst, dieses wirklich bedeutende und anregende Werk durch seine Bearbeitung für die deutsche Bühne gewonnen zu haben.

Dasselbe ist auf einer Reminiscenz aus Dante aufgebaut, auf der herrlichen Stelle (im fünften Gesange der Hölle), welche die Erzählung von Francesca da Rimini enthält. Francesca las mit Paolo das Buch von der Liebe Lancelot's zu Ginevra, als auch in ihrem Herzen die Liebe, die längst heimlich gehegte, zur vollen Gluth entfacht ward:

Das Buch regt' in uns auf des Herzens Drang,
Trieb unsre Blick' und macht' uns oft erblassen,
Doch *eine* Stelle war's, die uns bezwang.
Als in ersehnten Augenblicks Erfassen
Ein Kuß ereilt' ein Lächeln ohne Wehr,
Da that auch er's, der nie mich wird verlassen,
Da küßte zitternd meinen Mund auch er. —
Galeotto war das Buch und der's verfaßte —
An jenem Tage lasen wir nicht mehr.

Galeotto ist in jenem Buche der Name des Vermittlers zwischen Lanzelot und Ginevra, der sich heimlich und spöttisch lachend davonschleicht, als das Unheil geschehen ist. Galeotto hieß deshalb zu Dante's Zeiten, und heißt so auch hier in Dante's Gedicht, der Unterhändler in Liebesangelegenheiten.

Einen solchen Unterhändler zu schildern war Echegaray's Absicht. Aber nicht der gewöhnliche, abgefeimte, um Gewinnstes willen oder aus Tücke arbeitende Kuppler ist es, den er im Sinne hat, nicht die alltägliche Theaterfigur, die leicht faßbar in ihrer Individualität ist, sondern er meint den „großen Kuppler", der gewöhnlich „die Gesellschaft" heißt, die tausendköpfige Menge, die mit ihrem raschen Blicke und noch rascherem Worte, mit ihren Vorurtheilen, ihrem Lächeln und zweideutigem Schweigen, ohne daß sie es will und beabsichtigt, ohne daß sie überhaupt einen Willen oder eine Individualität hat, am öftesten die unheilvolle Liebe weckt und anfacht und zur vollen Gluth schürt. Die schuldige Person des Stückes ist also gar keine Person, sie kann nicht handelnd auftreten und bewirkt doch in allen Scenen die Handlung, sie ist nicht sichtbar, nicht faßbar, nicht nennbar und häuft doch auf das Haupt der Mitspielenden ein unermeßliches tragisches Geschick. Die Menge als Kuppler, als großen Galeotto, wollte Echegaray dramatisch darstellen.

In einem Vorspiele legt er uns durch den Mund des jungen Dichters Ernesto diese Absicht dar. Ernesto lebt im Hause seines väterlichen Feundes Don Manuel und wird von dessen junger Frau, Julia, in traulichem, unbefangenen Gespräche nach dem Fortschritte seines Dramas gefragt. Er schildert sein bisher vergebliches Mühen, die anscheinend unfaßbare Gestalt des großen Galeotto, die ihm vorschwebt, in Formen zu bannen. Don Manuel und seine Gattin können den Dichter nicht ganz verstehen, sie zweifeln an der Möglichkeit, daß die Gedanken, welche er vor ihnen feurig entwickelt, je zu einem concreten Dramastoffe zusammenschießen können. Leise, nur mit einigen Andeutungen, klingt in dieses Vorspiel schon das Gemurmel der „Gesellschaft" hinein, welche es unerklärlich findet, daß eine Dreiheit, wie diese es ist, älterer Mann, junge Frau und junger Hausfreund, unbefangen und innig mit einander leben können.

Das Drama hebt an. Ernesto, eine stolze und feurige Natur, findet, besonders da sein dichterisches Mühen umsonst ist, das Leben im Hause seines Freundes unerträglich. Er will nicht unverdient Wohlthaten genießen, er will sein Leben sich selbst erobern; auch der Gedanke an das, was man in der Gesellschaft über ihn und sein Verhältniß zu Don Manuel urtheilen und reden könnte, kränkt ihn. Er kommt, um Abschied von seinen Freunden zu nehmen. Aber Don Manuel will den Sohn des Mannes, dem er Alles in der Welt verdankt, nicht in des Lebens Kampf und Noth ziehen lassen, er will ihn an sich fesseln und zugleich seine Wünsche befriedigen; er bietet ihm deshalb einen Arbeit und Erfolg im reichsten Maße verheißenden Secretärsposten in seinem Hause an. Ernesto nimmt an. Aber gerade als Julia über sein ferneres Bleiben nun laut ihre Freude äußert, kommt die „Gesellschaft" hinzu. Sie ist repräsentirt durch Don Manuels Bruder und Schwägerin, Don Severo und Donna Mercedes, und durch den Sohn beider, Miguel. Die eine Dreiheit steht der anderen gegenüber. Hier reine Freude, edle, hochherzige Freundschaft, vornehmes Vertrauen und stolze Arglosigkeit, dort Mißtrauen, hämische Freude an der vermeintlichen Schuld auf Seite der Anderen und rücksichtsloses Gebahren. Beide Gruppen platzen sofort auf einander: Don Severo hält seinem Bruder vor, daß er die Ehre des Hauses nicht wahre, daß er sich durch den jungen Freund lächerlich mache, Donna Mercedes redet der arglosen Julia in's Gewissen und Miguel erlaubt sich anzügliche Bemerkungen Ernesto gegenüber. Der Funke ist in's Pulverfaß geschleudert. Obgleich Don Manuel in edler Vornehmheit seinen Bruder zurückweist, obgleich Julia die argwöhnische Mercedes belächelt und Ernesto den Miguel zornig zum Schweigen bringt, hat der große Galeotto bereits seine erste That vollbracht. Ernesto verläßt wirklich das Haus Don Manuels und beschließt sogar das Vaterland zu meiden.

Im zweiten Acte finden wir Don Manuel im Begriffe, Ernesto wenigstens von dem letzteren Schritte abzubringen. Da erfährt er durch Miguel, daß der Dichter eine beleidigende Aeußerung, die ein frecher Patron öffentlich über das nunmehr ja gelöste Freundschaftsverhältniß gethan, mit einem Faustschlage geahndet habe, daß ein Duell bevorstehe, ein öffentlicher Scandal schon vorhanden sei. Wüthend beschließt er, die seiner Frau angethane Schmach selbst zu rächen. Er findet den Beleidiger schon am Duellplatze, einem Zimmer des Hauses, in dem Ernesto wohnt, er schlägt sich sogleich mit ihm und wird tödtlich verwundet. Inzwischen war Julia zu Ernesto geeilt, um ihn im Interesse Manuels und ihres Friedens anzuflehen, daß er jenes Duell vermeide, den Scandal nicht noch vergrößere. Sie redeten zusammen in Ernesto's Zimmer, als sie hörten, wie sich Schritte demselben nahten; sie vermutheten die Ankunft der Secundanten Ernesto's, Julia verbarg sich deshalb im Alkoven, um den Fremden nicht zu begegnen. Aber es sind die Freunde Manuels, die kommen: sie bringen den tödtlich Verwundeten, um ihn auf Ernesto's Lager zu betten. Als sie den Alkoven öffnen, entdecken sie Julia. Don Manuel, der bis dahin weit entfernt war vom Argwohn, der sich stets desselben erwehrt hatte, wenn er sich ihm auch aufdrängen wollte, hält nunmehr Ernesto und Julia schuldig des Treubruches am Freunde und am Ehegatten. Der große Galeotto hat den zweiten Erfolg errungen.

Im dritten Acte eilt er seinem Siege entgegen. Ernesto erscheint am Sterbebette Don Manuels, aber er findet auch Julia schon im Glauben an seine Gedankenreinheit wankend. Sie hört auf die Einflüsterungen Donna Mercedes', daß Ernesto sie liebe und in der That schuldig des Treubruches am Freunde sei, sie verbietet ihm das Haus. Aber ehe Ernesto dasselbe verläßt, erfährt er noch die ungeheuerste Beleidigung von Don Severo und als er ihr entgegnen will, erhebt Don Manuel sich vom Lager, schlägt dem Dichter in's Gesicht und flucht der Gattin, die ihn betrogen. Dann sinkt er zurück und stirbt. „Die Treulosen haben ihn gemordet," sagt die Welt durch Don Severo's Mund. Julia wird als die schmachbedeckte Ehebrecherin aus dem Hause ihres Gatten gejagt, Ernesto nimmt die Bewußtlose in seine Arme. „Die Welt hat uns zusammengehetzt," ruft er in seiner Verzweiflung aus. „Nun ist Julia mein. Er hat es ja nicht anders gewollt, der große Galeotto."

Man wird unwillkürlich, wenn man die grausame Logik dieser Entwickelung verfolgt, an den ebenso unbarmherzigen Gang der Handlung in Hebbel's „Maria Magdalena" erinnert, aber wie dort ist es auch hier nicht schwer, den logischen Fehler zu entdecken, welchen der Dichter begeht. Wir müssen uns fragen, was Echegaray eigentlich gewollt hat? Im Vorspiel sagt er es uns: er will eine tragische Schuld construiren, die unfaßbar und unvermeidbar über den Häuptern der unschuldig leidenden Menschen schwebt, die allen Edelmuth derselben und alle Herzensreinheit derselben als umsonst erscheinen läßt, die sie vernichtet und ihr Lebensglück zermalmt, auch wenn ihr Herz sich jedes Vergehens bar weiß. Gerade die Reinheit der Gesinnung, die Größe des Herzens und die Lauterkeit der Liebe sind die Momente, welche die Blitze jener dunkeln Schuld auf sie herableiten, vor denen sie sich, wären sie böse und selbst schuldig gewesen, wohl zu schützen und zu verbergen gewußt haben würden. Es ist die Lehre von dem ehernen Schicksal, welches hier der Dichter verkündigt, nur kleidet er die wuchtig einherschreitende Gestalt desselben in moderne Gewänder. Was bei den Griechen die neidischen Götter bewirkten, die der glückliche Mensch fürchten mußte, das bewirken hier die giftigen Zungen der Hydra, welche sich „die Gesellschaft" nennt. Aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen dieser Gesellschaft und dem ehernen Schicksale. Dem letzteren konnte sich der Mensch nicht entziehen; er litt

Digitized by Google

unter ihm, was ihm bestimmt war, und die tragische Schuld, deren Werkzeug er wurde, war eine wirkliche. Die Gesellschaft ist aber nichts Unvermeidliches, wie dieses Schicksal. Wer durch sie leidet, büßt nur das Vergehen, sich ihr hingegeben, sich von ihr abhängig gemacht zu haben; und wer gar, wie Don Manuel, als er begann argwöhnisch zu werden, durch sie sich zur Schuld verleiten läßt, hat kein tragisches Interesse mehr für uns. Ernesto und Julia freilich bleiben unschuldig bis zum Ende, aber Alles was sie leiden, leiden sie nur unter einem Zwange, den sie sich selbst auferlegt haben, den sie, wären sie frühzeitig stark genug gewesen, hätten abschütteln können. Die Bande der Gesellschaft sind nicht cherne, wie die des Schicksals, die tragische Schuld, die durch die Fesselung in sie erzeugt wird, ist deshalb nur eine scheinbare. In der Gleichsetzung des nicht nothwendigen Einflusses, den Menschenzungen und Menschenurtheile auf unser Inneres heben, mit dem unvermeidlichen Zwange des antiken Schicksals liegt der logische Fehler dieses Dramas.

Aber trotz dieses Grundfehlers bleibt dasselbe höchst fesselnd und erschütternd. Wir glauben in den Stunden, in welchen wir die Armen dem Einflusse jenes unheimlichen Galeotto erliegen sehen, an die Allmacht der Gesellschaft und können die Befangenheit nicht abschütteln, die Furcht und Mitleid erzeugt. Der Dichter hat einen großen Gedanken gefaßt und ihn folgerichtig durchgeführt, mit furchtbarer Logik durchgeführt, aus deren peinigendem Banne wir uns erst später wieder befreien können, wenn wir über den in jenem Gedanken liegenden Irrthum uns klar geworden sind. Mit so großer dichterischer Energie weiß uns der Autor in seinem Gedankengange festzuhalten, daß wir auch manche Künsteleien übersehen, die jene durch den Galeotto erzeugte Verwirrung noch verschärfen. Dieselben beweisen die große dramatische Fertigkeit des Autors, welche auch in den gut gemachten Actschlüssen sich zeigt. Dazu ist in dem Ganzen eine vornehme und oft geistreiche Diction, die belebt ist durch warme Gefühlsausbrüche.

Die Darsteller im „Deutschen Theater" hoben die Schönheiten dieses Werkes trefflich hervor. Der Ernesto des Herrn Kainz wird künftig zu den besten Schöpfungen dieses Künstlers gehören, und auch Herr Friedmann darf sich seines Don Manuel rühmen. Die Damen Fräulein Ortwin als Julia und Frau Carlsen als Donna Mercedes hatten weniger schwierige Aufgaben, denen sie vollkommen gerecht wurden, ohne gerade Bedeutendes zu leisten. Herr Schultz als Miguel dagegen zeigte sich als Schauspieler noch gerade so unreif, wie sein Vorbild im Stücke.

O. B.

Notizen.

Les Chemins-de-fer en France et à l'Etranger. Par Octave Noël. (Paris, Berger-Levrault & Cie.) — Ein interessantes Buch des bekannten Professors an der Pariser Handelshochschule, der bereits 19 Bände veröffentlicht hat, worin er nach einander alle Fragen betreffend Eisenbahnen, Finanzen, Handel und Industrie erörterte, welche ihm neben den Oekonomisten seines Landes, wie Leon Say, Leroy-Beaulieu u. A. den ersten Rang eingeräumt haben. Sein Stil ist klar, elegant und seine Schreibweise besitzt die Eigenschaft, daß sie selbst jene Leser interessirt, welche gewöhnlich einen Widerwillen gegen Zahlen, statistische Tabellen und Nationalökonomie hegen. Zuerst werden in dem vorliegenden Buche die drei verschiedenen Systeme, welche die Verwaltung der Eisenbahnen in den verschiedenen Ländern der Welt beherrschen: die unbeschränkte Freiheit, die ebenso absolute Oberaufsicht des Staates und zuletzt das Princip der Vereinigung beider Systeme, behandelt. Bis zu einem gewissen Punkte hat der Autor Recht, wenn er in Eisenbahnsachen die unbeschränkte Freiheit, „welche in Ermangelung der legitimen Oberaufsicht des Staates nur zu oft dazu dient, vor Allem einige Privilegirte zu bereichern", verurtheilt. Ebenso stimmen wir mit ihm überein, wenn er sagt, „daß die Allgewalt des Staates, welche das Princip der Concurrenz, diese Seele des Handels, unterdrückt, bis jetzt keine besseren Resultate geliefert hat, als das erste System, indem sie uns nach und nach zum Socialismus, jener Negation der Freiheit, und zur Herrschaft der brutalen Kraft geführt hat." Hier stellt sich also der Autor auf den Standpunkt jener Franzosen, welche wissen, daß die alles erstickende Bureaukratie ihres Landes, welche 800,000 Köpfe zählt, überzahlreich ist und daß kein Bedürfniß vorliegt, um diese Armee noch durch 250,000 Eisenbahnangestellte zu vermehren. Dagegen sind wir gar nicht mit dem Verfasser einverstanden, wenn er die Eisenbahnverwaltung in Frankreich, welche das dritte System adoptirt hat, über Alles erhebt: „Frankreich und die lateinischen Nationen, welche seinem Beispiel folgten, hatten das seltene Glück, von vorne herein eine Organisation zu schaffen, welche, indem sie den Rechten des Staates und den Privatinteressen Rechnung trug, für Beide ein Besitzthum organisirte, deren immer wachsende Erträgnisse den zukünftigen Geschlechtern große Hülfsquellen zusichern." Das mag sehr angenehm zu hören sein für Verwaltungsräthe, Directoren und die paar tausend Actionäre, welchen dieses dritte System große Vortheile und hohe Dividenden zuführt, allein die Millionen Menschen, welche die französischen Eisenbahnen benutzen, singen ein ganz anderes Lied, denn es ist ein wohl bekanntes Factum, daß sie theuer und schlecht sind. Die Frachtansätze sind höher, als in irgend einem anderen Lande, und der Personentransport ist wirklich scandalös, so daß z. B. die Passagiere, um die Schnellzüge zu benutzen, Billete erster Klasse, welche 12½ Centimes per Kilometer kosten, lösen müssen. Es ist zwar wahr, daß die Abgaben 25 % auf den Bruttoeinnahmen betragen und daß im Jahre 1885 die französischen Bahnen dem Staate 273 Millionen Franken entrichteten; allein trotzdem ist der Unterschied im Vergleich zu allen anderen Ländern unverhältnißmäßig groß. Seitdem nun gar sämmtliche Bahnen den Senatoren und Abgeordneten Freibillete bewilligen, ist an eine Reduction der horrenden Fahrpreise und an eine Verbesserung nicht zu denken. Jedenfalls ist uns der österreichische und preußische „Despotismus", welcher die Tarife bestimmt, lieber, als die französische „Freiheit", wo gar keine Rücksicht auf den Comfort der Reisenden genommen wird und wo die meisten Restaurationen in den Bahnhöfen wahre Räuberhöhlen sind. — Ganz vortrefflich wird aber die historische Entwickelung des französischen Eisenbahnnetzes, übrigens an der Hand des fünfbändigen Werkes über die französischen Bahnen von Alfred Picard, dargestellt. Der Autor erwähnt die hervorragendsten statistischen und finanziellen Thatsachen der primitiven Periode vom Jahre 1823, wo die Waggons noch mit Pferden gezogen wurden, bis zum Jahre 1842; hierauf studirt er von demselben Standpunkt aus die Perioden von 1842—1859, von 1859—1870, von 1870 bis 1876 und zuletzt die gegenwärtige Periode mit den Conventionen von 1883. Auch die heiklen Fragen betreffend die Zinsgarantie, die finanzielle Controle des Staates der industriellen und algerischen Eisenbahnen sind gut behandelt. Dann verbreitet sich das Buch über die ausländischen Bahnen und die Ausdehnung derselben auf der Oberfläche der ganzen Erde. Indem hier die gleiche Methode verfolgt wird, gibt der Verfasser werthvolle Einblicke in die Entwickelung, die Kosten und die ökonomischen und finanziellen Resultate der deutschen, österreichischen, italienischen, englischen, belgischen, russischen, serbischen, türkischen, amerikanischen Netze u. s. f. Das letzte Capitel faßt die finanzielle Lage aller Eisenbahnen der Erde zusammen und bietet sehr lehrreiche Zahlen. Die Länge der dem Betrieb eröffneten Linien stieg während 1869—1885 von 210,180 Kilometer auf 487,566 Kilometer, also eine Vermehrung von 132 %. Das 1869 zur Gründung des Netzes angewandte Capital wurde auf 53,200 Millionen Francs geschätzt, wovon 37,600 Millionen auf Europa, 12,125 auf den amerikanischen Continent, 1600 auf Asien, 1475 auf Afrika und 400 Millionen auf Australien kommen. 1885 finden wir eine Vermehrung von 129 % der zur Ausdehnung der Verkehrsmittel verwendeten Capitalien. Dieselben betrugen 69 Milliarden für Europa und 45 Milliarden für Amerika, wovon auf die Vereinigten Staaten allein 39 Milliarden Francs kommen. Asien hatte bis zu jener Epoche 4½ Milliarden, Afrika 2 und Australien ungefähr 3 Milliarden ausgegeben, d. h. eine Totalsumme von 123½ Milliarden Francs. Im Jahre 1869 betrug die Passagierzahl auf allen Eisenbahnen der Welt 900 Millionen, wovon 734 auf Europa und 120 auf die Vereinigten Staaten kommen und die beförderten Waaren beliefen sich auf 566 Millionen Tonnen, wovon 401 in Europa und 150 in den Vereinigten Staaten. Das Bruttoergebniß dieses Verkehres wurde damals auf 5 Milliarden und die Spesen auf 3 Milliarden 800 Millionen geschätzt, so daß ein Reingewinn von 1200 Millionen oder 2,25 % auf das angewandte Capital übrig blieb. Im Jahre 1883 dagegen betrug die Anzahl der Passagiere auf allen Eisenbahnen der Welt 1½ Milliarde in Europa, 313 Millionen in den Vereinigten Staaten und 188 Millionen in runder Zahl auf den anderen Linien der Welt. Ueberdies wurden 1300 Millionen Tonnen Waaren spedirt, wovon 760 in Europa und 401 Millionen in den Vereinigten Staaten. Dieser Verkehr warf eine Bruttoeinnahme von 12 Milliarden Francs ab, wovon 6½ Milliarden auf Europa und 4 Milliarden 200 Millionen auf die Vereinigten Staaten fallen. Nach Abzug von 7 Milliarden für Spesen blieb ein Reingewinn von 5 Milliarden Francs übrig, so daß eine durchschnittliche Dividende von 4,21 % für Europa und 4,15 % für die anderen Eisenbahnnetze in der Welt herauskam.

A. Z.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,

Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Drei Jahre im hohen Norden.

Die Lady-Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884

von

Adolph W. Greely.

Ein starker Band Groß 8. Mit zahlreichen Illustrationen, Karten und Plänen.

Einzig autorisirte Ausgabe.

Eleg. broch. 12 M., eleg. geb. 14 M.

Die berühmte **Greely'sche Reise** erweitert unsere Kenntnisse durch Entdeckung ganz neuer Landstriche an der **Nordwestküste Grönlands bis Kap Washington** und eines breiten, an Pflanzen und Thieren reichen, eisfreien Gürtels quer durch Grinell-Land. Die Geschichte dieser Expedition, bei welcher von vierundzwanzig jungen, kräftigen Männern achtzehn durch Hunger und Kälte elend umkamen, ist **hochtragisch** und voll der **schrecklichsten** und **aufregendsten Erlebnisse** und Scenen, wie sie die wildeste Phantasie kaum zu erfinden vermag.

Soeben erschien Lieferung I der 2. (Lieferungs-)Ausgabe:

Das literarische Deutschland.

Von

Adolf Hinrichsen

mit einer Einleitung von Prof. Dr. **E. Beyer** (Verf. der Deutschen Poetik).

Preis der Lieferung brosch. 3 Mark in allen Buchhandlungen.
Vollständig in vier Lieferungen (unter der Presse).

Jede Lieferung ist einzeln käuflich.

Das komplete Werk (Hauptausgabe) erscheint (nur gebunden) in Kürze. Preis 12 Mark.

Verlag der Albumstiftung
(Carl Hinstorff's Verlag).

Bedeutende Preis-Ermässigung

einer Anzahl hervorragender Werke aus allen Gebieten der Literatur, welche zu nachstehenden bedeutend herabgesetzten **billigen Preisen nur von uns** zu beziehen sind.

Nur neue tadellose Exemplare werden geliefert.

Berlin W., Friedrichstrasse 161. **Gebrüder Fischer.**

Grote, Georg. Geschichte Griechenlands. 6 Bde. Mit vielen Plänen und Karten. Berlin 1880. In 6 eleg. Liebhaber-Halbfranzbdn. (Mk. 75,—) für Mk. 35,—.

Wir machen auf den billigen Preis dieses klassischen Geschichtswerkes ganz besonders aufmerksam.

Guhl, Dr. E. Künstlerbriefe. Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Bearb. von Dr. Ad. Rosenberg. Lex. 8°. 699 S. Eleg. brosch. Statt 18 Mk. für 8 Mk. In hoch eleg. Leinenband nur 9 Mk.

Heyse, Dr. Joh. Christ. Aug. Allgemeines verdeutschendes u. erklärendes **Fremdwörterbuch** oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Ausdrücke mit d. Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der Abstammung. Gr. Octav. Eleg. cart. (Mk. 7,50) für Mk. 4,—. In Halbfranzband Mk. 5,—.

Gotthold Ephr. Lessing. Sein Leben und seine Werke v. Th. W. Danzel u. G. E. Guhrauer. 2. berichtigte u. vermehrte Auflage Herausgegeben von W. v. Maltzahn u. Boxberger. Eleg. geb. 2 Bde. gr. 8°. Berlin 1881. Statt Mk. 18,— für Mk. 10,—.

Wickede, Jul. v. Geschichte der Kriege Frankreichs gegen Deutschland in den letzten 2 Jahrhunderten. 3 eleg. Lwdbde. Statt Mk. 18,— für Mk. 6,—.

Busch, Moritz. Geschichte der Mormonen. Nebst einer Darstellung ihres Glaubens und ihrer gegenwärtigen socialen und politischen Verhältnisse. Statt Mk. 8,— für M. 3,—.

Friedrich des Grossen ausgewählte Werke. Ins Deutsche übertragen von H. Merkens. Eingeleitet von Dr. Franz H. Wegele. 3 Bde. geb. Inhalt: Bd. I Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. — Geschichte meiner Zeit. — Bd. II Geschichte des 7jährigen Krieges. — Denkwürdigkeiten vom Hubertusburger Frieden bis zum Frieden von Teschen. — Bd. III/IV Briefwechsel. Ladenpreis Mk. 22,— für Mk. 9,—.

Maurer, Ch. F. Geschichte der Hellenen in neuen und alten Darstellungen. Lex. 8°. In eleg. Lwdbd. Statt Mk. 8,— für Mk. 4,—.

Menzel, Wolfg. Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 3 eleg. Leinwandbände. Statt Mk. 20,— für Mk. 8,—.

*** Eine der besten deutschen Literaturgeschichten, mit ausgezeichneten Charakteristiken über die meisten Werke der Literatur.

Krauss, Dr. F. S. Sagen u. Märchen der Südslaven in ihrem Verhältniss zu den Sagen und Märchen der übrigen indogermanischen Völkergruppen, zum grossen Theil aus ungedruckten Quellen. 2 Bde. geb. Statt Mk. 15,— für nur Mk. 6,—.

Stahr, Adolf. Kleine Schriften zur Literatur und Kunst. 3 Bde. geb. Statt Mk. 21,— für Mk. 7,50.

Stahr, Adolf. Römische Kaiserfrauen. Eleg. geb. Statt Mk. 7,— für Mk. 4,—.

Hirsch, Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 3 Bde. geb. Statt Mk. 30,— für Mk. 18,—.

Provinzzeitung gesucht, welche Raum für **Berliner Feuilletons** hat. Mäß. Honoraransprüche. Offerten unter **A. 32** durch d. Exped. erb.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
Kataloge über 1/4 Million Bücher für 30 ₰.
L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffenen Cacao.
Preis per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
150 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial- u. Delicatess- u. Droguengeschäften.

Bedeutendes Werk der Memoirenliteratur
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Von

Adolf Friedrich Graf v. Schack.

Mit dem Porträt des Verfassers.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 15.—; fein geb. ℳ 18.—

Der Verfasser, der als Dichter, Gelehrter, Uebersetzer, Kunstmäcen und Staatsmann eine so markante und hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt in diesem Werke eine Menge von Charakteristiken derjenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung näher getreten ist und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, die er miterlebt. Graf Schack betrachtet diese Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterläßt und das gewiß auch als wertvolles Besitztum von derselben geschätzt werden wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Besprechung Seite 232 u. ff. des interessanten Memoirenwerkes:

Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim, Erinnerungen aus alter und neuer Zeit,

2 Bände. Preis M. 10.—, eleg. gebd. M. 12.— wolle freundlichst beachtet werden.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 22. October 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die marokkanische Frage. Von Gustav Diercks. — Falb's Erdbebentheorie und Le Sage's Gravitationstheorie. Von Wilhelm Stoß. — **Literatur und Kunst:** Der Krieg. Von Heinrich Seidel. — „Die Krankheit des Jahrhunderts" von Max Nordau. Von Oskar Bulle. — Die Geheimräthin Christiane von Goethe. Von H. Düntzer. — Die Memoiren von Ernest Legouvé. Von Carl Witte. — Dürer und die Reformation. Von Robert Stiaßny. (Schluß.) — **Feuilleton:** Auf der Brücke. Von Manuel Schnitzer. — **Aus der Hauptstadt:** Zum Schluß der Kunstausstellung. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die marokkanische Frage.

Von Gustav Diercks.

Man mußte seit lange darauf gefaßt sein, neben der leidigen „orientalischen" auch die „occidentalische" „Frage" am politischen Himmel erscheinen zu sehen, trotzdem überraschte das plötzliche Auftauchen derselben die europäische Welt so sehr, daß erst jetzt nach Verlauf von vierzehn Tagen der Weg gefunden wird, auf dem allein die occidentalische oder marokkanische Frage geregelt werden kann, ohne ernste internationale Verwickelungen herbeizuführen.

Spanien war es, das auf Grund der Nachrichten über den Gesundheitszustand des Sultans durch seine übereilten und unüberlegten Maßnahmen Europa alarmirte. Allerdings ist Spanien sehr lebhaft an dem Geschick Marokkos interessirt, denn es hat sich ja daran gewöhnt, dieses große afrikanische Reich als seine zukünftige Provinz zu betrachten und glaubt sich im vollsten Recht, jeder anderen Macht das Eingreifen in die marokkanischen Verhältnisse zu verwehren. Mit größtem Argwohn hat es daher seit Jahren die Bemühungen Frankreichs beobachtet, sich stillschweigend in den Besitz des östlichen Marokko zu setzen, die Grenzen Algiers bis nach dem Muluyaflusse und westlich von der Oase Fignig zu verlegen, und es mußte nun — und wohl nicht mit Unrecht — vermuthen, daß sein Rival die erste Gelegenheit benutzen würde, um seinen Zweck zu erreichen. Ja, Spanien hatte zu dieser Befürchtung noch ganz besondern Anlaß. Die erfolgreiche Propaganda der Franzosen im Innern Marokkos hatte die spanische Regierung endlich bewogen, dorthin eine Gesandtschaft zu schicken, die dem Sultan den Dank für die Geschenke aussprechen sollte, welche Muley Hassan vor zwei Jahren durch eine glänzende Gesandtschaft dem Könige Alfons XII. hatte überbringen lassen und die die Königin-Wittwe in Empfang nahm, da Alfons gerade bei der Ankunft der Marokkaner gestorben war. Die zu Anfang August unter der Führung des spanischen Ministerresidenten in Tanger, Diosdado, nach Rabat abgegangene Gesandtschaft hatte jedoch auch den Auftrag erhalten, mit dem Sultan oder seinen Ministern Verträge abzuschließen, durch welche der Einfluß Spaniens in Marokko auf Kosten des französischen und englischen bedeutend gesteigert werden sollte. Diese politische Mission schlug aber offenbar ganz fehl und der Minister des Aeußern Spaniens, Moret, hielt es angesichts der großen Privilegien, welche Frankreich in den letzten Jahren in Marokko zu erlangen gewußt hat, für nothwendig, mit der Pariser Regierung in directe Unterhandlung wegen Marokkos zu treten und sich Gewißheit darüber zu verschaffen, daß Frankreich nicht durch Besitznahme des Muluyagebietes den Status quo in Marokko zu beseitigen bemüht sei. Moret ging selbst zu diesem Zwecke nach Paris und verlangte unter Hinweis auf die ihm von Diosdado gemeldeten Gerüchte über Truppenbewegungen an der algerisch-marokkanischen Grenze bestimmte Erklärungen. Die französische Regierung gab indeß nur die gewöhnlichen Versicherungen ab, daß sie keine Eroberungspolitik verfolge und verstand sich jedenfalls zu keinem bindenden Vertrage. Die spanische Regierung erfuhr dann aber kurze Zeit darauf, daß, während Moret in Paris war und mit den französischen Ministern unterhandelte, sehr bestimmt auftretenden Gerüchten zufolge, französische Ingenieure von Lalla Maghwia aus die marokkanische Grenze überschritten und die schon früher hergestellten, aber auf Grund englischer Reclamationen aufgegebenen Forts und Schanzarbeiten inspicirt und die Ausführung derselben begonnen hätten.

Unter solchen Umständen glaubte sich die spanische Regierung im Recht, bei erster Gelegenheit in demonstrativer Weise sein Einspruchsrecht in Marokko zur Geltung zu bringen, und diese Gelegenheit gab ihr die Nachricht von der schweren Erkrankung des Sultans und von dem voraussichtlich baldigen Ableben desselben. Daß der Tod des Sultans Muley Hassan und die Erbfolgefrage Aufstände, vielleicht einen allgemeinen Bürgerkrieg, jedenfalls für längere Zeit anarchische Zustände in Marokko erzeugen würden, das konnte für Niemand zweifelhaft sein, ebensowenig aber auch, daß die Riffkabylen sich in erster Linie erheben und sich höchst wahrscheinlich zunächst gegen die in ihrem Bereich gelegenen Presidios der ihnen verhaßten Spanier wenden würden. Diese richtigen Erwägungen machten es der spanischen Regierung zur Pflicht, für ihre in verwahrlostem Zustande befindlichen afrikanischen Besitzungen zu sorgen und die dortigen Besatzungen zu verstärken, sobald die Nothwendigkeit herantrat. Wenn nun die unbestimmten Gerüchte über die Krankheit des Sultans aufgebauscht, wenn sofort Rüstungen in großem Maßstabe angeordnet wurden, so handelte die spanische Regierung ebenso übereilt und mit denselben Absichten, wie ihre conservative Vorgängerin zwei Jahre früher gelegentlich der ersten Nachrichten über die Karolinenangelegenheit. Sie bezweckte eine Demonstration gegen Frankreich und gleichzeitig Beeinflussung der öffentlichen Meinung des Volkes zu ihren Gunsten, zur Befestigung ihrer erschütterten Stellung.

Ein einseitiges Vorgehen Spaniens in Marokko wäre

Digitized by Google

jedoch eine Verletzung des Status quo und der internationalen Verträge gewesen und deshalb wird der spanischen Regierung denn auch von ihren politischen Gegnern, ja sogar von mehreren ihrer Parteigenossen ihr erstes Verhalten in dieser Angelegenheit zum Vorwurf gemacht. Die sofortige Vergrößerung der Besatzung der spanischen Presidios ohne vorherige Befragung und Genehmigung der Vertragsmächte hätte das gleichzeitige Erscheinen eines französischen Heeres an der algerischen Grenze gerechtfertigt. Man erkannte jedoch bei Zeiten noch das Gefährliche der ersten übereilten Maßnahmen und die spanische Regierung setzte sich daher mit der französischen in Beziehung, um ein gemeinsames Handeln im Falle von Unruhen in Marokko anzubahnen. Gleichzeitig alarmirte sie die italienische Regierung, mit der sie nun vor zwei Monaten Vereinbarungen für den Fall einer französischen Invasion in Marokko getroffen hatte. Jetzt erst sieht man die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Vorgehens aller Vertragsmächte und Beschlußfassung derselben für die Eventualität des Todes des Sultans und daraus resultirender Unruhen in Marokko ein, und man darf nun wohl mit ziemlicher Sicherheit erwarten, daß binnen kurzer Zeit eine gemeinsame Vereinbarung auf diplomatischem Wege oder auf Grund eines Congresses erfolgen wird. Nur auf diese Weise ist es zu vermeiden, daß die occidentalische oder morokkanische Frage internationale Verwickelungen zwischen den interessirten europäischen Mächten herbeiführt.

Daß der Tod des jetzigen Sultans und die Thronfolge ernste Unruhen in Marokko mit sich bringen werden, dafür bürgen die allgemeinen politischen Zustände dieses Landes und die beträchtliche Zahl der Thronprätendenten. Das Gebiet, auf dem der Sultan unbedingte Herrschergewalt besitzt und ausübt, ist im Verhältniß zu dem unter dem Namen Marokko bekannten Reiche nur verschwindend klein, es umfaßt nur wenige Provinzen. In vielen anderen ist seine Macht nur nominell und wird nur durch regelmäßige Kriegszüge zum Zwecke der Eintreibung der Tribute und Steuern aufrecht erhalten, und wiederum in anderen ist sie überhaupt nicht vorhanden. Der Tod des Sultans würde für die Bewohner der mehr oder minder unabhängigen und nach Unabhängigkeit strebenden Provinzen das Zeichen zu allgemeiner Erhebung sein; ihre Unterwerfung durch den Nachfolger des jetzigen Sultans würde nur unter furchtbaren Kämpfen erfolgen können.

Was ferner die Kronprätendenten betrifft, so steht in erster Linie der etwa 17jährige Kronprinz Muley-Mohamed, der in den letzten Jahren schon wiederholentlich an der Spitze großer Armeen Kriegszüge gegen aufrührerische Stämme unternommen und sich in ihnen durch Umsicht und persönliche Tapferkeit ausgezeichnet hat. Bei dem Heere ist der Prinz daher sehr beliebt, gerade aus dem Grunde aber in den ferneren Provinzen und überhaupt im Volke mehr oder minder gehaßt, denn die regulären Truppen dienen in der Hauptsache zur Eintreibung der Steuern, zur Unterdrückung der Rebellen. Unter den übrigen Kindern Muley Hassans — ihre Zahl wird verschieden und bis zu 150 angegeben — ist keines, das dem Prinzen Mohamed zur Zeit den Thron würde streitig machen können.

Der älteste Bruder des Sultans, Muley Ismael, ist ein ungemein friedliebender Mann und wird trotz seiner Aurechte an den Thron, als ältestes Familienmitglied nämlich, schwerlich von demselben Gebrauch machen. Er findet an der Politik keinen Gefallen, kümmert sich nicht um sie, lebt in seinem Palaste in Fez und auf seinen Gütern, wie es heißt, vornehmlich den Studien. Seine große Popularität würde ihn andernfalls zu einem gefährlichen Gegner Mohameds machen.

Anders verhält es sich mit einem andern Bruder Muley Hassans, Muley Ali. Dieser gilt als ehrgeizig und intrigant, hat sich aber bisher fern von allen Staatsgeschäften gehalten.

Viel größere Gefahr als von diesen und andern Gliedern der Familie des jetzigen Sultans droht seinem Sohne von andern Scheriffenfamilien, die überdies auf Grund directer Abstammung von dem Propheten Anspruch auf den Thron erheben können. Unter ihnen ist der mächtigste, der wiederholentlich mit dem jetzigen Sultan Krieg geführt hat und der sich überdies des größten Wohlwollens der Franzosen erfreut, der Scheriff von Uessan, das geistliche Oberhaupt der Mohammedaner Marokkos. Seine Macht ist auch zur Zeit nicht viel geringer, als die des jetzigen Sultans und sie würde möglicher Weise bei dem Ableben des letzteren schnell wachsen. Was sein Ansehen in den Kreisen der strengen Orthodoxen und der Marabuts allerdings wesentlich vermindert hat, war seine Heirath mit einer Engländerin, mit der Gouvernante mehrerer seiner Kinder. Andererseits gilt der Scheriff von Uessan als ein aufgeklärter hochgebildeter Mann, und man glaubt in Frankreich, daß unter seiner Herrschaft Marokko zu einem Culturland werden könnte; von diesem Gesichtspunkt aus würde seine Besteigung des Thrones wünschenswerth erscheinen. Auch der jetzige Gouverneur von Tetuan, Sidi Mohamed, wird als Thronprätendent genannt. Als einer der gefürchtetsten gilt aber ein beinahe unabhängiger Fürst der Susdistricte, Mohamed-Ben-Hussein, der wiederholentlich mit Erfolg seine Waffen mit denen des jetzigen Sultans gemessen hat und in den Südprovinzen des Reiches bis tief in die Sahara hinein ein ungeheures Ansehen genießt.

Schließlich fragt es sich nun noch, welches Interesse die europäischen Mächte an Marokko haben. Es sind hier zwei Kategorien zu erwähnen, die Mächte, welche direct und diejenigen, welche indirect an Marokko Interesse haben.

Zu den ersten gehört zunächst Spanien, das neben dem historischen Recht der Wiedervergeltung für die Eroberung Spaniens durch die Araber, das des Siegers im marokkanischen Feldzuges von 1859/60, das des nächsten Nachbarn geltend macht und das bei der Vertheilung Afrikas aus allen diesen Gründen auch seinen guten Antheil haben möchte.

Frankreich würde Marokko gern annectiren, um damit das große Colonialreich zu completiren, das es durch Verbindung Algiers mit seinen Besitzungen am Senegal zu schaffen bemüht ist. Zum mindestens verlangt es aber das Muluyagebiet und die südöstlichen Provinzen Marokkos zur Arrondirung seiner westalgerischen Grenzen.

England hat ein directes Interesse an Marokko, weil dieses unendlich fruchtbare Land eine Kornkammer Großbritanniens, ein großer Markt für seine Industrie, ein Durchgangsgebiet nach dem Sudan sein und ihm am Eingang in das Mittelmeer die denkbar einflußreichste Position sichern würde. Gibraltar hat sehr viel von seiner früheren Bedeutung eingebüßt, würde diese aber wiedererlangen, wenn Nordmarokko englisch wäre.

Gegen eine Besetzung Marokkos durch Frankreich würden neben Spanien und England auch die indirect interessirten Mächte, vor allen Italien, protestiren, um zu verhindern, daß Frankreich in Afrika das Uebergewicht und die Herrschaft über das Mittelmeer erlangte. Deutschland und Oesterreich würden den Besitz Marokkos am liebsten den Spaniern gönnen. Ob dieses politisch noch so unfertige und schwach bevölkerte Land aber im Stande sein würde, Marokko zu civilisiren, mit seiner störrigen Bevölkerung fertig zu werden, das ist eine andere Frage.

Vorerst gilt es nun natürlich den Status quo in Marokko zu erhalten und dies ist die gemeinsame Aufgabe der Mächte, welche den Vertrag von Madrid 1880 unterzeichnet haben. Die darauf bezüglichen Verhandlungen werden sich dann wohl auch auf die Frage erstrecken, was geschehen soll, wenn die Nothwendigkeit des bewaffneten Eingreifens in die marrokanischen Verhältnisse eintreten sollte.

Für den Augenblick lassen die Nachrichten über den Gesundheitszustand des Sultans hoffen, daß letzterer sich völlig erholen und daß damit die marokkanische Frage bis auf Weiteres ohne internationale Verwickelungen herbeizuführen von der politischen Bildfläche verschwinden wird.

Digitized by Google

Falb's Erdbebentheorie und Le Sage's Gravitationstheorie.

Von Wilhelm Stoß.

Die Falb'sche Erdbebentheorie verdankt ihre Anerkennung vorwiegend den Schlußfolgerungen, welche die Entstehung der Erdbeben auf kosmische Ursachen zurückführen. Daß die Sonne Daseins- und Lebensbedingung unseres Planeten ist, steht außer Zweifel; ebenso daß die Erscheinungen der Ebbe und Fluth vorwiegend Aeußerungen des Mondeinflusses sind. Es liegt daher nahe, diesen Einfluß auch auf die feuerflüssige Masse im Inneren der Erde auszudehnen. Den Nachweis eines solchen Einflusses hat Falb in seiner Erdbebentheorie auf das Ausführlichste zu liefern versucht.

Es ist dem menschlichen Forschungstriebe eigen, sobald er in der Erkenntniß der Dinge einen Schritt vorwärts gedrungen ist, nach einem neuen Erkenntnißgrunde zu fragen. Haben wir ein Warum? beantwortet, sofort bietet ein neues sich dar. Hierin liegt die tiefe Wahrheit des Haller'schen Wortes: In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. — Ist die Ursache der Erdbeben als Aeußerung der Anziehungskraft, welche Sonne und Mond auf die Erde ausüben, erkannt, so drängt sich uns sofort die neue Frage auf: Wie vermögen Sonne und Mond in dieser Weise auf die Erde zu wirken? Welches ist die Ursache dieser Wirkung? Diese Frage ist keineswegs neu. Sie ist bereits in verschiedener Weise zu beantworten versucht oder, als die menschliche Erkenntnißkraft überschätzend, keiner Beantwortung gewürdigt worden.

Zwei Naturanschauungen stehen sich gegenüber, die dynamische und die atomistische. Die erstere erklärt die Wechselwirkung zwischen den Weltkörpern durch eine Kraft ohne Vermittelung eines materiellen Substrates; die zweite behauptet die Existenz eines solchen, welches das Weltall erfüllt und durch Bewegungsfortpflanzung die Wechselwirkung zwischen den Weltkörpern vermittelt. Hier gehen die Ansichten wieder in Bezug auf die Natur dieses Substrates auseinander. Diese Systeme sind vorwiegend zur Erklärung der Erdanziehung, weniger zu der der allgemeinen Massenanziehung aufgestellt worden. Von Leukippus und Demokrit an bis auf den heutigen Tag ist ein atomistisches System nach dem anderen entstanden. Leukippus, Demokrit und Plutarch nehmen als Ursache der Anziehung große einfache Wirbelbewegungen der Atome an. Auf solche kommen später zurück Keppler, Toricelli, Gassendi, Des Cartes, Huygens u. A. Mallebranche und Euler setzen dafür kleine Wirbelbewegungen in den großen, Jean Bernoulli ein Agens des Lichtes, Gautier das der Elektricität, Micheli das des Magnetismus, Wallis, le Cat, de la Rive u. A. die gewöhnliche Luft, u. s. w. Newton ist an die Aufgabe, die Ursache der allgemeinen Anziehung zu erforschen, nicht ernstlich herangetreten. „Nam multa me movent, ut nonnihil suspicer ..... quibus viribus cognitis philosophi hactenus naturam frustra tentarunt", sagt er in der Einleitung zu seinen „Principia". Der Erste, der diese Theorie auf die allgemeine Massenanziehung und besonders auf die Anziehung zwischen Sonne, Erde und Mond ausdehnte, war Le Sage. Es ist von ihm nur Weniges bekannt geworden, da nur einzelne Bruchstücke seiner umfangreichen Handschriften veröffentlicht worden sind. Daher erklärt es sich auch, daß er den ihm gleichgesinnten Forschern der Neuzeit wenig bekannt ist, manche von ihnen sich über seine Theorie im vollständigen Irrthume befinden. Man lese die neuesten Theorien von Schramm, Thomsen, Zöllner, v. Dellingshausen, Isenkrahe u. A.; entweder wird die Theorie Le Sages gar nicht oder durchweg unrichtig erwähnt.

Le Sage ist am 23. Juli 1724 in Genf geboren und am 9. November 1803 daselbst gestorben. Er studirte Medicin und Naturwissenschaft zu Basel und Paris und lebte dann bis an sein Lebensende in stiller Zurückgezogenheit in Genf. Daselbst werden auch in der bibliothèque publique seine Handschriften aufbewahrt. Diese Handschriften befinden sich noch in demselben Zustande, wie sie Le Sage eigenhändig geordnet hinterlassen hat. Sie sind in 50 umfangreiche Holzkisten vertheilt, welche außer einzelnen zusammenhängenden Abhandlungen und losen Blättern kleine mit Titeln versehene und numerirte Papiersäckchen umfassen. Die Säckchen enthalten Spielkarten, auf welchen Le Sage die Ergebnisse seiner Untersuchungen niedergeschrieben hat. Der größte Theil der Handschriften umfaßt seine atomistische Theorie der mechanischen Physik. Der Kernpunkt seiner Theorie, das System der „corpuscules ultramondaines", ist kurz folgender:

Man denke sich im unbegrenzten leeren Raume unendlich viele Atome, die, von einander durch große Zwischenräume getrennt, sich mit gleicher und ungeheuerer Geschwindigkeit in gerader Linie nach allen Richtungen des Raumes hin bewegen. Diese Atome durcheilen den Raum weit über die Grenzen des sichtbaren Universums hinaus, sie kommen und gehen gleichsam nach anderen Welten. Fixirt man irgend einen Punkt im Raume, so gelangen in jedem Augenblicke eine Menge Atome aus allen Richtungen her zu ihm und gehen nach allen Richtungen von ihm aus, so daß man für einen Zeitmoment jeden Punkt des Raumes als Centrum der unzähligen Atome betrachten kann. Die Atome sind gleiche und homogene, harte und unelastische, vollkommen isolirte materielle Punkte. Ihre Gestalt ist kugelförmig. Wie die Geschwindigkeit sämmtlicher Atome, so ist auch die Dichtigkeit des durch sie gebildeten Stromes gleich. Dieselbe ist äußerst gering, d. h. die Atome sind im Verhältniß zu ihren mittleren gegenseitigen Entfernungen so klein, daß zwei Atome sich äußerst selten begegnen und die Gleichmäßigkeit ihrer Bewegungen stören können. Die Geschwindigkeit ist im Verhältniß zu irgend einer bekannten Geschwindigkeit unendlich groß, so daß die Atome, trotz der ungeheueren Zwischenräume, einen fortwährend continuirlichen Strom bilden. Taucht man in diesen einen Körper, so bleibt dieser unbeweglich, da ihn die von allen Richtungen her gleich stark wirkenden Atome im Gleichgewicht halten; taucht man einen zweiten Körper in gewisser Entfernung von dem ersten hinein, so nähern sich beide Körper einander, denn der eine dient dem anderen gleichsam als Schild, und die Atome, deren Wirkung von der entgegengesetzten nicht mehr aufgehoben wird, bringen eine constante Bewegung hervor. Jedes Massenelement im Raume darf als Mittelpunkt der ungeheueren von den Atomen erfüllten Sphären angenommen werden. Die Massenelemente sind so porös zu denken, daß z. B. die Erde nur einen verschwindend kleinen Theil der Atome, welche sie durchschneiden, aufzuhalten fähig ist. Auch lagern sich keine Atome auf dem Massenelemente auf. Denn da die meisten Atome auf das Massenelement nicht perpendiculär, sondern in schiefer Richtung stoßen, wird das Atom von seiner perpendikulären Geschwindigkeit jedesmal so viel verlieren, als es dem Massenelemente abgibt, und wegen der vollkommenen Härte in der Richtung der Tangente vom sphärischen Massenelement abgleiten. — Die gleiche Anzahl Atome, deren Mittelpunkt ein Massenelement bildet, durchschneidet sämmtliche Oberflächen der um dasselbe concentrisch beschriebenen Kugeln. Diese Kugeloberflächen sind proportional den Quadraten der Radien, also den Quadraten der Entfernungen der Oberflächen vom Massenelement. Die Dichtigkeit des Atomenstromes in den verschiedenen Entfernungen oder die Wirkungen der Impulse, mit denen die Atome die ihnen begegnenden Körper nach dem Massenelemente hinstoßen, sind demnach umgekehrt proportional den Quadraten der Entfernungen. Beachtet man ferner, daß sämmtliche Körper äußerst porös sind, und zwar so, daß die Atome im Verhältniß zu den Poren unendlich klein sind, so werden jene nur in verschwindend geringer Zahl aufgehalten, und die Menge derer, welche auf die erste und letzte Schicht eines Körpers wirken, ist fast dieselbe, ihre Wirkung auf den Körper oder die Schwere desselben ist proportional dessen Masse. — So ergibt sich das Newton'sche Gesetz a priori als Consequenz dieses Systems. Die Keppler'schen Gesetze lassen sich als nothwendige Folge des Newton'schen erweisen. Aber auch die Gesetze Galilei's lassen sich ableiten. Da sämmtliche

Digitized by Google

Atome unendlich große und gleiche Geschwindigkeiten besitzen, folgen sie sich in genau gleichen Zeitmomenten. Durch den Stoß eines Atoms erhält der Körper eine Geschwindigkeit nach einer bestimmten Richtung, das darauf folgende Atom aus derselben Richtung wirkt ebenso wie das vorhergehende und so successive alle folgenden Atome aus dieser Richtung. Die Wirkung kann, weil sie eben aus unendlich schnell auf einander folgenden genau gleichen Stößen zusammengesetzt ist, als eine continuirliche betrachtet werden. Es folgt daraus, daß die successiven Geschwindigkeiten den Fallzeiten proportional sein müssen und, da Galilei erst dieses Gesetz indirect aus dem Erfahrungssatze: die Fallräume verhalten sich wie die Quadrate der Zeiten, ableitete, direct auch dieses.

Sehen wir nun, wie sich diese Theorie Le Sage's in Verbindung mit Falb's Erdbebentheorie ausnehmen wird.

Falb nennt die Zeiten, zu welchen die Erdbeben besonders begünstigende Constellationen eintreten, Fluthfactoren. Er unterscheidet sechs solcher Fluthfactoren, nämlich:

1. Die größte Sonnennähe am 1. Januar. Zu dieser Zeit wird die Sonnenanziehung am größten sein, während sie am 1. Juli, die Zeit der größten Sonnenferne, am geringsten sein muß.

2. Die größte Mondnähe. Bei dieser Stellung des Mondes, welche er während seines Umlaufes von 27 Tagen einmal erreicht, wird seine Anziehung ebenfalls am stärksten sein.

3. Conjunction und Opposition des Mondes, d. h. die Zeiten des Neu- und Vollmondes. Zu diesen Zeiten bilden Mond-Erde-Sonne nahezu (genauer ihre Projectionen) eine gerade Linie, so daß sich ihre Anziehungskräfte summiren, während zu der Zeit der Quadraturen, d. h. zur Zeit des ersten und letzten Viertels, sich beide Anziehungskräfte aufzuheben streben.

4. Sonnen- und Mondfinsternisse. Die drei Weltkörper bilden genau eine gerade Linie und die Anziehungskräfte von Sonne und Mond summiren sich. Dieser Factor schließt den vorhergehenden mit ein.

5. Aequatorstand der Sonne, wobei die Anziehungskraft durch die Schwungkraft der um ihre Axe rotirenden Erde unterstützt wird. Die Schwungkraft ist am Aequator am größten, am Pole gleich Null.

6. Aequatorstand des Mondes.

Ein Erdbeben wird mit um so größerer Wahrscheinlichkeit eintreten, je mehr Fluthfactoren gleichzeitig zur Wirkung gelangen.

Nach Le Sage convergiren die Atome nach dem Centrum der Erde. Ein Theil derselben wird abgeschwächt, wodurch ein fortwährendes Fallen des Mondes nach der Erde hin bewirkt wird. Dies findet in Wahrheit statt, sonst würde der Mond in der Richtung der Tangente fortfliegen. Nun wird aber ein Theil der Atome, welche den Mond nach der Erde stoßen, abgeschwächt, so daß der unter dem Monde gelegene Theil der Erde von einer geringeren Anzahl Atome getroffen wird. Die Folge davon wird sein, daß sich die flüssigen Massen auf und in der Erde dem Monde entgegenzuheben streben. Die feuerflüssige Masse im Innern der Erde wird sich mit großer Gewalt in der Richtung nach dem Monde hin gegen die erstarrte Erdrinde pressen. Befinden sich gerade in dieser durch allmähliche Erstarrung der Erdkruste entstandene Canäle und Hohlräume, so wird die feuerflüssige Masse in ersteren emporsteigen, in letztere einströmen und einen so gewaltigen Stoß auf die darüberliegende Schicht ausführen, daß eine Erschütterung bis zur Oberfläche der Erde stattfindet. Je stärker die anziehende Kraft auf die Masse wirkt, um so leichter wird sie sich emporheben und den Weg nach einem vulkanischen Hohlraum zurücklegen können. Diese anziehende Kraft ist aber gleichbedeutend mit der Abschwächung der Atome. Wird letztere außer durch den Mond noch durch die Sonne vergrößert, d. h. treten die Fluthfactoren 3 und 4 ein, so wird das Entstehen eines Erdbebens um so wahrscheinlicher. Da ferner die Atome nach dem Mittelpunkt der Erde convergiren, so wird bei größter Mond- oder Sonnennähe (Fluthfactoren 1 und 2) eine größere Anzahl Atome abgeschwächt. Es ergibt sich leicht, daß diese Abschwächungen umgekehrt proportional den Quadraten der Entfernungen des Mondes und der Sonne von der Erde sind.

Der verstärkende Einfluß der Factoren 5 und 6 ist mehr tellurischen, als kosmischen Ursprunges.

Die Theorie Le Sage's setzt als Ursache der Anziehung zwischen Sonne, Erde und Mond anstatt einer Anziehungskraft, einer actio in distans, eine stoßende Materie, eine vis a tergo. Diese Theorie ist zur Zeit noch eine unbewiesene Hypothese. Sollte sie später, wie jetzt die Erdbebentheorie Falb's, an Wahrscheinlichkeit gewinnen, so würde auch hiermit das letzte Warum? noch nicht beantwortet sein. Die Frage nach der bewegenden Ursache der Atome, nach dem letzten Grunde der Bewegung würde auf's Neue eine, wohl nie zu gebende Antwort verlangen.

Literatur und Kunst.

Der Krieg.

Berankt von Rosenlaube
Ruht eines Kriegers Bild,
Es nistet eine Taube
In seinem Eisenschild.

Die Schmetterlinge fliegen
Um seines Helmes Zier,
Die schlanken Schwalben wiegen
Sich um das Kriegspanier.

Die Sonne glänzet heiter,
Es blinkt des Schwertes Knauf . . .
O schlummre ruhig weiter
Und wache niemals auf!

Heinrich Seidel.

„Die Krankheit des Jahrhunderts" von Max Nordau.

Unter diesem Titel ist vor Kurzem ein Roman*) erschienen, der sich kühn zu den banalsten Erzeugnissen rechnen darf, die unsere zeitgenössische Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Es würde sich nicht verlohnen, denselben nur zu erwähnen oder gar auf den Blödsinn einzugehen, der stellenweise in ihm entwickelt ist, wenn nicht der Verfasser durch sein vor vier Jahren erschienenes und seitdem oft aufgelegtes Buch, „die conventionellen Lügen der Culturmenschheit", bei einer gewaltigen Menge von Lesern, überhaupt bei der sogenannten „Gesellschaft", in den Ruf gekommen wäre, ein origineller und tiefer Denker zu sein. Dieser Erfolg wird auch dem soeben erschienenen Roman die Wege bahnen, zumal da der letztere im Großen und Ganzen mit derselben geschickten Dreistigkeit, wie „die conventionellen Lügen", alte, seit Jahrtausend erkannte, weltgeschichtliche Paradoxa als von ihm zum ersten Male klar dargelegte Eigenthümlichkeiten unserer Zeit und unserer Culturentwickelung hinstellt und hierbei eine scheinbar reformatorische und sittlich reinigende Absicht erheuchelt. Wie man sich weit und breit in das Truggespinnste jener sophistischen Darstellung der vermeintlichen großen Lüge, die unsere gesammte Cultur durchzieht, hat einfangen lassen, ohne darüber nachzudenken, welche falsche Prämissen den scheinbar unwiderlegbaren Schlüssen zu Grunde liegen, so wird man vielleicht auch jetzt, trotz der nicht recht gelungenen künstlerischen Form, in die sich derselbe alte Trugschluß hüllt, die Stimme

*) 2 Bde., Leipzig, Verlag von B. Elischer.

Digitized by Google

eines Orakels aus dem neuen Romane zu vernehmen meinen. Und doch ist dieser Max Nordau mit seiner überraschenden und neuen Weisheit, nichts mehr und nichts weniger als der kluge Priester, welcher im Alterthum durch ein Sprachrohr aus dem Bildniß des Serapis heraus die dummen Gläubigen täuschte, doch sind seine Darlegungen nichts weiter als die Sophismen, mit denen die überschlauen Rhetoren in Athen die Köpfe ihrer Zuhörer verwirrten. Wenn doch nur die „aufgeklärten Geister" unserer Zeit, die mit einem fast wollüstigen Entzücken diesem neuen Propheten lauschten und sein „großes, tiefes Buch" als die Quintessenz aller modernen Weisheit rühmten, nicht so mit Mitleid auf den Glauben, mag er in religiösen oder wissenschaftlichen Ansichten sich äußern, herabsehen, nicht so mit Eitelkeit an ihrer eigenen „geistigen Selbständigkeit" hinaufsehen wollten: die Thatsache, daß sie zu Tausenden sich in ihren Meinungen von einem solch plumpen Angriff auf die Natürlichkeit alles Geschehens, wie ihn Nordau in seinen „conventionellen Lügen" unternahm, überrumpeln ließen, sollte sie doch ein wenig zur Selbsterkenntniß bringen, sollte ihnen klar machen, daß auch heutzutage, auch unter dem Banner der modernen „wissenschaftlichen" Weltanschauung das gläubige Nachbeten noch sehr das selbständige Nachdenken überschattet. Denn ohne diese Gläubigkeit würde es nicht möglich gewesen sein, daß jenem Buche eine so weite Verbreitung und seinem Verfasser der unverdiente Ruf, ein bahnbrechender und selbständiger Denker zu sein, zu Theil wurde. Weil aber das neue Buch, der obengenannte Roman, auf dieselbe Gläubigkeit der halbgebildeten Leser zu rechnen scheint, ist es nöthig, seiner Grundlage, die es mit den „conventionellen Lügen" gemeinsam hat, etwas näher zu treten.

In dem letztgenannten Werke sucht Max Nordau nachzuweisen, daß nicht nur der jetzige Zustand der Religionen und Staatsverfassungen, sondern auch alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Organismus der europäischen Culturvölker an einer großen inneren Unwahrheit leiden, weil sie theils allzuviele fossile Ueberreste aus vergangenen Entwickelungszuständen mit in ihre jetzige neue Gestaltung herübergenommen haben, theils als Tendenz ihrer Weiterentwickelung und als Grundzug für alle Neubildungen ein Befangensein in geschichtlichen Vorurtheilen oder selbstsüchtigen Klasseneifer an sich tragen. Der Verfasser geht mit scharfer Dialektik und überzeugender Beredtsamkeit vor, gelangt auf einem Wege, den er gänzlich frei von den Hindernissen der religiösen oder politischen oder socialen Vorurtheile wähnt, zu einem sehr traurigen Ueberblick über die jetzige Culturmenschheit und wagt ab und zu einige Vorschläge zu machen für die Vermeidung der in der Zukunft uns drohenden Gefahren. Diese Vorschläge gründen sich, sofern sie nicht rein praktischer Art sind, auf die „neue Weltanschauung", welche Nordau, wie so Viele seiner Zeitgenossen, für schon fertig und geeignet zur wirklichen Beeinflussung des Willens der Völker hält. Er scheint der Meinung zu sein, daß nunmehr, da in den Köpfen einiger radical denkender Leute sich bereits die große Negation aller von Alters her bestehenden Auffassungen vom menschlichen Leben vollzogen habe, auch die Gesammtheit der Völker in ihren, doch so oft ganz unbewußten Lebensäußerungen sofort sich dem gewaltigen Umschwunge anzuschließen habe, und daß da, wo dies nicht geschehe, eine conventionelle Lüge zum Vorschein komme. Er stellt also unserer Culturentwickelung ein Ideal hin, welches im Grunde kein solches, welches überhaupt ein Nichts ist. Denn er gewinnt dasselbe nur aus der absoluten Verneinung aller jetzt vorhandenen Culturkeime, wenigstens soweit dieselben geschichtlich sind; er gießt eine so scharfe Lauge über alles Bestehende, daß er anstatt eine geläuterte Quintessenz aus dem Zersetzungsprocesse zu erhalten, uns nur den Einblick in den Proceß einer allgemeinen Auflösung verschafft. Von Psychologie und Einsicht in die Entwickelung der Volksseele ist bei ihm nicht die Rede. Die reine Menschlichkeit, die geistige und sociale absolute Freiheit der Völker, das sind wohl die Ziele, die er anstrebt, aber sie erscheinen in seiner Darlegung als Utopien, denn sie schweben über dem jetzigen Zustande des Geschehens und überhaupt über den thatsächlichen Eigenschaften der Menschheit in idealer Ferne und in himmlischer Höhe, ohne mit ihren Wurzeln in die Wirklichkeit, in welcher ja Alles Lüge ist, herabzureichen und aus derselben sich Nahrung und Blut in die Adern zu saugen.

Dieser grundsätzlich verneinende Zug, der überall in dem ersten Werke zum Ausdruck gelangt, ist allerdings wohl geeignet, eine sensationssüchtige Leserwelt anzuziehen und für länger zu fesseln. Denn im Grunde beruht er auf derselben Lust an der Zerstörung und auf derselben Schadenfreude, welchen auch der gesellschaftliche „Klatsch" sein Bestehen und seine Gewalt über die Gemüther verdankt. Es muß Alles auf seine Nichtigkeit und auf seine schwachen Seiten hin geprüft werden! Das ist ebenso der geheime Wahlspruch jener Klatschbase, die das Familienleben ihrer „Freundin" durch ihren unberufenen Eifer zerstört, wie es das Motto des Nordau'schen ersten Buches sein könnte. Klatsch über die großen Beziehungen in der Welt! Das ist sein ganzer Inhalt, der natürlich Tausende in Spannung erhält. Und wie jeder gesellschaftlichen Klatscherei ein Körnchen oder vielleicht auch ein großes Korn von Wahrheit zu Grunde liegt, das nur von der dienstbereiten Hand in den geeigneten Boden gepflanzt zu werden braucht, um mit Hülfe seiner giftigen Säfte zu einer unheilvollen Saat emporzusprossen, so gibt es auch in der Nordau'schen Darstellung überall eine wahre Grundlage, auf welcher der scharfsinnige Verfasser mit architektonischen Constructionen, die in sich gefestigt erscheinen, es aber durchaus nicht sind, ein wahrhaft monumentales Gebäude der Unwahrheit aufzurichten weiß. Jene Constructionen erscheinen ja dem berufenen Auge sofort als „Coulissen", als Scheinstützen und Scheinwände und sie sind auch stark genug, um das Dach zu tragen, denn dieses ist ein imaginäres Gebilde, die „neue Welt"; aber dem oberflächlichen oder gar nur nach starken Eindrücken und heftigen äußeren Erregungen begierigen Leser sind sie wie gutgefügtes Bauwerk selbst. Und es ist wirklich ein beklagenswerther Umstand, daß sich ein gut geschulter Geist, welchem zugleich eine treffliche Ausdrucksfähigkeit zu Gebote steht, gefunden hat, um jenes Scheingebäude vor einer sensationssüchtigen Menge aufzuführen.

Es soll damit nicht gesagt werden, daß Nordau in bewußter Weise eine Täuschung des leichtgläubigen Publikums beabsichtigt habe, als er seine Oberflächlichkeiten, die sich den Anstrich des wahrsten Tiefsinns zu geben wissen, demselben hinschleuderte. Ich meine im Gegentheil, daß er selbst an seine Schlußfolgerungen glaubte, denn „die conventionellen Lügen" tragen vielfach die Spuren der Ueberzeugungstreue des Verfassers an sich. Das oben ausgesprochene Gefühl des Bedauerns bezieht sich deshalb auch nur auf die Thatsache, daß ein gut geschulter Geist sich soweit, als es Nordau that, von dem Boden der Wirklichkeit loslösen konnte. Diese Thatsache, die uns auch aus dem neuen Buche Nordau's in bezeichnendster Weise entgegenleuchtet, erklärt sich aber aus dem oben gekennzeichneten Charakter der neuen Weltanschauung als eines rein negativen. Es fehlt in ihr noch und deshalb auch in den Reflexionen der geistreichen Menschen über sie jedes positive Element; die obengenannten Ideale, welche einstweilen wohl den Denkern vorschweben aber noch nicht in greifbarer Wirklichkeit empfunden werden, können das letztere nicht schaffen; und wenn nun gar dieselben als völlig losgelöst von dem jetzigen Zustande der Cultur hingestellt werden, wenn in dem letzteren nicht einmal mehr ihre Keime entdeckt werden können, ist es dann ein Wunder, daß der grausame Ruf: Lüge! allem Bestehenden entgegengeschleudert wird und daß das Gefühl der Trostlosigkeit bei der Betrachtung unserer gegenwärtigen Cultur übermächtig wird?

Diesen Zusammenhang scheint Nordau nicht erkannt zu haben. Sonst würde er in seinen „conventionellen Lügen" sich nicht in sophistischer und, wie schon gesagt, beinahe klatschsüchtiger und hämischer Weise an alle Unzulänglichkeiten der historischen Bestandtheile in unserer Cultur gehängt und darnach getrachtet haben, dieselben in Widerspruch mit jenen fernen, über dem Geschehen schwebenden Idealen, von absoluter Freiheit und reinem Menschenthum, zu setzen. Dies zu thun ist

Digitized by Google

wirklich leicht und findet um so rascher ein lebhaftes Echo in der Menge, als es auch alltäglich und von Alters her gebräuchlich ist. Nichts Neues hat Nordau mit seinen Klagen über unsere Cultur und seinen satirischen Darstellungen ihrer inneren Widersprüche vorgebracht. Daß nie die Wirklichkeit des Lebens sich mit dem Gedanken deckt, den die Menschheit sich von demselben macht, ist das etwa eine neue geistige Entdeckung? Und daß gerade in unserer bewegten Zeit, in welcher ein Chaos von neuen Gedanken erst zu verarbeiten, zu ordnen, praktisch anzuwenden ist, ein besonders tiefer Riß zwischen den Formen des Lebens und seinem von allen Edlen gewollten Inhalte fühlbar wird, ist das mit der Bitterkeit zu betrachten, die Nordau's Buch ausströmt? Dasselbe faßt, das ist ja nicht abzustreiten, in ziemlich übersichtlicher Weise alle Reibungen zusammen, die sich aus der raschen Weiterentwickelung unseres Gedankenkreises und dem etwas langsameren Gange der Cultur ergeben, es zeigt in grellem Lichte alle aus der Vergangenheit der Völker noch in die Gegenwart hineinragenden Ecken auf, an die sich der den Jahrhunderten vorauseilende Gedanke an die Erlösung der Menschheit zur Freiheit stößt, warum sucht es aber nicht auch die Uebergänge auf, die von der alten zu der neuen Weltanschauung führen und nothwendig führen müssen, warum bringt es den Begriff der Entwickelung, mit dem es zuweilen protzenhaft spielt, nicht thatsächlich in der Darstellung des jetzigen Stadiums unserer Culturentwickelung zur Anwendung? Der logische Fehler, den Nordau in seiner Schlußfolgerung macht, besteht eben darin, daß er die jetzigen Zustände als starr hinstellt, daß er sie weder aus ihrer geschichtlichen Vergangenheit begreifen noch in ihrer Keimfähigkeit für die Zukunft anerkennen will. Mit spitzfindiger Sophistik enthüllt er ihre Formen in einer nur momentanen Beleuchtung, die sie todt und abschreckend erscheinen läßt, während das wechselnde Licht der vergangenen und der kommenden Jahrhunderte, welches er wohlweislich verhüllt, ihr warmes Leben hätte ahnen lassen.

Und wie die allgemeinen Beziehungen des Lebens, die Culturmenschheit in ihrem großen, gegenseitigen Wirken, bei ihm in dem ersten Buche nur momentan fixirt und damit zu scheinbarer Härte und Unnatürlichkeit verzerrt sind, so wird auch dieser zersetzende, analysirende Zug seiner Darstellung in den Einzel-Gestalten seines zweiten Buches, des erwähnten Romanes, wirksam. Der Hallenser Historiker Leo zählt jenen Zug zu den Eigenthümlichkeiten des jüdischen Geistes, und Nordau ist ein Jude — er heißt eigentlich Südfeld. Vielleicht haben wir in diesem Umstande die beste Erklärung für seine eigenthümliche schriftstellerische Wirksamkeit.

Auf die Einzelheiten jenes Romanes näher einzugehen, liegt nicht in der Absicht dieses Aufsatzes. Seine geistige Grundlage ist in den Ausführungen über „die conventionellen Lügen" schon angedeutet. Niemals haben zwei Bücher so sehr den gemeinsamen Autor erkennen lassen, wie die beiden hier behandelten. Den Widerstreit zwischen den historischen Formen unserer Cultur und dem reinen Denken, den Nordau in seinem ersten Werke theoretisch behandelt, will er in dem Romane in der Praxis sich bethätigen lassen. Ein Jüngling ist die Verkörperung jener fernen Ideale von absoluter Freiheit und reiner Menschlichkeit. Er rennt natürlich im Leben überall an Ecken an und verblutet schließlich an seinem in die Welt sich nicht fügenden Benehmen, während sein Gegenstück, ein durchaus praktischer und frischer Geselle, der nur Gedanken für das Irdische und für sein bestes Fortkommen inmitten desselben hat, zu tüchtiger Thätigkeit und breiter, seinen Mitmenschen nützlicher Wirksamkeit gelangt. Ein alter Stoff für dichterische Darstellung, wie man sieht. Schon ein gewisser Goethe hat ihn tief erfaßt und in seinem „Tasso" verwerthet. Das Bezeichnende bei der Nordau'schen Behandlung ist aber, daß in ihr der Idealist eigentlich ohne Ideale in der Welt herumläuft. Wie in der theoretischen Abhandlung die reine Negation vorherrscht, indem der Verfasser den Anschluß seiner Gedanken an die Wirklichkeit nicht findet, d. h. zugestehen muß, daß er aus der vorliegenden elenden Wirklichkeit ein allgemeines Ideal nicht herauslesen kann, so verzweifelt auch der Held des Romans an der Auffindung eines Grundes, warum er lebe, und eines Zweckes, für den er lebe. Er weist die sich ihm aufdrängenden heutzutage gebräuchlichen Bethätigungen des Daseins von sich ab: er heirathet ein geliebtes Mädchen nicht, weil es an den Wesenlosigkeiten des Lebens, als da sind Tanz und Putz, haftet, er rettet als Soldat die gefährdete Fahne nicht, weil sie ihm nur als ein wesenloses Symbol erscheint, setzt dafür aber sein Leben für das seines Hauptmanns ein, denn ein Menschenleben ist etwas Wesenhaftes, Wirkliches. Dann weist er das eiserne Kreuz zurück, weil es ebenfalls wesenlos ist, und schafft sich Ungelegenheiten durch die Verweigerung eines Duells, einer wesenlosen Sitte. Schließlich geräth er in Reibungen mit der politischen Macht, weil dieselbe nur die wesenlose Form, nicht den Inhalt des Volkswohls bezwecke und flieht selbst aus den Banden einer sich real bethätigenden freien Liebe; auch in ihr fand er nicht ein Lebensglück, weil abermals die wesenlosen Formen des gesellschaftlichen Lebens störend in sie eingriffen. Er endet, indem er das Kind seines praktischen Freundes vor dem Ertrinken rettet.

Was will eigentlich Nordau mit der Ausführung dieses unglücklichen Lebensbildes sagen? So fragen wir uns nach Beendigung der Lectüre. Es ist in der That schwer, den eigentlichen Kern herauszufinden, besonders da er durch viele politische Anspielungen verhüllt ist und auch der Titel des Buches uns leicht irre macht. Aber an der Hand der „conventionellen Lügen" glaube ich ihn doch, wie schon angedeutet, folgendermaßen richtig definiren zu können: Nordau's Held ist die Verkörperung der that- und rathlosen Negation, mit welcher der moderne Mensch der Welt entgegentreten muß, wenn er sie allein aus dem Gesichtspunkte einer noch in der Entwickelung begriffenen, aber von ihm bereits als fertig gedachten Weltanschauung betrachtet. Er findet keine Anknüpfungspunkte mehr zwischen ihr und sich und muß deshalb elendiglich zu Grunde gehen, wie Antäus, als er seinen Mutterboden verlor.

Die Haltlosigkeit der Nordau'schen Theorie von der großen „conventionellen Lüge" tritt uns in diesem Roman noch deutlicher entgegen, als in den Abhandlungen. Unwahr, wie das ganze Wesen des Helden, hohl und zwecklos wie sein Gebahren, voller Widersprüche wie sein tägliches Leben, ist auch der oben geschilderte Versuch, die Lebensbedingungen der Culturmenschheit zu analysiren ohne ihren geschichtlichen Zusammenhängen, also der Wirklichkeit, gerecht zu werden. Daß die moderne Weltanschauung so oft das Thatsächliche übersieht, während sie doch gerade in ihm wurzeln will, das ist die Krankheit des Jahrhunderts.

Oskar Bulle.

Die Geheimräthin Christiane von Goethe.

Von H. Düntzer.

Einen eigenen Reiz hat es, verschwärzte Charaktere von der aufgetragenen Entstellung zu reinigen und sie im hellen Lichte der Wahrheit gleichsam neu erstehen zu lassen. Aber dabei ist es mit dem guten Willen nicht gethan, man muß sich zunächst in Besitz aller gleichsam zur persönlichen Beschwörung der Hingeschiedenen wirksamen Mittel setzen, nicht bloß auf die sämmtlichen Stimmen der mannigfachsten Ueberlieferung gewissenhaft horchen, sondern auch diese selbst scharf prüfen und so aus ihnen die wirklichen Züge als Grundlage zur unparteiischen Würdigung sich gewinnen. Dies wird um so schwieriger, je umfassender der Kreis ist, dem die betreffende Persönlichkeit angehört, je abgerissener die überkommenen Nachrichten und je zweifelhafter oft die Grundlage erscheint, wie dies gerade bei manchen persönlichen Beziehungen Goethe's der Fall ist. Leider werden neuerdings die Forscher häufig den sich daraus ergebenden Forderungen nichts weniger als gerecht. Wir besitzen zwei verschiedene, in Zeitschriften von demselben Verfasser mitgetheilte Charakteristiken von Goethe's Sohn, die so wenig, wie man glauben sollte, auf vollständiger

Digitized by Google

Kenntniß des zugänglichen Stoffes beruhen, daß die allerbedeutendsten Ueberlieferungen für sie gar nicht vorhanden sind, was um so unverantwortlicher, als die bezüglichen Quellen sparsam genug fließen. Aus meiner Schrift über Goethe's Leben gewinnt man ein viel reicheres, sprechenderes Bild des unglücklichen August und der Beziehung zu seinem Vater, als aus diesen beiden seiner Charakteristik gewidmeten Versuchen. Nicht anders verhält es sich mit der eben erschienenen „biographischen Skizze" von C. W. Emma Brauns: „Christiane von Goethe, geb. Vulpius"*), obgleich dieselbe seit ihrer ersten Mittheilung „wesentlich vervollständigt" ist. Außerordentlich vieles, was mein angeführtes Buch über Goethe's Frau bringt und gerade solche Züge, welche ihren häuslichen Zustand betreffen, sind der Verfasserin völlig unbekannt, da sie bei Lewes und Goedeke sich beruhigt, ja diese nicht einmal ganz ausnutzt. Auch ihre Kenntniß von Goethe's Leben, dem fruchtbaren Erdreich seiner Familie, ist höchst oberflächlich, wobei es nicht anders möglich, als daß die Beschützerin der Ehre seiner Gattin gegen Frau von Stein so erbittert ist wie ihre schlimmsten Gegner, ohne Gefühl für den entsetzlichen Verlust, welchen diese in Goethe erlitt, den sie für ein Ideal der Männer gehalten, an dessen Seite sie nach seinen immer wiederholten Betheuerungen sich und ihrem Fritz das schönste Lebensglück hatte verheißen dürfen. Unsere Skizze, deren erste Hälfte den eigentlichen Gegenstand kaum berührt, steift sich darauf, daß Christiane eine gute Hausfrau gewesen, die alles Unangenehme von Goethe fern zu halten gesucht, nur für ihn und die Familie gelebt habe. Aber von der wirklichen Gestaltung des häuslichen Lebens Goethe's erfahren wir in dieser Skizze kaum etwas, außer der ganz allgemeinen Versicherung, Christiane sei eine wackere Hausfrau gewesen. Selbst von der Bildung dieser Verbindung hören wir nichts Näheres, nur daß sie „rasch und ohne Besinnen" erfolgt sei, nicht einmal wird der Hauptpunkt hervorgehoben, daß Goethe diese von Anfang an als eine Ehe betrachtet habe. Ja, Christiane gab sich ihm nicht hin, ehe er ihr Treue für das Leben versprochen hatte, da ihr Vertrauen auf den so geliebten wie verehrten Mann sie nicht zweifeln ließ, er werde sein Wort treu halten, sie nicht durch seine Trennung von ihr der Verachtung der Welt aussetzen. Gerade dies wirft auf sie ein günstiges Licht.

Von Goethe's Liebe zu ihr zeugen manche Aeußerungen nicht bloß an sie, sondern auch gegen Herder. Eine wirkliche Lebensskizze hätte hier manches zur Veranschaulichung des Verhältnisses geben müssen. Dagegen durften nicht Behauptungen wiederholt werden, die sich als unhaltbar erwiesen haben. Freilich beruht es auf Goethe's eigener, ein Jahr nach Christianens Tod gemachter Angabe, das Gedicht „Die Metamorphose der Pflanzen" sei am Anfange der neunziger Jahre entstanden, um Freundinnen zu seiner Metamorphosenlehre heranzuziehen, und besonders habe es der eigentlich Geliebten willkommen sein müssen, welche die lieblichen Bilder auf sich habe beziehen dürfen, was man denn dahin erweitert hat, daß es an sie gerichtet gewesen, ja daß sie ihm nicht bloß bei seinen botanischen, sondern auch bei seinen optischen Untersuchungen zur Seite gestanden. Das heißt das Bild der ihn innig liebenden und verehrenden, aber allem seinem geistigen Schaffen durchaus fern stehenden, kaum an einzelnen seiner Lieder und an seinen Theaterstücken sich freuenden Christiane durchaus verschieben. Das Gedicht hat er erst 1798 vollendet, und daß es durchaus nichts mit seiner Christiane zu thun habe, beweist dessen Aeußerung an die „liebliche Freundin", aus dem Keim der Bekanntschaft sei nach und nach in ihnen holde Gewohnheit entsprossen, dann habe Freundschaft sich mit Macht aus ihrem Innern enthüllt, zuletzt Amor Blüthen und Früchte gezeugt. Dies widerspricht so sehr dem raschen, stürmischen Abschlusse seiner Ehe, daß der Dichter unmöglich dabei an Christiane gedacht haben kann.

Ebenso unberechtigt sind wir, das Blumenepigramm von 1796, das C. G. überschrieben ist und das „häusliche Mädchen" feiert, auf seine seit acht Jahren mit ihm verbundene Gattin zu beziehen; denn es liegt offen vor, daß alle jene Ueberschriften, die Vornamen und Namen anzudeuten scheinen, nur ein neckisches Spiel sind, um die Neugier anzulocken. Auch die wörtlichen Beziehungen aller Stellen der Römischen Elegien auf die Freundin, die ihm in seinem Gartenhause an der Ilm den freien Genuß der Liebe gewährte, sind verfehlt. Müssen wir diese und andere Anführungen streichen, so vermissen wir dagegen das Gedicht, worin Goethe, wie er noch zehn Jahre nach Christianens Tod in heiterster Erinnerung ihres lustigen Wesens dem jungen Nicolovius gestand, ihr Wesen lebendig ausgeprägt hatte, „Die Lustigen von Weimar". Ja, Goethe erhielt ihr ein heiteres, liebevolles Andenken, wenn er auch oft im Leben bitter empfunden hatte, daß ihm eine geistig ebenbürtige Gattin, seinem Sohne eine gebildete Mutter fehle.

Unsere „biographische Skizze" bietet auch keinen Schatten von Christianens häuslichem Leben und dem Glücke, welches Goethe in der Verbindung mit ihr genoß, wie er sich freute, daß diese sich nach seinem Ausdrucke das Leben so bunt anstrich wie möglich, da ein geistiges Zusammenleben mit ihm ihr unmöglich war. Ihre herzliche Hingabe, ihre innige Sorge für ihn und sein Hauswesen, ihre stete Munterkeit und thüringische Rüstigkeit erfreuten ihn und befestigten das Verhältniß, das er freilich nicht geistig heben konnte, aber sein unausgesetztes Streben war darauf gerichtet, die vom Hasse der vornehmen Welt verfolgte Geliebte seines Herzens allmählich in die Gesellschaft einzuführen. Freilich erregte gerade der Schritt, durch den er sich mit der von ihm verletzten Sitte auszusöhnen gedacht hatte, seine kirchliche Trauung, von Neuem den bittersten Haß gegen sie, aber bei allem unüberwindlich im Herzen der vornehmen Damen nistenden Grolle setzte er es durch, daß endlich Frau von Stein, Frau von Schiller und ihre Schwester sich ihre Gesellschaft gefallen ließen, und daß in Karlsbad die Geheimräthin von Goethe eine Rolle spielen durfte.

Es ließe sich eine anziehende Skizze von Goethe's ehelichem Leben entwerfen, wenn man alle zerstreuten Einzelheiten geschickt verarbeitete, von denen freilich die Schrift von Emma Brauns so wenig weiß, daß sie selbst die Mittheilungen der Schopenhauer und der Seidler übersehen hat: aber da einmal das gangbare Vorurtheil gegen Goethe's Frau so gründlich längst vor der besprochenen Schrift zerstört worden, so wäre eine solche Arbeit vor den Mittheilungen verfrüht, die wir auch über Christiane aus dem Goethearchiv erwarten dürfen. In noch höherem Grade gilt dies von Goethe's und Christianens August. Wenn Goethe nach dessen Tode es für unzeitig hielt, Augusts Briefe aus Italien auch den nächsten Freunden mitzutheilen, so dürfte jetzt die Zeit gekommen sein, auch diese der Welt nicht länger vorzuenthalten und Alles zu veröffentlichen, was aus Augusts im Goethearchiv erhaltenem Nachlaß geeignet ist, auf diese merkwürdige Natur Licht zu werfen, der man sehr schwer gerecht werden kann. Und doch ist auch dies eine Pflicht gegen Goethe selbst, wie gegen seinen so treuherzigen und praktisch begabten, wie durch Leidenschaft unglücklichen August, über den bis jetzt nur zerstreute Nachrichten vorliegen, freilich viel zahlreichere, als Schröer's Aufsätze uns ahnen lassen.

*) Leipzig, Verlag von W. Friedrich.

Die Memoiren von Ernest Legouvé.

Von Carl Witte.

Ernest Legouvé, Dramatiker, vielseitiger Prosaschriftsteller und einer der „vierzig Unsterblichen" der Akademie, hat sich trotz seines hohen Alters (er wurde im Jahre 1807 geboren) auf die Anregung seiner Freunde bereit gefunden, die Erinnerungen seines Lebens niederzuschreiben. Der erste Band dieses in mannigfacher Beziehung außerordentlich interessanten Werkes, das den Titel „Soixante ans de souvenirs" führt, ist im vorigen, der zweite und letzte in diesem Jahre erschienen. Unsere

Digitized by Google

Leser kennen einzelne Capitel dieser für die französische Literatur- und Kunstgeschichte hochbedeutsamen Memoiren bereits aus den Spalten unseres Blattes, in denen die fesselndsten Erinnerungen und Plaudereien des trefflichen Mannes zuerst erschienen sind. Der Verfasser hat das längste Capitel des letzten Bandes dem Gedächtnisse von Eugène Scribe gewidmet, und einerseits als Mitarbeiter des berühmten Bühnenschriftstellers bei mehreren seiner bekanntesten Stücke, wie „Adrienne Lecouvreur", „Les contes de la Reine de Navarre" und „Bataille de dames", andererseits als sein langjähriger intimer Freund, war er wie Wenige berufen, über ihn als Dichter und Mensch zu urtheilen.

Im Jahre 1844 wurde auf dem Théâtre-Français Legouvé's Drama „Guerrero ou la Trahison" aufgeführt, und obwohl es keineswegs einen durchschlagenden Erfolg hatte, so trug es dem Verfasser doch die werthvolle Achtung Scribe's ein, der damals schon die vornehmsten Bühnen der französischen Hauptstadt beherrschte. Als letzterer dann wenige Jahre später vergebens nach einem geeigneten Stoff zu einer Titelrolle für die Rachel suchte, forderte er Legouvé zur Mitarbeiterschaft auf. Diesem fiel dabei die Aufgabe zu, eine zweckentsprechende dramatische Idee zu erfinden, aber mit der ersten, die er seinem berühmten literarischen Compagnon vortrug, fand er keine Gnade vor den Augen desselben. Er versuchte es, sie zu vertheidigen, worauf Scribe trocken erwiderte: „Ob Ihr Stoff fruchtbar ist, werden wir in einer halben Stunde sehen." Wie ein Jäger, der ein Rübenfeld nach allen Richtungen absucht, fiel er dann, um Legouvé's eigene Worte zu gebrauchen, über die Idee seines neuen Mitarbeiters her, spürte sie auf alle ihre möglichen Beziehungen und Entwickelungen hin aus, um nach Verlauf von zwanzig Minuten das unfehlbare Urtheil abzugeben: „Mein lieber Freund, Sie sehen, daß ich Recht hatte, es ist leeres Gebüsch. Nicht eine einzige armselige Wachtel steckt darin. Wir müssen etwas Anderes suchen." Einige Tage später kam Legouvé wieder, dieses Mal mit dem Stoff zu „Adrienne Lecouvreur". Kaum hatte er denselben angedeutet, als Scribe von seinem Sitz aufsprang und ihm um den Hals fiel, wobei er ausrief: „Hundert Vorstellungen à 6000 Francs!" — „Sie glauben?" fragte Legouvé etwas zweifelhaft. — „Ich glaube es nicht! Ich bin dessen sicher! Das ist ein ausgezeichneter Fund. Sie haben das einzige Mittel entdeckt, die Rachel in Prosa sprechen zu lassen." — Als die beiden Dichter sich dann an die gemeinsame Ausarbeitung des Stoffes machten, hatte Legouvé zum ersten Male Gelegenheit, Scribe's mannigfaltige dramatische Talente in ihrer lebendigen Wirksamkeit aus unmittelbarer Anschauung beobachten zu können. Zunächst spricht er ihm das Genie des „Numérotage" zu. Numérotage ist ein technischer Ausdruck in der französischen Bühnensprache und bedeutet nicht nur die logische Aneinanderreihung der Scenen, sondern begreift auch das Vorwärtsschreiten, d. h. das Interesse der Handlung in sich. Jede Scene muß nicht nur äußerlich aus der ihr voranstehenden hervorgehen und sich mit der ihr folgenden verbinden, sie muß dieser auch ihre Bewegung aufprägen, derart, daß das Stück ohne Unterbrechung mit innerer Nothwendigkeit dem Endzweck, der Auflösung des dramatischen Knotens nämlich, entgegengeführt wird. In dieser Beziehung stand Scribe nach Legouvé's Dafürhalten unerreicht da. „Kaum war der Plan eines Stückes oberflächlich entworfen, als das ganze Material des Werkes sich unter seinen Händen wie durch ein Zauberspiel in logischer Ordnung aneinanderfügte." An einer anderen Stelle vergleicht er diesen seltenen dramatischen Instinct seines Mitarbeiters mit der Placirung der Gäste an der Gesellschaftstafel durch eine kluge Hausfrau: auch bei ihm wurden den Personen immer die ihnen gebührenden Plätze zugewiesen.

Doch aus der eben berührten, gleichsam nur organisatorischen Fähigkeit Scribe's läßt sich natürlich nicht seine unerhörte Fruchtbarkeit als Bühnenschriftsteller erklären. Wie stand es denn mit seiner Erfindungsgabe? Legouvé steht nicht an, ihm eine solche von hohem Werthe zuzuschreiben. Zur Bekräftigung dieses Urtheiles weist er auf die ja auch nicht wegzuleugnende Thatsache hin, daß er vier der hauptsächlichsten Bühnen von Paris, die Oper, die Komische Oper, das Gymnase und das Théâtre-Français mit Bezug auf ihr Repertoire von Grund aus erneuerte und durch einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren unbeschränkt auf ihnen herrschte. Aber auch die Gabe, einem fremden Stoff das Gepräge seiner Originalität aufzudrücken, war ihm in seltenem Grade verliehen. Legouvé führt dafür ein ebenso klassisches wie belustigendes Beispiel an. Eines Tages suchte ein ungenannter Bühnenschriftsteller Scribe auf, um sein Urtheil über ein von ihm verfaßtes Schreckendrama zu hören. Seltsam genug! Je weiter er mit der Vorlesung vorrückte und je mehr die Greuelscenen sich aufeinanderhäuften, desto heiterer wurden Scribe's Züge. Als der bedauernswerthe Autor endlich die von ihm ungeahnte und auch für ihn nichts weniger als schmeichelhafte Wirkung seines Opus auf seinen berühmten Dichterbruder bemerkte, gerieth er in die größte Verwirrung, die sich womöglich noch steigerte, als Scribe plötzlich ausrief: „Das ist zum Todtlachen!" — „Genug, genug, verehrter Meister," ließ sich dann der bitter enttäuschte Verfasser mit etwas pikirter Stimme vernehmen, „ich sehe, daß mein Stück schlecht ist." — „Wie, schlecht! Sagen Sie lieber ausgezeichnet, entzückend. Es liegen darin Wirkungen von unwiderstehlicher Komik verborgen." In der That, während der Vorlesung hatten sich die düstersten Scenen des grauenvollen Trauerspieles in Scribe's Kopf in Vaudevillescenen verwandelt, und seine Phantasie hatte mit der ihr eigenen Schnellfertigkeit aus der fünfactigen Tragödie das einactige Lustspiel „la Chanoinesse" hervorgezaubert.

Legouvé spricht sich auch über die Stellung Scribe's innerhalb der dramatischen Dichtung seiner Zeit aus. Er ist der Ansicht, daß er seine Originalität zum Theil dem Festhalten an den Lebensanschauungen der bürgerlichen Kreise, aus denen er hervorgegangen war, verdankte, indem er mit seinen natürlichen Menschenfiguren einen willkommenen Gegensatz zu den oft ungeheuerlichen Phantasiegestalten der romantischen Schule bildete. Scribe wagte es auch, diesem Gegensatz öffentlich in eclatanter Weise Ausdruck zu geben. Bei der ersten Vorstellung von Victor Hugo's „Hernani" lachte er plötzlich auf seinem Sitz in der ersten Loge laut auf, obwohl er sich sagen mußte, daß er sich durch eine so offenkundige Verhöhnung der neuen Schule mächtige und unversöhnliche Feinde schaffen würde. Sein Mitarbeiter faßt seine moralische und sociale Rolle in seiner Eigenschaft als Bühnenschriftsteller in den wenigen Worten zusammen: „Er stellt die Bourgeoisie dar". Man kann dieses Urtheil gelten lassen, und zwar um so eher, da es eine der schwächsten Seiten in Scribe's literarischem Charakter erklärt: wir meinen seine Unfähigkeit tieferer Charakteristik und Individualisirung. Nur sehr wenige seiner zahllosen Bühnenfiguren sind aus dem engen Rahmen ihrer Rolle zu allgemeiner Geltung herausgewachsen. Es war ihm nicht wie seinem großen Landsmann Molière gegeben, aus den Beziehungen seiner Zeit Gültiges für alle Zeiten zu schaffen.

In einem anderen Abschnitt seines Capitels über Scribe hebt Legouvé seine Verdienste um die moderne Inscenirungskunst hervor. Er erinnert sich noch der Zeit, wo im Théâtre-Français die Schauspieler, vor dem Souffleurkasten neben einander stehend, ihre Rollen herzudeclamiren pflegten. Ein sitzender Schauspieler war etwas Unerhörtes. Von einem Abbild des wirklichen Lebens konnte keine Rede sein. Scribe führte jedoch in dieser Beziehung eine vollständige Umwälzung herbei, indem er durch die Natur seiner Stücke und durch persönliches Eingreifen den Vorgängen auf der Bühne einen beweglichen und stets wechselnden Charakter verlieh. Daß er in der That ein ebenso ausgezeichneter Regisseur wie erfolgreicher Lustspieldichter war, geht zur Genüge aus folgender Erinnerung Legouvé's hervor. Eines Abends wohnte dieser in der Oper einer von Scribe geleiteten Probe des „Propheten" bei. Sein Freund und Mitarbeiter erschien ihm in dieser Eigenschaft wie ein Feldherr auf dem Schlachtfeld. Bald marschirte er mit kriegslustiger Miene an der Spitze der Verschwörer (Legouvé hat den dritten Act der Oper im Auge), bald wies er mit Kreide auf den Brettern der Bühne irgendeinem Schauspieler den ihm zukommenden Platz an, bald spielte

Digitized by Google

er einem anderen seine Rolle vor, bald ließ er das Personal so geschickte Evolutionen ausführen, daß aus den lebendigsten Bewegungen immer eine bestimmte Ordnung zu Tage trat. — Von der Oper begaben die beiden Bühnendichter sich nach dem Théâtre-Français, um an der Inscenirung des zweiten Actes ihres gemeinschaftlichen Lustspieles „Les Contes de la Reine de Navarre" theilzunehmen. Doch geben wir Legouvé jetzt selbst das Wort: „Plötzlich erschien Scribe mir als ein ganz anderer Mensch. Während ich ihn soeben in der Oper mit sicherer Hand große Menschenmassen hatte lenken und durch sie die heftigsten Volksleidenschaften zur Bethätigung bringen sehen, sah ich ihn jetzt im Théâtre-Français unerschöpflich in den feinsten Nüancen bei der Darstellung zarter Empfindungen. Vor seiner Ankunft war die Scene den Künstlern selbst ein wenig schleppend und kalt erschienen, aber nun beseelte er den Dialog, ohne ein Wort hinzuzufügen, mit so wahrem Mienenspiel, mit so ausdrucksvollen Stellungen, mit so sinnreichen Zwischenpausen, und bediente sich der verschiedenen Möbelstücke, gleichsam wie ebenso vieler Terrainunebenheiten, mit solchem Geschick, daß die Situation klare Umrisse annahm, daß das Interesse sich scharf ausprägte, daß die Personen reliefartig hervortraten und der Act in seinem Fortschreiten rasch und lebendig wurde — man hätte an ein Zauberspiel denken können." — Scribe war jedoch keineswegs in jeder Beziehung ein nachahmungswürdiger Regisseur. Mit Bezug auf Decorationen und Kostüme war er in den engsten Anschauungen befangen, in diesen rein äußeren Dingen vermochte er sich, wie in der Charakteristik seiner Personen, nur selten über den Pariser Gesichtskreis zu erheben.

Auch die rein menschlichen Seiten in Scribe's Natur hat Legouvé in seiner Erinnerungsstudie über ihn berührt. Er spricht in dieser Beziehung über ihn das schwerwiegende Urtheil aus, daß er ein guter Mensch in fast allen Bedeutungen dieses Wortes war. Daß in der That in der Brust seines berühmten Freundes eine menschenfreundliche und großmüthige Seele wohnte, ist keineswegs unbekannt, scheint uns aber durch folgende, in dem vorliegenden Werke angeführte Thatsache noch in ein helleres Licht gesetzt zu werden. Scribe verbrachte einst den Herbst bei einem Freunde auf dem Lande. Um die langen Abende zu verkürzen, ließ man sich von einer Erzieherin englische Romane vorlesen. Eines Abends nun rief diese in einer Zwischenpause der Lectüre aus: „Ach, könnte ich doch einst den Traum meines Lebens verwirklicht sehen!" — „Und was ist denn das für ein Traum, mein Fräulein?" fragte Scribe theilnahmsvoll. — „Eines Tages eine Rente von zwölfhundert Francs zu besitzen, die mir Ruhe und Unabhängigkeit gewähren könnte." Kurze Zeit darauf, beim Schluß des letzten Capitels eines Romanes, wandte sich Scribe plötzlich an die Vorleserin mit den Worten: „Wissen Sie wohl, mein Fräulein, daß in diesem Roman ein hübscher Stoff zu einem Lustspiel in einem Acte liegt? Sie haben mir denselben geliefert, wollen Sie nun auch das Stück mit mir gemeinschaftlich verfassen?" — Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß die arme Erzieherin mit Freuden auf diesen verlockenden und schmeichelhaften Vorschlag einging. Als das Lustspiel vollendet war, gehörte ihr freilich kein Wort davon — Scribe hatte es allein in drei Tagen niedergeschrieben. An dem Morgen des Tages, an dem es zum ersten Male zur Darstellung gelangen sollte, begab jener sich zu seinem Agenten und sagte: „Heute wird ein Stück von mir gegeben, bei dem ich eine Mitarbeiterin gehabt habe. Ob es Erfolg haben wird, weiß ich nicht, aber soviel weiß ich, daß es ihr jedes Jahr während ihres ganzen Lebens zwölfhundert Francs eintragen wird. Richten Sie es so ein, daß ihr das ganz natürlich erscheint." — Die Frauen haben in Scribe's Leben eine sehr hervorragende Rolle gespielt. Er konnte nach dem Ausspruch einer seiner vielen Geliebten nicht anders arbeiten, als wenn mindestens ein halbes Dutzend Billet-doux vor ihm auf dem Tische lagen, und es ist vielleicht keine zu kühne Annahme, daß er die meisten, wenn nicht alle Liebesscenen seiner Stücke aus der reichen Fülle seiner eigenen Herzenserfahrungen schöpfte. Erst im Alter von fünfzig Jahren ließ er sich die Ehefesseln anlegen, und zwar von einer Dame, die zwanzig Jahre jünger war als er. Béranger hatte über diese einst die Bemerkung gemacht, daß sie die Kraft habe, ein Reich zu leiten; deshalb wird man sich auch nicht darüber wundern dürfen, daß sie es verstand, den schon alternden Dichter auf dem geraden Wege der Ehrbarkeit festzuhalten. Freilich noch einmal ergriff die Flamme der Leidenschaft sein stets jugendlich-warmes Herz, und er mußte seine ganze moralische Selbstüberwindung zu Hülfe nehmen, um nicht im Alter von sechzig Jahren dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen.

Legouvé schließt seine Capitel über Scribe mit den bemerkenswerthen Worten:

„Sechsundzwanzig Jahre sind seit dem Datum seines Todes (10. März 1861) verflossen und heute, wo ich ihn in der Entfernung sehe, bleibt er für mich, was er nach meiner Ueberzeugung für die Nachwelt bleiben wird: der vollkommenste Repräsentant der französischen theatralischen Kunst im neunzehnten Jahrhundert. Ohne Zweifel haben ihn einige seiner Zeitgenossen in mehreren Beziehungen überragt, aber Niemand hat in demselben Grade wie er die beiden wesentlichen Eigenschaften unserer nationalen Kunst besessen: die Erfindung und die Composition. Niemand hat so reichen Bühnenstoff geschaffen wie er. Niemand ist in so vielen Zweigen der dramatischen Dichtung Meister gewesen wie er. Niemand hat es wie er verstanden, eine Handlung klar zum Ausdruck zu bringen, sie fortzuführen, sie zu verwickeln und wieder aufzulösen. Endlich noch eine letzte entscheidende Bemerkung. In zwei Arten der Bühnendichtung, die er berühmt gemacht hat, ist er sein ganzes Leben ohne Rivalen gewesen und nach seinem Tode ohne Erben geblieben. Wer hat nach ihm einen schönen Operntext oder ein Meisterwerk komischer Operndichtung verfaßt? — Ich wage es nicht, ihn einen Mann von Genie zu nennen, aber er war sicher ein großes dramatisches Genie und so originell, daß keine Literatur etwas Analoges, wenn auch Aehnliches hervorgebracht hat. Scribe verdient, daß man auf ihn das Wort Michelet's über Alexandre Dumas anwendet: »Es ist eine Naturkraft«."

Dürer und die Reformation.

Von Robert Stiaßny.

(Schluß.)

Durch den Gegensatz überraschend wirkt es alsdann den in nicht ferner Frist bilderstürmenden Carlstadt 1521 Dürern seine Schrift „Von anbettung und ererbietung der tzeychen des newen Testaments" widmen zu sehen, noch überraschender den nimmermüden Schilderer der Gottesmutter und ihrer Herrlichkeit entschieden gegen den in Götzendienst entarteten Mariencult protestiren zu hören (1523 auf einem die Anbetung der „schönen Maria von Regensburg" darstellenden Holzschnitte). Zucker vermuthet hier einen Einfluß Zwingli's, den Dürer schon 1519 und wiederum in diesem Jahre hatte grüßen lassen; denn dessen 1522 in Druck erschienene und stark nach Nürnberg vertriebene Predigt „Von der ewig reinen magd Maria" gipfelt in dem gleichen Grundsatz, den Dürer in der Randnote zu seinem Holzschnitt verlautbart hatte: daß man die Mutter wirklich nur in ihrem Sohne ehren könne. An den evangelisch gesinnten Hofastronomen Nicolaus Kratzer in London, den er in den Niederlanden kennen gelernt, schreibt dann der Künstler 1524: „Item des christlichen glawbens halben mus wir in schmoch und far sten, den man schmecht uns ketzer ... Dozu mach uns gott bestendig im guten und erlewcht unser widerbart, dy armen elenden blinden lewt auff das dy nit in irem irsall ferderben." Cornelius Graphaeus, der Rathsschreiber von Antwerpen, der Dürern bei seinem Besuche Luther's babylonische Gefängniß geschenkt hatte, empfiehlt ihm im gleichen Jahre ausgewanderte Fratres seiner Stadt, wahrscheinlich Mitglieder des wegen Verbreitung der neuen Lehre aufgehobenen Augustinerconvents, mit dem der Künstler gelegentlich seines Aufenthaltes in Antwerpen Verkehr gepflegt. Ins Jahr 1526 fällt der meisterliche Portraitstich Melanchthon's — von Zucker übersehen — und jener bemerkenswerthe Disput Dürer's mit dem schon krankhaft reizbaren Pirkheimer

Digitized by Google

über die Abendmahlslehre Zwingli's, für die sich der erstere — wohl nur vorübergehend — ereifert und auf den Einspruch des humanistischen Freundes, dergleichen ließe sich ja nicht malen, die Antwort bereit hält: „Und das, was Ihr da vorbringt, läßt sich nicht einmal sagen, noch auch im Geiste begreifen."

In der helvetischen Confession von 1524 hatte Bullinger zu Zürich die Bilder verworfen, weil der Herr befohlen habe, das Evangelium zu predigen, nicht zu malen. Zwei Jahre später aber erbrachte Dürer an seinem Theile den Gegenbeweis, daß man evangelische Gesinnung malen könne: in der Wunderleistung der vier Apostel in der Münchener Pinakothek. Der Meister schenkte sie dem Rathe seiner Vaterstadt, der im Vorjahre (1525) die Reformation in dieselbe eingeführt hatte, gewiß hiedurch seine Zustimmung ausdrückend, während Freund Pirkheimer, bereits innerlich der evangelischen Sache abgefallen, z. B. mit einem Vorkämpfer der alten Kirche, wie dem Humanisten Cochlaeus correspondirte. Die Wahl der vier Jünger Johannes und Petrus, Paulus und Marcus, wobei dem Paulus und Johannes der Vortritt zugetheilt, bringt Zucker mit dem Vorwort der September-Bibel (1522) in Verbindung, worin Luther das Evangelium Johannis und die Paulinischen Briefe als die ersten unter allen heiligen Büchern empfiehlt, denen er nur noch die Episteln des Petrus folgen läßt. Völlig neu ist das Rangverhältniß, demgemäß Petrus, bisher in der bildenden Kunst stets der Zwillingsapostel des Paulus, hier dem Johannes seinen Platz eingeräumt hat. Es spricht sich dadurch offen die Leugnung des Primats Petri aus, auf welchem die ganze römisch-katholische Hierarchie ruhte; dessen Begründung in der Schrift und dem göttlichen Recht hatte aber schon Luther auf der Leipziger Disputation mit Eck (1519) lebhaft bestritten, in eigenen Schriften ward er deshalb von Eck (1520) und Cochlaeus (1525) angegriffen.

Als Kurfürst Maximilian von Bayern 1627 die Gemälde vom Nürnberger Rath überkam, war er tactvoll genug gegen seine Hofjesuiten, die Unterschriften, mit denen der Schreibmeister Neudörfer auf Dürer's Anordnung dieselben versehen hatte, in der protestantischen Reichsstadt zurückzulassen. Denn was ein Lucas Cranach in unkünstlerischem Doctrinarismus in diese Bilder hineingeheimnißt hätte, verwies Dürer in diese Unterschriften, die eigentlich Ueberschriften darstellen. Nach den einleitenden Zeilen, die „alle weltlichen regenten" vermahnen, „in diesen ferlichen zeitten" das unverfälschte Wort Gottes zu erhalten, ist jedem einzelnen Apostel ein Kernspruch aus dessen Schriften in den Mund gelegt. Thausing meinte, daß die aus den Episteln Johannis und Petris angezogenen Stellen an die Adresse der Sectirer, vornehmlich der Wiedertäufer gerichtet gewesen, indeß die beiden den Episteln des Paulus und dem Marcusevangelium entnommenen Thesen auf die Anhänger des Alten „die sittenlosen Priester und meinungsstolzen Humanisten" gemünzt worden wären. Allein der Schlußsatz des Citats aus der Petrusepistel von den falschen Propheten und Secten, „die durch geitz mit erdichten worten an euch hantiren" findet sich, wie Zucker nachweist, in einer wichtigen Nürnberger Streitschrift von 1524 direct gegen den Papst als Antichrist und die Mönche als dessen Hofgesinde ausgespielt. Ebenso war jener Spruch aus der ersten Epistel Johannis schon in der Practica des Heinrich von Kettenbach von 1523, einem scharf antipapistischen Aufrufe an die Reichsstädte, in dem ihnen das an Luther auf dem Wormser Reichstage begangene Unrecht beweglich geschildert wurde, in's Feld geführt worden. Die der Paulinischen Epistel und dem Marcus-Evangelium entlehnten Stellen endlich können schwerlich anders als im Sinne der damals landläufigen Klagen über die zuchtlose Lebensführung des katholischen Clerus gedeutet werden.

Vergeblich wird man auf gegnerischer Seite versuchen die Beweiskraft dieser Parallelen durch den Hinweis abzuschwächen, daß Dürer nach Neudörfer's Bericht nur eine typische Verkörperung der vier Temperamente, wie in den Kupferstichen „Hieronymus im Gehäus", „Ritter, Tod und Teufel" und der „Melancholie" geplant habe; dieser Gedanke, ihm nebenher vorschwebend, hat sicherlich zur plastischen Individualisirung der Einzelfiguren beigetragen, allein in so drangvoller Zeit kann er nicht der leitende gewesen sein; dem widerspricht schon die überragende Stellung, die dem Paulus zugefallen, jener königlichen Apostelgestalt aus deutschem Eichengefüge: bildnerisch eine Neuschöpfung, ganz aus einem Guß, sichtlich herausgewachsen aus der steigenden Bedeutung, die der streitbare Glaubensbote im Verlaufe der Reformation gewonnen. Wenn es wahr ist, daß man auch in der Kunst nur einmal liebt, dann muß man bekennen, daß Dürer mit seinem besten Können auch seine echteste Künstlerliebe in diesem Apostelrecken der evangelischen Bewegung verewigt hat.

Katholische Geschichtsschreibung hat nun, um die Möglichkeit einer solchen Auslegung abzuschneiden, behauptet, einzelne Entwürfe zu den Tafeln reichten schon hinter das Jahr 1518, also vor das erste Auftreten Luthers zurück. Ein Umstand, der, wenn auch richtig, belanglos bliebe, da Dürer häufig bei neuen Arbeiten von älteren Form- und Naturstudien ausging. Die Annahme beruht indeß auf einer Irrung: die Zeichnung eines Greisenkopfes, den Dürer theilweise für Petrus benutzte, datirt 1521, die ersten unmittelbar für das Doppelgemälde bestimmten Studien entstammen dem Jahre 1523, die Köpfe des Marcus und Paulus wurden nicht früher als im Entstehungsjahre des Werkes selbst entworfen. Von den weiteren für Dürers angebliche Rückkehr zur katholischen Gesinnung in Anschlag gebrachten Momenten ist nur mit einem einzigen ernsthaft zu rechten: dem zwei Jahre nach des Meisters Hingang von Pirkheimer an den kaiserlichen Baumeister Johann Tscherte in Wien gerichteten Schreiben, in welchem es heißt: „Ich weken (ich bekenne) das ich anfänglich auch gut lutherisch gewest pin wie auch unser Albrecht seliger, dann wir hoften, die Römisch puberei, deßgleich der münch und pfaffen schalkheyt solt gepessert werden, aber so man zusicht, hat sich die Sach also geergert (d. h. verschlimmert), das die Ewangelischen puben yene puben from machen (d. h. fromm erscheinen lassen)." Eine solche Aeußerung würde zweifelsohne schwer ins Gewicht fallen, hätte sie einen unparteiischen Berichterstatter zum Urheber. Allein gerade als das Gegentheil eines solchen muß Pirkheimer in diesem Briefe — der kunsthistorisch bereits durch die Veranlassung der Legende von Dürer's Hauskreuz, Frau Agnes in bösem Geruche steht — bezeichnet werden. Eine quietistische Humanistennatur, von nervöser Empfindsamkeit, hatte Pirkheimer schon 1524 sich von der evangelischen Sache zurückgezogen, ohne seinen selbständig denkenden Freund zum gleichen Schritte bewegen zu können. Gegenwärtig in seinem letzten Lebensjahre war er durch die wachsenden Wirren und Händel — die Pandorabüchse, die jeder größere Umsturz der Dinge entleert — in die schwarzgalligste Stimmung gerathen. Trotzdem erklärt Pirkheimer keineswegs, Dürer sei dem neuen Glauben, den er noch im Herbst 1526 mit jener monumentalen Schenkung bethätigte, abtrünnig geworden, es blickt lediglich die Anschauung durch, als Zeuge der erst nach seinem Tode eingetretenen Zustände, hätte der Freund gleichfalls sein früheres Verhältniß zur Neuerung aufgegeben. Diese späte, vereinzelte Aussage in einem von Parteileidenschaft getränkten Schriftstück kann aber im Voraus nicht die Kette positiver Beweisgründe überstimmen, die für die Ueberzeugungstreue Dürers bis anderthalb Jahre vor seinem Abscheiden eintreten. Ja dieses selbst — daß er die Sterbesacramente empfangen, muß aus Pirkheimer's Mittheilung „er sei ganz christenlich und seliglich verstorben" durchaus nicht erschlossen werden — weckt gerade im Kreise der vertrautesten Anhänger der neuen Lehre das schmerzlichste Echo. Erbanus Hessus schickt Luther ein lateinisches Trauergedicht zu, tief bewegt schreibt Melanchthon über das Ereigniß an Camerarius, denselben Dürern so genau befreundeten Humanisten, der 1534 den Tod des Rathsschreibers Lazarus Spengler, des von Pirkheimer in eben jenem Briefe an Tscherte arg verunglimpften Reformators von Nürnberg lebhaft beklagt; der evangelische Stadtprediger Venatorius endlich, der mit bei der Einführung der Reformation in Nürnberg betheiligt gewesen und über Dürers Stellung zur neuen Lehre auch in seinem letzten Lebensjahre sicher bestens unterichtet war, verfaßt — worauf Zucker zuerst hinweist — gleichfalls ein Trauer-

Digitized by Google

poem auf des Meisters Hingang. Und Dürer's Wittwe, die doch auch in die Gesinnungen des Gatten eingeweiht gewesen sein und nach ihnen gehandelt haben dürfte — widmet 1538 ein Capital von tausend Gulden zu einer Stiftung für Studirende der Theologie an der Universität Wittenberg.

Als Dürer am 6. April 1528 der Tod antrat, sollte noch mehr als ein Jahr bis zum Speierer Reichstagsabschied, mehr als zwei Jahre bis zur Einreichung der Confessio Augustana verfließen. Es ist also nicht zulässig, Dürer schlankweg als Protestanten anzusprechen. In Nürnberg selbst bestand auch nach dem officiellen Eingang der Reformation der alte Verkehr zwischen den Anhängern der beiden Kirchen fort und dürfen darum die beiden köstlichen Bildnisse seiner katholisch gebliebenen Freunde Holzschuher und Muffel von 1526 nicht zu Zeugnissen seines Bekenntnisses gestempelt werden. Der Wunsch, trotzdem das letztere in seiner äußeren Form festzustellen, hat neuerdings sogar den interessanten Versuch zu Tage gefördert, ihn wegen seiner Verbindung mit dem Kreise Staupitz' und des Processes, in den drei seiner tüchtigsten Schüler die „gottlosen Maler" Georg Pencz, Hans Sebald und Barthel Beham 1525 wegen socialistisch-wiedertäuferischer Ansichten verwickelt waren, als einen Meinungsgenossen der — Wiedertäufer zu erklären, die ihrerseits, nach dem Dafürhalten desselben Forschers, Dr. Ludwig Keller, nur die Fortsetzer der Waldensischen Lehren darstellen sollen. Die Quellen versagen aber dieser Vermuthung einen genügenden Untergrund und man wird sich mit dem Ergebniß bescheiden müssen, „daß Dürer bis zu seinem Tode der Partei angehörte, die mit Luther der römisch-katholischen Kirche entgegentrat".

Uns aber scheint es ein erhebendes Bild, den größten deutschen Meister — und sein Verhalten erscheint auch hierin prototypisch für die übrigen Träger jener unvergeßlichen Glanzperiode nationaler Kunst — im Dienste seiner Zeit, für ihre höchste Idee begeistert, an der Seite des Reformators wandeln zu sehen. Diese Zeit, die so viele Charaktere schuf und verbrauchte, hat menschlich wie künstlerisch den seinigen nur vertieft. Mit Luther theilt er den gewaltigen Respect vor der Natur, mit Luther verficht er die individuelle Auffassung, die Verlebendigung des Glaubens, dessen Stoffe er seinem Volke verdeutscht, nach einem Vergleiche Robert Vischers, ein anderer Bibelübersetzer. Und eine Ahnung von dem wahlverwandtschaftlichen Zuge ihrer Naturen durchwärmt wohl das herrliche, in seiner Milde und Stärke wie von dem harmonischen Kunstgeist Dürers angewehte Gedenkwort, das Luther — zugleich auch in unserer Frage seine Stimme erhebend — mit dem Dank für Uebersendung jener Todtenklage an Eoban Hessus richtet: „Was Dürer betrifft, ziemt es wohl den frommen, den besten Mann zu betrauern; du aber magst ihn glücklich preisen, daß ihn Christus so erleuchtet und zu guter Stunde fortgenommen hat aus diesen stürmischen und wohl bald noch stürmischer werdenden Zeitläuften, damit er, der würdig war, nur das Beste zu sehen, nicht gezwungen wäre, das Schlimmste mit anzusehen."

Feuilleton.

Auf der Brücke.

Von Manuel Schnitzer.

Plötzlich stand ich dort; ich wußte nicht wie und warum. — Aber ich konnte nicht weiter. Es war, als hielte mich Etwas fest, etwas Unnennbares, Unsägliches, eine starke, dämonische Gewalt. . . .

In Sinnen verloren, war ich durch die einsamen Straßen gewandert ohne Rast, ohne Ziel; in meiner Seele brannte die verzehrende Sehnsucht nach dem Langverlorenen, nach einer tiefen, unergründlich tiefen Ruhe.

Schwere, graue Wolken zogen langsam am Firmament dahin; hie und da funkelte ein Stern, und zuweilen stahl sich ein einzelner, bleicher Mondstreifen durch das dunkle Gewölk. Keine Stimme, nicht der Schall eines Menschenschrittes klang durch die schweigende Nacht!

Tief unter mir wälzte der Strom seine Wellen träge und einförmig rauschend . . . ein Schlummerlied mochte es der Riesenstadt sein, die allenthalben ihre starren Glieder in die wie von fernen Feuerdünsten durchhauchte Luft streckte, gewaltig in dieser düsteren Verschwommenheit, unförmig, gespenstisch. Noch hatte ich meinen Blick dem Strome nicht zugewendet: an einen Pfeiler gelehnt stand ich da, unbeweglich, die Faust an die nach Athem ringende Brust gepreßt. Eine entsetzliche, jeden Nerv durchzitternde Furcht hatte sich meiner bemächtigt, eine unbestimmte, dunkle Furcht, deren Ursache ich nicht begriff und nicht aussann.

Während dieser Zeit beherrschte mich ein merkwürdiges, höchst unklares Gefühl. Es war mir, als ob Jemand vor mir stände, ein Mann, dessen Augen sich in die Tiefe meiner Seele bohrten, dessen Hand sich langsam hob, sich langsam und schwer auf meine Schulter legte . . .

„Wer bist Du?" stieß ich hervor, aber die Stimme schlug wie ein wildfremder Laut an mein Ohr; tiefer hatte sich mein Haupt auf die heiser athmende Brust gesenkt.

Minuten vergingen.

„Du kennst mich," antwortete der Jemand endlich, und es lag wie leiser Spott in dem stahlharten Ton seiner Worte — „Du kennst mich, Kamerad —"

„Ich kenne Dich nicht," sagte ich zusammerschauernd, „was willst Du?"

„Daß Du mich nicht zu kennen vorgeben wirst," erwiderte er mit einem boshaften Lächeln, „hätte ich mir füglich denken können, Kamerad, aber ich bin gutmüthig, mich beleidigt Dein Hochmuth nicht, alter Freund. Was ich will? Mit Dir beisammen sein, mit Dir plaudern . . . Laß einmal sehen — — wie lange sind wir einander nicht mehr begegnet?"

„Ich habe Deine Stimme nie gehört, ich kenne Dich nicht"; in dem Augenblicke, als ich dies sagte, wußte ich, daß ich log, vor langer, meinem Erinnern fast entschwundener Zeit hatte ich diese Stimme schon gehört, da sie noch weicher, zärtlicher, schmeichelnder geklungen. Der Mann neigte sich mir näher; ich fühlte, wie sein kühler, feuchter Athem meine heiße Stirn streifte, wie seine Hand die meine fest zu umklammern begann.

„Sieh mich an," sagte er rauh.

Langsam, unendlich langsam hob ich den widerspenstigen, zagen Blick. Fest, starr, unbeweglich sah ich der Gestalt in das seltsam leuchtende Auge. — So standen wir uns gegenüber. — Ueber sein verwildertes, tiefbleiches Antlitz zuckte es wie unbarmherziger Spott, seine Lippen schienen bitter zu lächeln. —

Minuten vergingen.

„Kennst Du mich nun?" fragte er langsam.

Meine Glieder waren wie gelähmt: der vor mir stand, trug ein Gesicht, grauenhaft ähnlich dem meinen, Zug für Zug, unverkennbar . . . „Nein," knirschte ich und versuchte, mich frei zu machen, um zu entfliehen, weitweg . . . irgendwohin . . . Er aber hielt meine Handgelenke wie mit ehernen Klammern umfaßt.

„Narr," sagte er lachend, „was trotzest Du mir? Wohin Du auch gingest, auf unhörbaren Sohlen würde ich hinter Dir einherschreiten; der Hauch meines Mundes würde Dich vor mir herjagen. Da Du mich sahest, hat sich mein Bild in Deine Seele gebrannt unverlöschlich, unvergänglich . . . Als Du heute beim Weine saßest, einsam in der lärmenden Menge, ohne Ohr für ihr fröhliches Lachen, ohne Aug' für ihr lustiges, buntes Treiben, kam es Dir nicht zum Bewußtsein, weshalb es Dir plötzlich so dumpf wurde, so dumpf? . . . weshalb es Dich plötzlich so tief durchschauerte? Hast Du nicht gefühlt, daß ich mich zu Dir gesellt hatte und stumm harrend an Deiner Seite saß, bis es Dir gefallen würde, mich zu bemerken?"

„Wer bist Du?" fragte ich erschüttert, „dunkel schwebt es mir vor — einmal im Leben sah ich Dich — weit von hier — an einem anderen Orte — unter anderen Verhältnissen — aber Du warst milder — sanfter — heiterer."

„Wer ich bin? Ich bin Dein geheimster, finsterster Gedanke. . . ."

„Entsetzlicher!"

„Dein Gedanke an den Selbstmord."

Digitized by Google

Erst schrie ich entsetzt auf, dann überkam es mich plötzlich wie Lust, laut aufzulachen. — „Also ein Phantom bist Du," sagte ich aufathmend, „eine Täuschung meiner erregten Sinne, nichts Wirkliches ..." Einen Augenblick glaubte ich zu fühlen, wie die ungeheuere Kraft des Unholds nachließ; aber auch nur einen Augenblick! Im nächsten hielt er mich fest wie zuvor und flammender glühten mich seine Augen an.

„Disputire mich nur weg, mein Junge," höhnte er, „beweise haarscharf und mit den feinsten Gründen meine Nichtexistenz; deswegen bin ich doch, Kamerad; deswegen stehe ich doch hier und mache Deinen feigen Leib erzittern. So stand ich schon einmal vor Dir. Als Du noch ein Knabe warst, ein blasser träumerischer Junge, dem der erste Bart zu sprossen begann ... fern in der Heimath ... vor Jahren ... es war die Zeit, da Deine Seele sich zu weiten anfing ... warum senkst Du den Blick, mein Freund? — Es war eine schöne Zeit, erinnerst Du Dich? — Wie ein Dehnen und Knospen war's ... wie ein tiefer, seliger Athemzug, das Leben ... Und die Liebe, die Liebe! Das erste Aufdämmern, das Ahnen unsäglicher Wonnen, Kamerad ... Und dann: die Enttäuschung, der erste wilde Aufschrei ... das jähe Verzweifeln an Allem ... weißt Du noch? Schlaflose Nächte und ein Gebet: Wahnsinn oder — — — und als Du es ausfannest, hattest Du einen Gefährten, — mich!"

Entathmet, ohne mich zu rühren, lauschte ich den Worten des Dunkeln, dessen Stimme weich und flüsternd geworden war; er hatte seine Arme um mich geschlungen und schwer lag sein Haupt auf meinem Herzen. — „Hm," fuhr er fast heiter fort, — „damals war ich noch ein gutmüthiger Junge und ließ mit mir spielen, Tage, Wochen hindurch ... Dieses geheimnißvolle Liebäugeln mit Allem, was den Tod bringt, dieses stundenlange Starren in die Schauläden der Waffenhändler, in das grüne, schilfumflüsterte Gewässer des Schloßteiches ... erinnerst Du Dich? Welche grauenhaften Bilder sah Dein entsetzensfrohes Auge! Wie ein Kind warst Du neugierig auf das Kommende, das Letzte ... Bis es wieder Friede war in Dir ... Aber mein warst Du einmal; ich verließ Dich nicht mehr. Und wenn ich auch nicht vor Dich hintrat, zuweilen fühltest Du das leise Wehen meines Athems, meinen kalten Hauch; wenn Dir das Leben arm, ereignißlos und öde erschien, wenn Du im Kampfe gegen das Mißgeschick ermatteteſt! Die Kraft die Du verschwendeteſt, kam mir zugut, der Muth, den Du verlorſt, stärkte mich! Kein Glück hast Du zu erwerben vermocht, keine Seele, die Dich liebt, keine Freude, keine Ruhe ... nichts ... nichts ... nur mich, vor dem Du zurückbebst. Jetzt aber habe ich Dich, jetzt halte ich Dich fest! Stark bin ich geworden, fühlſt Du's? Ringe mit mir, wehre Dich, Kamerad!"

Ein wilder, lautloser Kampf entspann sich zwischen uns. Ich hatte das Bewußtsein meiner Schwäche und fühlte mich unterliegen, schon hatte mich der Dunkle bis an's Brückengeländer gedrängt ...

„Laß mich, Schrecklicher," stöhnte ich, „nicht satt bin ich des Lebens, nein, ich schmachte danach wie der Hungernde nach Brot .. aus den Erzählungen meiner Freunde habe ich es geschlürft, das meine war leer; es besaß nicht den Duft einstiger Fülle — es war ein Becher, den der Schöpfer unbenützt verstauben ließ; aber ich möchte ihm einen Inhalt geben, eh' ich sterbe: eines Weibes volle, tiefe Liebe möchte ich genießen, ein letztes Glück."

Er lachte hart auf. — „Der Blick des Weibes bleibt an Dir nicht haften, Du weißt es; sieh mich an, das Antlitz, das ich trage, ist das Deine ..."

„Dann möchte ich wenigstens Jemandem nützen auf der Welt, Jemand erfreuen, — einmal nur."

„Man erfreut nur die, die uns lieben. Und nützen? Es gibt Menschen, deren Dasein unnütz und zwecklos, Menschen, die kein Schicksal haben; — zu denen gehörſt Du."

„Aber wandeln nicht Tausende solcher Geschöpfe auf dieser Erde?"

„Ja, aber sie besitzen das, was Du nicht Dein eigen mehr nennſt, den Muth zu leben. Habe Du wenigstens den Muth zu sterben. Kamerad, ich bin der Abschluß, ich bin das Ende, sie hier!"

Ich hörte das Rauschen des Stromes, sah seine breiten, grauen Wellen sich träge wälzen; einsame Straßenlaternen warfen ihr Licht in seltsam bewegten, zitternden Streifen darüber hin; der Widerschein der Brückenlampen schien bis auf den Grund des Wassers zu gehen, unendlich tief und golden leuchtende Säulenhallen bildend, worüber die dunkle Fluth gleichmäßig dahinrollte.

„Siehſt Du?" fragte der Unhold. — „Ich sehe." — „Dort ist die Ruhe, das letzte Glück ..."

In dumpfer Bewußtlosigkeit gab ich mich ihm hin. Ich hörte einen gellen Aufschrei, einen dumpfen Fall in das aufspritzende Wasser. Schwer hatte der Dämon mich umfaßt. „Unnütz Dein Dasein, ohne Liebe Dein Leben, hinab, hinab," flüsterte er dringend, indem er mich fester umfing und mit sich hinabzuzerren versuchte. Mein ganzes, vergangenes Leben preßte sich in diesen einzigen Augenblick zusammen; ich sah es an mir vorüberschweben, pfeilschnell, jäh, unaufhaltsam ... längstvergessene Augen blickten mich an ... voller Mitleid ... in Liebe .... dann blieb von alle den über dem Wasser hinschwebenden Gestalten ein Bild: meine Mutter ...

„Du lügſt, Du lügſt," schrie ich auf und mit gewaltigem Ruck befreite ich mich aus den Armen des Dämons. Aber meine Kraft war zu Ende. Mit der letzten stieß ich einen Hülferuf aus, noch einen, der dritte klang schon wie ein tiefes Gurgeln, wie wenn ein Kind mittelst eines Strohhalmes in's Wasser bläst. Ein Hohnlachen vernahm noch mein Ohr ... hierauf ein unbestimmtes singendes Brausen und Summen. Eine unsäglich häßliche Empfindung überkam mich ... dann verlor ich die Besinnung.

* * *

Als ich den ersten Athemzug meine Brust schwellen fühlte, durchdrang es mich wundersam: das Leben, das Leben! Ich hörte verworrene Menschenstimmen ... ein Lichtschein fiel mir auf das geschlossene Auge. Tief, tief athmete ich auf, sog ich das neue Leben ein. Dann öffnete ich die Augen. Neben der Bahre, auf der ich ausgestreckt lag, hingen meine von Wasser triefenden Kleider. Ein eigenthümlicher Geruch, wie von Rauch und Fischen, erfüllte den kleinen Raum. Polizeibeamte kleideten mich an, verhörten mich, erzählten die Geschichte meiner Rettung. Betäubt hörte ich zu, aber es war mir, als spräche man von einer dritten Person. Dann wurde ich nach Hause gebracht.

Jahre sind seitdem vergangen.

Wie bis zu jener Zeit ist das große Schicksal an mir vorüber gegangen; es hat mich nicht erfaßt, es hat mich nicht durchschüttert; die große Freude, der große Schmerz blieben mir versagt; vielleicht liegt die Schuld an meinem trägen Blute. Aber ich habe gelernt, mich des Kleinen, des Winzigen, an dem der Strom der Menschen achtlos vorübergeht, herzlicher, inniger zu freuen; es ist stille, lautlose Freude oder fast heiterer Schmerz, was mich bewegt, was das neue Leben mir bietet; und so wie es ist, so liebe ich es.

Denn ich weiß, wie der Tod ist.

Aus der Hauptstadt.

Zum Schluß der Kunstausstellung.

Unser Urtheil über die Leistungen auf dem Gebiet der bildenden Künste während dieses Jahres, soweit dieselben zur Ausstellung gelangt sind, ist in einer Serie von Artikeln dargelegt worden. Eine nachträgliche Zusammenfassung der Einzelurtheile würde zu unnöthigen Wiederholungen führen. Wenn wir trotzdem der Bilderschau im Ausstellungspark einen Nachruf widmen, so geschieht es, um einer Reihe von Hoffnungen und Wünschen, Ausdruck zu verleihen, die mehr mit der äußeren Erscheinungsform, als mit dem Gehalt der Ausstellung zusammenhängen.

Zunächst und vor Allem erscheint die Frage gerechtfertigt, ob die Mesalliance zwischen der Königlichen Akademie der Künste und dem Dreher'schen Bier- und Concertpark wirklich eine unlösliche ist. Zu dem ehemaligen nassen, später classisch gewordenen Dreieck führt eine Masse von Zugängen, die dem Bier und Musik verlangenden Publikum den Umweg über die Kunstausstellung ersparen würden. Man kann für Popularisirung der Malerei und Sculptur schwärmen, und doch eine Art ästhetischen Widerwillens empfinden, wenn man für seine 50 Pfennige zwischen dem Genuß Dreher'schen Bieres, einer süddeutschen Damencapelle und eines Menzel'schen Bildes zu schwanken hat. Besagte Wahl wäre Einem übrigens beinahe durch die Veranstaltung einer lieblichen Mischung sothaner Genüsse unmöglich gemacht worden. Das Project, die Concerte

Digitized by Google

bei schlechter Witterung in die Ausstellungsräume hinein zu verlegen, und die großen Ehrensäle in der Art der Wiener Cafés mit Stühlen und Tischen auszustatten, ist ernsthaft discutirt worden. Wo bleibt der Künstlerstolz der sonst so empfindlichen Jünger des Heiligen Lucas? Sollte wirklich da, wo der pecuniäre Vortheil anfängt, manches Andere aufhören?

Den Aufenthalt in den Ausstellungsräumen dem Publikum so angenehm als möglich zu machen, ist sicher eine lohnende Aufgabe für die Gastgeber, aber sie sollten ihr mit den ihnen eigenthümlichen Mitteln gerecht werden. Glas und Eisen haben das Ihrige gethan, der große Kuppel-, die drei Ehren- und der Sculpturensaal sind Muster einer prächtigen, stilvollen Decoration, was dazwischen liegt, sind Hängewände um einen leeren Raum, den ein spärliches Mittelstück noch leerer erscheinen läßt. Wir verkennen keineswegs, daß die Betrachtung großer Gemälde einen weiteren Abstand des Beschauers verlangt, der nicht durch unnöthige Möbel verhindert werden darf. Aber der übergroßen Leinwandflächen sind wenige, und der kleinen Bildchen viele, die mit behaglicher Muße genossen sein wollen. Die wohlige Stimmung des Kritikers wie des Liebhabers würde den Herren Künstlern gewißlich zu Gute kommen. Die Franzosen haben ihren Salon, wir würden uns trotz alles Purismus aufrichtig freuen, einmal denselben Ausdruck mit größerem Rechte auf die Berliner Ausstellung anwenden zu können.

Zur Erreichung dieses erstrebenswerthen Zieles könnte zunächst die Hängecommission Manches beitragen. Die ihr angehörigen Herren sind ein beliebtes Angriffsobject der ausstellenden Künstler, vielleicht macht es ihnen Vergnügen, einmal der Abwechselung halber aus der Mitte des Publikums heraus bekrittelt zu werden. Die lange Reihe der weiten Mittel- und Seitensäle genügt, wie wir es schon einmal ausgesprochen, nach unserer Meinung für den Flächenbedarf einer jährlich wiederkehrenden Gemäldeausstellung, dafür zeugen die gähnenden Lücken der Wände. Die Seitencompartiments sind in Anbetracht der geringen Licht- und Raumweite für Bilder selbst mittlerer Größe unverwendbar. Mögen die Herren es das nächste Mal versuchen, bedeckte, unter Berücksichtigung der Gesammtwirkung arrangirte Wandflächen zu schaffen. Das Vorurtheil, daß das große Bild dem kleinen schade, findet nur auf das urtheillose, selten kauffähige Publikum Anwendung. Ein Horace Vernet ist schwerlich im Stande, einen Meissonier todt zu machen.

Auch für die Seitencompartiments möchten wir einen schon einmal ausgesprochenen Wunsch wiederholen. Die moderne Entwickelung hat einen gähnenden Spalt zwischen Kunst und Handwerk gerissen, den das sogenannte Kunstgewerbe seit Jahren mit Erfolg auszufüllen bestrebt ist. Ein Entgegenkommen von Seiten des Staates würde diese anerkennenswerthen Bestrebungen entschieden fördern. Was der Kunst recht ist, ist dem Kunsthandwerk um so mehr billig, als das Letztere sich den Bedürfnissen eines bei Weitem größeren Publikums anpaßt. Bis in die dreißiger Jahre hinein konnte man auf den Akademischen Ausstellungen Seidenstickereien, Möbel, Musikinstrumente, Tabakspfeifen, Luftpumpen und Klystierspritzen bewundern. So weit gehen unsere Wünsche nicht, aber wir würden uns aufrichtig freuen, einmal in den hierfür durchaus verwendbaren Seitencompartiments einer Collection hervorragender Leistungen des Kunstgewerbes zu begegnen. Ein dahin gehender Vorschlag innerhalb des Berliner Kunstgewerbevereins ist mit Recht abgelehnt worden. Was noth thut, ist staatliche Anerkennung, die durch angemessene Prämiirung dem Kunsthandwerker den gebührenden Ehrenplatz neben dem Künstler anweist und auch ihm Gelegenheit gibt, alljährlich zu zeigen, was er in seinem Beruf zu Nutz und Frommen der Kunstentwickelung geschaffen.

Es erübrigt uns noch die heikle Aufgabe, einen kleinen Gang mit der Ausstellungsjury zu machen. Wir müssen zu diesem Zweck etwas weiter ausholen. Werden es die Herren verzeihen, wenn wir sie bei aller Hochachtung vor den einzelnen Mitgliedern, in ihrer Gesammtheit als ein nothwendiges Uebel betrachten, das seine Existenz zunächst dem beschränkten Raume und in zweiter Linie gewissen Anforderungen des öffentlichen Anstandes verdankt? Wäre die Ausstellung eine ausschließlich akademische, so hätte die Jury das uneingeschränkte Recht, alles Mittelmäßige innerhalb ihres Jurisdictionsbezirkes Geleistete zurückzuweisen und nur das Gute und Beste dem Publikum vorzuführen. Nun steht aber die Mehrzahl der Aussteller außerhalb der Machtsphäre der Berliner Akademie und durch diesen Umstand wird der Gesichtspunkt für die Entscheidung der Jury wesentlich verrückt. Sie hat das unanfechtbare Recht, Alles, was den allgemein giltigen Anstandsbegriffen widerspricht, zurückzuweisen. Auch das technisch Stümperhafte verfällt unweigerlich ihrer Jurisdiction. Aber sie darf niemals vergessen, daß die höhere und eigentlich einzige Instanz für die Beurtheilung des Geleisteten die Stimme des kunstliebenden und kunstverständigen Publikums ist. Wir protestiren energisch gegen ein Verdict, das ein Bild von Schennis aus den Reihen einer Collection ausschließt, in der an Mittelmäßigkeiten wahrhaftig kein Mangel ist. Man braucht mit den Kunstprincipien des Düsseldorfer Landschafters keineswegs einverstanden zu sein, aber man hat absolut kein Recht, eine seiner Schöpfungen zu secretiren. Schlimmer noch steht es mit dem Fall Hermine von Preuschen. So lange man annahm, es handle sich um eine Courtoisie der Person unseres Kaisers gegenüber, dem man den Anblick eines vielleicht unangenehm berührenden Sujets ersparen wollte, ließ sich die Zurückweisung des „Mors imperator" discutiren, obgleich wir nicht verhehlen wollen, daß wir unseren Heldenkaiser für charakterfest und weise genug halten, um sich der Bevormundung der Jury entschlagen zu können. Seither ist das Wort des Professor Becker von dem „schiefen Gedanken" zu einem geflügelten geworden, und von dem Augenblick, wo es ausgesprochen worden, hat sich die Jury selbst in's Unrecht gesetzt. Die Beurtheilung der Schiefheit des Gedankens gehört absolut nicht in ihr Ressort, sie ist ein Uebergriff in die Machtsphäre des Publikums, eine Beeinträchtigung der individuellen Gestaltungsfreiheit des Künstlers. Wir haben es hier nur mit dem Princip zu thun und ersparen uns daher eine Kritik dieses abfälligen Urtheiles in dem vorliegenden Falle, aber wir können uns nicht enthalten, daran zu erinnern, daß dieselbe Jury das Klinger'sche „Urtheil des Paris" passiren ließ, dessen Gedankenschiefheit für jeden Urtheilsfähigen außer Frage steht. Wenn man dann noch die unkünstlerische Gestaltung des schiefen Gedankens in's Gefecht geführt hat, so stellen wir den bewährten Ruf Hermine von Preuschen's all den unbekannten Größen gegenüber, deren Erzeugnisse mittelmäßigen Angedenkens die sich nunmehr leerenden Wände der Ausstellung gefüllt und verunziert haben. Eine Erneuerung der genugsam zu Worte gekommenen Polemik liegt uns fern. Es kam uns nur darauf an, principiell festzustellen, was unseres Wissens noch nicht geschehen ist, daß die Thätigkeit der Jury objectiv in der Anerkennung der künstlerischen Individualität und subjectiv in der Unterwerfung unter die höhere Instanz des Publikums ihre unüberschreitbaren Grenzen findet. **Georg Malkowsky.**

Dramatische Aufführungen.

Auf glatter Bahn.

Lustspiel in vier Acten von Heinrich Heinemann.

Es ist gerade kein gutes Stück, mit dem das Königliche Schauspielhaus den Reigen seiner Neuheiten, welcher in diesem Winter besonders bunt und vielgestaltig werden soll, eröffnete, aber es hält sich noch halbweg glücklich auf der Höhenlinie, unter die wir kein Werk, welches an dieser Bühne Aufnahme findet, herabsinken sehen möchten. Und vielleicht ist diese schöne Mittelmäßigkeit des dramatischen Stoffes für jetzt noch die beste Form, unter welcher sich der Uebergang von dem veralteten Lustspielrepertoire des Schauspielhauses zu einer etwas geistreicheren und flotteren Gestaltung desselben vollziehen kann, denn sie veranlaßt wenigstens den künstlerischen Leiter der Darstellung wie die Darstellenden selbst alle Mittel ausfindig zu machen, durch welche die Leistung des Dichters in ihrem Werthe erhöht und ihr Eindruck zu einem bedeutenderen gemacht wird, als sie an sich ihn gewähren konnte. Denn wenn auch die Kunst des Einzeldarstellers nur in wirklich großen Gestalten der Dichtung ihr würdiges Object und den Anlaß zur Ausbildung findet, so bleibt doch für die Gesammtdarstellung auch der mittelmäßige Stoff, der erst durch die Anregungen und Gedanken des Leiters Leben und Farbe und durch die Beweglichkeit und Gewandtheit der Schauspieler seine Ausrundung erfährt, ein treffliches Mittel zur Schulung. Und daß der neue Director des Schauspielhauses, Herr Anno, eine solche Schulung beabsichtigt, daß ebenso die Künstler dieser Bühne von dem besten Bestreben erfüllt sind, durch ihre Arbeit auch unbedeutendere Aufgaben zu beachtenswerthen Leistungen umzugestalten, konnte man schon bei dieser ersten Neuaufführung bemerken. Sie vollzog sich, um dies gleich vornwegzunehmen, in der glattesten, lebhaftesten Weise, bot häufig hübsche Bilder dar und half selbst über die Langeweile glücklich hinweg, die zuweilen der Dichter heraufbeschworen hatte.

Der Antheil des Letztgenannten an dem Beifalle, den sein Werk bei dieser Aufführung fand, beschränkt sich überhaupt nur auf einige gelungene Scenen in den beiden letzten Acten. Der Gedanke, welcher dem Ganzen zu Grunde liegt, ließ kalt, weil er in allzu trivialer Weise zur Entwickelung gelangt. Heinemann wollte zeigen, daß die Aufrichtigkeit, mit welcher zwei junge Eheleute ihr Vorleben sich beichten, nur einen Grund hat, wenn wirkliches gegenseitiges Vertrauen auch über die dunkelen Punkte in demselben hinweghilft. Er wendet eine negative Beweisführung für diesen unbestrittenen Satz an, er führt uns nämlich ein junges Ehepaar vor, dessen Zusammenleben mit einem großen Mißtrauensvotum beginnt, das sie sich gegenseitig ausstellen. Beide Theile haben „Werg am Rocken"; sie setzt Tändeleien mit einem früheren Liebhaber, einem flotten Rittmeister, sogar am Hochzeitstage fort und er muß die Hochzeitsreise aufschieben, weil er als Zeuge in einem Scandalproceß verwickelt ist; aber, obgleich uns der Dichter glauben machen will, daß sie sich lieb haben, wagen sie doch nicht, sich gegenseitig die Wahrheit zu sagen. Er begibt sich auf die glatte Bahn der Ausflüchte und Lügen und sie ist entrüstet, als sie ihn auf derselben ertappt, und kehrt voll moralischen Hochgefühls zu ihren Eltern heim. Erst eine vernünftige Freundin muß sie darauf hinweisen, daß ja auch sie ihrem Manne nicht die Wahrheit gesagt habe. Sie bereut nun ihr voreiliges Mißtrauen, verzeiht ihrem Manne, unter der Voraussetzung, daß er auch ihr die dunkelen Punkte im Vorleben verzeihen werde, wenn er sie einmal entdecken sollte, und der Frieden ist gemacht, das Lustspiel zu Ende.

So peinigend diese gar nicht lustspielmäßige Ausführung eines alltäglichen Gedankens ist, so oberflächlich und unnatürlich erscheint in den ersten beiden Acten die Umgebung, in welches der Dichter jenes junge Ehepaar versetzt. Dieselbe besteht aus einer aristokratischen und einer bürgerlichen Gruppe, die durch ein junges verlobtes Paar, dessen weiblicher Theil bürgerlicher, dessen männlicher Theil adeliger Herkunft ist, zu einander in Beziehungen getreten sind. Der Dichter benutzt diese Gruppirung zu einer ebenso unreifen als unwahren Satire auf den Adelstolz, die sich auf der Hofbühne merkwürdig genug ausnimmt. Das bürgerliche Mädchen und ihr reicher Vater müssen einem in seiner Armuth wie in seinem berechtigten Familiengefühle lächerlich gemachten Barone und seinem tölpelhaften Sohne erst den Kopf zurecht setzen, ehe eine Heirath zwischen beiden Familien zu Stande kommt. Wie unfein und plump ist dieser

Digitized by Google

Gegensatz geschildert, trotzdem er manche komische Scene herbeiführt! Dieselbe verfehlte Art der Satire wendet Heinemann an, um dem Journalistenberufe einen derben Tritt zu versetzen. Er führt die Gestalt eines Strohredacteurs ein, dessen Käuflichkeit zu einer komisch sein sollenden, in ihrer Brutalität aber peinlich wirkenden Scene verhilft. „Vor der Tyrannei des Capitals werden wir Alle zu Lumpen!" Mit diesem classischen Ausspruche geht der „Schriftsteller", den der Dichter bezeichnender Weise „Geschundener" benamset, von der Bühne ab. Was will eigentlich Heinemann mit dieser Art von Satire, die nicht mehr geistreich, sondern nur noch verleumderisch ist, bewirken? Er scheint nicht zu wissen, daß die echte Satire nicht beschimpft — und in den Heinemann'schen Gestalten des alten Barons und des Schriftstellers liegt etwas Beschimpfendes für die Klassen, aus denen sie genommen sind — sondern nur lächerlich macht. Das Letztere aber gelingt nur, wenn neben dem Spott auch die Anerkennung thätig ist, wenn die lächerlichen Züge nur im Gegensatz zu tüchtigen Eigenschaften hervorgehoben werden. Die Andeutung der letzteren vermissen wir in den satirischen Gestalten Heinemann's vollständig.

Am erquickendsten im ganzen Lustspiele wirken noch die Figuren eines verliebten Studenten und seines Gegenpartes, eines frischen Cantorstöchterleins vom Lande. Beide treten in den letzten Acten etwas mehr in den Vordergrund und führten hauptsächlich den Erfolg des Stückes herbei. In dem alten Cantor selbst ist dem Verfasser die Satire besser gelungen, als bei den oben geschilderten Gestalten. Der alte Mann hat eine Symphonie geschrieben, welche er in der Hauptstadt aufführen lassen möchte; er erwartet in seinem idealen Schöpferdrange und musikalischen Hochgefühle, die mit einer komischen Ungeschicklichkeit in praktischen Dingen in seinem Wesen vereinigt sind, die Erfüllung seines höchsten Lebenswunsches von jener Aufführung. Die Art, wie er unbehülflich von seinem gewanderten Töchterlein sich leiten läßt, ist anmuthend. Dagegen spielt die Carikatur eines Virtuosen und Musikprofessors, die neben ihm im Stücke herläuft, eine höchst unglückliche Rolle.

Wenn nicht die Geschicklichkeit, mit der Heinemann komische Mißverständnisse und drastische Situationen zu schaffen weiß, auch in diesem Lustspiele besonders thätig gewesen wäre, wüßten wir in der That nicht, welche Eigenschaften demselben den Einzug in das Königliche Schauspielhaus hätten ermöglichen können. Das Letztere hat, wie schon gesagt, mit ihm keine werthvolle Errungenschaft für sein Repertiore gemacht, aber als Gegenstand, an dem ein lebhafteres Zusammenspiel Schulung finden kann, mag es immer noch angehen. O. B.

Notizen.

Der Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart im Zusammenhange mit Religion und Christenthum. Von Georg Längin. (Leipzig, Otto Wigand.) — Der Verfasser, ein protestantischer Geistlicher in Karlsruhe, gibt in diesem Schriftchen einen interessanten und durch die Fülle der gesammelten Beispiele lehrreichen Beitrag zur Charakteristik der herrschenden Strömungen in der römischen und protestantischen Kirche. Es ist in der That erschreckend, aus seiner Darstellung zu sehen, daß nicht nur der Entwickelungsgang der römischen Kirche seit neuerer Zeit mehr und mehr auf die äußerlichen Bethätigungen des Glaubens durch Mirakel, Gebetsvereine und Wallfahrten hindrängt, und daß nicht nur der Mißbrauch der Wasser von Lourdes und Marpingen und die schwindelhaften Stigmatisirungen einer Louise Lateau oder einer Ernestine Hauser unserem modernen Bewußtsein in's Gesicht schlagen, sondern daß auch in der extrem-orthodoxen Richtung der protestantischen Kirche der Gedanke an den in Wirklichkeit existirenden Teufel und an die Macht thatsächlicher Zauberei neben vielen anderen mystischen Phantasien und Bibelerklärungen sein Unwesen treibt. Der Hinweis auf manche neueste Schriften, welche diesem Unfuge ihr Dasein verdonken und gleichwohl niemals in den maßgebenden kirchlichen Kreisen Anstoß erregten, ist bemerkenswerth. Ersprießlich würde es aber gewesen sein, wenn der Verfasser auch die tieferen psychologischen Ursachen dieser betrübenden Erscheinungen darzustellen übernommen hätte und zugleich dabei etwas näher, als er es gethan, auf den Zusammenhang eingegangen wäre, in dem dieser religiöse Wunderschwindel und der Dämonenglaube mit dem immer weitere Kreise erfassenden, modernen „Spiritismus" stehen. —e.

Englisch-deutsches Supplement-Lexikon von A. Hoppe. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.) — Dieses Werk, dessen erste Auflage schon seit acht Jahren vergriffen ist und seitdem mit dem mehrfachen Ladenpreise bezahlt wurde, gehört zu den rühmlichsten Zeugnissen deutschen Fleißes und deutscher ausdauernder Gelehrsamkeit. Es hat sich die Aufgabe gestellt, Wörter und Wortverbindungen, welche sich in den englisch-deutschen Wörterbüchern gar nicht, oder falsch oder ungenügend erklärt finden, zu geben und zu erklären, zugleich aber auch die dem englischen Leben eigenthümlichen Verhältnisse, deren Nichtkenntniß das Eindringen in den Geist englischer Schrifterzeugnisse oft erschwert, anzudeuten und über eine Anzahl von Personen- und Sachnamen Auskunft zu ertheilen. Um diese Aufgabe zu lösen, hat der Verfasser, welcher Professor am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster ist, mit Hülfe einiger gelehrten Freunde nicht nur die gesammte englische Literatur einschließlich der populären modernen Romane und Zeitungen durchgelesen, sondern auch alle nicht verzeichneten Wörter angemerkt, mit Erklärungen und Beispielen versehen und alphatisch geordnet. Eine erstaunliche fünfundzwanzigjährige Arbeit gehörte dazu! Erstaunlich ist auch das Resultat, denn über 25,000 mehr oder weniger ausführliche Artikel enthält die neue Auflage, in denen auf das Genaueste die Nachweise für das Vorkommen der betreffenden Wörter gegeben und geordnet sind. Die englische Sprachforschung selbst mußte dieses Werk des deutschen Gelehrten staunend anerkennen und hat es seither in mannigfacher, oft nicht gerade verschämter Weise benutzt und ausgeschrieben. Denn es gehört zu seinen schönsten Eigenthümlichkeiten, daß es einen Reichthum von Belegstellen enthält, welcher selbst von den großen englischen Wörterbüchern bisher nicht immer angesammelt werden konnte. Dem Verfasser wie der Verlagsbuchhandlung, welche die erneute Ausgabe des verdienstvollen Werkes unternahm, gebührt für diese Leistung der Dank aller Deutschen, die in die englische Literatur eindringen wollen. —e.

In der im Verlage von Otto Hendel in Halle erscheinenden Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes (25 Pfennigausgabe), deren anerkennenswerthe Publikationen sich bereits auf einen großen Kreis unserer Classiker erstrecken, ist soeben eine Blüthenlese aus der persischen Poesie, „Persischer Divan", erschienen, welche, mit einer literarhistorischen Einleitung, biographischen Notizen und erläuternden Anmerkungen von dem Herausgeber Julius Hart versehen, sehr geeignet erscheint, um den deutschen Leser in die Dichtung des Ostens einzuführen. Die Auswahl der Proben, deren zahlreichste von Enwari, Sadi, Hafis und Hussein Ali Mirza sind, ist sehr geschickt, und auch die Uebersetzungen, die von den berufensten Orientalisten herstammen, scheinen sorgsam geprüft und erlesen zu sein. Bei dem Einflusse, den die persische Dichtung so vielfach auf die Form und auch auf den Geist unserer westlichen Literatur gezeigt hat, ist diese hübsch zusammengestellte Anthologie sicher eine treffliche Errungenschaft der genannten Volksbibliothek. — Wir machen zugleich auf eine in ebenderselben erschienenen geistreiche, humoristische Novelle „Der Verwendbare" von dem österreichischen Novellisten W. v. Wartenegg aufmerksam, sowie auf das ebenfalls jetzt dort herausgegebene, gemüthvolle „Neue Buch der Lieder" von Paul Bähr, eine Gedichtsammlung, welche schon bei ihrem ersten Erscheinen vor drei Jahren überall eine begeisterte Aufnahme fand. Endlich sei noch des bisher in 3 Bänden erschienenen Ungarischen Novellenbuchs gedacht, das noch niemals verdeutschte Novellen von Petöfi, Jokai u. A. enthält, die jeder Leser mit Vergnügen kennen lernen wird. Wir wünschen dieser populären Sammlung, welche mit ihren 150 Nummern schon jetzt der Universalbibliothek eine starke Concurrenz macht, den gedeihlichsten Fortgang.

Von der neuerscheinenden (vierten) Auflage des Meyer'schen Conversations-Lexikons liegt uns jetzt der sechste Band (Fa—Ge) zur Hand. Derselbe bringt nicht weniger als 19 Illustrationsbeilagen und 226 Abbildungen im Text. Von den ersteren sind besonders die naturwissenschaftlichen wieder wegen der Sorgfalt in der Ausführung und der guten, instructiven Auswahl des Dargestellten zu rühmen. Die Tafeln über die Fische und Frösche, über die Futterstoffe und die Farbepflanzen, sowie die über geologische Gangbildungen sind ausgezeichnet angelegt für ihren Zweck, die Möglichkeit der raschen Orientirung zu gewähren; dasselbe gilt von der Karte des nördlichen Sternhimmels, welche dem Artikel „Fixsterne" beigefügt ist. Von den größeren Artikeln dieses Bandes erwähnen wir den historisch, wie geographisch vortrefflich verfaßten Aufsatz über Frankreich, die eingehende Geschichte der Freimaurerei und den guten Abriß von Friedrich des Großen Leben ganz besonders. Naturwissenschaftlich hat unter Anderem der Galvanismus eine eingehende Erörterung gefunden, auch die Gase sind ausführlich, theoretisch, wie nach der Seite ihrer praktischen Verwerthung hin, behandelt. Die große Anzahl der kleineren Artikel entzieht sich natürlich einer durchgehenden Beobachtung und Beurtheilung, doch läßt sich von allen, die wir auch in diesem Bande zufällig kennen lernten, behaupten, daß sie mit sachgemäßer Kürze, aber entsprechender Vollständigkeit abgefaßt sind.

Aus dem Leben. Novellen von Eugen Reichel. (Stuttgart, Ad. Bonz & Comp.) — Der Verfasser dieses Buches ist uns bisher nur auf wissenschaftlichem Gebiete begegnet; seine Forschungen über die Entstehung des Novum organon von Bacon und neuerdings seine seltsame Hypothese über die Urgestalt der Shakespeare'schen Werke haben ihn bekannt gemacht. Von den drei Novellen, die er uns jetzt vorlegt, sind die erste und die dritte nur Dutzendleistungen und kaum der Erwähnung werth; die zweite dagegen, „Trapp. Ein Charakterbild", ist eine treffliche kleine Skizze. Trapp ist ein verkanntes Genie, das alle Excentricitäten unserer modernen Cultur, Vegetarianismus und Wollkleidung, für Wesentlichkeiten hält und an der Modekrankheit unserer Zeit, am Größenwahn, leidet. Die Symptome und Stadien seiner Krankheit sind genau, mit einer gewissen Ironie und packend geschildert, so daß diese Skizze ganz gut als Spiegelbild für Manchen, der unter uns herumläuft, dienen kann.

Engel Kirk. Eine Geschichte in Versen von Hermann Oelschläger. (Dresden, Minden.) — Der Verfasser, der durch seine Novellen in Octaven und andere poetische Werke ein besonderes Formtalent bewiesen, behandelt in diesem kleinen Epos die tragische Geschichte zweier eindlichen Brüder. Treffliche Naturschilderungen wechseln mit gräßlichen Scenen, wie Brudermord, Hinrichtung und ähnliche Dinge, ab. Allerdings versucht der Poet seiner Geschichte einen wohlthuenden und versöhnlichen Abschluß zu geben, aber er hat früher so viel Unangenehmes und Trauriges erzählt, daß ihm seine Absicht, den Leser in befriedigter Stim-

Digitized by Google

mung zu entlassen, nicht gelingt. Können wir uns mit dem Stoffe nicht befreunden und müssen wir ferner gestehen, daß das Sujet nicht gerade glücklich bearbeitet wurde, so können wir der sprachlichen Gewandtheit des Autors unsere vollste Achtung bezeugen. Hermann Oelschläger behandelt den Vers als echter Poet, seine Formen sind volltönend und glatt, so daß wir bei der Lectüre lebhaft wünschten, Oelschläger möge einmal einen besseren Stoff mit derselben sprachlichen Schönheit behandeln.

E. W.

Sächsisch-thüringisches Dichterbuch. Herausgegeben von G. Emil Barthel. (Halle a/S., O. Hendel.) — Die hübsche Sammlung erscheint nun schon zum zweitenmale und entschieden glücklicher als bei ihrem ersten Auftreten, das die Mitwirkung einiger allzu dilettantischer Sänger beeinträchtigt hatte. Diesmal sind nicht weniger als 55 Dichter mit 204 Dichtungen vertreten, eine stattliche Zahl sangesfroher Thüringer und Sachsen. Am meisten sprachen uns die Beiträge von Alexis Aar, Edmund Dorer, Karl Elze, Elly Gregor, Gust. Kastropp, Kurd Laßwitz, Günther Walling an. Auch bekanntere Poeten, wie Lorm, Grosse, Wörmann, Möser, Oelschläger haben manches Werthvolle beigesteuert, allen voran der Herausgeber selbst. Das Interessanteste sind wohl die formschönen Bruchstücke eines neuen Epos von Julius Grosse: Das Volkramslied, dessen Vollendung wir nach den mitgetheilten Proben mit Spannung entgegensehen.

Im Verlage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler ist nunmehr der erste Band der in seinem Auftrag von der Historischen Commission herausgegebenen großartig angelegten „Geschichte des Deutschen Buchhandels" erschienen, der bis in das 17. Jahrhundert reicht und keinen geringeren als Friedrich Kapp zum Verfasser hat. Aber dem rühmlichst bekannten Geschichtsschreiber der Vereinigten Staaten sollte es nicht vergönnt sein, sein muthig und eifervoll unternommenes Werk zum guten Ende zu führen. Er hat es als Torso hinterlassen. Bloß fünf Capitel hatte er beendet, von denen er bloß das 5. als druckreif bezeichnete, als der Tod ihn abrief. Sein auf das Werk bezüglicher Nachlaß wurde von seinen beiden Mitarbeitern F. H. Meyer und Albrecht Kirchhoff durchgesehen, verarbeitet und im Geiste des Verstorbenen einer weiteren Darstellung zu Grunde gelegt, welche sich der Behandlungsweise Kapp's möglichst anschmiegt, so daß dieser erste Band einen überraschend einheitlichen und harmonischen Eindruck macht. Das Ganze war auf zwei Bände berechnet, deren erster nunmehr mit dem Ende des 17. Jahrhunderts abschließt, als die lateinische Sprache vor der deutschen zurücktrat und Leipzig in beschränkterem, nationalem Sinne die Aufgaben der Frankfurter Buchhändlermessen fortführte. Aus dem an neuen und interessanten Einzelnheiten überreichen Inhalte heben wir die die Incunabelndrucke berührenden Capitel hervor, für welche Kapp in den Archiven von Berlin, Leipzig, Wien, Zürich, Basel, Frankfurt, Mainz, Antwerpen eingehende Studien gemacht hatte. Das Capitel über Gutenberg und seine Vorläufer ist namentlich durch die prächtige Charakteristik des großen Mainzers bemerkenswerth, der „das Blei auf seinen Eroberungszug über den Erdball nicht als todtbringende Kugel, sondern als lebenerweckenden, in tausend Zungen redenden Buchstaben sendet." Die Ausbreitung der neuen Kunst in Deutschland und im Ausland wird mit sicherer Hand aufgezeichnet, die alles Unwesentliche z. B. die Streitfrage, ob Beromünster oder Basel der erste schweizer Druckort war u. A. beiseite schiebt oder nur flüchtig berührt. Das Capitel über das Aeußere des Buches enthält naturgemäß weniger Neues, ist aber frisch und geistvoll geschrieben, wenn sich auch zumal hier der Mangel erläuternder Holzschnitte fühlbar macht. Die Perle ist jedenfalls das 5. Capitel, das, wie bereits bemerkt, ausschließlich Kapp's Werk ist und einzig als druckreif von ihm hinterlassen wurde. Es betrifft den buchhändlerischen Geschäftsbetrieb bis zur Reformation und verbreitet sich über die Zahl der Incunabeln, die Zunft der Buchdrucker, die sich bekanntlich oft aus Studenten recrutirte, die Trennung von Verlag und Druckerei, die Sortimentsbuchhändler, deren ältester Sitz Augsburg ist, die Usancen auf der Messe u. s. w. Seltsam genug galt es lange für schimpflich, sich seiner Schriften vom Verleger honoriren zu lassen; die Autoren begnügten sich mit Freiexemplaren und rechneten mehr auf Gnadengehalte und Geschenke von Seiten fürstlicher oder sonst vornehmer Gönner als Dank für Dedication ihrer Werke. Einen hochinteressanten Blick auf den damaligen Handel und Wandel, wie er in gleicher Unmittelbarkeit selten möglich ist, gewährt die im Baseler Archiv aufbewahrte und hier verwerthete Sammlung von 123 Briefen zwischen dem Verleger Koberger und den Druckern Auerbach und Petri. Die folgenden Capitel betreffen den Buchhandel in seinem Verhältniß zum Humanismus, zur Reformation, die Frankfurter Messe und Büchercommission. Manches Fesselnde enthalten die Capitel über die Censur und den Nachdruck, und den Schluß machen Prof. Fr. Zarncke's graphische Tafeln zur Statistik des deutschen Buchhandels in den Jahren 1564—1765. Möchte Friedrich Kapp's Arbeit unter Benutzung des von ihm hinterlassenen Materials bald Fortsetzung und Abschluß in seinem Sinne finden, welch' monumentales Werk, auf das der deutsche Buchhandel stolz sein könnte, läge uns dann vor!

Marokko. Von Victor J. Horowitz. (Leipzig, W. Friedrich.) — Eine gut geschriebene Monographie eines ehemaligen österreichischen Consulatssecretärs in Tanger, die das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute enthält. Von allgemeinstem Werthe ist die politische Schlußbetrachtung, welche sich über die brennende Mittelmeerfrage verbreitet. Der Verfasser plaidirt dafür, daß die Erbschaft des morschen marokkanischen Staates von England und Spanien getheilt werde. England solle an Spanien die höchstens noch als Position werthvolle Felsenfestung Gibraltar überlassen gegen ein marokkanisches Territorium, während Oesterreich, das doch ebenfalls eine Mittelmeermacht ist, mit Italien den Besitz der afrikanischen Nordostküste theilen könnte. Doch Tripolis sei für Italien zweckentsprechend, der Landstrich Barka, das alte Cyrene, mit den dortigen Hafenplätzen würde sich dagegen gut zu einer österreichisch-maritimen Colonie eignen.

Preußisches Bilderbuch von Karl Koberstein. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) — Neue geschichtliche Essays von ungleichem Werth, aber sämmtlich unterhaltend und anregend geschrieben, von gutem Studium zeugend, lebendig und warmherzig. Offenbar hat sich der Verfasser an Heinrich von Treitschke gebildet, dessen historischen und politischen Aufsätzen er nacheifert, ohne indeß überall die künstlerische Abrundung, die tiefe Quellenkunde und den glänzenden Stil zu erreichen. Was uns am meisten stört ist der oft ziemlich junkerhaft absprechende Ton, den man bei v. Treitschke mit in den Kauf nimmt, der aber bei Koberstein, wo er keinerlei Berechtigung hat, nur verstimmen kann. Darum befriedigten uns die Aufsätze über v. d. Marwitz, Krosigk und namentlich das böse Pamphlet: Lützows wilde verwegene Jagd, das bereits von einem alten Lützower abgefertigt wurde, viel weniger. Hier hätte Koberstein gut daran gethan, sein schönes Motto: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt" besser im Auge zu behalten. Man kann ein Freund und Bewunderer unserer meisterhaft organisirten Armee sein, ohne deshalb geringschätzig auf ein kleines Volks- und Freiwilligenheer herabzusehen, das mit Recht ewig im Munde unseres Volkes leben wird. Dagegen muß die Lectüre der Capitel über Voltaire in der Mark, E. G. v. Kleist, Wilhelmine von Bayreuth und Prinz Heinrich von Preußen um ihrer lebensvollen Darstellung willen eine reine Freude gewähren.

Le Petit Moreau. Par Emile Bergerat. (Paris, Paul Ollendorff.) — Der kleine Moreau ist der Kosename eines Generals, dessen Lebens- und Familiengeschichte geschildert werden. Der Roman ist in der Hauptsache für Damen bestimmt und enthält die Erzählung eines auf der Familie des Generals lastenden schweren Geschickes, das, durch eine Verwandtenehe hervorgerufen, die Töchter des Hauses eine nach der anderen dahinrafft. Die Darstellung der Generalin und die Entwickelung ihres Charakters zielen dahin, zu zeigen, wessen eine Mutter fähig ist, um das Leben ihrer Kinder zu erhalten. Der Roman hat uns recht wohl gefallen, indessen gibt der Schluß zu mancherlei Ausstellungen Veranlassung. W-y.

Richard Wagner jugé en France. Par Georges Servières. (Paris, Librairie illustrée.) — Die französische Wagnerliteratur droht schon eine größere Ausdehnung als die deutsche anzunehmen. Fast keine Woche vergeht ohne einen in Paris erschienenen Beitrag über Wagner'sche Musik, und namentlich die vorläufig erledigte Frage einer Lohengrin-Aufführung scheint die Federn jenseit des Wasgaues in verdoppelte Thätigkeit zu setzen, so daß der Wagner-Bibliograph Oesterlein wohl aufpassen muß, wenn ihm nichts entgehen soll. Nach Jullien kommt nun auch der nicht minder eifrige Wagnerianer Servières, und sein Buch ist ein dankenswerther Beitrag zur französischen Wagnerfrage. Hier wird die allmähliche Ausbreitung der Wagner'schen Musik genau verfolgt, die ganze Polemik sorgfältig registrirt, und der Freimuth, womit in der schneidigen Vorrede den chauvinisten Widersachern der deutschen Musik der Text gelesen wird, ist ebenso ergötzlich als ehrenwerth. Man lese nur z. B., wie die alljährlichen melodramatischen Manifestationen der Deroulède, Siebecker, Neukomm und Genossen vor der Statue der Stadt Straßburg verspottet werden, um von dem Muthe dieses musikbegeisterten Franzosen eine hohe Meinung zu bekommen.

Aus der Praxis. Roman von Wilhelm Walloth. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Wilhelm Walloth sucht seinen jungdeutschen Naturalismus in das classische Alterthum sowohl wie in die neueste Zeit hineinzutragen — mit gleich wenig Glück. Die Herren, die sich vor Allem auf das stützen wollen, was ihnen als Lebenswahrheit erscheint, schweben meist schon mit ihren ersten thatsächlichen Voraussetzungen in der Luft. Ein weibliches Wesen, das, um durch eine Erbschaft die letzten Tage ihrer kranken Mutter zu erleichtern, einen schwindsüchtigen, halbverhungerten Maler heirathet und ihn, trotzdem ihre Ehe nur eine Scheinehe ist, glauben macht, daß sie aus Liebe sein Weib geworden, ist einfach unmöglich. Ein Mann, der sich diese Scheinehe lange Zeit gefallen läßt, sich endlich zum Entschluß einer Trennung aufrafft, jenes Weib trotz ihres Betruges liebt, dabei aus Aerger ein Verhältniß mit einer Anderen anknüpft, um schließlich zu der Betrügerin, nachdem sie einen Selbstmordversuch gemacht, zurückzukehren, ist ein erbärmlicher Schwächling, der unser Interesse nicht zu fesseln weiß. Das ganze Buch ist unwahr durch und durch und zeugt überall von einer gänzlichen Unkenntniß des Lebens und seiner Erscheinungsformen. All' diese angeblichen Priester der Wahrheit liegen vor einem Fetisch auf den Knieen, den sie sich selbst mit einem krankhaften Ueberschuß an Phantasie aufgebaut haben. M.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Die Hygieine der Liebe.

Von

Paul Mantegazza.

Autorisirte Ausgabe. Aus dem Italienischen.

8. cleg. broch. 4 Mk. In stilvollem Einband 6 Mk.

Dieses Werk vervollständigt die Trilogie der Liebe, von der die beiden in demselben Verlage erschienenen Werke, die „Physiologie der Liebe" und die „Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen" einen Theil bilden.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn,

Bis zum Tode getreu.

Roman aus der Zeit Karls des Großen.

515 S. 8. Geh. ℳ 7.50; fein geb. ℳ 8.50.

Von dem geschichtlichen Hintergrund hat der Verfasser diesmal die rein menschlichen Beweggründe schärfer als sonst wohl abgehoben, den Widerstreit der Leidenschaften ausführlicher als die Kämpfe der geschichtlichen Mächte dargestellt, ohne doch diese zu übergehen.

In **Heuser's Verlag (Louis Heuser)** in **Berlin C.,** 2 Spittelmarkt und **Neuwied a. Rh.** ist soeben erschienen:

Die Morphiumsucht und ihre Behandlung

von **Dr. Albrecht Erlenmeyer.**

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.

463 Seiten, gr. 8°, in feiner Ausstattung. Preis 10 Mark.

In der vorliegenden dritten Auflage des bekannten Werkes hat der Verfasser die Morphiumsucht in ihren medicinischen und socialen Beziehungen erschöpfend geschildert. Neben der Morphiumsucht ist der mit ihr eng verbundenen Cocainsucht eine eingehende Darstellung gewidmet. Fünfzig Krankheitsgeschichten dienen der Beschreibung beider Krankheiten als erläuternde Folie, und die mit grosser Sorgfalt bearbeitete Literargeschichte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die historische Entwicklung der ganzen Frage. Das Buch, eine hervorragende literarische Erscheinung, wird Aerzten und allen denen aufs wärmste empfohlen, die für das Allgemeinwohl unseres Volkes ein Interesse haben und berufen sind, gefahrdrohende Auswüchse desselben zu verhüten oder zu heilen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix und Therese Dahn,

Kaiser Karl und seine Paladine.

Erzählungen aus dem Kerlingischen Sagenkreise.

473 S. 8. Geh. ℳ 6.—; fein geb. ℳ 7.—

Im Anschluß an „Walhall" — die Darstellung altgermanischer Götter- und Helden-Sagen — geben die Verfasser hier das Wesentliche der Geschichte und der Sage Karls des Großen und seiner Helden. Felix Dahn hat die Ergebnisse seiner Forschungen über Karl, kurz und volksthümlich zusammengefaßt, ohne gelehrtes Beiwerk mitgetheilt. Seine Gattin, Therese Dahn, hat das Wichtigste aus dem Karolingischen Sagenkreise eigenartig bearbeitet. Das Buch wird nicht nur, wenn auch vorzugsweise, die Jugend erfreuen und belehren. Seine Majestät der Deutsche Kaiser hat durch allerhuldvollste Annahme der Zueignung wohl die nationale und erziehliche Bedeutung des Werkes anerkennen wollen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Der junge Goethe.

Seine Briefe und Dichtungen

von 1764—1776.

Herausgegeben

von

Salomon Hirzel.

Mit einer Einleitung von Michael Bernays.

Zweiter, unveränderter Abdruck.

3 Theile. 8. Preis: geh. ℳ 10.—, geb. ℳ 12.—

Provinzzeitung gesucht, welche Raum für **Berliner Feuilletons** hat. Mäß. Honoraransprüche. Offerten unter **A. 32** durch d. Exped. erb.

Deutsch-national.

Kolonial-politische Aufsätze

von

Karl Peters.

186 Seiten gr. 8°. Preis ℳ 4.— broch., ℳ 6.— hlbfz. gebunden.

Verlag von **Walther & Apolant** in **Berlin.**

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

In **W. Werthers** Verlag in **Rostock** erschien:

Geschichte der Stadt Rostock

von

Karl Koppmann.

I. Von Gründung der Stadt bis 1532.

10 Bogen. Preis 2 Mark.

Für Forscher auf dem Gebiete der deutschen Geschichte von großem Interesse.

Englisch-Deutsches

Supplement-Lexikon

als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen englisch-deutschen

Wörterbüchern.

Mit teilweiser Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt.

Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von

Dr. A. Hoppe,

Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster.

Zweite Auflage.

In 4 Abteilungen. — I. Abt.: A—Close.

Preis: ungebunden 8 Mark.

BERLIN, 1888

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

(Prof. G. Langenscheidt).

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Der

Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart

im

Zusammenhang mit Religion und Christenthum.

Ein Beitrag

zur Characteristik der herrschenden Strömungen in der römischen und protestantischen Kirche.

Von

Georg Längin,

protestantischem Pfarrer in Karlsruhe.

gr. 8°. Preis 1 ℳ 50 ₰.

Hierzu zwei Beilagen vom Kunstwart-Verlag in Dresden und von der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 29. October 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Colonisationsgeschichte Neu-Guineas. Von Eugen von Philippovich. — Eine Studentenreform. Von Conrad Küster. — **Literatur und Kunst:** Zum Don Juan-Jubiläum. Von Paul Marsop. — Aus den Briefen von Schnorr v. Carolsfeld. Von Robert Waldmüller. — Zur Geschichte Rußlands vor Peter dem Großen. Von Erwin Bauer. — **Feuilleton:** In der Provinz. Von Matilde Serao. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Schulte's Kunstsalon. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Zur Colonisationsgeschichte Neu-Guineas.

Von Eugen von Philippovich.

Der erste Versuch, Neu-Guinea zu colonisiren, wird erst gegenwärtig von der deutschen Neu-Guinea-Compagnie und der englischen Regierung unternommen. Wohl haben die Holländer 1828 durch Capitän Steenboom, Commandant der Corvette „Triton", den westlichen Theil der Insel bis zum 141° östl. L. ihrer Hoheit unterstellt, allein die Niederlassung war 1836 wieder aufgegeben worden. Bis 1858 erfolgte überhaupt kein weiterer Versuch, die erworbene Colonie auszunützen und auch die 1858 von der holländischen Regierung ausgerüstete Expedition des „Etna" hat nur die nominelle Herrschaft wieder hergestellt. Es steht daher die Colonisationsgeschichte Neu-Guineas noch in ihren allerersten Anfängen und kann sich nicht mit Erfolgen colonisatorischer Thätigkeit, sondern nur mit der Frage beschäftigen, wie man überhaupt zum Beginne dieser Thätigkeit gelangte. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß diese fruchtbare Inselwelt des Stillen Oceans, die nunmehr zum Prüfungsobjecte unserer colonisatorischen Kraft geworden ist, so lange von den Blicken der begehrlichen Völker Europas unbeachtet gelassen worden ist. Wahrscheinlich sind die Erzählungen von dem gefährlichen Charakter der Eingeborenen und den verderblichen Wirkungen des Klimas der Schutzwall gewesen, welcher die papuanischen Inseln so lange gedeckt hat. Ist es doch jetzt noch schwierig, das Gewebe von Widersprüchen in den Urtheilen aufzulösen, welche von den Reisenden über Land und Leute jener Gegenden gefällt werden. Doch treten die Lichtseiten immer mehr hervor. Daß namentlich der südöstliche Theil von Neu-Guinea zur Aufnahme von Weißen geeignet sei, war schon vor zwanzig Jahren bekannt und hat Veranlassung gegeben, zum ersten Male in Deutschland den Gedanken einer Colonisation Neu-Guineas anzuregen. Und mittelbar hat diese Anregung weiter gewirkt und bei fremden Nationen ein Interesse für Neu-Guinea erweckt, das leicht Deutschland von der Gewinnung der Insel hätte ausschließen können.

Im Jahre 1866 war von einem in Australien lebenden Deutschen in das preußische Handelsministerium gedrungen worden, die Besitznahme Neu-Guineas, Neu-Britanniens und der anderen großen Inseln des papuanischen Archipels anzuregen.*) Nicht bloß der Schutz der deutschen Handelsinteressen erfordere dies, Neu-Guinea biete auch ein vorzügliches Object für die deutsche Auswanderung. Es ist erklärlich, daß Preußen, das damals seine ganze Kraft zur Neubildung Deutschlands benöthigte, auf solche Pläne nicht eingehen konnte. Bald nachher erschien in der Hauptzeitung Sydneys aus der Feder des Schriftstellers A. Keith Collins ein Artikel, welcher die Wichtigkeit Neu-Guineas in Bezug auf Ausstralien darlegte und Bildung einer Expedition behufs Colonisation vorschlug. Keith's Agitation gelang es, in Sydney eine Versammlung zu Stande zu bringen, welche ein Comité wählte behufs Gründung einer Actiengesellschaft zur Colonisation Neu-Guineas. Die Zeitungen nahmen die Sache auf, in Sydney bildete sich eine zweite Gesellschaft, in Melbourne und Ballarat kamen weitere zu Stande, die Colonialregierung und die Regierung in England wurden angegangen, das Unternehmen zu fördern und es hatte den Anschein, als ob Neu-Guinea eine Dependenz der australischen Colonie werden sollte. Zum Glück erlosch der Eifer bald und jener unbekannte Deutsche, dem die Colonisation Neu-Guineas so sehr am Herzen lag, wandte sich nun an Petermann, indem er diesen um die Veröffentlichung eines die Sache klarstellenden Schreibens bat, in der Hoffnung, dadurch in Deutschland eine Bewegung zu Gunsten seines Planes hervorzurufen. Petermann trug Bedenken den Brief zu veröffentlichen. Er zweifelte, ob nicht die Zeit der Coloniengründung überhaupt vorüber und ob nicht Deutschland zu sehr durch seine innere Entwickelung gehemmt sei, um eine Machterweiterung nach Außen zu ertragen. So kam es, daß er diesen Brief vom 27. Januar 1868 erst im November 1869 veröffentlichte, als er mittlerweile auch von zweiter Seite, von einem in der australischen Colonie Victoria lebenden deutschen Pfarrer, um die Unterstützung einer auf Erwerbung Neu-Guineas gerichteten Bewegung gebeten worden war. Der Plan des ersten Einsenders ging auf Besitzergreifung des südöstlichen Theiles der Insel, weil die Nähe des colonisirten Theiles Australiens viele Deutsche bewegen würde, von dort in die deutsche Colonie zu übersiedeln, weil mit zahlreichen, in der Nähe befindlichen Inseln bereits Handel getrieben wurde, das Klima in diesem Theile für trockener und gesünder galt und die Einwohner als friedliche Leute bekannt waren. Petermann begleitete den Abdruck der beiden Briefe mit Auseinandersetzung der oben bemerkten Zweifel und Bedenken, tritt aber um so energischer für die endliche geographische Erforschung Neu-Guineas auf. „Mögen Andere die Besitznahme und Colonisirung von Neu-Guinea in's Werk setzen, wir müssen uns darauf beschränken, auszusprechen, daß die endliche Erforschung dieses Theiles unserer Erde zu den brennendsten Fragen der Geographie gehört."

Die „Anderen" haben sich, wie bekannt, in Deutschland

*) Petermann's Mittheilungen Jahrg. 1869, S. 401.

Digitized by Google

nicht gefunden, zum Glück auch nicht bei den übrigen Nationen. Aber merkwürdig ist es, und es deutet wohl auf einen Zusammenhang mit der Veröffentlichung dieser „deutschen Rufe von den Antipoden" hin, wie rege unmittelbar darauf das Interesse Europas an Neu-Guinea geworden ist. Noch in demselben Jahre 1869 berichtet die holländische Gesandtschaft nach dem Haag, es sei in Preußen insgeheim eine Commission berufen worden, um zu prüfen, in wie weit Deutschland an Neu-Guinea ein Interesse haben könnte. Hierauf erhält der Gouverneur von Batavia telegraphisch den Befehl, eine Expedition auszusenden, von der Insel Besitz zu ergreifen und zugleich ein Schiff nach Australien zu senden, um über die dortigen Pläne Erkundigungen einzuziehen. Die Expedition hatte jedoch kaum die Küste von Neu-Guinea berührt, als an Bord des Schiffes die Beri-Berikrankheit ausbrach, bei dem Mangel eines Arztes die Hälfte der Mannschaft lahm legte und zugleich mit Streitigkeiten unter den Führern der Unternehmung die Veranlassung zur Umkehr gab. In Ternate ging die Expedition unverrichteter Sache wieder auseinander. So war Neu-Guinea von einer Besitzergreifung durch die Holländer verschont geblieben und die Beruhigung über die Absichten der anderen Staaten ließ derlei Gedanken vollends zur Ruhe kommen.

Hingegen mehrt sich die Zahl der wissenschaftlichen Forschungsreisenden in auffälliger Weise. 1869—70 macht der Italiener G. E. Cerrutti Reisen auf Neu-Guinea. Ende 1870 bringt eine russische Corvette Nicolaus von Miclucho-Maclay, einen der erfolgreichsten Neu-Guineareisenden, auf die Insel, der wiederholt dahin zurückkehrt. Im Jahre 1871 entsendet die Londoner Missionsgesellschaft Missionäre und durchquert der Deutsche Dr. A. B. Meyer die Insel von der Geelvink-Bai zum Mac Cluer Golf. Das Jahr 1872 findet wieder eine italienische Expedition, die Herren Odoardo Beccari und Luigi Maria d'Albertis, auf Neu-Guinea. In den Jahren 1871—74 besucht Capitän Moresby mit dem englischen Kriegsschiffe „Basilisk" wiederholt Neu-Guinea. Der Engländer C. O. Stone bereist es in den Jahren 1875—76. In denselben Jahren gehen holländische Regierungsexpeditionen aus. In dem Jahre 1876—77 treten die Franzosen durch A. Raffray in die Reihe der für Neu-Guinea interessirten Nationen ein, 1878 unternehmen James Chalmers und Capitän Dudfield eine Reise auf der „mysteriösen" Insel, wie sie noch 1883 genannt wird. So sehr ist Neu-Guinea in den Vordergrund des Interesses getreten, daß es in diesem einen Decennium mehr Reisende aufzuweisen hat, als in dem ganzen übrigen verflossenen Theile des Jahrhunderts. Es sollte von nun an nicht mehr in die stille Vergessenheit zurücksinken, die es in früheren Zeiten deckte. Neben jene Forschungsreisen treten in dem Decennium 1869—79 die ersten Versuche Niederlassungen auf Neu-Guinea vorzunehmen, es wird Colonisationsobject. Daß Deutschland an demselben betheiligt sein sollte, hatte es nicht einer besonders regen colonialen Thätigkeit im Sinne jener ersten Anregung, sondern einer Reihe günstiger Umstände, vor Allem der Säumniß anderer Staaten zu danken.

Zwischen England und den australischen Colonien ziehen sich Verhandlungen betreffs einer Aneignung des östlichen Theiles von Neu-Guinea seit dem Jahre 1874 hin. In diesem Jahre hatte Herr E. P. Labilliere dem Colonialamt eine Denkschrift überreicht, in welcher er die Bedeutung Neu-Guineas an und für sich und durch seine Lage zu den englischen Colonien in der Südsee hervorhob. Die zur Begutachtung aufgeforderten australischen Regierungen sprachen sich jedoch für keinerlei occupatorische Schritte aus, da die Insel wegen ihres Klimas niemals eine Besiedelung, wie in Australien oder Neu-Seeland, möglich erscheinen lasse, die von Labilliere gefürchtete Besitzergreifung durch eine fremde Macht aber unwahrscheinlich sei, indem sich günstigere Gelegenheiten zur Anlegung einer militärischen Schiffsstation ergäben, die colonisatorische Bedeutung aber wegen der erwähnten ungünstigen natürlichen Verhältnisse eine geringe sei. Der wichtigste Grund mochte wohl der sein, daß Lord Carnarvon, damals Vorstand des Colonialamtes, von vorneherein erklärt hatte, daß die englische Regierung nur dann für die Annexion eintreten könnte, wenn die australischen Colonien an den Kosten derselben Theil nehmen würden. Um diesen Punkt drehen sich noch lange die Verhandlungen; denn wie die dem englischen Parlamente vorgelegten Blaubücher darthun, war die öffentliche Meinung in England und in Australien unausgesetzt thätig, um die Erwerbung der als äußerst werthvoll betrachteten Insel durchzusetzen und das Colonialamt mußte mehr als einmal drängenden Privaten, wie Corporationen gegenüber erklären, „daß Ihrer Majestät Regierung gegenwärtig nicht in der Lage sei, irgend welche Schritte zur Annexion Neu-Guineas zu thun." *) In Australien waren zwar die großen 1867 geplanten Unternehmungen nicht weiter geführt worden, allein vollkommen gleichgültig war man daselbst angesichts der erweiterten Erforschungsthätigkeit der anderen Nationen denn doch nicht und in der Mitte der siebziger Jahre berichteten australische Blätter wiederholt von Expeditionen, wie die des Mr. Macleay aus Sydney, welche neben wissenschaftlichen auch colonisatorische Interessen zu verfolgen hatte. Und als im Jahre 1877 die Nachricht verbreitet wurde, Neu-Guinea sei reich an Gold, regt sich das Auswanderungsfieber in Australien und Neu-Seeland in solchem Maße, daß die Regierungen eine Regelung der Rechtsverhältnisse Jener, welche sich auf Neu-Guinea niederlassen und mit den Eingeborenen in Berührung treten, neuerdings ernstlich in's Auge fassen müssen. Namentlich die bei solchen, ohne irgendwelche autoritative Leitung vorgenommenen Streifzügen unvermeidlichen Gewaltthätigkeiten gegen Eingeborene sind es, welche Missionären und sonstigen Annexionsfreunden Gelegenheit geben, auf die Nothwendigkeit der Einsetzung geordneter Gewalten zu verweisen. Die englische Regierung erweist sich allen diesen Versuchen, sie zum Einschreiten zu bewegen, gegenüber ungemein zurückhaltend. Die Entsendung einiger Kriegsschiffe und die Einholung von Gutachten des High Commissioners der Western Pacific Islands, sowie der australischen Regierungen über etwa zu ergreifende Maßregeln, das ist so ziemlich Alles, was gethan wird und als Ende 1878 die Berichte von dem Fehlschlagen aller Expeditionen der Goldsucher eintreffen, ist man kurzweg entschlossen, nichts zu thun. Da tritt im Jahre 1882 in diese bisher wie eine interne Angelegenheit Australien-Englands behandelte Frage ein neues Moment: die Gefahr einer Annexion Neu-Guineas durch eine fremde Macht.

Die Franzosen hatten bereits einige Jahre vorher von Neu-Caledonien aus ihre Besitzungen in der Südsee erweitert durch Annexion einiger Inseln, Chesterfield, Bampton Reefs und Anderer. Im Jahre 1882 hatte Frankreich, angeblich trotz einer mit England getroffenen Verabredung, in dieser Richtung nicht vorzugehen, die Insel Raiatea unter sein Protectorat genommen — der erste Schritt zur Annexion, wie das Vorgehen am Congo, in Madagaskar, in Tonking zeigt — und außerdem soll es bereits damals eine Besitzergreifung der Neu Hebriden beabsichtigt haben. Jedenfalls wurde durch die französische Presse, insbesondere das „Journal des Débats" einer Aneignung brauchbarer Territorien in verschiedenen Theilen der Erde zur Ausdehnung der Colonisation das Wort geredet. Wie sollte da den Engländern nicht um Neu-Guinea bange geworden sein, das erst vor Kurzen der französische Reisende Raffray besucht hatte. Nur die ausdrückliche Erklärung des Herrn Ferry, daß die französische Regierung keine Annexion Neu-Guineas beabsichtige, vermag die Besorgnisse zu zerstreuen.

Beruhigter konnte man die Gerüchte von einer russischen oder italienischen Occupation aufnehmen. Während des durch Jahre währenden Aufenthaltes des Herrn von Miklucho-Maclay war nichts geschehen, was zur Annahme berechtigte, daß Rußland sich in diesem Theile der Erde niederzulassen wünsche. Die Nachricht von einer italienischen Erwerbung aber war wohl nur der Wiederhall eines von der Publizistik Italiens durch mehr als ein Decennium geführten Streites über das

*) Correspondence respecting Neu-Guinea. P. P. 1876 C. 1566, und 1883 C. 3617 und 3691.

Digitized by Google

Wünschenswerthe einer Erwerbung Neu-Guineas. Der Reisende Cerrutti hat in Flugschriften und Zeitungsartikeln seit Beginn der siebziger Jahre für seine Lieblingsidee, Colonisirung der freien Inseln Polynesiens und Melanesiens durch Italien, gekämpft und es verstanden, Oeffentlichkeit und Regierung für seine Pläne zu interessiren, wenn auch nicht zu gewinnen. Hatte er doch seine Reise nach Neu-Guinea 1869 bis 1870 im Auftrage der Regierung vorgenommen und waren seine Projecte der Prüfung einer Colonialcommission unterworfen worden.*) Daß sich die Sache trotz Jahre langer Discussion gleich den anderen Colonisationsplänen Italiens (Angola, Nicobaren, Malediven, Socotra) zerschlagen hat, mag vielleicht mit dadurch begründet sein, daß man hierbei höchst einseitig die Bedeutung der Erwerbungen für eventuelle Strafcolonien in's Auge faßte und durch überschwengliche Werthschätzung der vorgeschlagenen tropischen und subtropischen Gebiete der Gegnerschaft eine zu große Blöße bot. Das Ministerium Menabrea hatte Cerrutti ausgesandt, um Italien in der Südseeinselwelt geeignete Deportationsplätze zu sichern, das Ministerium Lanza, dem er die mit Eingeborenen von Neu-Guinea und den umliegenden Inseln geschlossenen Verträge bei seiner Rückkehr unterbreitete, vermochte sich aber für den Gedanken nicht mehr zu erwärmen. Die Schilderungen der Fruchtbarkeit jener Gegenden durch Cerrutti stimmten mit den Berichten aller Reisenden überein, aber seine Aussagen über das Klima, das zuträglicher wie das Italiens im Sommer sei, fanden lebhaften Widerspruch. Er setzte überschwengliche Hoffnungen auf die Erwerbung. „Wenn die Deportirten in Neu-Guinea die ersten Pflanzungsarbeiten vorgenommen, Straßen gebaut, Dämme aufgeworfen, die nothwendigen Brücken errichtet haben werden, dann wird die italienische Auswanderung nicht mehr in englische und spanische Colonien sich zerstreuen, sondern die italienische Colonie von Neu-Guinea vorziehen." Einen heftigen Gegner fand Cerrutti in dem Generalinspector der Gefängnisse Beltrani-Scalia, welcher sich entschieden gegen die Deportationsstrafe aussprach. Indem der Streit gegen die Cerrutti'schen Projecte von diesem Gesichtspunkte aus geführt wurde, gerieth die ganze Discussion in ein falsches Fahrwasser, da die sociale und wirthschaftliche Bedeutung der Colonisation als Nebensache behandelt wurde.**) Aber die Angelegenheit kam lange nicht zur Ruhe und im April 1879 meldet der Timescorrespondent in Rom, daß Menotti Garibaldi und Achille Fazzari beabsichtigen, „falls England keinen Widerspruch erhebe," mit 3000 Italienern an der Südküste von Neu-Guinea eine Colonie anzulegen und eine Stadt mit dem Namen Italia zu gründen. Das nöthige Capital in der Höhe von 30 Millionen Frcs. sei vorhanden und die Zahl der Anmeldungen zur Theilnahme übersteige die selbstgesteckten Grenzen. Allein Sommer und Herbst, die in Aussicht genommenen Termine für die Abfahrt des Expeditioncorps, verstrichen, ohne daß die italischen Städtegründer ein Lebenszeichen von sich gaben. Nur ein Chevalier Bruno vereinigte sich mit Miklucho-Maclay zu einer Expedition, welche neben wissenschaftlichen auch Handelsinteressen zu verfolgen vorgab. Angesichts dieses Endes einer von allen größeren Zeitungen Italiens durch Jahre mit Eifer verfolgten Angelegenheit mußten die Anfangs des Jahres 1883 auftauchenden Gerüchte von einem endlichen ernsten Schritte wohl nicht geeignet gewesen sein, sehr große Besorgnisse zu erregen.

Eine bei weitem größere Aufregung hatte ein Artikel hervorgerufen, der am 27. November 1882 in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" erschienen war und die Annexion von Ost-Neu-Guinea durch Deutschland befürwortete. Wieder wird die englische Regierung durch einzelne Private und durch das „Royal Colonial Institute" unter Hinweis auf diesen Artikel gebeten, fremden Eingriffen zuvorzukommen; australische Zeitungen bringen Uebersetzungen desselben und verfassen Leitartikel über die Möglichkeit einer deutschen Colonisation Neu-Guineas. Die colonisatorische Kraft der Deutschen ist über jeden Zweifel erhaben. „Fast jeder Theil der Welt ist bevölkert, wenn nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes colonisirt, durch Deutsche und es braucht kaum gesagt zu werden, daß die deutschen Colonisten zu den ausdauerndsten, sparsamsten und eifrigsten der Welt gehören," läßt sich der „Sydney Morning Herald" vernehmen; sie seien „wünschenswerthere Nachbarn als die Franzosen, welche bei ihren mißlungenen Colonisationsversuchen nur darin Erfolg hatten, andere fähigere Rassen von der Colonisation von Ländern auszuschließen, welche sie bald zur Entwickelung gebracht hätten," meint Labilliere; aber, man bedenke die Zahl der Deutschen, welche bereits in Queensland angesiedelt sind und dort die Rechte englischer Bürger genießen. „Sind diese Leute im Falle eines Krieges mit dem deutschen Reiche trotz ihrer Naturalisation nicht eine Gefahr und würden sie, falls Neu-Guinea eine deutsche Colonie wäre, nicht eine positive Quelle der Schwäche werden?" Die Torresstraße, welche vom Süden Neu-Guineas beherrscht würde, müsse in englischen Händen bleiben. Andererseits erscheint es tröstlich, daß bisher eine politische Colonisation der Deutschen unerhört war. „Der Deutsche ist in eines Anderen Lande gerade so glücklich, wie in seinem eigenen," tönt es geringschätzig, und „man habe keinen Grund anzunehmen, daß die deutsche Regierung irgend ein Project in der von der „Allgem. Zeitung" vom 27. November bezeichneten Richtung auszuführen beabsichtige," tröstet die englische Regierung die ungestümen Dränger. Da bringt der Antwerpener „Précurseur" im März 1883 die Nachricht von der Bildung einer deutschen Neu-Guinea-Compagnie, welche zunächst eine wissenschaftliche Erforschung der Insel beabsichtige, allmählich von derselben Besitz ergreifen und daselbst eine Handelscolonie erster Classe nach holländischem Muster gründen wolle, wobei man der definitiven Besitzergreifung durch die deutsche Regierung bei nachgewiesener Lebensfähigkeit der Colonie sicher sei.

Es ist aus dem Blaubuche nicht zu ersehen, ob diese Nachricht telegraphisch nach Australien gelangte. Aber am 18. März hatte die deutsche Corvette „Carola" den Hafen von Sydney verlassen, um in die Südsee zu gehen, und das Gerücht verbreitete sich, sie beabsichtige die Annexion Neu-Guineas durchzuführen. Da verlieren die australischen Colonien vollends ihre Ruhe und am 4. April läßt die Regierung von Queensland, „um fremde Mächte zu verhindern, von Neu-Guinea Besitz zu ergreifen," die Insel formell in Besitz nehmen. Alle anderen australischen Colonien schließen sich an, ja sogar die Schwierigkeiten der Kostenfrage werden jetzt überwunden, indem wenigstens die Colonie Victoria sich bereit erklärt, ihren Kostenantheil zu tragen. Dennoch beharrt die englische Regierung bei ihrer Ueberzeugung, daß die Verhältnisse eine Annexion nicht erfordern und in einer Note vom 11. Juli 1883 erklärt sie, daß sie außer Stande sei, das Vorgehen der Regierung von Queensland zu genehmigen. Man war der festen Meinung, daß kein fremder Staat Neu-Guinea zu erwerben beabsichtige, eine dennoch vorgenommene Erwerbung aber nach den gemachten Erfahrungen zu keiner für Australien gefährlichen Besiedelung führen könne, und daß endlich die intensivere Colonisation Australiens eine wichtigere Aufgabe als die weitere Ausdehnung des Colonialgebietes sei. England hatte durch diese Abweisung bestimmte formelle Rechte des Mutterlandes gegenüber den Colonien gewahrt. Materiell hatte es gegen die Einverleibung Neu-Guineas in den britischen Colonialbesitz sicherlich weniger einzuwenden — wenn die Colonien die Kosten der Verwaltung trügen. Und man war ja nunmehr auf dem besten Wege dazu. Denn die Erregung griff in Australien immer weiter um sich und führte zu jener famosen intercolonialen Conferenz vom 8. December 1883, auf welcher sich die australischen Colonien nochmals über die Annexion und die Grundsätze derselben einigten, wobei der ungeheuerliche Grundsatz ausgesprochen wurde, daß jede vor der Annexion gemachte Landaneignung null und nichtig sein solle.

*) Vgl. seine Schrift: La questione delle colonie. Torino 1872. p. 19 u. 21.

**) Ausführlich wird der ganze Streit behandelt im 3. Bande von Carpi, Delle Colonie e dell' Emigrazione d'Italiani all' estero. Milano 1874, woselbst auch Denkschriften von Beltrani und Cerrutti abgedruckt sind.

Digitized by Google

Mittlerweile waren in Deutschland die Dinge ihren ruhigen Gang gegangen. Die Interessenten der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, wie es scheint vor allem Herr von Hansemann, hatten schon in einer Eingabe vom 11. November 1880 das auswärtige Amt um Unterstützung occupatorischer Schritte auf Neu-Guinea gebeten, doch war ihm mit Rücksicht auf die anläßlich der Samoavorlage hervorgetretene ungünstige Stimmung der Mehrheit der Vertreter der Nation im Reichstage die Unmöglichkeit einer solchen Unterstützung ohne festen Rückhalt in der Volksstimmung bedeutet worden. Sie ließen sich dadurch nicht abschrecken und bereiteten ihr Unternehmen selbständig vor, wie denn auch das auswärtige Amt sich continuirlich über die Lage der Dinge in der Südsee Bericht erstatten ließ und geeigneten Falls die englische Regierung auf die deutschen Interessen daselbst aufmerksam machte. Die Wandlungen, welche inzwischen die deutsche Politik in Bezug auf die Colonialangelegenheiten im Allgemeinen durchgemacht hatte, und die umfangreichen Vorbereitungen, welche die Neu-Guinea-Interessenten getroffen hatten, führten dann im Laufe des Jahres 1884 zu den bekannten Verhandlungen mit England über die Abgrenzung der gegenseitigen Interessensphäre auf Neu-Guinea, zur Aussendung des Herrn Dr. Finsch und zur Besitzergreifung am 6. November 1884. Gegenwärtig sind der nord-östliche Theil Neu-Guineas unter dem Namen Kaiser-Wilhelms-Land, der vorgelagerte Archipel unter der Bezeichnung Bismarck-Archipel deutsches Gebiet. Deutschland ist auch hier mit Mäßigung aufgetreten. Es wäre formell nicht behindert gewesen, den ganzen Osten der Insel zu annectiren. Aber es anerkannte die Wichtigkeit, welche die Südküste Neu-Guineas durch Beherrschung der Torresstraße für Australien besitzt, und die Schwierigkeit der Lage, in welcher sich die englische Regierung ihren australischen Colonien gegenüber befand und schlug von vornherein eine Theilung vor, wo die Besitznahme des Ganzen keinen berechtigten Widerspruch hätte hervorrufen können.

So sind denn endlich die „deutschen Rufe von den Antipoden" wenigstens zum Theile verwirklicht worden, und mit Spannung erwarten wir die Wirkungen der Thätigkeit, die in Neu-Guinea von den Deutschen begonnen wurde. Die Gemeinschaft von Reichsangehörigen, welche die Erwerbung Neu-Guineas erreicht hat, die „Neu-Guinea-Compagnie" ist seit drei Jahren unablässig bemüht, gehörige Vorbereitungen für die wirthschaftliche Ausnützung des fast vollständig unbekannten Landes zu treffen, und soweit wir dies aus den von ihr periodisch veröffentlichten „Nachrichten für und über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel" entnehmen können, ist die Erwartung berechtigt, daß wir in Neu-Guinea eine fruchtbare Tropencolonie besitzen. Gegen die stille, aber stets fortschreitende Thätigkeit unserer Neu-Guinea-Gesellschaft sticht die englische Zerfahrenheit ungünstig ab. England-Australien hat die Erwerbung nur vorgenommen, um sie nicht in die Hände Anderer fallen zu lassen und weiß nun nicht, was es mit dem Gebiete anfangen soll, „dessen Annexion und Besiedelung von keinem Vortheil für das Mutterland sei," wie die englische Regierung noch heute erklärt.*) Die Colonien haben sich endlich dazu verstanden, die Kosten der Verwaltung zu decken und auf der Colonialconferenz im Juli dieses Jahres — nach dreijährigem Besitze — hat man sich auch über ein Grundgesetz der Verwaltung geeinigt. Ernsthafte Schritte zur Erforschung oder wirthschaftlichen Nutzbarmachung des Besitzes sind nicht geschehen. Und so steht denn zu hoffen, daß, wenn einst nicht über den Uebergang der Insel aus dem Zustande der Uncultur in den der Colonisation, sondern über diese letztere selbst berichtet werden wird, der deutschen Arbeit die erste Stelle einzuräumen ist.

*) Proceedings of the Colonial Conference 1887. Vol. II. p. 201.

Eine Studentenreform.

Von Conrad Küster.

Wenn Mißstände allseitig die Gemüther der Menschen gleichsam wie ein Alp bedrücken, dann wirkt ein darauf bezügliches Wort wie ein Tropfen, der das übervolle Glas zum Ueberfließen bringt. So hat eine Sitzung, die im Januar 1883 auf Tivoli zu Berlin der „Verein alter Burschenschafter" gegen die Mißstände der Farbenverbindungen und behufs Umformung der heutigen Burschenschaften auf dem Boden der gediegenen Grundsätze der alten, zu einer Bewegung den Anstoß gegeben, welche von Jahr zu Jahr immer weitere Wellen schlägt. Wenn auch die heutigen Burschenschaften, befangen in kleinlichem, nichtigem studentischen Treiben, die ihnen zugedachte große nationale Aufgabe verblendet ablehnten und so wohl für immer auf eine hervorragende Rolle verzichteten, so wurde dadurch freilich die Umgestaltung des akademischen Lebens in ein viel langsameres Tempo gebracht, aufgehalten aber konnte sie nicht mehr werden. Es bildeten sich nach der Ablehnung der bestehenden Burschenschaften zunächst in Berlin, dann in Leipzig, Tübingen, Jena, Greifswald, dann in Königsberg, Gießen, Straßburg neue Burschenschaften, welche sich, anlehnend an die alte Burschenschaft, anstatt der gegenwärtigen studentischen Ideenkreise, welche sich nur um Sportmensuren und kleinliche Commentstreitigkeiten und Sonderbündelei drehen, sich wieder höhere ideale Ziele steckten und besonders den Sinn für Allgemeinheit, wie für gemeinsame Ehrengerichte u. s. w., für ideale Wissenschaftlichkeit und ideale Persönlichkeit und besonders für nationales Bewußtsein zu heben bemüht sind. Diese haben sich unter einer festen Organisation zum „Allgemeinen Deutschen Burschenbunde" vereinigt. Entsprechend ihrer nationalen Aufgabe suchen sie Fühlung mit ähnlichen Bestrebungen in Oesterreich, um das Deutschthum hier und dort zu stärken.

Eine andere günstige Wirkung dieser Bewegung war, daß die akademischen Verhältnisse, welche früher ein brachES Feld waren, seitdem dauernd öffentlich besprochen werden. Es folgten eine Reihe Broschüren aus akademischen Kreisen, welche die Nothwendigkeit der Reform betonten; viele recht bedeutende, wie die „Neue Burschenschaft" von Eugen Wolff, die „Burschenschaft am Scheidewege" von Dr. Fahrenbreit, „Die deutsche Studentenschaft und das deutsche Vaterland" von Germanicus. Auch entstanden eine Reihe studentische Zeitungen, welche die akademischen Verhältnisse dauernd eingehend besprechen. Die Theilnahme für derartige Veröffentlichungen ist gegenwärtig noch im Steigen begriffen.

Man sollte nun glauben, daß unter solchen Verhältnissen die idealen Reformbestrebungen in der Studentenschaft auf einen sehr günstigen Boden fallen müßten. Diese steht aber noch zu fest unter dem Bann der Corpsanschauungen mit ihren Bestimmungsmensuren und ihren mittelalterlichen Ueberlieferungen; es ist daher nicht so leicht, in diesen Wall eine Bresche zu legen. So kann es nicht Wunder nehmen, daß die neuen Burschenschaften trotz ihren idealen und nationalen Bestrebungen einen schweren Stand haben, allseitig befeindet, ja selbst verleumdet werden und somit langsam nur an Boden gewinnen.

Diese Erfahrung rief bei den Führern der ganzen Bewegung die Ueberzeugung hervor, daß einzig und allein aus der Studentenschaft heraus, besonders da diese von Semester zu Semester aus anderen Persönlichkeiten besteht, eine zeitgemäße Reform wohl schwerlich zu erzielen sei, sondern daß hierbei in hervorragender Weise die ältere gebildete Welt mitthätig sein müßte, um so allen idealen Bestrebungen in der Studentenschaft ein festes Rückgrat zu sein.

Diese Ueberzeugung führte zur Bildung der „Deutschen akademischen Vereinigung" am 18. October 1885 unter Führung von mehreren älteren Burschenschaftern und einigen jüngeren Gesinnungsgenossen. Diese verfolgt den Zweck:

1. das deutsch-nationale Bewußtsein ohne Ueberhebung zu stärken und die deutsche Sprache und Sitte überall zu kräftigen und zu unterstützen;

Digitized by Google

2. anzukämpfen gegen eine materialistische, streberhafte und verweichlichende Zeitrichtung, nicht minder aber gegen die religiöse Unduldsamkeit in dem öffentlichen Leben, in der Schule und in der Gesellschaft;
3. einzutreten für die Heranbildung von körperlich kräftigen, sittlichen, selbständigen, charakterfesten Männern;
4. diese ihre Anschauungen und Ziele besonders in der akademischen Jugend zu verbreiten;
5. alle in der akademischen Jugend verwandten Bestrebungen mit Rath und That zu unterstützen.

Dieser Vereinigung kann jeder deutsche Mann ohne Rücksicht auf politische Grenzen, Parteistellung oder Glaubensbekenntniß beitreten.

Hauptsächlich sucht sie ihren Zweck durch ihr Organ: „Die Allgemeine deutsche Universitätszeitung" zu erreichen. Außer den Fragen, welche die Studentenschaft direct angehen, werden in derselben alle neueren Anschauungen und Reformen auf dem geistigen Culturgebiete eingehend besprochen, um einerseits die idealen Neigungen der Jugend in richtige Bahnen zu leiten, andererseits diesen Anschauungen selbst einen festen Boden für die Zukunft zu sichern.

Ferner sucht die „Deutsche akademische Vereinigung" durch ihre öffentlichen „Allgemeinen Versammlungen" zu wirken. Auf denselben werden allgemeine Culturfragen zur öffentlichen Verhandlung gestellt. Bis jetzt haben nur erst zwei solche Versammlungen stattfinden können und zwar die erste im Juli 1886 zu Leipzig. Dieselbe war leider aus verschiedenen Gründen nur sehr spärlich besucht, trotzdem die Vereinigung schon damals weit über hundert Mitglieder zählte, darunter eine ganze Reihe Männer von bedeutendem Rufe, wie Graf Schack und Prof. v. Holtzendorff in München, Professor Esmarch in Kiel, Professor de Lagarde in Göttingen, Professor Willkomm und Professor Kick in Prag, Professor Jürgen Bona Meyer in Bonn, Professor Fick in Würzburg, Professor Wislicenus in Leipzig u. s. w. u. s. w. Zur öffentlichen Verhandlung standen Entwürfe zu einem studentischen Schiedsgerichte und zu einem studentischen Zweikampfgesetz. Die Vereinigung hielt es in erster Linie für geboten, wirksame Mittel gegen den noch allseitig herrschenden, die idealen Strömungen erstickenden Duellterrorismus vorzuschlagen. Es genügt ihr vollkommen, den unsinnigen Mensursport und die nichtigen Duelle zu verringern und schließlich allmählich zu beseitigen. Hierzu hält sie ein von den Regierungen anerkanntes und gestütztes, aus der Studentenschaft jeder Hochschule heraus gewähltes Schiedsgericht für außerordentlich wirkungsvoll. Jeder Streit zwischen Studenten soll diesem Schiedsgerichte vorgelegt werden, welches auf Ehrenwort verpflichtet ist, den Versuch eines Vergleiches zu machen, eine Entscheidung auf Zweikampf dagegen nicht abzugeben hat. Um ein solches Schiedsgericht aber lebenskräftig zu machen und zu bewirken, daß Streitigkeiten auch wirklich demselben vorgelegt werden, ist ein studentisches Duellgesetz dringend nothwendig. Nach diesem soll ein nach fruchtlos ausgefallenen Vergleichsverhandlungen des studentischen Schiedsgerichtes ausgefochtener Zweikampf viel milder bestraft werden, ebenso der in frevelhafter Weise zum Zweikampfe Herausgeforderte. Dagegen sollen Diejenigen, welche in frevelhafter Weise zum Zweikampfe reizen und wiederholt das Schiedsgericht umgehen, viel härter, ja sogar mit Gefängniß bestraft werden. Außerdem aber sollen die Regierungen sich entschließen, studentische Körperschaften, welche von ihren Mitgliedern den Zweikampf fordern, ohne daß ein Streitfall vorliegt, oder, wenn ein solcher vorliegt, ohne daß dieser zuvor dem studentischen Schiedsgerichte vorgelegen hat, nicht nur scheinbar, sondern in Wirklichkeit aufzulösen. Diese Entwürfe sind den Cultusministern und den Senaten und Rectoren unterbreitet worden. Ob man sich jetzt schon entschließen wird, diesen entschieden wirkungsvollen Weg, der seitdem auch vielfach von anderer Seite vorgeschlagen ist, zu betreten, bezweifeln wir freilich und so werden die Entwürfe wohl allseitig als schätzbares Material in den Acten vergraben bleiben. Jedoch wird die „Deutsche akademische Vereinigung" nicht unterlassen, die Frage im Auge zu behalten und von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen.

Wichtiger und bedeutungsvoller gestaltete sich die für den 2. und 3. Juli 1887 einberufene zweite „Allgemeine Versammlung". In erster Linie wurden auf derselben unsere heutigen Unterrichtsmethoden besprochen. Die „Deutsche akademische Vereinigung" ist der Ansicht, daß gerade die unrichtigen Lehrmethoden auf unseren Schulen den Hauptgrund zu den akademischen Mißständen abgeben. Durch den vorherrschend grammatikalischen Unterricht, durch die zu wenig angewandte Anschauung wird den Schülern die Lust zum Lernen genommen; dieselben pfropfen sich daher den Kopf fast nur mechanisch mit Kenntnissen — und dies nur für das Examen — voll. In jedem dieser Schüler wird, wenn sie in der bekannten unvermittelten Weise auf die Universität gekommen, das Gefühl sich regen, nach so vielen Jahren geistigen Zwanges und geistiger Unlust sich erholen zu müssen. Man gibt sich also dem verlockenden akademischen Leben hin, ohne an irgend welche Arbeit zu denken. Geistige und ideale Interessen treten in den Hintergrund, man will Vergnügen. Mancher lenkt nach 1—2 Semestern ein, mancher bleibt auch dauernd im Sumpfe stecken. Hierzu kommt, daß der Schüler, wenn er auf der Universität urplötzlich mitten in's hastende Leben gesetzt wird, sich vollständig fremd in einer neuen Welt fühlt, denn er ist auf der Schule nur für die Schule, nicht für das praktische Leben erzogen worden; es fehlt ihm die Uebung, selbständig zu denken, selbständig zu urtheilen. Er weiß nicht, wie er studiren soll, er macht Mißgriffe über Mißgriffe und schließlich gibt er es auf zu studiren. Nur das Examen treibt ihn später dazu, sich mechanisch für dasselbe einpauken zu lassen. Hiernach kann es kein Wunder nehmen, daß in solchen Köpfen bei der ja noch immer vorhandenen scharfen Drillung der Füchse in den studentischen Verbindungen sich der veraltete mittelalterliche Wust festsetzt, daß man sich einzig und allein nur für diesen interessirt und oft bis in's späte Alter hinein blind fanatisirt. Will man daher die akademischen Verhältnisse von Grund aus reformiren, will man die schweren Klagen, die von einsichtigen Professoren, wie z. B. von Billroth in Wien, von Esmarch in Kiel, von Frhr. v. Bezold in Berlin und von den bekümmerten Eltern erhoben werden, dauernd beseitigen, so müssen in erster Linie unsere nicht mehr zeitgemäßen Schulen, die zum Theil, wie die Gymnasien, noch in mittelalterlichen Anschauungen stecken, umgebildet werden.

Diese Nothwendigkeit klar zu legen und die Mittel und Wege zu zeigen, auf welche Weise eine gesunde Umformung stattfinden kann, diese gewaltige Aufgabe hatte sich die zweite allgemeine Versammlung der „Deutschen akademischen Vereinigung" gestellt.

Dieselbe hat folgende Thesen zur öffentlichen Verhandlung gestellt:

I. Unsere Kinder sind durch die gegenwärtige Organisation des deutschen Schulwesens vielfach überlastet.

Einseitig grammatikalische Behandlung der Sprachen. Ueberwuchern des Gedächtnißwesens. Mangelnde Berücksichtigung der individuellen Anlage durch die Prüfungsordnung.

II. Schule und Leben stehen nicht in vollem Einklang.

Uebergang vom Haus in die Schule zu schroff (Fröbelidee). Einseitige Berücksichtigung der antiken, Vernachlässigung der modernen und vor Allem der nationalen Cultur. Der Unterricht zu doctrinär, berücksichtigt zu wenig die für das praktische Leben so bedeutenden Naturwissenschaften und modernen Sprachen. Zu geringe Rücksicht auf die praktischen Fähigkeiten des Kindes und das Verständniß der technischen und wirthschaftlichen Entwickelung unserer Zeit.

III. Die körperliche Entwickelung des Kindes wird durch einseitige geistige Anstrengung aufgehalten, ja in Bedenken erregender Weise gefährdet.

Turnen, Jugendspiele und Schulausflüge, Baden und Schwimmen, Uebung angemessener körperlicher Arbeit (Handarbeitsunterricht).

IV. Das Berechtigungswesen bedarf dringend einer Abänderung und gesetzlicher Regelung.

Künstliche Schaffung eines geistigen Proletariats. Bei

Digitized by Google

der jetzigen Schulorganisation: Gleichberechtigung des Gymnasiums und Realgymnasiums, mit Ausnahme des Studiums der Theologie und Philologie. Berechtigung der Oberrealschulabiturienten zum Besuch der technischen Hochschulen, Berg- und Forstakademien und zur Anstellung in den entsprechenden Berufszweigen. Berechtigung zum einjährigen Dienst für alle mittleren Schulen (landwirthschaftliche, Handels- und gewerbliche Fachschulen).

V. Unser Schulwesen entbehrt noch immer einer einheitlichen Organisation.

Uebergang von der Volksschule auf mittlere, etwa den Classen der gegenwärtigen höheren Schulen bis Untersecunda entsprechende Lehranstalten. Diese müssen eine abgeschlossene Bildung erzielen. Uebergang von den mittleren zu höheren Schulen, welche Vorschulen der Universitäten sind. Regelung des Berechtigungswesens auf dieser einfachen Grundlage. Zeitgemäße Regelung der Rang- und Gehaltsverhältnisse der Lehrer.

VI. Schlußthese:

Unser deutsches Schulwesen bedarf dringend einer Umgestaltung in der Richtung vorstehender Thesen. Bei Durchführung derselben müssen die heute bestehenden socialen Standesvorurtheile und einseitigen Interessenwünsche ausgeschlossen werden. Die Standesvorurtheile sind durch angemessene Regelung der Rangverhältnisse und durch innere Hebung des Standes zu überwinden. Als oberster Grundsatz darf allein gelten die Rücksicht auf eine den Zeitverhältnissen entsprechende gedeihliche Entwickelung unseres vaterländischen Erziehungswesens.

Die „Deutsche akademische Vereinigung" ist sich aber klar gewesen, daß das Erziehungswesen nicht allein in der Schule, sondern auch im Hause gehandhabt und daß das Häusliche noch viel mehr im Argen liegt. So sagt Professor Billroth in seinen Aphorismen zum „Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften: „Die häusliche Erziehung muß bei uns strenger werden; die Schule kann viel, doch nicht Alles thun, um einen jungen Menschen zum Hochschulstudium vorzubereiten." Um aber die Kinder besser erziehen zu können, müssen unsere Frauen selbst besser vorbereitet werden. Es war deshalb zur Verhandlung für den zweiten Tag folgende Thesen über Frauenerziehung aufgestellt:

These I. Die „Deutsche akademische Vereinigung" erkennt als Pflicht an, der Erziehung der Frauen Aufmerksamkeit zuzuwenden, weil die Frauen an sich von Bedeutung für die Strömungen des Volkslebens und weil sie besonders von bestimmendem Einfluß sowohl auf geistige, wie körperliche Entwickelung der Kinder, als des nachkommenden Geschlechtes sind.

These II. Der Schulunterricht der Frauen ist derart fortzubilden, daß die körperliche Entwickelung immer mehr gefördert, der Sinn für das Natürliche belebt wird und der Lehrcursus ein abgeschlossenes Wissen und ein einheitliches Ideal gibt. Das Hauptziel des Unterrichtes (in den höheren Mädchenschulen) sollen nicht die Fertigkeiten einer Dame der Gesellschaft, sondern das Verständniß für die deutsche Literatur und Cultur sein.

These III. Um die Frauen zur Erfüllung ihrer Aufgaben im Hause und in der Familie besser zu befähigen, sind von Aerzten und Pädagogen geleitete Besprechungen, bezw. Vorträge, namentlich über allgemeine Gesundheitspflege und Kindererziehung einzurichten.

These IV. Zur Hebung der allgemein idealen und speciell des nationalen Sinnes empfiehlt sich die Gründung von Frauen-Ortsgruppen des deutschen Schulvereins, die sodann ihr Interesse auch anderen Culturfragen zuwenden könnten. Auch wird es eine Hauptaufgabe der „Deutschen akademischen Vereinigung" sein, im Bunde mit Frauen der studirenden Jugend Zutritt und Heim in guten deutschen Familien zu schaffen.

Wir können nur den innigen Wunsch aussprechen, daß die damals geführten Verhandlungen von wirksamen und segensreichen Folgen sein mögen.

Literatur und Kunst.

Zum Don Juan-Jubiläum.

Von Paul Marsop.

Die Vorstände einiger deutscher Theater hatten die Idee in ernstliche Erwägung gezogen, Mozart's „Don Juan" bei Veranlassung des Centenariums mit ihrem Personal in italienischer Sprache zu studiren. Es ist nicht von großem Belang, ob einheimische Directoren und Sänger beim ersten Anlauf eine solche Aufgabe auch nur äußerlich bezwingen; da aber, bei dem geringen Einfluß, den die ästhetisch geschulten Berather unserer Bühnen auf deren thatsächliche Leiter ausüben, der Fall leicht eintreten kann, daß ein solches Experiment, wenn es auch heute mißglückt, morgen wieder erneuert werden dürfte, so ist es geboten, die Frage aus principiellen Gesichtspunkten zu erwägen. Anläufe dazu sind bereits gemacht worden. „Das deutsche Publikum" — so lasen wir verschiedentlich — „hat ein Recht darauf, seinen Don Juan in seiner Sprache zu hören."

Wir müssen dieser Behauptung entgegentreten. Das deutsche Publikum hat auf ein solches Recht keinen Anspruch, weder einen, der von früheren Zeiten her geltend gemacht werden kann, noch einen, der durch die Stellung, welche es gegenwärtig dem „Don Juan" gegenüber einnimmt, gerechtfertigt würde. Die Aufnahme, welche man der Oper in Deutschland bei ihrem ersten Erscheinen bereitete, war — mit alleiniger Ausnahme von Prag — keine besonders freundliche. Die Theaterbesucher, welche sich damals dem Werke wenig geneigt zeigten, würden ihm ihre Sympathien wohl noch in geringerem Maße zugewendet haben, wenn es ihnen nicht in italienischem Gewande dargeboten worden wäre; wie hämisch verzogen damals selbst deutsche Musiker ihr Gesicht, sobald ein deutsches Wort auf der Gesangsbühne erklang! Nun setzt sich die heutige Kunstgemeinde aus anderen gesellschaftlichen Elementen zusammen als die, welche vor einem Jahrhundert die Operntheater füllte; es wäre deshalb unbillig, wollte man es das Publikum der Gegenwart entgelten lassen, daß sich dasjenige des Jahres 1787 nicht weitsichtig genug bewies und es etwa, um die Unbilden längst dahingegangener Generationen zu sühnen, gegen seinen Willen mit Aufführungen in der musikalisch tonangebenden Sprache des achtzehnten Jahrhunderts bedenken. Das Vergeltungsmotiv darf somit nicht mitsprechen; es darf nicht heißen: Jene haben am „Don Juan" so, wie er geschrieben wurde, keinen Geschmack gefunden; jetzt sehet Ihr zu, wie Ihr damit zurecht kommt.

Sollen die Modernen also nicht für fremde Schuld büßen, so haben sie hinwiederum auch keine Veranlassung, sich bei Gelegenheit des Don Juan-Jubiläums mit Ansprüchen in den Vordergrund zu drängen. Seit neun Jahrzehnten bringt man bei uns die Oper in deutscher Sprache zur Darstellung. Die Heutigen insbesondere haben in Deutschland nie anderen als deutschen Aufführungen des Werkes beigewohnt; wir wüßten aber nicht, daß sich unsere Theaterbesucher bis auf diesen Tag jemals die Köpfe darüber zerbrochen hätten, ob das denn so in der Ordnung sei, oder nicht. Es ist uns nicht bekannt, daß sie den „Don Juan" auf Grund irgend welcher anderen Umstände hochschätzen, als wegen des „Reichthumes an schönen Melodien". Sie können zwar, trotzdem sie keine Vorstellung des Meisterwerkes versäumen, weder die Comthurscenen, noch das Sextett auswendig — schade darum, daß das Beste und Edelste niemals so recht populär werden will! —, aber wofür gibt es denn „Reich' mir die Hand, mein Leben", wofür „Keine Ruh' bei Tag und Nacht", entzückende Motive, die der tugendhafte deutsche Theaterfreund — quisque praesumitur bonus — täglich und stündlich vor sich hinsummt, ohne auch nur einmal an den Text zu denken? Auf die Melodien kommt's an; der Rest ist — Worte. Man dürfte unserem Publikum

Digitized by Google

den „Don Juan" ebensogut deutsch, wie italienisch, wie spanisch vorsingen lassen; es behielte auf alle Fälle „seine Melodien", es bekäme „etwas zu sehen" und wäre damit vollauf zufrieden. Es ist daher überflüssig, sich in seinem Interesse zu ereifern. Die Jubiläumsvorstellungen finden nicht zu seinen Ehren, sondern zu denen des Meister Mozart statt. Allenfalls auch noch zur besonderen Erbauung für solche Kunstfreunde, die sich nicht allein an den musikalischen Offenbarungen der Oper niemals satt hören, sondern sich auch an dem Riesenstoff der Don Juan-Probleme niemals satt denken können.

Nicht deshalb ist demnach der Gedanke, den „Don Juan" mit deutschen Sängern in italienischer Sprache aufzuführen, abzuweisen, weil dadurch das Publikum in irgend welchen Dingen, auf die es Werth legte, verkürzt werden würde. Vielmehr muß ein derartiges Experiment deshalb mißglücken, weil ein deutscher Sänger nie dazu gelangen kann, einer in italienischer Sprache niedergeschriebenen, ja aus dem Geiste derselben herausgeborenen Gesangspartie in ihrer Originalfassung Herr zu werden. Die Schwierigkeiten der Aneignung einer tadellosen Aussprache, die des Auswendiglernens, sind noch die allergeringsten; es handelt sich jedoch nicht sowohl um ein Auswendig-, als um ein Umlernen, etwas, das demjenigen als ein Unmögliches erscheinen muß, welcher aus Erfahrung weiß, wie schwer es hält, selbst einen tüchtigen Künstler zu Aenderungen in der Wiedergabe einer Rolle, die er „sich einmal so zurechtgelegt hat", wie beispielsweise zum veränderten Vortrag einer vordem schlecht declamirten Stelle, zur Wiedereinfügung eines zeitweise gestrichenen Passus, zu bestimmen. Sollte es aber Sänger geben, die, obwohl sie bereits als deutsche Don Juan's Lorbeeren pflückten, es doch dahin bringen würden, ihre Partie in italienischer Sprache Wort für Wort auswendig zu lernen — sei es, um einem Kenner, der zugleich ihr Vorgesetzter ist, sich gefällig zu erweisen, sei es in der Meinung, den Manen Mozart's ein wohlgefälliges Opfer zu bringen —: dann würden sie im besten Falle eine außerordentliche Gedächtnißprobe ablegen, aber noch keine künstlerische Leistung bieten können. Man dürfte uns zwar mit Recht entgegenhalten, daß unsere Sänger auch öfters den Sinn dessen nicht verstehen, was sie in ihrer Muttersprache singen; aber dem wäre zu erwiedern, daß es sich um eine ausnahmsweise zu machende Anstrengung handle. Doch es liegen Hindernisse vor, welche auch der beste Wille nicht überwinden kann.

Wer unternimmt es, deutsche Sänger mit dem Geiste der italienischen Sprache so vertraut zu machen, daß es ihnen zur zweiten Natur wird, sich des fremden Idioms zu bedienen? Wer gibt ihnen die italienische Kehle, wer die mit vorzüglicher Berücksichtigung dieses besonders veranlagten Stimmorganes ausgebildete, in ihrer Art ganz wundervolle, aber zur Schulung jedes andersartigen, völlig ungeeignete italienische Methode? Es ist höchst beachtenswerth, daß man in das Scenarium des „Don Juan", als derselbe zuerst in deutscher Bearbeitung auf die Bühne gebracht wurde, verschiedene possenhafte Intermezzi einflocht, die dem Original ganz fremd sind, wie beispielsweise die Gerichtsscene, welche noch vor dreißig Jahren auf deutschen Bühnen eingeschaltet wurde. Das Publikum sollte, wie Hanslick meint, dadurch „für den Mangel an guten Sängern" schadlos gehalten werden. Also bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Sänger nicht vorhanden, welche das Kunststück verstanden, den italienisch gedachten Don Juan in deutscher Sprache zur Geltung zu bringen. Wann haben solche eigentlich gelebt? Und wann war denn am Ende jene gute, alte Zeit, in welcher deutsche Sänger den bel canto beherrschten? Sie kann niemals gewesen sein. Es müßte denn nachgewiesen werden, daß es eine Epoche gab, in welcher italienische Künstler den „Freischütz" und die „Entführung" tadellos in deutscher Sprache interpretirten.

Wer ermöglicht es ferner deutschen Sängern, sich so leicht und frei, mit solcher Sicherheit, mit solcher ungezwungenen Anmuth auf der Bühne zu bewegen, wie dies italienische und französische Schauspieler im Stande sind — Vortheile, welche diese nicht durch lange, mühevolle Studien erzielen, sondern die ihnen als Gnadengeschenke einer verschwenderischen Natur in den Schooß fallen? Wahrlich, ebensowohl kann ein biederer Philister glauben, daß er sich das verführerisch-schmeichlerische Wesen eines Don Juan anlernen könnte, als deutsche Sänger vermuthen dürfen, sie würden Gestalten voll lebensfrohen Uebermuthes zu verkörpern fähig sein, die nur auf einem Boden erwachsen, auf dem die Einheimischen von Jugend an so sorglos und zwanglos herumgehen, wie auf dem gewohnten Promenadenwege — auf der italienischen Bühne?*) Man verschone also die deutschen Künstler mit Anforderungen, welchen zu entsprechen die Natur ihnen versagt hat; sie haben genug und übergenug damit zu thun, ihre eigenen Anlagen nach Möglichkeit auszubilden. Gehört schon eine Aufführung des „Don Juan" mit deutschem Text für den Mozartverehrer keineswegs zu den größeren Freuden des Daseins — wir werden weiterhin diesen Punkt eingehend zu erörtern haben —, so muß eine Wiedergabe des Werkes in italienischer Sprache durch ein deutsches Personal unfehlbar zur Carricatur ausarten.

Es ist mehrfach die Rede davon gewesen, italienische Sänger nach Deutschland kommen zu lassen, um mit ihrer Hülfe den Gedanken einer correcten Aufführung des „Don Juan" — das Wort Musteraufführung wagen wir kaum auszusprechen — zu verwirklichen. Noch vor 30—40 Jahren unterzogen sich, der glaubwürdigen Versicherung älterer Kunstfreunde zu Folge, italienische Truppen, welche in Wien und anderswo gastirten, dieser Aufgabe mit Glück. Heute liegt die Sache anders. Für das Studium des „Don Juan" bestehen gegenwärtig in Italien keine Traditionen; das Werk hat sich im Vaterlande Rossini's nie recht eingebürgert und erscheint gegenwärtig nur noch ausnahmsweise auf italienischen Bühnen. Die Dirigenten der letzteren haben keine Fühlung mit Mozart; es käme also gegebenen Falles darauf an, daß sich deutsche Capellmeister mit italienischen Sängern zu einer gemeinsam zu unternehmenden Lösung der Frage verbänden. Es bedarf keiner weitathmigen Beweise, um das Mißliche eines derartigen Zusammenarbeitens erkennen zu lassen. Die Phantasie von einer Simultanoper, an der Elemente verschiedener Nationalität thätig sein sollten, wäre nicht einmal ein schöner Traum. Dazu wären moderne italienische Künstler wohl fähig, die Rollen einer Donna Elvira, eines Leporello befriedigend darzustellen, aber nicht, sie gut zu singen. Die Italiener scheinen ihre nationale Gesangskunst eingebüßt zu haben, dank den Donizetti'schen Prunk- und den Verdi'schen Effectopern. Die wenigen „stars", welche jeweilig hier und dort noch auftauchen, haben sich fast ausschließlich der Pflege der Coloraturkünste gewidmet; eine Cantilene, einen natürlichen, gesunden und poetisch-reizvollen Vortrag, wie wir ihn in früheren Jahren an Adelina Patti bewundern durften, bekommen wir heute nicht mehr zu hören. Damit entfällt die letzte Möglichkeit, dem „italienischen" „Don Juan" in würdiger Weise gerecht zu werden. Es stünden also nur mehr „deutsche" Aufführungen in Rede.

Sobald wir nun der Frage näher treten, was mit einer solchen, ja ob mit ihr irgend etwas erreicht werden könne, werden wir uns in den Gedankenkreis derjenigen hineinleben, welche dem italienischen Texte auf unseren Bühnen Geltung verschaffen wollen. Wir sahen: sie waren sich nicht darüber klar, daß die vorhandenen oder selbst von anderswoher zu beschaffenden Kräfte zur Durchführung eines solchen Projectes ungeeignet seien. Aber das darf uns nicht hindern, anzuerkennen, daß sie, wenn sie auch schließlich auf einen falschen Weg geriethen, doch von einer richtigen Idee ausgingen. Diese Idee heißt: Es ist widersinnig, den „Don Juan" deutsch zu geben.

Es ist nicht möglich, dem italienischen Texte der Oper eine adäquate deutsche Uebersetzung an die Seite zu stellen. Es ist nicht möglich, die italienischen Worte mit deutschen zu ver-

*) Das Gleiche gilt von der Aufführung französischer Opern in Deutschland. Vergleiche meine Broschüre „Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich".

Digitized by Google

tauschen, ohne daß der Glätte der poetischen Diction, der Richtigkeit der Declamation, dem Flusse der musikalischen Linien, der Verschmelzung von Ton und Wort, der Verständlichkeit der scenischen Vorgänge — eine außerordentliche Reihe kostbarster Vorzüge, wie sie die italienische Partitur in seltener Vereinigung darbietet — erheblicher Abbruch gethan würde. Es kann dies nicht geschehen, ohne daß das Kunstwerk an seiner Seele Schaden nähme. So lange die italienische Sprache nicht in der Lage ist, an die deutsche ein gut Theil ihres Ueberreichthumes an Vocalen abzutreten und als Gegengeschenk etwas von unserem Consonantenüberflusse entgegenzunehmen, so lange Italiener und Deutsche noch entschlossen sind, die berechtigte, in der Sprache mit größter Deutlichkeit sich offenbarende Eigenart ihres Denkens und Fühlens beizubehalten, so lange deutsche Neigung und italienischer „affetto" etwas verschiedenes sein werden — am Ende lebt ja nicht nur „Don Juan", sondern das ganze Opernrepertoir, wie eine ewig achtzehnjährige Schöne, ziemlich ausschließlich von Liebe — so lange wird es nicht angehen, auf Grund einer gemeinschaftlichen Arienbasis einen Compromiß zwischen Italienischem und Deutschem zu schließen, bei welchem beide Theile gleich gut fahren. Daß wir in Mozart, seiner italienischen Opern ungeachtet, in erster Linie einen deutschen Componisten verehren — obschon „wir" bisher noch blutwenig dafür gethan haben, dieser Verehrung thatsächlichen Ausdruck zu geben — das berechtigt uns doch noch keineswegs dazu, „Don Juan" und „Figaro's Hochzeit" göttlichem und künstlerischem Rechte zuwider mit aller Gewalt zu „verdeutschen". Verpfuschen wäre richtiger. Die Sänger sind zwar geduldig, besonders wenn sie, wie deutsche Opernsänger, sich abwechselnd in den Kreisen so vieler Schulen herumtummeln müssen, daß sie schließlich in keiner mehr recht zu Hause sind. Aber der Mozartfreund ist nicht geduldig; es verdrießt ihn, so oft er es mit anhören muß, wie die Wortphrase, während sie im Italienischen mit der Tonreihe Schritt für Schritt zusammengeht, in der deutschen Uebersetzung bald ihr voranläuft, bald hinter ihr her lahmt — nur damit innerhalb einer bestimmten Anzahl von Tacten der grobe Wortsinn einer Periode einigermaßen wiedergegeben werden kann. Daß auf die Wirkungen der so fein abgewogenen, der italienischen Declamation parallel gehenden Hebungen und Senkungen der Orchestermotive, auf die der Componist nachdrücklich zählt, ebenfalls im Deutschen zum großen Theil verzichtet werden muß, ist kein geringerer Schmerz für den Musiker. Nun gar das Seccorecitativ, ein nur im leichtflüssigen Italienisch mögliches, zum Hausgebrauch der italienischen Oper ausgebildetes Zwitterding zwischen Sprache und Gesang, mittelst welches bei leichtem Tonansatz eine lange Phrase, und zwar ohne daß dem Zuhörer ein Laut verloren geht, in wenigen Secunden herausgeschleudert werden kann! Und das soll im Deutschen möglich sein, wo jeder Consonant auf einer besonderen Drechselbank herausgearbeitet wird? Das soll übersetzt werden, das soll ein deutscher Sänger singen? Noch nicht genug: der Mann der musikalischen Halbbildung ereifert sich — natürlich nur um Mozart's willen — und ruft: „Unerhört! Herr Quetscher hat kein Parlando!" Beim Apollo — Herr Quetscher kann kein Parlando haben und wenn er 15 Jahre seines Lebens ganz allein damit hinbringen würde, bei Lamperti Parlando zu studiren!

Da liegt sie vor uns, die stattliche Sammlung von Don Juan-Uebersetzungen und Bearbeitungen, in Text-, Regiebüchern und Clavierauszügen. Welch' eine Riesensumme leider so vergeblicher Bemühungen! Musterhafter Fleiß, feines poetisches Anempfinden, ausgezeichnetes Bühnenverständniß, edelste, lauterste Begeisterung für das Riesenwerk Mozart's: all' das bekundet die Mehrzahl dieser Arbeiten, in manchen Fällen der geistige Ertrag langer Jahre. Zwischen den fatalen lyrischen Strohblumen der Uebersetzungsdichtung taucht sogar hier und da eine poetische Blüthe auf, wie sie im Haus- und Küchengärtlein da Ponte's kaum erwuchs.

Was hilft's? Wir ehren den Eifer, aber wir haben festzustellen, daß die gewonnenen Resultate im Wesentlichen negativer Natur sind. Und wenn heute ein Großmeister der Uebersetzungskunst, wenn heute ein zweiter August Wilhelm v. Schlegel auferstünde und Mozart's „Don Juan" verdolmetschen wollte, so wäre auch sein Beginnen ein fruchtloses.

Bei einer Uebertragung des „Don Juan" geht nahezu Alles verloren. Die „schönen Melodien" verlieren erheblich an Reiz, das so vortrefflich individualisirende Orchester sinkt zum bloßen Accompagnement herab, der Sinn der Reden, die Bedeutung der Handlung werden unverständlich und von der so einheitlichen, schlagenden musikalisch-dramatischen Charakteristik ist wenig mehr wahrzunehmen. Allerdings kann man ja auch die kümmerlichen Reste für „bühnenfähig" erachten und es den Sängern überlassen, ob sie diese unverständlichen Halbcharaktere, die weder deutsch, noch italienisch, noch sonst etwas sind, mit Zuhülfenahme ihrer eigenen Bühnenphantasie, will sagen, mit Einsetzung der auf deutschen Bühnen für die Darstellung der Don Juan's, Zerlinen's, Masetto's gebräuchlichen Schablonen auf das Durchschnittsniveau der üblichen singenden Opernfiguranten heben wollen. Aber man soll uns dann nicht einreden, daß man Mozart's „Don Juan" aufführe.

Ginge es also nach Recht und Billigkeit, dann hätte man auf den „deutschen" „Don Juan" gerade so zu verzichten, wie auf den „italienischen". Wir, die wir dies schreiben, würden dazu leichten Herzens bereit sein — gerade weil uns der „Don Juan" so an's Herz gewachsen ist! Das deutsche Volk ginge deshalb nicht leer aus. Warum wollte es das Geschick, daß Mozart nach dem „Don Juan" noch Bedeutendes, Gewaltiges schuf? Weshalb brachte uns der gottbegnadete Meister noch die „Zauberflöte" — ein Werk, in welchem jeder Deutsche, wenn er anders von guter Art ist, seine eigene Art erkennen mag, das er nur „so geradezu genießen" kann, das nicht nur „populäre Melodien" bringt, sondern volksthümlich und zwar deutsch-volksthümlich ist? Sagt einem Deutschen, der nicht einmal Musikfreund, geschweige denn Mozartianer ist, daß ein Italiener es versucht habe, die „Zauberflöte" in sein Idiom zu übertragen und daß auf der Bühne der Scala Tamino Pamina mit „mia cara" apostrophire — und er wird eine helle Lache aufschlagen. Muthet Ihr ihm dagegen zu, einen durch falsch angebrachte Pietät verballhornten deutschen „Don Juan" sich anzuschauen, so wird er dies unbedenklich thun — — weil er es so gewohnt ist, weil sein Vater und Großvater das auch gethan haben. Der Deutsche ist nämlich an sich weder fortschrittlich, noch conservativ, sondern Gewohnheitsmensch. Außerdem wittert er im „Don Juan" etwas wie Romantik und er ist geneigt, im Vornherein anzunehmen, daß alles Romantische zu deutschem Wesen in engerer Beziehung stehen müsse. Nichtsdestoweniger sind wir der Ansicht, daß, wenn man auch dem deutschen Publikum zur Centenarfeier des „Don Juan" etwas bieten wolle, die beste Gabe eine wohlvorbereitete Aufführung der „Zauberflöte" sei.

„Wie denn?" läßt sich ein Entrüsteter vernehmen. „Unsere Bühnen stehen ja auch Shakespeare und Gluck, Molière und Auber, Calderon und Rossini offen; soll die Gastfreundschaft, welche dem Fremden zu Theil wird, dem Einheimischen, unserem Mozart versagt werden, wenn es sich um seine nichtdeutschen Schöpfungen handelt?"*)

Mit Verlaub! Vor allem bitten wir Shakespeare's Namen nicht auf diese Liste zu setzen. Er ist verwandten Stammes — in Goethe und Beethoven pulsirt sein Blut. Was dagegen die Werke der Anderen anlangt, so wird man doch der Beantwortung der Frage nicht mehr lange ausweichen können: ob man denn geneigt ist, in Schauspiel und Musikdrama eine nationale Kunst zu fördern, oder ob auf diesen Anspruch verzichtet werden muß und unsere Bühnen insgesammt Allerweltsbühnen bleiben sollen. Wohlgemerkt: wir bringen den Genies anderer Völker keine geringere Hochachtung entgegen, als denen, welche auf deutschem Boden erwuchsen — uns auf eine müßige Vergleichsspielerei einzulassen sind wir nicht geneigt. Aber es ist ein Anderes, ob die Werke jener, und seien es die denkbar vollkommensten Kunstleistungen, dazu geeignet sind, den Deut-

*) Am 7. Mai 1783 schrieb Mozart an seinen Vater: „Ich möchte gar so gern mich auch in einer welschen Oper zeigen."

Digitized by Google

schen als geistige Volksnahrung zu dienen. Gerade im Hinblick auf das Don Juan-Centenarium ist mit Recht betont worden, daß das Publikum der Gegenwart ein wesentlich anderes sei als das des Jahres 1787. Damals war der Theaterbesuch ein Privileg der Hochgestellten und Begüterten; heute füllt das Volk die Schauspielhäuser. Und dieses Volk hätte ein gutes Recht, zu verlangen, daß es das verstehe, was man ihm vorführt; es hat zum großen Theil nicht die Fähigkeiten, sich in die Gefühls- und Bildungssphäre fremder Nationen erst vermittelst geistiger Abstraction hineinzuversetzen. Auch wäre der ein Thor, der das von ihm beanspruchte. Es versteht „Kabale und Liebe", es versteht „Götz von Berlichingen", es versteht den „Freischütz", die „Zauberflöte", den „Hans Heiling" — aber es versteht den „Don Juan" nicht, es verstünde ihn selbst dann nicht, wenn das Unmögliche möglich würde, wenn es gelänge, eine Uebersetzung herzustellen, die, gerade so wie der italienische Text, ganz und gar in der Musik Mozart's aufginge.

Die Fabel, das Libretto, die Charaktere sind specifisch romanisch. In romanischem Boden, in Spanien, wurzelt die Don Juan-Mythe. Spanische, italienische, französische Dichter haben eine Fülle vortrefflicher Bearbeitungen des Stoffes geliefert, welche, so verschieden sie sich, der Individualität des einzelnen und seiner engeren Nationalität entsprechend, auch geben mögen, durchweg dramatisches Leben athmen. In Deutschland wurde die Don Juan-Sage allerdings seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts auch heimisch; doch lehnten sich die Schauspieler, welche die Materie in naiver Weise und meist improvisirend behandelten, an die französischen Bearbeitungen wie auch an die italienischen Comödien an. Don Juan's Diener wurde selbstverständlich zur Hauptperson des Stückes, das als derbes Volksschauspiel oder schlechtweg als Hanswurstiade zu gelten hatte. Nach der officiellen Verbannung des Hanswurst von der Bühne schmuggelte sich derselbe unter Anderem gern als Sganarelle (zu welchem Catalinon-Leporello bei Molière geworden war) auf den Brettern wieder ein; noch Schröder trat 1776 als Sganarelle im Don Juan auf. Als Marionettenstück wurde die Fabel ebenfalls häufig vorgeführt und gern gesehen; auch von pantomimischen Darstellungen wird berichtet. Ist nun zu bemerken, daß der Stoff in Zeiten nach Deutschland kam und daselbst Verbreitung fand, in welchen das Theater völlig entartet und poetische Begabung spärlich genug gesäet war, so muß andererseits betont werden, daß die Classiker wie die eigentlichen Romantiker den Don Juan-Stoff, und sicherlich mit voller Absicht, bei Seite ließen. Erst ganz spät versuchten sich namhafte deutsche Poeten am Don Juan-Problem. Es ist bezeichnend, daß nicht nur Lenau, sondern auch Grabbe, wenngleich sie ihre Dichtungen in dialogisirter Form schrieben, nichts weniger geschaffen haben als Dramen — und Grabbe war, bei all' seinen Ausschreitungen, doch ein Dramatiker von Gottes Gnaden; es ist charakteristisch, daß weder der Titelheld des ersteren noch der Don Juan in des letzteren wild-genialen „Don Juan und Faust" sonderlich viel vom eigentlichen Don Juan-Typus an sich haben, wiewohl manches Motiv der spanischen Sage benutzt wurde. Beide lassen ihren Don Juan in sich hineingrübeln, ja moralisiren — das darf ein solcher niemals.*) Grabbe's Werk dürfte heißen: „Faust und Faust"; er hat die beiden Hälften der Faust-Natur, welche Goethe als verschiedene Seiten desselben deutschen Typus in einer Gestalt zusammenfaßte, zu trennen gesucht und der einen den Namen: Don Juan gegeben. Lenau hinwiederum hat im Kostüm des Don Juan sich gezeichnet, wie er sich zuvor als Faust und als Ahasver portraitirt hatte. Die Figur ist an sich nicht unvortheilhaft aufgefaßt, weltschmerzlich schlaff auf einen Divan hingegossen, mit begehrlich blickenden Augen und einer lyrischen Mundstellung.

Der Romane hat seinen Don Juan, der Germane seinen Faust. Auch dieser hält sich jeweilig mit klammernden Organen an die Welt. Das Sinnliche ist der nothwendige Gegenpol des Metaphysischen; Faust, dem allumfassenden, darf nichts Menschliches fremd sein. So zu denken, liegt dem Deutschen nahe. Aber einen Helden, der allein in der Frauenliebe aufgeht, kennt er nicht. Die „Unwiderstehlichen" in der Manier des Byron'schen Wüstlinges, deren Siege Legion sind — von denen jeder in seinem Leben einen oder zwei kennen gelernt haben will — kommen ihm, wenn auch begreiflich, so doch ganz und gar nicht poetisch vor. Er versteht den, welcher haltlos zwischen zwei Frauen schwankt, er begreift Fernando, der sich bald durch Stella, bald durch Cäcilie stärker gefesselt glaubt. Er schenkt auch dem Kampf zwischen idealer und sinnlicher Liebe, dem Tannhäuser-Drama, seine volle Theilnahme. Aber in einen Helden, dessen ganzes Heldenthum in einem unbeschränkten Cultus der Sinnlichkeit besteht, der jedes Abenteuer aufgreift, wie es ihm der Zufall in den Weg legt, der nicht einmal eine Frau achtet, ehe er in ihren Besitz gelangt und sie hinterher mit größtem Gleichmuth seinem Bedienten überläßt, in dessen Inneres kann er sich nicht hineindenken, geschweige denn, daß er fähig ist, ihm vom ästhetischen Standpunkte aus gerecht zu werden. Das romanische Temperament ist ihm etwas absolut Fremdartiges und er steht den Zuckungen, den momentanen Aufwallungen desselben mit Kopfschütteln gegenüber. Wenn Don Juan zu Leporello sagt: „Mi pare sentir odor di femmina", so kommt ihm, wie er nun einmal ist, dies einfach widerwärtig vor.*) Und er hat Recht. Das ist italienisch, das ist sogar ganz modern-französisch — aber ganz gewiß nicht deutsch.

Schwächt man dergleichen ab, dann geht ein wichtiges Charakteristicum des „Don Juan" verloren und sagt man dem deutschen Hörer: „Um das nicht falsch zu verstehen, mußt Du Dich freundlichst in die moralische Atmosphäre des Tirso de Molina, des Molière, des da Ponte hineinversetzen", so antwortet er: „Dann muß ich auf den Genuß des Werkes Verzicht leisten. Ich verfüge weder über die Zeit noch über das Wissen, um, wenn mir künstlerische Erhebung in Aussicht gestellt wird, erst eine geistige Specialrüstung anzulegen. Das ist die Pflicht der Literar- und Kunsthistoriker, die bei der Beurtheilung eines Kunstwerkes stets in Rechnung zu ziehen haben, welchem Boden es entsprossen und in welcher Zeit es entstanden ist. Ich dagegen habe den Anspruch darauf, daß das, was mir vorgeführt wird, mir ohne Weiteres verständlich sei."

Wer möchte hierauf etwas einwenden?

Es ist damit noch nicht abgethan. Die Intrigue der Oper scheint uns nicht zielbewußt, im zweiten Acte sogar recht sorglos geführt, der Aufbau nicht planvoll unternommen zu sein: im Hinblick auf die mehr weitherzige, italienische Dramaturgie mag man sich eher damit abfinden. Die Scenen, welche uns nur äußerlich angegliedert, nicht organisch miteinander verwachsen dünken, entfalten sich wie in geradliniger Perspective, wenn der Strom der italienischen furia sie durchbraust.

Ueber den Charakteren des deutschen Don Juan liegen Schleier, durch die hindurch man nur mühsam die bedeutsamen Linien der Gestalten erkennt; die des italienischen heben sich rein und klar von dem musikalischen Goldgrunde des Orchesters ab.

*) Molière's Don Juan philosophirt auch, aber so, wie ein lockerer französischer Hofcavalier im Jahre 1665 philosophiren mochte.

*) Siehe auch die Anmerkung in Leporello's Registerarie: „Sua passion predominante è la giovin principiante".

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus den Briefen von Schnorr v. Carolsfeld.

Von Robert Waldmüller.

Für deutsches Empfinden ist von Alters her Italien, das schöne Land der Künste und des Gesanges, auch das Land der Sehnsucht gewesen, vor Allem aber im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hat Italien, wie männiglich bekannt, die deutschen Maler in hellen Haufen nach der ewigen Stadt auf die Wanderschaft gebracht. Einem der begabtesten unter ihnen, Julius Schnorr von Carolsfeld, erst vor anderthalb Jahrzehnten am Ende einer langen und erfolgreichen künstlerischen Laufbahn aus diesem Leben abgerufen, ist damals während voller zehn Jahre das Glück beschieden gewesen, an der Neugeburt der deutschen Kunst in dem Mittelpunkte dieser mächtigen Bewegung thätigen Antheil zu nehmen und auf ihre Richtung einen tiefen und wohlthuenden Einfluß zu üben. Aus einem alten protestantischen, von Kaiser Leopold I. geadelten Geschlechte stammend, das im sächsischen Erzgebirge heimisch war, gehörte er zu denjenigen jungen Künstlern, welche aus inniger Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Eltern und Voreltern sich als unzugänglich erwiesen für die zahlreichen Bekehrungseifrigen jener Tage, und die hohe Achtung, welche sein lauterer Charakter genoß, hat viel dazu beigetragen, die neuen Ziele der Kunst, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze, gesondert zu erhalten von dem religiösen Bekenntniß des Einzelnen. In den unlängst im Buchhandel erschienenen, aus den Jahren 1817—27 herrührenden Briefen Schnorr's*) ist solcher Art eine Fülle von Beobachtungen und persönlichen Eindrücken niedergelegt, welche nicht allein auf die Kunstzustände jener bedeutungsvollen Zeit ein helles Licht werfen, auch unsere Kenntniß von der eben berührten Propagandaseite des damaligen Künstlertreibens erhält durch sie eine dankenswerthe Erweiterung; vor Allem aber gewinnen wir Einblick in die Seele des Schreibers dieser Briefe, eine jugendlich begeisterte Seele, deren Willensstärke und beharrliche Zucht sie zu einem Spiegel macht, der selbst inmitten der Lockungen des verführerischen Südens nicht ein einziges Mal von einem unsauberen Hauche getrübt wird. Es war jener künstlerisch gehobenen Schaar in Wahrheit heiliger Ernst wie mit ihrer Kunst, so mit ihrem Deutschthum; vielleicht nicht Allen, die den „deutschen Rock" angezogen hatten, in gleichem Grade; aber den Besten unter ihnen schwebte ein Ideal auch der ganzen Lebensführung vor, das an Aussprüche des Tacitus über die Zucht und die Sitten der Germanen erinnerte. Wie es nicht anders kommen konnte, hatten die nach dieser, wie nach der schlechtweg künstlerischen Seite doch auch unter einander vielfach abweichenden Auffassungen in äußerlich getrennten, wenn auch theilweise eng befreundeten Gruppen ihren Ausdruck gefunden, deren eine unter dem Namen Weltkinder dem alten Reinhart als ihrem Führer folgten; diesen gegenüber standen die Nazarener, deren Wesen vornehmlich durch Overbeck und Cornelius bestimmt war; und endlich gab es noch die Capitoliner, als deren geistiger Mittelpunkt Schnorr gelten konnte.

Aber dieser Zusammenhang des jungen Mannes mit einem so gediegenen Kreise schützte ihn nicht gegen Overbeck's immer erneuerte Bekehrungsversuche, und nachdem Schnorr bereits acht Jahre lang sich derselben erwehrt hatte, mußte er sich endlich aus Liebe und Verehrung für Overbeck zu einer förmlichen Disputation herbei lassen, bei welcher ihm Richard Rothe secundirte, während Overbeck durch den deutschen Jesuiten Kohlmann unterstützt wurde. Sie hat die gut gemeinten Hoffnungen Overbeck's vereitelt; mit welchen Empfindungen Schnorr diesem heißen Kampfe entgegen gegangen ist, erhellt aus einem Schreiben, das er wenige Tage vorher an seinen Vater richtete. Es heißt darin:

„Diese Neukatholiken, die immer über der Bekehrung von uns brüten, sind abgerichtet, uns zu fassen, wie die Jagdhunde abgerichtet sind das Wild aufzuspüren und zu erhaschen. Wenn man sich einmal mit ihnen auf's Disputiren einläßt, so kann nur die allertiefste und gründlichste Gelehrsamkeit in diesen Dingen sie überwinden; sie bringen hundert und tausend schöne Sachen zu Markte, an die wir unser Lebtag nicht gedacht haben und sie denn natürlich auch nicht schlagend zu beantworten wissen. Wir sind vielleicht bibelfest und denken, damit können wir Alles überwinden, weil wir das Böse in uns damit überwunden haben oder doch fühlen, daß Gottes Wort in uns stärker ist als das Böse. Da sagen sie aber: Bibel? Evangelium? Wer hat's euch denn gegeben? Von der Kirche (und da meinen sie natürlich die römisch-katholische) habt ihr's, die war vor der Bibel, und die hat euch erst die Schriften ausgesucht und gegeben, die ihr für Gottes Wort, für die Bibel halten sollt. Also sie steht über der Bibel, sie repräsentirt gleichsam den Geist, der die Schrift verfaßt hat, kann also die einzige Erklärerin sein und hat auch die Kraft in sich, das nur Angedeutete auszubilden und zu ergänzen. Nun wollt ihr diese Kirche meistern, die Waffe, die sie euch gegen das Böse gab, gegen sie kehren? Alle ihre Gebräuche und Mißbräuche wissen sie so schön und unschuldig darzustellen, historische Facta, Stellen aus den ältesten Kirchenvätern anzuführen, die zwar der gründlich Belehrte oft als zweifelhaft oder ersonnen kennt, auf die aber unser einer, der nur darauf eingerichtet ist, in dem eigenen Herzen zu kämpfen, wo das Gewissen ihm besser dient als alle Kirchenväter der Welt, doch nicht immer zu antworten weiß; kurz, sie rühren eine Welt von Dingen auf, die den, welcher nicht alles Uebersinnliche geradezu verwirft, leicht genug aus der Fassung bringt, wenn er nicht, wie eben gesagt, sehr gründlich belehrt ist."

Aber es konnte nicht fehlen, daß auch andere Beunruhigungen seine rastlose künstlerische Thätigkeit zu Zeiten in Frage stellten. Aus den Briefen an seinen Vater ist darüber nicht viel zu entnehmen, ein paar Mal jedoch schlägt er in den wenigen an die Gattin seines Gönners, des Kunstfreundes v. Quandt, wie in den an diesen selbst gerichteten Briefen einen Ton an, der zwischen Scherz und Ernst errathen läßt, wie unzureichend seine Kunst ihm Ersatz bot für das Viele, das er entbehrte.

Gerade um jene Zeit hatte er für v. Quandt die schöne Winzerstochter aus Albano, die allbewunderte Vittoria, zu malen unternommen. Darüber schreibt er an seinen Gönner:

„Sobald ich meine Geräthschaften zum Oelmalen hier habe, werde ich suchen, die kleine Vittoria habhaft zu werden. Neulich sah ich sie auf dem Blumenfest, ich redete sie an (ich kenne sie nämlich von Redens her) und unter dem Vorwand, den Esel ihres Vaters gelegentlich zu miethen, bat ich sie, mir ihre Wohnung anzuzeigen. Man sagt: den Sack schlägt er, den Esel meint er, diesmal heißt's: nach dem Esel fragt er, die Vittoria meint er. Ich gedenke ihr Gesicht nicht ganz als Portrait zu geben, schon darum nicht, weil ich dann genöthigt sein würde, mich auch an die Figur zu halten, die doch gar zu unansehnlich ist. Ich hoffe, die schlanke, schöngebaute siebzehnjähr'ge Tochter der Marianne soll mir zu einer besseren Figur verhelfen. — — Mein Herz ist sehr reizbar, aber zugleich sehr dauerhaft. Es muß von einer Art Gummi elasticum gebildet sein. Es macht Alles leicht einen Eindruck darauf, Vieles einen tiefen und ewigen Eindruck, wenn der Gegenstand einen tiefen und ewigen Werth hat. Gewisse Eindrücke aber halten sich nicht darin, sobald nur der verletzende Gegenstand wieder hinweg ist. Das Herz schnappt wieder in seine ursprüngliche Größe und Form zurück, bleibt frisch und gesund und fähig, neue Eindrücke aufzunehmen. Dies Bekenntniß möge aber unter uns, unter solchen bleiben, die es verstehen, weil sie es nehmen, wie ich es gebe. Es ist wahrlich kein schlecht Bekenntniß. Ich habe mich durch einen flüchtigen Eindruck nie weder zu Worten, noch zu Thaten verleiten lassen, die ich zu bereuen hätte. Wem ich Treue versprach, dem habe ich sie gehalten, das können meine Freunde bezeugen; Vieles habe ich gethan, was ich nicht versprochen, schon im Voraus bewahre ich den Grund meines Herzens und meinen Leib der, die einst mein sein wird, obwohl ich noch nicht weiß, wer sie ist, ob ich sie kenne oder nicht."

Aber war es die schöne Vittoria oder war es jenes schlanke siebzehnjährige Töchterchen der Marianna, die es seinem armen Herzen angethan hatte? Diesmal ist es Frau v. Quandt, der er beichtet:

„Nach einem überaus vergnügt verlebten Sommer bin ich wieder in Rom eingetroffen, und zwar gesund und fröhlich, obschon ich mich von

*) Briefe aus Italien von Julius Schnorr von Carolsfeld. Gotha, Frd. Andreas Perthes.

Digitized by Google

der herrlichen Luft, von den grünen dichten Wäldern, den kühlen Fluthen des Albaner Sees und, daß ich ganz aufrichtig bin, von der jüngsten Tochter der Frau Marianna, meiner Wirthin, nicht ohne große Schmerzen habe trennen können. Meine alte Laufbahn verfolge ich nun munter, nachdem ich eine neue seitswärts liegen lassen, nämlich eine Bahn, die sich eröffnet hätte, wenn ich, wie es meine Hausleute ernstlich wünschten, katholisch geworden wäre, Nanna geheirathet und mich für immer in Italien niedergelassen hätte: eine neue Bahn, die nicht ohne große Reize war, dennoch mich nicht hat locken können; doch locken ja, wenn ich mich recht besinne, doch nicht gewinnen. Gott gebe mir nun auf der alten Bahn Gelingen und meinem Herzen bald einigen Ersatz, sonst möchte ich doch die Fröhlichkeit mir nicht bewahren können. Ach, liebe Frau, es ist doch ein elend Leben, so allein zu sein, Niemand zu haben, der ganz unser eigen ist. Wie ganz anders ist es, wenn Nanna den kühlen Wein bringt und die frischen Trauben, wenn sie mich am Abend begrüßt und nur schwer von der Alten sich hinauf auf den Boden treiben läßt zum Schlafengehen, wie anders als wenn die alte Laura um mich ist! Wie schläft sich's auf dem Bette, das jene gemacht hat, wie lieblich ist der Gruß am Morgen durch das Loch oben in der Decke, das freilich nicht einmal gestattet, den Umriß der Wangen zu sehen, geschweige sonst etwas zu erkennen, was eigentlich die gänzlich abgeworfene Hülle zu beschauen erlaubte! Wüthend muß ich mich zusammen nehmen, daß ich nicht falle. Bisher ist's noch gegangen, wer weiß aber, wie lange mir's gelingt, zu entsagen, wenn nicht von einer anderen Seite her Rettung kommt. Ihr Barbaren seht mich ruhig auf der Folter liegen und sagt: Der Künstler soll nicht heirathen. Ich frage: Soll er etwa vor Sehnsucht vergehen? Trösten Sie, helfen Sie, sonst nenne ich mich nicht lange mehr

Ihren getreuen

Julius."

Nun, zu helfen war nicht. Wir fragen: warum nicht? Erst fünf Jahre später kommt es zu Tage, nachdem er durch König Ludwig nach München berufen worden ist und nun seinen Weg klar vor sich liegen sieht.

„Theuerster Vater ... Der größte und wichtigste Schritt, den ich in meinem Leben thun konnte, ist nun gethan. Gott hat einer ununterbrochen tief gefühlten Sehnsucht nach einer Ergänzung meines Daseins endlich abgeholfen; er hat mir die zweite beste Hälfte meines Lebens zugeführt: ich habe (was ich nur in der Zuversicht Deines Segens und Deiner Einwilligung aussprechen kann), ich habe eine Braut. Wie sehr ich bei der Ankündigung eines (wie es scheint) so schnell gethanen Schrittes Dein ganzes Vertrauen zu mir und die Meinung, die Du bisher von mir gehabt, und vor Allem Deine große Liebe in Anspruch zu nehmen habe, fühle ich nur zu gut; ich weiß aber auch, daß, wenn Du Alles wüßtest, was seit Jahren in mir vorgegangen ist und dieser Tage sich zugetragen hat, daß auch keine Spur von Sorge oder Zweifel in Betreff meiner bei Dir aufkommen könnte. Vor dreizehn Jahren lernte ich ein Kind von sieben Jahren kennen, unseres Ferdinand (Olivier) Stieftochter Maria Heller, als ich selber noch kindisch war, und faßte eine Neigung zu diesem Kinde, wie ein Kind sie zum anderen fassen kann. Drei Jahre waren wir täglich beisammen und wir waren wie Bruder und Schwester. Als ich nach Italien ging, begleitete mich das Bild des Mädchens und während der zehn Jahre, die ich dort blieb, schwebte es mir, nahe oder ferne, aber doch immer vor meinen Augen. Bisweilen berührte mich eine andere Neigung, doch nie konnte mir bei einer anderen Neigung wahrhaft wohl zu Muthe werden. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Italien, als ich die Zeit meiner Rückkehr bestimmen und meine künftige Lage einigermaßen klar übersehen konnte, trat das Bild doppelt stark hervor. Durch scheinbare Zufälligkeiten wurde ich entschieden angeregt, meinen Wünschen eine feste Gestalt zu geben: ich konnte mich nicht mehr anders denken, wenigstens nicht glücklich denken, als im Besitz von Marien. So stand es mit mir in Italien der Hauptsache nach. Gottes Hand waltete gnädig über mir, wenn ich vom Wege weichen wollte; ich allein hätte mich nicht erhalten auf diesem Wege. Der böse Brand stak auch in meinem Fleische und wollte mich herabziehen: täglich und stündlich wurde ich angefochten; ich jammerte über mich selbst und war doch immer jämmerlich. Gott ließ mich aber nicht, er war treu seiner Liebe, wenn ich's ihm unmöglich machte, mir treu zu sein. Er ließ mich nicht fallen, mit Gewalt hinderte er mich Böses zu thun. Als ich Rom verließ, standen mir meine Wünsche ganz klar vor Augen, und Gottes Einwilligung und Segen war mir fühlbar. Meine Ankunft in Wien schwebte mir entschieden als der Zeitpunkt vor Augen, in dem sich mein Glück entscheiden mußte. Den 20. Juni (Lottchens Geburtstag) kam ich an und sah Marie wieder. Nie trat mir eine lieblichere Erscheinung entgegen, aber mein guter Muth wurde doch erschüttert; ein Gefühl der Ehrfurcht und der Scheu wurde in mir mächtig und ließ mir Schranken sehen, die ich nicht zu durchbrechen wußte. Was konnte von meiner Seite ihr entgegentreten, das für mich gesprochen hätte? Daß sie mein Inneres sah, wie konnte ich das vermuthen? Doch Gott hat auch hier geholfen, er hat in ihrem Herzen für mich gesprochen, jetzt und früher. In der Zeit meiner Abwesenheit hatte auch sie meiner gedacht, wie ich ihrer; die Bekanntschaft hatte ununterbrochen fortgedauert. Am dritten Tage nach meiner Ankunft, aber nach dreizehnjähriger Bekanntschaft, wurden wir miteinander einig, schnell und sicher, und seit dieser Stunde wächst das Gefühl der Sicherheit in mir (und ich glaube, auch in ihr) zusehends und wunderbar. Mir ist zu Muthe, als hätte ich mein Leben aufgebaut wie einen Bogen, auf beiden Seiten die Steine gefügt und in Ordnung gelegt, doch ohne daß sie schlossen und sich selber tragen konnten, bis ich nun den Schlußstein eingefügt, den Gipfel und die Krone meines Lebens. Was soll ich nun Dir weiter beschreiben, theuerster Vater? Gib mir Deinen Segen und sage, Du traust mir und bist zufrieden und glücklich, weil Du weist, daß beides Dein Sohn im höchsten Grade ist. Gebt mir Euren Segen, Du und die Mutter, im Vertrauen, daß Gott den seinen gegeben hat; vollendet so mein Glück, das nur im Schatten Eures Segens blühen will."

Die elterliche Einwilligung erfolgte.

Diese wenigen Proben aus dem Buche mögen genügen. Es lohnt sich doch hin und wieder an Einblicken dieser Art nicht vorüberzugehen. Gewiß, der Dichter der römischen Elegien hatte Recht:

Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre dann Rom auch nicht Rom.

Aber ein echtes Gefühl nicht beirren lassen, weder durch die verführerisch poetische Verherrlichung der Töchter dieses gesegneten Kunstasyls, noch durch den nahen Verkehr mit ihnen selbst, zumal in den Jahren, wo dem Jüngling jede anmuthige weibliche Erscheinung zur Huldgöttin wird, das schmückt den Sieger in solchem Kampfe, wenn nicht mit dem Dichterlorbeer, so doch um so sicherer mit dem Ehrenkranze von deutschem Eichenlaub. Möge sein Säuseln recht vielen deutschen Künstlern in solchem Sinne lieb und vertraut klingen!

Zur Geschichte Rußlands vor Peter dem Großen.

Von Erwin Bauer.

Es ist ein altbekannter Satz, daß wir die Bestrebungen der zeitgenössischen Politik und Cultur nur recht zu würdigen und zu beurtheilen vermögen, wenn wir in die Einzelheiten der Vergangenheit vorurtheilslos eindringen können. Je unbekannter aber und je weiter abliegend von den uns unmittelbar berührenden Gebieten der Geschichtsforschung historische Ereignisse sich vollzogen haben, desto werthvoller muß ihre autoritative Darstellung für die Kenntniß der gesammten Weltgeschichte werden, und desto dankbarer müssen wir dem Forscher sein, der eine fühlbare Lücke in unserem historischen Wissen ausfüllt und folglich unser Urtheilsvermögen auf eine neue, vervollkommnete Basis stellt. Und dies um so mehr, wenn es sich um die Vergangenheit einer Großmacht wie Rußland handelt, die heute einen der wichtigsten Factoren im Weltgetriebe darstellt und das anspruchsvolle Recht ausübt, neben der Beschäftigung mit ihren zahllosen inneren Fragen die Ergebnisse der eigenen Fortentwickelung mittelbar und unmittelbar im Gestaltungsproceß der allgemeinen politischen und Cultur-Fragen der Welt zur Geltung zu bringen.

Unter diesen Gesichtspunkten hat der Entschluß des bekannten Historikers Professor Alexander Brückner in Dorpat, einen Theil seiner gediegenen Monographieen zur Geschichte Rußlands vor Peter dem Großen, welche in historischen Zeitschriften verstreut erschienen sind, zu einem stattlichen Bande zu vereinigen, eine erhöhte Bedeutung zu beanspruchen. Denn

Digitized by Google

Brückner gibt in seiner Sammlung*) nicht bloß dem Fachmanne ein überaus reiches historisches Material in übersichtlicher Anordnung und kritischer Behandlung, sondern er schafft dem uneingeweihten Laien die Möglichkeit, eine Entdeckungsreise in jene Zeit russischer Geschichte, welche Westeuropa zum großen Theil noch ein verschlossenes Buch ist, anzutreten; er lehrt uns, das Czarenreich von heute besser als bisher zu verstehen, sowie zu beurtheilen, wie es zu seinen zeitgenössischen Zuständen und Bestrebungen gelangt ist und wie begründet oder unbegründet die Letzteren sind. Es gibt Leute, denen die geschichtliche Wahrheit sehr unbequem ist, und zu diesen gehören im vorliegenden Falle die Slavophilen: baut sich doch der größte Theil ihrer socialen und politischen Anschauungen und Forderungen auf ihre Darstellung der Entwickelungsgeschichte Rußlands aus dem moskowitischen Czarenreiche zur modernen Großmacht auf! Wer aber weiß, wie unumschränkt die slavophile Geschichtsforschung und die nationalistische Begründung der angeblichen Verkehrtheit der Reformen Peters des Großen und ihres Einflusses auf den Gang der russischen inneren und äußeren Geschichte zur Zeit jenseits des Njemen herrschen, wird den Muth bewundern müssen, mit welchem Professor Brückner das Gewicht seines Namens und seines eminenten Wissens zu Gunsten Derjenigen in die Waage geworfen hat, welche unermüdlich daran arbeiten, der Wahrheit gegenüber der historischen Entstellung zu ihrem willkürlich verkürzten Rechte zu verhelfen. Man wird dieser That in Westeuropa um so mehr die richtige Bedeutung beimessen, wenn man erfährt daß Brückner's Untersuchungen nicht allein dem historischen Gebäude der slavophilen Geschichtsschreiber das Fundament unterminiren, sondern vor Allem in denkbarst überzeugender Weise darthun, wie mangelhaft historisch begründet alle die politischen Aspirationen sind, in welchen heute die Verfechter der slavischen Idee althergebrachte und unveräußerliche Forderungen der russischen Politik verherrlichen.

Zwei äußerst wichtige Thatsachen sind es, welche die Untersuchungen und Mittheilungen Brückners in ebenso maßgebender wie endgiltiger Weise beantworten. Einmal: daß Rußland vor Peter dem Großen ein durch und durch asiatischer Staat war, dessen Einrichtungen bis in alle Einzelheiten der Staats- und Privatwirthschaft auf dem niedrigsten Culturniveau standen, und dessen Politik ohne erkennbare allgemeine Ziele lediglich dem Augenblicksbedürfniß entsprach. Und zweitens, daß das Czarenreich schon lange vor Peter mit Naturnothwendigkeit den Wegen und Errungenschaften der westeuropäischen Cultur zustreben mußte und zustrebte, und daß, wie alle gewaltigen Einzelerscheinungen in der Weltgeschichte, auch die Gestalt Peters des Großen ebenso sehr eine aus den Verhältnissen, aus dem geschichtlichen Entwickelungsgange Rußlands geborene war, wie sie bestimmend auf die Weitergestaltung dieser Verhältnisse eingegriffen hat. — Der Culturzustand eines Volkes in einer vergangenen Epoche seiner Existenz wird nur erkennbar, wenn der Forscher in die Details der damaligen Anschauungen einerseits und realen Verhältnisse andererseits eindringt nnd an der Hand der Ueberlieferungen über einzelne charakteristische Zeitereignisse und über die Lebensführung Einzelner aus verschiedenen Gesellschaftsklassen das Material zu Rückschlüssen auf den Stand der gesammten Civilisation zusammenträgt. Freilich, eine derartige Methodik verlangt eine Ausführlichkeit, die sich auf Bände von Materialien beziffern könnte, und Sache des Forschers ist es, will seine Arbeit von allgemeinem Nutzen sein, sich auf weniges Charakteristische zu beschränken. Aber wenn wir auch meinen, daß Brückner in quantitativer Hinsicht vielleicht ein Mehr hätte bieten können, so drückt diese Ansicht mehr einen durch die eingehende Lectüre hervorgerufenen Wunsch als ein Urtheil aus. In jedem Fall ist das, was er uns in seinen Aufsätzen „Die Pest in Rußland 1654," „Die Herstellungskosten eines Buches im Jahre 1649," „Des Patriarchen Nikon Ausgabebuch 1652," „Ein Kleiderreformprojekt vor Peter dem Großen" u. s. w. speciell zur Beurtheilung der socialen Zustände und der wirthschaftlichen Lage im Czarenreiche des XVII. Jahrhunderts gegeben hat, wenn auch nicht nach allen Richtungen erschöpfend, so doch im höchsten Grade belehrend und gerade über Detailfragen aufklärend, welche frühere Geschichtsschreiber sehr mit Unrecht übergangen haben. Dazu kommt noch, daß Brückner alle die von ihm mitgetheilten Einzelheiten stets nur als gewichtige Zahlen zur Herstellung der Summe betrachtet und seine Schlußfolgerungen auf Grund eines Allgemeinwissens zieht, das, soweit die russische Geschichte in Betracht kommt, schwerlich seines Gleichen finden dürfte.

Sind also die vorstehend nahmhaft gemachten Capitel reich an Enthüllungen zur Kenntniß des asiatischen Charakters des russischen Volkes und der russischen Gesellschaft vor Peter, so vervollkommnen zwei weitere Aufsätze, Berichte über russische Gesandtschaftsreisen nach Italien (1656—57) und Paris (1681), diese Kenntniß um ein Erhebliches und fügen ihr Materialien zur Beurtheilung der Politik des Czaren Alexei Michailowitsch hinzu, wie sie interessanter kaum zu denken sind. Liest man die Reisegeschichte des czarischen Abgesandten Tschemodanow, welcher sich mit seiner Begleitung um ganz Europa herum zu Schiffe über Livorno nach Venedig begab, um die Republik im verwegensten Sinne des Wortes „anzupumpen," so drängt sich gewaltsam der Vergleich mit Europareisen exotischer Fürstlichkeiten auf, welche unsere Tage gesehen: nur daß etwa der Schah von Persien und König Kalakaua von den Sandwichs-Inseln entschieden culturbeleckter erscheinen, als die Herren Tschemodanow, Posnikow ꝛc. Mehr aber als die ekelhaften Gewohnheiten, der Schmutz, die lästigen Manieren, der Hochmuth und die Unwissenheit der Abgesandten des Czaren, interessirt uns die Thatsache, daß dieser Reisebericht aufs Unwiderleglichste nachweist: 1) daß man damals in Rußland auch nicht im Entferntesten an eine Orientpolitik dachte, welche von den Slavophilen bekanntlich auf die Zeiten Olegs und Swjätoslaws zurückgeführt wird; und 2) daß die russische Politik vor Peter überhaupt nicht einen einzigen selbständigen politischen Gedanken hatte oder ein bestimmtes Ziel verfolgte. Sich der Angriffe der nächsten Nachbarn, der Polen, zu erwehren, war ihr einziges Bestreben, und jene Ideen, welche die Republik Venedig in ihrem Kampfe gegen das Türkenthum bewegten, lagen dem Interessen- und, was mehr sagen will, dem ganzen Gedankenkreise der Moskowiter vollständig fern. Der Traum der Panslavisten, das orthodoxe Kreuz auf der Sophienkirche in Konstantinopel zu sehen, ist eben kein Ergebniß der volksthümlich russischen historischen Ueberlieferung, sondern — und das beweist Brückner indirect auf's Schlagendste — eine Erfindung der Herren von der „slavischen Idee"!

Auch die Darstellung des Aufenthalts der czarischen Gesandten Potemkin und Wolkow in Paris im Jahre 1681 beweist das Nämliche, wie die Beschreibung der Reise Tschemodanows. Erstere zeigt aber auch, wie man damals in Frankreich über Rußland dachte, und ein Wort des Ministers Colbert Croissy verdient hier wiedergegeben zu werden. Derselbe bemerkte in Bezug auf einen mit Rußland abzuschließenden Handelsvertrag: „les humeurs et maximes des français sont tant différents de cette nation, qu'il n'y a point d'apparence que ces deux nations si contraires s'accordent longtemps et que par conséquent le dit traité de commerce s'anéantira de soi même." Haben diese Worte Colberts nicht auch heute noch ihre Berechtigung? Die Slavophilen werden diese Frage eifrig verneinen; was hat ihnen aber das Recht zu diesem Nein gegeben? Doch nur die Thatsache, daß die Russen vielfach anders geworden sind in Folge der Reformen Peters und der nachfolgenden Herrscher!!

Und daß diese Reformen bereits im XVII. Jahrhundert eine geschichtliche Nothwendigkeit geworden waren, welche zu leugnen ebenso thöricht wäre, wie es unmöglich ist, Rußland über sie hinweg zu den Zuständen der vorpetrinischen Zeit zurückzuschrauben, das beweisen neben den vorstehend erwähnten Reiseberichten die Geschichte des Arztes „Laurentius Rhinhuber", die Biographie des „Fürsten W. W. Goli-

*) Alexander Brückner: Bilder aus Rußlands Vergangenheit. Erster Band: Beiträge zur Culturgeschichte Rußlands im XVII. Jahrhundert. Leipzig, Verlag von B. Elischer.

Digitized by Google

zyn", der in mehr als einer Hinsicht der Vorläufer Peters des Großen war, obgleich er als Vertrauensmann und Gemahl der Regentin Sophie der natürliche Gegner des jugendlichen Peters sein mußte, und endlich die Geschichte „Patrick Gordon's", des Freundes und Mitarbeiters Peters, aus dessen bemerkenswerthem Tagebuche Brückner das Interessanteste mittheilt. Wir sehen aus den letztgenannten drei Aufsätzen, wie das wirthschaftliche, sociale und politische Bedürfniß immer dringender Rußland auf Westeuropa anweist; wir lernen die Beweggründe und ersten Schritte zur Annäherung an den Westen kennen, und verfolgen endlich, der Führung Patrick Gordons anheimgegeben, die Wege, welche Rußland theils unbewußt, theils bewußt zur Verwirklichung dieser Annäherung einschlägt. Ueberall aber, sei es auf politischem, sei es auf wirthschaftlichem bezw. gewerblichem und handelspolitischem, sei es auf rein geistigem Gebiete, lernen wir als eigentliche Triebkraft zum Aufsuchen der westeuropäischen Civilisation den Mangel an eigenen lebens- und entwickelungsfähigen Culturanfängen kennen. Dieser Mangel und die Erkenntniß desselben, sowie die Thatkraft eines Genies, wie Peter, das, die geschichtlichen Bedürfnisse seines Volkes erkennend, es mit gewaltthätiger Energie dahin führte, wohin es selbst unbewußt gedrängt hatte, — das waren die Gründe, welche das asiatische Rußland in die Reihe der europäischen Culturmächte geführt haben. Der Rückschluß hieraus auf die Theorie der Slavophilen, daß mit Peter die große Zeit der Verirrung der russischen Nation auf falsche Bahnen begonnen habe, ergiebt sich von selbst und wird jedem Leser um so vernichtender erscheinen, je mehr er sich in das Studium des Brückner'schen Buches vertieft.

Mit vorstehender Skizze ist der Inhalt dieses Buches noch keineswegs erschöpfend gekennzeichnet. Professor Brückner ist im vollsten Sinne des Wortes ein moderner Historiker, der die Special-Untersuchung nie ihrer selbst wegen unternimmt, sondern stets darauf sieht, daß auch die allgemeine Geschichtswissenschaft hierbei gewinne. So dürfte der gewissermaßen als Einleitung dienende Aufsatz „Zur Naturgeschichte der Prätendenten" als geistreicher Beitrag, durch Zuhülfenahme der Thatsachen-Reihen den Charakter der Geschichtsschreibung als Wissenschaft zu erhärten, überall Zustimmung finden. Auch sei hier noch hervorgehoben, daß Brückner mit um so größerem Recht auf den Werth privatwirthschaftlicher Untersuchungen und Betrachtungen für die Culturgeschichte aufmerksam macht, als dieser Zweig der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung bisher nur sehr stiefmütterlich behandelt worden ist. Es ließe sich, wie gesagt, noch mancherlei aus dem Inhalt des Brückner'schen Werkes anführen, doch verzichten wir darauf um so eher, als wir nur zum Studium desselben anregen wollen. Und welche Lehren für die russische Politik unserer Tage aus ihm sich ergeben, das haben wir verständlich genug angedeutet.

Feuilleton.

In der Provinz.

Von Matilde Serao.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte.

Die beiden Familien machten im Kleinen die Feindschaft der Montecchi und Capuleti nach. Nur daß sie, der höheren Cultur und den milderen Sitten unseres Jahrhunderts Rechnung tragend, statt ihrer gegenseitigen Personen, ihre Geldbeutel bluten ließen. Statt mit Dolch und Degen und mit mörderischen Anfällen, bekriegten sie sich mit zahllosen, langen, verwickelten Processen. Sie processirten aus Widerspruchsgeist, aus Trotz, aus grimmiger Wuth. Sie processirten mit jener starrköpfigen Freude am Processiren, welche die höchste Wonne von Provinzlerseelen bildet. Natürlich handelte es sich um bloße Kleinigkeiten. Ein Bach änderte die Richtung seines Laufes, eine muthige Ziege war von der Wiese des einen auf die des anderen gesprungen; einige obscure, dumme Kartoffeln hatten die Unverschämtheit gehabt, sich unter der Erde auszubreiten und die Grenze zwischen den beiden Feldern zu überschreiten. Daraufhin regnete es Stempelpapier, die Gerichtsschreiber wurden nicht müde die schönsten Acten in barbarischem Zopfstil aufzusetzen; der Urtheilssprüche wurden immer mehr, die Processe immer verwickelter. Die beiden Advocaten rieben sich vor Freuden die Hände; nach der Wendung, welche die Sache nahm, durften sie wohl sicher sein, daß die Eltern diese Händel ihren Kindern als kostbares Vermächtniß hinterlassen würden. Wie diese furchtbare Feindschaft zwischen den Pasquali und den Dericca entstanden war, vermochte die genaueste Forschung nicht zu ermitteln; es wurden von der einen wie von der anderen Seite zu verschiedene Gründe angegeben. Genug, es war ein bitterer, unversöhnlicher Haß. Da sie in der Stadt Hausnachbarn waren und auf dem Lande ihre Güter an einander grenzten, begegneten sie sich oft und maßen sich dann mit grimmigen, feindseligen Blicken. Die Damen der beiden Familien gingen in verschiedene Kirchen. Wenn die Dericca'schen Kinder blaue Kleider anzogen, warfen sich die Pasquali'schen sofort in Rosa. Im Stadtrath waren die Pasquali immer conservativ gesinnt und die Dericca in Folge dessen immer Fortschrittler. Was die Einen thaten, hätten die Anderen nicht um alle Reichthümer der Welt gethan. Wo die Einen hingingen, blieben die Anderen weg. Und dann gab's Sticheleien, Klatschereien, Verleumdung, Bosheit, Aufdecken und Umhertragen von scandalösen Geschichten: kurz, all' die in einem Provinzialstädtchen zwischen zwei streitenden Familien üblichen Annehmlichkeiten und Liebenswürdigkeiten. Unter diesen Umständen hielten Karl, der älteste Sohn der Pasquali und Maria, die zweite Tochter der Dericca, es für gut, sich zu verlieben.

In kleinen Städtchen haben Liebesgeschichten alle ein und dieselbe Form. Meistens sind es Bekanntschaften aus den Kinderjahren. Sie werden beim Blindekuhspielen gemacht, reifen bei den Tanzgesellschaften in verschiedenen Häusern zu größerer Intimität heran, werden beim Lottospiel fortgesetzt und endigen vor dem Standesbeamten und dem Pfarrer. Diese Liebe ist autorisirt, wird sorgfältig überwacht, glänzt durch treue Beständigkeit; über ihren Ein- und Ausgang im Hause wird genau Protokoll geführt, sie steht unter besonderer Protection der murrenden Großmütter und der geistlichen Onkel, sie ist stadtbekannt. Diese Liebe kennt keine Nerven, keine Thränen, keine sentimentale Empfindsamkeit, keine phantastische Leidenschaft; sie ist etwas äußerst Ruhiges, Ehrbares, Langsames, gleichsam eine Krystallisation der Liebe. Sie genügte Karl Pasquali und Maria Dericca nicht. Ersterer hatte das seltene Glück gehabt, einmal vierzehn Tage in Neapel zuzubringen, also sah er mit Verachtung auf die Gebräuche der Provinzialstadt herab. Und Maria hatte Nachts beim matten Schimmer eines Talglichtes die unglücklichen Romanheldinnen Mastriani's beweint und ihre überschwänglichen Leidenschaften beneidet. Die Beiden verlangten also darnach eine recht außergewöhnliche Liebesgeschichte zu erleben. Erst war es nur ein heimlicher Blick, ein leisegeflüstertes, aber von der Angeredeten mit merkwürdig raschem Auffassungsvermögen verstandenes Wort, eine Nelke, die vom Balcon herabfiel, woran doch wohl nur der Wind schuld sein konnte, ein plötzliches Erblassen seinerseits, ein plötzliches Erröthen ihrerseits. Dann legte sich die geharnischte Macht eines Plätteisens in's Mittel. Eine geübte Plätterin, die alle vierzehn Tage im Hause Maria's ihrem Geschäft oblag, überbrachte ein kleines Billet, darauf eine kurze Antwort; es folgten zunächst ein Briefchen, dann ein langer ausführlicher Brief und endlich jene förmlichen Hefte von acht bis zehn Bogen, welche den höchsten Gipfel der verliebten Narrheit zu bezeichnen pflegen.

Aber o weh! Das Glück der beiden Liebenden war kurz, denn das Unglück schreitet schnell und sollte sie bald unerbittlich trennen. Sie wurden gesehen, beobachtet und die Sache den beiderseitigen Papas hinterbracht. Die wuchtigsten Donnerkeile eines väterlichen, durch elf Processe noch erbitterter gemachten Zornes trafen die Häupter der Liebenden. Die Balconfenster wurden geschlossen, die auf die Terrasse gehende Thür mit einem Riegel versehen, die einzelnen Nelken auf den Pflanzen gezählt, Spaziergänge wurden untersagt oder wenigstens ohne daß vorher etwas

Digitized by Google

darüber verlautete, unternommen, die Stunde des Kirchganges jeden Sonntag geändert — aber jene Beiden ließen nicht von einander. Verweise, Predigten, Verbote, Schwierigkeiten, Alles entflammte ihre Liebesleidenschaft nur noch mehr. Im Winter stand Maria manchmal Nachts auf, trat in ihre Pantoffeln, hüllte sich in einen Shawl und ging, den Athem anhaltend und bebend vor Furcht, die Treppe hinab an ein Fenster im ersten Stockwerk; der Freund stand unten auf der Straße an die Mauer gelehnt. So sprachen sie oft zwei oder drei Stunden mit einander, ohne sich um die Kälte, um den Regen und den entbehrten Schlaf zu kümmern. Sie unterhielten sich ohne sich zu sehen in einem Zwischenraum von fünf Metern, sie verstummten bei jedem leisen Geräusch von Vorübergehenden und nahmen dann behutsam das unterbrochene Gespräch wieder auf, in beständiger Angst, daß Maria's Eltern aufstehen und dies luftige Zwiegespräch entdecken und stören könnten. Aber was kümmerte sie dieses alles? Im Herzen hatten sie Sonnenschein und Liebesfrühling und Muth und wäre der König selbst dahergekommen, sie hätten sich nicht vom Fleck gerührt. Statt Seiner Majestät war es nun aber der Bruder Maria's, der in einer für ihn schlaflosen Nacht aufstand, die Thüren offen fand, die Treppen hinabstieg, ein unterdrücktes Murmeln von Stimmen hörte und seine Schwester in flagranti ertappte. Ohne viele Umstände zu machen schloß er die Jalousien vor den Augen Karl's, gab Maria eine schallende Ohrfeige und führte sie in ihr Zimmer zurück. Am anderen Morgen wurde das Fenster des ersten Stockes zugemauert, obgleich die Treppe dadurch ganz dunkel wurde.

O, all Ihr treuen Liebenden, die Ihr unter der Tyrannei der Umstände seufzt und die Qualen einer unglücklichen Liebe erduldet, denkt Euch die Verzweiflung jener Beiden! Ihre Briefe waren für das geübteste Auge kaum mehr leserlich, denn Thränen löschten beinahe alle geschriebenen Worte aus. Lange Reihen Ausrufungszeichen, die sich wie ein Regiment in Reih und Glied stehender preußischer Soldaten ausnahmen, folgten den endlosen Verwünschungen des Schicksales, des Verhängnisses, des Fatum und sonstiger unpersönlicher Wesen, die sich wenigstens nicht rächen konnten. Die abenteuerlichsten Pläne wurden entworfen, besprochen und dann verworfen. Karl wäre gern mit Maria entflohen, aber sein Vater gab ihm kein Geld und es war ihm also unmöglich, die zu einer Reise — wenn auch nur bis Neapel — für zwei Personen nöthigen neun Lire fünfzig Centesimi zusammen zu bringen. Einmal dachten sie auch an den Selbstmord, fanden indeß bei näherer Betrachtung, daß durch dieses Mittel . . . die Schwierigkeiten nicht gehoben würden. Endlich, so nach und nach wurde ihre unglückliche Liebe ein System. Die Verwünschungen waren stets dieselben und die Liebenden konnten keine Nacht zu Bett gehen, ohne „dem Papier, dem treuen Papier ihren ganzen Schmerz, ihr ganzes Weh anvertraut zu haben". Im ganzen Städtchen sprach man nur noch von ihrer unerschütterlichen Liebe, ihren herben Qualen. Sie waren der Gegenstand allgemeinen Interesses. Kam Jemand aus Neapel zum Besuch, so zeigte man ihm die Ruinen des römischen Amphitheaters und erzählte ihm die traurige Liebesgeschichte von Karl und Maria. Durch all dieses wurde die Eitelkeit der jungen Leute sehr gekitzelt und sie nahmen eine den Umständen angemessene Haltung an. Maria war immer blaß, machte stets ein melancholisches Gesicht, sprach zu ihren Freundinnen von ihrer „freudelosen Existenz", verzichtete auf jedes Vergnügen, lächelte nie und war glücklich in dem Gedanken, einer Romanheldin Mastriani's zu gleichen. Karl machte viele einsame Spaziergänge, war immer sehr schlechter Laune, rührte sich auf Bällen nicht aus einer Ecke und war glücklich, wenn um ihn her geflüstert wurde: „Armer Jüngling! Diese unglückliche Liebe verkümmert und verbittert ihm das ganze Leben!" In den Cafés, bei Gesellschaften und Besuchen kam das Gespräch mit der eintönigen Beharrlichkeit einer Kleinstadt immer wieder auf die beiden jungen Leute und ihren Liebeskummer; wer aber von ihnen etwas Neues zu melden wußte, wurde mit offenen Armen empfangen. Karl und Maria trugen mit Würde die süße Last ihrer Berühmtheit.

Endlich, nach ich weiß nicht wie vielen Jahren — ich glaube es waren vier oder fünf — fortwährender Kämpfe, täglicher Thränenströme und dieser langathmigen, ausgesponnenen Liebe, die nur durch Zank und Widerspruch erhalten wurde, nahm die Sache eine andere Wendung. Einer guten Seele — es gibt deren immer noch einige auf dieser schlechten Erde — gelang es unter Zuhülfenahme ihres ausgezeichneten Mundwerkes die beiderseitigen Eltern davon zu überzeugen, daß sie bei dem ewigen Processiren zusetzten und zwar sehr viel, wie deutlich aus dem Umstand zu ersehen war, daß die beiden Advocaten auf Unkosten ihrer Clienten reich geworden waren, daß andererseits die beiden jungen Leute sich halb zu Tode grämten und bald beide die Schwindsucht bekommen würden vor Kummer ob ihrer unglücklichen Liebe. Die Häuser lägen zusammen, die Landgüter auch. Christus hätte vergeben und das müßten sie auch thun, wenn sie wieder auf Vergebung hofften. Kurz, sie sagte so viel und nach ihrem Vorbild legten sich noch so viele andere Leute in's Mittel, daß endlich die hadernden Parteien zu einem Vergleich über die streitigen Punkte kamen, dessen erster Paragraph lautete: Eheliche Verbindung Karl's und Maria's.

Jetzt werden gewiß alle meine geneigten Leser und Leserinnen mit Recht annehmen, daß die jungen Leute überselig waren. Indeß als wahrheitsliebende Erzählerin ist es doch meine Pflicht und Schuldigkeit, zu bemerken, daß in ihrer ersten freien Unterredung eine peinliche Verlegenheit herrschte. Sie waren es gewohnt, sich von Ferne ganz flüchtig zu sehen, sich aus dem ersten Stock auf die Straße hinab im Dunkeln flüsternd oder die Stimme verstellend zu sprechen. Sie fanden sich ganz anders, als sie sich gegenseitig vorgestellt hatten, sie fanden sich vielleicht ein wenig lächerlich. Sie hatten keinen Gesprächsstoff, sie verstummten oft und wünschten im Stillen den Moment herbei, wo sie sich trennen würden. Es gab keine Thränen, keine Verwünschungen mehr mit der Dinte zu vermischen, also schrieben sie sich nicht mehr. Alles war ihrer Liebe frei, geebnet, erleichtert; sie brauchten ihren Scharfsinn nicht mehr anzustrengen, um die Wachsamkeit der Alten zu hintergehen; es machte ihnen kein Vergnügen mehr, sich heimlich einige Worte zuzuflüstern; sie entwarfen keine kühnen Pläne mehr für die Zukunft. Sie sollten sich ganz einfach und prosaisch heirathen, ohne alle Hindernisse, wie so viele andere thörichte Paare. Im Städtchen sprach man nicht mehr von ihnen, nachdem das Erstaunen über die bevorstehende Heirath und die Glossen dazu den Reiz der Neuheit verloren hatten. Karl und Maria erregten nicht mehr die geringste Aufmerksamkeit, man beobachtete nicht mehr ihr Benehmen, man zeigte nicht mehr auf sie als Beispiele unvergleichlicher Treue. Jetzt waren die Augen Aller auf die Frau des Stadtrichters, die eine sträfliche Neigung für den ersten Staatsanwalt hegen sollte, gerichtet. Das war ein sehr ernster Fall.

Die beiden Liebenden fühlten sich vernachlässigt und es trat eine merkliche Kühle zwischen ihnen ein. Karl fand, daß die Vorzüge seiner Braut, die aus ihren Briefen so strahlend hervorgeleuchtet hatten, sich doch im Hause als etwas matt und trübe erwiesen. Maria dachte oft, Karl sei eigentlich etwas trivial in seinen Liebhabereien, und eine so romantische, stürmische Liebesgeschichte mit einer ganz gewöhnlichen, alltäglichen Ehe zu beenden, sei einer verständnißvollen Leserin Mastriani's unwürdig. Es fielen zwischen den beiden einige heftige Wörtchen vor über „Illusionen, die der Wirklichkeit nicht entsprächen", über „Fata Morgana" und „Sinnestäuschung" und dergleichen feine Sticheleien mehr. Es entstand ein Streit, dann noch einer, endlich wiederholten sie sich täglich. Einen Abend sagte Maria gereizt:

„Ach, Karl, lassen wir's gut sein!"

„Sehr gern," antwortete er, ohne sich zu besinnen.

Am nächsten Tage ging er auf Reisen, um seine Kenntnisse zu bereichern. Maria reiste nach Neapel zu einer Cousine, um dort einen möglichst romanheldenhaften Ehemann zu angeln. Die beiden Familien brachen von Neuem mit einander. Maria's Vater ließ ein Fenster herstellen, welches auf den Hof seines Nachbars ging. Dieser ließ, um ihn zu ärgern, einen Taubenschlag errichten, dessen Insassen überall umherschweiften. Sofort erfolgte eine Vorladung, noch eine, dann eine dritte, dann fingen die Processe von Neuem wieder an — und dieses Mal, sagten die Advocaten lächelnd, ohne Hoffnung auf irgend einen Vergleich.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Aus Schulte's Kunstsalon.

Der Bilderbestand der Schulte'schen Herbstausstellung gruppirt sich um zwei Meister, die von jeher unbekümmert um den Modegeschmack ihre eigenen Wege gewandelt sind, um Arnold Böcklin und Gabriel Max. Beide gehören zu jenen seltenen künstlerischen Kraftnaturen, mit denen man gelegentlich zürnen kann, zu denen man sich aber stets wieder unwiderstehlich hingezogen fühlt. Arnold Böcklin hat soeben seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert, die Art seines Schaffens ist dieselbe geblieben, selbstbewußt in ihrer Eigenart. Die bei Schulte ausgestellten sechs Bilder sind meist älteren Datums, keine Hauptwerke und doch vollgiltige Repräsentanten seiner malerischen Individualität.

Der Grundzug in dem Schaffen Böcklin's ist eine ungemein starke Naturempfindung, die sich nicht mit den althergebrachten Darstellungsmitteln begnügt, sondern auf dem Anthropomorphismus der Griechen fußend den Stimmungsgehalt der leblosen Welt verlebendigt und in glaubhaften Gestalten verkörpert. Seine Fabelwesen knüpfen, um sich verständlich zu machen, an die mythologische Tradition an, aber sie sind keine Götter und Halbgötter, die über ihrem Elemente stehen, sie sind unmittelbare Ausflüsse der Kraftcentren ihres Stoffgebietes. Der Triton, der mit den Fischschwanzbeinen an dem umbrandeten Felsen klebend aus vollen Lungen in die Muschel bläst, symbolisirt nicht die hoch gehende brausende See, er ist ein natürliches Gebilde der Woge selbst. Die Hand des Künstlers verhilft ihm aus dem Wellenbausch heraus zur körperhaften Erscheinung. Najade und Triton, die sich zu kosendem Meeresritt vereinigt, verbildlichen das sich fliehende, suchende und findende Wellenspiel. Sie machen dazu ganz ernsthafte Gesichter, sie sind sich der elementaren Bedeutung ihres Kosens bewußt und achten des Amoretten nicht, der über den Gischt hinflatternd, den Bogen spannt. Man hat den Böcklin'schen Phantasiegestalten bis zur Ermüdung den Vorwurf anatomischer Unmöglichkeit gemacht. Ja, wer hat denn seither einen anatomischen Kanon der Nixen, Najaden, Quell- und Waldnymphen, der Satyrn, Faunen und Tritonen zu Stande gebracht? Es gibt eine Anatomie der Phantasiegebilde ohne Text und Zeichnung, die mit dem Secirtisch nichts zu thun hat, die nicht an die Knochen- und Muskellehre, sondern an die nach vorhandenen Mustern frei schaffende Einbildungskraft appellirt. Dem Centauren Paul Heyse's nehmen die Steinwürfe der biederen Dorfbewohner nicht das Geringste von seiner poetischen Wahrscheinlichkeit. Der durch die Wolken hinschwebende Schlaf, eine in durchsichtige Gewänder gehüllte Frauengestalt, die sich, Mohnstengel in der Linken, über die dunkle Erde herabbeugt, ist nach allen Gesetzen der Schwere unmöglich, auch ihre Gliederfügung mag nicht tadellos sein, und doch ist sie eine duftige Verkörperung der Sorgen lösenden Nachtruhe, wie sie glaubhafter kaum gedacht werden kann.

Böcklin hat seine Musa semne, die ehrwürdige Göttin, selbst gemalt. Auf vergoldetem Marmorsessel mit rothgeäderten Stufen thront sie unnahbar, abgewandt von der Erde, deren Baumwipfel in den tiefblauen Himmel hineinragen. Der Körper, die auf den Knien ruhenden Arme und die nachdenklich übergeschlagenen Beine sind eng in ein schleierartiges braunes Gewand gehüllt, und die großen dunklen Augen blicken aus dem ruhigen, edelgeschnittenen Gesichte heraus in das Weite. „Böcklin hat zeigen wollen, wie die Alten ihre Statuen bemalt", orakelt ein Berliner Kritiker. Was wohl Böcklin dazu sagen mag?

Daß Böcklin mit der natürlichen Erscheinung der Dinge sehr wohl zu rechnen weiß, zeigen die wunderbaren Fleischtöne seines Brustbildes der büßenden Magdalena. Man muß bis auf die besterhaltenen Bilder von Rubens zurückgehen — die Fleischtöne der älteren Italiener sind der Nachdunkelung halber schwer controlirbar —, um das pulsirende Leben in gleicher Weise durch die Textur der Haut schimmern zu sehen. An die deutschen Meister, besonders an Holbein, erinnert seine Mater dolorosa, ein Brustbild der Maria, die das Haupt des todten Sohnes küßt. Mit der Linken den Kopf, mit der Rechten den Arm des Leichnams emporziehend, nähert sie schmerzstarren Blickes den Mund dem Scheitel Christi. Ob die stark gespitzten und gekräuselten Lippen schön sind, lassen wir dahingestellt, jedenfalls vereinigen sich das edle Haupt des Erlösers und die in unnennbarem Weh wie versteinten Züge Mariä zu einer ergreifenden Gesammtwirkung. Die sechs Böcklin's der Schulte'schen Ausstellung sind keine Hauptwerke, aber sie sind Geist von seinem Geiste.

Gabriel Max hat sich stets mit Vorliebe mit den Schatten- und Nachtseiten des Lebens beschäftigt und man hat ihm demgemäß nicht mit Unrecht die krankhafte Richtung seines Schaffens vorgeworfen. Schon einmal war es uns an dieser Stelle vergönnt, in seinem Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa eine Wendung zum Gesunderen innerhalb des ihm nun einmal pinselgerechten Stoffgebietes zu begrüßen. Das bei Schulte ausgestellte Vater unser bezeichnet einen weiteren Fortschritt nach dieser Richtung hin, ja wir stehen nicht an, dieses Bild als seine beste, uns bisher bekannte Leistung zu bezeichnen. Ein junges Weib im weißen Nachtgewande ist auf ihrem zurückgeschlagenen Bett in die Knie gesunken, mit fest gefalteten Händen blickt sie, das Haupt leise nach rechts geneigt, betend nach oben. Das kalte, durch ein hochliegendes, nicht sichtbares Fenster einfallende Mondlicht streift über die helllila Bettdecke hin und läßt das fleckenlose Weiß ihres Nachtgewandes vor dem Grau der leicht gemusterten Tapete hervorleuchten. Das ganze Arrangement des Bildes ist ungemein schlicht und ergreifend, der Ausdruck der Züge hält sich zwischen Schmerz und Gottvertrauen, ohne in das Empfindsame zu streifen. Den novellistischen Beigeschmack, den der Künstler durch einen auf dem Bett liegenden offenen Brief und durch einen Lorbeerkranz an der Wand seinem Motiv zu geben gesucht, hätten wir gern entbehrt Das mag eine geschäftige Reporterphantasie aufrütteln, der ergreifenden Einfachheit des Motives thut es Abbruch. Ein Künstler, der in ein paar gefaltete Hände so viel Ausdruck hinein zu legen weiß, kann solcher Geheimnißthuerei unbeschadet der gewollten Wirkung entrathen.

Die Schulte'sche Ausstellung ist auch sonst reich an neuen Bildern, auf die näher einzugehen der beschränkte Raum uns verhindert. Landschaften von Andreas und Oswald Achenbach, von Oeder, Heffner und Munthe, ein prächtiges Genrebild von Claus Mayer und Thierstücke von Voltz sind wohl geeignet, die Schau- und Kauflust anzuregen. Daß sich auch Liebhaber für drei Koppay'sche Bravourstücke bekannten und leider bewunderten Genres finden werden, wagen wir nicht zu bezweifeln.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Erlachhof. Roman von Ossip Schubin. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ossip Schubin ist mit allen Vorzügen und Fehlern eines temperamentvollen Autors behaftet. Immer interessant weiß er trotz aller Stillosigkeiten stets von Neuem durch kleine Ueberraschungen zu fesseln. Folgerichtige Motivirung ist nicht seine Sache, die Ereignisse drängen und überstürzen sich, durch Zufälligkeiten lose verknüpft. Mit wenigen charakteristischen Strichen gezeichnete Persönlichkeiten tauchen auf, fesseln einen Augenblick das Interesse und verschwinden, ohne daß wir das Bedürfniß haben, uns weiter nach ihnen zu erkundigen. Die hastige Erzählungsweise verschmäht das Präteritum, Alles vollzieht sich im Präsens und verschiebt sich kaleidoskopartig, ehe wir zu Athem kommen. Es geht bunt zu in Erlachhof. Ein durch eine Vernunftheirath zusammengebrachtes Ehepaar, das vor lauter Verständigkeit erst spät dazu kommt, sich zu lieben. Eine alte Jungfer, halb Schmarotzerin, halb Klatschbase. Ein überjugendlicher General. Ein fünfunddreißigjähriger Offizier, der sich in einer unwürdigen Liaison graue Haare und ein angeblich todtes Herz geholt hat, das im Verkehr mit einem naiven enfant terrible plötzlich wieder zu pochen anfängt. Ein Blaustrumpf von Mutter, der einen Mann „in den Sumpf getrieben hat" und eben im Begriff ist, besagtes Experiment an dem naiven enfant terrible zu wiederholen. Das ist das Personenmaterial, das Ossip Schubin in dem einsamen Schlosse in Krain zusammenbringt, durch Mißverständnisse auseinandertreibt, und in Paris von Neuem gruppirt. Das Ehepaar lernt sich verstehen, der fünfunddreißigjährige Offizier findet sein verlorenes Herz wieder und verschenkt es nach einigem Zögern an das sentimental gewordene enfant terrible. Die Charaktere sind nichts weniger als neu, die Motive zum Theil verbraucht, aber das Ganze ist zu einer pikanten Mischung zusammengerührt, die den verwöhnten Gaumen angenehm anregt. Selbst die regellose Form, die nur scenarisch andeutet und die abgerundete Schilderung absichtlich vermeidet, wirkt originell. Die babylonische Sprachverwirrung, italienisch, französisch, englisch, deutsch, wird dem mildesten Puristen eine gelinde Gänsehaut verursachen. G. M.

Bildnisse der Deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis Kaiser Wilhelm I. 53 Portraits nach Siegeln an Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Originalbildnissen gezeichnet von Professor Heinrich Schneider u. A. nebst biographischen Umrissen von E. D. Mund v. Pochhammer. (Gotha, Friedr. Andreas Perthes.) — Vor uns liegt in geschmackvoller Ausstattung eine treffliche Jugend- und Volksschrift. Schon vor Jahrzehnten hatte der Verlag von Friedrich Perthes eine Reihe von deutschen Kaiserbildern nach zuverlässigen Quellen durch den Historiker Friedrich Kohlrausch anfertigen lassen. Dieses Werk erscheint hier zeitgemäß umgestaltet, wobei die reichen Erträge des bisher auf dem einschlägigen Gebiete Gearbeiteten in klarer, frischer, übersichtlicher Form und lebendigem Vortrag vor der Jugend ausgebreitet werden. Die Fortführung der deutschen Kaisergeschichte bis auf die neueste Zeit sichert dem Buche einen erfreulichen Abschluß und eine erhebende patriotische Wirkung. Die beigegebenen Kaiserbilder sind namentlich dort werthvoll, wo authentische und nicht bloße Phantasieportraits verwendet wurden, zumal bei den Reformations- und neueren Habsburgischen Kaisern. Wir empfehlen das lehrreiche und unterhaltende Buch besonders der deutschen Familie.

Digitized by Google

Inserate.

Preisermäßigung

Braun-(Wiesbaden)'s Schriften.

Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Kulturbilder und Studien. 3 Bände. Lex.-8°. 1874. (Mk. 22.50) für Mk. 4.—

Band 1: An den Grenzen des deutschen Reiches. — Das deutsche Reich sonst und jetzt. — Die Wahlprüfungen und die Constituirung des Hauses; ein Beitrag zur Kenntniß der parlamentar. Praxis.
Band 2: Am deutschen Herd: Briefe über die deutsche Küche. — Etwas über den deutschen Wein. — Etwas über deutsche Vornamen. — Volkswirthschaftliche Streifzüge auf dem Gebiete des Rechtes und der Gesetzgebung.
Band 3: Centrifugale Gewalten (Dr. Jacoby in Königsberg. — Bischof von Ketteler in Mainz). — Kulturgeschichtliche Versuche.

Bilder aus der Deutschen Kleinstaaterei. 5 Bände. 8°. 3. Aufl. 1881. (Mk. 30.—) für Mk. 6.—

Band 1: Bilder aus 4 Jahrhunderten 1570—1870.
Band 2: Kriegsbilder 1866—67. Parlamentsbilder 1866—67.
Band 3: Bilder aus Nassau, Württemberg und Hessen-Darmstadt.
Band 4: Bilder aus Kurhessen, Hannover und Bayern.
Band 5: Kleine Kulturbilder und große Ruhmesbilder.

Mordgeschichten. 2 Bände. Gr. 8°. 1875. (Mk. 15.—), für Mk. 2.—

Band 1: Ziobé (Benedig 1525). — Der Menschenhandel der deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert. — Der Menschenhandel des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. — Der Tod des General Marceau. — Burschenschafter und Schwarze, deutsche Studentenbilder und Mordgeschichten aus dem tollen Jahre Neunzehn.
Band 2: Ein Bauer an der Spielbank (Bad Schwalbach 1835). — Ein Untersuchungsrichter (Nassau 1863). — Der Spionenfang (Nassau 1866). — Preußischer Wind (1866—67). — Deutsche in Paris (1865—70).

Der Diamantenherzog (Carl II. von Braunschweig). Ein deutscher Prinzenspiegel. Mit 2 Portraits. 1881. (Mk. 3.—), für Mk. 1.50.

Alle 4 Werke — 11 Bände — zusammen für 10 Mark.

Rich. Sattler, Verlag und Antiq. Braunschweig.

(Antiquarische Cataloge franco.)

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinrich Bulthaupt,

Dramaturgie der Oper.

2 Bde. gr. 8. Bd. I 404 S.; Bd. II 322 S.
Geh. ℳ 10.—; fein geb. ℳ 12.—

Der Verfasser, der in seiner „Dramaturgie der Classiker" ein rasch zu autoritativem Ansehen gelangtes Werk geschaffen, erschließt mit der „Dramaturgie der Oper" ein völlig neues, kaum nur erst flüchtig gestreiftes Gebiet. Wie die „Dramaturgie der Classiker" bei Fachleuten und Laien Eingang gefunden und nach der theoretischen und praktischen Seite, in ästhetischen Abhandlungen und bei der Inscenirung classischer Dramen Berücksichtigung erfahren hat, so wendet sich auch die „Dramaturgie der Oper" nicht nur an Musiker, Regisseure und Sänger, sondern an alle Opernfreunde, und bei der Weite seiner Betrachtungen an die gesammte gebildete Welt.

Verlag von **E. L. Morgenstern** in **Leipzig.**

Dänisch 20 Briefe 10 ℳ	**Unterrichtsbriefe für das Selbststudium fremder Sprachen** nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt.**	**Portugiesisch** 20 Briefe 10 ℳ
Holländisch 20 Briefe 10 ℳ		**Russisch** 36 Briefe 16 ℳ
Italienisch 40 Briefe 16 ℳ	Brief 1 liefern alle Buchhandlungen, sowie die Verlagshandlung franco gegen Einsendung von **50 Pfennigen für jede Sprache.** **Ausführliche Prospecte gratis.**	**Schwedisch** 20 Briefe 10 ℳ
Alt-Griech. 36 Briefe 16 ℳ		**Spanisch** 40 Briefe 16 ℳ
Lateinisch 40 Briefe 16 ℳ		**Ungarisch** 30 Briefe 12 ℳ

Im Abonnement jeder Brief 50 Pfennige.

In **Heuser's Verlag (Louis Heuser)** in **Berlin C.,** 2 Spittelmarkt und **Neuwied a. Rh.** ist soeben erschienen:

Die Morphiumsucht und ihre Behandlung

von **Dr. Albrecht Erlenmeyer.**

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.

463 Seiten, gr. 8°, in feiner Ausstattung. Preis 10 Mark.

In der vorliegenden dritten Auflage des bekannten Werkes hat der Verfasser die Morphiumsucht in ihren medicinischen und socialen Beziehungen erschöpfend geschildert. Neben der Morphiumsucht ist der mit ihr eng verbundenen Cocainsucht eine eingehende Darstellung gewidmet. Fünfzig Krankheitsgeschichten dienen der Beschreibung beider Krankheiten als erläuternde Folie, und die mit grosser Sorgfalt bearbeitete Literargeschichte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die historische Entwicklung der ganzen Frage. Das Buch, eine hervorragende literarische Erscheinung, wird Aerzten und allen denen aufs wärmste empfohlen, die für das Allgemeinwohl unseres Volkes ein Interesse haben und berufen sind, gefahrdrohende Auswüchse desselben zu verhüten oder zu heilen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Die Kunst glücklich zu sein

von

Paul Mantegazza,

Professor und Senator.

Eleg. broch. M. 2.—,
eleg. geb. M. 3.20.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Thomas Rendalen.

Roman

von

Björnstjerne Björnson.

Deutsch von Wilhelm Lange.

1 Band. 8. 26 Bogen, eleg. brochirt.
Preis ℳ 4.—

Der berühmte norwegische Dichter bietet in diesem Roman, dessen Originaltitel: Det flager i byen og på havnen (Man flaggt in der Stadt und im Hafen) lautet, zum *ersten Mal eine grössere Erzählung aus dem modernen Leben;* die Charakteristik ist vorzüglich, die Handlung spannend, das Ganze eine hochinteressante Lectüre.

Hierzu zwei Beilagen von Wilhelm Engelmann in Leipzig und von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 5. November 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Russischer und französischer Deutschenhaß. Von Carl Spitteler. — Von der französischen Mobilmachung. — **Literatur und Kunst:** Zur Sittlichkeit der Kritik. Von Hans Blum. — Henrik Ibsen's „Ideale Forderung". Von Oskar Bulle. — Zum Don Juan-Jubiläum. Von Paul Marsop. (Schluß.) — **Feuilleton:** Ein Blaustrumpf. Novellette von Heinrich Stobitzer. — Notizen. — Inserate.

Russischer und französischer Deutschenhaß.

Von Carl Spitteler.

Während für den Deutschenhaß der Franzosen ein genaues Datum und eine einfache Erklärung vorliegt, berührt der russische Deutschenhaß denjenigen, der ihn nicht an der Quelle studirt hat, wie ein Räthsel. Jeder Versuch aber, das Räthsel mit politischer Logik lösen zu wollen, ist eitel. Die bulgarischen Ereignisse und der Berliner Congreß sind ein bloßer Vorwand, im besten Fall ein Grund, nicht jedoch die Ursache des Deutschenhasses, was dadurch schlagend bewiesen wird, daß sich derselbe in seiner ganzen Schärfe lange vorher offenbarte. Ich habe ihn schon im Jahre 1871 über sämmtliche Klassen der Nation ausgebreitet gefunden und zwar in einem solchen Stärkegrade, daß man versucht war, mit der Uhr in der Hand den Zeitpunkt zu erwarten, da die kleine Insel des Kaiserhofs von der allmächtigen Fluth werde mitgerissen werden. Seither ist der Deutschenhaß beständig und stetig gewachsen, aus sich selbst, unabhängig von den politischen Ereignissen; denn ob ich schon nicht bestreiten will, daß politische Enttäuschungen den Haß schürten, so muß ich doch hinzufügen, daß auch politische Erfolge ihn vermehrten. In jenem Fall diente der Grimm, in diesem der Triumph als Belebungsmittel, und fehlte das eine wie das andere, feierte die Politik eine Generalpause, so reizte den Haß der Stillstand. Deutschland mag sich drehen, wie es will, das Resultat bleibt immer dasselbe. Der Deutschenhaß der Russen ist eben kein Entzündungsfieber, wie derjenige der Franzosen, sondern eine chronische Diathese, bei welcher selbst die Heil- und Palliativmittel der Krankheit neue Nahrung zuführen. Wie sich im Diabetes mellitus alle Säfte sammt den Arzneien in Zucker verwandeln, so producirt der russische Volks- und Staatsorganismus aus Allem, was geschieht und nicht geschieht, unabwendbar den Deutschenhaß, Tag für Tag ein gewisses Quantum, welches sich beständig vermehrt. Das wird kein Ende nehmen, bis es einen Schluß findet.

Daß die öffentliche Meinung Deutschlands so lange als nur möglich zögerte, sich diese Sachlage einzugestehen, ist leicht begreiflich. Daß sie es aber noch länger that, als möglich war, findet seine Entschuldigung in allerlei Umständen. Vor Allem in der Fremdartigkeit der russischen Verhältnisse und in der Schwierigkeit, sich in ihnen mit Vermuthungen zurechtzudenken; dann in der Spärlichkeit der Berichte und in der Unkenntniß der Sprache; ferner in der naheliegenden Ueberschätzung des Gegengewichts des Czaren; ferner in der aus westeuropäischen Analogien geschöpften (übrigens irrthümlichen) Voraussetzung, es werde auch in Rußland Stände und Klassen geben, welche, unbeeinflußt von der herrschenden Strömung, sich ganz allein nach dem Willen des Kaisers richteten; ferner in der Schönseherei politischer Zeitungscorrespondenten, welche als Beobachtungsinstrument den Spiegel gebrauchten (brachte doch noch im letzten Herbst eine deutsche Zeitung ersten Ranges die Behauptung, das russische Volk wäre dem Deutschen in besonderer Freundschaft zugethan); endlich in der Legende über die Stellung der verschiedenen russischen Parteien zu Deutschland, welche noch heute die Grundlage der herrschenden Anschauungen über Rußland bildet und welche ich nach ihrem bedeutendsten Urheber den Bodenstedt'schen Optimismus nennen möchte. Nach Bodenstedt gäbe es in Rußland zwei geistige Hauptfactoren, welche mit einander auf Tod und Leben kämpften und von denen der eine das gute, der andere das böse Princip darstellte. Das böse Princip, durch den „liederlichen", „oberflächlichen", „faulen", „unpopulären" und „auf den Aussterbeetat gesetzten" hohen Adel vertreten, sei deutschfeindlicher, weil franzosenfreundlicher Natur. Ihm stehe jedoch als starker Held das junge nationale Rußland gegenüber, das seine Kraft aus der Gesundheit des Volkes, seine Bildung aber aus Deutschland beziehe, weshalb es denn auch die Freundschaft mit Deutschland und Deutschthum auf seine Fahne geschrieben habe. Folglich wurde der russische Adel dem Deutschen als der Feind denuncirt, während man auf das „erstarkende, gesunde, nationale und moralische Rußland" (das heißt: auf die heutigen Slavjänophilen!) den Segen Germanias herunterflehte. — Niemals haben die Ereignisse eine Anschauung rücksichtsloser dementirt. Was uns als Bedingung und Garantie eines herzlichen Einverständnisses zwischen deutschem und russischem Wesen hingestellt worden war, nämlich der Sturz der Französlinge (und Westlinge) und der Sieg des jungen nationalen Rußlands, das ist inzwischen eingetreten. Der hohe Adel hat mit allen Fahnen und Waffen vor dem nationalen Rußland capitulirt und Westlinge gibt es nicht mehr. Was war aber die Folge davon? Ein explosionsartiger Ausbruch des Deutschenhasses, welcher bisher latent gewesen war. In jener Rechnung muß also ein bedeutender Fehler gestanden haben. Und in der That finden wir der Fehler mehrere; nämlich erstens einen Grundirrthum über die Provenienz des russischen Deutschenhasses und zweitens eine gänzlich verkehrte Schätzung der betreffenden zwei Parteien.

Ein Grundirrthum ist es, den russischen Deutschenhaß als ein importirtes, französisches Fabrikat aufzufassen. Derselbe ist vielmehr ein urwüchsiges nationales Product, welches in Rußland spontan gedeiht, und so reichlich, daß letzteres seinerseits exportiren und ganz Europa damit versorgen könnte. Was dann die Schätzung der beiden Parteien betrifft, so be-

Digitized by Google

deutete jener von deutschen Federn so oft, so bitter und so heftig geschmähte Adel gerade die einzige Klasse, welche noch einen Damm gegen den Deutschenhaß bildete. Gewiß war der Adel vorwiegend französisch gesinnt (wenigstens in neuerer Zeit, denn früher galten seine Sympathien nicht minder dem Deutschen), aber zugleich dachte und fühlte er kosmopolitisch und europäisch. Auf dem Umwege über Paris hatte er geistige Bande mit dem gesammten westeuropäischen Wesen geknüpft, welche sich auch nach Deutschland hin erstreckten. Es klingt paradox, ist jedoch keine Uebertreibung: von allen Russen sind die in französischen Traditionen erzogenen dem Deutschthum am wenigsten feind. — Andererseits entpuppten sich die Nationalen, denen der Franzosendienst der Westlinge ein Greuel war, und die mit vollen Händen in der modernen deutschen Cultur wühlten, als die eigentlichen tonangebenden Fanatiker gegen Alles was Deutsch heißt. Das sieht wie ein Widerspruch aus, es ist aber bloß eine Attrappe. Denn damit, daß ich Jemand plündere, ist noch nicht gegeben, daß ich ihn liebe, und deswegen, weil die Slavjänophilen die französirenden Westlinge bekämpften, mußte man nicht schließen, sie werden dafür ein germanisirendes Westlingsthum einsegnen. Es ist vielmehr ganz natürlich und folgerichtig, daß die nationale Partei den nationalen Haß vorzugsweise cultivirt.

Nachdem wir hiermit jeden politischen Ursprung und jede ausländische Provenienz des russischen Deutschenhasses ausgeschlossen, müssen wir ihn aus seinem nationalen Boden erklären. Da ich zu diesem Zweck die verschiedenen Klassen der Nation gesondert beobachten werde, mache ich hier zum voraus darauf aufmerksam, daß in Wirklichkeit ein lebhafter Gefühlsaustausch stattfindet, indem jede Schicht der Gesellschaft die Beschwerden und den Groll der übrigen adoptirt.

Die ungeheure, alle übrigen Stände zusammengenommen an Zahl vielmal überwiegende Masse der russischen Bauern, zu welchen wir obendrein noch den Soldaten, den Arbeiter, den Diener, den Popen und den Kaufmann als von gleicher Sitte und Denkungsart zählen müssen, ist keineswegs politisch indifferent wie der französische Bauer, der sich nur um seinen Pflug kümmert. Der russische Bauer kümmert sich im Gegentheil wenig um den Pflug, aber viel um den Deutschen. So friedlich er im Allgemeinen sein mag, einem Krieg gegen Deutschland würde er zujauchzen, wie dem Anbruch einer nationalen Morgenröthe. Der russische Bauer glaubt nämlich unter der erdrückenden Herrschaft der Deutschen (das heißt der Ausländer) zu seufzen. Er klagt über das „deutsche Joch" wie seine Vorfahren über das tatarische, und ein Krieg gegen Deutschland würde daher in seinen Augen kein Angriffskrieg, sondern ein Befreiungskrieg sein. Das „Joch" aber, unter welchem er leidet, nennt man anderswo „Concurrenz" und da hat denn allerdings bis jetzt der Russe fast in allen Gebieten des socialen und des staatlichen Lebens den Kürzeren gezogen. Der Deutschenhaß des russischen Volkes ist mithin dem Judenhaß anderer Nationen nahe verwandt. Während indessen der Jude seine Thätigkeit vorwiegend den geschäftlichen Gebieten zuwendet, begegnet der Russe der siegreichen Concurrenz des Ausländers überall innerhalb des gesammten Lebens. Denken wir uns Deutschland von jüdischen Ministern, Generalen, Höflingen, Beamten und Offizieren regiert und von jüdischen Professoren, Lehrern und Künstlern erzogen, denken wir Deutschland dem größten wirthschaftlichen Elend anheimgefallen, in welchem allein die Juden gediehen, denken wir uns, der deutsche Hof heirathe seit Jahrhunderten lauter jüdische Damen, denken wir uns dies und Aehnliches und stellen wir dann an die Seite Deutschlands ein mächtiges, unabhängiges Kanaan, mit einer selbständigen und privilegirten Provinz Galiläa im eigenen deutschen Reich, so haben wir ungefähr die Bedingungen, in welchen der russische Bauer lebt oder wenigstens zu leben glaubt. Gewiß würde unter solchen Umständen der Antisemitismus in Deutschland elementare Kraft gewinnen, er würde in Haß und Drohungen gegen das nachbarliche Kanaan überschäumen, aus welchem sich die Concurrenz recrutirt, und unaufhaltsam zum Kriege treiben. Gerade so thut der russische Bauer; denn er betrachtet Deutschland als ein Heuschreckennest, das alljährlich seine verheerenden Schwärme über Rußland sende. — Wer dieses Motiv wegen der Ungeheuerlichkeit der Irrthümer, die es voraussetzt, anzweifeln möchte, vergißt die stupende, alle Phantasie übersteigende Unwissenheit des russischen Bauern. Einmal vermag er nicht zwischen Russen deutscher Nationalität und Deutschen zu unterscheiden, da ihm jedes staatliche Bewußtsein abgeht. Er kennt nur orthodoxe russisch-sprechende Russen; alles Uebrige gilt ihm für „deutsch", das heißt für Feind. Man könnte eine russische Armee gegen die Ostseeprovinzen wie gegen einen ausländischen Feind in's Feld schicken; wenn wir von den Offizieren absehen, so wüßte die Truppe nicht einmal, daß sie diesseits der Grenze stände. Vollends von dem Zustand der Welt jenseits der Grenze hat der Bauer nicht die blasseste Ahnung. Nur eins weiß er, daß dort Jewropa liegt und daß in Jewropa entsetzlich viele Deutsche wohnen, noch viel mehr, als in Rußland. Ob man über's Meer oder über Ströme oder Berge, ob man nach Norden oder Süden wandern müsse, um nach Jewropa zu gelangen, das bleibt ihm ein Geheimniß, und täglich wird man gefragt, ob es „dort in Europa" auch Sommer und Winter gebe und ob auch Gras wachse und wie theuer wohl das Heu sei. Mit Einem Wort, Jewropa ist ein Fabelland, von deutschen Teufeln bewohnt, welche in ihrem schwarzen Gemüth täglich einen neuen Anschlag gegen den unglücklichen Russen aushecken. Die einzelnen Nationen in Europa auch nur dem Namen nach auseinander zu halten, dazu ist ein Russe aus dem Volk gänzlich unfähig. Wozu auch? es sind ja doch alles Deutsche. Um die feineren Schattirungen kümmert er sich so wenig, wie wir uns um die Schattirungen von Schwarzrussen, Weißrussen und Rothrussen kümmern. Spanier, Schweden, Italiener, Engländer, das ist Alles Ein Kraut und Eine Rübe für den russischen Bauern. Nun hat er zwar eine sonderbare Mär von gewissen Deutschen gehört, welche gut wären und die übrigen Deutschen haßten, er kennt auch ihren Namen „Franzus"; allein die Botschaft will ihm nicht recht in den Kopf, denn „ein guter Deutscher" klingt in seinen Ohren wie „eine gute Stechfliege"; er kann es einfach nicht fassen. Es kommt oft vor, daß Franzosen sich anstrengen, einen Bauern über ihre Deutschfeindschaft und Russenfreundschaft zu belehren, wobei sie sich natürlich das Prädicat „Deutscher" heilig verbitten. Der Mushik hört mit Interesse zu, dann drückt er seine Freude darüber aus, daß es also doch auch gute Deutsche gäbe. Bei den vielen politischen Aufregungen der letzten Jahre konnte es dem Mushik immerhin nicht entgehen, daß es Deutsche von verschiedener Abstufung, Deutsche im Comparativ und Deutsche im Superlativ gibt, unter den letzteren die eigentlichen concentrirten Deutschen, welche natürlich die übrigen an Bosheit noch weit übertreffen. Man braucht nicht einmal die religiösen Motive mit in Anschlag zu bringen, um zu begreifen, wie unter solchen Vorstellungen das russische Bauernvolk von Polen bis Sibirien und vom weißen bis zum schwarzen Meer einen Krieg gegen Deutschland mit Freuden begrüßen würde.

Einem Mißverständniß aber müssen wir vorbeugen. Obschon der Deutschenhaß des russischen Bauern unzweifelhaft im tiefsten Grunde Europäerhaß bedeutet, so fällt es dennoch keinem Russen, auch nicht dem ungebildetsten, jemals ein, die Einflüsse der europäischen Cultur, wie sie seit Peter dem Großen stattgefunden haben, und deren Summe trotz alledem nicht gering ist, negiren und rückgängig machen zu wollen. Es gibt keine Altrussen im Sinne unserer Geschichts- und Schulbücher. Selbst jene romantisch-mystische Fraction der Slavjänophilen, welche die Regeneration des russischen Reiches von der Vertiefung in's russische Mittelalter erwartet, versteht dies nicht im Sinn einer Restitutio ad integrum in den Status quo ante, sondern im Sinne der deutschen Romantiker, denen es ebenfalls nicht einfiel den Harnisch anzuziehen und Hexen zu verbrennen, sondern die ihre Gedichte sehr gerne drucken ließen. Wie man auch über den europäischen oder asiatischen Charakter der russischen Nation urtheile, ein Rückfall der Cultur hinter Peter den Großen kommt unter keinen Umständen in Frage. Niemand möchte und Niemand vermöchte dergleichen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Von der französischen Mobilmachung.

Mit wenig Kostenaufwand im Frieden dennoch zur Zeit des Krieges ein an Zahl starkes und ein geschultes Heer dem Feinde entgegenzustellen, ein Heer, welches den Kern der Nation in sich birgt, ist eine Aufgabe, welche zuerst das damals noch kleine Preußen gelöst hat; die Frucht der schweren Arbeit und großen Opfer, welche die Lösung in sich schloß, sehen wir heute in den geeinten Deutschland. Das verbindende Glied zwischen dem verhältnißmäßig kleinen Friedensheer, der Schule der Nation für den Krieg, und dem Aufgebot der ganzen Wehrkraft des Volkes im Kriege ist die Mobilmachung, deren rascher und geregelter Verlauf die Vorbedingung der Erfolge bildet. Die vom Allerhöchsten Kriegsherren ausgehende Mobilmachungsordre läßt sich mit dem Fingerdruck vergleichen, der eine verwickelte, aber streng durchdachte Maschinerie in Thätigkeit setzt; kein erneuter Befehl, keine Rückfrage, keine Contreordre, nicht die geringste Unklarheit, sei es wo es sei, ist das Kennzeichen einer vollendeten Vorbereitung dieses hochwichtigen Vorganges.

In unmittelbarem Anschlusse an die Mobilmachung, zum Theil schon während derselben erfolgt der Transport der Feldtruppen auf den Eisenbahnen nach denjenigen Gegenden, von welchen aus die kriegerischen Operationen aufgenommen werden sollen. Man nennt dies den strategischen Aufmarsch der Armee oder die Truppenconcentration, für welche ein genauer Plan ausgearbeitet sein muß. Damit beginnt die schwierige Aufgabe der Erhaltung und Verpflegung der auf engem Raum versammelten Massen, welche nur durch ein verständnißvolles Zusammenwirken der Heeresleitung und Heeresverwaltung zu lösen ist. In allen drei Beziehungen hat die deutsche Heeresorganisation, Verwaltung und Leitung im Jahre 1870 Unvergleichliches geleistet, während die kläglich verlaufene Mobilmachung der Franzosen den Keim zu den späteren Niederlagen in sich schloß. Seit 1871 ist nun Frankreich ernstlich bemüht, die preußisch-deutschen Heereseinrichtungen bei sich einzubürgern, und namentlich geht das Trachten dahin, beim Kriege gegen Deutschland, dessen Ausbruch man jeder Zeit entgegensieht, ein rasches Auftreten und ein numerisches Uebergewicht sicher zu stellen. Allein wie trefflich auch Alles auf dem Papiere sich ausnimmt, man hatte doch bis jetzt des Vertrauens entbehrt, daß im Augenblick der Gefahr der ganze Mechanismus seine Schuldigkeit thun, daß die Mobilmachung den berechneten raschen Verlauf haben würde, daß die Eisenbahngesellschaften in der Lage wären, den ausgedehnten Anforderungen der Truppentransporte nachzukommen, daß endlich die Intendanz (von 1870 her noch im traurigsten Andenken) die Befähigung besäße, die Verpflegung der concentrirten Truppen in auskömmlichem Maße durchzuführen.

Jedermann in Deutschland weiß, wem alle die ernsten Bestrebungen des französischen Volkes auf dem Gebiete des Heerwesens gelten. Nicht die Vertheidigung der eignen Grenzen, nicht die Wahrung der politischen Existenz Frankreichs fordern die unsäglichen Opfer, die schon im Frieden willig dargebracht werden. Ein friedliebendes Frankreich besitzt keine Feinde. Alle Anstrengungen sollen einen erfolgreichen Angriffskrieg gegen Deutschland möglich machen, der nicht lediglich aus Revanchegelüsten, auch nicht bloß zur Wiedereroberung des abgetretenen, vormals von Deutschland losgerissenen Gebietes geführt werden wird. Der Rhein als französisch-deutsche Grenze ist das Ziel, welches jedem Franzosen vorschwebt, und in diesem Gedanken finden nicht bloß die großen finanziellen Anforderungen ein williges Entgegenkommen, sondern es werden auch alle mit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht verbundenen persönlichen Lasten ohne Widerstreben getragen. Seit einem halben Jahrzehnt ist es in Hinblick auf diese Ziele Plan gewesen, die wichtigste Vorbedingung rascher Erfolge, die Mobilmachung und Alles, was damit in Zusammenhang steht, einer praktischen Prüfung zu unterwerfen und diese hat nun am Anfang des Monats September an der oberen Garonne beim 17. Armeecorps stattgefunden, allerdings nur in einer sehr beschränkten Weise, da, wie wir sagen würden, nur die Linientruppen der Region mobil gemacht worden sind. Ursprünglich sollte das ausgewählte Armeecorps den Mobilmachungsbefehl ganz unvermuthet erhalten. Da aber die „Theaterprobe" mit Sicherheit zu einem guten Ausgang führen sollte, so hat man schon Wochen vor der Ausführung bei dem dazu bestimmten Armeecorps in auffälligster Weise Vorbereitungen getroffen, die keinen Zweifel mehr über die Wahl übrig ließen. Der „Figaro" hat mit der vorzeitigen Nennung des Corps nur offne Thüren eingestoßen. Wie er aber in den Stand gesetzt worden ist, gleichzeitig alle Dispositionen zu veröffentlichen, darüber sind wir heute klar; nicht gewöhnliche Schreiber, sondern hochgestellte Offiziere haben mit Dienstgeheimnissen Handel getrieben.

Da man sich scheute, zur Wahl eines anderen Armeecorps zu schreiten, so wurde mit dem 27. August eine sogenannte Vorbereitungsperiode der Mobilmachung angenommen, was ganz im Widerspruch zu den wirklichen Verhältnissen steht. Am 30. August früh langte die telegraphische Ordre zur Mobilmachung der activen Truppen beim Divisionsgeneral Bréart, commandirenden General des 17. Armeecorps in Toulouse an, und wurde sofort an alle Militär- sowie Regierungs- und Ortsbehörden im Corpsbezirk auf schleunigste Weise weiter befördert; sodaß noch am selben Tage, auch in der allerentlegensten Gemeinde, bis hoch in die Pyrenäen hinauf die nöthigen Bekanntmachungen angeschlagen werden konnten. Mit wenigen Ausnahmen erhalten die Reservisten keine persönlichen Gestellungsbefehle, sondern haben sich auf die Angaben ihres Militärpasses hin nach erlassener Veröffentlichung der Mobilmachungsordre hin bei den Bezirkscommandos zu gestellen. Zur Reise dahin können sie die Eisenbahn frei benutzen. Die Gestellung findet am ersten Mobilisirungstage statt; als solcher war der 31. August bestimmt. Alle Zeitangaben erfolgen überhaupt, wie in Deutschland, nach Mobilmachungstagen. Am zweiten Tage treffen die Reservisten bei ihren Truppentheilen ein, die sich durch Einstellung derselben auf Kriegsstärke setzen. Die Besitzer von Pferden, Maulthieren, Fuhrwerken müssen diese vom zweiten Mobilisirungstage ab den dazu bestellten Commissionen vorführen lassen. Letztere wählen dem Bedürfniß entsprechend aus und setzen die Entschädigungen fest. Bei dem Versuche wurden die Pferde, Maulthiere, und Fuhrwerke gegen eine tageweise Entschädigung nur entliehen und später den Besitzern zurückgeliefert. Vom dritten Mobilmachungstage ab werden die requirirten Pferde und Fuhrwerke den Militärbehörden und Truppentheilen überantwortet. Am zweiten Mobilmachungstage Abends war die Mobilisirung der Cavalleriebrigade, soweit dieselbe ohne Einstellung ausgehobener Pferde in die Escadrons ermöglicht werden konnte, beendet, letztere erreichten daher die feldmäßige Stärke nicht. Die Ergänzung auf letztere erfolgte mittelst eines am fünften Mobilmachungstage nachgesandten Commandos von inzwischen eingestellten und mittelst ausgehobener Pferde beritten gemachten Reservisten. Die Cavallerie, welche in den der Ostgrenze benachbarten Regionen steht, hat einen auf Kosten der übrigen Regimenter erhöhten Friedensstand an Pferden und erreicht daher der zuerst mobilisirte Theil bei dieser eine größere Stärke. Mit der Cavalleriebrigade gleichzeitig war die Feldbäckerei ausrückfähig. Die Infanterieregimenter hatten ihre Mobilmachung am Abend des vierten Tages vollendet. Von der Feldartillerie waren die Batterien um dieselbe Zeit fertig. Munitionscolonnen, Artilleriepark, Trains des Sanitäts-, Verpflegungswesens und anderer Zweige hatten innerhalb der für die gesammte Mobilmachung vorgeschriebenen Frist von sieben Tagen ihre Formation beendet. Mit der Mobilmachung des Armeecorps gleichzeitig wurden die Ersatztruppen aufgestellt, die stellvertretenden Behörden eingesetzt und traten die Etappen-Einrichtungen in Thätigkeit. Seitens der Heeresverwaltung, welche man in die Hände einer als besonders fähig erachteten Persönlichkeit, des Intendanten Rossignol, gelegt hatte, wurden die Vorbereitungen zur Verpflegung des versammelten Armeecorps an den Hauptorten der Concentra-

Digitized by Google

tion getroffen. Letztere waren die Städte Castelnaudary und Carcassonne an der Strecke Toulouse-Narbonne der Südbahn; Carcassonne, der weiter entfernte beider Punkte, hat von Toulouse 91 Kilometer Abstand. Es war daher ein verhältnißmäßig kurzer Eisenbahnweg seitens des Armeecorps zurückzulegen, der selbst für die am entferntesten gelegenen Garnisonen Agen und Cahors wenig über 200 Kilometer betrug. Für die Leistungsfähigkeit der Bahnverwaltung hätte man darum doch einen Anhalt gewinnen, wenn letztere vollständig den Militärbehörden zur Verfügung gestanden hätte und die Züge in den im Kriege zulässigen Abständen abgelassen worden wären. Bei zweigeleisigen Bahnen sind im günstigsten Falle täglich 60 Züge möglich, sodaß ein ganzes Armeecorps, welches gegen 110 Züge bedarf, innerhalb zweier Tage verladen werden kann. Da man aber den ganzen Personen- und zum größten Theile auch den Güterverkehr aufrecht erhalten wollte, wurden die Züge in mehrstündigen Intervallen abgelassen und die ganze Beförderung (excl. Cavallerie) vertheilte sich auf sechs Tage. Es ist somit kein dem Kriegsfalle entsprechendes Bild entstanden; doch kann man nicht daran zweifeln, daß die Bahnverwaltung auch höheren Anforderungen genügt haben würde. In wie weit das Betriebsmaterial anderer Gesellschaften herangezogen worden war, entzog sich der Beurtheilung. In Folge des verzettelten Eintreffens der Truppen im Versammlungsgebiet oder wie die Franzosen mit Vorliebe sagten, auf dem „Kriegsschauplatze", konnte auch kein etwa den Verhältnissen der Wirklichkeit angepaßtes militärisches Bild an die Concentration des Armeecorps geknüpft werden. Was fernerhin erfolgte, enthielt Nichts weiter, als einzelne Feldmanöver, die sich von den gewöhnlichen Herbstübungen nur dadurch unterschieden, als daß sie mit kriegsstarken Truppentheilen stattfanden. Man hat nicht einmal gehört, daß dem in Friedenszeiten sonst selten aufgebotenen, hier aber vollständig versammelt gewesenen Train irgend eine Antheilnahme an den Manövern eingeräumt gewesen wäre. Die bis einschließlich des 8. Septembers vorgenommenen Uebungen in kleineren Verbänden bis zur Division hinauf, hatten weiter keinen Zweck, als den Truppen zu dem am 9. September beabsichtigten Corpsmanöver, welches unter den Augen des Kriegsministers stattfinden sollte, einen gewissen Schick beizubringen, mochten auch für die jeweiligen Compagniechefs und Bataillonscommandeure, welche anstatt 80 Mann starker Compagnien und kaum über 300 Mann zählender Bataillone plötzlich Compagnien von 250 Mann und Bataillone von 1000 Mann zu führen hatten, recht lehrreich sein; für den Mobilmachungsversuch aber waren sie gänzlich zwecklos, wenn dieser sich nicht auf alle Armeecorps erstreckte und es gleich hinterher „losging". Am 9. September erfolgte dann die sogenannte „Schlacht bei Villesavary", ein in seinem Ausgang von vornherein geregeltes Manöver beider Infanteriedivisionen gegen einander, in Gegenwart des General Ferron. Eine ganz schülerhafte Uebung füllte den 10. September aus, an welchem das Armeecorps einen Marsch auf einer Straße und zwar von dem eine Stunde von Castelnaudary gelegenen Meierhof „Les Carmes" nach „Villefranche de Lauragais", 22 Kilometer von da, ausführte.

Man hatte sich aber wohl gehütet, die Trains mit in die Uebung hineinzuziehen, denn das in einer Colonne abmarschirte Armeecorps nimmt mit den richtigen Abständen der Unterabtheilungen eine Länge von 7 Meilen ein, es kostet also, wenn das Armeecorps von einer Stelle aus in diese Formation gebracht werden soll, gegen 12 Stunden Zeit bis der letzte Trainwagen sich in Marsch gesetzt hat. Der Fall kommt aber auch in Wirklichkeit gar nicht in dieser Absichtlichkeit vor, sondern das Armeecorps ist, wenn es nicht auf mehreren Parallelstraßen nebeneinander marschiren kann, gleich von Anfang an in der Tiefe entsprechend gegliedert und bekommt, wenn alles regelrecht vorwärts geht, der Schwanz der Colonne erst nach Tagen die Stelle zu sehen, wo sich in einem gedachten Augenblick die Spitze befunden hat. Nachdem der 11. September, ein Sonntag (an welchem aber von Feldgottesdienst nichts berichtet wird, obgleich vier katholische, ein protestantischer und ein israelitischer Priester mobilisirt worden waren, der protestantische für die Toulouser Region wohl in partibus), der Ruhe gewidmet gewesen, führte am 12. September General Bréart mit seinem mobilen Armeecorps ein Angriffsmanöver gegen einen markirten Feind aus. Letzterer stand unter dem Brigadegeneral Verrier, dem Befehlshaber der 66. Infanterie-Brigade, welche mit Cavallerie und Batterien den Gegner vorstellte. Es muß mit der Disciplin in der französischen Armee so schlecht nicht bestellt sein, denn nach dem Bericht der „République française", dem Opportunisten- und zeitweiligen Regierungsblatt, unterließ es General Verrier wissentlich, die Fehler seines commandirenden Generals auszunutzen und einen übereilten Angriff des Bréart'schen rechten Flügels auf die feste Stellung des nun weltberühmt gewordenen Dorfes Montgaillard (welches aber der Leser nicht mit einer im Stieler'schen Atlas angegebenen Stadt am oberen Adour verwechseln möge), glänzend zurückzuweisen; ja sogar diesen Flügel zu vernichten, wäre er in der Lage gewesen. Der Schluß der Uebungen des mobilen Armeecorps wurde durch eine Parade am 13. September gebildet, worauf ein schleuniger Rücktransport und die Demobilmachung erfolgte. Wie es sich mit der Verpflegung des concentrirten Armeecorps gestaltet hat, darüber lauten die meisten Stimmen ungünstig. Es soll nicht nur vielfach an dem Nöthigsten gefehlt haben, sondern es sollen die gelieferten Gegenstände, besonders das Fleisch, bezüglich der Qualität viel zu wünschen übrig gelassen haben. Umfassende Klagen wurden in Betreff der Brauchbarkeit der ausgehobenen Pferde laut, obschon jene Gegenden, bezüglich des Pferdeschlags, zu den besser gestellten des Landes zählen. Wenn zu einem abschließenden Urtheil über die Ergebnisse des Mobilmachungsversuchs erst die militärischen Berichte abgewartet werden müssen, so kann man doch schon heute den ersten Theil des Versuchs, die eigentliche Mobilmachung, als in ausreichendem Maße gelungen betrachten. Das Eintreffen der Mannschaften erfolgte vollzählig und pünktlich, die Aushebung der Pferde verlief zwar etwas langsam, doch schaffte sie noch zeitgerecht den nothwendigen Bedarf zur Stelle. Die Aufstellung der mobilen Truppen und Dienstzweige vollzog sich in einem der Situation entsprechendem Tempo. Allerdings ist nicht zu übersehen, wie viel auf Rechnung der Vorbereitungsperiode zu setzen ist. Der Transport der Truppen in das Manöverterrain läßt keine Schlüsse auf die Leistungsfähigkeit der Bahnen im Ernstfalle zu, worauf es doch sehr angekommen wäre. Bezüglich der Verpflegung wird man die Einsicht gewonnen haben, daß die Theilung der Arbeit besser durchgeführt werden muß und man nicht lediglich Alles von der obersten Stelle her erwarten soll. Es ist nicht zu bezweifeln, daß man eine Menge Erfahrungen gewonnen hat und von denselben Nutzen ziehen wird, namentlich werden strengere Vorbereitungen für die Sicherstellung brauchbarer Mobilmachungspferde erwartet. Was aber die wichtigste Folge sein wird, die gesammte Bevölkerung Frankreichs hat ein Bild der Vorgänge gewonnen, die sich bei der Mobilmachung unter den heutigen Verhältnissen abspielen und weiß jetzt, wie tiefgreifende Anforderungen dieselbe an die Nation stellt. Vielleicht wird man lernen, den Kriegsfall mit etwas ernsteren Augen anzusehen als bisher, das wäre zu wünschen.

Es liegt die Frage nahe, wie verhält sich unsere deutsche Mobilmachung zu den Ergebnissen, welche der Mobilisirungsversuch in Frankreich an die Oeffentlichkeit gebracht hat. Welches Heer hat vor dem andern einen Vorsprung und wie groß ist derselbe? Darauf wäre zunächst zu erwidern: Die deutsche Mobilmachung kann in ihrem ganzen Getriebe nur an der obersten Stelle übersehen werden, das Heer gleicht hierin einer wohlorganisirten Fabrik, jeder Zweig kennt seine Aufgabe, weiß aber nicht, was nebenan geschieht. Die Pflicht gebietet über die Einzelheiten unverbrüchliches Schweigen. Soviel aber wissen wir Alle, daß an den Einrichtungen, welche eine rasche Versammlung des Kriegsheeres ermöglichen, stets gearbeitet wird, bringt das Reich doch gegenwärtig wieder große Opfer, um das strategisch wichtige Bahnnetz zu vervollkommnen. Für die deutsche Mobilmachung gibt es überhaupt

Digitized by Google

keine allgemein gültige Schablone, die Vorkehrungen sind so getroffen, daß das Zeitmaß den Umständen angepaßt werden kann. Das deutsche Volk weiß auch, daß Alles auf bestem Wege ist, und verlangt nach keinen Proben, die Nation hat ihre Prüfung 1870 glänzend bestanden und wird auch künftig auf dem Posten sein.

Literatur und Kunst.

Zur Sittlichkeit der Kritik.

Von Hans Blum.

Herr Johannes Prölß, dessen Scheffelbiographie wegen des urkundlichen Materials, das sie Scheffel selbst, dessen Familie und Freunden dankt, einen gewissen Werth beansprucht, hat sich berufen erachtet, in der „Frankfurter Zeitung" vom 12. d. M. meine „Abtissin von Säkkingen"*) zu „besprechen". Hätte sich der Kritiker darauf beschränkt, Anlage, Gestalten, Form, Stil u. s. w. meines Werkes zu prüfen, so hätte ich geschwiegen. Denn der Geschmack ist verschieden und manchmal auch vires und voluntas. Wer selbst, wie ich, fast ein Jahrzehnt hindurch an der Spitze eines kritischen Literaturblattes gestanden ist, und immer nur aus freier Laune und innerem Drang geschrieben und geschaffen hat, der besitzt derartigen Meinungsverschiedenheiten gegenüber einen hochentwickelten sensus fareiminitatis.

Aber Herr Prölß geht viel weiter. Er, welcher gleich der berühmten Jagdtasche der „Fliegenden Blätter", „eigens zu diesem Zwecke" — nämlich um Scheffels Erdenwallen in Säkkingen und den Quellen seines Trompeters nachzugehen — „einen Besuch in Säkkingen ausgeführt(!) hat"**), spielt sich mir gegenüber als Lehrmeister und Kritiker betreffs der Quellen meines Stoffes auf, obwohl ich seit 33 Jahren in jener Gegend heimisch, seit fast 20 Jahren grundansässig bin und seit 10 Jahren dem Schicksal meiner Heldin stetig nachgehe. Herr Prölß hält sich berechtigt, mir vorzuwerfen: ich hätte die reichen poetischen Züge, welche Sage und Geschichte vom Schicksal meiner Heldin überlieferten, in meinem Roman völlig verkannt, verdorben und ausgelöscht. Dieser Vorwurf beherrscht seine ganze Besprechung. Natürlich, denn es ist das Stärkste und Bitterste, was dem Verfasser eines Romans nachgesagt werden kann. Ich habe nun freilich bei diesem Urtheil nur eine erfrischende Heiterkeit empfunden, und hoffe sie dem verehrten Leser sofort mittheilen zu können.

Dieser Schritt kostet deshalb Ueberwindung, weil ich gezwungen bin, dabei meine Karten offen aufzudecken, d. h. dem Leser zu zeigen: Diesen geschichtlichen Rohstoff habe ich vorgefunden, und aus diesem habe ich meinen Roman so gestaltet, wie er ist.***) Feinerer Empfindung wird das immer peinlich sein. Aber Herr Prölß hat mich in die Nothlage versetzt, das Publikum, und in erster Linie das Standesgericht der Schriftsteller zu Zeugen dafür aufzurufen, welche Verbindung von Anmaßung und Unwissenheit dazu gehörte, um so über mein Buch zu urtheilen, wie er gethan hat.

Herr Prölß gibt sich sowohl in seiner Scheffelbiographie, als in seiner Besprechung in der „Frankfurter Zeitung" den Anschein, die Quellen zu kennen. Ich nehme ihn zunächst mal beim Wort. Kennt er die Quellen — die einzigen, die bis zum Erscheinen meines Buches bekannt waren — so muß er wissen, daß sich das geschichtlich beglaubigte Schicksal meiner Heldin folgendermaßen gestaltete:

Im Jahre 1543 ward zu Säkkingen die Chorfrau (Stiftsdame) Magdalena von Hausen zur Aebtissin gewählt. Sie galt für so fromm, daß der Papst sie belobte. Ein Helfer (Diakon) Leimer von Schopfheim verführte sie unter dem Vorgeben, daß sie unbedenklich mit ihm in die Ehe treten könne. Sie floh (ohne seine Gattin zu sein) mit ihm*), ward eingeholt, gefangen, zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt, dann auf Fürsprache des Adels vom Kaiser begnadigt, dagegen 1548 ihrer Würde entsetzt, von da bis 1558 unter Aufsicht gehalten. 1558 entfloh sie bei einer Badereise zum zweiten Male allein und ist verschollen.

So berichten übereinstimmend die klösterlichen Quellen, Bruschius und van der Meer, und die auf Jene sich ziemlich wörtlich stützenden neueren Bearbeiter Schaubinger, die „Badenia", und mein Freund Otto Bally. Herr Prölß kennt wahrscheinlich nur die Arbeiten dieser Nachfahren. Aber zur Streitfrage ist das gleichgültig. Denn auch diese Bearbeiter bleiben, wie bemerkt, den Quellen treu und melden übereinstimmend, daß Magdalena unvermählt zum ersten Male, ohne ihren Verführer das zweite Mal entflohen sei. Ueber das Alter der Heldin bei der Katastrophe sagen sie gar nichts, weil Bruschius und van der Meer nichts darüber sagen; ebensowenig darüber, daß noch ein anderer Antrieb als heißer Liebesdrang, nämlich ihr Glaube, die Aebtissin in ihr Verhängniß getrieben habe.

Herr Prölß aber weiß mehr als sie Alle. Denn er hat meinen Roman gelesen, und legt eine Menge von mir frei erfundener Züge und Motive der geschichtlichen Aebtissin von Hausen zu. Sie ist, nach seiner Versicherung, in jugendlichem Alter zur Abtissinwürde gelangt. Sie folgt nach Prölß (in Wahrheit abermals nach meiner Erfindung) in dieser Würde Anna von Falkenstein, während in Wahrheit dazwischen die neunjährige Regierung der Kunigunde von Geroldseck liegt. Sie war heimlich vermählt, als sie floh. Sie floh, weil ihr gesegneter Zustand das Geheimniß ihrer Ehe nicht länger bewahren konnte. Sie that diesen Schritt außerdem, weil sie insgeheim Protestantin war. Alle diese Momente sind von mir erfunden, also in keiner der Herrn Prölß bekannten oder unbekannten Quellen vorhanden — gleichwohl aber stellt er sie mit unbeschämter Stirn in die „beglaubigte Geschichte" ein, um sein Urtheil zu fällen, daß ich mit den schönen vorhandenen „Ueberlieferungen" nichts anzufangen gewußt hätte! „Leider hat es jedoch dieser Autor nicht verstanden, das lautere Gold der Poesie dem Geäder des historischen Stoffes zu entschmelzen," ruft er schmerzlich bewegt. Eine solche Dreistigkeit in bewußter Entstellung von Thatsachen zu dem Zwecke, um vorbedachten Tadel einigermaßen zu begründen, dürfte selten vorkommen!

Aber noch mehr! Aus der Vorrede zu meinem Roman hat Herr Johannes Prölß nun auch das Ergebniß meiner Studien im Badischen Generallandesarchiv kennen gelernt. Er hat daraus ersehen, daß die nach seiner Versicherung im Jahre 1548 noch „jugendliche" Aebtissin bereits im Jahre 1524 auf offenem Markt in Säkkingen das Evangelium predigte und vor ein Ketzergericht gestellt wurde. Daraus hätte Herr Prölß ohne Weiteres auf das von Bruschius und van der Meer nicht genannte und daher Schaubinger, der Badenia und Bally, und mithin wohl auch Herrn Prölß, bis dahin unbekannte Alter der Fürstäbtissin bei ihrer ersten Flucht schließen können. Unter allen Umständen mußte sie damals (1548) nahe an fünfzig Jahre alt sein und nahe an Sechzig zählen bei ihrer zweiten Flucht! Das nennt Herr Prölß „jugendlich". „In allen

*) Roman aus der Reformationszeit. Jena, Costenoble.

**) Scheffelbiographie S. 148—149.

***) Die „Sagen" und „Balladen", auf die sich Herr Prölß bezieht, scheiden ganz aus, da sie nicht aus der Zeit des Geschehens stammen und lediglich willkürliche Verbildungen des Geschehenen sind.

*) Wenn in der Vorrede zu meinem Roman die geschichtliche Ueberlieferung nach Bruschius dahin lautet: „sie schritt zu heimliche Ehe, floh mit ihrem Gatten", so geschah dies theilweise mit Rücksicht auf die Leserinnen, theils aber auch, um die Probe zu machen, ob auch nur ein Einziger unter den Kritikern auf Grund eigener Kenntniß der Quelle dagegen Einsprache erheben werde. Nicht ein Einziger hat die Probe bestanden! Alle, einschließlich des Herrn Prölß, schreiben ganz munter: „Bekanntlich schritt die Abtissin zu heimlicher Ehe, floh mit ihrem Gatten" u. s. w.

Digitized by Google

Ueberlieferungen," schreibt er, „erscheint diese jugendliche, das Glück der Ehe trotz allen Klostergelübden erstrebende Aebtissin erfüllt und bewegt von heißer, der Fesseln der Convenienz spottender Leidenschaft und umstrahlt von jener Gloriole tragischer Poesie, welche das lockige Haupt der Julia Capulet mit zauberischem Glanze umwebt" u. s. w. Doch genug des Unsinns und der absichtlichen Entstellung geschichtlicher Thatsachen.

Möge der geneigte Leser mich nun begleiten bei Darlegung der Arbeit, die ich nach Herrn Prölß' Meinung so jämmerlich verrichtet haben soll: „das lautere Gold der Poesie dem Geäder des historischen Stoffes zu entschmelzen".

Dieses Geäder des historischen Stoffes hatte sich, das wird der Leser mir nun zugestehen — Herrn Prölß brauchen wir vorläufig nicht dazu — um so spröder und immer weniger goldhaltig erwiesen, je mehr wirkliche Geschichte durch mein unermüdliches Suchen aufgedeckt wurde. Nach den früheren Quellen konnte sich auch der Geschichtskenner die Aebtissin bei ihrer Flucht jugendlich denken. Nach den Enthüllungen, die mir das Badische Archiv gegeben hatte, war das unmöglich, und deshalb schon das geschichtliche Bild der Aebtissin in der Hauptsache nicht bloß unpoetisch, sondern widerwärtig. Jeder einigermaßen verzagte Verfasser mußte an der poetischen Verklärung dieser Heldin verzweifeln. Denn die etwa 24jährige Ketzerin macht nach dem Ketzergericht von 1524 neunzehn Jahre lang, bis 1543, die Bräuche und Andachten des alten Glaubens so heuchlerisch mit, daß sie zur Aebtissin gewählt und vom Papst wegen ihres Glaubens belobt wird. 1548 läßt sich die alternde (etwa 48jährige) Frau von einem jugendlichen Geistlichen, einem „Helfer oder Diakon", verführen und geht mit ihm durch, seiner Vorspiegelung trauend, daß er sie ehelichen werde.*) Ihre frühere Unbescholtenheit erwirkt ihr die Milderung des härtesten Schicksals. Sie heuchelt von neuem zehn Jahre lang und entflieht dann heimlich allein aus den Bädern von Baden im Aargau, nach Basel, wo sie das Bürgerrecht erwirbt und ihr Klostergut im Interesse ihrer Kinder zurückfordert, auf welches sie vorher feierlich verzichtet hatte.**)

Ohne den gewaltigsten Umschmelzungsprozeß war dieser Rohstoff poetisch gar nicht zu verwerthen. Nur eine unschätzbare, für die geschichtliche wie poetische Gestaltung der Heldin gleich bedeutsame Ausbeute hatte das Badische Archiv gewährt: die kühne evangelische Predigt dieser Fridolinsfrau in Säkkingen im Frühling 1524 und das Ketzergericht über sie vom Donnerstag vor Pfingsten desselben Jahres. Dieses Ereigniß trug in ihr Wesen einen neuen, von den klösterlichen Geschichtsschreibern sorgfältig verschwiegenen Zug von höchstem Werth, welcher ihr Streben nach der Aebtissinwürde und ihre Liebe in ein ganz neues eigenthümlich-günstiges Licht stellte. Denkbar war nun, daß die kühne Seele, die mit Zwanzigen im Ordenskleid auf offenem Markt gepredigt und sich dann vor der Macht Oesterreichs und des Krummstabs von Constanz scheinbar gebeugt hatte, mit zähester innerster Treue den evangelischen Glauben durch neunzehn Jahre festgehalten hatte, um ihn als einstige Aebtissin mit ihrer Fürstenmacht zu schützen. Und auch die plötzlich im Herzen der alternden Frau aufschießende Liebe hatte sittlich und poetisch durch jene kühne Jugendthat gewonnen. Denn nun konnte diese Liebe doppelt begreiflich erscheinen: einmal als kühne Lossage von Gelübden, die Magdalin's Glaube längst gelöst hatte, und dann als der späte, aber um so unwiderstehlichere Drang, ihren durch Jahrzehnte verkümmerten Antheil an menschlichem Herzens- und Liebesglück endlich doch zu finden. So ließ sich zur Noth geschichtlich, jedenfalls poetisch diese nach den wirklichen Quellen anscheinend so abstoßende Gestalt verklären.

Der poetischen Darstellung war jedenfalls geboten, die in Wirklichkeit von 1524—1558, also über 34 Jahre sich vertheilende Handlung auf wenige Jahre zusammenzuziehen. Die Ereignisse von 1524 durften aber aus den eben entwickelten Gründen keinesfalls übergangen werden. Zwei Wege waren demnach für den Roman gegeben. Entweder mußte er seine Handlung in der Hauptsache in den Jahren 1543—1548 abspielen lassen, und das früher und später Geschehene nur episodisch andeuten. Oder er mußte kurz vor 1524 beginnen und die Ereignisse der Jahre 1543—1548, ja bis 1558 um zwanzig, ja fast dreißig Jahre zurückverlegen, dagegen Magdalin's Auftreten im Jahr 1524 lebendig darstellen.

Der erste Weg hatte volle geschichtliche Zeittreue für sich. Aber die schwersten poetischen Bedenken. Da die Ereignisse von 1524 nothwendig berührt werden mußten, so konnte die Heldin zu Beginn der Handlung nicht jünger als vierzig Jahre sein. Das Aufflammen einer Liebesleidenschaft von der Stärke und Gluth wie bei Julia Capulet hat in diesem Alter etwas Unnatürliches, fast Komisches, namentlich bei einer Frau, die seit zwanzig Jahren das Schwerste ertragen hat, um die Fürstenkrone von Säkkingen zu erringen, die sie durch diese Liebe sicher preis gab. Die Heldin wäre ferner von dem Verdachte zwanzigjähriger Heuchelei doch nicht zu reinigen gewesen. Endlich aber hätte der geschichtliche Hintergrund der Jahre 1543 bis 1548 gar keinen Glauben für das Streben Magdalin's geboten, daß sie die Aebtissinwürde nicht aus eigener Ehrsucht errungen habe, sondern um dem Evangelium am Oberrhein Schirm und Schutz zu leihen. Denn damals war der neue Glaube am Oberrhein längst zertreten und erstickt.

So entschloß ich mich denn dazu, die Handlung in die Jahre 1523 bis 1531 zu verlegen. Die Heldin steht da in der Fülle der Jugend und Schönheit. Ihre That wächst vor dem Leser aus ihrer innersten Gemüthstiefe hervor und braucht nicht aus zwanzigjähriger Vergangenheit kalt nacherzählt zu werden.*) Ihre Leidenschaft zu dem tapfern jugendlichen Führer der Evangelischen am Oberrhein, dem Junker Gerold von Harpolingen, bricht sich durch die schwersten — von Herrn Prölß entweder nicht aufmerksam gelesenen, oder gründlichst mißverstandenen — Seelenkämpfe siegreich Bahn. Magdalena erkennt ihre heiße heimliche Liebe zu Gerold in dem Augenblicke, da sie im Frühjahr 1524 predigend auf dem Markte zu Säkkingen steht und den ihr längst werthen Junker plötzlich unter ihren Hörern gewahrt. Da versagt ihr das Wort der Priesterin, und sie erkennt, daß sie nicht stark genug sei, ihrer Liebe und ihrem Gotte gleichzeitig zu dienen; und da sie ihr reines Auge auf die Aebtissinwürde gerichtet hat, um den Fürstenstab später zum Schutze des Evangeliums zu führen, so entsagt sie ihrer Liebe und glaubt, sie überwinden zu können. Aber es ist unmöglich: das Weib siegt über die Heldin. Gerade am Ziel, in der einsamen fürstlichen Höhe der Aebtissin, flammt die unausrottbare Liebe zu dem Erwählten siegreich wieder auf. Der edle machtvolle Schirmherr alles evangelischen Lebens in Süddeutschland und der Schweiz, Huldreich Zwingli, spricht ihr das Wort, das ihre schweren Zweifel löst und legt ihre Hand zum Ehebunde in die Gerold's. In heimlicher Ehe wirken Beide zum Heil der Unterthanen des Fridolinstiftes, bis Magdalin's Zustand das Geheimniß dieser Ehe verräth.

*) Misere decepta est a quodam Diacono, sagt Bruschius, „quo fidem dante eam sibi conjugem futuram, cum ipsa fugientem sequeretur."

**) Urkunde 19 im Fascikel des Badischen Archives 266/51 „Acta die Entsetzung der hiesigen Fr. Fürstin-Aebtisin Magdalena v. Husen von der abteylichen Würde und jenes, was sich nachhin mit derselben bis zu ihrem Tode ereignet hat, betreffend. Ex seculo XVI." Dieses Schreiben Magdalin's ist datirt: „dandum uf suntag nach sanct gallentag im 58 jar".

*) Herr Prölß macht mir zum Vorwurf, daß ich einen geringen Theil des Protokolles des Ketzergerichtes über Magdalin im Wortlaut gebe. Ich könnte mich für diesen Vorgang auf die besten Vorbilder, Freytag, Walter Scott u. s. w., berufen. Aber die wörtliche Mittheilung der Quelle spricht hier für sich selbst. Die geschraubte Sprache deutet den Anachronismus eines Ketzergerichtes mitten im deutschen Geistesfrühling schon äußerlich an und erweckt die Heiterkeit statt des Bangens des Lesers, eine Stimmung, welche der Ausgang dieses Ketzergerichtes im Roman rechtfertigt. Herr Prölß hat freilich auch hier so ungenau gelesen, daß er meint, die in Anführungszeichen gesetzten Worte des Protokolles, die von den handelnden Personen sammt und sonders in der dritten Person reden, seien Aeußerungen handelnder Personen!

Digitized by Google

Gerold flüchtet sie auf seine Burg. Des Kaisers Bruder Ferdinand belagert sie. Um den Preis der Hülfe des fürstlichen Leibarztes in Magdalins schwerster Stunde liefert sich Gerold ohne Wissen Magdalin's den Kaiserlichen aus. Magdalin rettet sein Leben durch Uebergabe der Burg. Ihr Kind flüchtet eine treue Zofe nach Zürich. Gerold wird als gemeiner Landsknecht nach dem von den Türken bedrohten Wien geführt. Seine Tapferkeit schafft ihm Hauptmannsrang und Rückkehr. Er vernimmt, Magdalin sei ihrer Würde entsetzt und gefangen und, was schlimmer, religiös tiefsinnig; sie meine: Gott habe sie für immer vom Leben und ihren Lieben geschieden. Sie weigert sich sogar, Gerold zu folgen, als er sie befreien will. Da schlägt Gerold mit bei Kappel an Zwingli's Seite, weil sich dort auch die Sache des Evangeliums am Oberrhein entscheiden muß. Ueber Zwingli's Leiche verliert er das Bewußtsein. Inzwischen ist Magdalin begnadigt, aber nur langsam kehrt ihr Tiefsinn dem Leben sich wieder zu. Als ihr mit einem Male am Bergsee Gerold und ihr Kind gegenübertritt — da fallen die letzten Schatten des Wahnes, sie ist frei und glücklich.

Dieser schwere Kampf zweier liebender Herzen zu ihrem Glücke ist nun weiter auf's innigste verflochten mit der wunderbar reichen Bewegung der Geister, die in denselben Jahren am Oberrhein spielt. Es genügt zu sagen, daß der flüchtige Hutten 1523 hier durchkommt, daß gleichzeitig Eberlin von Günzburg in Rheinfelden predigt, daß in das Jahr 1524 die wunderbare Wandlung Ferdinands fällt, die ihn vom stillen Dulder der Protestanten zu deren Widersacher machte; daß des Bauernführers Konz Jehle von Niedermühle große Gestalt um Säkkingen heimisch ist und die Wäldler beherrscht, bis der unselige Thomas Münzer sein Gift unter sie sät; daß die Stadt Waldshut unter des wunderlichen Balthasar Hubmaier's Führung sich gegen Oesterreich empört und von Zwingli und Zürich Zuzug erhält; daß endlich Zwingli's hoher edler Geist die Treuen am Oberrhein überall eben so schirmt wie seine Schweizer*); und daß auch das Gegenspiel, die altgläubige Partei, durch Johann Faber von Constanz, den geschicktesten und ruchlosesten Intriganten des Zeitalters, am Oberrhein ihre „Praktiken" schürzt. Kurz, das evangelische Wesen ist in diesen Jahren auch am Oberrhein in aufsteigender Bewegung. Mit der Katastrophe von Kappel (1531) freilich muß der stolze Traum der Liebenden, einen kleinen evangelischen Staat am Oberrhein zu gründen, untergehen, und nur das Glück des Hauses Harpolingen bleibt ihnen — so ist ihr Schicksal ein Abbild deutscher Geschichte im Kleinen.

Man sieht, wenn je ein Verfasser den unpoetischen, ja abstoßenden historischen Rohstoff herzhaft und entschlossen von seinen Schlacken befreite, um ein befriedigend-erhebendes Bild daraus zu gestalten, so ist es hier geschehen. Ob mir das gelungen, ist ja eine andere Frage. Aber wer sagt: daß ich die Poesie des historischen Rohstoffes verdorben habe, der brüstet sich entweder anmaßend und wahrheitswidrig mit der Kenntniß dieses Stoffes; oder er *weiß*, daß er die Unwahrheit sagt, während er schreibt: dieser köstliche Rohstoff sei verdorben worden. Dieselbe Anmaßung und Unwissenheit spricht aus der Behauptung des Herrn Prölß: ich hätte „zugleich nach dem Ruhm des Dichters und Historikers gegeizt." Der Leser weiß nun, daß gar nichts von einem Geschichtspapst aus diesem Werke hervorschaut. Es ist vielmehr ein Erzeugniß freiester Phantasie und will nur dies sein. Freilich kenne ich dabei meine Quellen auf's Genaueste und brauche nicht „eigens" nach Säkkingen eine Reise „auszuführen", um mich dort nothdürftig mit den Titeln einiger Bücher bekannt zu machen. Mir *lebt* die Geschichte meines Oberrheingaues in allen Jahrhunderten und sie wird mir leben und mich zum Schaffen begeistern, wenn ich auch auf den Segen des Feuilletonbischofs der „Frankfurter Zeitung" verzichten muß.

*) Mit heiterem Lächeln wird der Kenner der Quellen Herrn Prölß' Offenbarung aufnehmen: „ich hätte Zwingli zu günstig gezeichnet, während jeder Zug und jedes Wort desselben durch das Zürcher, Berner und Luzerner Stadtarchiv belegt ist!

Henrik Ibsen's „Ideale Forderung".

„Er ging in allen Häuslerhütten umher und präsentirte etwas, was er die »ideale Forderung« nannte." So sagt in einem der neueren Dramen Ibsen's, in dem Schauspiel „Die Wildente", der geistig schmutzige Doctor Relling höhnisch von dem wahrhaften Gregers Werle. Er verlacht ihn, weil ja doch niemals diese Forderung honorirt worden sei, und fragt ihn dann spöttisch, ob er nicht inzwischen so klug geworden sei, etwas von dem Betrage abzulassen? „Niemals, wenn ich vor einem wirklichen, echten Menschen stehe!" antwortet ihm hierauf Gregers.

Als ich diese Stelle las, vermeinte ich den Inhalt aller jener tiefen, uns so gewaltig durchwühlenden Dichtungen Ibsen's in wenige Worte zusammengedrängt vor mir zu haben. Dieses „Niemals", diese unerbittliche Strenge in den Ansprüchen an das menschliche Wesen, die sich weder durch die Sitte und Gewohnheit noch durch die vermeintlichen religiösen oder gesellschaftlichen Forderungen etwas abfeilschen läßt, und auf der anderen Seite wieder jenes trostlose „wenn", jener Hinweis auf die wenigen „echten, wirklichen Menschen", auf die überwältigende Fluth der Verzerrungen des wahren Menschenbildes: das, in der faßbaren Gestalt kleiner gesellschaftlicher Ereignisse ausgedrückt, ist der Inhalt der Ibsen'schen Dramen. In der That hat auch der nordische Dichter, wie jener Gregers Werle, den er es so entschieden und einfach aussprechen läßt, eine „ideale Forderung" zu präsentiren. An Alle, die ihm lauschen wollen, an alle seine Zuhörer und Leser richtet er sie; aber nicht in der aufdringlichen, fast gewaltsamen Weise, in der jener Gregers den armen schwachen Hjalmar mit dem Gebote einer höheren Sittlichkeit überfällt, tritt der Dichter mit seiner Forderung vor die Mitwelt, sondern er will zunächst nur „ihren Geist frei machen, ihren Willen läutern". Wie der Pastor Rosmer in „Rosmersholm" hatte er gewiß auch ursprünglich die hohe Aufgabe sich gestellt, „alle Menschen im Lande zu *Adelsmenschen* zu machen". „Alle Menschen?" frugen die Erfahrung seines Lebens und sein tiefes Nachdenken über das menschliche Wesen ihn bald zweifelnd. „So viel wie möglich wenigstens", mag sich der Dichter später geantwortet haben. Und dann, als er sah, mit seinem überaus scharfen Blicke sah, wie schwer, ja, wie fast unmöglich es sei zu „läutern", da schränkte sich die Art, wie er seine „ideale Forderung" präsentirte, noch weiter ein. „Ich will nur versuchen, sie anzuspornen," läßt er Rosmer weiter sagen. „*Vollbringen* müssen sie es selbst" — denn „die Menschen lassen sich nicht von außen her adeln."

Die „Wildente" wie „Rosmersholm" sind in diesem Sinne als zwei Selbstbekenntnisse des Dichters aufzufassen, als zwei Rechenschaftsberichte, die freilich nur ein verneinendes, trostloses Ergebniß aufweisen: sie thuen dar, daß die „ideale Forderung" auch falsch und unheilvoll sein kann, wenn sie nämlich am unrechten Orte oder zu unrechter Zeit präsentirt wird. Aber die traurigen Rechnungsabschlüsse, die der scharfe Rechner, der überaus gewissenhafte und wahre Buchführer ziehen muß, sind doch noch kein Beweis dafür, daß jener Posten, die „ideale Forderung", überhaupt nicht im Conto geführt werden dürfe. Im Gegentheil, derselbe bleibt der Hauptposten, die an erster Stelle stehende, mit leuchtenden Zeichen geschriebene Eintragung im großen Contobuche des Lebens, das unvergängliche „Soll", von dem auf keine Weise Abschreibungen oder Abfeilschungen gemacht werden dürfen, wenn ihm vielleicht auch erst in Jahrhunderten und Jahrtausenden oder vielleicht auch niemals ein gleichwerthiges „Haben" von der „wirklichen, echten Menschheit" gegenübergestellt werden kann. Dieses leuchtende „Soll", der immer erneute, das Ganze wie ein rother Faden durchziehende Hinweis auf eine ewige, unverrückbare „ideale Forderung" — das ist das Ergreifende und Erhebende in Ibsen's Dichtungen.

Es ist ein einziges Wort, durch welches Ibsen's „ideale Forderung" ganz und mit allen ihren Folgen ausgedrückt wird,

Digitized by Google

das Wort: Wahrheit! Ihr entspringt Alles, was der Dichter als nothwendige Güter und Bedürfnisse für die Menschheit, als allein Erstrebenswerthes hinstellt, aus ihr erst fließt der Adel und die Freiheit des menschlichen Wesens, fließt auch die „Freude, welche die Sinne adelt" und die „stille, frohe Schuldlosigkeit", die Rosmer ersehnt. Die Lebensfreudigkeit, die unbehindert und losgelöst von der Vergangenheit frei dahinschreitet und den frohen Tag genießt, wie sie Rebekka in sich spürte, ehe sie in dem düsteren Rosmersholm den Begriff der Schuld zu fassen lernte, auch sie entstammt in ihrer reinen Form nur aus der reinen Wahrheit, aus der vollen Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst. Und die Art selbst, wie Ibsen seine „ideale Forderung" präsentirt, der Geist der Verneinung, der seine Dichtungen, wenn dieselben äußerlich und oberflächlich aufgefaßt werden, zu durchziehen scheint, die Zertrümmerung der Formen, in die sich der reine Inhalt des Menschenwesens und des täglichen Lebens verkrochen hat, die bittere, scharfe Satire, die zuweilen mit Blitzesfunken in den trüben Ernst der Ereignisse bei ihm hereinleuchtet, auch diese scheinbar indirecte Art der Darstellung seines Grundgedankens hat ihren Ursprung nur in dem steten Aufblicken des Dichters zu jenem leuchtenden „Soll", das da heißet Wahrheit. Ibsen will aufräumen, er will den Weg säubern von den Dornen und Hecken, die den Menschen so schwer zu dem strahlenden Ziele, zu der Wahrheit, gelangen lassen. Deshalb zertrümmert er auch so Vieles, was bisher die Menschheit als Ideale, als Wahrheiten zu verehren gewohnt war und wendet mit Vorliebe seine schärfsten Waffen gerade gegen das scheinbar Unantastbare, Heilige und Hohe. Eben weil es bloß scheinbar diese Eigenschaften an sich trägt, weil gerade hinter ihm die größte Unwahrheit sich verbirgt, weil so oft die feige Scheu vor der vermeintlichen Heiligkeit und Nothwendigkeit einer Einrichtung des Lebens nur die Lebenslüge erzeugt. Jene Ideale sind so oft nur Bemäntelungen der Schwachheit des Charakters, dienen nur einer unselbständigen, verkommenen Seele zur feigen und lügnerischen Selbstrechtfertigung, und jene Wahrheiten sind nur die brüchig und unbrauchbar gewordenen Formen eines Lebensinhaltes, der selbst schon längst von den Epigonen bei Seite gelegt und als erfüllt und überwunden verneint wird. „Gebrauchen Sie doch nicht das ausländische Wort: Ideale. Wir haben ja das gute norwegische Wort: Lügen" läßt deshalb Ibsen den Doctor Relling zu Gregers sagen, als dieser die Schwachheit und sittliche Verkommenheit des Hjalmar und seines alten Vaters für Jugendträume und aus glücklicher Zeit herübergerettete Lebensideale erklärt. Und von den anerkannten „Wahrheiten" sagt eine andere Ibsen'sche Gestalt, der Doctor Stockmann im „Volksfeind" sehr treffend: „Es sind Wahrheiten, die so hoch zu Jahren gekommen, daß sie sich bereits abgelebt haben. Ist jedoch eine Wahrheit so alt geworden, so ist sie auf dem besten Wege, eine Lüge zu werden. . . . Und dennoch macht sich erst dann die Mehrheit mit ihnen zu schaffen und empfiehlt sie der Menschheit als gesunde geistige Nahrung."

Es sind die „Wahrheiten", die Ibsen zertrümmert, um die „Wahrheit" frei leuchten zu lassen. Die letztere ist seine „ideale Forderung". Aber in weiser Selbstbeschränkung hütet sich der Dichter, dieselbe in gewisse feste, positive Forderungen umzuwechseln und diese, in dichterisch-prophetischem Tone ihre Erfüllung heischend, der Mitwelt hinzuschleudern. Er weiß, daß er hierdurch die Förderung der echten Sittlichkeit nur hindern und eben auch wieder höchstens „Wahrheiten" schaffen würde, die in kurzer Zeit und vielleicht jetzt schon bei vielen Schwachgemüthern zu Lügen werden müßten. Deshalb formulirt er seine „ideale Forderung" überhaupt nicht selbst, sondern er veranlaßt den Leser, den Zuhörer, dieselbe sich zu bilden. Und hierin beruht das schöne Geheimniß und die ganze Erklärung von der tiefen Wirkung der Ibsen'schen Stücke. Er macht die Gemeinde, die ihnen mit Hingebung und mit dem Streben nach Verständniß lauscht, zu einer Versammlung von Mitwirkenden und Mitdichtern, er regt eine Bewegung nur an, die sich dann in der Seele des Theilnehmenden fortsetzt und vollzieht, er reißt nieder, um dem Zuhörer auf den bloßgelegten, echten Fundamenten des Lebens wieder das Aufbauen zu überlassen, er läutert, wie es in „Rosmersholm" heißt, den Willen und macht den Geist frei von Vorurtheilen, indem er dieselben unbarmherzig niederschmettert, damit dann ein neuer, runder und freudiger Entschluß den Menschen zur wahren Sittlichkeit hinzuführen, ihn in Wirklichkeit zu adeln vermöge. Es bleibt in allen Ibsen'schen Dramen ein Rest, ein Unaufgelöstes, das den mit seiner ganzen Seele an der dramatischen Entwickelung Theilnehmenden nicht zur Ruhe kommen läßt, so lange es ihm nicht gelungen ist, über ihn in's Klare zu kommen und seine ethische Lösung aus sich selbst heraus zu gewinnen. In diesem Reste ruht die „ideale Forderung" Ibsens gleichsam in latentem Zustande; sie gährt wie ein Sauerteig in der Seele dessen, der ihn zu bewältigen sucht, sie schafft Umwälzungen, gebiert Neues und weckt die Empfänglichkeit für die eine, ewige große Wahrheit, die Ibsen von dem Menschen fordert. Deshalb wirken die Ibsen'schen Stücke zweimal und müssen zweimal empfunden werden: einmal als Kunstwerke, die den ästhetischen Sinn in uns anregen und beschäftigen, und das andere Mal als Predigten, die den Willen in uns wecken und ihn zur Bethätigung einer höheren, echten Sittlichkeit auffordern.

Lassen wir unseren Blick über die Reihe der Ibsen'schen Stücke schweifen, soweit dieselben in deutschen Uebersetzungen vorliegen — es sind übrigens alle, die überhaupt hier in Betracht kommen können, übersetzt —, so finden wir, daß von „Brand" und „Peer Gynt" an bis herauf zu „Rosmarsholm" ein ganz eigenthümlicher Fortschritt in der Entwickelung dieses unaufgelösten Restes der Dichtungen, welcher den Keim zu Ibsen's „idealer Forderung" in sich birgt, stattgefunden hat. Oberflächlicher Betrachtung hat es geschienen — wenigstens habe ich früher einmal in einem Essay über Ibsen derartige Andeutungen gelesen — als ob der Dichter mit jenen erstgenannten Stücken, zu denen der Entstehungszeit nach auch das Lustspiel „Der Bund der Jugend" zu rechnen, noch in einer ganz anderen Schaffensrichtung befangen gewesen wäre, als die späteren, die gesellschaftlichen Auswüchse geißelnden Stücke sie zeigten. Allerdings liegt zwischen der Veröffentlichung des genannten Lustspiels und der des Schauspiels „Die Stützen der Gesellschaft", des ersten von den sogenannten späteren Stücken, ein Zeitraum von acht Jahren, welcher nur durch das „weltgeschichtliche" Schauspiel „Kaiser und Galiläer" ausgefüllt ist; aber mir ist es unfaßbar, daß eine ebensogroße innere Kluft auch zwischen „Brand" und „Rosmarsholm" befestigt sein soll. Beide Stücke, welche als die Gipfelpunkte der beiden Schaffensperioden zu bezeichnen sein würden, wenn die letzteren überhaupt angenommen werden dürften, tragen das Gepräge gleichen Strebens, gleicher Anschauungen von den Tiefen und den Höhen des Lebens und beide bergen in sich die gleiche „ideale Forderung", nur daß die letztere in dem späteren Stücke eine größere gedanklichere Läuterung, eine Vertiefung und Verallgemeinerung erfahren hat und also nur einen Fortschritt aufweist, der an sich keine Scheidung der Lebensarbeit des Dichters in zwei sich fremde Theile, sondern nur eine um so ersichtlichere Einheitlichkeit derselben begründen kann. In „Brand" scheint mir sogar in einem großen Bilde das Alles symbolisch skizzirt zu sein, was der Dichter später in packenden, durch ihre kühne Gegenständlichkeit so überraschend wahren Einzelzeichnungen nach einander vor uns hinstellen will: der rastlose und, wie es scheinen will, immer erfolglose Kampf den die einfache und ungekünstelte, nur das eine Ziel: die Wahrheit im Auge haltende Menschennatur mit ihren Verzerrungen, Verdunkelungen und Entstellungen führt. Das rein Menschliche, das nur gut ist, so lange es strebt, das nur stark ist, so lange es wahr und in sich einheitlich bleibt, das nur göttlich ist, soweit es über seinen irdischen Beziehungen nicht den einen, ewigen Ruf: Wahrheit! überhört — das will Ibsen herausentwickeln und herausschälen aus den verwirrenden Gestaltungen des conventionellen Geschehens. Es auszubilden, zu pflegen, das ist seine „ideale Forderung", in „Brand" und „Peer Gynt" ebensowohl wie in „Gespenster", in „Wildente" und in „Ros-

Digitized by Google

marsholm". Jener kühne trotzige Pfarrer am nordischen Fjord, der den „Kampf bis auf's Messer" gegen die Dreiheit des Leichtsinns, des Stumpfsinns und des Wahnsinns in der Welt sich gelobt hat, der von seiner Forderung: Alles oder Nichts! keinen Deut abhandeln läßt und den ganzen Menschen in dem Streben nach der Wahrheit aufgehen zu lassen befiehlt, der sein geliebtes Kind, sein Weib und schließlich sein Lebenswerk, die Kirche, lieber opfert, als daß er sich zu dem geringsten Zugeständniß an die Falschheit und die Lüge in der Welt bewegen läßt, ist dieser Pfarrer Brand, der von der Welt verlassen und geächtet, auch im Tode von Gott noch die Bestätigung und Rechtfertigung seines „Manneswillens quantum satis" fordert, nicht die Verkörperung des unverrückbaren, nur in der einfachen nackten Wahrheit seine Erfüllung und Befriedigung findenden großen sittlichen Wollens, das auch für alle späteren Dramen Ibsen's als die „ideale Forderung" den gewaltigen Hintergrund bildet? Und die Verzerrung dieses Wollens zur phantastischen Haltlosigkeit in „Peer Gynt," findet sie nicht ebenso in dem kläglichen politischen Lügner Steinhoff in dem „Bund der Jugend" und in dem an Kindereien sich ergötzenden, mit seinen „schönen Gefühlen" spielenden Hjalmar in der „Wildente" ihre praktischen Beispiele, ebenso wie der übermenschliche Brand in dem Doctor Stockmann des „Volksfeindes" nur in kleineren, durch ihre Realistik wirksamen Verhältnissen seine Auferstehung erlebte? Auch Nora in dem „Puppenheim", Rebekka in „Rosmarsholm", Frau Alwing in den „Gespenstern" und die prächtige alte Jungfer Lena in dem „Volksfeind" tragen in ihrem innersten Wesen die Züge der Agnes aus „Brand" und der lieblichen „Solveig" aus „Peer Gynt"; alle tragen die Sehnsucht nach einer Menschlichkeit, nach dem Adel, der nur durch die hingebende stille Liebe errungen wird, auf ihren Mienen ausgeprägt und keine Kluft trennt die Einen von den Anderen. Alle Ibsen'schen Gestalten, die in dem Vordergrund der Handlungen stehen, ja selbst auch die oft nur mit wenigen Strichen aber mit meisterhafter Schärfe skizzirten Nebenfiguren haben das eine gemeinsame Merkmal, daß die Formen des äußerlichen Geschehens nicht den Inhalt ihres Wesens erschöpfen; sie sind tiefer und reicher, als die Welt, in der sie leben, sie tragen eben das Bedürfniß in sich, eine „ideale Forderung" erfüllen zu müssen. Und je hervorragender der Platz ist, den eine dieser Gestalten im Stücke einnimmt, desto schärfer betont Ibsen durch sie jenes: Niemals! des Gregers in der „Wildente", jene Weigerung, auch nur das Geringste von dem Betrage der Forderung abzulassen.

Man hat wohl Ibsen auch zu den pessimistischen Dichtern gerechnet, weil er eben den Widerspruch zwischen der allen seinen Stücken zu Grunde liegenden „idealen Forderung" und ihrer unzulänglichen Einlösung durch das wirkliche Geschehen so stark betont. Aber wie falsch und oberflächlich ist doch diese Einregistrirung! Im Gegentheil! Ibsen ist einer der optimistischen Dichter, die je ihren Gesang haben ertönen lassen. Er glaubt an ein „echtes, wirkliches Menschenthum," sonst würde er nicht so bitter und schneidend um den Verfall desselben klagen. Er glaubt an eine reine und edle Lebensfreudigkeit, an eine frohe Schuldlosigkeit, an ein freies und wahres Zusammenleben der Menschen in Ehe oder Freundschaft, sonst würde er nicht die starren und verzerrten Formen, in welchen das Alles jetzt, anstatt zu gedeihen, gerade erst recht zu Grunde geht, mit seinen eindringenden poetischen Waffen angreifen. Ich sagte oben, daß seine „ideale Forderung" in seinen späteren Stücken eine gedankliche Läuterung und eine Vertiefung erfahren hätten, daß er also nur fortgeschritten sei in seiner ursprünglichen und einzigen Lebensaufgabe. Dieser Fortschritt besteht eben darin, daß Ibsen in dem letzten Theil seiner poetischen Wirksamkeit die Lebenslüge schärfer erkannt und schärfer angegriffen hat. Er ist tiefer hineingestiegen in des Lebens Abgründe und spürt seinen Wurzeln nach; damit hat sich bei ihm auch der Gegensatz zwischen der „idealen Forderung" und dem Leben nur vertieft, ohne aber, wie das bei einem Pessimisten der Fall sein würde, verschwunden zu sein und in Trostlosigkeit sich aufgelöst zu haben. Wie er den Schatten des Lebens als tiefer und dunkeler erkannt hat, so ist auch das Licht, jene „ideale Forderung", intensiver, strahlender bei ihm geworden. Wie ist schon die Nora im „Puppenheim" vertieft und selbständig geworden gegenüber der bloß leidenden, sich hingebenden Agnes in „Brand". Die Ehe, d. h. also die eine, wichtige Form des menschlichen Zusammenlebens wird von ihr mit einem Inhalt erfüllt, sobald sie zu der Erkenntniß gelangt, daß sie bisher nur als Puppe in ihr lebte. Und dann Frau Alvig in den „Gespenstern", wie viel mehr weiß sie schon vom Leben und auch von sich zu fordern, als jene Nora. Daß jener Inhalt die Lebensfreudigkeit sei, wird ihr klar, daß der frohe Lebensmuth verkümmern, verbrecherisch werden muß, wenn nur die Pflicht ein Wort in der Ehe zu sprechen für nöthig hält, sieht sie zu ihrem Entsetzen ein, als das Unheil über sie hereinbricht, welches aus der nur gemißbrauchten Lebensfreudigkeit stammte. Und nun Rebekka im „Rosmersholm"! Sie kann, angesteckt durch die dumpfe Luft, die in dem alten Stammsitz weht, ihren ursprünglichen, geraden, straks auf das Ziel losgehenden Lebensmuth nicht mehr finden, ihre Vergangenheit wird ihr zum Fluche, weil sie nicht mehr freudig sein kann zum Leben, weil sie grübelt, ihre innere Freiheit wird vernichtet, weil sie erst zu spät die „ideale Forderung" erkannte, die nun mit Gewalt ihr ganzes Sein in Beschlag nimmt. Sie muß zu Grunde gehen, weil sie durch „die stille, entsagungsvolle Liebe", die in ihrem Herzen zu dem edlen Rosmer aufkeimte, geadelt wurde. Der Widerspruch, in dem die neue von ihr erfüllte „ideale Forderung" an den Menschen mit ihrer Vergangenheit tritt, macht ihre Weiterexistenz oder wenigstens ein frohes Leben ohne Schuldbewußtsein unmöglich.

Gewiß ist „Rosmersholm" das tiefste und am schwersten verständliche, aber auch das großartigste Drama Ibsen's. In ihm findet die „ideale Forderung," die an den „echten, wahren Menschen" herantritt, ihren stärksten, innigsten und wehmüthigsten Ausdruck. Wann wird diese Forderung wirklich ihre Einlösung finden? fragen wir unter dem gewaltigen Eindrucke dieses Dramas. Und wird nicht immer wieder, wenn auch, wie in ihm, wirklich zwei echte und reine Menschen zusammentreten zu ihrer Erfüllung, entweder das gegenwärtige Leben mit seiner Verständnißlosigkeit und Rohheit, oder auch die Vergangenheit mit ihrem unvermeidlichen Zwange störend dazwischen greifen. Wann endlich? Es ist Ibsen's unbeschreibliches Verdienst, daß er diese Frage an den Menschen stellt und nicht an die Zeit. Wie kläglich nimmt sich im Gegensatze zu ihm jener andere moderne Eiferer gegen die „conventionelle Lüge" aus, der die letztere nur in den Zuständen der Zeit begründet findet. Als würde mit dem Fortschreiten der Cultur die Lüge getödtet. Sie bleibt so ewig, wie die Wahrheit, nur die Einzel-Wahrheiten werden zu Lügen, das ist so der Lauf der Welt, aber die Wahrheit besteht, und sie ist es, die auch nach Jahrtausenden noch, wie heute, allen „echten und wirklichen Menschen" ihre ideale Forderung präsentirt. Auch dann noch werden Ibsen's Werke ihre Herolde sein.

Oskar Bulle.

Zum Don Juan-Jubiläum.

Von Paul Marsop.

(Schluß.)

Die Erscheinung des Helden, dessen farbenprächtiges Gewand zu grell gegen die blaßblauen Soffiten des deutschen Theaterhimmels absticht, gelangt zur rechten Wirkung, wenn die glühende romanische Sonne sie bestrahlt. Octavio, der diesseits der Alpen den Eindruck eines tenorbegabten Nachmittagspredigers macht, dessen frostige Tugend uns noch viel antipathischer ist, als das flammende Laster Don Juan's, nimmt im italienischen Ensemble seinen berechtigten Platz ein. Hier ist er eine gutgezeichnete Figur, wie solche im italienischen Gesellschaftsleben nicht selten angetroffen wird: er war Donna

Digitized by Google

Anna's Anbeter und wurde eines Tages, er wußte selbst nicht wie, ihr Bräutigam; er benimmt sich in jeder Lebenslage äußerst correct, ist in der Erledigung von Ehrenhändeln überpeinlich, aber schließlich auch nicht unzufrieden, wenn es sich herausstellt, daß der Gegner als satisfactionsunfähig angesehen werden darf. Alles in Allem kann er seiner verwaisten Braut nicht nur als zweiter Vater, sondern auch als Toilettenspiegel dienen.*)

Donna Anna ist vollends nur als gluthäugige Italienerin oder Spanierin zu verstehen, welche sich, getragen von den harmonisch fluthenden Wellen eines klangschwelgerischen Idioms, am Pathos ihres eigenen Schmerzes berauscht. Noch mehr: die romanische Donna Anna vermittelt uns erst den Begriff der Schuld Don Juan's. T. A. Hoffmann hat in einer köstlichen kritischen Phantasieskizze die Ansicht ausgesprochen, daß es Don Juan, bei dem nächtlichen Ueberfalle, in der That gelänge, Donna Anna zu verderben; obschon dies der Wortlaut des Textes nicht besage, so bliebe doch kein Zweifel darüber, wenn man das Verhältniß, in welchem die Beiden zueinander ständen, psychologisch zergliedere, wenn man in Betracht ziehe, daß die Erregtheit, welche die Musik in den Hauptscenen Donna Anna's bekunde, die der Worte weitaus überflügele. Gegen diese Meinung hat Otto Jahn in seiner meister- und musterhaften Biographie Mozart's heftig protestirt; doch schlagen in seiner Entgegnung die subjectiven Empfindungen stärker vor als die Gründe. Wir unsererseits glauben, daß Jahn die Idealgestalten blonder deutscher Primadonnen vor Augen hatte, denen er allerdings mit gutem Rechte nicht zutrauen mochte, daß sie, noch ehe sie recht zur Besinnung kämen, durch die heiße Gluth Don Juan's versengt würden. Leporello sagt auch in dem auf die erste Scene folgenden Recitativ ganz unverhohlen: „Zwei recht nette Stücklein: Sforzar la figlia, ed'amazzar il padre." Wenn Donna Anna hinterher, in der Erzählung des Ueberfalles, behauptet, daß es ihr noch im letzten Augenblick zu fliehen gelungen wäre, so ist das einmal daraus zu erklären, daß sie zu stolz ist, um ihre Schande zu bekennen, — Motive, um Sühne für eine Ehrenkränkung zu heischen, bleiben ohnedies noch genug vorhanden — und zweitens daraus, daß sie eben einen — Don Octavio vor sich hat. Nur diese Donna Anna ist dann im Stande, das zu thun, was jene, die der Gefahr entgangen wäre, nie über sich gebracht haben würde: in das Haus des Verführers selbst zu gehen, um seine Bestrafung auch ihrerseits zu beschleunigen und — così fan tutte — um ihn noch einmal zu sehen. Sie will seine Vernichtung, weil sie fühlt, daß sie gegen ihn nahezu machtlos ist. Daher ihr dämonisches Rachewüthen, daher diese Cascaden der Zornesfluthen, die nur in italienischen Lauten überzeugend wirken — scheinbar fesselos dahinströmend und doch in edel geschwungenen rhythmischen Linien auf- und niederwogend.

Besteht aber über die wahre Natur des ersten Abenteuers kein Zweifel mehr, dann ist auch das Moment der Schuld für das Drama gewonnen, dann ist die Erscheinung des steinernen Gastes, die Einmischung der überirdischen Mächte erst verständlich. Denn wo lägen sonst die Vergehen Don Juan's, wenn Donna Anna ihm entginge? Elvira und Leporello erzählen freilich ein Langes und Breites von seinen Schandthaten; doch diese Vorgänge liegen sämmtlich vor Beginn der Handlung. Im Drama sind wir nur verpflichtet, dem Helden im Guten und Schlimmen das anzurechnen, was wir ihn im Verlaufe desselben thun sehen. Was thut aber Don Juan — die Introduction abgerechnet? Er will sich Zerlinen's bemächtigen — es mißlingt ihm; er sucht Elviren's Zofe zu berücken — zu ungelegener Zeit für ihn kommt Masetto mit den Bauern dazwischen; er hat, wie er erzählt — gleichfalls nur erzählt! — eine Begegnung mit einer Donna, welche vermuthlich Leporello nahe steht; auch hier wird er unliebsam gestört und muß seine Beute in Stich lassen. Ist das der Don Juan, dem Alles gelingt? Ist das der Verbrecher, dem Alles fehlschlägt? Und darum müssen die Chöre unterirdischer Geister sich vernehmen lassen, darum die Erde den Missethäter verschlingen? Das wäre mehr wie verwunderlich; denn ein Zusatz „der Versuch ist strafbar", ist unseres Wissens im künstlerischen Gesetzbuch nicht enthalten. Mit dem Gedanken, die tragische Schuld aus der Verhöhnung des Grabmals heraus zu construiren, können wir uns ebenfalls nicht befreunden. „Vecchio buffonissimo" ist, wenn auch keine Schmeichelei, so doch keine starke Ehrenkränkung und die Einladung zum Nachtessen allerdings ein recht loser Spaß, aber noch keine Denkmalsschändung. Der Don Juan des zweiten Actes ist, bis zum Auftreten des Geistes, genau der des ersten; nichts regiert ihn, als sein grenzenloser Uebermuth. Von wilden Thaten, die ein „an seinem besseren Selbst verzweifelnder" unternehmen würde, ist keine Rede. Er setzt sich im zweiten Finale mit derselben Seelenruhe zu Tisch, mit der er im ersten den Ball leitet. Seine einzige, seine wahrhafte Schuld ist die Verführung der Tochter des Comthur's. Das Verhältniß der Beiden zueinander wird uns aber nur klar, wenn wir eine Südländerin — jeder Zoll eine Romanin — vor uns haben!

Was von Donna Anna gilt, findet auch auf Elvira und Zerline Anwendung; auch diese Charaktere können nur durch Aufwand eines reichlichen Maßes von südlichem Temperament verkörpert werden. Die erstere ist keine posirende Didone abbandonata aus der alten opera seria und die letztere keine Kokette vom Lande mit einer seidenen Watteauschürze, welche mit Don Juan liebäugelt, um Masetto erst recht in Flammen zu setzen. — Auffassungen, wie sie auf deutschen Bühnen üblich sind. Vielmehr ist Elvira die personificirte weibliche Leidenschaft, die durch Eifersucht bis in's Ungemessene gesteigert wird; kaum glaubt sie Don Juan, der sich zu Beginn des zweiten Actes durch Leporello vertreten läßt, sich zurückgewonnen zu haben, als es wie ein elementarer Schrei aus ihr hervorbricht: „Son per voi tutta foco!" Das soll man in's Deutsche übertragen! Um Zerlinen's Natur zu begreifen, ist im italienischen Text nachzulesen, wie schnell und mit welchem Eifer sie das drängende „Andiam, andiam" Don Juan's aufnimmt! Das geben die Uebersetzungen mit „Wir werden glücklich sein", oder, „O komm zum holden Glück", wieder. Was ist doch das Deutsche für eine harmlose Sprache! Endlich zeigt Leporello in der Originalfassung theils die Züge des spanischen Catalinon, — des nur um eine geringe Stufe abwärts gerückten Gracioso, — theils die des launigen, sogar in seiner Unverschämtheit noch liebenswürdigen Arlechino, wogegen die Leistung eines deutschen Sängers, der diese fremden Volkstypen verkörpern soll, nur historische Reminiscenzen an jene Tage wecken kann, in denen das Stück vom steinernen Gast in deutschen Landen meist als Puppenspiel über die Scene ging.

Ja, wenn wir die italienischen Sänger früherer Tage hätten! Aber sie sind ausgestorben. Unsere Uebersetzer, unsere Künstler hinwiederum können das Unmögliche nicht verwirk-

*) Der geistvolle Max Kalbeck, dessen Don Juan-Uebersetzung durch poetisches Feingefühl, bestmögliches Anpassen des deutschen Wortes an die italienische Cantilene und Frische des Dialoges sich vortheilhaft auszeichnet, überhaupt als die relativ vorzüglichste unter den vorhandenen deutschen Bearbeitungen betrachtet werden muß, hat sich eifrig bemüht, dem Charakter des Octavio etwas mehr Rückgrat zu geben. Wir können dies Bestreben begreifen, vermögen aber, von unserem Standpunkte aus, den Zweck desselben nicht abzusehen. Der italienische Octavio braucht und der deutsche kann nicht gerettet werden. Während der ersterere seine Absicht kundgibt, den Missethäter gerichtlich zu belangen, läßt Kalbeck seinen Octavio zu Donna Anna sagen: „Gefordert hab' ich den frechen Buben heut' vor die Klinge, morgen treffen wir uns." Das ist recht schön, vorausgesetzt, daß Don Juan die Forderung angenommen hat — was wir dem Bearbeiter anheimstellen müssen — und daß Donna Anna, welche doch mindestens für einen von beiden, für Octavio oder für Don Juan, wärmere Gefühle hegen dürfte, sich begnügt, darauf zu erwiedern: „O Himmel, was hör' ich." Nichtsdestoweniger ist damit nur das erreicht, daß der deutsche Octavio, der sonst sich consequent schwach gibt, jetzt inconsequent, einmal muthig und ein andermal schlapp erscheint. Ein Bräutigam, der nach der Aufforderung seiner Braut, ihren „gemordeten" Vater zu rächen, noch anderthalb Acte lang den Bedächtigen spielt, kann uns nur als — italienischer Liebhaber gelten. Als solcher erfüllt er voll und ganz seinen Zweck, als deutscher ist er unmöglich.

Digitized by Google

lichen. Und vom deutschen Publikum kann der billig Denkende nicht verlangen, daß es dem romanischen Ritter und seinem Kreise Theilnahme schenke.

So ist denn die Partitur des Don Juan heute heimathlos. „Unmöglich!" sprechen die Melodienfreunde. „So sollen wir diese herzerfrischenden Weisen nie wieder hören? So soll Mozart's Don Juan der Welt ein todter Besitz sein?"

Seid unbesorgt! Es wird noch genug deutsches Wasser in das Champagnerlied — und die ganze Rolle Don Juan's ist ein Champagnerlied — gegossen werden. Nur für den Idealisten ist der stolze Don von Sevilla heimathlos. Theater aber werden nicht nach idealistischen Principien und am allerwenigsten im Hinblick auf das, was dem Volk geistig noth thut, gelenkt. Hier treibt man Realpolitik und so ist denn Aussicht vorhanden, daß diejenigen, welchen ein verhunzter Mozart lieber ist als gar keiner, mit selbigem an Fest- und Werktagen noch oft genug erfreut werden.

Wir unsererseits feiern den Meister und sein Werk täglich und stündlich. So oft wir uns hörend und lernend mit irgendwelchem Werke der musikdramatischen Literatur beschäftigen, müssen wir daran denken, was die Kunst, was die Welt Mozart's Don Juan verdankt. Wir glauben indessen, daß nur in dem die gewaltige Schöpfung in ihrer ganzen Herrlichkeit wieder aufleben kann, der im stillen Kämmerlein das „geheimnißvolle Buch von Nostrodamus eig'ner Hand" — die Partitur des Don Juan aufschlägt und die Gestalten heraufbeschwört, wie sie dem Meister erschienen sind, wie sie den Heutigen auf der Schaubühne niemals mehr entgegentreten werden, entgegentreten können.

Um ganz zu begreifen, was mit dem Don Juan für die dramatische Musik gewonnen wurde, ist es unerläßlich, wieder und wieder die Partitur durchzuarbeiten. Die oftmals citirte schöngeistige Bemerkung, daß ein Klavierauszug zur Partitur sich verhalte, wie ein Stich zum Gemälde und daß man sich also durch das Studium desselben über das Wesen eines musikalischen Kunstwerkes leidlich unterrichten könne, macht, wenn es sich um einen Don Juan-Auszug handelt, keine gute Figur.*) Bei solcher Uebertragung geht nicht nur der Reiz der Farbe verloren, müssen nicht allein wichtige Licht- und Schattenwirkungen entbehrt werden: auch von den Umrissen bleibt hier und da ein namhaftes Stück einfach aus. Nicht sowohl deshalb, weil mit der in Rede stehenden Partitur eine Instrumentationsleistung allerersten Ranges, vielleicht die feinste, die Mozart überhaupt nachzurühmen ist, gegeben wurde, als darum, weil hier die einzelnen Instrumente noch mehr als in der „Entführung" und im „Figaro" und weitaus mehr, wie in den großen Opern Gluck's, als wichtige Elemente, ja mitunter als Träger der musikalischen Charakteristik in den Vordergrund treten. Auch das Orchester in seiner Gesammtheit ist freier und selbstständiger behandelt als jemals zuvor in der Oper. In dem ganzen Werke gibt es keine Nummer, in welcher es nur accompagnirend thätig ist, gibt es nur wenige, in welchen es vorwiegend stützt und ergänzt. Zumeist findet zwischen ihm und den Singstimmen ein freies Wechselspiel der Motive statt; jeweilig bringen jenes den Vordersatz, diese den Nachsatz einer musikalischen Periode. Die Partitur des Don Juan weist die ersten Scenen auf dem Gebiete der ernsten Oper auf, in welchen sich Orchester und Singstimmen als gleichgeordnete Faktoren gegenüberstehen. Noch ein Weiteres: im zweiten Finale hat der Orchesterpart bei aller Bestimmtheit der Zeichnung ein wesentlich durch die Klangfarben bedingtes romantisches Colorit erhalten. Ein geheimnißvolles, unerklärliches Etwas webt zwischen den auf- und niedersteigenden Scalen, spricht aus den scharf einschneidenden Schlägen. Es darf behauptet werden, daß die Romantik, welcher durch Bach das Reich der Instrumentalmusik erschlossen wurde, mit dem Don Juan in das Gebiet der Oper eintritt.

Will man die musikalische Struktur des Werkes im Allgemeinen charakterisiren, so läßt sich sagen: Mozart steht, insbesondere was den Don Juan anlangt, zur Oper in dem gleichen Verhältnisse wie Beethoven zur Symphonie (die „Neunte" natürlich ausgenommen). Beide bequemen sich in der Hauptsache den überlieferten Formen an, aber sie bauen sie im Einzelnen weiter aus und erfüllen sie mit neuem Geiste. Recitativ und Arie sind im Don Juan noch streng von einander geschieden. Aber in ersterem pulsirt bereits heißes dramatisches Blut — ein Stück, wie die Erzählung der Donna Anna geht über alles, was Gluck in der leidenschaftlich erregten Declamation leistete, weit hinaus und darf neben dem Dialog zwischen dem Priester und Tamino in der „Zauberflöte" als eine der wichtigsten, in das neue Land der späteren deutschen dramatischen Musik hinüberführenden Brücken gelten. Und jede Arie im Don Juan ist eine kleine Oper für sich. Der Don Juan in seiner Gesammtheit jedoch ist das erste und einzige italienische Musikdrama.

Mozart hat den Text dergestalt mit Musik durchtränkt, daß es nicht leicht ist, die Grenze zu ziehen, von der ab die Verdienste des Componisten beginnen, bis zu der die des Librettisten gehen. Deshalb liegt die Gefahr nahe, gegen da Ponte ungerecht zu sein, indem man ihn mit übermäßigem Tadel oder mit übermäßigem Lobe — die schlimmste Art der Ungerechtigkeit — bedenkt. Wenn es in unseren Tagen darauf ankommt, sich über den Don Juan kritisch zu äußern, dann geschieht dies meist auf folgende Weise. Entweder der Beurtheiler erklärt da Ponte's Libretto für mustergültig und sagt dann: „Fürwahr, der himmlische Mozart war kein oberflächlicher Musikmacher; nur durch ein wirklich auserlesenes Buch, nur durch ein echtes Drama konnte er zu seiner erhabenen Schöpfung begeistert werden." Oder der Kritiker hält den Text für minderwerthig; dann pflegt es zu heißen: „Wie gewaltig war doch das Genie unseres Meisters, daß es sogar einen solch' dissoluten,*) für die dramatische Ausgestaltung nicht allzu geeigneten Stoff bezwingen konnte."

Man sieht: Liebe macht blind, sogar für Fehler und Vorzüge eines Dritten. Wir unserestheils glauben weder, daß Mozart es nöthig hat, auf Kosten seines Librettisten gepriesen zu werden, noch daß es sich gut ausnimmt, aus dem Kranze des Componisten einige Blätter zum Besten da Ponte's auszurupfen. Dieser war bereits genugsam darauf bedacht, seine Verdienste nicht in den Schatten zu stellen. Sein Buch ist, nach den Grundsätzen deutscher Theatertechnik bemessen, weder vortrefflich, noch verwerflich; aber es ist italienisch-gut.

Allerdings hat es Fehler. Seine Hauptschwäche liegt darin, daß die an sich richtig gezeichneten Charaktere im Verlaufe der Begebenheiten keine inneren Wandlungen durchmachen; sie bleiben dieselben, die sie von Anfang an waren. Das gilt auch von dem Helden; bezüglich desselben aber hat sich da Ponte auch darin versehen, daß er das Bedeutsamste seiner Natur, das dämonische Element, erst unmittelbar vor der Katastrophe ohne Vorbereitung heraustreten läßt. Erst Don Juan, der dem steinernen Gaste gegenüber in wildem Trotze jeden Gedanken an Reue und Besserung von sich weist, ist in Wahrheit Don Juan. Dieser steht auf der Höhe der Macbeth und Richard III., welche sich durch die Genialität des Verbrechens den großen tragischen Zug gewinnen. Bis dahin jedoch erscheint er einzig und allein als Cavalier von freiesten Lebensanschauungen und verführerischesten Manieren, dem Grafen Almaviva in Vielem vergleichbar — eine Verwandtschaft, die um so nachdrücklicher betont werden muß, je weniger sie bis-

*) Ein Stich nach einem Gemälde ist, wenn gut ausgeführt, selbst wieder ein Kunstwerk und wirkt als solches, obschon nicht mit der Kraft des Originales, auf den Beschauer. Ein Klavierauszug dagegen ist, wenn auch mit noch so viel Liebe und Verständniß gearbeitet, nur das Product der Geschicklichkeit und kann man sich durch das Lesen oder Spielen eines solchen einen Kunstgenuß nicht verschaffen. Er ist ein praktisches Hülfsmittel, für das Vorstudium eines Werkes an einem Instrumente berechnet, das für den Musiker selbst nur wieder die Rolle eines Hülfsmittels spielt. Wir kennen nur einen Auszug, den wir als Kunstwerk betrachten, den H. v. Bülow's zu „Tristan und Isolde". Die Fertigkeit der Uebertragung, bis zum höchsten Grade der Vollendung gesteigert, ist hier zur Kunst geworden.

*) „Il dissoluto punito."

Digitized by Google

her beachtet worden ist. Hierdurch ergibt es sich, daß die Personen des Stückes, vielleicht mit Ausnahme von Donna Anna, Don Juans Charakter in seiner eigentlichen Wesenheit gar nicht kennen lernen — Leporello ist zu sehr durch Furcht eingeschüchtert, um mehr als den äußeren Verlauf des Gespräches mit dem Geiste wahrzunehmen. Wenn dies beginnt, richtet sich Don Juan mit einemmale riesengroß vor uns auf, so daß das wahrhafte Don Juan-Drama erst mit dem Eintreten des Comthurs anfängt und mit Beginn der Schlußscene der Held, welcher bisher den Mittelpunkt der Handlung bildete, sozusagen durch einen anderen abgelöst wird. Es leuchtet ein, um wieviel das Stück hierdurch an Einheitlichkeit verliert und welche Schwierigkeiten dem Darsteller der Titelrolle erwachsen, der im Umsehen das Gewand des glänzenden Roué abwerfen und sich den großen Faltenwurf des Dämon zurechtlegen muß.

Einen weiteren Fehler beging der Librettist dadurch, daß er es verabsäumte, zu zeigen, wie Don Juan auf ein noch völlig freies Herz einwirkt: Donna Anna wie Zerline sind schon vor dem Hafen der Ehe angelangt, als der Verführer ihnen entgegen tritt und sie auf das stürmische Meer der Leidenschaft hinaus reißt. Tirso de Molina schildert in einigen wundervollen Scenen seines „Burlador de Sevilla", wie Don Juan die Fischerin Tisbea bethört, die noch im Augenblick zuvor in jungfräulichem Stolz sich rühmte, wie fremd ihr jede Liebesregung sei. Dem gegenüber glauben wir in da Ponte's Buch eine Lücke wahrzunehmen.

Indessen halten sich die Schalen, in welche die Fehler und Vorzüge der Dichtung zu vertheilen sind, einigermaßen im Gleichgewicht. Das vornehmste Verdienst da Ponte's ist es, daß er den Stoff in bühnenreifer Gestalt der Oper überhaupt zuführte, welchen Mozart ihr dann als bleibendes Eigenthum sicherte — ein denselben Gegenstand behandelndes Ballet Gluck's vom Jahre 1761 und einige gleichnamige Opern von Righini (1777) und etlichen anderen längst vergessenen italienischen Componisten kommen nicht in Frage. Don Juan wird, selbst wenn man dem Naturell und der Bühne des Romanen Freiheiten einräumt, die dem deutschen Geschmack widerstreben, doch nur durch die an sich schon idealisirende musikalische Darstellung auf der Bühne erst möglich. Sollte ein Naturalist sich gegen diesen Satz ereifern, so empfehlen wir ihm, das Thema auf seine Weise zu behandeln: das Resultat wäre eine männliche Nana.

Ferner hat da Ponte darin, wie er aus der Fülle des aufgespeicherten Materiales das für seinen Zweck geeignetste herausholte und zusammenstellte, einen sicheren musikalischen Takt bewiesen. Es ist belehrend zu sehen, daß die Bearbeitungen, je mehr sie sich an den echten, den spanischen Don Juan halten, um so mehr latente Musik in sich bergen; Tirso de Molina's Drama schreit förmlich nach Gesang und Orchester. So ist es denn da Ponte zum Lobe anzurechnen, daß er das Meiste aus der spanischen Sage und Dramatik entnahm. Einiges andere, wie die Hauptzüge für die Charakterschilderung der Elvira, verdankt er der an sich nicht sehr poetischen, allein durch geistreiche, mitunter in Sophisterei ausartende Dialectik fesselnden Comédie Molière's;*) Leporello stammt, wie wir bereits oben andeuteten, im Wesentlichen aus italienischen Fassungen.

Aber an da Ponte ist mehr zu schätzen als der findige Kopf und die geschickte Hand: er war ein Dichter. Er bekundete dies weniger durch Erfindungsgabe, als durch den starken, ihm innewohnenden dramatischen Zug. Man muß bedenken, daß Scenen wie der Zweikampf des Comthurs mit Don Juan, wie die Erzählung der Donna Anna, wie endlich das zweite Finale schon in ihrer textlichen Fassung allein Alles weit hinter sich ließen, was vordem in diesem Betreff auf der Opernbühne geboten worden war. Die heutige Zeit, welche es bereits als selbstverständlich betrachtet, daß der Dialog des ernsten musikalischen Bühnenwerkes sich in strenger dramatischer Folgerichtigkeit abspinne, vermag es kaum zu verstehen, von welcher Bedeutung es war, daß ein Dichter, wenn auch erst nur in Einzelnem, den Muth hatte, von dem Schema der alten opera seria abzuweichen und einen Conflikt nicht dem durch lang bestehende Traditionen geheiligten Alternativ der Operngefühle, sondern der freien Entwickelung menschlicher Leidenschaften entsprechend darzustellen. Gluck war ja im Verein mit seinen Librettisten bereits in ähnlichem Sinne vorgegangen; doch überflügelte ihn da Ponte dadurch, daß er sich — wir betonen noch einmal, wenn auch nur in einzelnen Scenen — von jeder Tradition freimachte, während Gluck aus der der opera seria alsbald in die der academisch-französischen Tragödie hineingerieth. Letzterer wollte seinem Dialog um der Würde seiner Heroen willen noch ein gemessenes Tempo bewahrt wissen; da Ponte dagegen erzielte in Manchem bereits volle Natürlichkeit der dramatischen Sprache.

Auch der Sinn für den großen Stil mangelte ihm nicht. Das beweist seine Ausgestaltung der eigentlichen, bei der Bühnendarstellung heutzutage regelmäßig gestrichenen Schlußscene nach Don Juan's Tode. Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß, sobald Don Juan verschwunden ist, von dramatischer Spannung nicht mehr die Rede sein kann, ebensowenig wie zu leugnen ist, daß wir nach den furchtbaren musikalischen Erschütterungen der Comthurscene für andere, wenn auch noch so mozartische Klänge nicht mehr recht empfänglich sind. Dennoch aber ist das Ensemble bedeutungsvoll; alle diejenigen, welche durch die Handlungen Don Juan's in Mitleidenschaft gezogen wurden, objectiviren sich gewissermaßen am Ende und künden in der Weise eines antiken Chores, daß dem Frevel auf Erden die Vergeltung folgt, daß dem „Lasterleben des Sünders bald und strenge die Strafe naht". Dazu noch ein Weiteres. Wir erfahren, daß Donna Anna und Octavio in einem Jahre Hochzeit machen,*) daß Zerline und Masetto nach Hause gehen und sich zu Tische setzen werden, daß Leporello sich einen anderen Herrn suchen will. Das besagt: der außergewöhnliche Mensch, der Dämon ist todt — die Welt lebt ruhig weiter. Das weckt ein stärkeres Grausen in uns als die Höllenfahrt des Verbrechers.

Auf jeden Fall ist der Ausgang, auch der, welcher in Dur schließt, ein tragischer. Es gehörte kein geringer Muth von Seiten der Autoren dazu, um ihr Stück auf der Opernbühne des vorigen Jahrhunderts, welche auch bei ernsten Vorwürfen den „guten Ausgang" bevorzugte, in einer nur eben zur Noth aufgelösten Dissonanz ausklingen zu lassen — man denke nur an den Deus ex machina, der im „Orpheus", in den „Iphigenien", in der „Alceste" noch zuguterletzt alles zum „versöhnenden" Abschlusse bringt. Desgleichen war es ein Wagniß, mit einer Schöpfung vor das Publikum zu treten, welche, dem Herkommen entgegen, ernste und heitere Scenen in buntem Wechsel darbot. Wenn auch das Werk als „drammo giocoso" (opera buffa) angekündigt wurde, so ist doch für seine Beurtheilung nicht der Titel, sondern der Inhalt maßgebend. Wichtiger als die Frage, wie ein solches Stück zu benennen sei, ist die, ob die Komödien- und Tragödienbestandtheile, aus welchen der Don Juan sich zusammensetzt, recht miteinander verschmolzen sind. Wir können sie nicht mit Ja beantworten.

Man hat das Nebeneinander von Pathos und Laune im Don Juan als „Shakespearisch" hingestellt. Dabei ist übersehen worden, daß der Humor des Helden und der Leporello's an diesen Personen haftet, nicht, wie derjenige Shakespeare'scher Gestalten, den Dialog und damit zugleich die Handlung ener-

*) Hanslick macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in Molière's Stück die Scene Don Juan's mit den beiden Bäuerinnen „ein treffliches Sujet für ein komisches Terzett gäbe." Schade, daß der zweite Act, in welchem sie enthalten ist, nur als Episode in der Comédie angesehen werden kann — wie selbst französische Commentatoren zugeben. Sonst findet sich in Molière's Arbeit kaum eine zur musikalischen Behandlung verlockende Scene, kaum ein lyrischer Zug.

*) T. A. Hoffmann ist, ebensowenig wie Jahn in seiner Weise, der Gefahr entgangen, Donna Anna allzusehr zu idealisiren. Das: „Lascia un anno ancora allo sfogo del mio cor" ist in der That nur der Hinweis auf das Trauerjahr.

Digitized by Google

gisch weiter treibt. Außerdem ist in Betracht zu ziehen, daß Shakespeare von dem Mittel, das Lustige, Komische in Stücken mit ernstem Grundton als Contrastfarbe zu benutzen, nur einen sparsamen Gebrauch gemacht hat, wogegen Don Juan fast niemals auftritt, ohne sich frivol-witzig zu zeigen, Leporello nie auf die Bühne kommt, ohne einige Lazzi auszuführen. Wechseln nun solche burleske Scenen mit weihevollen Momenten ab, ohne daß die entsprechenden psychischen Fäden beides eng verknüpfen, dann ist das ganz und gar nicht Shakespearisch und deshalb auch kein „Abbild des Lebens". Das Leben hat viel feinere Uebergänge, als man in der Regel annimmt; nur geben die Wenigsten darauf Acht. Man bemühe deshalb Shakespeare nicht, wenn man es sich angelegen sein lassen will, den Don Juan herauszustreichen.

Es ist eigenartig, daß man schönen Frauen und hervorragenden Kunstwerken immer die unpassendsten Complimente zu machen pflegt. Sollte die Verlegenheit, welche man dem Außergewöhnlichen gegenüber empfindet, dies verschulden?

Man lasse doch den Don Juan sich selber loben. Er ist kein künstlerischer Kosmos, aber er ist mehr als das: er ist eine incommensurable Größe. Für diese wundervollste aller Tragikomödien mit dem angehefteten zermalmenden Tragödienschluß gibt es einfach keinen Maßstab. Mozart's Don Juan ist ein gigantischer Torso in der Weltliteratur.

Er ist kein „vollkommenes Kunstwerk". Er ist ungleich im Stil.

Völlige Harmonie der Theile, makellose, durch keine Unebenheit getrübte Schönheitslinien — wie sie der „Figaro" nicht nur vor allen anderen Werken Mozart's, sondern auch vor allem, was vor ihm und nach ihm auf dem Felde der Oper geschaffen worden ist, voraus hat — sind dem Don Juan nicht zu eigen. Der zweite Act ist, von dem überwältigenden Finale abgesehen, weder musikalisch noch dramatisch dem ersten ebenbürtig. Wäre er dies, dann würde es uns allzu schwer gemacht sein, den musikalisch-dramatischen Schöpfungen des neunzehnten Jahrhunderts Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Allerdings ist die letzte Comthurscene von majestätischer Großartigkeit; hier ist ein Gipfelpunkt künstlerischen Könnens erreicht, wie er in einem Jahrhundert höchstens einmal erklommen wird. Aber zur Höhe dieses Finale führt keine wohlbemessene Steigerung: mit einem Riesensprunge werden wir aus den Regionen eines mannigfach bewegten, in Freuden und Leiden abwechselungsvollen Menschentreibens in die Sphäre überirdischer Erhabenheit, weltvernichtender Tragik geführt. Auf entzückende Genrebilder zärtlich-leidenschaftlichen, ernstgesammelten, fein- und derbhumoristischen Charakters folgt urplötzlich die Schilderung eines jüngsten Gerichtes in übermächtigen Verhältnissen, in einer wuchtigen, grandiosen, der Darstellungsweise der größten Künstler der Renaissance verwandten Manier.

Aus dem alten spanischen Stücke de Molina's ließen sich noch zehn Opern herauslösen: es ist überreich an dramatischem Zündstoff, an innerlichem musikalischen Gehalt, an Bühnenphantastik. Indessen glauben wir, daß einmal ein genialer Romane — denn einen Universalmusiker wie Mozart, der heute Deutscher und morgen Italiener sein konnte, wird die Welt wohl nie mehr sehen — dem gesammten Don Juan-Stoff ein einheitliches musikalisch-dramatisches Gepräge geben wird. Mozart wird dabei nicht zu kurz kommen: er kann, wie alles Göttliche, nur mit sich selbst verglichen werden.

Feuilleton.

Ein Blaustrumpf.

Novellette von Heinrich Stobitzer.

Emsig knirschten die Federn über das Papier. Der Chefredacteur setzte seinem Leitartikel noch einige wirksame Lichter auf, der Feuilletonist verschärfte hie und da einen der satirischen Pfeile, die er gegen eine Modethorheit schleudern wollte, und der Theaterreferent erforschte sein Gewissen, ob er auch keinen der Darsteller zehnten Ranges, die in dem gestrigen Drama beschäftigt gewesen, mit Namen anzuführen vergessen hatte, denn er wußte, daß eine derartige Unterlassungssünde von dem Betroffenen mit Todfeindschaft vergolten wird. Allerlei Personen, die mit den verschiedenartigsten Anliegen die Redacteure in ihrer Arbeit störten, gingen ab und zu. Bald erschien der Corrector, um sich in einer schwierigen orthographischen Frage Raths zu holen, bald brachte ein Depeschenbote neue Nachrichten, bald stürzte ein Reporter herein, um seinen Bericht über den jüngsten Unglücksfall noch in die heutige Nummer zu bringen. Dazwischen der Besuch einer jungen Schauspielerin, die sich dem Wohlwollen des „berühmten" Kritikers empfahl, die Heimsuchung eines Recitators, der den „kunstverständigen Richtern" gratis eine Probe seiner Kunst gab, um sie zur Abfassung einer Reclamenotiz zu verführen, und die scharfsinnigen Explicationen eines jugendlichen Genies, das die Herren für seinen neuerfundenen Apparat zum Befeuchten der Briefmarken zu begeistern suchte!

Ungehört verhallte in diesem geräuschvollen Treiben das bescheidene Klopfen, das sich schon wiederholt an der Eingangsthür hatte vernehmen lassen, und selbst als sich diese jetzt öffnete und eine junge Dame eintrat, die zögernd einige Schritte in's Zimmer that, dann unentschlossen stehen blieb und die großen blauen Augen schüchtern von einem der schreibenden Herren zum andern schweifen ließ, schenkte ihr Niemand Beachtung. Sie mochte achtzehn Jahre zählen; der Ausdruck tiefen Ernstes, der auf ihren jungen Zügen lag, vermochte die gewinnende Lieblichkeit derselben nicht zu verwischen. Sie war mit großer Einfachheit gekleidet, doch die vollendete Schönheit ihrer Gestalt brach sieghaft durch die bescheidenen Hüllen.

Einen Moment stand sie rathlos; die vielen Menschen, das rastlose Treiben ringsum schienen sie zu verwirren; dann faßte sie sich ein Herz und näherte sich dem Chefredacteur, der ihr durch sein ehrwürdiges graues Haar und den wohlwollenden Ausdruck seines Gesichts das meiste Vertrauen einflößte.

„Verzeihen Sie, mein Herr," begann sie mit einer Stimme, deren Wohllaut durch die schüchterne Befangenheit, mit der sie sprach, einen eigenthümlich bestrickenden Reiz erhielt. „Ich werde Ihre kostbare Zeit nur einen Augenblick in Anspruch nehmen."

Der alte Herr blickte flüchtig auf. „Sie wünschen, mein Fräulein?"

„Ich habe eine große Bitte," sagte sie unsicher. „Ich habe hier . . ." sie griff in die Tasche ihres Regenmantels und brachte ein umfangreiches Couvert zum Vorschein, „ich habe hier . . . eine kleine Novelle . . ." Sie erröthete dabei bis unter die Haarwurzeln . . . „Wenn Sie die Güte haben wollten, sie zu lesen . . ."

„Eine Novelle!" Er machte instinctiv eine abwehrende Handbewegung. „Mein liebes Fräulein, Sie meinen es gewiß gut mit uns, aber mit Belletristik sind wir auf Jahre hinaus versehen."

„So . . .! Dann . . . Dann verzeihen Sie die Störung!" stammelte sie tonlos; es klang als ob ihr plötzlich eine Lebenshoffnung zerstört worden wäre. Dabei stiegen ihr zwei große Thränen in die Augen.

Er betrachtete sie aufmerksam. Jetzt erst bemerkte er den edlen Ausdruck ihres Gesichtes, den undefinirbaren Zauber der Unschuld, der über der ganzen Erscheinung lag.

„Ist Ihnen denn so viel daran gelegen, Ihr Opus gerad' in unserem Blatte gedruckt zu sehen?" fragte er wärmer.

„Ich dachte . . . ich glaubte hoffen zu dürfen, nachdem Sie so viele

Digitized by Google

Novellen bringen, würden Sie vielleicht auch für die meinige ein bescheidenes Plätzchen finden," antwortete sie. „Ich würde ja gerne warten."

„Nun, so lassen Sie Ihr Geisteskind da! Es soll untersucht werden und erweist es sich von so kräftiger Constitution, daß es die Druckerschwärze vertragen kann, soll sie ihm nicht vorenthalten bleiben."

Ein Strahl der Freude glitt über ihr Gesicht. „O, ich danke Ihnen ... ich danke Ihnen herzlich!" stammelte sie, während sie das Manuscript in seine Hand legte. Dann machte sie ihm eine zierliche Verbeugung und schritt hinaus.

Er blickte ihr einen Augenblick nach. „Schade!" murmelte er, „ein so reizendes Geschöpf, und ein Blaustrumpf! Sieht aus, als ob sie kein Wässerchen trüben könnte, und schreibt Novellen!"

„Besser sie *schreibt* die Novellen, als daß sie sie *erlebt*!" meinte der Feuilletonist, der den Vorgang am Pult seines Chefs mit Interesse verfolgt hatte und nach dem Weggang des jungen Mädchens rasch heran getreten war. „Und erlebt scheint das junge Blut noch gar nichts zu haben! Haben Sie bemerkt, Herr Doctor, wie entzückend sie erröthete, als sie Ihnen ihre Missethat bekannte? Du lieber Gott! es ist gewiß ihre erste!"

„Aber es wird nicht ihre letzte bleiben!" seufzte der alte Herr. „Wenn der Löwe einmal Blut geleckt hat ...! Na, was geht es uns an! Wollen Sie das Ding lesen, lieber Frank? Es schlägt ohnedies in Ihr Fach." Er überreichte dem jungen Manne das Couvert und wandte sich wieder seinem Leitartikel zu. Fünf Minuten später hatte er das Mädchen und ihre Novelle vergessen.

Der Andere aber eilte zu seinem Schreibtisch, öffnete das Couvert und musterte den Inhalt: das sauber geschriebene Manuscript und das höfliche Begleitschreiben mit dem Namen und der Adresse der Verfasserin. Zunächst erregte die Schrift seine Interesse, eine klare, schlanke Frauenhand, gleichweit entfernt von koketter Zierlichkeit wie von eckiger Unbeholfenheit; ein Schriftenkundiger hätte gewiß keine große Mühe gehabt, aus diesen Buchstaben alle möglichen guten Eigenschaften heraus zu lesen. Dann war es der Name, der seine Aufmerksamkeit fesselte: Anna Werner. „Anna! Aennchen!" Das klang so einfach, so warm, so anheimelnd in seiner schlichten Innigkeit! Es erinnerte an Gretchen, Käthchen, Clärchen, an all' die hohen Frauenbilder, in denen der Deutsche seine Ideale verkörpert sieht!

„Aennchen!" murmelte er mit weicher Stimme. „Ein so schöner Name! Und so schöne Augen! Soviel Anmuth und Liebreiz! Und ein Blaustrumpf!! Schade! Jammerschade!"

Aber wie er sich nun in das Manuscript vertiefte, hellte sich bald seine Miene auf; mit steigender Befriedigung las er weiter und endlich legte er es mit einem Seufzer der Erleichterung bei Seite.

„Gott sei Dank, *die* ist kein Blaustrumpf!" rief er aus. „Herz und Gemüth, Naivetät und Unschuld, daß man das Knie davor beugen möchte, aber keine Spur von dichterischem Talent! — Nein, Du holdes Menschenkind, Dich will ich davor bewahren, daß Deine Holdseligkeit in Tintenfaß und Druckerschwärze untergeht!"

Und er ergriff die Feder, um sie von der Unbrauchbarkeit ihrer Novelle zu benachrichtigen. Da erinnerte er sich aber plötzlich der Thräne, die ihr vorhin bei dem ersten ablehnenden Bescheid des Chefredacteurs in's Auge gestiegen war. „Die Aermste!" dachte er. „Sie hat gewiß große Hoffnungen auf ihre Arbeit gesetzt. Ich muß ihr die Ablehnung in der schonendsten Weise mittheilen." So brachte er einen Brief zu Stande, in dem jede Bitterkeit durch zwei Liebenswürdigkeiten versüßt und die Negationen des Vordersatzes stets durch die ermunternden „Jedoch" und „Indeß" des Nachsatzes aufgehoben wurden. Als er aber dann das Schriftstück vor der Couvertirung nochmals durchlas und an die Wirkung dachte, die es hervorbringen würde, fand er es dennoch kalt und grausam. Er malte sich aus, wie das Mädchen dem Boten in der Hoffnung, daß er ihr frohe Botschaft bringe, hastig den Brief entreißen, wie sie denselben mit steigender Bestürzung lesen und endlich mit jenem trostlos traurigen Ausdruck, den er vorhin an ihr wahrgenommen hatte, bei Seite legen würde. Da riß er ihn mitten entzwei und schleuderte ihn in den Papierkorb.

„Ich muß es mündlich thun," sagte er sich. „Da kann ich ihr wenigstens Trost zusprechen, wenn sie der Schlag allzu hart treffen sollte. So ein Brief hat immer etwas Heimtückisches, Hinterlistiges. Süße Hoffnungen weckend tritt er an uns heran, um uns dann unversehens den tödtlichen Stoß zu versetzen."

Er steckte Manuscript und Adresse zu sich, vollendete noch einige nothwendige Arbeiten und verließ dann die Redaction. Eine Stunde später stand er im halbdunklen Flur eines bescheidenen Hauses in der Vorstadt.

„Hier also wohnt sie," dachte er, etwas mißtrauisch die halsbrecherische Treppe musternd. „Hm! Für ein Juwel ist das eigentlich nicht die entsprechende würdige Fassung. Schade, daß ich kein Goldschmied bin!"

Eine alte Frau kam die Treppe herab; sie hatte ein gutes mittheilsames Gesicht und sah nicht aus, als ob sie eine höfliche Frage übel nehmen würde.

„Wohnt hier Fräulein Werner?"

„Jawohl. Ueber fünf Stiegen."

„Fünf Stiegen!" murmelte er. „Na, wenn sie dem Himmel so nahe wohnt, ist es kein Wunder, daß sie engelhaft aussieht. — Werde ich sie wohl zu Hause treffen?"

„Du lieber Gott, die treffen Sie den ganzen Tag zu Hause! Das arme Ding gönnt sich ja keine Minute, um auch einmal frische Luft zu schöpfen wie andere Menschenkinder. Sitzt Tag und Nacht über ihren Nähereien und sticht sich die feinen Fingerchen wund, die doch wahrhaftig nicht dazu gemacht sind!"

„Sie ist wohl sehr arm?" fragte er.

„Na, ich will's meinen! Früher hatten sie's gut; der Vater war in seiner Stellung, Procurist oder so was. Da wurde er krank, die fetten Einnahmen hörten auf und Doctor und Apotheker holten sich, was zu holen war. Dann starb er, und Frau und Kind saßen im Elend. Eine Weile ging's noch, solang die Frau mitverdienen konnte; seit drei Monaten ist auch sie krank und das Kind muß mit seinen armen kleinen Händen Brod für zwei schaffen! Wie sie sich dabei schindet und plagt — Sie können sich's denken! Das Herz im Leibe dreht sich Einem um, wenn man's mit ansehen muß und doch nicht helfen kann. Ach, lieber Herr, wenn Sie *der* was Gutes thun könnten! Mehr als sie verdient's keine!"

Langsam stieg Frank die schmalen, knarrenden Treppen hinauf; aber es war nicht deren Steilheit, was ihn veranlaßte, wiederholt stehen zu bleiben und tief Athem zu schöpfen. Die Mission, die er sich auferlegt, erschien ihm plötzlich in einem nichts weniger als verlockenden Lichte. Das arme Kind hatte sich gewiß große Dinge von ihrer Novelle versprochen; in später Nacht hatte sie vielleicht die müden Händchen noch gezwungen, ihre Gedanken auf das Papier zu fixiren, dessen Kosten sie sich vom Munde abgedarbt, und das erhoffte Honorar war wohl bestimmt gewesen, die Noth der leidenden Mutter zu lindern. Und diesen Traum eines edlen Kinderherzens sollte er mit rauher Hand zerstören! Und wie er nun vollends wieder an ihre Augen dachte und an die bitteren Thränen, mit denen seine Botschaft sie füllen würde, wäre er am liebsten umgekehrt und weit, weit fort geflohen. Aber er *mußte* mit ihr sprechen; jetzt, da er ihre traurige Lage kannte, war er doppelt dazu verpflichtet, damit sie nicht ferner ihre kostbare Zeit an so aussichtslose Versuche verschwende.

Entschlossen erkletterte er also die fünfte Stiege, die mehr einer Leiter glich, tappte droben auf dem dämmerigen Treppenflur nach dem Klingelgriff und läutete. Einige Secunden später stand er dem jungen Mädchen gegenüber, das ihn mit den großen Augen forschend musterte.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich in Ihre Behausung dringe," begann er. „Die Höhe derselben sollte Sie eigentlich vor derartigen Ueberfällen schützen. Allein ich komme als Abgesandter der »Morgenzeitung«"...

Weiter kam er nicht, denn mit einem Schrei fiel sie ihm in die Rede. „»Der Morgenzeitung«! Also schon gelesen! Und angenommen! Natürlich! Wozu wären Sie sonst gekommen? O mein Gott, mein Gott! Welches Glück!" Sie schlug die Hände vor's Gesicht und stand einen Moment reglos, als ob sie erst ihre Gedanken sammeln müsse. Dann ergriff sie ihn bei der Hand und zog ihn über den kleinen Vorplatz dem Zimmerchen zu, dessen Thür offen geblieben war. „Mutter! Mutter!" rief sie schon auf der Schwelle, „hast Du's gehört? Sie ist angenommen!

Digitized by Google

Meine Novelle ist angenommen!“ Und sie eilte zu der abgehärmten Frau, die auf dem Bett ruhte und sich beim Erscheinen des Fremden ein wenig empor gerichtet hatte, ließ sich auf die Kniee niedergleiten und preßte das Gesicht auf die bleichen Hände der Mutter. „Angenommen! Nun ist all' unsere Noth zu Ende! Nun kommt wieder Sonnenschein und Glück zu uns, und die garstige böse Sorge, die so lang unser Gast war, wird die Treppe hinab expedirt, fünf Treppen hinab, Mama! Und wenn sie sich dabei den Hals bricht, nun, umso besser, dann ist die Welt von ihr befreit!“ Sie lachte übermüthig. „Und Mütterchen bekommt jetzt bessere Kost, jawohl, das Beste, was ich auftreiben kann, bekommt Mütterchen aufgetischt! Und eine neue warme Decke bekommt sie, damit sie nicht mehr frieren muß, und der Arzt muß wieder kommen und muß Mütterchen gesund machen, und im Frühjahr, wenn die Bäume blühen und die Lerchen singen und Du wieder ausgehen darfst, nehmen wir ein andere Wohnung, damit auch der liebenswürdige Herr Redacteur, —“ ein leuchtender Blick aus dem verklärten Auge flog zu Frank herüber — „wenn er mir Nachrichten über meine Novellen bringt, nicht wieder so hoch steigen muß und zu dem Glauben verführt wird, er käme direct in den Himmel, während er doch nur ein armes kleines Stübchen findet, das kaum Platz hat für einen so gelehrten großen Herren, und ein närrisches kleines Mädchen, das in seinem Jubel gar vergißt, ihm einen Stuhl anzubieten!“ Sie war aufgesprungen und hatte ihn auf einen der beiden Stühle niedergenöthigt, die neben dem Tisch, den Betten und einer Nähmaschine das ganze Mobiliar bildeten. Nun blieb sie, die Hände ineinander gefaltet, vor ihm stehen und blickte mit seligen Lächeln auf ihn herab. „O mein Herr! Ich erscheine Ihnen gewiß recht kindisch! Aber wenn Sie wüßten . . .! Sie kommen zu uns wie ein Bote des Himmels! Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!“ Sie erfaßte mit beiden Händen seine Rechte, die er ihr zögernd entgegen streckte, und drückte, ehe er es hindern konnte, einen Kuß darauf.

Er war erschüttert. Dieser Ausbruch namenlosen Glücks, diese Offenbarung reinster Kindesliebe rührten ihn in tiefster Seele. Nur ein Barbar hätte ihr jetzt, mitten im Taumel ihrer Seligkeit, die rauhe Wahrheit eröffnen können. Und auch später — er fühlte es instinktiv — würde er diesem freudenverklärten Antlitz gegenüber wohl niemals die Kraft dazu besitzen. So schwieg er verlegen, in Gedanken nach einem Ausweg aus der schwierigen Situation suchend, in die er so unversehens gerathen war.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Drei Jahre im hohen Norden. Die Lady Franklin-Bai-Expedition von Adolph W. Greely. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Reinhold Teuscher. (Jena, Hermann Costenoble.) — Diese vorzügliche deutsche Bearbeitung, die auch den reichen Bilderschmuck der englischen Ausgabe bietet, liest sich wie ein Originalwerk und zugleich wie ein spannender Roman. Und romanhaft klingen auch die durchaus nicht übertriebenen, sondern stets wahrheitsgetreuen Berichte über jene von Anfang an unglückliche Expedition nach dem Nordpol, welche 22 heldenhafte Männer der Unionsarmee 1881—1884 ausführten. Die gegenwärtige Erzählung gründet sich auf die Tagebücher zweier Lieutenants und eines Sergeanten, sowie die officiellen Berichte der wenigen Ueberlebenden an das Kriegsministerium, das die Expedition entsandt hatte. Wir folgen den muthigen Männern auf ihrem Zuge nach Grönland, ihren Herbstschlittenreisen, ihrem Aufenthalt im Fort Conger, den Expeditionen nach dem höchsten Norden vom Kap Bryant bis Kap Washington, der Durchquerung von Grinnell-Land und der tragischen Anabasis: Anfang vom Ende, die letzten Rationen, Tod und Befreiung . . . „Keine Feder könnte der Welt“, schreibt der Verfasser, „ein Bild von dem schrecklichen Elend und der jämmerlichen Lage geben, welcher wir bei Kap Sabine verfallen waren. Ungenügend bekleidet, Monate lang ohne Trinkwasser, ohne Wärme, die Schlafsäcke am Boden festgefroren, Wände, Dach und Fußboden mit Eis bedeckt, lebten wir von dem fünften Theile einer arktischen Ration, und trotz der Entbehrung von Kleidern, Wärme, Licht, Nahrung waren wir niemals ohne Muth und Hoffnung.“ Am 23. Juni 1884 erfolgte die Rettung der sieben Ueberlebenden durch die amerikanische Hülfsexpedition, welche, Dank der Unterstützung schottischer Walfänger, den Gefahren der Melville-Bai trotzte und ihr Ziel noch knapp erreichte, ehe es zu spät war. Das fesselnde Buch ist mit Recht gewidmet „den Todten, welche viel, den Ueberlebenden, die noch mehr litten.“ Nach Norden kam Greely zu der höchsten bisher erreichten Breite, das schon so oft angeblich erreichte Ende Grönlands wurde um 40 Meilen nordwärts vorgeschoben, Grinnell-Land wurde durchquert und erforscht und das Polarmeer erreicht, gewiß glänzende Ergebnisse. In ihrem eigenen Lande ist diesen tapferen Pionieren des Fortschritts schlechter Lohn zu Theil geworden. Greely kam beladen mit der macula infamiae, der Unfähigkeit und Grausamkeit aus dem Polarmeer zurück, keiner von seinen Leuten ist befördert worden, zwei haben ihr Privatvermögen und die Gesundheit verloren, die Wittwen der Todten sind nicht anerkannt. Wir empfehlen das schöne Buch, das ein Denkmal menschlichen Wissensdranges, der Ausdauer, Pflichttreue und Todesverachtung genannt zu werden verdient.

Vom Markte des Lebens. Novellen von Wilhelm Berger. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Der Inhalt dieser Novellensammlung ist ein außerordentlich bunter, jedenfalls bietet er nicht, wie der Titel vermuthen läßt, nur selbst Erlebtes und Gesehenes, die auf dem transatlantischen Dampfer und in Mexiko spielenden Ereignisse tragen den Stempel des Erdichteten und Erdachten. Die Aufmerksamkeit concentrirt sich um die Fabel, nicht um die Träger derselben. Und doch liegt die specielle Begabung des Verfassers entschieden auf der Seite des intimeren Seelengemäldes. Das beweisen die beiden Novellen Zweite Violine und Maß für Maß. Besonders in der Ersteren ist es Wilhelm Berger trefflich gelungen, die Beängstigungen eines pedantischen Vaters zu schildern, in dessen sorgsam zusammengebautes Familiennest das Kukuksei des Genies gerathen ist. Der alte Musikant kann es nicht begreifen, daß seinem genialen Sohn Alles das angeboren scheint, was er sich mühsam angequält. Erst im Tode geht ihm wie eine Vision das Verständniß für den Kuß des Genius der Künste auf, der die Stirn des Gottbegnadeten streift. „Maß für Maß“ ist eine alltägliche Ehegeschichte, eine jener Heirathsmiseren, an denen der oberflächliche Beobachter achtlos vorübergeht, und die doch so viel herzbrechende Qual bergen. Das Waldidyll Fräulein Försterin, in der Erfindung ein wenig trivial, entschädigt durch die flüssige Form und durch eine Anzahl wohl vorbereiteter und hübsch ausgeführter Situationen. Wilhelm Berger, den Lesern unseres Feuilletons ein lieber Erzähler, ist ein Meister in der für uns Deutschen neuen Form der short stories, und als solcher zeigt er sich auch in diesem Buche. G. M.

Gegen den Strom. Gesellschaftliche Kreuzzüge von Adolph Kohut. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Wenn der Verfasser sich ein wenig umsehen wollte, würde er finden, daß er auf seiner Wasserpartie gegen den Strom eine große Zahl von Mitschwimmern hat. Gegen die Ordens- und Titelsucht, gegen den Musik- und Gesangsrummel, gegen die Denkmals- und Jubiläumsmanie haben schon Viele vor ihm geeifert. Geholfen hat's nicht, und da Adolph Kohut's Kreuzzüge mit den alten verbrauchten Waffen unternommen werden, so wird der Erfolg voraussichtlich derselbe bleiben, d. h. die Zahl der bunten Knopflochbändchen, der Klavichymbel und der Denkmäler wird sich nicht wesentlich vermindern. Immerhin wird kein Leser der überzeugungstreuen und amüsanten Kampfart Kohut's die gerechte Anerkennung versagen. G. M.

Le Cabinet noir. Par Le Comte d'Herisson. (Paris, Ollendorff.) — Graf d'Herisson, dem wir die trefflichen Journale eines Ordonanzoffiziers 1870/71 und eines Dolmetschers in China verdanken, bietet hier einige historische Quellenstudien, die ungemein viel Neues und Fesselndes enthalten. Die mehr oder minder verbürgten geschichtlichen Wahrheiten entstammen meist den Papieren des Baron Mounier, eines ehemaligen Secretärs von Napoleon I. und späteren Polizeidirectors unter Ludwig XVIII. Das Schwarze Cabinet ist keine Erfindung. Es war eine wohl organisirte Institution, die von den französischen Regierungen unterhalten war und wohl noch ist. Nach einander werden Ludwig XVII., Napoleon, Marie Louise u. A. porträtirt, so wie sie in ihrem geheimen Briefwechsel und im Urtheil ihrer Zeitgenossen sich darstellten. Aus dem reichen Schatze der vom Schwarzen Cabinet unterschlagenen Originalbriefe oder Abschriften hat der Verfasser das Interessanteste hier abgedruckt und mit verbindendem Texte versehen. Besonders Bemerkenswerthes gewähren die Capitel über Naundorf, den falschen Louis XVII., den Tod des Herzogs von Berry, die Mittheilungen über Napoleon und Marie Louise, die unverdient schlecht dabei wegkommt, und das Schicksal der Krondiamanten, die bekanntlich dieser Tage endgiltig versteigert worden sind. Freilich so sichere Documente, wie der Verfasser meint, bietet er nicht überall, und Manches ist mit Vorsicht zu gebrauchen. So glaubt er an die Identität des Abenteurers Naundorf mit dem Sohne Ludwigs XVI., während erst jüngst die von Beauchesne veröffentlichten Actenstücke den Tod des Dauphins im Temple-Gefängniß unwiderleglich dargethan haben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart“

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Haushaltungskunst und Gesundheitspflege
für deutsche Frauen.
Ordnung und Schönheit am häuslichen Herd
von
Dr. Wilh. Hamm.
Dritte Ausgabe.
Eleg. geb. in Ganzleinen 2 M. 80 Pf., broch. 2 M.

Ueber Land und Meer urtheilt über das Werk: „In gefälliger Form belehrt uns das Buch über die wichtigsten Vorgänge im menschlichen Körper in Beziehung zum häuslichen Leben. Dabei ist stets der praktische Standpunkt festgehalten und alles vermieden, was die Theorie bis jetzt nur hypothetisch kennt.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:
Poetische Werke von Adam Mickiewicz,
übersetzt von **Siegfried Lipiner.**
Band II.
Todtenfeier (Dziady).
Mit erklärender Einleitung.
XXXII. u. 284 S. gr. 8. Geh. ℳ 6.—; geb. ℳ 7.—

Der Dichter des „Entfesselten Prometheus" bot vor einigen Jahren das große National-Epos der Polen (Herr Thaddäus oder der letzte Eintritt in Lithauen) in deutscher, die poetischen Feinheiten des Originals nach Möglichkeit wiedergebender Übertragung. Als 2. Band der Reihe folgt jetzt die tiefsinnige, leidenschaftlich bewegte, oft titanenhaft gewaltige „Todtenfeier", die das Bild von Mickiewicz' dichterischer Persönlichkeit ergänzt und vollendet. Wenn irgend ein Werk slavischen Schriftthums, so gehört dieses der Weltlitteratur an. Die ausführliche Einleitung gibt neben einer eingehenden Besprechung des Inhalts auch eine anziehende Schilderung des Lebens- und Entwickelungsganges des Dichters, seiner Schicksale und Seelenkämpfe, soweit sie für das Verständnis des Werkes in Betracht kommen.

Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Unterrichtsbriefe für das Selbststudium fremder Sprachen
nach der Methode
Toussaint-Langenscheidt.
Brief 1 liefern alle Buchhandlungen, sowie die Verlagshandlung franco gegen Einsendung von
50 Pfennigen für jede Sprache.
Ausführliche Prospecte gratis.

Dänisch 20 Briefe 10 ℳ	**Portugiesisch** 20 Briefe 10 ℳ
Holländisch 20 Briefe 10 ℳ	**Russisch** 36 Briefe 16 ℳ
Italienisch 40 Briefe 16 ℳ	**Schwedisch** 20 Briefe 10 ℳ
Alt-Griech. 36 Briefe 16 ℳ	**Spanisch** 40 Briefe 16 ℳ
Lateinisch 40 Briefe 16 ℳ	**Ungarisch** 30 Briefe 12 ℳ

Im Abonnement jeder Brief 50 Pfennige.

Preisermäßigung.
Braun-(Wiesbaden)'s Schriften.

Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Kulturbilder und Studien. 3 Bände. Lex.-8° 1874. (Mk. 22.50) für Mk. 4.—
Band 1: An den Grenzen des deutschen Reiches. — Das deutsche Reich sonst und jetzt. — Die Wahlprüfungen und die Constituirung des Hauses; ein Beitrag zur Kenntniß der parlamentar. Praxis.
Band 2: Am deutschen Herd: Briefe über die deutsche Küche. — Etwas über den deutschen Wein. — Etwas über deutsche Vornamen. — Volkswirthschaftliche Streifzüge auf dem Gebiete des Rechtes und der Gesetzgebung.
Band 3: Centrifugale Gewalten (Dr. Jacoby in Königsberg. — Bischof von Ketteler in Mainz). — Kulturgeschichtliche Versuche.

Bilder aus der Deutschen Kleinstaaterei. 5 Bände. 8°. 3. Aufl. 1881. (Mk. 30.—) für Mk. 6.—
Band 1: Bilder aus 4 Jahrhunderten 1570—1870.
Band 2: Kriegsbilder 1866—67, Parlamentsbilder 1866—67.
Band 3: Bilder aus Nassau, Württemberg und Hessen-Darmstadt.
Band 4: Bilder aus Kurhessen, Hannover und Bayern.
Band 5: Kleine Kulturbilder und große Ruhmesbilder.

Mordgeschichten. 2 Bände. Gr. 8°. 1875. (Mk. 15.—), für Mk. 2.—
Band 1: Ziobá (Venedig 1525). — Der Menschenhandel der deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert. — Der Menschenhandel des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. — Der Tod des General Marceau. — Burschenschafter und Schwarze, deutsche Studentenbilder und Mordgeschichten aus dem tollen Jahre Neunzehn.
Band 2: Ein Bauer an der Spielbank (Bad Schwalbach 1835). — Ein Untersuchungsrichter (Nassau 1863). — Der Spionenfang (Nassau 1866). — Preußischer Wind (1866—67). — Deutsche in Paris (1865—70).

Der Diamantenherzog (Carl II. von Braunschweig). Ein deutscher Prinzenspiegel. Mit 2 Portraits. 1881. (Mk. 3.—), für Mk. 1.50.

Alle 4 Werke — 11 Bände — zusammen für 10 Mark.
Rich. Sattler, Verlag und Antiq. Braunschweig.
(Antiquarische Cataloge franco.)

Bedeutendes Werk der Memoirenliteratur
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart und Leipzig.
Soeben ist erschienen:
Ein halbes Jahrhundert.
Erinnerungen und Aufzeichnungen.
Von
Adolf Friedrich Graf v. Schack.
Mit dem Porträt des Verfassers.
3 Bände. Preis geheftet ℳ 15.—; fein geb. ℳ 18.—

Der Verfasser, der als Dichter, Gelehrter, Uebersetzer, Kunstmäcen und Staatsmann eine so markante und hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt in diesem Werke eine Menge von Charakteristiken derjenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung näher getreten ist und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, die er miterlebt. Graf Schack betrachtet diese Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterläßt und das gewiß auch als wertvolles Besitztum von derselben geschätzt werden wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
Kataloge über 1/4 Million Bücher für 30 ₰.
L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.
Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Blutjung und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.
1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. broschirt. Preis ℳ 3.—
Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder"** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Bibliothek d. Gesamtlitteratur.
Neuerdings sind u. A. erschienen:
Nr. 129. Der Verwendbare. Erzählung von **Wilhelm von Wartenegg.** Geh. 25 ₰. Geb. 50 ₰.
Nr. 114. 115. Neues Buch der Lieder von **Paul Bachr.** Geh. 50 ₰. Geb. 75 ₰. Prachtband 1 ℳ 30 ₰.
Nr. 134. 135. 136. Ungarisches Novellenbuch. Diese 3 Bände enthalten Novellen von **Petöfi, Jokai, Beniczley-Bajza, Csiky** u. **Mikszath,** welche bisher in deutscher Uebersetzung nicht vorhanden waren. Geh. à 25 ₰. Geb. à 50 ₰.
Nr. 143—145. Persischer Diwan. Blütenlese aus der Persischen Poesie. Hrsg. von **Jul. Hart.** Geh. 75 ₰. Geb. 1 ℳ. In eleg. Prachtbd. mit Goldschn. 1 ℳ 50 ₰.
Jedes **einzelu** käufliche Bändchen ist mit Einleitung und dem Bildnis des Verfassers versehen. Vollständiges Verzeichnis gratis und portofrei.
Verlag von **Otto Hendel** in Halle a. S.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 12. November 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Lage in Oesterreich. Von Karl Pröll. — Russischer und französischer Deutschenhaß. Von Carl Spitteler. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Telepathie. Von Max Dessoir. — Henri Taine und Prinz Jérome. Von O. Piltz. — Hans Hoffmann's Korfu-Geschichten. Von Karl Hochberg. — **Feuilleton:** Ein Blaustrumpf. Novellette von Heinrich Stobitzer. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Aus Gurlitt's Kunstsalon. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Die Lage in Oesterreich.

Von Karl Pröll.

Der Zug unstäten Wesens, welchen die innere Politik Oesterreichs während der letzten Jahrzehnte trägt, ist durch das „System Taaffe" trotz seines neunjährigen Bestandes nicht überwunden worden. Was früher durch den vielfachen Wechsel der Regierungsleiter sichtbar hervortrat: der rasche Wechsel von Stimmungen und Strömungen, das vollzieht sich jetzt unter der Oberfläche eines scheinbar gefestigten Staatswillens. Die herangetriebenen Schollen haben sich verkeilt und einen momentanen Stillstand des Eises bewirkt. Allein fortwährend hört man krachen, bilden sich neue Risse. Es bedarf nur eines Thauwindes und der Eisgang kommt in Bewegung, die Schollen schieben sich übereinander und das steigende Gewässer tritt aus den schlecht geschützten Ufern. Bei einzelnen Durchbrüchen hilft man sich auch heute noch, indem die altväterischen Mittel der Zustopfung von Lücken oder der Ablenkung eines Theiles des bedrohlichen Elementes zur Anwendung gebracht werden. Was geschehen soll, wenn ein größerer äußerer Sturm dazu kommt, hierüber ist man sich in Wien schwerlich klar. Denn sonst wäre man längst daran gegangen, eine rationelle Regulirung der nationalen Strömungen durchzuführen, welche die nützliche Culturarbeit sichern und den Bestand des Reiches unabhängig von Zufällen machen könnte.

Die angebliche Aufgabe des Grafen Taaffe, welche er im Beginne seiner Amtsthätigkeit betonte, war die „Versöhnung" der kleineren Völker und Nationssplitter, welche sich in Oesterreich nebeneinander gewürfelt befinden. Denn die Deutschen brauchten nicht versöhnt, sondern nur in ihrem erworbenen Besitze, ihren politischen Rechten und ihrer civilisatorischen Mission gewahrt zu werden, um sie als zufriedene und opferfreudige Staatsbürger zu erhalten. Ja bei ihnen war sogar, zum Verdruß energischer Naturen, das Nationalbewußtsein viel schwächer entfaltet, als das staatliche Gemeingefühl. Dagegen hatten die immer schroffer hervortretenden Rasseninstincte und Herrschaftsgelüste der Zaun-Völker dieselben in eine Fehdestellung wider die Deutschen Oesterreichs gebracht, deren Hauptursachen nicht abweichende Interessen, sondern Neid und Habsucht bildeten, welche das zu neuer Macht und wirthschaftlichem Fortschritt gelangte Deutschthum ihnen einflößten. Graf Taaffe faßte die Versöhnung im Sinne dieser mißgünstigen Nachbarn auf und hielt es für staatsklug, in Oesterreich das Deutschthum zurückzudrängen, damit es nicht von dem Magnete des im Reiche wiedererstandenen deutschnationalen Staates angezogen würde. So wandelte sich die Aera der Versöhnung in ein stets zielbewußter werdendes Streben nach allmählicher Slavisirung und Entgermanisirung Oesterreichs um. Die Personalveränderungen innerhalb des Ministeriums Taaffe, bei denen die wichtigen Ressorts der Justiz und der Finanzen in die Hände slavischer Parteiführer gelangten, zeigten diese Zuspitzung einer tastenden Politik in eine den erwähnten Zwecken dienenden an. Noch deutlicher drang dies in einer Reihe von Maßnahmen hervor, unter denen die verschiedenen Sprachverordnungen die Tendenz der Zurückdrängung des Deutschthumes unzweifelhaft verriethen.

Diese Politik ließ sich jedoch nur schrittweise durchführen. Die ersten Verlegenheiten brachten die Ungeduld des aufgeregten czechischen Volkes und der Wettbewerb seiner Führer, sich gegenseitig mit nationalen Forderungen zu übertrumpfen. Erst später gesellte sich hierzu der bewußte, kräftige Widerstand der Deutschen in Böhmen gegen die schwer empfundene Vergewaltigung, welcher die politischen Verwaltungsorgane rücksichtslosen Nachdruck liehen. Eine neue Störung erleidet diese methodische Slavisirung durch das Verlangen der Czechen, jetzt auch die äußere Politik Oesterreichs nach ihren Wünschen und Neigungen zu lenken. Das unmittelbar nach dem Eintritt des Taaffe'schen Regimes abgeschlossene und bisher festgehaltene Bündniß mit Deutschland sollte nicht nur den Weltfrieden behüten, sondern geradezu die Slavisirungsbestrebungen decken, indem Deutschland als loyalem Alliirten damit jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten Oesterreichs abgeschnitten war. An Rußland konnte die officielle österreichische Politik keinen Rückhalt gewinnen, weil die widerstreitenden Interessen im Orient, die bevorzugte Stellung der Polen Galiziens dies nicht zuließen, und weil man instinctiv fühlte, daß die Czechoslaven und Südslaven sich auf den Trümmern des alten Reiches mit dem Führerstaat der slavischen Idee verbrüdern wollten. So wurde das deutsch-österreichische Bündniß geradezu eine Existenzbedingung für die Habsburgische Monarchie. Widerwillig haben die Czechen dasselbe einstweilen geduldet. Aber schon die Aeußerungen Dr. Rieger's in den Delegationen deuteten darauf hin, daß die Czechen eine Wandlung der äußeren Beziehungen im Auge behielten.

Da erachtete man es in Wien vorübergehend als Gebot der Staatsklugheit, die czechischen Uebergriffe einigermaßen einzuschränken und die panslavistischen Gelüste zu ernüchtern. Die Aufgabe, zu „bremsen", fiel dem vor einem Jahr in das Amt getretenen Unterrichtsminister von Gautsch zu, der als besonderer Vertrauensmann der Krone im Cabinet die altösterreichische Tradition vor völliger Verflüchtigung bewahren

Digitized by Google

sollte. Derselbe fing vorsichtig mit unscheinbaren administrativen Regulativen an, welche sogleich das Mißtrauen der slavisch-klerikalen Parlamentsmehrheit erweckten. Sobald derselbe mehrere schlecht besuchte, völlig nutzlose czechische Mittelschulen aufhob — gleichzeitig mit verschiedenen deutschen Mittelschulen — brach der Sturm gegen ihn los. Das Ministerium durfte zwar gegen den Willen der Krone den unbequemen Collegen nicht fallen lassen; aber es rang ihm anderweitige Zugeständnisse für die befreundeten Czechen ab, unter denen die Slavisirung der durch deutsche Intelligenz und deutsche Mittel begründeten Prager Kunstgewerbeschule besonders merkwürdig ist. Die Jungczechen benutzten das diplomatische Zögern der auf den Hintertreppen der Hofpolitik wohlbewanderten Altczechen, um ihrer Fractionseifersucht gegen letztere alle Zügel schießen zu lassen und sie in das Schlepptau einer terroristischen Propaganda zu nehmen. Im entscheidenden Augenblicke hielten jedoch die Altczechen still und ließen sich die Vertagung der von ihnen geforderten Interpellationsbeantwortung gefallen, um nicht in einen Conflict mit der Krone verwickelt zu werden. Sie können heute noch nicht Taaffe und die kaiserlich-königlichen Czechisatoren in Böhmen, den Statthalter FML. von Kraus u. A., entbehren, während die Jungczechen glauben, es ließe sich eine Neuauflage der Hussitenkämpfe durchführen. So sehen wir slavische Jesuitenpolitik und slavische Dreschflegelpolitik wieder einmal im neidischen Wettbewerb, aber unbedingt einig in dem Gedanken, nicht nur die politische, sondern auch die Culturmacht des Deutschthums zu vernichten. Selbst der Gedanke, daß der Kaiser von Oesterreich mit der Million Streiter des Deutschen Reiches, keineswegs mit der deutschen Nation, einen Waffenbund geschlossen, wird den Czechen immer unerträglicher. Die Schollen beginnen zu treiben.

Das Erscheinen einer czechischen Broschüre gegen das österreichisch-deutsche Bündniß, welche an dessen Stelle „die slavische Solidarität" gesetzt, eine selbständige Orientpolitik ausgemerzt wissen will, ist nicht als ein nebensächlicher Zwischenfall anzusehen. Es werden vielmehr in diesem lauten Selbstgespräche eines offenherzigen Zukunftsträumers, der sich als nationaler Führer ausspielt, die geheimsten Gedanken jenes „Trutzbundes gegen das Deutschthum" offenbar, welcher seit Langem in den Köpfen aller Parteigänger der Wenzelskrone und des stammverwandten Rußlands herumspukt. Die waghalsigsten unter diesen „Kosaken von der Moldau" wollen ferner durch Einführung des slavischen Rituales einen Uebergang von der katholischen zu einer czechisch-unirten Nationalkirche anbahnen, die österreichischen Donauprovinzen wie zur Zeit König Ottokar's in Beschlag nehmen und von da aus den Südslaven die Hände reichen. Sie treten in der deutschen Reichshauptstadt Wien, wo sie durch Zuwanderung auf etwa 8 Procent der Bevölkerung gestiegen, mit einer Agitation hervor, die auf nichts Geringeres abzielt, als in Schule und Gewerbe, Gemeindeverwaltung und politischer Repräsentation einen Utraquismus durchzusetzen, welcher die Sprachenkämpfe nach böhmischen Muster einleiten würde. So aussichtslos heute diese Bewegung Vielen erscheint, wer kann behaupten, daß sie nach weiteren zehn Jahren nicht Erfolge davongetragen hat?

Die gedachte Broschüre ist confiscirt worden, die politisch unklare, unzuverlässige und zerfahrene Bevölkerung Wiens zeigt sich durch die Bedrohung ihrer localen Interessen im Momente aufgerüttelt. Etwas von dem staatlichen Autoritätsprincip, welches gegenüber den slavischen und klerikalen Sonderbündlern und Geschäftsfreunden der Regierung außer Kraft gekommen war, hat der Minister von Gautsch, wie schon erwähnt, zu retten gesucht, freilich nur um den Preis neuer Zugeständnisse an die czechischen Malcontenten. Diese haben, um nicht im ungünstigen Momente eine Krise herbeizuführen, einen Rückzug in die gedeckte Stellung des Zuwartens angetreten, wo sich die Berserkerwuth der Jungczechen auszutoben sucht. Die Kunst, nach ungestümen Angriffen durch geheuchelte Nachgiebigkeit zur Erlangung weiterer Vortheile „sich einzunisten", werden die Czechen und die übrigen Fractionen der Rechten schwerlich verlernt haben. Und selbst wenn es Grafen Taaffe's Ernst sein sollte, der Begehrlichkeit seiner Freunde Schranken zu ziehen, dürfte ihm heute bereits die Macht dazu fehlen. Sein System kann sich nur ausleben wie die Beschwörungen des Zauberlehrlinges. Die nationalen Forderungen werden bei jeder Wiederkehr verdoppelt sich ergießen und schließlich wird die Krone die Rolle des alten Hexenmeisters übernehmen müssen, wenn sie nicht selbst das Bannwort vergessen hat.

Aus dieser kurzen Darlegung der thatsächlichen Lage in Oesterreich geht hervor, daß es ein übertriebener Optimismus wäre, aus dem unterbliebenen oder auch nur vertagten Sturmlauf des Czechenclubs im Parlamente zu folgern, es könnte die Abhängigkeit, in welcher das System Taaffe von seinen slavischen Verbündeten gerathen, innerhalb dieses Systems gebrochen werden. Erschütternde Erfahrungen, an denen Oesterreich nicht arm ist, haben bisher die Leichtbeherztheit seiner officiellen Politik wenig zu ändern vermocht. Und wenn erheute verhängnißvolle Abfall Oesterreichs vom deutschen Bündnisse, den die Czechen leidenschaftlich herbeisehnen, voraussichtlich verhütet wird, so dürfte hierzu weniger das realpolitische Verständniß als ein anderer Umstand beitragen. Das beleidigte Gewissen des deutschen Volkes in Oesterreich hat endlich lauten Ausdruck gewonnen und wird täglich stärker vernehmbar. Mag man sich immerhin die Miene geben, dasselbe zu überhören, eine Ahnung durchzuckt doch die Wiener Hofkreise, daß es selbst der deutschen Geduld gegenüber ein „bis hierher und nicht weiter" gibt. Die Opposition der Deutschen in Oesterreich bleibt eine der letzten aber schwerwiegendsten Bürgschaften der deutsch-österreichischen Allianz und deutsche Lande werden unter fremder Krone nur verbleiben können, wenn letztere nicht dem Grundsatze allgemeiner Deutschenfeindschaft huldigt.

Bevor die Czechen als Vortruppen der russischen Heeressäulen längs des Erz- und Riesengebirges sich ausbreiten, bevor Prag zur Hauptstadt eines Reiches der Wenzelskrone geworden, müßten auf den Wahlstätten des Böhmerlandes noch einmal die Würfel blutiger Entscheidung gefallen sein. Daß man in Wien eine solche Entscheidung nicht wünschen kann, berechtigt uns zu der Hoffnung, es werde die immer einflußreicher und turbulenter gewordene Czechokratie in Oesterreich ihre letzten Ziele nicht erreichen und ein Rest der früheren, aus deutschem Blute und deutscher Culturarbeit entsprossenen Staatsautorität gerettet werden.

Russischer und französischer Deutschenhaß.

Von Carl Spitteler.

(Schluß.)

Die Klasse der Gebildeten, deren Wortführer die Slavjänophilen*) sind, adoptirt vor Allem die Beschwerden des Bauern und verleiht denselben leidenschaftlichen Ausdruck. Kein Wunder, denn der Bauer genießt in der russischen Romantik (realistischen Stils) hieratisches Ansehen, als eine Art Knecht Gottes; sein Typus dominirt in der Literatur und seine Sprache in der Gesellschaft. Auch kann man den Slavjänophilen Gemeinsinn, Fürsorge für das Volk und überhaupt Patriotismus nicht absprechen. — Zu den Beschwerden des Volkes fügen aber die Gebildeten neue hinzu, und zwar solche, denen die allergrößte Aggressivkraft, mithin die wichtigste politische Bedeutung innewohnt, und welche ich um so weniger übergehen darf, als sie in der deutschen politischen Presse kaum zur Sprache gelangen. Der gebildete Russe glaubt sich gegenwärtig im Besitz einer eigenthümlichen Cultur, welche die westeuropäische in allen Gebieten überflügelt habe. Mit glühender Liebe verehrt er dieselbe, mit unerbittlicher, systematischer Strenge

*) „Slavisch" (Slavjänskyi) ist das nationale Symbol der modernen Russen. Also: „slavischer Verein", „slavische Actiengesellschaft", „slavische Brauerei" u. s. w. Das Wort „russisch" hat fast nur noch amtliche Bedeutung.

Digitized by Google

impft er sie der Jugend ein, selbst der höchstgeborenen, mit unsagbarem Grimm aber beobachtet er die Indifferenz und das ungläubige Lächeln der anderen Nationen. „Wohlan, wenn ihr's nicht im Guten glauben wollt, so werden wir's euch mit den Waffen beibringen." Und offen droht er: „Lange genug haben wir von Europa gelernt, jetzt ist die Zeit gekommen, da Europa von uns lernen muß." Männer, die, obschon vier Sprachen geläufig sprechend, principiell jedem Ausländer nur russisch antworten, Kinder, die sich sträuben französisch oder englisch zu lernen, weil die Franzosen und Engländer erst russisch lernen sollen, sind in Rußland keine Seltenheit. Es ist kaum möglich, dieses Moment zu überschätzen und ich mache nochmals ausdrücklich auf die gewaltige Aggressivbedeutung desselben aufmerksam. Wer die Erklärung der russischen Expansivgelüste in staatspolitischen Gründen oder gar in materiellen Interessen sucht, wird stets von den Ereignissen verblüfft werden. Die russischen Waffen dienen nicht der Politik, sondern der nationalen Mission; sie sind der Pflug, hinter welchem der slavische Culturprediger schreitet. — Die russische Cultur ist nun im Grunde der französischen nicht minder entgegengesetzt als der deutschen, wie denn auch die Franzosenfreundschaft der Slavjänophilen eine temporäre, aus bloßen Opportunitätsgründen affichirte heißen muß, allein hier, wie überall muß der Deutsche Alles ausbaden. Was die russische Cultur am meisten verabscheut: Idealismus und classische Tradition, das will der Slavjänophile nicht am Franzosen sehen, welcher diese Dinge unter den Modernen am innigsten verehrt, sondern einzig am Deutschen, dessen gegenwärtiger ästhetischer Standpunkt doch wahrlich des Idealismus ganz unverdächtig ist. — Indem wir die Politik als Grund und letzten Zweck ausschlossen, wollten wir natürlich nicht ihre ungeheure Bedeutung als Mittel leugnen; es ist ja sonnenklar, daß dieselbe in diesem Augenblick als die erste Vorbedingung der slavischen Propaganda im Vordergrunde steht; und so geschieht es denn, daß die europäische Presse die Slavjänophilen vorwiegend, wenn nicht ganz allein, in politischer Attitude zu Gesicht bekommt. Warum nun wiederum der Deutsche als der politische Erzfeind bezeichnet wird, liegt auf der Hand; Feind heißt eben dem Russen Jeder, welcher die slavischen Pläne hemmt, und wäre es auch bloß durch seine Existenz an der Grenze. Um Rußland politisch zu versöhnen, müßten die Deutschen mit Mann und Maus in den Erdboden versinken und selbst dann würde man es ihnen noch als Bosheit auslegen, daß sie die Luft verpesteten. — Zeigen indessen die Slavjänophilen auch gar keine Pietät gegen jenen deutschen Geist, welchem die russische Cultur so viel verdankt? Theoretisch allerdings, nicht aber praktisch. Alle die Wagnerianer (für die russischen Musiker beginnt die Musik da, wo Wagner aufhört) sind wüthende Deutschenfresser, die enthusiastischen Verehrer von Goethe's Faust schildern in ihren Werken den Deutschen als Schwächling oder Spitzbuben. Es ist eben instinctiv; selbst wenn der Kopf möchte, vermag es das Herz nicht. Wie das Volk in allen Anecdoten und in allen Theaterpossen den Deutschen verspottet, so stellen ihn die Gebildeten in ihren Werken an den Pranger. Die russische Nationaloper „Rußlan und Ludmilla" verdankt ihre Beliebtheit nicht zum wenigsten dem Umstand, daß in ihr ein Warjäger, der Typus des Germanen, als Feigling hingestellt wird. — Es bleibt noch übrig, auf die unbeschränkte Macht der Slavjänophilen hinzuweisen. Es ist ganz unrichtig, dieselben mit der französischen Patriotenliga zu vergleichen und als eine „Bande von Schreiern" vornehm abzuthun. Wohl führen sie gar laut das große Wort, allein die ganze Nation lauscht diesem Wort, weil Jene nur aussprechen, was diese denkt; nicht eine Bande, ja nicht einmal Partei bedeuten sie, sondern Rußland. Sie führen das Volk, sie leiten die öffentliche Meinung, sie erziehen die Jugend, sie dominiren den Adel, sie inspiriren die Generale und Staatsmänner, sie regieren thatsächlich Rußland. — Und der Czar? — Fast hätten wir ihn vergessen.

Kleinlicher, aber darum kaum unwichtiger — denn das Kleinliche beherrscht das tägliche Leben — sind die Beschwerden der vornehmen Klasse gegen den Deutschen, jener Klasse, die einst als die Partei der Westlinge Rußland geistig regierte, in jüngster Zeit gänzlich unter die Herrschaft der Slavjänophilen gerathen ist, aber noch immer in Sitten und Lebensart tonangebend wirkt, wie denn die Führer der Slavjänophilen selber durchaus keine struppigen Bären, sondern elegante Herren sind. Ueberhaupt muß man sich, um die Kritteleien der Vornehmen in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, erinnern, daß die vornehme Lebensart sich in Rußland bis nahe an die Grenze des Bauern erstreckt, daß Gesellschaftsklassen, die anderswo dem Spießbürgerthum verfallen sind, dort großstädtische, oder besser gesagt, großherrliche Gewohnheiten haben. Eleganz im größten Stil ist die Signatur der gesammten Gesellschaft, sodaß derjenige, welcher aus irgend einem westeuropäischen Lande nach Rußland zieht, den Eindruck gewinnt, als ob er aus einem Wagen zweiter (resp. dritter) Klasse in die erste hinüberstiege. Bei diesem Anlaß halte ich die Bemerkung nicht für überflüssig, daß die russische Eleganz nicht aus Paris stammt, sondern von den fürstlichen Sitten des einheimischen, einst Länder und Leute beherrschenden Adels.

In den vornehmen Klassen nun sind es meistens antipathische Privateindrücke, welche den Ausschlag geben. Obschon hierüber Manches zu erzählen wäre, welchem der deutsche Leser in seiner unerschütterlichen Objectivität mit Interesse lauschen würde, so widerstrebt es mir dennoch, abfällige Urtheile, welche nicht der Nation, sondern dem Privatcharakter des Deutschen gelten, berichtend zu wiederholen. Auf die Gefahr hin, dadurch eine empfindliche Lücke in meiner Abhandlung zu verursachen, bitte ich also den Leser, mir hierüber einen Dispens zu ertheilen. Unter den principiellen Controversen ist es natürlich, wie überall vor allem die deutsche Moral, oder wenigstens die Moraldoctrin und -Kritik, an welcher leidenschaftlich Anstoß genommen wird. Harmloser gestaltet sich die Opposition gegen das deutsche Ideal von Liebe und Weib, wobei, wie man sich denken kann, der Witz am Lottchen und am Gretchen versucht wird. — Daß die deutsche Sprache übel wegkommt, brauche ich kaum zu versichern. „Der deutscher Sprache ist einer sier chcharter Sprache; in jeder Wort hat er ein r." Und die süße Jugend vergnügt sich etwa damit, in ihre deutschen Aufsätze die Worte einzuflechten: „gehabtgewesengewordenhabenzusein." — Eigenthümlich und bemerkenswerth ist die Abneigung der vornehmen Russen gegen das deutsche Adels- und Standesbewußtsein. Der Russe duldet nämlich in der Gesellschaft keinerlei Abstufungen, er behandelt den Bürgerlichen gleich wie den General und den Fürsten, und seinen eigenen Rang versteckt er geflissentlich hinter dem Vornamen. „Excellenz" oder „Hoheit" sagen nur die Diener, was man sich für „Fatinitza" und „Fledermaus" merken mag. Der Zweck des deutschen „von" erscheint dem Russen ganz unverständlich, und er schafft sich dasselbe für die Reise durch Deutschland an, wie man sich einen Bergstock für die Schweiz anschafft. „Nennen Sie sich doch „von", die Deutschen halten etwas darauf." Er hat in den meisten Fällen das gute Recht auf die Partikel, da in Rußland eine gewisse Beamtenstufe den Adel und Erbadel verleiht, aber kein Mensch legt in Rußland irgend welchen privaten (sondern bloß juridischen) Werth auf den Adel. Einzig der Fürst behält seinen Titel, den freilich auch er in der Privatgesellschaft so bald als möglich mit dem Vornamen vertauscht. Nicht umsonst versteht der Russe unter dem Wort „Name" (Imja) allein den Vornamen. Was wir unter „Name" verstehen, heißt er „Familie". — Beim Adel ist die französische Sympathie echt, so echt und naiv, daß sie eigentlich Niemand beleidigen kann. Wie die Pflanze den Sonnenschein, so saugt der vornehme Russe Alles ein, was französisch ist; sein Auge strahlt, wenn er einen französischen Laut hört und wer ihm Anlaß gibt französisch zu sprechen, erweist ihm eine Höflichkeit. Ohne einen Franzosen in seiner Nähe kann er auf die Länge gar nicht bestehen, und auf die Persönlichkeit desselben kommt dabei nicht viel an. Für Rußland hat der gebildete Hausknecht ein wahres Wort gesprochen: „Mit Französisch kann man nicht untergehen." Wie gesagt, man muß ein hartes Herz haben, um dem Russen diese Freude nicht zu gönnen. Wer auch nur einmal den glückseligen

Digitized by Google

Triumph mit angeschaut hat, mit welchem ein russischer Generallieutenant eine singende französische Caféjungfrau am Arm herumführt, stolz auf die edle Beute, der wird die Idylle, die im Grunde keinem Menschen etwas zu leid thut, nicht stören wollen. Denn man lasse sich durch den französischen Privatenthusiasmus der Vornehmen nicht dazu verleiten, in ihnen die Feinde Deutschlands und die Beförderer der französischen Allianz zu erblicken; der russische Adel ist von Alters her gewohnt in loyaler Weise Privatneigungen und Staatsdienst auseinander zu halten, und namentlich dem Hof die Leitung der Politik anheim zu stellen. Die russisch-französische Allianz wird vielmehr von denjenigen Russen in's Werk gesetzt, welche zu Frankreich durchaus kein geistiges Verhältniß haben, von den Slavjänophilen.

Genug davon. Mischen wir nun das alles gehörig durcheinander und rütteln wir es tüchtig, so erhalten wir ungefähr jenes Brausepulver, welches tagtäglich in der russischen Presse anläßlich der Politik emporspritzt. Wenn man aus meiner Schilderung den Eindruck gewonnen hat, daß der Deutschenhaß der Russen unendlich grimmiger sei, als derjenige der Franzosen, so theilt man meine Meinung. In der That sieht sich der Franzose im Gespräch mit Russen meistens in den Fall gesetzt, ihr Urtheil über den Deutschen zu mäßigen und auf das politische Gebiet einzuschränken. „Die Gerechtigkeit verlangt trotz alledem —" „Immerhin darf man den Deutschen die Anerkennung nicht versagen." Solche Concessivsätze können wir jeden Augenblick von Franzosen, schwerlich jemals von Russen hören. Der Franzose bleibt eben — und möge er sich selbst noch so sehr dagegen sträuben — ein europäischer Bruder des Deutschen, ein feindlicher Bruder, immerhin ein Bruder. Ihm, dem begeisterten Zögling der westeuropäischen Tradition, gilt alles, was zur gemeinsamen Cultur gehört, vor allem die Kunst und die Literatur, selbst beim Feinde für heilig. Die erbittertste politische Leidenschaft hat es nicht vermocht, daß die Franzosen die deutsche Cultur beschimpft hätten und nach wie vor der Belagerung von Paris genießen die Haydn und Mozart in Frankreich andächtige Huldigung. Geist in jeder Sprache und Genie in jeder Nation, das sind die Götter des Franzosen, und Pietät wird, so lange Frankreich sich selbst treu bleibt, sein hervorragender Charakterzug sein. Ich sah Franzosen vor der Statue Rückert's in Coburg das Haupt entblößen, kurz nach dem Kriege. Dergleichen ist leider nicht russisch. Der Russe fühlt zwar nicht asiatisch, aber außereuropäisch. Griechen und Römer sind ihm ein längst (von den Russen) überwundener Standpunkt; besonders die Griechen sammt ihrer Cultur erscheinen ihm über die Maßen lächerlich. „Was für kleinliche Verhältnisse!" Er verhöhnt, was alle Westeuropäer gemeinsam als unantastbare Heiligthümer verehren. Seine nüchterne realistische Weltanschauung, seine nihilistische Anlage, die er selbst als Verstandesüberlegenheit auffaßt, möchte überall Tabula rasa schaffen, um darauf eine slavische Bauernmystik zu pflanzen. Den Deutschen haßt er nicht bloß politisch, sondern bis tief in seine Geistescultur hinein und vielleicht dort am meisten. Die Feindschaft des Franzosen gilt dem deutschen Reich, diejenige des Russen darüber hinaus den deutschen Idealen. Jene ist Schwankungen unterworfen, das Barometer der Deutschfeindlichkeit steigt und fällt in Frankreich je nach der Herrschaft der Parteien. In Rußland gibt es dem Deutschen gegenüber keine Parteien und dem Deutschenhaß gegenüber keine Opposition. Männer wie Freycinet, Ferry und Grevy kommen dort gar nicht vor. Das einzige Gegengewicht wird durch die Petersburger (ausländische, „deutsche") Finanzwelt dargestellt, die aber der moralischen Verachtung des Russen anheimgefallen ist. Der Czar schwimmt mit seinem Throne in der Fluth der Nationalströmung, er kann wohl rudern, steuern und laviren, aber nicht stille halten oder gar gegen den Strom segeln. Die Armee, obschon wohl disciplinirt, ist ebenso slavjänophil gesinnt, wie jeder andere Stand. Ihre Führer, welche, wenn sie nicht Komarof und Skobelef hießen, Boulanger heißen würden, sind Zeitungsgenerale, die ihren Degen vom Kaiser, aber ihren Segen von den Slavjänophilen holen.

Geradezu vertauscht sind jedoch die Rollen zwischen Frankreich und Rußland, wenn wir die Aeußerungen des Deutschenhasses im privaten Leben beobachten, wovon ich zum Schlusse noch ein Wort zur Orientirung reden möchte.

Jedermann weiß, welchen Unannehmlichkeiten, ja Gefahren der Deutsche in Frankreich seit dem letzten Krieg ausgesetzt ist. Im Gegentheil kann ein Deutscher einsam und unbeschützt durch das ganze ungeheure russische Reich wandern, bei den grimmigsten Panslavisten einkehren, im hintersten Dörfchen zwischen orthodoxen Bauern bei offenen Thüren wohnen, ohne daß er etwas anderes erführe als Zuvorkommenheit und Artigkeit. Ja er wird wahrscheinlich mit strahlendem Gesicht wiedererscheinen und mit überlegener Miene den russischen Deutschenhaß für ein absurdes Märchen erklären. Solches ist öfters vorgekommen und wird noch öfters vorkommen. Während nämlich der Franzose zwar das Deutschthum als Culturprincip hochschätzt und die Deutschen als Nation achtet, aber jeden einzelnen Deutschen als solidarisch mit den Kriegern des Jahres 1870 verabscheut, haßt der Russe das Deutschthum, verabscheut die Deutschen als Nation, ehrt jedoch den einzelnen Deutschen, wie er überhaupt jeden Fremdling als Gast ehrt. Der russische Bauer ist bis zu einem gewissen Grad, obschon nicht bis zum süddeutschen Grad, gutmüthig und thut Niemand etwas zu Leide; einen Pöbel aber gibt es in Rußland nicht, selbst nicht in der Hauptstadt. Der Bauer wird zwar hinter dem Rücken des Deutschen einige witzelnde Bemerkungen fallen lassen, die jener nicht versteht; und schon unmittelbar hinter der Grenze werden sich Schaffner und Zollbeamte das Vergnügen erlauben, jede deutsche Frage mit grinsendem Bedauern als unverständlich abzulehnen; das ist aber auch Alles. Man läßt den Deutschen gerne etwas anlaufen, aber man vexirt ihn nicht ernstlich. Erleidet ein Deutscher in Rußland von irgend Jemand eine Unziemlichkeit, so kann er darauf wetten, daß der Betreffende ein deutscher Renegat ist. Daher lautet der Rath: schnurstracks zu den Kosaken. Vollends die gebildeten und vornehmen Klassen bewähren ihre sprüchwörtliche und über jedes Lob erhabene Höflichkeit auch dem Deutschen gegenüber. Die russische Höflichkeit ist nämlich keineswegs, wie man oft und überoft behauptet hat, eine bloß oberflächliche Tünche, sondern ein instinctiver, zum Nationalcharakter gehörender Zug, der sich in jeder Lage des Lebens und in jeder Dauer der Beziehungen bewährt. Sie ist sogar waschechter als die französische, mit welcher sie übrigens nichts zu schaffen hat. Einen Menschen einzig und allein seiner Nationalität wegen in's Angesicht zu beleidigen, bringt ein Russe gar nicht über sich; und hierin machen die Slavjänophilen keine Ausnahme. Dieselben sind vielmehr, der verstorbene Katkow voran, von gewinnender persönlicher Liebenswürdigkeit, selbst dem Deutschen gegenüber; nicht aus Falschheit, sondern aus guter Erziehung, indem es ihnen widerstrebt, dem Einzelnen den Haß entgelten zu lassen, welchen sie gegen die Gesammtheit hegen. So unrathsam es ist, mit den Slavjänophilen Bulgaren zu essen, so empfehlenswerth ist es, mit ihnen Cigaretten zu rauchen. Hat nun Jemand die Einfalt — und Manche haben diese Einfalt — einen Russen in deutscher Sprache um Auskunft darüber zu bitten, ob es denn wirklich wahr sei, daß man die Deutschen in Rußland so ganz und gar nicht ausstehen könne, so wird der Gefragte unfehlbar, und wäre er selbst Redacteur der „Nowoje Wremja", mehr oder weniger die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und die allerberuhigendsten Versicherungen ertheilen. Zwei Tage darauf erscheint dann in einer deutschen politischen Zeitung eine jener tröstlichen Correspondenzen aus Petersburg, die wir kennen.

So steht es heute. Der russische Deutschenhaß, obschon auf dem Siedepunkt angelangt und um viele Grade des Dynamometers stärker, als der französische, erstreckt sich nicht auf den einzelnen Deutschen wie in Frankreich. Ob das freilich auch dann noch der Fall wäre, wenn Rußland in ein ähnliches militärgeographisches Verhältniß zu Deutschland treten würde, wie Frankreich seit dem Jahre 1871, wage ich nicht zu entscheiden.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Telepathie.

Von Max Dessoir.

Seit unvordenklichen Zeiten hat das Problem der Fernwirkung den Geist denkender Menschen beschäftigt. Wie in den ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes und in den Tagen des dahinsinkenden klassischen Alterthums, so ist auch im Mittelalter und in der Neuzeit der Glaube an eine Wirkung der Seele in die Ferne niemals völlig verschwunden, ja er wurde vor etwa hundert Jahren durch Mesmer und seine Schüler zu einem eigentlichen Dogma erhoben und ist seitdem in den engen Kreisen dieser Secte herrschend geblieben. Als aber vor ungefähr zehn Jahren die angesehensten Gelehrten Frankreichs die Thatsachen des Hypnotismus einer sorgfältigen, von überraschenden Erfolgen gekrönten Untersuchung unterzogen, als vor fünf Jahren in London die Society for Psychical Research ihre grundlegenden Forschungen begann, da tauchte auch wieder das Problem der Fernwirkung auf und schien gleichsam zum letzten Male eine Zufluchtsstätte von uns Menschen zu erbitten.

Und sie wurde ihm zu Theil. Anfangs freilich waren es nur einige wenige Männer der Wissenschaft, welche mit vorurtheilslosem Sinn an die Prüfung der behaupteten Thatsachen herantraten und den Muth besaßen, ihre Ansicht offen auszusprechen, aber allmählich erfaßte die Bewegung immer weitere Kreise und so entstanden jene langen Reihen psychologischer Experimente, deren Ergebniß wir unseren Lesern mittheilen wollen. Denn die Broschüre, welche soeben hierüber erschienen und Veranlassung dieses Aufsatzes geworden ist*), giebt absichtlich weder eine Geschichte noch eine ausreichende Beschreibung der Phänomene, sondern beschränkt sich darauf, die vor längerer Zeit von Herrn Prof. Preyer bestrittene Thatsächlichkeit der Erscheinungen nachzuweisen.

Ganz allgemein gesprochen handelt es sich bei unserem Gegenstande um Eindrücke, welche anders als mittelst der bekannten Sinneswerkzeuge von einer Person in einer anderen hervorgerufen werden, um Mittheilungen, welche weder Auge noch Ohr treffen und doch in das Bewußtsein treten. Dabei bleibt noch völlig freigelassen, ob nicht die Beeinflussung die indifferenzirte sinnliche Empfindung trifft, wie der Magnetismus, der auch nicht sensoriell wahrgenommen wird, oder ob die fernsinnige Verbindung in gar keinem Zusammenhang mit der allgemeinen Erregbarkeit des Zellenkörpers steht, was natürlich durchaus unwahrscheinlich ist. Wenn also A, beliebig weit von B entfernt, sieht, was B treibt, oder ihn durch einfache Willensconcentration so beeinflußt, daß B thun muß, was er will, so hätten wir einen Fall solcher nichtsinnlichen Verbindung zweier Menschen. Es bestände zwischen ihnen ein durch kein sinnliches Medium vermittelter geistiger Verkehr, den die Engländer Telepathie nennen. Dieser Name ist demnach nur ein zusammenfassender Ausdruck für eine Reihe von Thatsachen, welche äußerlich von einander recht verschieden sein mögen, aber immer das gemeinsame Merkmal ihres nichtsinnlichen Ursprungs tragen; es bleiben daher mit der Aufstellung dieses Allgemeinbegriffes der innere Mechanismus wie die letzten Ursachen der Erscheinungen vollständig unberührt. Genau ebenso verhält es sich mit dem französischen Terminus. Anknüpfend nämlich an die Vorstellung von der hypnotischen Suggestion, welche in dem Geiste der Versuchsperson beliebige Eindrücke hervorruft, nennt man diejenige Eingebung, welche der specifisch sinnlichen Vermittelung entbehrt, die suggestion mentale, und bezeichnet eine solche Beeindruckung, wenn sie aus größerer Entfernung stattfindet, als suggestion mentale à distance, wenn sie erst nach längerer Zeit zur Wirkung gelangen soll, als suggestion mentale à échéance. Derjenige, welcher den Eindruck hervorruft, wird in beiden Sprachen agent genannt, derjenige, der ihn empfängt, percipient, falls man es nicht vorzieht sich der Bezeichnungen „activ" und „passiv" zu bedienen. Da in Deutschland noch kein Sprachgebrauch sich dieses Gebietes bemächtigt hat, würde ich vorschlagen, für den ganzen neuen Zweig der Psychologie den englischen Namen Telepathie beizubehalten, die beiden Seiten der damit berührten Seelenthätigkeit als Fernwirkung und Fernsinnigkeit zu unterscheiden und die dabei in Betracht kommenden Personen als den Urheber und den Empfänger zu charakterisiren.

Dieses zunächst ganz allgemein umgrenzte Erscheinungsgebiet umfaßt nun sowohl Thatsachen, welche künstlich herbeigeführt werden, als auch solche, welche spontan sich ereignen. In Frankreich wie in England hat man mit dem Studium der experimentellen Fälle begonnen, dann aber aus leicht begreiflichen wissenschaftlichen Gründen Umschau nach gleichen, aber von selbst sich darbietenden Phänomenen gehalten und dabei zahlreiche Analogien in Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens zu entdecken geglaubt. Es würde sich also um solche Fälle handeln, in denen weder Urheber noch Empfänger etwas von einer zwischen ihnen bestehenden Fernwirkung wissen und erst durch nachherige Entdeckung davon unterrichtet werden. So erzählt der bekannte französische Arzt Dr. Ochorowicz in seinem interessanten jüngst erschienenen Werke*) mehrere Experimente übersinnlicher Beeinflussung.

Solche Fälle spontaner Telepathie kommen nun aber nicht vereinzelt, sondern in überraschend großer Anzahl vor, und um dies zu beweisen hat die englische Gesellschaft für psychische Untersuchungen (S. P. R.) umfangreiche Erhebungen angestellt, deren Resultat in zwei starken Bänden**) veröffentlicht worden ist und demnächst im Auszuge auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden wird. Man findet dort eine Menge ähnlicher Berichte, deren Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit in scharfsinnigster Weise festgestellt wird, und die alle darauf hinauslaufen, daß Vorstellungen, geistige Bilder oder Empfindungen, welche eine Person hat, zu gleicher Zeit von einer anderen wahrgenommen werden. Da Ereignisse dieser Art, besonders wenn sie plötzliche körperliche Schmerzen betreffen, sehr zahlreich und wohl manchem Leser aus eigener Erfahrung bekannt sind, so halten wir uns bei dieser „einfachen Uebertragung" (simple oder ideal transference) nicht weiter auf, sondern wenden uns einer anderen Gruppe zu, die von Gurney als Phantasmen-Uebertragung (phantasmal oder clairvoyant transference) bezeichnet wird. Es treten nämlich auch Fälle ein, wo das, was übertragen wird, nicht eine Affection des Urhebers ist, sondern die Vorstellung von dem Urheber als einem afficirten. Gehören der ersten Gattung also alle diejenigen Vorkommnisse an, wo der Empfänger das reproducirt, was der Urheber zur Zeit denkt oder fühlt, oder wenigstens von einer mächtigen Aufregung und Besorgniß um ihn ergriffen, manchmal auch nur von dem nicht zu bannenden Gedanken an den Anderen verfolgt wird, so fallen in die zweite Klasse alle jene Einwirkungen, bei welchen eine Sinnesverkörperung, eine Vision (phantasm) statt hat und entweder des Urhebers Stimme gehört oder seine Gestalt leibhaftig erblickt wird. Auf den ersten Blick scheint zwischen dieser Gruppe und der ersten kein Zusammenhang zu bestehen, doch wird er uns sofort verständlich, wenn wir uns die Entstehung dieser „Phantasmen Lebender" verdeutlichen. Es besteht zwischen beiden Personen eine telepathische Verbindung, welche sich in einer bestimmten psychischen Einwirkung äußert — das ist das Gemeinsame —, aber diese fernsinnige Beeindruckung bleibt nicht im Gehirne des Empfängers, sondern projicirt sich nach außen als scheinbar sinnliche Wahrnehmung. Wir haben es also mit einer besonderen Art von Hallucinationen zu thun, welche sich von den gewöhnlichen nur dadurch unterscheidet, daß sie unter der Anregung eines vom Geiste des Urhebers

*) Telepathie. Eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Prof. W. Preyer von Edmund Gurney, M. A. Leipzig, W. Friedrich, 1887.

*) De la suggestion mentale. Par le Dr. Ochorowicz. Paris, Doin, 1887.

**) Phantasms of the Living. By Edmund Gurney, Fred. H. W. Myers, Frank Podmore. London, Trübner, 1886.

Digitized by Google

ausgeübten Einflusses erzeugt wird. Freilich bleibt dann noch eine große Schwierigkeit zu heben, nämlich die, daß etwas, was des Urhebers Geist bewußterweise nicht beschäftigt, seine eigene Körperform oder Stimme, den Gegenstand der Uebertragung bildet. Auch wenn man, wie Gurney dies auf Grund subtiler und hochinteressanter Untersuchungen thut, den Antheil des Urhebers auf den ersten Anreiz beschränkt und die ganze übrige Thätigkeit dem Percipienten zuweist, scheint mir das Problem noch nicht vollständig gelöst zu sein; doch würde eine genauere Auseinandersetzung über diesen Punkt zu weit führen.

Hiermit sind die Analogien, welche nach Aussage der englischen Psychologen in der Natur den künstlichen Experimenten entsprechen, bei weitem noch nicht erschöpft, doch genügt es für unseren Zweck, ihren Charakter skizzirt zu haben. Einen anderen sinnreichen Einfall hat der schon erwähnte Dr. Ochorowicz gehabt, um das spontane Auftreten analoger Erscheinungen nachzuweisen. Es stellt nämlich neben die transmission des états emotifs, des sensations, des idées, de la volonté eine transmission nerveuse des maladies und versteht darunter eine Art nervösen Contagiums, eine directe Uebertragung von organischen Zuständen ohne jede sinnliche Aeußerung. Es ist nun leicht verständlich, daß, wenn eine ziemlich einfache nervöse Affection (Müdigkeit, Kopfweh u. s. f.) unmittelbar von einem Körper auf einen anderen übergehen kann, es nicht unwahrscheinlich ist, daß auch mehr complexe Zustände, wie z. B. der, welcher objectiv einer Empfindung oder einem Gedanken entspricht, sich übertragen. Aber mir will scheinen, als ob die von Ochorowicz beobachteten Fälle (a. a. O. S. 162 ff., 170 ff., 209 ff.) zum Beweise nicht ausreichten, da sie sich durchgängig durch psychische Ansteckung erklären lassen d. h. die Möglichkeit nicht ausschließen, daß irgendwelche leise äußere Zeichen den Zustand des Einen dem Anderen verriethen und so durch einfache Suggestion das gleiche Unwohlsein herbeiführten. Immerhin lohnt es sich wohl der Mühe einer nochmaligen, jede solche Selbsttäuschung sorgfältig vermeidenden Untersuchung.

Wir kommen jetzt zu der zweiten großen Abtheilung der behandelten Erscheinungen: der experimentellen Telepathie. Dieselbe zerfällt naturgemäß in zwei Gruppen: die eine umfaßt diejenigen Fälle, bei denen nur der Urheber bewußtermaßen operirt und der Empfänger davon nichts weiß, die andere diejenigen, in denen beide nach vorgefaßtem Plane an das Experiment herangehen. Bei der ersten Klasse können natürlich alle die Phänomene auftreten, welche wir bisher kennen gelernt und in die Rubriken der einfachen und hallucinatorischen Uebertragung eingeordnet haben: Hervorrufung von Gedankenbildern, Ideen, Gefühlen, Handlungen, und Erzeugung von optisch oder akustisch veräußerlichten Erscheinungen.*) Aber diese Klasse enthält noch einen anderen Fall, der bloß ihr eigenthümlich ist, nämlich die fernwirkende Entstehung des hypnotischen Schlafes. Die werthvollsten Untersuchungen hierüber wurden im April und Mai vorigen Jahres zu Havre angestellt und finden sich am ausführlichsten beschrieben in einer bedeutsamen Abhandlung von Fred. H. W. Myers (Telepathic Hypnotism. Proceedings S. P. R. X, 127 ff.). Da uns der Raum mangelt, alle die Vorsichtsmaßregeln aufzuzählen, welche bei diesen Experimenten beobachtet wurden, und eine davon absehende Schilderung Niemanden überzeugen könnte, so erwähnen wir nur, daß von den 22 Versuchen, die Prof. Dr. Pierre Janet und Dr. Gibert mit einer Frau B. vornahmen, 16 absolut erfolgreich waren, und die Entfernung zwischen Operator und Versuchsperson mindestens eine Viertelmeile, in einigen Fällen sogar eine ganze Meile betrug.

Schließlich bleiben noch diejenigen Fälle übrig, in denen Urheber wie Empfänger mit bewußter Absicht den Versuch übersinnlicher Gedankenübertragung machen. A zeichnet z. B. in Abwesenheit von B eine beliebige Figur, Zahl oder dergl. auf, richtet dann seine ganze Aufmerksamkeit auf diese Zeichnung und bittet B, in möglichst passivem Zustande auf das Auftauchen irgend eines Bildes zu warten. Gelingt das Experiment, so sieht B nach einer gewissen Zeit vor seinen Augen ein Gebilde erscheinen, das dem gedachten entweder völlig oder wenigstens in seinen Grundzügen entspricht.

Vor Allem muß von diesen behaupteten neuen Entdeckungen ganz entschieden gefordert werden, daß sie nämlich mit der peinlichsten Sorgfalt und unter den zwingendsten Bedingungen gemacht worden sind. Und dies kann, trotz Herrn Prof. Preyer, nicht bestritten werden. Man lese nur, mit welcher scharfsinnigen Subtilität Ochorowicz in einem längeren Abschnitte seines Werkes (S. 3—54, de la suggestion mentale apparente) alle anderen Ursachen, welche bei der Erzeugung der Erscheinungen hätten mitwirken können, ausscheidet und mit welcher Feinheit er die unbewußten Vorgänge analysirt, die uns oft, ohne daß wir selbst wüßten wie, den Gedanken eines Anderen zu errathen erlauben. Ich persönlich kannte einen Herrn, der bei gemeinschaftlichen Versuchen von Diagrammenübertragung so in das Anstarren der Bilder vertieft war, daß er sie mechanisch mit dem rechten Zeigefinger in die Luft zeichnete und so der starken inneren Energie nach außen Bewegung verschaffte, während Andere in etwas abweichender Weise zum ungewollten Verräther ihrer eigenen Gedanken wurden. Ochorowicz gibt ähnliche Beispiele. Er wünscht im Geiste gewisse Bewegungen ausgeführt zu sehen und es geschieht; aber die Versuchsperson ist ein guter Freund des Herrn O., kennt dessen Gesten ganz genau und kann sie bloß durch Associationen und im Vertrauen auf den Zufall errathen; man wählt einige Gegenstände, die gefunden werden sollen, aber es ergibt sich später, daß deren Wahl nach unbewußter Gesetzmäßigkeit erfolgte und stark durch die Erinnerung an frühere ähnliche Versuche beeinflußt war. Ja, man ist bei solchen Beobachtungen in den Kreisen der American S P. R. zu der interessanten Entdeckung des number-habit gelangt, d. h. man hat bemerkt, daß ein bisher noch unbekanntes psychisches Gesetz die scheinbar willkürliche Auswahl beliebiger Zahlen regelt, und zwar für jedes Individuum in einer besonderen Weise, daß man also etwa von einer persönlichen Zahlengleichung sprechen könnte, deren nähere Untersuchung freilich noch kaum begonnen ist. Ueberhaupt würden schon die Betrachtungen über scheinbare Fernwirkung, selbst wenn sie das einzige bleibende Resultat der gesammten Bewegung wären, in ihrer Bedeutung für die Psychologie nicht unterschätzt werden dürfen; jener Dialog zwischen dem Unbewußten des Urhebers und dem Unbewußten des Empfängers, wie Marillier sehr treffend den Vorgang der Pseudotelepathie bezeichnet, führt uns immer mehr in die Zusammensetzung der unbewußten Seelenthätigkeit ein und läßt uns immer deutlicher den Charakter derselben als einer Resultante erkennen, deren Componenten wir klar zu erfassen vermögen.

Soweit bis jetzt die Bedingungen und Gesetze der telepathischen Erscheinungen erkannt sind, läßt sich über die besonderen Eigenthümlichkeiten in dem Seelenleben des Urhebers nur etwas bei dem unwillkürlichen Fernwirken feststellen, von Veränderungen bei dem willkürlichen Operator ist uns, außer der gesteigerten Willensthätigkeit, nichts bekannt. In der Mehrzahl von phantasmalen Hallucinationen (399 von 668 Fällen) befindet sich der Urheber in einer gewaltigen Krisis, sei es, daß er mit dem Tode kämpft oder von heftigen seelischen Gefühlen ergriffen wird, oder daß sich Beides vereint. Ein Fall der letzteren Art wird uns in den „Phantasms of the Living“ (II, 164) berichtet, der dadurch noch an Interesse gewinnt, daß erstens zwei Percipienten darin vorkommen und daß zweitens der Urheber selbst sich passiv beeinflussen läßt. Solche Vorkommnisse, bei denen man wohl richtiger den scheinbaren Urheber als Empfänger faßt und zwar als einen, dessen abnorme Fähigkeit sich auch auf die Rückwirkung ausdehnt, nennen die Engländer „reciprocal cases“. Für die deutsche Sprache würde ich den Ausdruck „doppelseitige Telepathie“ vorschlagen, dabei aber stets hervorheben, daß wir über den Causalzusammenhang dieser Phänomene noch im Unklaren sind.

Was den Percipienten betrifft, so scheint derselbe bei bewußter, wie bei unbewußter Empfängniß sich in normalem

*) Einen interessanten Beleg auf S. 52 der Gurney'schen Broschüre.

Digitized by Google

Zustande zu befinden, so lange er wach ist. Höchstens, daß eine gewisse Passivität und ruhige Beschaulichkeit hervortritt*), deren vermuthliche Verwandtschaft mit den leichteren Stadien der Hypnose noch nicht bewiesen ist, aber leicht durch den Versuch einer Wacheingebung (suggestion à veille) zu erforschen wäre. Befindet sich die Versuchsperson im hypnotischen Zustande, wie bei den Experimenten Ochorowicz' und bei vielen anderen (Phantasms II, 324 ff.), so scheint die kurze Uebergangsperiode zwischen den scharf markirten Phasen der Lethargie und des Somnambulismus zur Aufnahme am geeignetsten zu sein. Die Verwandtschaft mit dem lethargischen Zustand, in welchem das Subject unfähig ist, irgendwie zu sprechen oder sich auch nur selbständig zu bewegen, wird jedem Leser auffallen, wenn er die bisher in Deutschland veröffentlichten hierher gehörigen Berichte durchliest („Gegenwart" 1887, Nr. 17; „Sphinx" 1887, III, 383). Von der Hypnose bis zum Traum ist nur Ein Schritt und so finden wir denn auch in den unter II, c und d eingeordneten Fällen eine große Anzahl derselben als solche zusammengefaßt, welche sich als telepathisch bedingte Träume bezeichnen lassen. Man träumt etwa auf das Lebhafteste von einem entfernten Freunde und erfährt nachher, daß er in derselben Nacht und muthmaßlich zur selben Stunde verstorben ist, oder man sieht deutlich eine Scene vor sich gehen, deren thatsächliches und gleichzeitiges Ereignen später von den Betheiligten bestätigt wird. Obgleich die verwirrende Rückwirkung der nachherigen Mittheilung hoch angeschlagen und die durch die große Zahl der Träume erhöhte Wahrscheinlichkeit der Zufallshypothese sehr beachtet werden muß, so bleibt doch noch Vieles übrig, was zu Gunsten der fernsinnigen Verbindung spricht (Phantasms I, 300 ff.). Ebenso steht es mit den sog. borderland-cases, jenen Fällen, wo der Empfänger sich zur Ruhe niedergelegt hat, aber entweder noch nicht eingeschlafen ist oder soeben aus dem Schlaf erwacht. Hier muß der Unterschied von den schlafwirkenden Wahnbildern (illusiones hypnagogicae) und den im Halbwachen sich fortsetzenden Traumvorstellungen wohl beachtet werden.

Ueber das Wesen der fernsinnigen Verbindung zweier bestimmter Personen können wir uns an dieser Stelle nur wenige Worte gestatten, da eine genauere Untersuchung dieses interessanten Punktes sich nothwendig mit der Theorie des Mesmerismus und Beaunis' neuesten Detailarbeiten beschäftigen mußte. Soviel steht jedenfalls fest, daß ein persönlicher, vorher durch hypnotische Manipulationen erzeugter oder durch individuelle Zuneigungen bedingter Rapport bei der einfachen Telepathie nicht von Nöthen ist. Die Experimente Guthries zu Liverpool beweisen, daß oft vollkommen Fremde mit großem und unmittelbarem Erfolge übertragen haben. Immerhin scheint für das Uebergehen von Gemüthszuständen wie Freude und Trauer oder von Empfindungen wie Schmerz und Geschmack eine hypnotische Verbindung recht förderlich zu sein; Gurney und Myers gehen sogar so weit, daß sie in diesem Rapport nichts weiter als die Fähigkeit der Gedankenübertragung erblicken, die auf zwei Personen beschränkt und in dem Maße verstärkt ist, als gewisse Bedingungen ihren Spielraum einengen. Bei der hallucinatorischen Telepathie spielt die gegenseitige Sympathie eine große Rolle, denn willkürliche wie unwillkürliche Phantasmen treten nur sehr selten zwischen Personen auf, die sich nicht näher kennen, meist zwischen guten Freunden oder Verwandten. Letztere bilden wunderlicherweise kaum die Hälfte (nur 47%) in den in England gesammelten Fällen.

Ausgehend von der Erkenntniß, daß der Gedanke an sich durchaus nichtphysisch ist und daher weder direct thätig ist noch unmittelbar übertragen werden kann, sehen wir uns genöthigt, für die Erklärung auf das physische Correlat des Gedanken, den cerebralen Bewegungsvorgang zurückzugehen. Eine jede Vorstellung, ein jedes Gefühl, ein jedes Wollen ist von Bewegungen im Gehirn begleitet; diese Bewegungen sind aber nur ein Theil jener minimalen Vibrationen, auf deren universelles Vorhandensein wir im letzten Grunde die Weltenthätigkeit begründen. Solche unzählige Schwingungen pflanzen sich nun überall hin fort und lassen sich durch gewisse Körper leichter, durch andere schwerer leiten. Aber immer werden sie nach gleichartigen Bewegungscomplexen streben: der dem Draht entsprungene Electricitätsballen kann einfach in die Erde eingelassen werden und wird stets zu dem gleichgebauten Drahte eilen, der sich in der Nähe befindet. So ist auch die Gehirnwelle zunächst darauf bedacht, ein ihrer Natur entsprechendes neues Heim zu finden, wenn sie ihren bisherigen Wohnsitz verlassen muß:*) gelingt ihr das und findet sie freien, den alten Gedanken neu aufnehmenden Spielraum, so sprechen wir von Telepathie.

Betrachten wir nun den Mechanismus dieses eben in seinen Umrissen skizzirten Vorganges näher, so finden wir einige bemerkenswerthe Einzelheiten, die uns aus anderen Gebieten der Naturwissenschaft bekannt sind. Wie die Bewegung eines in seinem Fall aufgehaltenen Steines sich in Wärme umsetzt, so formen sich auch die cerebralen Schwingungen, welche objectiv dem Gedanken entsprechen, in andersartige um, sobald sie aus der bisherigen Umgebung heraustreten: sie werden dann wahrscheinlich zu elektrischen oder calorischen Vibrationen. Kommt nun aber diese umgeformte Bewegung in eine Sphäre, der gleich, aus der sie entstanden ist, dann erleidet sie eine neue Umbildung und nimmt ihren ursprünglichen Charakter wieder an. Dieses Gesetz der Rückfälligkeit erhält seine deutliche Anwendung beim Telephon und noch besser beim Photophon, wo der Schall mittelst eines Lichtstrahles fortgepflanzt wird. Auf unseren Fall angewendet beweist es, daß die Gehirnwellen nur ein anderes Gehirn zu treffen brauchen, das sich in gleichem Zustande wie das erstere befindet, um die durch sie bedingte Vorstellung oder Empfindung zu reproduciren. Folgt man dieser Ansicht, so muß man natürlich auf das Bestehen eines magnetischen Rapportes großes Gewicht legen, denn eine Saite läßt eine andere nur dann ertönen, wenn sie denselben Ton angibt. Jedoch sei erwähnt, daß diese ganze Theorie eine wesentliche Vereinfachung erfährt, wenn die von Dr. Baréty behauptete Existenz einer strahlenden Nervenkraft, welche denselben Gesetzen wie das Licht gehorchen soll, ihre Bestätigung empfängt. Die bisher von dem Nizzaer Arzte veröffentlichten Behauptungen und Beweisführungen, welche in einem dickleibigen Werke vorliegen,**) entfernen sich doch allzusehr von dem wissenschaftlich Bekannten, um ohne Nachprüfung durch Andere angenommen werden zu können. Ganz im Gegensatz hierzu meinen Gurney und Myers, daß diese Undulationshypothese weder den Thatsachen in vollem Umfange gerecht werde noch an sich haltbar sei. Sie erklären die sogenannte Nothwendigkeit des Zurückführens seelischer Processe auf rein physiologische Vorgänge für eine optische Täuschung; wie wir die hellbeleuchtete Seite eines Körpers für größer als die dunkle halten, so läßt uns unsere genaue Kenntniß der physischen Thatsachen deren Bedeutung weit überschätzen. Vor allen Dingen jedoch sei es noch gar nicht an der Zeit, neue Gesetze zu construiren, da die empirischen Grundlagen vorher vervollständigt und von allem werthlosen Material gereinigt werden müssen. Schwerlich aber ist dies möglich, wenn die Untersuchung auf so enge Kreise beschränkt bleibt, wie es bisher der Fall war, und darum schließt Gurney seine Broschüre mit der Aufforderung an das deutsche Publikum, sich an der gemeinsamen, organisirten Arbeit zu betheiligen. Er weist auch mit Nachdruck darauf hin (S. 59), daß diese Forschungen zu einer Widerlegung der materialistischen Weltanschauung führen werden, indem sie dem Begriff der Einheit alles Lebens eine reale Bedeutung, dem individuellen Geiste das Bewußtsein seiner potentiellen Universalität bieten. So würde dem Materialismus

*) Sollte das etwa der Grund dafür sein, daß mehr Frauen als Männer (nämlich 56 %) sich unter den Empfängern befinden?!

*) Im Vorbeigehen sei doch auf die interessante Aehnlichkeit dieser Theorie mit den Lehren eines Hobbes und Malebranche aufmerksam gemacht.

**) Le magnétisme animal étudié sur le nom d'une force neurique rayonnante. Paris, 1887.

Digitized by Google

unserer Tage auf seinem eigenen Gebiete der in der Gegenwart verificirten Thatsachen begegnet, und damit endlich der richtige Weg zur Bekämpfung desselben eingeschlagen, denn „die wahrhafte Widerlegung muß in die Kraft des Gegners eingehen und sich in den Umkreis seiner Stärke stellen; ihn außerhalb seiner selbst anzugreifen, und da Recht zu behalten, wo er nicht ist, fördert die Sache nicht." (Hegel, Gesammelte Werke V, 11.)

Welches aber auch der Erfolg dieser Untersuchungen sei, sicherlich verdienen sie etwas besseres als die laue Gleichgültigkeit, mit der man sie bisher in Deutschland behandelt hat. Es ist eine Ehrensache für die deutsche Wissenschaft, Stellung zu unserem Problem zu nehmen, um dasselbe entweder als ein falsch gestelltes nachzuweisen oder seiner definitiven Lösung entgegen zu führen; hoffen wir, daß es den gemeinschaftlichen Bemühungen gelingen wird, in kurzer Zeit das Ziel zu erreichen.

Henri Taine und Prinz Jérome.

Von O. Piltz.

Im Anfange dieses Jahres veröffentlichte der angesehenste unter den lebenden französischen Historikern, der Akademiker Henri Taine, eine Studie über den Charakter Napoleon's I.*), durch welche sich die Glieder der kaiserlichen Familie, ihre Anhänger und Freunde tief verletzt fühlten. Der Schlag ward von den Bonapartisten um so schmerzlicher empfunden, als ein Mann ihn führte, welchen sie bislang als Freund betrachtet hatten. Ihre Salons schlossen sich vor dem rücksichtslosen Historiker, die geistvolle Prinzessin Mathilde gab ihrem langjährigen Freunde den Abschied, und Prinz Jérome fühlte sich sogar zu mehrerem noch verpflichtet: Er schrieb eine Apologie seines Oheims**), in welcher er gegen M. Taine einen wahren Vernichtungskampf führt. Niemand — so wird glaubwürdig versichert — ist überraschter gewesen, daß die Bonapartisten in den zwei Artikeln der „Revue des deux Mondes" ein Werk des Verrathes und schnöden Undankes sahen, als ihr Verfasser selbst. Wie konnte es dem Gelehrten auch beikommen, daß er verpflichtet sei, in einem wissenschaftlichen Werke Rücksicht auf gesellige Beziehungen zu nehmen? Er war mit Napoleon verfahren wie mit Robespierre und Mirabeau. Daß er der napoleonischen Legende eine tiefe Wunde schlüge, indem er Herz und Gemüth des großen Kaisers mit peinlicher Genauigkeit secirte und in seinen Charaktermängeln die wesentliche Ursache des Scheiterns seiner Pläne nachwies, solch ein Gedanke war Monsieur Taine im Entferntesten nicht gekommen.

Aber man darf es den Bonapartisten nicht verdenken, wenn sie sich von ihrem gelehrten Freunde verletzt abwenden, seine Studie ist wirklich wenig mehr als eine Caricatur des gewaltigen Korsen. Napoleon gehört zu den Männern, welchen die rein wissenschaftliche Geschichtsschreibung niemals vollkommen gerecht wird, denn solch gigantische Gestalten zu zeichnen, ist nur der Künstler fähig. Auch sein Charakterbild wird, von der Parteien Gunst und Haß entstellt, so lange schwankend bleiben, bis sich der Dichter findet, welcher, als ein rückwärtsschauender Prophet, die Gestalt des Helden erfaßt, und wie sie sich seinem geistigen Auge darbot, unauslöschbar dem Gedächtniß der Völker eingräbt.

Es ist schier unglaublich, welch' widersprechende Urtheile die französische Geschichtsschreibung über Napoleon gefällt hat. In den Tagen Ludwig's XVIII., zur Zeit der bourbonischen Restauration, in welcher, trotz der officiösen Presse mit ihrem „Buonaparte" und „korsischen Währwolf", die Verehrung des Kaisers im Volke ungeschwächt fortlebte, sein Name die Franzosen begeisterte, als hätte es nie ein Leipzig, nie ein Waterloo, gegeben, als die Oden Victor Hugo's, die Gesänge Lamartine's, die Lieder Béranger's seinen Ruhm kündeten und mehrten, athmete auch die Geschichtsschreibung den Geist, wie er im Volke und in der Dichtkunst mächtig war: Sie übersah allen Schatten und kannte nur den Glanz der napoleonischen Herrschaft. Die Werke Thier's, Michelet's, Salvandy's, was sind sie anders als ein einziges, langes Lobgedicht auf den großen Kaiser? Die Gefühle, welche zu jener Zeit das Herz des französischen Volkes erfüllten, kann Niemand besser aussprechen, als es Alfred de Vigny in seinem Servitude et grandeur militaire gethan hat. „Was wollen Sie?" ruft Capitaine Renaud. „Seit meinen Knabenjahren hat mich Bonaparte berauscht, wie alle Anderen. Sein Ruhm erfüllte mich so vollkommen, daß in meinem Gehirn kein anderer Gedanke mehr Platz fand. Der Kanonendonner dünkte mich Bonaparte's Stimme, und ein Kind noch, zitterte ich vor Freude, wenn ich sein Grollen vernahm: Ich hüpfte vor Lust, ich klatschte in die Hände, ich antwortete ihm mit lautem Freudengeschrei."

Die Verehrung artete endlich zur Vergötterung aus. Mit fast wahnsinniger Begeisterung wurden die Gebeine des Kaisers eingeholt, als St. Helena sie Paris zurückgab, und so mächtig war der bloße Klang seines Namens, daß die Nation dem Neffen zujubelte, als er sich an jenem 2. December auf den Thron des Oheims schwang.

Heute, wo die Ruhmesthaten Napoleon's ferner liegen, und das zweite Kaiserreich längst zusammengestürzt ist, wo humane und freiheitliche Gedanken in Frankreich mächtig geworden sind, und Niemand mehr das unsägliche Unglück übersehen kann, welches die Kriegszüge Bonaparte's über Europa brachten, heute sind die Rühmer des ersten Kaiserreiches spärlich geworden. Schon Lanfrey verfiel bei der Beurtheilung Napoleon's in das feindselige Extrem, und malte er Grau in Grau, so ist M. Taine's Bild völlig in Schwarz gehalten. Ohne, gleich dem Prinzen Jérome, die Studie des berühmten Akademikers für eine Schmähschrift zu erklären, muß man als vorurtheilsfreier Beurtheiler doch einräumen, daß der Napoleon Taine's dem wahren Napoleon nicht im Entferntesten ähnlich sieht. Wer den großen Kaiser nicht vorher gekannt hätte, würde sich nach der Lectüre der beiden Artikel in der „Revue des deux Mondes" vergeblich fragen, wie dieser egoistische, grausame und hinterlistige Großsprecher halb Europa habe erobern können, wie es möglich war, daß die Schaaren, welche er zum Tode führte, ihn förmlich vergötterten, und seine Feinde selbst ihm Bewunderung zollen mußten — alles doch unbestreitbare Facta, welche eine treue Charakterskizze des Menschen Napoleon nicht unerklärt lassen darf.

Wie aber konnte M. Taine, dieser gewissenhafteste aller Forscher, solch' wesentliche Seiten an seinem Helden übersehen? Die Schuld liegt an seiner Methode, an seiner vielgepriesenen analytischen Methode, welche für die Geschichte entdeckt oder wenigstens ausgebildet zu haben, sein unbestreitbares, leider nur sehr zweifelhaftes Verdienst ist. Er selbst und seine Anhänger erklären dieselbe natürlich für unfehlbar, wie es ja alle Methoden im Zeitalter ihrer Entdeckung sind. Vielleicht, daß die letzte Schrift des Meisters, in welcher alle Mängel der Methode so grell hervortreten, zur Einkehr und Umkehr veranlaßt.

Um das Charakterbild irgend eines seiner Helden zu zeichnen, studirt M. Taine vor allem die Memoirenliteratur der Zeit. Dadurch verschafft er sich eine unabsehbare Menge von Einzelzügen, welche er sinngemäß gruppirt, um aus ihnen dann allgemeine Schlüsse zu ziehen. Hier ein Beispiel: Madame de Rémusat erzählt irgendwo, daß Napoleon, wenn er sich auszog, seine Kleider mit Vorliebe auf den Boden oder gar in das Kaminfeuer warf. An anderem Orte schreibt sie: „Waren Galakleider anzulegen, an Festtagen oder bei sonst einer Gelegenheit, so mußten die Kammerdiener förmliche Berathungen abhalten, wie sie es möglich machen könnten, ihn

*) Napoléon Bonaparte par M. H. Taine. „Revue des deux Mondes" 1887, 15 févr. et 1 mars.

**) Napoléon et ses détracteurs, par le prince Napoléon. Paris, Calmann Lévy.

Digitized by Google

umzukleiden." — Ein zweiter Memoirenschreiber berichtet: „Er zerreißt oder zerbricht Alles, was ihm nur das geringste Unbehagen bereitet, und oft genug müssen die armen Kammerdiener sehr heftige und schallende Beweise seiner schlechten Laune ertragen." M. Taine trägt alle diese verstreuten Bemerkungen sorgfältig zusammen und schließt dann aus ihnen, daß Napoleon in hohem Grade ungeduldig und jähzornig gewesen sei. Dieser Schluß läßt sich schlechterdings nicht anzweifeln, vorausgesetzt nur, daß die Memoiren recht berichten, und wenn uns M. Taine auf entsprechendem Wege nachweist, daß sich in Napoleon's Charakter Egoismus, Niedertracht, Grausamkeit, Großsprecherei, und was weiß ich sonst noch, vereinten, so läßt sich dem nicht wohl widersprechen. Ein schwerer Irrthum aber ist es, anzunehmen, ein solches Sammelsurium aller möglichen guten und schlechten Eigenschaften, hübsch logisch aneinander gereiht, machten den Charakter des Menschen aus. Mit demselben Rechte könnte man einer Blüthe die Kronenblätter einzeln auszupfen, dann die Staubgefäße, das Pistill, den Fruchtknoten und die Kelchzipfel, alles fein säuberlich gruppiren und nun behaupten, das sei die wahre Blume, denn jetzt erst könne man alle ihre Theile deutlich erkennen. Die Elemente, aus denen Napoleon's Charakter bestand, weiß M. Taine vortrefflich auszuscheiden, aber wie diese Elemente sich vereinigten, einander gegenseitig bindend und in ihrer Wirkung ausgleichend, um den größten, räthselvollsten, gewaltigsten Mann der neueren Geschichte zu formen, darüber gibt uns M. Taine keine Auskunft, dieser Aufgabe steht seine Methode ohnmächtig gegenüber. Half dieselbe Methode den exakten Wissenschaften, der Philosophie und selbst gewissen Zweigen der Geschichte große Erfolge zu erringen, so kann sie, wenn es sich um die Darstellung menschlicher Charaktere handelt, nur die Vorarbeiten leisten, das Hauptwerk selber bleibt dann noch zu thun und kann nur gethan werden von einem Manne, der zum mindesten eine künstlerische Ader besitzt, niemals von einem bloß abstrahirenden, wissenschaftlichen Analytiker.

Einem geistvollen und unterrichteten Schriftsteller wie Prinz Jérome konnten natürlich diese leicht erkennbaren Mängel der Studie Taine's nicht entgehen. „Was ist denn eigentlich dieser Herr Taine?" fragt er. „Worin besteht sein System, seine Methode? Wie steht es um seine Gelehrsamkeit? Seine gerühmte Philosophie, seine Wahrheitsliebe, seine Logik — was ist's mit alledem?"

Prinz Jérome braucht fünfzig Seiten zu seiner Antwort, und sie ist witzig genug, um einige Stellen aus ihr anzuführen.

„M. Taine ist ein Mann, der sich sein Lebtag mit nichts anderem als Insecten beschäftigt hat. Gott schuf ihn, um diese Geschöpfe an Stecknadeln aufzuspießen, sie zu classificiren und zu beschreiben. Seiner Liebe für Studien solcher Art wird er niemals untreu. Die Revolution ist für ihn die „Metamorphose eines Insectes." Alles und jedes sieht er mit dem Auge des Kurzsichtigen, er arbeitet mit der Lupe, und sein Blick trübt sich unfehlbar, sobald der Gegenstand, welchen er untersucht, nur ein halbwegs größerer ist. Seine Methode bleibt stets dieselbe, sei er nun Kunstkritiker, Schriftsteller, Geschichtsschreiber oder Philosoph. Sein trocknes Herz, sein beschränkter Geist sind für alle edlen Eindrücke, für jede lebhafte Anschauung verschlossen. Soll er die Philosophie Jemandes beurtheilen, so verlangt er zunächst ärztliche Zeugnisse über den Lebenslauf des Philosophen; um ein Kunstwerk zu prüfen, unterrichtet er sich vor allem über den Gesundheitszustand des Malers oder Bildhauers. Er beweist euch, daß die Reformation im Grunde aus der dentschen Sitte des Biertrinkens entsprang, und wenn er an dem Gemälde eines alten Meisters das herrliche Frauenhaar schildern möchte, beginnt er gewiß damit, die Haare zu zählen.

Seine Aufsätze sind nichts als ein buntes Allerlei von Phrasen, welche er mit unglaublicher Geduld aus alten Schriften zusammensucht. In keinem seiner Bücher ist etwas von einer geistigen Einheit zu spüren, denn sie sind von der ersten Seite bis zur letzten nichts als sorgfältige Flickarbeit, in welcher nur Abgeschriebenes und Eigenes mit ungewöhnlichem Geschick verflochten sind."

Man sieht, Prinz Jérome versendet seine Pfeile weniger gegen die Ansichten als gegen die Person des Gegners; es liegt ihm nicht daran, den Urtheilsspruch M. Taines als ungerecht nachzuweisen, aber seine Leser zu überzeugen, daß dieser Herr einen Napoleon zu beurtheilen völlig unwürdig und unfähig sei. Mit großer polemischer Kunst sind alle Einwürfe und jeder Tadel, welchen man je gegen M. Taine vorgebracht hat, von ihm benutzt worden. Er stellt fest, daß sein Gegner einer materialistischen Weltanschauung huldigt, an keinen Gott glaubt, den Humanismus verachtet, die Tugend verlacht und jede Vergeltung des Guten oder Bösen für Unsinn erklärt. Ein köstliches Schauspiel, die Sache Gottes, der unsterblichen Seele und Napoleon's I. zu gleicher Zeit und durch einen Prinz Jérome verfochten zu sehen!

Auch in dem Theile seiner Schrift, wo sich der prinzliche Autor den Anschein gibt, auf die Sache selbst einzugehen, kämpft er weniger mit den schweren Waffen der Gelehrsamkeit, als den leichten Pfeilen des Witzes. Sein Buch ist eine gewandte Advokatenrede, welche sich auf die exacten Schlußfolgerungen des Staatsanwaltes kaum einläßt, aber mit Erfolg an Herz und Gemüth der Geschworenen appellirt. Kein Versuch, einen Widerspruch zu lösen oder irgend ein Dunkel aufzuklären! Im Grunde antwortet Jérome nicht einmal auf die erhobenen Anklagen, aber er versteht es vortrefflich, die schwachen Seiten seines Gegners auszunutzen. Kein irgendwie falsches oder zweifelhaftes Citat entgeht ihm. Vor Allem hat er es auf die Zeugen seines Gegners abgesehen, mit deren Glaubwürdigkeit ja Taine's Arbeit steht und fällt; auf die Metternich, Bourrienne, Madame de Rémusat, den Grafen Mio de Melito, und wie sie Alle heißen. Mit erstaunlicher Gewandtheit versteht er es, in dem Leser Zweifel zu erregen, ob diese Personen wirklich unparteiisch, urtheilsfähig oder auch nur aufrichtig gewesen seien; er versteht dies so gut, daß sich jeder Gerichtshof sehr bedenken würde, ehe er irgend Jemand auf das Zeugniß Jener hin verurtheilte.

Daß Prinz Jérome auch in der vorliegenden Schrift sein altes Steckenpferd wieder reitet, daß nämlich Napoleon's Sache eins sei mit der Sache Frankreichs, braucht man für einen Kenner seiner literarischen Thätigkeit kaum erst zu erwähnen. Nach ihm sind die „Verkleinerer" seines Oheims zugleich schlechte Franzosen oder Feinde Frankreichs. Seine diesbezüglichen Darlegungen stützt er alle Zeit auf den kaum halbwahren, von ihm jedoch als Axiom hingestellten Satz, daß in Bonaparte die Idee der Revolution Fleisch geworden sei, daß er alle Zeit und ausschließlich für diese gearbeitet habe. Die Angriffe gegen Napoleon seien deshalb zu gleicher Zeit gegen die Revolution und die Demokratie geschleudert.

Auf den letzten Seiten seines Buches endlich beschert uns Prinz Jérome einen neuen Hymnus auf seinen großen Oheim. Wenn er in Allem die Wahrheit spräche, so müßte Napoleon alle denkbaren Talente und Tugenden in sich vereinigt haben. „Niemals hat persönlicher Ehrgeiz, niemals Herrschsucht seine Handlungsweise beeinflußt. Seine einzige Leidenschaft war die Liebe zu Frankreich, sein ganzes Sinnen und Trachten auf das Glück des Vaterlandes gerichtet. Er liebte aufrichtig den Frieden!" Ja, es steht wirklich da: Surtout il aima la paix. Wer hätte das für möglich gehalten! Der ärgste Menschenschlächter aller Zeiten, dem man nachgerechnet hat, daß vier Millionen Männer seinetwegen auf dem Schlachtfelde verbluteten, liebte aufrichtig den Frieden! Aber Prinz Jérome hat Recht. Gewiß, der Frieden war alle Zeit Napoleons höchster Wunsch, freilich ein Frieden, in welchem die Völker Europas ihm zu Füßen lägen, wie Sclaven seinem Winke gehorsam. Da nun die einzelnen Nationen diese Reihe von glücklichen Tagen immer nur auf kurze Zeit zu ertragen vermochten, so mußte der arme, friedliebende Kaiser, dessen Ideal es sicherlich auch war, in seinem Garten mit Ruhe die Bäume beschneiden zu können, wie es sich Fürst Bismarck so sehnlich für seine alten Tage wünscht — so mußte Napoleon immer und immer wieder die verblendeten Völker durch die

Digitized by Google

Bajonette seiner Grenadiere und die Kugeln seiner Kanonen zur Ruhe mahnen.

Es ist möglich, daß Jérome's zwar haltlose, doch blendende Beweisführung ihres Eindruckes auf die Menge nicht verfehlt. Weniger Glück wird sie bei Leuten haben, welche mit den geschichtlichen Thatsachen vertraut sind und sich ein eigenes Urtheil über Napoleon bildeten. Ganz abgesehen von den Schlußtiraden seines Werkes, die man am Ende dem „Neffen seines Oheimes" zu Gute halten darf, müssen jene ihm zunächst vorwerfen, daß er die ganze Frage verdreht, sie aus den Höhen philosophischer Geschichtsstudien auf den Kampfplatz der politischen Leidenschaften herabgezerrt habe, so daß zwischen seiner Antwort und dem Werke, welches sie widerlegen soll, im Grunde die rechten Berührungs- und Vergleichungspunkte fehlen. Das persönliche Verunglimpfen M. Taine's, den er unter anderen einen déboulonneur académique, einen akademischen Dieb und Plünderer nennt, ohne doch Beweise beizubringen, ist unentschuldbar. Wenn ferner Prinz Jérome der Meinung lebt, daß M. Taine mit seinem Werke einem Hasse gegen Napoleon habe Ausdruck geben wollen, so kann man auch dafür nur ein Lächeln haben. M. Taine ist der rechtlichste, vorurtheilsfreieste, gewissenhafteste Historiker, den es geben kann. Das Resultat, zu dem er in seiner Studie gelangt, ist sehr mangelhaft, sehr wahrheitswidrig, sehr anfechtbar, aber es läßt sich keinesfalls mit der Bemerkung abthun, daß es von persönlichem Hasse beeinflußt sei. Aehnliches gilt von dem Auftreten des Prinzen gegen Taine's Bürgen, den Fürsten Metternich, Madame de Rémusat, Herrn de Bourrienne und Andere. Ihr Zeugniß kritiklos, als unfehlbar hinzunehmen, war ohne Zweifel ein schwerer Fehler von Seiten Taine's, aber wegen einer beschränkten Anzahl nachgewiesener Irrthümer dieses Zeugniß völlig zu verwerfen, wäre vielleicht ein nicht minder schwerer. Was vor Allem Noth thut, ist eine scharfe Kritik dieser Memoiren, dann aber werden sie eine vortreffliche Quelle für alle Studien über den Menschen Napoleon bilden.

M. Taine hat mit seinen geschichtlichen Werken entschiedenes Unglück. Sein „Ancien régime" machte ihm die Royalisten zu Feinden, seine „Révolution française" brachte ihm zügellose Angriffe der Republikaner ein, sein „Napoleon" endlich entfremdet ihm auch noch die Imperialisten. Das gewöhnliche Loos der Männer, welche die Wahrheit zu erforschen suchen und den Muth ihrer Meinung besitzen, ist ihm also nicht erspart geblieben, obschon — oder weil? — es ihm nicht gelang, wenigstens im „Napoléon" nicht, die volle Wahrheit zu finden. Immerhin können wir uns mit dem einen Resultat seiner Studie einverstanden erklären: Napoleon litt an Selbstvergötterung, an einer fast unheimlichen Ueberschätzung seines Ichs, und dabei fehlte ihm doch jene moralische Kraft, welche allein dauernde Herrschaft über Andere verleiht. Die sittliche Größe mangelte Napoleon. Das ist der wahre Grund seines Sturzes, daraus auch erklärt es sich, daß er eher den Eindruck eines unendlich genialen Abenteurers als den eines wahrhaft großen Staatsmannes hinterlassen hat.

Und Prinz Jérome? Sein Buch bekundet auf's Neue, daß er seinen Beruf völlig verfehlte, als er, statt Feuilletonist zu werden, das undankbare Metier eines Prätendenten ergriff, besonders da ihm, wie die Sage geht, ein unüberwindlicher Abscheu vor Pulvergeruch und Bleikugeln — Plon-plon! — innewohnen soll. Jeder Mensch hat bekanntlich seine Schwächen lieb, und so gedenkt auch der Prinz in seinem vorliegenden Werke mit stiller Wehmuth jener schönen Tage, da er als Kriegsmann thätig war. „Ich habe dazu geholfen," ruft er aus, „daß Savoyen an Frankreich kam!" Armer Prinz! Deine ehemaligen, übrigens stark angezweifelten Heldenthaten werden dir so wenig den Weg zum Throne Frankreichs bahnen, wie dein neuestes Buch, welches — man mag nun sagen, was man will — im letzten Grunde doch zu diesem Zwecke geschrieben ward!

Hans Hoffmann's Korfu-Geschichten.*)

Von Karl Hochberg.

Hans Hoffmann ist einer unserer zukunftsreichsten Dichter. Er hat den Sehnsuchtszug der Zeit verstanden. Der reine Idealismus in der Kunst ist nun einmal todt, liegt weit hinten in den Bergen der Vergangenheit begraben. Auf realistischem Boden werden dem Deutschen niemals die besten Früchte reifen und in realistischen Zeitaltern ist er meist Dilettant, Publikum, Nachahmer, nicht schaffender Künstler. So bleibt ihm der Idealrealismus. Eine Welt, gelöst von allen Fäden der Gegenwart, schwebend im reinen, leidenschaftslosen Aether der Phantasie oder der Historie — so braucht sie der Idealrealist. Aber diesen schwanken Boden verdichtet er zu markiger Realität, durchtränkt ihn mit lebendigen Säften, pflanzt urwüchsige Leidenschaften hinein, aber nicht nur Leidenschaften pflanzt er hinein, sondern auch Bäume, und auf die Bäume setzt er Spatzen und unter die Bäume stellt er Bänke, damit einer, der müde ist, sich auch setzen kann, und die Menschen, die sich's dort bequem machen, haben sogar Ohren, an denen sie sich zupfen können. Der Idealrealist taucht unter in das Meer der reinsten Idealität und bringt eine volle schimmernde Realität herauf, nicht unsere Realität, eine Realität reiner, größer und schöner als diese. Was ist uns Corfu? Was ist uns Corfus Mittelalter? Was ist uns heute ein stummer wahnbefangener Mönch, der Antiken sammelt? Wie passen in unsere heutige Empfindungswelt phäakische Faullenzer, denen die Nahrung im wörtlichsten Sinne ohne Arbeit in den Schooß fällt? oder ein wilder Asketiker, der sein Weib ob eines sündigen Gedankens kreuzigt? Es ist die der unserigen antipodische Welt! Wir wohnen weder auf einer gesegneten Berginsel, noch sind wir zumeist Kirchenfürsten, Mönche, Popen, Prinzessinnen und Winzer. Wir liegen weder tagsüber im Grase noch suchen wir des Nachts Rettung vor düsteren Seelenkämpfen im kühlen Meerbade. Wir sind weder die wortlosen Schwärmer wie die einen dort, noch wie die anderen vielberedte Schlaraffen. Jene Welt, in der keine Stunde schlägt, in der die Greise Kinder sind und unsere secundenhaschende Welt, in der die Kinder Greise sind! Aber gerade in diesem unsäglich großen Gegensatz liegt der lieblichste Reiz von unbeschreiblicher, echt künstlerischer Wirkung. Allerdings für jene schmunzelnden Philister, die in der Idealwelt der Poesie ihren alten Schlafrock und den rauchgeschwärzten Schornstein des Nachbarhauses wiederfinden wollen, für jene Festlandsratten, die die Fahrt scheuen nach der Insel im blauen Meer der Phantasie, für jene Mongolen des Herzens, die sich heiser schreien nach dem Recht der Lebenden und ihre struppigen Mähren zur Stallfütterung treiben in die Kirchen der Vergangenheit, für jene Lämmerherzen, die sich Löwen dünken, wenn sie sich die Haare roth färben und Heldengräber anspeien, und für jene ungewaschenen literarischen Fleischerknechte, die dem Pegasus durchaus die Flügel beschneiden und ihn als Droschkengaul durch die engen mißduftenden Gassen der modernen Krämerstadt treiben wollen, für Alle, die keine Träume haben, für Alle, die nicht Kinder sein können, für Alle, die nicht nach den Sternen blicken und dem Vogelflug sehnsüchtig nachschauen können, für Alle, die nicht zu Zeiten den rohen Büttel des Lebens mit seinem ewigen dreisten „Wozu?" sich vom Halse schaffen, aus dem Lethefluß Zeitvergessen trinken und ihr Ich verlieren können im reinen anschauenden Genießen des schönen Objectes, für Alle diese hat Hans Hoffmann nicht geschrieben. Gleich dem römischen Sänger, haßt er den profanen Pöbel, fordert er zartsinnige Andacht für die ungehörten Lieder, die er jungen Gemüthern singt.

Es sind wirklich neue Lieder und für jeden Nachahmungslustigen stehe hier das sicherlich leicht zu befolgende Recept: Man nehme ein Paradies, stelle Menschen hinein von praxitelischer Plastik

*) Neue Korfu-Geschichten. (Berlin, Gebr. Paetel.)

Digitized by Google

und Marmorreinheit, gebe ihnen eine Sprache, die eine Mischung darstellt aus homerischer Breite und Klarheit, Naivetät und Bilderfülle, aus biblisch mahnender Einfachheit und aus der gefälligen, weich fließenden Dialektik altattischer Beredtsamkeit, senke den Einen Schiller'sches Sehnen in die schöngewölbte Brust, oder auch den düsteren, verstockten Trotz anderer Schiller'scher Gestalten, die Anderen tränke man mit Shakespeare'scher Charakterkomik, vielleicht etwas goethisch versüßt und gemildert, kleide Alle in Paolo Veronese's Farbenpracht, streue Zauberkräuter und Gewürze aus, daß dem Ganzen ein Geruch entströme gleich dem Duft des deutschen Märchens, dem Duft des: „Es war einmal", überschütte Alles mit einem feinen schimmernden Sprühregen Jean Paul'schen Humors, der die Menschen gar lustig bespritzt — und man braucht die Grazien nicht erst lange zu bitten, daß sie bei dem fertigen Werk Gevatter stehen. Er hat es gar gut verstanden, die Herzen zu rühren, der schlaue Virtuose! Er weckt die süßesten Kinderträume, läßt alle uralt sinnigen Melodien aus den Untiefen der sehnsuchtgeschwellten Menschenbrust heraufklingen und weiß sie gar alle zusammenzuschmelzen zu harmonievoller Mischung. Doch, was seh' ich? Der spielende Virtuose verzieht den Mund, aber er weint nicht vor Rührung, sondern er lächelt. Es ist nicht das Lächeln satirischen Spottes, sondern das Lächeln neckender Liebe, das dem reifen Manne gut ansteht, wenn er auf die unschuldsvolle, reizvoll unbeholfene Jugend blickt. Und wirklich selbst die klügsten Personen in Hoffmann's Geschichten sind von einer rührend lieblichen Dummheit. Auch sonst ist der alterthümliche Stil vortrefflich gewahrt, namentlich in einem hier und da hervorgekehrten steifen Parallelismus, Mangel an Individualisirung — man denke an die wallenden Büßerinnen, an ihre Freier, an Zosima's Anstandsdamen, an die mit taktmäßiger Gleichmäßigkeit faullenzenden, dann arbeitenden und handelnden Freier der Marsilia —, in jenem Wechsel von stummer That und vielberedter Thatlosigkeit, in jener Ganzheit und schlagenden Einfachheit der Eigenschaften und der Wirkungen. Was diese Menschen sind, das sind sie ganz. Die Schönheit der Jungfrauen, der Asketismus des Arsenios, der Büßerinnen, die schwärmerische Sehnsucht des blinden Mönches, der Jannula, der Fleiß des Gaidari, die träge Genußsucht des Marsilios und seiner Tochter, der Leute von Gasturi, des Fürsten Azzo, die Diebesschlauheit des Spiridon, der kindisch materielle Sinn Zosima's, der blöde Stolz ihres Bräutigams, die einstige Plaudersucht der Jannula u. s. f., sie alle lassen sich nur in Superlativen wiedergeben. Was Arsenios an zwei schwachen Menschenkindern begeht, was Mavra für den geliebten Mönch, was Marsilia für ihren Artemisios thut, es sind Thaten von fanatischer Ganzheit. Der Umschlag der Trägheit in Fleiß bei Marsilia und ihren Freiern, des Fleißes in Trägheit bei Artemisios, der Plaudersucht in stumme Sehnsucht bei Jannula, der Eindruck der „lebendigen Liebesgöttin" auf den Mönch, das Erwachen der Liebe in Nikephoros, in Artemisios, das sind absolute Wirkungen von packender Elementargewalt gleich alten Wunderbekehrungen. Aber noch besser als auf diese antiken Wirkungen von intuitiver Plötzlichkeit versteht sich Hans Hoffmann auf die entgegengesetzten. Es streiten in der besten neueren und auch in der Hoffmann'schen Poesie zwei Elemente, von denen das eine sich mit den Wirkungen ersterer Art gut verträgt, und das andere gebieterisch die entgegengesetzten fordert. Das malerische Element liebt das Geben aus voller Hand, ganze Effecte, fertiges, drastisches, äußeres Sein, das viel jüngere, heute siegreichere musikalische Element will psychologische Uebergänge, innerliche Entwickelung. Hans Hoffmann beherrscht, wie gesagt, beide Künste. Er ist sogar geistreich genug, beide Elemente im liebenden Paar einander gegenübertreten zu lassen. Als intuitive Gewalt bringt er die Liebe bei Artemisios und bei Nikephoros zur Anschauung, als innerlich werdende Macht bei Marsilia und Zosima. Von tiefer musikalischer Empfindung und herrlicher orchestraler Ausführung ist namentlich die Confirmationsweihe der im Wunderpark gefangen gehaltenen Zosima, der seelische Umschmelzungsproceß des eitlen, begehrlichen, puppenspielenden Kindes in das heiß und tief fühlende Weib und ähnlich auch die Erweckung lachender Lebensfreude in den vom starren Klosterwahn befangenen Herzen der vier Büßerinnen. Wie Hoffmann sein ironisches Lächeln so zu verstecken wußte, daß es die Freude an seinen Geschichten nicht trübte, so hat er auch das zweite Moment, aus dem der moderne Geist herausschaut, das Musikalische, die psychologische Entwickelung so geschickt verwerthet, daß der Charakter des Alterthümlichen, Wunderbaren streng gewahrt bleibt. Es sind alles Kinder desselben Märchengeistes: die Geschichte von dem Mädchen, welches das Plaudern nicht lassen konnte und in der Waldeinsamkeit, in heißer Sommerstille durch die Liebe das Schweigen lernte und die Geschichte von dem Mönch, der ausging eine marmorne Liebesgöttin zu finden und eine lebende fand, die Geschichte von den vier klösterlichen Jungfrauen, die durchaus nicht lachen wollten und durch Ariost's lustige Lieder angesteckt sogar sich zum Tanze führen ließen, und die Geschichte von dem dummen Dinge, das ihr Herz an Puppen und Edelsteine und an einen reichen Narren hängte und in paradiesischer Einsamkeit unter Blumen und Vögeln und Amorstatuen glänzend davon curirt wurde, die Geschichte von der faulen Marsilia, die zu träge war, die Käufer auf dem Markte anzulocken, und von dem närrischen Artemisios, der ohne Lust und Freudigkeit vor lauter Arbeitseifer immer sechs Dinge zugleich trieb, die Beide durch die Liebe gar wunderbar gebessert wurden u. a. m. Die heutige Welt will nicht mehr staunen, deshalb hat sie die psychologische Entwickelung erfunden, aber in der dortigen Welt gibt's trotz meisterhafter psychologischer Entwickelung doch noch ein ewiges Staunen. Ganz malerisch componirt ist die Geschichte vom blinden Mönch, die sich in einzelne volle, leuchtende Bilder von grandioser Wirkung zerlegen läßt.

Ein Kloster auf ragender Meeresklippe, aus dessen einer Zelle ein junger Mönch den vollen Blick sehnsuchtsstarr in's leere Himmelsblau gerichtet hält, mit den Händen ein antikes Marmorbruchstück heiß umschlingend. — Auf einem wüsten Inselchen in einer Felsvertiefung der schlafende Mönch; ein bildschönes Kind schleicht scheuen Blickes heran; ein erzgegossenes Figürchen verdeckt in der Schürze tragend, weckt es den Schläfer, ihn leise am wallenden Barte zupfend. — Im Abenddunkel bei Gewittersturm treibt der Kahn des Mönches wieder der Felseninsel zu. In der blendenden Helle eines die Nacht zerreißenden Blitzes erscheint dicht am Strande „im sprudelnden Schaum, halben Leibes daraus hervorragend, ein Weib, hebt das Haupt empor zu dem flammenden Himmel und windet sich mit den Händen das Wasser aus dem schwarzfließenden Haar. Wunderbar glänzte der weiße Leib in dem bläulichen Schein, von schillernden Tropfen überrieselt, und das Antlitz leuchtete von Schönheit." Der Mönch schreit auf und läßt das Steuer seiner Hand entgleiten. — Der Mönch im Hause des Priesters Genoutzio's erzählt dem finster blickenden Wirth von seiner rastlosen Sehnsucht nach der marmornen Liebesgöttin und von seinem Grauen vor ihrer dem Begehrlichen drohenden, todtbringenden Umarmung; Mavra, des Priesters Tochter, kauert still in einem Winkel und an des Fremdlings Munde hängend blickt sie ihm in das vom flackernden Feuer beglänzte Antlitz mit Augen, die unabläßig wechselnd wie von zuckenden Flammen glühen. — Auf einsamer Höhe sitzt Mavra in sich gebeugt, brennende Gluth in den Augen, wie das verlassene Weib in der Wüste und ringt mit ihren Gedanken. Die Sonne brennt heiß auf sie herab. „Das ganze Land ist matt und stumm; nur sonnzerfressenes Gras kriecht müde von Spalte zu Spalte, braungelb wie der Felsen selbst. Geröll und Blöcke liegen zerstreut gleich dorrenden Gebein einer Karawane von Riesen. Und das Meer rundum liegt träge wie ein Sumpf in harter Bläue, und der leere Himmel brütet darüber." Unten aber am Strande stopft der Mönch das Leck seines Bootes. — Nächtlich gleitet der Kahn in die Tiefe einer zackigen Felshöhle. Die von den zitternden Händen des Mönches gehaltene Fackel beleuchtet das weiße Bild der Liebesgöttin, wie er es im Traum gesehen, — Mavra. Und er faltet die Hände, in wunschloser Betrachtung ruhend. —

Digitized by Google

Die gedämpft in die Höhle dringenden Morgenstrahlen fallen auf ein weinendes Weib, das an einer Mannesleiche kniet.

Welcher Geschichte ich den Vorzug gebe? Am wenigsten jedenfalls der von den vier Büßerinnen, die, fast ebenso unpsychologisch wie unplastisch, sich trefflich zu einem Operettentext eignen würde. Von den anderen vier zeigen je zwei nahe Verwandtschaft in Idee, Scenerie und Ausführung. Die beiden längsten, „die Weinprobe" und „das Antikencabinet" zeigen gemächliches Tempo, episch-lyrische, homerisch-idyllische Färbung; es sind saftigem Grün entschwellende lachende Blumen des Frühlings. Prächtige Wirkungen naiv drastischer Komik darin, vgl. S. 26 f., 77—80, 275. Idee: Wie Zwei durch die Liebe von ihren Fehlern curirt wurden. Ganz anders „der blinde Mönch" und „die Gekreuzigten". Wilddüstere, felszackige Bilder von einfach erhabener Größe und voll packender dramatischer Gewalt. Sie erzählen von dem Wahn, der die Liebe verschmäht und darob in den Tod führt. Die letztgenannte Dichtung mit ihrer grell aufblitzenden Kraft, die allerdings bisweilen an die Grenze des Schönen und des Widerwärtigen streift, weist am Stärksten über sich selbst hinaus auf zukünftige größere poetische Schaffensthaten des Autors als bloße „Geschichten". Die vollendetste künstlerische Durchbildung, die schönste Conformität von Idee und Ausführung, von poetischer Kraft und poetischem Stoff, die glücklichste Einheit der Grundstimmung zeigen sicher „der blinde Mönch" und „die Weinprobe". Aber darin sind alle diese verschiedenen Kinder der Hoffmann'schen Muse eins: sie predigen Alle hellenische Lebensfreudigkeit, hellenische gesunde Natürlichkeit und hellenische Schönheitsliebe. Fr. Th. Vischer sind sie gewidmet, dem großen Idealrealisten, dem Natur und Schönheit über Alles gingen, dem jüngst verstorbenen Fürsten aller hellenischen Naturen: Le roi est mort, vive le roi!

Feuilleton.

Ein Blaustrumpf.

Novellette von Heinrich Stobitzer.

(Schluß.)

„Und warum haben Sie sich selber herbemüht, lieber Herr Doctor?" fragte sie nach einer Weile. „Gewiß, um mir Aenderungen vorzuschlagen? O wie gern will ich sie vornehmen! Wie gern! Glauben Sie nur nicht, daß ich ein eitler Blaustrumpf sei, der sich für vollkommen hält! Ich weiß, daß ich noch Vieles zu lernen habe. Aber ich bin ja noch jung, und ich will lernen, ich will, daß die »Morgenzeitung« dereinst stolz sein kann auf ihre Mitarbeiterin, die sie aus dem Dunkel hervorgezogen hat! Die Hauptsache ist ja doch, daß man Talent besitzt."

„Ja, das ist die Hauptsache!" seufzte er, sich den kalten Schweiß von der Stirne wischend.

„Sprechen Sie nur ganz unverhüllt und fürchten Sie nicht mich zu verletzen! Ich kann ein offenes Wort vertragen. Haben Sie die Novelle mitgebracht?"

„Ja, ich habe sie mitgebracht." Er zog sie aus der Tasche und legte sie vor sich auf den Tisch.

„Handelt es sich um Kürzungen? Ich habe schon selbst gefühlt, daß ich hier und da ein wenig redselig wurde. Mein Gott, ich bin ein Weib, und wenn man so wenig Gelegenheit hat, seine Erbfehler an den Mann zu bringen, mißbraucht man wohl einmal das geduldige Papier, das Einem unter die Finger geräth, und vergißt darüber die armen Redacteure, die all' das Zeug lesen sollen." Eine reizende Schalkhaftigkeit sprach aus ihren Zügen, von denen der frühere herbe Ernst vollständig gewichen war. „Nun heraus mit dem Rothstift! Wir wollen meinem Geisteskind die kranken Glieder amputiren."

Er mußte lächeln. „Den Rothstift will ich Ihnen geben," sagte er, das bezeichnete Requisit aus der Tasche ziehend, „aber die Operation müssen Sie selber vornehmen; unter Ihren zarten Händen wird sie sich weniger schmerzhaft vollziehen."

„Aber vielleicht auch weniger entschlossen," meinte sie, „und Sie werden vielleicht ein zweites Mal unter meiner Schwatzhaftigkeit zu leiden haben! Doch wie Sie wollen. Jedenfalls wird es eine gute Schule für mich sein."

„Gewiß! Sie werden die Wahrheit des alten Satzes würdigen lernen, daß sich der Meister — in der Beschränkung zeigt, und haben Sie erst einmal erkannt, daß der wahre Dichter seine Größe auch durch das beweist, was er verschweigt, während der falsche mit dicken Folianten nur darthut, daß er — keiner ist, so ... so werden Sie selbst Ihre Feder bald in Ruhestand versetzen," hätte er gern geschlossen, doch er brachte es nicht über die Lippen. „So ist schon viel für Sie gewonnen," endete er, indem er sich erhob. „Senden Sie die Novelle, bitte, nicht an die Redaction zurück, sondern an mich, Redacteur Ludwig Frank." Er nahm seinen Hut, verbeugte sich gegen die alte Frau und machte einige Schritte zur Thür, blieb aber plötzlich wieder stehen. „Ahso!" sagte er, ein Portefeuille aus der Brusttasche ziehend. „Ich habe Ihnen ja noch das Honorar zu übergeben." Er wurde dabei roth wie ein Schulknabe, den man auf einer Lüge ertappt. „Fünfzig Mark. Bitte, hier!" Er drückte ihr eine Banknote in die Hand.

Mit verwirrten Augen blickte sie darauf hernieder. „Und das ... das ist für mich?" stotterte sie. „Die Novelle ist ja noch gar nicht gedruckt?"

„Wir honoriren angenommene Beiträge sofort, um unliebsamen Mahnungen der Mitarbeiter vorzubeugen," erklärte er. „Dagegen erwarten wir von den Letzteren, daß sie uns durch ihre Ungeduld nicht das Leben sauer machen, wenn sich vielleicht der Abdruck ihrer Arbeiten hier und da verzögert." Damit wollte er etwaige Reclamationen, die die Enthüllung seines Manövers hätten herbeiführen können, verhindern. Doch diese Vorsorge erwies sich als überflüssig.

„Fürchten Sie nichts von mir!" erwiderte das Fräulein lächelnd. „Das Schicksal hat mich Geduld gelehrt, denn die Erfüllung meiner heißesten Wünsche ging noch selten so glatt von statten, wie es wünschenswerth gewesen wäre." Dann starrte sie wieder auf die Banknote. „Und so viel! So viel! Das hätte ich mir nicht träumen lassen!" Und plötzlich stürzte sie auf's Neue zu der Kranken. „Guck, Mama, guck! Wie reich wir sind! Fünfzig Mark! Volle fünfzig Mark! Nun bekommt Mütterchen noch heut' ihre warme Decke, und zum Doctor lauf' ich und in die Apotheke und bringe eine Flasche des guten spanischen Weines mit, der Dich immer so gestärkt hat — eine ganze Flasche! hörst Du's? O, jetzt wirst Du rasch wieder gesund werden! Jetzt hast Du keine Sorgen mehr und sollst Dich nicht mehr so viel ärgern über Dein unfolgsames Kind, das sich immer, Deinem Schelten zum Trotz, die halben Nächte hersetzte und nähte und nähte, bis die Lampe erlosch! Jetzt wird alles gut!"

Frank fühlte ein bedenkliches Zucken seiner Augenlider. Hastig empfahl er sich. „Adieu, mein Fräulein! Adieu, Frau Werner!" Und er eilte so rasch hinaus und die Treppe hinab, daß das Fräulein kaum Zeit hatte, ihm ein herzliches „Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen!" nachzurufen.

„Jawohl, auf Wiedersehen!" brummte er, als ihm drunten die frische Luft erquickend die heiße Stirn kühlte. „Ich werde mich hüten! Da liefe ich Gefahr, mein ganzes Vermögen zu verlieren, und mein Herz obendrein!"

Der Aermste ahnte nicht, daß er sein Herz bereits dreist zu den verlorenen Gegenständen hätte zählen dürfen!

Dann gedachte er der fünfzig Mark, die seiner großmüthigen Regung zum Opfer gefallen waren. „So geht's, wenn man sich mit Blaustrümpfen einläßt!" knurrte er in sich hinein. „Es kommt nicht's Gutes dabei heraus." Er wollte es sich selbst nicht gestehen, daß er über diese That eine Befriedigung, ein inneres Wohlbehagen empfand, wie er es in seinem Leben nicht gekostet hatte. —

Zwei Tage später erhielt er die gekürzte Novelle. Er erließ sich das Vergnügen, sie noch einmal zu lesen. „Es würde mir nur das Bild des lieben Geschöpfes trüben," meinte er, und rief sich zum Ersatz lieber zum tausendsten Mal jedes Wort, jeden Ton in die Seele zurück, den er von ihr vernommen hatte.

Digitized by Google

Einige Wochen vergingen. Frank hatte wiederholt ein heftiges Verlangen verspürt, nach dem Haus in der Vorstadt hinaus zu wandern, um seinen „Blaustrumpf" wiederzusehen; allein mannhaft hatte er jedesmal die Versuchung überwunden. „Wozu sollte es führen? Mein erster Besuch hat mir den Kopf gerade genug verrückt! Ich muß nun mein Restchen Verstand zu Rathe halten."

Da empfing er eines Tages eine umfangreiche Briefsendung, deren Aufschrift ihm das Blut zum Herzen trieb. Eine neue Novelle! In dem von liebenswürdigem Humor durchwehten Begleitschreiben betonte sie, daß nur *seine* nachsichtige Beurtheilung ihres Erstlingswerkes sie zu diesem neuen Pegasusritt ermuthigt habe. Der Brief entsank seiner Hand. „Was habe ich angestiftet! Dem Dämon der Druckerschwärze wollte ich sie entreißen, und habe sie ihm fester in die Arme geführt!" Die Novelle erregte ihm dieselben gemischten Empfindungen wie die erste: sie entzückte sein Gemüth und verstimmte sein ästhetisches Gewissen. Was sollte er nun thun? Sie zurückgeben? Aber *er* hatte ja das arme Mädchen dazu verführt! Hätte er ihr damals die Wahrheit gesagt, statt sie in den Wahn einzulullen, daß sie eine Dichterin sei, würde sie sich nicht zum zweiten Mal versündigt, nicht zum zweiten Mal ihre Zeit so vergeudet haben. Was blieb ihm also übrig, als die Novelle abermals für *seine* Rechnung zu acceptiren? Daß es nicht dieses Gerechtigkeitsgefühl allein war, was ihn bewog, noch am selben Nachmittag die wohlbekannten fünf Treppen empor zu klettern, sondern daß auch das Verlangen mitwirkte, wieder einen Blick in diese sonnigen Kinderaugen zu thun: das wollte er sich nicht gestehen.

Mit unbefangener Herzlichkeit wurde er begrüßt, mit Jubel seine Mittheilung, daß auch diese Novelle acceptirt sei, aufgenommen, und als er dann wieder seine Fünfzigmarknote entrichtet hatte und das Entzücken des Mädchens über die neuen Erleichterungen, die es nun „Mütterchen" verschaffen könne, so rührend und herzerquickend zum Durchbruch kam, da fühlte er sich versucht, dem Honorar rasch noch ein Extrahonorar hinzu zu dichten. Er unterließ es aber in der Erwägung, daß er wahrscheinlich noch oft genug das Vergnügen haben würde, die dichterischen Vergehen der jungen Dame honoriren zu dürfen.

Dieses Mal erbat er sich die Erlaubniß, das Manuscript, das er wiederum „zur Kürzung" mitgebracht hatte, in einigen Tagen selbst zurückholen zu dürfen. Unter reizendem Erröthen wurde es ihm gewährt. Später fanden sich andere Vorwände zu Besuchen, und waren dieselben auch oft recht fadenscheiniger Natur: Fräulein Aennchen wäre die letzte gewesen, sie auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen, denn sie selber zählte die Stunden, die sie mit dem jungen Redacteur verplaudern durfte, bald zu den glücklichsten ihres Lebens. Er aber empfand es täglich tiefer, daß sie durch und durch die holde Mädchenblume war, deren Duft ihn schon bei der ersten Begegnung bezaubert hatte. Ihre Unschuld und Herzensreinheit, ihr sonniger Humor und ihr liebestiefes Gemüth traten in tausend entzückenden Einzelheiten zu Tag, und wahrhaft hinreißend war es anzusehen, wie allmählich durch die schamhafte Zurückhaltung dieser jungfräulichen Natur die Flammen einer ersten keuschen Neigung schüchtern und doch gewaltig empor schlugen.

Ihre Schriftstellerei ermuthigte Frank nicht gerade, aber er wirkte ihr auch nicht entgegen, denn er wußte, daß er sich damit der einzigen Möglichkeit beraubt haben würde, die Noth der armen Frauen zu lindern. Der Stolz derselben hätte gewiß jede Unterstützung, die er ihnen in anderer Form geboten, zurückgewiesen.

So gingen wieder Monate in's Land. Da zog sich Frank eine Erkältung zu, die ihn nöthigte, einige Tage das Zimmer zu hüten. Am dritten Tag seines unfreiwilligen Einsiedlerlebens meldete ihm seine Wirthin mit geheimnißvoller Miene, daß ihn eine reizende junge Dame zu sprechen wünsche. Eine Minute später trat Aennchen in sein Zimmer. Sie war sehr roth und sah sehr erregt aus.

„Verzeihen Sie, Herr Doctor," sagte sie, ohne seine freudig entgegen gestreckte Hand zu ergreifen, „ich weiß, es ist unschicklich, daß ich sie besuche, aber Sie kennen mich ja, Sie werden meinen Schritt nicht falsch deuten. Und ich *konnte* an Ihrer Thür nicht vorüber gehen, ich *muß* die Aufklärung, die Sie mir schulden, sofort haben."

„Eine Aufklärung?" fragte er befremdet.

„Ich komme von der Redaction."

Er erschrack. „Von der Redaction? Was hatten Sie dort zu thun?"

„Ihr mehrtägiges Fernbleiben ängstigte uns. Ich machte mich auf, um Erkundigungen über Sie einzuziehen. In der Redaction erfuhr ich, daß Sie unwohl seien. Der alte Herr, Ihr Chefredacteur, war so freundlich gegen mich, da faßte ich mir ein Herz und fragte, ob vielleicht eine meiner Novellen bald zum Abdruck gelangen würde? Er war sehr erstaunt, er versicherte, daß von mir keine, hören Sie? nicht Eine Novelle zum Abdruck angenommen sei. »Aber sie sind ja bereits honorirt!« rief ich aus. »Honorirt?« antwortete er. »Wir honoriren niemals Beiträge vor dem Abdruck!« Nun, Herr Doctor, geben *Sie* mir Aufklärung über all' das Unerklärliche, das für mich in dieser Sache liegt!"

Ihre Augen, die groß und forschend auf ihm lagen, verwirrten ihn; er wich ihrem Blicke aus. Wohl hundertmal hatte er sich in Gedanken die Ausreden zurecht gelegt, die er ihr sagen wollte, wenn dereinst sein frommer Betrug an's Licht kommen sollte. *Jetzt* erschienen ihm alle matt und abgeschmackt, er brachte keine über die Lippen.

„Mein Gott, was ist da viel zu erklären?" sagte er endlich. „Ihre Novellen, mein liebes Fräulein, waren unbrauchbar; wir *konnten* sie nicht veröffentlichen."

„Und warum verheimlichten Sie mir das? Warum haben Sie mich nicht rechtzeitig vor einem Weg gewarnt, auf dem mir nur schmerzliche Enttäuschung widerfahren konnte?"

Sollte er ihr sagen, daß er es nicht über's Herz gebracht, sie hülflos ihrer Armuth zu überlassen? Es war etwas in ihm, was sich gegen diese Selbstbespiegelung sträubte; so suchte er mit einem Scherz über die unerquickliche Situation hinweg zu voltig'ren.

„Ich habe Ihre Novellen für *mich* erworben," sagte er. „Ich bin ein Todfeind aller Frauenschriftstellerei und bekämpfe sie auf meine Weise. Ich kaufe zusammen, was ich von weiblicher Production erwerben kann, und verhindere dadurch wenigstens, daß dieselbe in anderen Journalen Unterschlupf findet."

Sie sah ihn eine Weile stumm an. Eine große Thräne blinkte in ihrem Auge auf und rann langsam die bleiche Wange herab. Galt sie ihren dichterischen Hoffnungen, die sie in diesem Augenblicke für immer begrub? Dann plötzlich lag sie vor ihm auf den Knien und preßte die feuchten Augen auf die Hände, die er ihr abwehrend entgegen streckte.

„Kind! Mein Kind! Was thun Sie!" rief er bestürzt, indem er sie empor zu heben versuchte.

„Lassen Sie mich!" schluchzte sie. „Ich bin so glücklich!"

Da beugte er sich zu ihr herab und flüsterte: „Aennchen! Liebes Aennchen! Sie sehen nun wohl, daß ich ein ganz schlechter Mensch bin, der Sie in der gröblichsten Weise belogen und betrogen hat. Trotzdem wage ich es: Aennchen! Lieb' Aennchen! Willst Du mein Weib werden?" Ihr Schluchzen verstummte, aber ihr ganzer Körper erschauerte vor mächtiger innerer Bewegung. „Bei der Todfeindschaft, die ich allen Blaustrümpfen geschworen habe," plauderte er lustig weiter, um seine Rührung zu verbergen, „wirst Du's begreiflich finden, daß mir jedes Mittel recht ist, ein so gefährliches Exemplar wie Dich unschädlich zu machen. Und da Du mir nach dem Vorgefallenen Deine Novellen kaum mehr anvertrauen würdest, bleibt mir nichts übrig, als dieselben im Keim zu ersticken, indem ich aus dem Blaustrumpf, zu dem Du so wenig Anlagen hast, ein Weib mache, dem Keine das Wasser reicht. Willst Du, Aennchen? Willst Du?"

Durch Thränen lächelte sie zu ihm auf: „Wenn ich denn auf dem *Papier* kein Paar mehr glücklich machen soll, will ich wenigstens im *Leben* eins so grenzenlos beglücken, daß es das Glück von tausend Romanhelden aufwiegt!" Und der Strahl unsagbarer Liebe, der dabei aus ihrem Auge brach, ließ ihm keinen Zweifel, daß sie im Stande sei, ihre Verheißung wahr zu machen.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

(Don Juan-Feier. — Bülow's erstes Philharmonisches Concert. — Wagner-Symphonie. — Emil Götze. — Der Geiger Michael Banner.)

Die „Gegenwart" ist eine ernsthafte Wochenschrift. Wir haben daher mit einem Berichte über die Musikwinterzeit gewartet, bis derselbe wahrhaft künstlerisch wichtige Ereignisse zu besprechen hatte. Die vor dem in der Ueberschrift angedeuteten, in die Oeffentlichkeit getretenen Leistungen waren, mit Ausnahme des Concertes der in ihrer Art einzigen Sembrich und deren wundervollem Vortrag der großen Constanz-Arie aus Mozart's „Entführung", nicht der Art, daß es einen eigenen Bericht in der „Gegenwart" rechtfertigte. Wunderkinder verschiedener Gattung und Concertgeber, die sich beeilen, recht früh vor dem Publikum und der Kritik zu erscheinen — non curat praetor. Nunmehr aber haben die letzten Wochen alle möglichen Herrlichkeiten gebracht, und der Berichterstatter kann sein Amt mit Freuden antreten. Wir beginnen mit der hundertjährigen Don Juan-Feier im Königlichen Opernhause. Sie war eine in jeder Weise des Werkes würdige. Oft genug habe ich an dieser Stelle betont, daß „Don Juan" und „Figaro" italienische Opern seien, vom größten deutschen Operncomponisten geschaffen. Aber die Musik der meisten Stücke ist weder italienisch, noch deutsch, sondern himmlisch. In welcher Sprache immer das Maskenterzett, oder das Finale des ersten Actes, oder die letzte Schlußscene ertöne, sie haben ihres Gleichen nicht auf Erden, und werden ihres Gleichen nicht haben — das kann man jetzt wohl sagen, nachdem hundert Jahre seit ihrer Erschaffung verflossen sind, sie sind Deutschlands Eigenthum geworden in viel stärkerem Maße, als anderer Nationen, da italienische und französische Sänger sich von dem Mozart'schen Stile ganz entfernt haben. Von ihnen kann eine wahre Don Juan-Aufführung nicht erwartet werden. Aber wenn deutsche Sänger das unsterbliche Meisterwerk zur wahren Geltung bringen sollen, dann müssen sie es mit der Weihe und der Vollendung wiedergeben, wie dies am 29. October hier geschehen ist. Da war Leben, Kraft, dramatischer Ausdruck im Gesang und Spiel. Da erklang zum ersten Male nach vielen Jahren das himmlische Maskentrio in seiner vollen Sphärenharmonie, daß das Publikum in endlosen Jubel ausbrach. Da war auch Don Ottavio nicht der süßliche, schmachtende Liebhaber, als der er gewöhnlich erschien, sondern der ehrenhafte, männlich ruhige Cavalier, der Gegensatz des dämonischen Wüstlinges. Da war auch Don Juan der unverbesserliche, aber bis zum letzten Athemhauche furchtlose, aller Gewalt trotzende Sünder. Kurz, es war eine herrliche erhebende Vorstellung. Und allen Künstlern, den Damen Sachse-Hofmeister (Anna), Leisinger (Elvira), Renard (Zerline), den Herren Betz (Don Juan), Krolop (Leporello), Rothmühl (Ottavio), Schmidt (Masetto), Biberti (Comthur), gebührt gleicher rückhaltloser Dank für ihre Leistung. Auch der Dirigent, Herr Deppe, hat sich Verdienst erworben durch sein sorgsames Studiren, und von der Intendanz ward in der prachtvollen Scenirung der Beweis gegeben, daß sie ihre Pflicht, die Feier würdig zu begehen, richtig aufgefaßt und erfüllt hat. Wir können die Vorstellung als einen Wendepunkt in der Verfassung unserer Oper betrachten.

Herr von Bülow hat sein Amt als Dirigent der neuen Philharmonischen Concerte mit dem glänzendsten Erfolge angetreten. Er führte die B-dur-Symphonie von Haydn, die große C-dur-Symphonie von Mozart, die Eroica von Beethoven vor. In allen diesen Werken, besonders aber in dem erst- und dem letztgenannten, zeigte er sich als ein ungemein genialer, auf das Orchester wahrhaft elektrisch wirkender Leiter, der die kleinsten Einzelheiten mit der größten Klarheit und Energie zu Tage fördert. Das Rondo der Haydn'schen Symphonie mußte auf stürmisches Verlangen wiederholt werden; auch das Finale der Eroica war eine in ihrer Art einzige Dirigentenleistung. Man kann wohl sagen, das Philharmonische Orchester hat wohl nie mit solch großem Feuer und solcher Genauigkeit und rhythmischen Entschiedenheit gespielt, als an jenem Abende.

Die Wagner'sche „Jugendsymphonie" haben wir nun bereits zwei Mal in den Proben gehört. Sie ist jedenfalls ein interessantes Werk, aber vorzugsweise weil sie von Richard Wagner, nicht weil ihr musikalischer Gehalt ein sehr bedeutender ist. Der erste Satz ist noch der einheitlichste, hier und da tritt eine Stelle hervor, die den späteren Wagner ahnen läßt, doch im Ganzen hinterläßt der Satz nur den Eindruck eines feurigen, aber nicht originellen Musikstückes. Der Anfang des Andante ist entschieden das bedeutendste Moment der ganzen Symphonie, aber die große Länge des Stückes, sowie die Verflachung im Mittelthema beeinträchtigt die Wirkung; man wird ermüdet und zerstreut. Das Scherzo ist munter, der letzte Satz unbedeutend. Die Symphonie wird unzweifelhaft überall in Deutschland gespielt werden — öftere Wiederholungen bezweifeln wir.

Emil Götze hat hier drei Mal als Gast der Königlichen Oper gesungen, den Faust, Lyonel („Martha") und Lohengrin. Seine herrliche Stimme mag ein klein wenig an Frische und überquellendem Wohlklang eingebüßt haben; aber seine künstlerische Leistung steht entschieden höher, als bei seinem ersten Gastspiele; es ist jetzt Alles schön durchdacht, in vollkommenes Ebenmaß gebracht; sein Lyonel unterscheidet sich von den aller anderen berühmten Tenoristen durch feines Spiel und männliche Kraft; sein Lohengrin war eine hochkünstlerische Leistung.

Wir haben noch eines jungen Violinisten zu erwähnen, Herr Michael Banner, der als ganz Unbekannter, als bloßer Mitwirkender mit dem abgespielten Bruch'schen Concerte und Clavierbegleitung (!) vor das Publikum trat und einen glänzenden Erfolg gewann. Er vereinigt schönen warmen Ton mit kühner sicherer Technik und schwungreichem und empfindungsreichem Vortrage. Wenn seine weiteren Leistungen diesem Anfange entsprechen, wird er bald zu den Besten zählen. Einstweilen rufen wir ihm ein: „Willkommen in der Kunstbahn" zu!

Heinrich Ehrlich.

Nachschrift. Eine neue Operette „Rikiki" von Jos. Hellmesberger jun., Text von Genée und Mannstädt ist im Walhalla-Theater gegeben worden; sie enthält ein paar mehrstimmige Nummern, vermochte aber nicht den niedrigen Thermometerstand der Stimmung für dieses Genre zu erhöhen.

Ueber den Conflict zwischen dem Generalintendanten Herrn Grafen Hochberg und dem Director oder „Regisseur" der Oper behalten wir uns eine eigene Besprechung in nächster Nummer vor, werden jedoch nur die Kunstfrage dieser Angelegenheit erörtern.

Aus Gurlitt's Kunstsalon.

Der Wetteifer der Herren Schulte und Gurlitt kommt der Schaulust des kunstliebenden Publikums zu Gute. Der Gemäldesalon in der Behrenstraße vereinigt in seinen Räumen eine ansehnliche Reihe hervorragender Kunstwerke, deren Genuß durch die Erinnerung an die Akademische Kunstausstellung in keiner Weise beeinträchtigt wird. Auch hier concentrirt sich das Interesse um eins jener phantastischen Werke, wie sie eben nur Arnold Böcklin zu schaffen versteht. Inmitten einer Landschaft, von der nur in der linken Bildecke ein lichter birkenbestandener Theil sichtbar wird, ragt gegen den tiefblauen Himmel ein Myrthenhain empor. Von seinem saftigen Dunkelgrün hebt sich eine Marmorschale ab, aus deren Mitte ein künstlicher Springquell aufsteigt. Links steht eine mit durchsichtigem Flor kaum zur Hälfte bekleidete Frauengestalt. Den Blick in poetischer Verzückung nach oben gerichtet, nähert sie mit der rechten Hand eine Trinkschale den Lippen. Rechts taucht eine andere, ebenso bekleidete oder vielmehr unbekleidete weibliche Figur die rechte Hand in das Becken, während die Linke eine Palette hält. Böcklin hat sein Bild „Dichtkunst und Malerei" getauft und von der erwähnten Palette ausgehend, würde man trotz der Attributlosigkeit der anderen Frauengestalt und der eigenartigen kunstgewerblichen Umgestaltung des kastalischen Quelles auch ohne Titel ungefähr zu einer ähnlichen Deutung gelangen. Uns will bedünken, als arbeite der Künstler dieses Mal zu sehr mit dem verbrauchten Toilettenarsenal der altersschwachen Dame Allegorie. Es fehlt jener räthselhafte Gedankenrest anderer Böcklin'scher Schöpfungen, an den sich der Beschauer nur mit der Phantasie heranwagt, ohne den tiefen Ideengehalt ganz zu erschöpfen. Ja, man behält diesem Bilde gegenüber Zeit, mit leisem Mißbehagen die Verzeichnungen der verkürzten Füße, die unschöne Hüftwölbung und die im Halbprofil verunglückten Gesichtszüge der Dichtkunst zu bemerken. Das Alles hätte vielleicht Einer der jüngsten Akademieschüler besser gemacht, ohne doch je eine annähernd starke poetische Wirkung zu erzielen. Das Darstellungsmedium, durch das Böcklin unfehlbar Auge und Sinn gefangen nimmt, bis zum völligen Vergessen aller kleinen Mängel seiner Begabung, ist die Farbe. Jedes seiner Bilder ist eine Farbensymphonie, deren Grundtöne Saphirblau, Smaragdgrün und ein eigenartiges Roth zu einer wunderbaren Harmonie zusammenklingen, die sich nie vergißt.

In der phantastischen Richtung seines Talentes mit Böcklin verwandt ist Max Klinger. Dem Bewußtsein dieser Wahlverwandtschaft hat er dadurch Ausdruck verliehen, daß er seinen Cyklus von Radirungen „Eine Liebe" dem Schweizer Kunstgenossen gewidmet hat. Wir sind Herrn Gurlitt aufrichtig dankbar dafür, daß er die Betrachtung dieses bekanntlich von der Ausstellungsjury zurückgewiesenen Werkes ermöglicht hat. Es ist eine moderne Ehebruchsgeschichte, die Klinger in acht Blättern, einem Titelblatt und einem Intermezzo zur Darstellung bringt, eine Ehebruchsgeschichte, die mit einer in den Wagen geworfenen Rose beginnt und in der Klinik endet. Es fehlt uns an Raum, hier auf die Vorzüge und Mängel der einzelnen Blätter einzugehen, aber sie bieten erwünschte Gelegenheit, einmal mit dem sich entsetzlich breit machenden modernen Schicklichkeitsgefühl abzurechnen. Was Jeder täglich erlebt, was er flüsternd am Kneiptisch erzählt, davor entsetzt er sich, sobald es ihm greifbar in künstlerischer Darstellung vor Augen geführt wird. Es ist kein schlüpfriges Geschichtchen, das uns Klinger mit lüsternem Blinzeln unter dem Siegel der Verschwiegenheit zuraunt, sondern eine tief ernste Tragödie, die er laut und ohne Beschönigung coram publico vorträgt. Gegen eine solche ungeschminkte Darstellung der schönen Sünde und ihrer furchtbaren Folgen ist vom ethischen Standpunkt absolut nichts einzuwenden. Für den künstlerischen Bedarf des Salons und der höheren Töchterschule ist ausreichend gesorgt, und die wahre, von äußeren Rücksichten unabhängige Kunst verschmäht das Feigenblättchen und die durch die Absichtlichkeit verstimmende Drapirung gelegentlich mit Recht. Die Grenze des bildlich Darstellbaren liegt ausschließlich da, wo das Lüsterne anfängt, und von dieser Grenze hat sich Klinger so ängstlich fern gehalten, daß er wenigstens einmal hart an die entgegengesetzte Schranke, an die des ästhetisch Häßlichen, gestoßen

Digitized by Google

ist. Wir meinen die anatomische Darstellung der gefürchteten Folgen der Sünde. Hier wäre ein wenig Schonung der augenblicklich geltenden Schicklichkeitsgefühle am Platze gewesen, und sie war mit geringen Aenderungen der Darstellungsform zu ermöglichen. Sonst haben wir auch gegen die in den technischen Mitteln durchaus schlichte, von allen der modernen Radirung so naheliegenden malerischen Kunststückchen sich fern haltende Schöpfung Klinger's nichts einzuwenden, und wir geben dieser Anerkennung um so lieber Ausdruck, da wir vor Kurzem an ebendieser Stelle eine Ausschreitung seines eigenartigen Talentes, wie sie in seinem „Urtheil des Paris" zu Tage getreten, rückhaltlos verurtheilt haben.

Eine kleine Ueberraschung hat uns Fritz von Uhde bereitet. In seiner „Prozession bei Regenanfang" ist der mystisch-realistische Reformator der religiösen Malerei kaum wiederzuerkennen. In der spielenden Bewältigung der Figurenmassen, in dem rücksichtslosen Nebeneinandersetzen der Localfarben an Menzel erinnernd, hat er die von Feuchtigkeit geschwängerte Luft, den schon leise herabrieselnden Regen dazu benutzt, um die Buntheit des Einzelnen in einem silbergrauen Gesammtton untergehen zu lassen. Das Bildchen ist ein Muster der künstlerischen Verklärung eines Ausschnittes aus der Wirklichkeit. Der flüssige Auftrag und die ungebrochene Wiedergabe der lichten Farben zeigen, daß Uhde noch Manches auf seiner Palette hat, von dem sich die Weisheit seiner Bekrittler nichts träumen läßt.

Ein historisches Genrebild von bewährter Treue in Auffassung und Darstellung liefert Eduard von Gebhardt mit seinem Religionsgespräch. Ein blonder, kurz geschorener Junker des Reformationszeitalters trägt, auf der Tischecke sitzend, einem Theologen in Schaube und Barett seine religiösen Zweifel und Bedenken vor. Der Vorgang berührt bei allem Fleiß des Studiums und der Arbeit wie ein sich zwanglos vor den Augen des Beschauers vollziehender, er verdankt seine Darstellung nicht einer mühsamen archäologischen Reconstruction, sondern der unmittelbaren intuitiven Anschauung der Vergangenheit. Gleich Rühmenswerthes läßt sich von Albert Keller's Faustina im Junotempel zu Präneste nicht sagen. Das Motiv, dem anekdotenhaften Klatsch der Römischen Kaisergeschichte entnommen, ist unklar und bedarf des Commentars. Nachdem man sich von dem eigentlichen Geschehniß unterrichtet, kommt man unwillkürlich zu dem Resultat, daß der Vorgang der Architektur halber gemalt ist und daß die letztere trotz einiger Vorzüge im Einzelnen der aufgewandten Mühe nicht recht lohnt.

Die fünf älteren Bilder von Carl Gussow haben wir an dieser Stelle bereits zusammenfassend besprochen und können nur nochmals wiederholen, daß uns der energisch zufassende Genremaler von damals lieber ist, als der salonfähige Portraitmaler von heute. Eine höchste, ja eine absolute Leistung auf dem Gebiete des Bildnisses ist Franz v. Lenbach's Fürst Bismarck, sitzend im Schlapphut, weißer Binde und schwarzem Gehrock. Ein so festes Packen der Persönlichkeit in ihrer individuellen und historischen Bedeutung, ein so restloses Aufgehen des Malers in seinem Darstellungsobject ist seit Rembrandt nicht dagewesen. Alles Detail absichtlich zurückdrängend, concentrirt sich die künstlerische Energie im Herausarbeiten der Gesichtszüge und spürt jeder physiognomischen Form nach, ohne den mächtigen Gesammteindruck zu beeinträchtigen.

Für die Bekanntschaft mit drei ungarischen Künstlern, die uns Herr Gurlitt vermittelt, sind wir ihm Dank schuldig, ohne diese Ehre sonderlich hoch zu schätzen. Die Typen der beiden Sittenbilder von Sandor Bihari und Otto Koroknyai sind bekannt, ohne anziehend zu sein, und der Tod des Propheten Gülbaba in Ofen appellirt vergeblich an unser historisches Erinnerungsvermögen, hinterläßt aber dafür in unserem Farbengedächtniß einen unangenehm kreidigen Eindruck.

Die Landschaft ist durch bewährte Meister, wie Andreas und Oswald Achenbach, Kamecke, Dücker, Douzette und Müller-Kurzwelly vertreten. Sie alle halten sich mit den alten Mitteln innerhalb des Stoffgebietes, auf dem sie seit Jahren ihre Erfolge erringen.

Besonders interessant ist eine kleine Collection von Sculpturen, meist Portraits, die wohl geeignet ist, der Frage von der Bemalung der Statuen einen neuen Anstoß zu geben. Victor Tilgner's Büste des Dr. Boué demonstrirt überzeugend, daß einem großen Künstler Manches, ja beinahe Alles erlaubt ist, was der Durchschnittsmeißler nie und nimmer wagen darf. Was die naturalistische Färbung hier zu der frappanten Wirklichkeit der charakteristischen Erscheinung beiträgt, das macht die Büste einer ungarischen Volkssängerin von Alajos Strobl zu einer abschreckenden Wachsmaske, deren Lachen sich in der Erinnerung zu einem unausstehlichen Grinsen versteinert. Nach unserer Meinung ist H. Römer mit seiner lieblichen Büste der Nerina an der ästhetischen Grenze der Polychromie angelangt. Keine Bemalung des edlen Materials, sondern eine leichte Abtönung, die das prächtig schimmernde Korn des Marmors schont, das scheint uns die einzig mögliche Befriedigung des populären Verlangens nach Farbe in der Sculptur zu sein.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Von der schönen Groß-Octav-Ausgabe der Gesammelten Schriften und Dichtungen von Richard Wagner erscheint gegenwärtig, ebenfalls im Verlage von E. W. Fritzsch in Leipzig, eine zweite Auflage in volksthümlich billiger Gestalt. Wer sich mit der nicht minder interessanten literarischen Thätigkeit des großen Componisten vertraut machen will, findet hier eine gute Gelegenheit, die Kenntniß des künstlerischen Gesammtschaffens auch nach dieser Seite hin zu vervollständigen. Die Eintheilung ist die alte chronologische geblieben, welche am Treffendsten das Werden und Wachsen dieses außerordentlichen Mannes klarlegt. Man findet hier nicht nur alle Dichtungen, das grundlegende Buch über Oper und Drama, die epochemachenden Streitschriften über das Judenthum in der Musik, das Dirigiren, Religion und Kunst, sondern auch die kleineren Abhandlungen über Kunst, Wissenschaft und Leben. Leider wird der „Entwürfe, Gedanken, Fragmente" enthaltende Nachlaßband in dieser Ausgabe nicht zugänglich. Wir werden nach Vollendung dieser zehnbändigen Volksausgabe nochmals darauf zurückkommen.

Graf und Gräfin von Ortenegg. Roman von Arthur von Loy. (Wiesbaden, Bergmann.) — Ein interessanter Stoff, zum Theil spannend und immer gut erzählt. Die psychologische Entwickelung der Charaktere zeigt manche Sprünge und Risse, und es ist nicht gelungen, einige Unwahrscheinlichkeiten wahrscheinlich zu machen. Die Art, wie der Held gezeichnet ist, verräth deutlich eine weibliche Hand, doch ist immerhin anzuerkennen, daß sich dieselbe niemals in die bekannte Verhimmelungsmanier der Gartenlaube-Romanschriftstellerinnen verirrt und die Natur nicht ganz außer Acht läßt.

Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volksthümliche in seinen Gedichten. Von Georg Haffenstein. (Leipzig, Carl Reißner.) — Eine feinsinnige ästhetische Untersuchung der Verwandtschaft der Uhland'schen Dichtung mit der Volkspoesie, also eine systematische Vergleichung, in welcher übrigens dem Verfasser schon der treffliche Heinrich Düntzer vorangegangen ist. Ueberall spürt Haffenstein den Beziehungen nach, welche zwischen Uhland's Dichtung und seiner Auffassung der lyrischen Volkspoesie obwaltet, wie er sie in seinen herrlichen Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage und vornehmlich in seiner classischen Abhandlung über das deutsche Volkslied niedergelegt hat. Es gewährt einen ganz eigenen Genuß, an der Hand des kundigen Verfassers den Spuren des Volksliedes in Uhland's Erzeugnissen der Kunstpoesie nachzugehen und zu erkennen, welch reichen Gewinn der Dichter aus seinen gelehrten Arbeiten gezogen, wie er aus dem populären Jungbrunnen schöpfte und doch nirgends bloßer Nachempfinder und und Nachahmer wurde. Er entlehnte höchstens die Formen, nur die Kunst äußerer Gestaltung: sein tiefes Gemüth, seine heitere Phantasie, sein reiner Kindersinn, seine dem Volkswesen verwandte Natur sind ihm angeboren.

Portraits de femmes. Par Arvède Barine. (Paris, Hachette & Cie.) — Fünf geistreich und elegant geschriebene Essays über einige denkwürdige Frauen, von denen uns die lebensvollen Charakteristiken der Gattin Carlyle's und George Eliot's am besten gefallen haben. Der Verfasser hat ohne Zweifel von seinem großen Vorbild Sainte-Beuve die Kunst der scharfen Charakterzeichnung und feinen Pinselführung gelernt, und die meisten Aufsätze wären nicht unwerth, die Unterschrift des berühmten Montagskritikers zu tragen. Die Studien über die heilige Therese, über die Aebtissin von Ravenna und die Priesterin von „Emanzipazien", wie Scherr sagen würde, sind voll delicaten Humors. Ein paar ebenso pikante als wesentliche Lichter über die excentrische Prophetin der Frauenrechte, die unglückliche Mary Wollstonecraft, hätten noch die Erinnerungen von J. C. Schweizer liefern können, die dem Verfasser offenbar unbekannt geblieben sind. Bei diesem Anlasse wollen wir unsere Leser auf ein verwandtes deutsches Werk aufmerksam machen, das eben durch den zweiten Band vervollständigt worden ist: Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur von Charlotte Lady Blennerhassett (Berlin, Gebr. Paetel). Die große Schriftstellerin hat da eine congeniale Biographin gefunden. Einige Ueberschwänglichkeiten und durchgängige Ueberschätzung beeinträchtigen dieses feinsinnige Charakterbild keineswegs, sondern stimmen künstlerisch sehr schön zu der Schilderung der warmherzigen, geistesstarken Französin.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Abtissin von Säckingen.

Roman aus der Reformationszeit

von

Hans Blum.

2 Bde. eleg. broch. M. 9.—, eleg. geb. M. 11.—

Der durch die **geschichtliche** Treue, die **fesselnde Schilderung** und die sprachliche Vollendung seiner historischen Erzählungen bekannte Verfasser, bietet in diesem neuesten Roman ein ergreifendes Bild des gewaltigen nationalen Lebens zu Beginn der Reformation in den Jahren 1523 bis 1531. **In Ranke's Geist wird die tiefste und mächtigste Bewegung, die unser Volk ergriff, nicht vom Standpunkte des Glaubenshaders, sondern als das gemeinsame Ringen um die höchsten Ziele des deutschen Volkes, ja der Menschheit, dargestellt.**

Preisermäßigung.

Braun-(Wiesbaden)'s Schriften.

Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Kulturbilder und Studien. 3 Bände. Lex.-8° 1874. (Mk. 22.50) für Mk. 4.—
Band 1: An den Grenzen des deutschen Reiches. — Das deutsche Reich sonst und jetzt. — Die Wahlprüfungen und die Constituirung des Hauses; ein Beitrag zur Kenntniß der parlamentar. Praxis.
Band 2: Am deutschen Herd: Briefe über die deutsche Küche. — Etwas über den deutschen Wein. — Etwas über deutsche Vornamen. — Volkswirthschaftliche Streifzüge auf dem Gebiete des Rechtes und der Gesetzgebung.
Band 3: Centrifugale Gewalten (Dr. Jacoby in Königsberg. — Bischof von Ketteler in Mainz). — Kulturgeschichtliche Versuche.

Bilder aus der Deutschen Kleinstaaterei. 5 Bände. 8°. 3. Aufl. 1881. (Mk. 30.—) für Mk. 6.—
Band 1: Bilder aus 4 Jahrhunderten 1570—1870.
Band 2: Kriegsbilder 1866—67. Parlamentsbilder 1866—67.
Band 3: Bilder aus Nassau, Württemberg und Hessen-Darmstadt.
Band 4: Bilder aus Kurhessen, Hannover und Bayern.
Band 5: Kleine Kulturbilder und große Ruhmesbilder.

Mordgeschichten. 2 Bände. Gr. 8°. 1875. (Mk. 15.—), für Mk. 2.—
Band 1: Zioba (Benedig 1525). — Der Menschenhandel der deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert. — Der Menschenhandel des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. — Der Tod des General Marceau. — Burschenschafter und Schwarze, deutsche Studentenbilder und Mordgeschichten aus dem tollen Jahre Neunzehn.
Band 2: Ein Bauer an der Spielbank (Bad Schwalbach 1835). — Ein Untersuchungsrichter (Nassau 1863). — Der Spionenfang (Nassau 1866). — Preußischer Wind (1866—67). — Deutsche in Paris (1865—70).

Der Diamantenherzog (Carl II. von Braunschweig). Ein deutscher Prinzenspiegel. Mit 2 Portraits. 1881. (Mk. 3.—), für Mk. 1.50.

Alle 4 Werke — 11 Bände — zusammen für 10 Mark.

Rich. Sattler, Verlag und Antiq. Braunschweig.

(Antiquarische Cataloge franco.)

Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Dänisch 20 Briefe 10 ℳ	**Unterrichtsbriefe für das Selbststudium fremder Sprachen** nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt.** Brief 1 liefern alle Buchhandlungen, sowie die Verlagshandlung franco gegen Einsendung von **50 Pfennigen für jede Sprache. Ausführliche Prospecte gratis.**	**Portugiesisch** 20 Briefe 10 ℳ
Holländisch 20 Briefe 10 ℳ		**Russisch** 36 Briefe 16 ℳ
Italienisch 40 Briefe 16 ℳ		**Schwedisch** 20 Briefe 10 ℳ
Alt-Griech. 36 Briefe 16 ℳ		**Spanisch** 40 Briefe 16 ℳ
Lateinisch 40 Briefe 16 ℳ		**Ungarisch** 30 Briefe 12 ℳ

Im Abonnement jeder Brief 50 Pfennige.

In **Heuser's Verlag (Louis Heuser)** in **Berlin C.**, 2 Spittelmarkt und **Neuwied a. Rh.** ist soeben erschienen:

Die Morphiumsucht und ihre Behandlung

von **Dr. Albrecht Erlenmeyer.**

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.

463 Seiten, gr. 8°, in feiner Ausstattung. Preis 10 Mark.

In der vorliegenden dritten Auflage des bekannten Werkes hat der Verfasser die Morphiumsucht in ihren medicinischen und socialen Beziehungen erschöpfend geschildert. Neben der Morphiumsucht ist der mit ihr eng verbundenen Cocainsucht eine eingehende Darstellung gewidmet. Fünfzig Krankheitsgeschichten dienen der Beschreibung beider Krankheiten als erläuternde Folie, und die mit grosser Sorgfalt bearbeitete Literargeschichte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die historische Entwicklung der ganzen Frage. Das Buch, eine hervorragende literarische Erscheinung, wird Aerzten und allen denen aufs wärmste empfohlen, die für das Allgemeinwohl unseres Volkes ein Interesse haben und berufen sind, gefahrdrohende Auswüchse desselben zu verhüten oder zu heilen.

Zu Festgeschenken.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. mit Register in Orig.-Leinwbdn. 30 ℳ. — **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 ℳ. — Goethe's Leben von **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben von **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zus. 15 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 ℳ. — **Heine,** Werke, Hamb. 1876, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipzig 1870, 2 Bde. geb. zusammen 12 ℳ. — **Schnaase,** Gesch. d. bild. Künste, 2. Aufl., bearb. von C. v. Lützow, Düsseldorf 66, schön Hlbfranz., 7 Bde. 40 ℳ. — **Nachtigall,** Sahara u. Sudan, Berl. 82, 2 Bde. in Leinen 20 ℳ. — **Las Cases,** Mémoires de Sainte-Helène, 2 Prachtbände, reich illustr. Halbfranz, Paris 1842, 10 ℳ. — **Corvin,** 1848—1871, Gesch. d. Neuzeit, 3 Bde. Leipzig, 6 ℳ. — **Louis Blanc,** Hist. de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig.**

Soeben erschienen:

Die Besessenen.

Roman in 3 Bänden

von

F. M. Dostojewski.

Preis eleg. geh. **Mk. 12.—**, in Originalband **Mk. 15.—**.

Dostojewsky schildert mit bewunderungswürdiger Naturwahrheit die ersten Anfänge des Nihilismus. „Die Besessenen" ist ein ebenso merkwürdiges wie interessantes Werk.

Vorräthig in allen Buchhandlungen, auch direkt zu beziehen von der Verlagshandlung.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Hierzu eine Beilage von Otto Weisert, Verlagshandlung in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 19. November 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Zum Czarenbesuch in Berlin. Von *** — Ueber die Erkrankung unseres Kronprinzen. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Deutsche Naturalisten. Von Theophil Zolling. — Lebenserinnerungen des Grafen von Schack. Von Oskar Bulle. — Das Zeichnen in der Schule. Von Peter Jessen. — **Feuilleton:** Ein weinender Erbe. Aus dem Tagebuche eines Juristen von Hermann Heinrich. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Zum Czarenbesuch in Berlin.

Von ***

Lasciate ogni speranza!

Der Czar kommt nach Berlin — wie anders wirkte diese Nachricht vor etwa einem Jahrzehnt und wie anders wirkt sie heute! Zwischen dem Damals, als Kaiser Alexander II. ehrwürdigen Andenkens das Scepter im Czarenreiche führte, und dem Jetzt, wo das Slavophilenthum das öffentliche Leben in Rußland mit seinem slavischen Nationalismus durchseucht hat, liegt eine breite Kluft. Die Diplomatie hat seit fünf Jahren daran gearbeitet, sie mit ihren Künsten zu überbrücken; aber so fest und verheißungsvoll auch der Bau war, der vom Westen Europa's aus sich nach Osten erhob — er konnte nicht vollendet werden, weil sein Mittelstück in der Luft schwebte und kein Gegenbau ihm entgegenstrebte. Vor wenigen Wochen schien es, daß auch die deutsche Diplomatie endlich eingesehen habe, sie spiele die Rolle des Baumeisters, der von sicherem Boden aus mit gutem Material versehen eine Brücke in's Leere zu schlagen sich bemühe, und heute — — der Czar kommt nach Berlin; sein auswärtiger Minister erscheint in seinem Gefolge; der Besuch hat eine hohe politische Bedeutung; die neue Verständigungs- und Friedens-Aera kann beginnen! .....

Wenn eine große politische Zeitung in Anlaß des Besuches des Kaisers Alexander in der deutschen Reichshauptstadt dieser Tage schrieb, Rußland stehe am Scheidewege, so ist dies nicht ganz zutreffend. Rußland hat sich bereits entschieden! Wohl stand es in den Jahren, welche dem Regierungsantritte des jetzigen Czaren unmittelbar folgten, am Scheidewege. Dann aber ist es vorwärts geschritten auf slavophilen Bahnen, und diejenigen sind thöricht, welche glauben, es gebe für das Nachbarreich im Osten noch ein Zurück, noch eine Umkehr. Verfolgt man den Gang der europäischen Staatengeschichte in den letzten Jahren, so sind zwei Dinge strict von einander zu scheiden: Die Wege, welche die Völker gegangen sind — unaufhaltsam dem herrschenden Princip der Nationalitätenentwickelung und volksthümlichen Consolidirung folgend, und die Bestrebungen der leitenden Mächte in den einzelnen Staaten, die immer mehr sich zu offenem Gegensatze zuspitzenden nationalen Widersprüche auszugleichen und durch Anwendung aller diplomatischen Mittel Europa vor den von allen Seiten drohenden kriegerischen Verwickelungen zu bewahren. Daß letztere entstehen können, leugnet Niemand. Wenn jedoch in Deutschland dieses Zugeständniß bisher vorzugsweise angesichts der deutsch-französischen Beziehungen gemacht worden ist, so lag das daran, daß man sich bis etwa zum Ausbruch der bulgarischen Krisis gegenüber Rußland in einer Sicherheit gewiegt hatte, die zum Theil der Unkenntniß des Entwickelungsganges aller Dinge im Czarenreiche entsprang. Große historische Ereignisse vollziehen sich langsam; sie bedürfen der geschichtlichen Vorbereitung und gelangen erst zur Kenntniß der großen Menge, wenn sie zum Ausbruch kommen. So erklärt es sich, daß der tiefe Raumgegensatz zwischen Slaventhum und Germanenthum, der so alt wie die Geschichte unserer modernen Staatenbildungen ist, bisher wenig beachtet ward, ja noch heute, wo er bereits in den staatlichen Gebilden des deutschen und des russischen Reiches in drohender Haltung gegenübersteht, selbst von Einsichtigen geleugnet wird. Und doch gibt es Merkmale genug, die darauf hinweisen, daß eine Zeit kommen werde, in welcher die Losung „hie Slave" und „hie Germane" den Inhalt der europäischen Geschichte und den Ausgangspunkt einer neuen Gestaltung der europäischen Verhältnisse bilden wird.

Kaiser Alexander III. drückte sich die Krone der moskowitischen Czaren in einem Augenblicke auf's Haupt, als das absolute Czarenthum bereits den Todeskeim in sich trug. Der Bankerot des liberalisirenden Absolutismus war besiegelt, und der neue Herrscher hatte nur die Wahl, die Consequenzen des Regierungssystems seines Vorgängers zu ziehen und zum Constitutionalismus hinüberzuschwenken, oder mit allen ihm zur Verfügung stehenden Machtmitteln des Bureaukratismus und Militarismus zur Despotie zurückzukehren. Kaiser Alexander that unter dem Drucke der nihilistischen Gefahr keines von Beiden radical: er schlug, um die Fühlung mit den Massen nicht ganz zu verlieren, einen Mittelweg ein, indem er sich auf die nationale oder slavophile Strömung zu stützen begann, die — im Grunde demokratisch — bereit war, die Idee eines Schein-Czarthums zu conserviren und sich derselben zur Erreichung ihrer socialen und politischen Ziele zu bedienen. So mußte es naturgemäß geschehen, daß die ganze Regierungszeit des Kaisers eine Reihe fortgesetzter Concessionen an das Slavophilenthum bildet. Wir sehen die panrussische Idee nicht nur in die Massen eindringen, sondern auch in den Regierungskreisen Fuß fassen. Wir erleben das sonderbare Schauspiel einer nichtofficiellen Regierung neben der officiellen und verfolgen, wie die Letztere sich nur durch eine fortlaufende Kette von Compromissen mit der Ersteren erhält. Sämmtliche Reformen im Innern werden nur zur That, sofern sie sich mit dem Programm der Slavophilen decken; der Nationalismus drängt zur Purification des Reiches vom Ausländerthum, und die Regierung folgt ihm; das Slavophilenthum hat die orthodoxe panslavistische Propaganda zu einer seiner politischen

Digitized by Google

Aufgaben gemacht, und die Regierung läßt es nicht nur gewähren, sondern sie eignet sich auch einen Hauptpunkt derselben, die Lösung der orientalischen Frage im Sinne eines großen Slavenreiches vom Bosporus bis zur Ostsee, an. Da die Träger der „slavischen Idee" aber, in der trügerischen Meinung, daß sie im Besitz eigener Culturanfänge und einer eigenen Weltanschauung seien, ihre vornehmste Aufgabe darin erblickten, nicht nur diese sogenannte eigenartige Civilisation zu entwickeln, sondern gleichzeitig die angeblich verfaulte Civilisation Westeuropa's zu überflügeln oder zu vernichten, so war ihr ernstes Beginnen von Anfang an: der Kampf gegen den Hauptträger dieser Civilisation, das Germanenthum. Der Weltstellung dieses letzteren ein Ende zu bereiten und auf den Trümmern der jetzigen westeuropäischen Cultur eine neue griechisch-orthodox-slavische Culturwelt aufzubauen, ist das mystische Endziel der slavophilen und panslavistischen Bewegung. Und da soll es noch einen Ausgleich zwischen den führenden Mächten des Westens und Ostens, zwischen Russenthum und Deutschthum geben? So wahr, als ein Tag dem anderen folgt, so wahr ist es, daß nach allen Gesetzen der historischen Entwickelung principielle Gegensätze von so gewaltiger Weite sich so lange im Widerspruch zu einander fortbewegen müssen, bis sie mit einander auch im offenen Kampfe um ihr Dasein zu ringen gezwungen sind. Und ob früher oder später, — zu diesem Kampfe muß und wird es kommen. Ja, er erscheint nicht einmal allzu fern, wenn man bedenkt, wie sehr sich die deutsch-russischen Beziehungen, selbst soweit sie officieller Natur sind, auf des Messers Schneide gestellt haben. . . . .

Wenn die deutsche Diplomatie in den letzten Jahren ihre Aufgabe darin gesehen, an den besser zu unterrichtenden Czaren zu appelliren und ihn, den Beherrscher jener Millionen, deren fähigste und energischste Köpfe ihn zum zeitgenössischen Attila zu machen bereit sind, durch alle die Mittel, welche Tradition, Familienbeziehungen und wirthschaftliche Bedürfnisse des eigenen Volkes an die Hand geben, zum fortdauernden Anschluß an die mitteleuropäischen Friedensmächte zu bewegen, so hat sie damit eine Pflicht gegen die deutsche Nation erfüllt. Indeß, sie hat sich von der Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen überzeugen müssen, und es sind erst wenige Tage verflossen, seit auch das gegen Osten gekehrte Antlitz des Deutschen Reiches ein eisernes zu werden schien. Soll das nun wieder anders werden? Auch wenn man es wollte, so würde es nicht mehr geschehen können! Weder in der Macht der russischen Regierung, noch speciell der des Czaren liegt es, umzukehren. Dem stehen in erster Linie die Zustände im Reiche selbst entgegen. Der wirthschaftliche Niedergang ist ein allgemeiner; Handel und Verkehr stocken; die Unzufriedenheit ist in allen Schichten der Bevölkerung gleich groß; die Instincte der Massen, auf welche sich die Führer der slavophilen Bewegung gestützt und die sie wachgerufen, erheben bedrohlich ihr Haupt; der Versuch, einerseits durch Polizeimaßregeln und andererseits auf dem Wege der Beschränkung der Volksbildung und der religiösen Propaganda die nihilistische Gefahr auszurotten, hat sich um so weniger bewährt, als die demokratische Tradition des Slavophilenthums mit ihm im Widerspruch steht; in dieser Beziehung hat sich das Letztere selbst sein Kreuz gezimmert, dessen es sich nicht mehr entledigen kann; — kurz, Alles drängt zur Katastrophe. Wer aber heute noch daran glaubt, daß ein völliger Bruch des officiellen Rußland mit dem Slavophilenthum und dem Panslavismus möglich ist, und daß gleichzeitige heilsame sociale und wirthschaftliche Reformen das Czarenreich in die Traditionen Peters des Großen und Katharinas II. zurückführen und es vor der drohenden Revolution im Innern und dem Losbruch der slavischen Größenwahninstincte nach außen von Grunde ausrotten können, der gibt sich einem ungerechtfertigten Optimismus hin. Die russische Regierung und der Czar sind, wenn auch noch nicht nominell, so doch thatsächlich identisch mit der nationalistischen Strömung im Reiche, und der Selbstherrscher aller Reußen hat keine Wahl mehr vor sich. Selbst wenn er es wollte, selbst wenn er geneigt wäre, sich aufrichtig an Deutschland anzuschließen, vermag er es auf die Dauer nicht mehr: für eine kurze Spanne Zeit würde es vielleicht geschehen können, schließlich aber würde ihn das Slavophilenthum mit sich fortreißen oder über ihn hinweg sich in seine politischen Abenteuer stürzen. Weder ein siegreich geführter großer Krieg, noch Reformen im Innern in westeuropäischem Sinne würden zu einer „Versöhnung mit der großen Mehrheit des Volkes" führen und eine Umkehr in der inneren und auswärtigen Politik ermöglichen. Denn es gibt, wir wiederholen es gestützt auf genaue Kenntniß des Czarenreiches, in Rußland keine andere Mehrheit mehr, als die slavophile. War es doch bereits die Politik dieser Mehrheit, welche den Krieg von 1877 unabwendbar machte, und was vor einem Jahrzehnt geschah, ist es nicht auch heute möglich? Das Czarenthum à la Nikolai gehört seit geraumer Zeit zu den „historischen Erinnerungen" in Rußland. Die letzten Jahrzehnte russischer Geschichte können nicht mehr zurückgeschraubt werden und jede Rechnung mit dem Czaren als einem in seinen Willensäußerungen uneingeschränkten politischen Factor ist eine irrige, vor deren Folgen wir das deutsche Volk bewahrt wissen wollen. . . .

Ob Kaiser Alexander III. als Freund zu uns kommt oder nur in Folge zufälliger Umstände, — diese Frage zu erörtern, steht uns nicht an. Der Beherrscher unseres mächtigen Nachbarreichs ist der Gast unseres greisen Kaisers, und wir entbieten ihm als solchem unseren ehrfurchtsvollen Gruß. Sein Besuch ist auch gewiß, selbst wenn wir von den beleidigenden Commentaren absehen, mit denen sich die russische Presse in seine Unvermeidbarkeit gefügt hat, ein politisches Ereigniß. Ja, er könnte die Garantie enthalten, daß trotz des wirthschaftlichen und finanzpolitischen Krieges, in dem wir uns auf der ganzen Linie gegenüber Rußland befinden, eine directe Störung des politischen Friedens vertagt werden wird. Wir müssen aber davor warnen, daß die Tragweite dieses Besuches überschätzt werde. Die wahren Sicherheiten für den Frieden beruhen auf unserem Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn und Italien. Will sich Kaiser Alexander diesem Bündnisse auf's Neue nähern, — um so besser. Wir müssen jedoch darüber im Klaren sein, daß er es im Widerspruch zu der Mehrheit seines Volkes thun würde, die ihm vielleicht noch eine Zeit lang folgen wird, die sich aber aufrichtig und dauernd mit diesem Anschluß nicht befreunden kann und wird. Im Gegentheil; mag auch der Zeitpunkt, welcher uns von dem Augenblicke trennt, an welchem die gährenden Kräfte im Czarenreiche nach außen hin explodiren und einen Abfluß suchen werden, künstlich verlängert werden: es muß trotzdem gleichzeitig die Erkenntniß aller Deutschen werden, daß es keinen politischen Factor in Rußland mehr gibt, noch geben kann, der das sich vorbereitende, als eine geschichtliche Nothwendigkeit erscheinende Ereigniß für alle Zeiten zurückdämmen könnte.

Ueber die Erkrankung unseres Kronprinzen.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Niemand wagte es auszusprechen und doch glaubten es die Meisten; wer will es den in banger Sorge um den herrlichen Helden klopfenden Herzen verdenken? „Die schlimme Sage schlich umher und krächzte, wie zur Winterszeit ein schwarzer Unglücksvogel schreit." Da kamen die letzten schlechten Nachrichten und schienen den Pessimisten Recht geben zu sollen. Laut ertönt es jetzt überall, das schreckliche, unheilverkündende Wort und im ersten bitteren Schmerze erstarb auch die Mahnung der wenigen Besonnenen, welche nicht geneigt waren, gleich der Menge jede andere Möglichkeit zu Gunsten der schlimmsten über Bord zu werfen. Lassen wir einmal die ruhigere Auffassung zu Worte kommen und möge dieses ein Wort der Beruhigung, ein Wort der Hoffnung sein!

Stellen wir zuerst einmal fest, was von krankhaften Erscheinungen bis jetzt mit Sicherheit constatirt wurde. Also eine Neubildung im Kehlkopf, oder richtiger: eine Neigung zu

Digitized by Google

Neubildungen an verschiedenen Stellen des Kehlkopfes. Sind nun diese Neubildungen bösartige, also solche, welche unaufhaltsam zu destructiven Processen führen und zu deren endgültiger Entfernung eine der gefährlichsten Operationen, die Wegnahme des ganzen erkrankten Organes, eine Operation, deren Statistik 30 Procent Mißerfolge aufweist, schließlich nicht zu umgehen sein würde? Diese Frage absorbirt augenblicklich das ganze Interesse der theilnehmenden Menge. Und doch liegt eine andere Frage weit näher und diese lautet: Sind denn diese nun in kurzen Zwischenräumen wiederholt aufgetretenen Neubildungen die Krankheit selbst oder sind sie nicht vielmehr Begleiterscheinungen, Complicationen oder Symptome einer anderweitigen Erkrankung des Kehlkopfes, also etwas Secundäres? Wachsen sie nicht auf einem kranken Boden, welcher bald hier, bald dort seine Neigung zu entzündlicher Neubildung durch das Hervorsprossen dieser papillösen (warzenartigen) Wucherungen verräth, so daß letztere nur der an die Oberfläche tretende Ausdruck der chronischen Entzündung sind? Freilich weiß nur der Fachmann, daß es im Kehlkopf, gerade wie auf den Schleimhäuten anderer Körperorgane eine hartnäckige Form des chronischen Katarrhs gibt, bei welcher eine ausgesprochene Tendenz zu häufig recidivirender Production derartiger polypöser oder papillöser Wucherungen besteht. Das große Publikum ist aber, wie der Praktiker, zumal der Frauenarzt, nur zu gut weiß, stets geneigt, an das Schlimmste und speciell an Krebs zu denken, sobald es sich um ein längeres hartnäckiges Leiden handelt, in dessen Verlauf eine Neubildung, und sei es der unschuldigste Schleimpolyp, auftritt. Und gerade in dem uns vorliegenden Falle ist die Wahrscheinlichkeit einer primären bösartigen Neubildung nicht sehr groß gegenüber dem ungemein viel häufigeren Auftreten secundärer, rein symptomatischer Wucherungen im Verlaufe eines chronischen Katarrhs der Kehlkopfschleimhaut. Gerade das so schnelle Wiedererscheinen einer zweiten Wucherung, nachdem die erste operativ beseitigt war, an einem anderen Theile des Kehlkopfes; ihr rapides Wachsthum unter Schmerzen und Schwellung im Verlauf von wenig mehr als 24 Stunden; gerade diese das Publikum so alarmirenden Phänomene sind dem fachmännischen Beurtheiler hoffnungsvolle Symptome. So und unter solchen acuten Erscheinungen dürfte wohl kaum jemals eine krebsige Wucherung, sei es im Kehlkopf, sei es in anderen Organen, auftreten; im Gegentheil, das langsam schleichende Wachsthum unter kaum merklichen Symptomen ist das Charakteristische aller Krebse. Das Aussehen allein, und hätte man auch durch Spaltung der Knorpelwand das ganze Innere des Kehlkopfes dem Auge zugängig gemacht, kann nicht maßgebend für die Diagnose sein. Kommen doch auch auf anderen Schleimhäuten, z. B. in der Blase, papillöse Wucherungen (Papillome) vor, welche täuschend einem Zottenkrebs gleichen und dennoch keiner sind! Das makroskopische Bild darf in zweifelhaften Fällen also nie die Diagnose bestimmen, sondern nur die mikroskopische Untersuchung gibt hier allein den Ausschlag und glücklicherweise liegt diese in den Händen eines Virchow! Wenn ein Untersucher wie Virchow die erste Neubildung am linken Stimmband — leider wurde der von Gerhardt im vorigen Winter mit der Glühdrahtschlinge entfernte kleine Polyp nicht untersucht — für eine durchaus gutartige, für eine einfache locale Vermehrung der normalen Gewebselemente (Pachydermie) erklärt hat, so weiß auch der kritischste Zweifler, daß er hier vor einer absolut richtigen, positiven Thatsache steht. Da also die erste Wucherung gutartig war, wird es hoffentlich auch die zweite sein, welche, wie wir oben ausführten, in einer acuten, durchaus nicht für Krebs charakteristischen Weise auftrat. Dem gegenüber weist die pessimistische Auffassung darauf hin, daß neuerdings Beobachtungen publicirt wurden, durch welche angeblich die bisher stets bestrittene Möglichkeit der directen Umwandlung (Transmutation) gutartiger Papillome in bösartige Krebse bewiesen werden soll. Ganz abgesehen davon, daß diese Beobachtungen — es handelte sich um die Umbildung eines gutartigen Kehlkopfpapilloms in einen Zottenkrebs, in einem anderen Falle um die Entstehung einer Krebsgeschwulst auf einem früher amputirten gutartigen Schleimpolypen der Nase —, allein stehen und durch eine fehlerhafte Anfangsdiagnose einfacher erklärt werden können, so daß diese allen bisherigen Erfahrungen in's Gesicht schlagende Theorie kaum auf allgemeine Anerkennung rechnen dürfte (kommt doch auch auf den Narben alter Magengeschwüre häufig Magenkrebs vor, ohne daß Jemand auf den Gedanken kommen wird, hier eine directe Umwandlung anzunehmen!), so würden doch die angeführten Beobachtungen, ihre Richtigkeit zugegeben, im vorliegenden Falle keinen Analogieschluß zulassen, da es sich ja nicht um die Umwandlung einer Neubildung in eine andere, sondern um eine ganz neue, von der ersten als gutartig constatirten räumlich getrennten handelt, da bekanntlich die erste Wucherung oberhalb der Stimmbänder lag, während die zweite unterhalb derselben sich befindet.

Es mag dem Laien unwahrscheinlich erscheinen, daß eine nach seiner Ansicht so unbedeutende Erkrankung wie ein Katarrh, welcher ja nur Husten, Heiserkeit und Schleimauswurf verursacht, so ernste und in die Augen fallende Symptome verursachen soll, daß man bei deren Anblick an die bösartigste Ursache zu denken veranlaßt ist. Doch neigt auch die chronisch katarrhalische Entzündung der Schleimhaut anderer Organe z. B. des Uterus (Gebärmutter) zu Geschwürsbildung, Wulstungen, Verdickungen, Polypenbildung und anderen Wucherungen der Schleimhaut, bei welchen oft die Diagnose bis zur mikroskopischen Untersuchung, welche in allen Fällen das allein Maßgebende ist, zweifelhaft bleibt. Und der Kehlkopf befindet sich noch dazu unter wenig günstigen Verhältnissen. Nicht nur, daß dieses Organ oft schonungslos strapazirt wird durch lautes Singen und Schreien, durch Einathmen von mit Rauch oder Staub beladener Luft und anderen Schädlichkeiten, sondern auch der anatomische Bau desselben begünstigt ein Tiefergreifen des entzündlichen Processes von der Schleimhaut auf ihre Unterlagen. Vergegenwärtigen wir uns, daß der Kehlkopf in seinem Gerüst aus Knorpeln besteht, daß diese Knorpel nur von wenig elastischen oder Bindegewebe, an anderen Stellen nur von zarten Muskeln bedeckt sind und daß die Schleimhaut auf dieser schwachen Unterlage aufliegt. Im Zustande des chronischen Katarrhs ist die Schleimhaut dunkelblauroth oder schiefergrau gefärbt, sie selbst wie das unter ihr liegende (submucöse) Bindegewebe verdickt, die Schleimdrüsen vergrößert, die Stimmbänder sammtartig geschwollen. In der Mehrzahl der Fälle geht die Entzündung nicht weiter; es bleibt bei den bekannten Beschwerden (Husten, Heiserkeit, Kitzelgefühl) unter Bildung einer glasigen, fadenziehenden Absonderung (Exsudat) der Schleimhaut. In anderen Fällen schreitet die Entzündung fort; es kommt durch Vergrößerung und Abschnürung der wulstigen Schleimhautverdickungen zu wirklichen Wucherungen, oft an der hinteren Wand des Kehlkopfes, oft an den Bändern. Oder der Proceß greift in die Tiefe; es kommt zur Geschwürsbildung, es entstehen flache Schleimhautgeschwüre und durch Zerfall der geschwollenen Schleimdrüsenfollikel tiefe, runde Abscesse. Bei langandauernden Katarrhen dieser Art sind die Stimmbänder oft gelblich geröthet, verdickt, die Ränder wie ausgenagt; die Stimme selbst natürlich heiser, klanglos. Schließlich ergreift die Entzündung, welche Tuberkulose vortäuschen kann, auch den unterliegenden Knorpel (Perichondritis); derselbe ragt als entblößte, mißfarbige Masse im Grunde des Geschwürs hervor und wird schließlich stückweise abgestoßen; die Muskeln, ihrer Stütze beraubt, erschlaffen und degeneriren. Diese tiefgreifenden Entzündungen gehen unter starken Schmerzen und schnell wachsender entzündlicher Schwellung (entzündliches Oedem) der betreffenden Kehlkopfpartie einher, welche Schwellung schnell so hochgradig werden kann, daß dadurch der Luft der Zugang zur Luftröhre verlegt wird und zur Hebung der Erstickungsgefahr die Eröffnung der Luftröhre unterhalb der verengten Stelle (Tracheotomie) und die Einlegung eines Athmungsrohres (Canüle) nothwendig wird. Doch sind im Anfang diese Schwellungen durch geeignete entzündungswidrige Mittel (Eis, 2c.) noch zu coupiren. Das schnell entstandene und schnell wieder abfallende Oedem, über welches

Digitized by Google

die letzten Nachrichten aus San Remo berichteten, scheint auf eine Betheiligung des Knorpels hinzudeuten.

Als Ursachen dieser schweren Form des chronischen Kehlkopfkatarrhs, wie des chronischen Kehlkopfkatarrhs überhaupt, soweit derselbe nicht Theilerscheinung anderweitiger allgemeiner Erkrankungen ist, sondern sich aus dem acuten Katarrh entwickelt hat, werden zeitweilige Ueberanstrengungen der Stimme durch forcirtes Sprechen, Singen, Commandiren angegeben. Er findet sich daher hauptsächlich als „Berufskrankheit" in Ständen, welche in der Lage sind ihre Stimme nicht schonen zu können; also Sängern, Schauspielern, Lehrern, Geistlichen (Mackenzie's „Clergymans sore throat"), oft auch bei Offizieren, welche noch dazu ihr Organ durch den Staub des Exercirplatzes und der Landstraße arg schädigen. Wiederholt fand ich ihn auch bei inactiven Militärs, deren durch den militärischen Stehkragen verwöhnte Halsorgane in dem oben offenen Civilanzügen sehr zu Katarrhen disponiren. Gelegentlich kommt diese Erkrankung auch als Fortleitung eines chronischen Schlundkatarrhs (Pharyngitis) vor, wie er bei starken Rauchern und an Alkoholika Gewöhnten auftritt. —

In welche Bahnen die fernere Behandlung nun zu lenken ist, kann ausschließlich die mikroskopische Untersuchung des excidirten Gebildes lehren. So viel man aus den sich zum Theil widersprechenden Nachrichten entnehmen kann, war beabsichtigt, nach Bekämpfung der acuten oedematösen Schwellung mittelst Spaltung des Schildknorpels der Wucherung von außen beizukommen, eine Operation, welche, von Schrötter's geübter Hand ausgeführt, durchaus nicht lebensgefährlich ist und welche der von Mackenzie hartnäckig festgehaltenen Operationsmethode vom Munde aus (intralaryngeal) in jedem Falle vorzuziehen ist, da bei der ersteren Methode der Operateur sein Operationsfeld klar und deutlich vor Augen hat, während er bei der letzteren so ziemlich ins Dunkle tappt. Doch ist Schrötter unverrichteter Sache wieder abgereist und es scheint, daß Mackenzie wieder nach seiner Methode die Entfernung vorzunehmen versprochen hat. Es wäre dies also wiederum eine Operation zu diagnostischen Zwecken, also um Material zur mikroskopischen Untersuchung zu gewinnen, wie es im Grunde ja auch die erste Excision nur war, keine Operation zu Heilzwecken, denn durch das oberflächliche Abquetschen der Wucherung im Halbdunkel wird ja wenig geholfen, da sie bald wieder wächst. Nur eine Fortnahme der ganzen erkrankten Basis bis in's Gesunde hinein wäre hier rationell. Man wird sich übrigens erinnern, wie vorsichtig und unbestimmt sich Mackenzie stets äußerte, bis die Gutartigkeit durch Virchow gesichert war. Man hört jetzt manches scharfe Urtheil über den englischen Spezialisten, oft gewiß mit Unrecht, denn von seinen eigentlichen Gedanken und Motiven ist so gut wie Nichts an die Oeffentlichkeit gelangt. Doch mußte sein bald provocirt selbstbewußtes, bald unsicher tastendes Auftreten bei deutschen Aerzten oft Kopfschütteln erregen und der dilettantenhafte salonmäßige Ton seines neuesten, mit Anekdoten und Geschichtchen amüsant gemachten Werkes „Ueber Singen und Sprechen", welcher so fatal absticht von den gediegenen, ernsten Arbeiten unseres Gerhardt, nimmt auch kaum für den Verfasser ein. Aber zu weit geht entschieden Stoerk in Wien, wenn er Mackenzie grobe Sorglosigkeit vorwirft und es beklagt, „daß man in Deutschland, wo man Meister wie Gerhardt, Bergmann und Tobold besitze, die Behandlung des erlauchten Kranken einem Manne anvertraue, der mit seinem Patienten auf Reisen gehe!" Wenn auch, wie Stoerk sagt, ein Krebs in London, Baveno und San Remo ruhig weiter wächst, so war doch durch Virchow's Autorität gerade die Abwesenheit von Krebs vor aller Welt bewiesen und die Vermuthung, daß unter der als gutartig erkannten Neubildung noch andere, dem Auge bei der Kehlkopfspiegeluntersuchung nicht sichtbare krebsige Massen vorhanden seien, war unbewiesene Vermuthung und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Es blieb also nur der katarrhalische Ursprung des Uebels als möglich übrig, um so mehr, als ja schon seit längerer Zeit Kehlkopfkatarrh bestand und der in Toblach acut aufgetretene Luftröhrenkatarrh auch nur als ein Weiterkriechen der katarrhalischen Affection nach unten aufgefaßt zu werden verdient. Daß nun Mackenzie hoffte, durch klimatische Einflüsse auf den der ganzen Affection zu Grunde liegenden chronischen Katarrh einwirken zu können, kann nicht irrationell genannt werden. Nur Toblach scheint ein arger Mißgriff gewesen zu sein, und die Ausrede Mackenzie's, „der hohe Patient und seine Familie hätten den Ort selbst ausgewählt," ist nach deutscher ärztlicher Anschauung ziemlich kläglich. Der die volle Verantwortung tragende Arzt darf sich in einer so wichtigen Sache, wie die Wahl des Aufenthaltsortes bei klimatischer Behandlung, von Niemandem beeinflussen lassen, nur von seiner eigenen Ueberzeugung! Kann er diese nicht durchsetzen, so muß er die Behandlung niederlegen.

Ergibt die mikroskopische Untersuchung wider alles Hoffen ein ungünstiges Resultat, so bliebe leider nur die Radicaloperation übrig, die totale oder theilweise Entfernung (Exstirpation) des erkrankten Kehlkopfs. Jeder andere Eingriff dürfte nur auf temporären Erfolg zählen. In diesem Falle wäre durch die Episode Mackenzie ein unersetzlicher Verlust kostbarer Zeit verursacht und es träfe denselben ein schwerer Vorwurf. Constatirt aber, wie wir erwarten, die Untersuchung Virchow's wiederum eine gutartige Neubildung, so wäre ja glücklicher Weise jeder Gedanke an Lebensgefahr geschwunden; doch hoffe man nicht auf eine schnelle und völlige Herstellung. Ein chronischer Kehlkopfkatarrh von dieser schweren Form ist nur langsam einer Besserung zugängig. Immer und immer wieder sprießen auf dem erkrankten Boden der katarrhalischen, verdickten Schleimhaut Wucherungen auf, welche operativ entfernt werden müssen; ich kenne einen derartigen Fall, bei welchem innerhalb weniger Jahre zehn Male derartige Papillome zur Operation nöthigten! Doch immerhin —, hoffen wir! Das Schlimmste ist ja nicht das Wahrscheinlichste!

Literatur und Kunst.

Deutsche Naturalisten.

Von Theophil Zolling.

Es hat lange gedauert, bis der Prophet des französischen Naturalismus einen Einfluß auf die deutsche Novellistik ausgeübt hat. Jetzt aber ist er mitten unter uns, und seine in Theorien vertheidigte und in Kunstschöpfungen angewandte Aesthetik von der realistischen Wahrheit um jeden Preis treibt auch bei uns zahlreiche Blüthen. Sogar unsere gefeierten Romandichter haben sich bequemen müssen, zu dem französischen Meister Stellung zu nehmen. Spielhagen, so sehr er auch in „Was soll das werden?" seiner alten idealen Richtung treu geblieben, zeigt in der poetischen Verwerthung der Actualität und auch sonst Spuren einer mehr realistischen Auffassung, von seiner „Angela" ganz zu schweigen, die bei aller Eigenart auf neufranzösische Einflüsse hinweist. Sogar ein Wilhelm Jensen macht der neuen Richtung Concessionen; sein vielleicht bester Roman: „In der Fremde" — meisterhaft freilich nur im ersten Buche, das sich in gewohnten Bahnen bewegt — spielt zum Theil im modernen Berlin, das genau geschildert, doch nirgends genannt wird, und erzählt eine trübe Ehestandsgeschichte, die jedem Naturalisten behagen würde. Auch Theodor Fontane, der die Balladenstimmung in den Roman eingeführt, macht in seinen neueren Werken vor Zola eine tiefe Reverenz. Und daneben ist ein ganz neuer Literaturzweig: der Berliner Roman entstanden, in dem die actuellsten Gegenstände verarbeitet, unsere lieben Nachbarn leicht erkennbar portraitirt und die Häuser, Straßen und Plätze, wo die Handlung spielt, genau nach dem Plan der Reichshauptstadt angegeben und beschrieben werden, ganz wie Zola es zumal in seinem Roman: „Son Excellence Eugène Rougon" für das Paris unterm zweiten Kaiserreich vorgezeichnet hat. Zu gleicher Zeit sind zwei Serien zusammenhängender Berliner Romane begonnen worden,

Digitized by Google

offenbare Seitenstücke zu Zola's vielbändiger „Histoire naturelle et sociale d'une Famille sous le second Empire". Doch auch Wien und München sollen ihren naturalistischen Roman haben. Uhl in seinem „Farbenrausch" zeigt das lebensfrohe Wien Makart's, freilich ohne es zu nennen; eine Verschämtheit, die Karlweis in seinen „Wiener Kindern" mit Recht verschmäht. Ganghofer's „Sünden der Väter" schildern das heutige Berlin und München nach der Natur, und Karl von Perfall wählt ebenfalls die bayrische Residenz zum Schauplatze seines neuesten Buches, von dem weiter unten die Rede sein soll. Der Troß der Jüngeren und Jüngsten endlich sucht die billigen Aeußerlichkeiten des Meisters von Médan nachzuahmen, aber nicht Einer verräth ein heißes Bemühen, der Naturgewalt seiner Schilderung, der Sorgfalt seiner Beobachtung und seines Stils, der psychologischen Tiefe und dem Schwunge seiner Symbolik nachzueifern. Dazu braucht es eben viel Zeit, viel Mühe, viel Talent, und die Herrschaften haben in der Regel sehr wenig von alledem. Wilhelm Walloth bildet sich schon etwas darauf ein, wenn er einen Liebhaber durch den Gedanken an die — Verdauung seiner Angebeteten von der Liebe abschreckt. Ein Zweiter und Dritter sucht Zola mit lüsternen Beschreibungen, mit einem gelegentlichen Schimpfwort, mit Brutalitäten zu übertrumpfen. Andere wollen den Naturalismus weiterbilden, wohl gar national deutsch machen, indem sie ihn mit ihrer Sentimentalität verquicken, die natürlich zu dem ungeschminkten Ton ihrer sonstigen Schilderung wie die Faust auf's Auge paßt, oder durchsetzen ihn mit ihren schlechten Gedichten oder mit süßlicher Clauren'scher Lüsternheit. Ihnen Allen ist das Eine gemeinsam: sie verleugnen Zola. Ausnahmen, wie G. M. Conrad und Ernst Ziegler, bestätigen nur die Regel.

Als wäre es eine Schande, ein Jünger des Mannes zu sein, der uns immerhin in „L'Assommoir", „Germinal" und „L'Oeuvre" drei der großartigsten Romanschöpfungen der neueren Zeit geschenkt hat, pflegen seine deutschen Nachtreter in ihren Vorreden und Zeitungsartikeln sich in einen Gegensatz zu ihm hineinzuheucheln, jede Gemeinschaft mit ihm abzulehnen und sich als kleine Originalgenies aufzuspielen. Auch in der Vorrede zu „Plebs" von Conrad Alberti*) werden alle möglichen Vorgänger und Mitstrebende angeführt, nur der Name von Zola ist fein säuberlich verschwiegen. Gewiß würden aber diese „Drei Novellen aus dem Volke" ohne diesen gar nicht zur Welt gekommen sein, und wenn sich der Verfasser noch so laut einen Schüler von Gutzkow und Freytag nennt. Sehr vergnüglich und bezeichnend ist ferner in dieser Vorrede die Polemik gegen „jene Blase schotengrüner Jungen" vom sogenannten „jüngsten Deutschland", deren Gemeinschaft sich der Verfasser ernstlich verbittet. „Noch feucht hinter den Ohren, haben sie schon das Leiden der Welt auf sich genommen, und wenn sie nur mit knapper Noth das Einjährig-Freiwilligen-Examen bestanden, war's, weil sie alle ihre Zeit verwenden gemußt, um nach eigenem Recept die Welt zu erlösen. Ihre Abenteuer bei bezahlten Weibern schildern sie als Messiasthaten und was sie heute im Colleg gehört und nur halb verdaut haben, geben sie in dunklen Worten wieder von sich als die Weisheit ihres neuen Brahminenthums. Das Weib beginnt für sie bei der Straßendirne und endet bei der Kellnerin. Und mit diesen Leuten sollten Männer etwas gemein haben wie Wildenbruch, Heiberg, Herrig, Conrad, Bleibtreu, Wechsler?" Hier stock' ich freilich. Wenn auch Wildenbruch einige Novellen geschrieben hat, die, wie „Francesca von Rimini" und „Der Astronom", stofflich einem vorgeschrittenen Pariser Naturalisten alle Ehre machen würden, so wird er doch nicht minder erstaunt sein, als der durchaus ideal schaffende Hans Herrig und der Epiker Ernst Wechsler, ein Schüler Hamerlings, sich in dieser Gesellschaft zu finden. Ganz abgesehen davon, daß mehr als einer der übrigen Genannten gerade die Straßendirne und die Kellnerin novellistisch behandelt hat. Ich erinnere mich wenigstens der grotesken Geschichte einer Biermamsell, die an Menschenunmöglichkeit und naturalistischer Ungezwungenheit das Aeußerste leistete. Conrad Alberti wird also gut thun, wenn er unter den „ernsten Vorkämpfern der Literatur der Gegenwart" eine neue Musterung hält.

Freilich, was der Verfasser von seinen künstlerischen Absichten verräth, klingt in der Theorie so allgemein und verschwommen wie nur möglich. Das „Streben nach naturgemäßer Fortentwicklung der deutschen Poesie auf gesunder, nationaler Grundlage" wird durch die Nachahmung Zola's schwerlich erreicht. „Die Ideen darstellen, die unsere Zeit bewegen," „deutsche Menschen, deutsches Leben", das haben schon Tausende versucht und Mancher mit Glück. „Erlösung von dem unfruchtbaren Schönheitscultus," von der „unaufhörlichen Darstellung des grob materiellen Sinnenkitzels, der sich unter den glatt stilisirten Sätzen Heyse's versteckt," von dem „Bildungsphilisterthum Ebers' oder Ecksteins" von den „süßlichen, faden idealen Liebesgeschichten der heuchlerischen Familienblätter" — das sieht schon besser aus, man sieht doch wo und wie! Sein Ideal ist die Berliner Geschichte, „die natürliche Entwickelungsstufe nach Gutzkow's Rittern vom Geist" — hm, hm! „Wir schildern das Leben wie es ist." Das will überhaupt jeder Dichter, und wer hat in Bezug auf die Kühnheit der Probleme jemals mehr gewagt als Goethe, der die Kindesmörderin (Faust), die Ehebrecherin (Götz), den Mann mit zwei Frauen (Stella) sogar auf die Bühne gebracht hat? Und wer sagt denn den Herren, daß das Leben wie es ist, wirklich so ist, wie sie meinen, und daß sie richtig sehen und richtig schildern?

Die Novellen Alberti's können keineswegs als untrügliche Beweise dafür gelten. „Plebs" heißt ihr Gesammttitel, und der gesunde Grundgedanke, daß wir Alle Plebs sind, daß kein Stand, keine Gesellschaftsclasse ein Privileg auf Adel der Gesinnung hat, wird da an drei Episoden aus dem Arbeiterstand, dem Kleinbürgerthum, der Geldaristokratie gezeigt. Man kann ohne Mühe erkennen, wo der Verfasser auf eigenen, soliden Füßen steht, wo er Selbsterlebtes schildert und nicht bloß Nachempfundenes, denn in den drei Kreisen ist er keineswegs gleich vertraut. Sind auch die Arbeiterversammlungen sehr hübsch geschildert, so hat man doch den Eindruck, als ob im Uebrigen mehr aus der Lectüre des „Assommoir" und der Romane Kretzer's, als unmittelbar aus dem Leben geschöpft würde. Der Arbeiter Ede, der wie der Bösewicht eines Boulevarddramas immer hinterherläuft und überall auftaucht, ist doch gar zu märchenhaft und der Parodie würdig. Viel besser, zum Theil vortrefflich ist „Eine Majestätsbeleidigung", die Geschichte einer häßlichen Denunciation. Die Hasenhaide, die ehrsame Fleischersfamilie, die Stadtbahn im Bau, der Kremserausflug in den Thiergarten, die Proceßgeschichte und die Lösung — alle diese Darstellungen moderner Wirklichkeit sind gut erzählt und entwickelt und tüchtig in der Charakteristik. Sie genügten allein schon, um das Können des Verfassers im besten Lichte zu zeigen. Viel schwächer ist dagegen „Im Rechtsstaat", obwohl auch hier das kleinbürgerliche Leben wieder Wahrheit und Farbe hat. Wie der Droschkenkutscher den Kampf um's Recht streitet, den Kampf um sein gutes Recht, und dabei sammt den Seinigen elend zu Grunde geht, ist in seiner schlichten Lebenswahrheit, die nur am Schlusse durch einige Phrasen und Uebertreibungen entstellt wird, ein geradezu erschütterndes Gemälde aus dem weltstädtischen Volksleben. Da jedoch solchen Geschichten schon um ihres Stoffes willen ohnehin ein Beigeschmack von Colportage-Romanhaftem innewohnt, sollte der Dichter sich vor allzu grellem Farbenauftrag besonders hüten, wenn er den künstlerischen Eindruck nicht verwischen will. Leider verläßt aber der Verfasser in dieser Erzählung den Boden der Wirklichkeit und schwebt vollständig in der Luft, sobald er zum höheren Pöbel emporsteigen will. Gewiß, eine Familie wie die des Bankiers Goldfeder mag ja existiren, aber daß eine schöne, vernünftige, reiche, unschuldige junge Berlinerin, die keine französischen Romane, sondern ausschließlich die Fliegenden Blätter liest und der ein Blumenthal'sches Lustspiel „den Magen umkehrt", mit ihrem Kutscher durchgeht, das ist unmöglich. Wollte Alberti uns den Vorgang wahrscheinlich machen, so hätte er besser moti-

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Digitized by Google

viren, ganz anders charakterisiren müssen. Der jungen Dame mußte vielleicht ein romantischer Tik, eine übergewaltige Sportsliebe angedichtet oder ihre Marotte in Zola's Art durch Vererbung erklärt werden. Sonst ist die Geschmacksverirrung dieser u. A. auf einer Spazierfahrt durch den Thiergarten mit ihrem Lakaien flirtenden jungen Dame der reine Unsinn, und wenn der interessante Stallknecht trotz seiner „Gemeindeschulenbildung" noch so selbstbewußt und geistvoll spricht. Und endlich noch ein Punkt. Der schuftige Bankier Goldfeder ist offenbar ein Jude. Warum vertuscht der Verfasser diese Thatsache, die dem rabbiaten Kutscher ohne Zweifel das erste Liebkosewort geliefert haben würde? Alberti läßt ihn bloß verschämt auf Goldfeder's Einwanderung aus Posen anspielen. Auch die behutsame Umschreibung des Factums, daß der freche Verführer ein hübscher Judenjunge war, wird man nicht ohne Lächeln lesen:

Die Weiber auf der Straße blickten ihm nach, und wie er so dahinschritt, der stramme, hübsche Junge, schwarz und keck wie ein Italiener, den Schnurrbart an seinen Enden breit aufgekräuselt, in seiner feschen englischen Jacke, den Scherben in's Auge geklemmt, das leichte Stöckchen umgekehrt in die Jackentasche gesteckt, bot er wirklich eine nette, elegante Erscheinung, die sich vortheilhaft von dem blonden Philisterthum der Berliner jungen Leute mit ihren kurzen Hosen, plumpen formlosen Stiefeln und weit vom Kragen abstehenden Rocklappen entfernte.

Ein Naturalist wider Willen ist auch Karl von Perfall, wie schon der kecke Titel seines neuesten Romanes „Ein Verhältniß"*) verräth. Une liaison, oder ganz Zolaistisch: Un collage. Auch er sündigt gegen das bewährte „Bilde, Künstler, rede nicht", indem er seinem Werke eine Vorrede beigibt, die zwar durchaus nicht so jugendlich vorlaut klingt, wie diejenige Alberti's, aber sich doch im Grundgedanken mit ihr berührt. Alberti nennt sich einen Realisten, denn der Naturalist werde von seinem Stoffe bemeistert, was er dann einige Seiten später mit dem Faust-Citat:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten —

wieder zurücknimmt, und sagt sich von jeder Gemeinschaft mit dem Jüngsten Deutschland los. Auch Perfall protestirt gegen die Kritiker, welche ihn mit Zola in Zusammenhang brachten und mit den „schülerhaften Nachahmungen seiner Rücksichtslosigkeit der Darstellung, die sich wohl auch als Naturalismus geberden, während sie nur unreife Geschmacklosigkeit sind." Also abermals ein Zola-Jünger und -Leugner zugleich! Man höre nur weiter!

Nichts bekämpfen die Naturalisten mehr als jegliche optimistische Beobachtungsweise, da ihr Lebenselement der Pessimismus ist. Einem Schriftsteller jedoch, der in seinen Schriften, wenn auch in noch so bescheidener Weise, einen bestimmten Glauben vertritt, kann es wahrlich nicht gleichgültig sein, wenn er zu den Gegnern dieses seines Glaubens gezählt wird.... Es ist der heute so oft gemachte Fehler, der hier zu Tage tritt, daß man beim Naturalismus nur gewisse Aeußerlichkeiten beobachtet und beurtheilt, nicht die zu Grunde liegende Weltanschauung, und nun gleich den Naturalistengötzen Zola herancitirt, sobald in irgend einem Buche ähnliche Aeußerlichkeiten der Darstellung zu Tage treten. Solche Aehnlichkeiten könnten in meinen Schriften insofern gefunden werden, als ich mich beflissen habe, in den psychologischen Beziehungen eine Kleinmalerei anzuwenden, ähnlich der, welche die Naturalisten in der Darstellung der todten Umgebung, des nackten Frauenkörpers und gewisser physiologischer Vorgänge üben. Damit ist aber auch der Unterschied in dieser Aehnlichkeit ausgesprochen und diejenigen, welche in der naturalistischen Literatur bewandert sind, werden gerade auch in der vorliegenden Erzählung, die ein Naturalist unbedingt verwerfen muß, den Unterschied finden.

Eine Analyse des vorliegenden Romanes würde die Selbsttäuschung des geehrten Herrn „Vorredners" ergeben, ohne daß es nöthig wäre, ihm das so stark betonte erotische Motiv aufzumutzen, denn ich glaube es ihm auf's Wort, daß es ihm nur um künstlerische Absichten, um die Wahrheit zu thun ist. Aber die angedeuteten „Aehnlichkeiten" sind doch so stark, daß eine gewaltige, meinetwegen unbewußte Beeinflussung Zola's überall erkennbar wird. Die Stoffwahl, die Handlung sind ganz naturalistisch. Auch hier hat die Schilderung die Erzählung verdrängt, was übrigens gar kein Vorwurf, sondern in unseren Augen das größte Verdienst des Naturalismus ist, der damit gegen die lügenvollen „spannenden" Erfindungen der „Idealisten" und ihrer Familienblätter Front macht. Die Handlung ginge in eine Nußschale. Karoline Pauer wird von einem Geschäftsreisenden, der ihr die Ehe verspricht, verführt, trotzt jahrelang als seine Mätresse der klatschsüchtigen Welt und wird von dem Verführer, aber erst nachdem er schon mit ihr gebrochen und bei einer Eisenbahnfahrt verunglückt, nachträglich geheirathet. Das ist Alles so einfach, daß es Flaubert und Goncourt nicht schlichter hätten ausdenken können. Auch Zola nicht. Karl von Perfall's Kunst besteht nun darin, durch breite Entwickelung der Charakter- und Sittenschilderung dem mageren Stoffe Fülle und Interesse gegeben zu haben. Die „legitime Mätresse", wie die spitzfindigen Franzosen sagen würden, greift uns wirklich an's Herz. Ohne sich auf die physiologischen Schilderungen Zola's einzulassen, arbeitet der Verfasser mit einer Menge mehr psychologischer Einzelzüge. Die Sprech- und Denkweise eines Bürgermädchens mit gewöhnlicher Schulbildung ist gut getroffen; sie redet niemals, wie Alberti's Figuren, des Verfassers Sprache, sondern ihren eigenen Jargon; es ist keine nur einseitig gezeichnete und bemalte Pappfigur, bloß für gewisse Situationen geschaffen, sondern hat Leben und Rundung; man kann sie sozusagen umdrehen. Ich glaube dem Verfasser etwas durchaus Schmeichelhaftes zu sagen, wenn ich auch hier einen sehr günstigen Einfluß der Kunst Zola's erkenne. Minder gut ist der Liebhaber gerathen; er bleibt uns fremd und gleichgültig, weil wir von seinem früheren Dasein, seiner bürgerlichen Thätigkeit und seinen Lebensbedingungen zu wenig erfahren. Er scheint ein sonderbarer Geschäftsreisender — lucus a non lucendo. Er macht bei seinen Kunden nur hübschen Mädchen den Hof, sitzt gerne zu Hause, liebt beschauliches Kneipenleben, und wenn er am Schlusse wirklich einmal eine Reise thut, so ist es nur zum Vergnügen, wobei er sich fast den Hals bricht. Um so besser sind oft nur mit wenigen Strichen die Nebenpersonen gezeichnet: die alte brave Mutter, die leichtfertige Wienerin, die Wirthschafterin, Frau Nötle und ihr sittenstrenger Eheherr. Perfall hat wirklich Recht, auf seine menschengestaltende Kunst sich etwas einzubilden. Auch der Fall der Heldin ist möglichst decent. Frau Nötle's Geständniß gegenüber ihrer Schwester: „Ich bin in der Hoffnung" ist eigentlich das einzige naturalistisch rüde Wort, und mit Recht werden uns alle die Schimpfwörter geschenkt, die man in der Ehebruchsepisode der Regierungsräthin und ihrer Helfershelferin an den Kopf wirft.

Aber Perfall nennt sich ja zum Unterschiede von der Richtung Zola's einen Optimisten. Nun, seine Erzählung klingt wohl freundlich aus, die Guten werden belohnt und die Bösen bestraft, aber die ganze Geschichte ist eigentlich im Grunde tief traurig und unerquicklich und ganz auf einen tragischen Ausgang angelegt. Es sieht so aus, als besänne sich der Autor plötzlich darauf, daß er als überzeugter Optimist eigentlich zu einem „guten Ausgang" verpflichtet sei; die Handlung nimmt knapp vor dem Ende eine freundliche Wendung, die Figuren bekommen einen „Knick", die abgefeimtesten Intriganten, wie der ewig hetzende Jude Lilienfelder, werden mit einem Mal menschlich, und Alles löst sich in Wohlgefallen auf. Freilich nicht ohne daß vorher ein entsetzlicher Zufall die Rolle der Vorsehung übernimmt: bei dem anschaulich geschilderten Eisenbahnunfall kommt die unheilbare liederliche Wienerin um's Leben, und Bertram wird zum Krüppel und darum — nach des Verfassers optimistischer Meinung — reif zum Ehekrüppel! ... Es ist also mit Perfall's rosiger Philosophie nicht gar so weit her, und jedenfalls durchdringt sie das Buch nicht so stark, daß es einen fundamentalen Gegensatz zu dem Naturalismus bezeichnete. Und endlich geschieht gerade in jener Darstellung der todten Umgebung, die in der Vorrede mit Recht eine Gewohnheit des Zolaismus genannt wird, auch hier mehr als

*) Düsseldorf, Felix Bagel.

Digitized by Google

genug. Perfall übt jedoch diese ausgiebige Schilderung des milieu auch dort, wo sie für die Personen, die sich darin bewegen, wenig charakteristisch wird. Sonst ist der Münchener Schauplatz und sein Leben ganz trefflich wiedergegeben. Auch hierin hat Perfall seine beste Kunst dem französischen Meister abgelauscht, und er sollte dies dankbar anerkennen. Er und Alberti mögen ihn noch so sehr verleugnen, sie hängen doch an Zola's Rockschößen.

Wollen sie dagegen einen echten Realisten oder Naturalisten sehen, den die Kritik niemals mit Zola in Verbindung setzen wird, so sehr er auch in der Einfachheit der Fabel und ihrem Aufbau, in der Feinheit und Gewalt der psychologischen Zeichnung, in der farbigen Realität der Schilderung zuweilen an den französischen Meister gemahnt, so mögen sie sich vor einer Schriftstellerin beugen, der ohne Zweifel unter den dichtenden Frauen von heute die erste Stelle gebührt. Marie von Ebner-Eschenbach, die Verfasserin der köstlichen Erzählungen: „Die Freiherren von Gemperlein", „Bozena", „Nach dem Tode" und anderer Meisternovellen, gibt eben wieder eine zweibändige Geschichte: Das Gemeindekind*) heraus. Es ist eine Biographie. Pavel, der Sohn eines durch den Strang hingerichteten Mörders und dessen zu zehnjährigem schweren Kerker verurtheilten Frau, wächst auf Kosten der Gemeinde heran, deren Verdienst es wahrlich keineswegs ist, wenn er nicht auch dem Vater nachschlägt. Indessen seine Schwester in herrschaftlichen Haus eine Gönnerin findet, kommt der Junge in die Pflege eines dem Trunk ergebenen Gemeindehirten und seines hexenhaften, kurpfuschenden Eheweibes. Aber Pavel wird trotz seiner Abkunft, trotz jämmerlicher Erziehung nach langem Kampfe wider seine angeborene Verstocktheit und Wildheit dennoch ein braver Mensch, denn in seiner verwahrlosten Seele lebt ein lichter Punkt, die Liebe zu seiner Schwester, die eine Nonne werden soll und stirbt. Seine bösen Jugendstreiche, seine Freundschaft mit dem wunderlichen Schullehrer, seine Liebe zu der argen Tochter seiner Zieheltern, die Episode, wo er als Giftmischer verurtheilt werden soll, die homerische Prügelei in der Dorfkneipe, seine Besuche im Schloß und im Kloster, der Verzicht auf die Geliebte, die erschütternde Rückkehr der Mutter aus dem Zuchthaus und das Geständniß ihrer Nichtschuld — das sind Alles prachtvoll entworfene Schilderungen von einer realistischen Schärfe und Plastik, die von keinem Vorbild weiß und ganz kraftvolle Eigenart und Natur ist. Und mit welcher männlichen Sicherheit sind diese halbslavischen Originale gezeichnet! Wir athmen überall den Erdgeruch der mährischen Hanna, der die Verfasserin selber entstammt, und die einzelnen Episoden bleiben dem Leser unvergeßlich. Da sind die sparsamen Schilderungen niemals bloß zur Füllung eingesetzt, sondern unentbehrliche Theile der Charakterzeichnung und nie versagende Stimmungswecker. Dann der immer dramatisch zugespitzte Dialog, der doch ohne jede Unnatur und Effecthascherei und aus dem Geiste dieser Ungebildeten, aus der Tiefe ihrer Seelen geschöpft ist. Die satirischen Züge sind von einer milden Ironie verklärt, und über Allem leuchtet ein erwärmender Humor, schwebt ein Gemüth voller Liebe, schlägt ein großes edles Herz für die Armen und Elenden. Gewiß, Marie von Ebner ist auch eine Naturalistin, aber eine Künstlerin, eine Dichterin.

Lebenserinnerungen des Grafen von Schack.

Als ich die drei Bände**) durchgelesen hatte, durch welche der oben erwähnte, infolge des seltsamen „Taktgefühls" des Münchener Hoftheater-Intendanten gerade jetzt so vielgenannte Mäcen und Dichter uns einen Einblick in sein reiches Leben verschafft, wurde ich lebhaft in die Stimmung einer einsamen Stunde wieder zurückversetzt, die ich vor mehreren Jahren in der berühmten Bildergalerie seines Hauses in München erlebte. Ich hatte, ehe ich jene Säle betrat, meine Seele vollgesogen an der kraftstrotzenden Fülle und der bewegten Gegenständlichkeit des Rubens'schen Weltgerichts in der Pinakothek, und stand nun plötzlich vor den genialen Schöpfungen eines Anselm Feuerbach und eines Bonaventura Genelli wie vor den Gebilden einer anderen, fremden Welt. Einen fast peinigenden Uebergang mußte mein ästhetisches Gefühl erdulden, ehe es, noch bewegt durch die vollste Lebendigkeit des Rubens, empfänglich wurde für den classischen Rhythmus der Formen und die klare, ruhige Leidenschaftslosigkeit der nun geschauten Werke. Zwar schlug aus ihnen die Lohe einer farbenprächtigen, glühenden Sinnlichkeit in meine Seele, zwar fühlte ich, als ich mich beschaulich in sie versenkte, auch durch sie mich wie umfangen von dem Rausche einer hellen Lebensfreudigkeit, aber es war mir, als sähe ich sie nur im Traume, als redeten sie mir von einem Leben, das nie Dasein hatte, noch je haben werde. Die hellenische Ruhe und Klarheit, die sie athmen, berührten mich fremd nach dem frohen Gewühle und Gewimmel der Rubens'schen Gestalten; als trügen sie, während die letzteren eine frohe Wirklichkeit darstellen, nur einen leisen Akkord aus den Gefilden weltverlorener Romantik herüber in das laute Lärmen des Geschehens.

Derselbe Zwiespalt der Stimmung, den ich damals bei dem Anschauen jener Gemälde empfand, durchzieht, so scheint es mir, so viele reichbegabte Seelen in unserer Zeit, wenn sie den Inhalt des jetzigen Culturlebens, die volle Wirklichkeit, mit den idealen Forderungen einer schönheitsbeseelten Vergangenheit, des classischen Alterthums, zu versöhnen und die erhabene Vereinigung beider Zustände zu umfassen versuchen. Und Graf Schack — diesen Eindruck hinterließen seine Lebenserinnerungen in mir — trägt eine solche reichbegabte, nach schöner, verklärter Lebensfreudigkeit dürstende Seele in seiner Brust, deshalb empfand er doppelt schwer den Zwiespalt der Stimmung, den eine von wilder Leidenschaft durchbrauste Wirklichkeit und der schöne Traum von einem in heiterer Klarheit und hellenischer Geisteserhebung ruhenden Dasein erzeugen. Mit Goethe, der hierin von Winkelmann beeinflußt war, kam der sehnsuchtsvolle Zug nach der reinen, leidenschaftslosen Schönheit des griechischen Lebensideals in das neue Zeitbewußtsein, und wie schon er nur durch sein jupitergleiches, einsames Thronen in der geistigen Weltabgeschlossenheit seiner letzten Lebenshälfte diesem Ideale Genüge thun konnte, so finden auch die schwächeren Epigonen, die jenen sehnsuchtsvollen Zug von ihm ererbt haben, nur schwer und unter Leiden die Vermittelung zwischen dem rastlos und ohne Ideale vorwärts laufenden Leben und ihrem classischen Träumen. Auch Graf von Schack gehört zu den unglücklichen Erben der Goethe'schen Geisteshinterlassenschaft. Mit beiden Füßen wurzelt er fest und scheinbar unlösbar in den Boden einer ideallosen oder wenigstens schwunglosen Wirklichkeit: er ist der Sohn eines mecklenburgischen Edelmannes und verlebt ebenso auf dem väterlichen Gute und auf den Schulen, wie später als Diplomat in der traurigsten und niederdrückendsten politischen Atmosphäre des Frankfurter Bundestages nur die Hemmungen, die einer schöngebildeten Jünglingsseele in der gebräuchlichen Erziehung unseres Jahrhunderts nun einmal in den Weg gelegt sind. Aber über diese Hindernisse und Versperrungen hinweg, unter denen die Mehrzahl und die Blüthe der modernen Jugend zu Boden sinken, faßt sein Geist jene Goethe'schen Lebensziele in's Auge und strebt unaufhaltsam, schließlich sogar unter Loslösung aller der Fesseln, die ihn bisher noch an dem gemeinen Getriebe des geschäftlichen und politischen Lebens haften ließen, nach dem einen Punkte: sich voll und ganz auszuleben! Nun sehen wir den jungen Mann dahinschreiten durch die Länder und durch ihre Völker! Er ist ausgestattet mit den höchsten Gaben, die das Schicksal einem Sterblichen nur verleihen kann: er ist auf die Höhen des gesellschaftlichen Lebens gestellt durch Namen und Reichthum, er hat einen reichgebildeten und für alle Bethätigungen des

*) Berlin, Gebr. Paetel.

**) Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

Menschenthums empfänglichen Geist; seine Genußfähigkeit für die Schönheiten in den poetischen Werken aller Völker ist ebenso gewaltig wie sein Sprachtalent, welches ihn überall an den Quellen zu trinken erlaubt, er ist beweglich und umgänglich, aller Orten gerne gesehen und gefördert in seinen Bestrebungen, als junger Mann schon ein Freund und Vertrauter der auserlesensten Männer Europa's; durch ein wissenschaftliches Werk hat er sich in die Reihen der Gelehrten gestellt und durch eine formgewandte Verdeutschung Firdusi's sich den Dichtern auch in der Oeffentlichkeit zugereiht, zu denen er durch heimliche Versuche schon längst gehörte; auch seine einstige politische Thätigkeit eröffnet ihm noch jetzt den Einblick in die innersten Vorgänge des Lebens bei den Völkern, in deren Mitte er gerade weilt und macht ihn zum Freunde und Reisegenossen eines edlen Fürsten. So schreitet dieser Mann durch das Leben dahin in der Blüthe seiner Jahre, thätig und umschauend, nie rastend und stets die Seele erfüllt von dichterischen Gebilden oder wenigstens von den hoffnungsreichen Entwürfen von künftiger poetischer Thätigkeit. Und doch — seltsam! — dieser reichbegabte, von dem Schicksal überaus gesegnete Mensch des neunzehnten Jahrhunderts findet nirgends Befriedigung und Ruhe, findet nirgends unter den Völkern das Lebensideal erfüllt, das seine Seele erhebt und bewegt, flüchtet sich überall, wo er auch immer weilen mag, in die Einsamkeit zurück, um dort träumend und seufzend nach einem höheren und besseren Leben sich zu sehnen. Der Zwiespalt der Stimmung, hier tritt er deutlich zu Tage! Die Seele dieses einsamen Wanderers ist erfüllt von einem grenzenlosen, gewaltigen Durste nach Lebensfreudigkeit; es treibt ihn umher durch Länder und Meere, weil er hofft, irgendwo doch einmal diesen Durst stillen zu können; aber die Gegenwart täuscht ihn überall in diesem Hoffen. Wo er den Fuß hinsetzt, überall sieht er Kämpfe und Leiden und Unvollkommenheiten, nirgends das schöne, reine Menschenthum in seiner freudigen und heiteren Bethätigung, wie es der romantische Traum von der Blüthezeit des Hellenismus ihm vorzaubert. Und weiter und immer weiter vertieft sich deshalb der Wanderer in die glänzende Vergangenheit. „Man vergönne uns den Trost," so schreibt er endlich in sein Tagebuch, „in Stunden, wo die Gegenwart uns unbefriedigend und armselig bedünkt und auch die Hoffnung auf die Zukunft in uns wankt, in der Vergangenheit uns ein Asyl zu gründen, wohin unsere Seele flüchten und die Wirklichkeit um sich her vergessen kann. Verschiedene Perioden haben mir während meines Lebens diesen Dienst gethan; zuerst war es das christliche Mittelalter mit seinen gothischen Domen und Ritterburgen, der Welt der Troubadours und Minnesinger, wo ich mich heimisch machte; dann floh ich nach dem fernen Osten in das Sonnenland Iran; später war das arabische Spanien mit der Palme Abdurrahmans und dem Wunderschlosse Azzahra das Lieblingsland meiner Träume; jetzt endlich sind diese alle zurückgesunken und verlocken mich nur noch auf kurz, und ich habe mir das alte Hellas zum dauernden Rastort für meine Seele gewählt." —

Ueberhaupt müssen wir diese Tagebuchsaufzeichnungen als das Wesentliche des vorliegenden Werkes betrachten, wenn uns anders daran liegt einen Einblick in die Seele des Grafen von Schack und in ihre zwischen auflodernder Begeisterung und tiefer Melancholie wechselnden Stimmungen zu genießen. Diese „Aufzeichnungen und Tagebuchblätter" — sie nehmen die letzte Hälfte des gesammten Werkes ein — umfassen die ganze Wanderzeit des Nimmermüden, ohne allerdings ein systematischer Reisebericht zu sein. „Leider habe ich niemals regelmäßig ein Tagebuch geführt," sagt Schack in ihnen von sich selbst, „sondern nur hier und da, wenn ich gerade nichts Anderes zu thun fand, einzelne Aufzeichnungen gemacht." Sie sind also richtig aus einer Stimmung heraus geboren, echte Stimmungsbilder, die uns aber weit mehr als der ziemlich rasch vorwärts eilende und in sehr zusammenfassender Weise chronologisch erzählende Lebensbericht, der die erste Hälfte des vorliegenden Werkes bildet, die Persönlichkeit des Verfassers auch menschlich näher rücken. Wenn in dem Lebensbericht unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich durch die mannigfaltigen Schicksale und die reichen Erlebnisse des die Länder durchschweifenden Weltmannes gefesselt wird, wenn wir in ihm durch die Fülle der Begegnungen überrascht werden, die der Reisende aller Orten mit bedeutsamen Männern erlebte, wenn wir endlich auch durch manche Stellen in ihm, welche die Theilnahme des Erzählers an geschichtlichen Ereignissen darthuen, in diese Ereignisse selbst einen tieferen Einblick gewinnen, so enthüllen doch erst die Aufzeichnungen und Tagebuchblätter uns den Menschen, von dem wir vorher so viel erzählen hören, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und Offenheit, in dem Ernste und der durchdringenden Wahrheitsliebe, mit denen er die Welt betrachtet, und in der unbeschränkten Freiheitsbegeisterung, die ihn beherrscht. Ich möchte deshalb jenen Lebensbericht nur als eine Art von Vorwort zu den nachfolgenden Aufzeichnungen betrachten, wenngleich er an Fülle des rein äußerlichen Stoffes dieselben weit überragt. Aber was liegt uns im Grunde an den Erzählungen aus einem Menschenleben, wenn wir den Menschen, der es lebte, selbst nicht kennen, wenn wir ihn niemals sprechen gehört, niemals die Einwirkung seines Wesens auf uns selbst erfahren haben? Und erst in den Aufzeichnungen hören wir den Dichter selbst sprechen, von dem vorher nur gesprochen wird, wenn das Letztere auch in erster Person geschieht. Wir hören ihn sprechen über fast alle Dinge, die in den Bereich seines vielgestaltigen Lebens treten, über Menschen und über Geschehnisse, immer mit Besonnenheit und Ernst, oft mit Begeisterung und Wärme und nie ohne die Antheilnahme, die ein reiches und warmes Herz bekundet, und uns selbst, die Zuhörer erwärmt. Der Eindruck, den ich gerade aus diesen Tagebuchblättern und Aufzeichnungen empfing, war ein nachhaltiger und tiefer, ein viel tieferer, als die Erzählung der Lebensgeschichte ihn mir machte, denn durch jene lernte ich in vollster Unmittelbarkeit einen Menschen kennen, einen vollen und echten Menschen, an dem ich mehr Antheil nehmen muß, als an dem vielerfahrenen Reisenden, als an dem kunstliebenden Mäcen, als an dem Aristokraten, der Europas Höfe kennt. Und was ebenso viel gilt: durch jene Aufzeichnungen lernte ich erst den Dichter kennen.

Graf von Schack ist in Deutschland als Dichter wenig gekannt und — sagen wir es offen — bisher nur wenig geschätzt. Seine Dichtungen stehen in dem vieldeutigen und doch oft so wenig sagendem Rufe, daß sie „akademisch" seien; und dieses Beiwort, hängt es sich einmal erst in der öffentlichen Meinung unlösbar an ein Kunstwerk, mordet unbarmherzig seine Popularität. Im Grunde genommen hat offenbar nur die tadellose Form, die die Schack'schen Dichtungen, mit denen Platen's gemeinsam haben, jenen Ruf erzeugt, da seit der Sturm- und Drangperiode noch das Vorurtheil in unseren Gliedern steckt, daß die echte poetische Leidenschaft sich nicht mit absoluter Formvollendung paare. Es ist aber, wenn man es recht betrachtet, die letztere nur abhängig von einem ästhetischen Gefühle, in der Brust des Dichters, einer Art von Ordnungssinn, welches mit der Conception des dichterischen Stoffes nur wenig zu thun hat und welches die letztere durchaus nicht zu hemmen braucht. Der Grund, welcher es verhindert hat, daß Schack's Dichtungen sich nur einen beschränkten Kreis von Verehrern erworben haben, liegt aber überhaupt tiefer und entspringt ganz demselben Zwiespalt der Stimmung, der, wie ich oben darzuthun versuchte, das ganze Leben des Dichters durchzog. Die unmittelbare und elementare Leidenschaftlichkeit in der Erfassung des Stoffes, die die ungeheure Wirkung eines Dichters auf jedes Gemüth erzeugt, erwächst nur auf dem Boden einer ungetheilten und begeisterten Hingabe an eine Idee; wie kann diese gleichsam religiöse einheitliche Stimmung aber erwachen in einer Zeit, die getheilt ist in ihren Empfindungen, in einem Menschen, wie unser Dichter es ist, der vergebens in der Gegenwart die Lösung der ihn bestürmenden Fragen und Zweifel und vor allem die Lebensfreudigkeit sucht? Wie in seinen Studien und in seinen Stimmungen wandte sich deshalb Schack auch in seiner dichterischen Thätigkeit in die vergangenen Zeiten zurück; dort zauberte er die Bilder hervor, die die Beschäftigung mit

Digitized by Google

der peinigenden und störenden Gegenwart aus seinem Sinne verscheucht hatte, dort, auf einem Boden, über den die Sonne seiner Phantasie eine unvergängliche Heiterkeit und Lebensfreudigkeit ausstrahlte, wuchsen die Gebilde hervor, die sein Herz erfreuten und seine Seele erfüllten. Die große Menge hat den Sinn für den verklärenden und erhebenden Zauber des klassischen Lebens verloren, sie will die brutalen Gegensätze der gegenwärtigen Zeit dichterisch verschärft und gelöst sehen; sie wandte sich deshalb auch von Schack's Dichtungen, die ihrem Principe und oft auch ihrem Inhalte nach in jener klassischen Schönheit wurzeln, theilnahmlos ab.

„Aus zwei Welten"*) hat Schack eine neueste Sammlung seiner Dichtungen betitelt. Ich wüßte keinen bezeichnenderen Titel für seine gesammten Dichtungen überhaupt. Sie stammen aus zwei Welten, aus unserer verwirrten Gegenwart, in der der Dichter fast widerwillig mit all seinem materiellen Sein haftet und aus der reinen, himmlisch schönen und verklärten Vergangenheit, in die er sich immer und immer wieder hineinträumen muß, um Ruhe und seelisches Gleichgewicht zu finden. Erst in jüngster Zeit leuchtet dem Dichter auch in unsere gegenwärtige Welt herein das Morgenroth einer freudigen Zukunft. Er sieht die Völker, an deren Geschichte sein fahrtenreiches Leben ihn knüpfte, zur politischen Freiheit, zu einer regen Bethätigung aller in ihnen schlummernden Kräfte und theilweise zu einem geistigen Aufschwunge erwacht, und schaut jetzt in seinem „Weltmorgen" ebenso getrost einem Weiter- und Vorwärtsschreiten der Menschheit entgegen, wie er einst in dem farbenglühenden, dichterischen Gemälde „Auf dem Felsen" melancholisch den ewigen Kreislauf der Geschichte beklagt hat, der Völker erhebt und wieder begräbt, ganze Culturen verwischt und weite blühende Länder zu „Todtenhallen" einer einst blühenden Vergangenheit macht. In dem letzteren Gedichte fand der Dichter nur einen trostvollen Abschluß seiner melancholischen Klage in dem Aufblick zu dem unermessenen Weltall und in der Gewißheit, „das alles Große, Göttliche, das die Erde geboren, da droben geborgen ruht auf des Ew'gen Strahlenherde"; in dem Fragmente aus „Weltmorgen" aber begeistert ihn schon der Glaube an den Fortschritt und an den endlichen Sieg der Menschheit schon zum feurigen Gesange.

Es ist bezeichnend, daß Schack erst sehr spät, erst nach seinem fünfzigsten Jahre, sich dazu entschlossen hat, mit poetischen Erzeugnissen vor die Oeffentlichkeit zu treten und daß seine öffentliche dichterische Thätigkeit so ungefähr mit der politischen Wiedergeburt Deutschlands und Italiens zusammenfällt. Von Jugend auf hatte er, „innerem unbezwinglichen Drange gehorchend" producirt, Vieles hatte er wieder vernichtet und nur das, was ihm nicht ganz werthlos erschien, aufbewahrt. Er hatte überhaupt den Glauben an die Empfänglichkeit der heutigen Generation für Poesie verloren und entschloß sich nur schwer, endlich sich dem Urtheile dieser Generation durch selbständige Werke auszusetzen. Dieser Zweifel an der Macht der Poesie in der Gegenwart ist ebenfalls aus jenem Zwiespalte der Stimmung entsprungen, der den Dichter auch mit seiner literarischen Production zu den reinen Quellen der Vergangenheit hinabsteigen ließ. Die Fäden, welche auch die Grundgedanken unserer Cultur und die modernen, scheinbar rein prosaischen Bestrebungen mit der tief in dem Menschenherzen ruhenden Begeisterungsfähigkeit verknüpfen, waren früher seinem Auge nicht sichtbar geworden, weil er in unserem jetzigen Culturzustande einen tieferen und würdigen Inhalt nicht zu entdecken vermochte; erst seitdem sich aus der Verwirrung und Bedrückung die freiheitlichen Gedanken in der Wissenschaft, im politischen und religiösen Leben zum Lichte emporgearbeitet haben und in deutliche Wirksamkeit getreten sind, muß auch der Dichter Freude an der Gegenwart empfinden. Die Stellen in den Aufzeichnungen und Tagebuchblättern, welche diese Freude und die Begeisterung und Hoffnung, mit welchen der Dichter in die Zukunft schaut, ausdrücken, geben uns auch den Aufschluß, warum jetzt Schack gerne und freudig sein Theil mit dazu beiträgt, daß der Sinn für rein empfundene und in der Form geadelte Poesie immer lebhafter wieder in unserem Volke geweckt werde.

Freilich treten gerade an seinem Beispiele auch die Schatten besonders hervor, welche die Hoffnung auf eine poetische Belebung der Gegenwart und ihrer Gedanken arg verdüstern. Die Urtheilslosigkeit der Menge, die Zweischneidigkeit der literarischen Waffe, welche die Kritik schwingt und die Verkennung des Werthvollen gegenüber der Aufbauschung des Werthlosen: das sind die dunkelen Punkte in unserem literarischen Leben, die Schack immer und immer wieder auf das Leidenschaftlichste beklagt. Von Jugend auf hat er ein warmes Herz für die Verkannten in der Literatur, gerade als empfände er in ihren Leiden sein eigenes späteres Schicksal im Voraus. Hölderlin, Platen, Heinrich v. Kleist und auch der in Schack's Jugendzeiten arg mißachtete Grillparzer sind die Verkannten, für die er manche Lanze bricht. Auf Hölderlin hat er einen warm empfundenen Gesang in Terzinen schon früher gedichtet, der jetzt in der neuesten Gedichtsammlung an's Licht tritt. Wie er auch die verkannten malerischen Genies, Feuerbach und Genelli, durch seine Protection zu neuem Schaffen fähig machte, ist längst bekannt und bleibt sein unvergängliches Verdienst. Aber nicht überall ist die melancholische Stimmung, welche aus dem Mitgefühl für die Verkannten in des Dichters Brust emporstieg, in gleichem Maße begründet; nicht überall ist lediglich die Theilnahmlosigkeit der Menge gegenüber dem wahren Verdienst der Grund, warum seine Träger verkannt waren. Schack erzählt selbst von Genelli Anekdoten, welche das Lebensunglück dieses genialen Mannes durch seine Absonderlichkeiten genügend erklären. Gewiß ist das Urtheil der zeitgenössischen Menge nur allzuoft ein verkehrtes, jedoch darf es nicht principiell falsch genannt werden. Die Beispiele so vieler auch im Leben anerkannter großen Männer stehen dem entgegen. Und wenn ein Mann von der Wirksamkeit und Bedeutung eines Schack nicht die breite Anerkennung gefunden hat, welche er in seinem Streben wohl verdiente, so sind auch noch andere Momente, als die Urtheilslosigkeit der Menge, hierbei mit in die Wagschale zu legen. Vor Allem ist es, wie schon gesagt, der Zwiespalt der Stimmung, welche, wie so viele reichbegabte Menschen, auch diese Dichterseele nicht zu einer elementaren Entwickelung gelangen ließ. Schack steht mit seinem ganzen inneren Leben auf der Grenzlinie zwischen zwei geistigen Epochen; er ist eingeklammert zwischen die Einflüsse zweier verschiedenartiger Weltanschauungen, einer absterbenden und einer sich emporringenden, und kann keiner von beiden ganz und als ganzer Mensch angehören. Deshalb auch sein Unbefriedigtsein in der Gegenwart, deshalb sein Hinabsteigen in die Gefilde der Vergangenheit und sein sehnsuchtsvolles Hinaufschauen nach dem Morgenroth einer neuen Zeit, und deshalb auch sein Verkanntsein bei der großen Menge. Diese hat kein Verständniß für die feineren Stimmungen oder Verstimmungen einer Dichterseele; sie jubelt nur denen zu, welche die lustigsten und leichtesten Melodien vortragen oder durch grellste Dissonanzen verblüffen.

Oskar Bulle.

*) Erzählungen und Bilder von A. Fr. Graf von Schack. Stuttgart, Cotta'scher Verlag.

Das Zeichnen in der Schule.

Von Peter Jessen.

Wer für die künstlerische Erziehung unseres Volkes ein Herz hat, fühlt immer mehr heraus, daß sie auf eine breitere Basis gestellt werden müsse. Die ästhetische und kunstgeschichtliche Belehrung, der große Apparat der Museen, Sammlungen und Vorträge, die Fluth der Handbücher und Nachbildungen sind allein nicht genug; denn was uns Noth thut, wären nicht historische Kenntnisse, nicht kritische Schlagworte, nicht schöngeistige Empfindsamkeit, sondern ein offenes Auge und ein freier Blick: in die Welt der Kunst dringt Niemand ein, der gegen die Welt der Wirklichkeit blind ist. Und daß wir heute zum

Digitized by Google

Mindesten schwachsichtig sind, kann ein Jeder leicht genug an sich selber prüfen. Wie viel Flüchtigkeit und Vergeßlichkeit sehen wir dem äußeren Sinne nach, die wir dem Verstande nie verzeihen würden. Man besinne sich, wie unaufmerksam das Auge über die Formen seiner Umgebung hinzugleiten pflegt; man mache den Versuch, den baulichen Zierrath der Nachbarhäuser, die Bilder des eigenen Zimmers, das Muster der Tapete oder des Teppichs, die Form einer Vase oder selbst der täglichen Lampe sich mit allen Einzelheiten vorzustellen, gleichsam in Gedanken nachzuzeichnen, und die große Mehrzahl der Gebildeten wird dabei nur allgemeine Erinnerungen zur Hand haben; an allen Ecken fehlen die Verbindungen und Uebergänge, die das Ganze zum Bild gestalten könnten.

Wie anders dagegen, wenn eine Inschrift, ein Spruch, ein Name am Haus oder Geräth geschrieben steht. Was wir lesen können, haftet beim ersten Male, und wir würden uns schämen zu gestehen, daß uns die Aufschrift eines Denkmales entfallen sei, indeß wir die Geberde, Haltung und Umgebung der Figur mit Gleichmuth vergessen. Nur was wir buchstabiren können, scheint uns völlig zu gehören; denn bei den Formen, heißt es, könne man sich ja nichts weiter denken.

Für diese einseitige Ausbildung des Verstandes auf Kosten der Anschauung macht man mit Recht die einseitig literarische Richtung unserer ganzen Bildung verantwortlich. Noch sind die schweren Schläge nicht verwunden, an denen vor 250 Jahren die volksthümliche Kunst der Deutschen zu Grunde ging; was der große Krieg vernichtet hatte, konnten alle Mäcene des 18. Jahrhunderts nicht wiederbringen. Es kam die Blüthe des deutschen Geisteslebens; die großen Dichter und Denker nahmen die Nation in Beschlag und zwangen auch den bildenden Künstler in ihre Bahn. Man begeisterte sich für die erhabensten Gedanken und die größten Ereignisse, ohne für ihre Darstellung andere Formen als kunstgeschichtliche Reminiscenzen zur Verfügung zu haben. Und wenn die Künstler mehr dachten, als schauten, um wie viel mehr das Publikum. Kein Wunder, daß der Schulmeister das Zeichnen und Malen als müßigen Zeitvertreib verachtete.

Es kommt noch ein weiteres Hemmniß hinzu. Gleichaltrig mit der deutschen Poesie, aber länger schöpferisch thätig, hat sich die deutsche Musik den ersten Platz in der Volksgunst erobert. Die Kunst der Töne, aller Raumanschauung ihrem Wesen nach fremd, mußte die Ausbildung des Auges geradezu hintanhalten; das Ohr ward das vornehmste Organ des Kunstgenusses. Wenn man überschlägt, welche Summe von guter und schlechter Musik in Deutschland im Laufe eines Jahres ausgeführt und vorgetragen wird, und welche Opfer an Zeit und Geld unser Volk für seine Lieblingskunst zu bringen vermag, so ist man versucht zuzugestehen, daß mit einem schwachen Bruchtheil dieses Nationalaufwandes unserer Baukunst, Bildnerei und Malerei Aufgaben gestellt werden könnten, wie sie größer kein Staat oder Fürst geboten haben. Den Dilettantismus vor Allem hat die Musik fast ausschließlich in Besitz genommen; und mag man dessen unmittelbare künstlerische Ergebnisse im Einzelnen bespötteln oder verhöhnen, so kommt er doch dem Ganzen der Kunst im höchsten Maße zu Gute. Der Tonkünstler hat ein breites Publikum, so lange das „Bißchen Musik" zur Bildung gehört. Und zur Zeit hat diese Musik ein solches Vorrecht, daß für die Uebung des Auges daneben wenig Raum geblieben ist.

Allein man empfindet immer deutlicher die Gefahren und die Nachtheile dieser Zurücksetzung und erkennt es als eine Pflicht schon der Schule an, ihnen entgegen zu wirken. Wird doch schon durch das Lesen und Schreiben selbst das Auge systematisch abgestumpft: erst wenn uns die Einzelformen der Buchstaben nicht mehr zum Bewußtsein kommen, können wir lesen. Im Gegensatz dazu und als Gegengewicht soll schon der erste Anschauungsunterricht die Auffassungsgabe und das Auge üben; die Tendenz zur bildlichen Darstellung äußert sich auch in neuen Methoden für viele Fächer; daß aber die beste Uebung für das Auge das selbstthätige Nachbilden des Gesehenen abgebe, sollte noch viel allgemeiner eingesehen werden. Um Zunge und Ohr zu gewöhnen, sprechen wir die Laute einer fremden Sprache nach; durch Nachsingen lernen wir die Melodien unserer Lieder; sollte nicht auch das Auge durch Nachzeichnen die Formenwelt am leichtesten meistern lernen?

Ist einmal die Nothwendigkeit eines ernsthaften Zeichenunterrichtes auf allen Stufen aller Schulen anerkannt, so wäre es unverzeihlich, mit veralteten Methoden nicht sofort zu brechen. Die heutige Generation hat oft ihre beste Zeit mit dem gedankenlosen Copiren von wohlschattirten Vorlagen vergeudet; man täuschte sich gern durch die sauber nachgezogenen Köpfe oder Landschaften, ohne doch den Dingen selbst um einen Schritt näher gekommen zu sein; die Natur, meinte man, sei nur für die besonders begnadeten Talente zugänglich. Hält sich dieser Zopf gleich noch manchen Ortes, oft nur durch die Unfähigkeit der Lehrer, so würde doch Niemand mehr wagen, principiell dafür einzutreten. Dagegen scheinen die Erörterungen über die Wahl der Methode, welche dem heutigen, allgemein bildenden Zwecke des Zeichenunterrichtes am Besten entspreche, noch lange nicht ausgetragen. Manche technische Einzelfragen allerdings wird der Fachmann nach seinen Erfahrungen auszumachen haben: ob als Hülfe für die erste Uebung im Erfassen von Maß- und Richtungsverhältnissen ein Netz von Punkten oder Linien zu empfehlen sei; ob der Lehrer die ersten linearen Gebilde an der Wandtafel selber entstehen lassen und die Klasse im Ganzen anleiten solle, oder ob die einzelnen je nach ihrer Begabung schneller zu gedruckten Wandtafeln zu führen seien; wie lange man sich mit solchen Umrißvorlagen begnügen müsse, und ob man nicht statt der bloßen Linien vielmehr mehrfarbige Tafeln einführen könne, welche schneller dazu führen, die Fläche und Masse als Ganzes aufzufassen. Auf einer umfangreichen Ausstellung der Zeichnungen und Zeichenmodelle aus den Berliner Gemeindeschulen, welche vor Kurzem die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise erregte, trat eine Schule mit einem vollständigen Lehrgang nach derartigen Wandtafeln auf, deren einfache Gebilde auf billigstem Wege aus verschiedenen Buntpapieren zusammengesetzt waren; da wir ja auch in der Natur nicht abstracte Linien, sondern nur verschiedenfarbige Flächen wahrnehmen, so leuchtet es allerdings ein, daß diese Art der Vorbilder der natürlichen Disposition unseres Auges weit besser entspreche. Es war erfreulich, auf eben dieser Ausstellung zu beobachten, daß gewisse einfache Wahrheiten immer mehr zur Geltung kommen; es mindern sich doch z. B. die Vorlagen und Wandtafeln nach plastischen Gegenständen, nach Reliefs u. dergl., deren Schattirung früher der Schüler ohne jedes Verständniß wiederholen mußte; man überzeugt sich, daß sich die Wirkung von Licht und Schatten nur am wirklichen Modell erlernen lasse, und übt mit Recht die Beschränkung, das Studium der Schattengebung von der Elementarschule auszuschließen. Dagegen wächst die Lust am Umrißzeichnen nach einfachen Körpern, in Berlin nach einer sorgfältigen Stufenfolge erst geradkantiger, dann geschweifter und gedrehter Holzmodelle. Der Schüler lernt den Sinn für Maße und Richtungen, den er bisher an flachen Gebilden geübt hat, nun auf räumliche Gegenstände übertragen; nach eigener Beobachtung gibt er Würfel, Pyramiden, später Hohlkehlen, Vasen, einfachste Geräthe in perspectivischer Ansicht wieder und lernt daran, jede Art von Raumformen so abzubilden, wie sie ihm erscheinen; er soll nicht abhängig werden von perspectivischen Regeln, die er auf theoretischem Wege erlernt hätte, die aber doch nie auf alle Möglichkeiten anwendbar sein werden. Die Consequenz dieser Methode wäre nun freilich, den vorgeschrittenen Zeichner nicht wieder an flache Reliefs zu bannen, sondern die Modelle für die Schattirübungen und für die späteren freieren Darstellungen so körperlich wie möglich zu wählen; wer nicht durch seinen Beruf auf das Flachmuster oder das Flachrelief gewiesen ist, sollte von nun ab im Wesentlichen Vollformen vor Augen haben; nur dann wird er nicht wieder von dem letzten Ziele aller Kunstübung abgeführt werden, der Auffassung der lebendigen Welt, sei es der Pflanzen, der Thiere oder der höchsten Aufgabe, der menschlichen Figur.

Mir scheint, daß an dieser Stelle die laute und kräftige Mahnung einsetzt, welche vor einiger Zeit ein begeisterter Kunst-

Digitized by Google

freund an das deutsche Volk gerichtet hat. Der Münchener Verleger und Schriftsteller Georg Hirth hat mit seinen „Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung“ *) berechtigte Theilnahme erweckt. Der heutige Zeichenunterricht, heißt es, stumpfe oft den natürlichen Sinn und die Lust des Kindes ab, statt sie zu wecken und zu schärfen. Wie oft überrasche uns in dem kindlichen Gekritzel eines Anfängers eine unbeholfene oder unbefangene Treffsicherheit, welche später völlig todtgezüchtet werde; denn eben der Begabte verliere am ehesten die Lust, wenn aller Nachdruck auf die Sauberkeit der Ausführung, auf haarfeine Umrisse oder peinliche Schattenstrichlagen falle, wenn „die Geduld fast Alles, die Phantasie, das Gemüth und das Fassungsvermögen aber fast Nichts zu thun bekommen“. Der elementare Unterricht solle nicht befähigen, zeichnerisch zu kalligraphiren, sondern richtig zu sehen, schnell wiederzugeben und das Formengedächtniß zu üben. Die letzte Aufgabe müsse immer bleiben, die Bewegungen lebender Wesen richtig zu skizziren und die Einfälle der eigenen Phantasie klar darzustellen. Nicht wie das Kind zeichne, sondern daß es gern und viel zeichne, sei die Hauptsache. Auf der untersten Stufe sei daher zunächst der Versuch zu machen, alles Gesehene, wenn auch noch so unbeholfen, nachzubilden; das Kind solle spielend lernen, von den Objecten wiederzugeben, was ihm daran charakteristisch scheint. Auf der höheren, ernsteren Stufe werde an natürlichen Vorbildern, an grünen Blättern, bunten Blumen und lebenden Gesichtern die Treue der Wiedergabe geübt; durch Nachzeichnen aus dem Gedächtniß soll sich die schnelle Auffassung erproben, und die cursorische Vorführung der besten Kunstwerke werde den Geschmack bilden. Es ist ein reiches Programm, consequent ausgedacht und mit Wärme entwickelt; die Forderungen werden sich als letzte Ziele, als Ideale halten, auch wenn sie in der Praxis manche Einbuße erleiden müßten. Denn auch wer sich mit diesen Endzielen durchaus einig weiß, wird, wie der Verfasser selbst voraussagt, über den vorgeschlagenen Weg einige Bedenken nicht unterdrücken können.

Man wird doch in der Elementarklasse mit den Zeichenspielen, welche hier mit vielem Humor empfohlen werden, allein schwerlich auskommen. Man gibt auch dem Sextaner nicht den Nepos in die Hand und kann in der Schreibstunde dem Kinde die Uebung der einzelnen Buchstaben nicht ersparen. Ja, es ist die Frage, ob man es selbst mit unerfahrenen Erwachsenen wagen möchte, sie zur sicheren und schnellen zeichnerischen Wiedergabe nur durch flüchtige Versuche nach Objecten zu schulen, welche weit über ihre künstlerische Auffassungsgabe gehen. Der fertige Künstler und mehr noch der Dilettant vergessen leicht, daß das Skizziren doch nur das letzte Ergebniß einer langen, strengen Uebung ist; wer wirklich dazu erziehen will, kann nicht umhin, sich über eine sichere Methode klar zu werden. Man wird allerdings wünschen, daß es sich jeder Zeichenlehrer angelegen sein lasse, das Interesse der Schüler durch gelegentliche Streifzüge wach zu halten; allein das Beste bleibt noch zu thun, nämlich die allgemeine Tendenz in pädagogische Praxis umzusetzen. Die Art, welche sich jetzt an den Berliner Schulen anbahnt, liegt jedenfalls auf diesem Wege.

Allein es wird auch nicht einmal von allen Seiten die Tendenz der Hirth'schen Klagen und Vorschläge im Ganzen gebilligt werden. Man wird es leugnen, daß die Wiedergabe der bewegten Gestalt die unmittelbarste Aufgabe des vorbereitenden Kunstunterrichts sei. Nicht auf das Charakteristische, sondern auf das neutral Schöne müsse diese Vorbildung zielen. Es ist kein Wunder, daß die Ansprüche an den Unterricht so verschieden sind, wie die Auffassung der Kunst überhaupt. Und da laufen unter uns noch die widersprechendsten Ideale gegen einander.

Wer noch an der Antike geschult worden ist oder an dem, was man vor einem Menschenalter als Antike ansah, der wird die Schulung zur Schönheit vor Allem an der gebändigten, gesetzesstrengen Formenwelt der alten Kunst suchen. Die Naturformen sind hier in der Architektur wie am Geräth nur als Mittel benutzt, um die tektonischen Thätigkeiten, Last und Stütze, Bindung oder kelchartige Oeffnung, Aufstreben oder Ueberfallen anzudeuten, zu symbolisiren; je deutlicher das Blatt, der Blumenkelch, das Flechtband diesem Zwecke untergeordnet sind, um so bewundernswerther scheint das Ergebniß. Kein Zweifel, daß der griechische Kunstgeist in diesem Formensystem etwas Außerordentliches, Einziges, in seiner Art Höchstes geschaffen hat; kein Wunder, daß die Kenner und Verehrer alles Heil darin sahen, uns diese Formenwelt zur zweiten Natur zu machen. Es ist zum Glück nicht gelungen, die moderne Phantasie in diesen conventionellen Formenkreis einzuschränken. Aber am schlimmsten fuhr dabei eben der Zeichenschüler, der natürlich den eigentlichen Geist des Hellenenthums nicht zu fassen vermochte und dafür mit unverständlichen, unlebendigen Gebilden hintangehalten wurde. Ja, es ist eine Sünde am Griechenthum, Einzelformen herauszureißen, die erst im Organismus des ganzen Bauwerks Werth gewinnen; und es ist eine der erquicklichsten Seiten in Hirth's kleiner Schrift, wenn er gegen die stumpfsinnige Nachbildung der Mäander, Palmetten, Akroterien u. dergl. zu Felde zieht, welche so vereinzelt für den Geist der hellenischen Kunst nicht lehrreicher sind, als etwa die Recitation eines Verses aus Dante vor Zuhörern, welche des Italienischen nicht mächtig wären. Ja das ausschließliche Ornamentzeichnen überhaupt wird zum Verderben, wenn dabei alles Gewicht auf vermeintliche Gesetzmäßigkeit, Linienschönheit und starre Symmetrie gelegt wird.

Wir können deshalb auch denen nicht Recht geben, welche, vom Flachmuster ausgehend, behaupten, die beste Schule zum Schönheitssinn und zur Selbstthätigkeit sei das Studium vielverschlungener Liniengebilde und schön vertheilter Flächenornamente. Ihr Ideal sind persische Fliesen, arabische Stoffe und von abendländischen Arbeiten die Intarsien der italienischen Renaissance. Für den späteren Musterzeichner, geben wir zu, mag das langjährige Copiren dieser Vorbilder eine vorzügliche Uebung sein; aber den Laien, den Realschüler und mithin auch den Zeichenlehrer sollte man thunlichst damit verschonen. Im Ganzen darf der Abendländer doch nicht hoffen, daß für lineare Gebilde seine Phantasie jemals der des Orientalen nachkomme, welcher seit Jahrhunderten dieses Geschick von Geschlecht zu Geschlecht vererbt; und man versuche bei uns, ganz im Gegentheil gerade das Talent der unmittelbaren Naturauffassung zu entwickeln, welches dem Mohammedaner, sei es durch die Religion oder durch Gewohnheit, versagt ist.

An diesem Punkte nun würde sich unsere Begabung vielmehr mit den Fähigkeiten und Tendenzen der japanischen Kunst berühren. Der japanische Künstler lebt in und mit der Natur, die ihn umgiebt, wie nie ein Volk es gethan. Der Wuchs der Sträucher, die Gestalt und Farbe der Blumen, die Wellen des Blattes prägen sich seinem Gedächtniß so ein, daß seine Phantasie sie jederzeit ohne neues Studium zur Hand hat; an dem Fluge der Vögel sieht sein scharfes Auge Wendungen und Bewegungen, welche bei uns erst der Momentphotograph entdeckt hat; das Leben der niederen Thierwelt ist ihm so vertraut, daß sein Humor mit Käfern, Heuschrecken, Fröschen spielt, wie der Künstler der Renaissance mit Amoretten. Daher der unerschöpfliche Reiz, der auch für uns in aller unverdorbenen japanischen Arbeit liegt; man kann der Natur nicht müde werden. Und entzückt über diese Wahrheit des Natürlichen vergessen wir gerne, wie unbefangen die japanische Decoration ihre Blüthen und Zweige über Gefäße, Geräthe und Gewänder ausstreut, als seien sie alle nur die fliegenden Blätter aus einem Skizzenbuch. Die japanische Kunst hat ihre Triumphe unter uns gefeiert, just während die correcte kunstgewerbliche Aesthetik ihre strengen Gesetze predigte.

Das gibt zu denken. Mit der abstracten klassischen Formenwelt ist es bei uns nicht gethan. Wo immer die nordische Kunst unabhängig und kräftig war, ist sie der Natur nachgegangen. Das Ornament der späten deutschen Gothik ist unvergleichlich in seinem gedrungenen Naturalismus; die deutsche Renaissance hat daraus genug übernommen, um mindestens am Reichthum der Motive der edleren italienischen Schwester vorauf zu sein. Und wenn es uns heute zum Rococo zieht,

*) Dritte Auflage. München, G. Hirth.

Digitized by Google

so ist es nicht allein die größere Freiheit der Umrisse, sondern auch die Fülle natürlicher Zuthaten, welche uns reichen Lohn verspricht. Wer die neuesten Erfindungen des jüngsten deutschen Ornaments verfolgt, wird sich überzeugen, daß hier noch heute das Schwergewicht unserer Begabung liegt.

Wenn es also den Zeichenlehrern gelänge, den Schüler schneller und frischer zur Natur, diesem ewigen Jungbrunnen aller hohen und zierenden Künste, hinzuführen, wenn wirklich jeder Volksschüler die einfachen Gegenstände um sich her, jeder Gymnasiast auch Stellung und Bewegung lebender Wesen aufzufassen und wiederzugeben lernte, wenn bei Beiden mit dem Formgedächtniß auch die Phantasie sich stärkte, so hätten wir sicher etwas gewonnen, was dem einzelnen zur unermüdlichen Freude, der Nation auch zur ökonomischen Förderung gereichen müßte. Es handelt sich bei diesem verachteten Zeichnen nicht um einen Luxus, sondern um eine sehr ernsthafte Seite unserer Cultur. Jedes Opfer, welches die Gesammtheit dafür bringt, wird sich reichlich lohnen; es muß nur jeder Einzelne sich bemühen, an sich selbst zu empfinden, welch' ein Glück es für das gesunde Auge ist, in die Welt hineinzusehen.

Feuilleton.

Ein weinender Erbe.

Aus dem Tagebuche eines Juristen von Hermann Heinrich.

Wenn nach dem Worte des Dichters die Arbeit des Bürgers Zierde ist, so gehörte ich nicht zu denjenigen, welche Werth auf diese Zierde legen. Nicht etwa, als ob ich die Arbeit und ihre Vertreter gering geschätzt hätte; ich achtete den Arbeiter, der im Schweiße seines Angesichts um das tägliche Brot rang, mit Bewunderung sah ich auf die Fortschritte der Industrie, und ich war stolz auf die Errungenschaften des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, an der Arbeit der Menschheit Theil zu nehmen. Nicht allein der mir angeborene Hang zu einem ungebundenen Leben war es, was mich zurückhielt, sondern ebenso sehr ein Mangel an Vertrauen zu meiner Kraft und Geschicklichkeit. Das kleine Vermögen, welches mir meine Eltern hinterlassen hatten, gewährte mir nur einen kärglichen Unterhalt, aber ich war eher fähig, die Entbehrungen der Armuth zu tragen, als mich aus meiner Unthätigkeit zu einem männlichen Entschluß aufzuraffen. Mit Mühe hatte ich mich, gedrängt von einem wohlwollenden Vormunde, durch das Abiturientenexamen durchgearbeitet. Das war nach meinem Gefühl das Aeußerste, dessen ich fähig war, und ich hätte es für eine Beleidigung gehalten, wenn man mir zugemuthet hätte, mich den Beschwerden eines akademischen Studiums zu unterwerfen. Die Arbeit war ebenso wenig für mich, als ich für die Arbeit geschaffen, und wenn sie nicht schon vorhanden gewesen wäre, so hätte ich wahrscheinlich nicht zu ihren Erfindern gehört.

So wenig mich aber auch der Ehrgeiz spornte, so sehr beherrschte mich der Wunsch nach irdischen Gütern. Reich wollte, mußte ich werden, denn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach den höheren Genüssen des Daseins erfüllte mein Herz. Auf weiten Reisen wollte ich die Schönheiten der Erde genießen, die Kunst in allen Gestalten sollte mein Leben verschönern, und unter den Armen und Bedrückten wollte ich mein Gold mit vollen Händen ausstreuen. Die Hoffnung, in nicht zu ferner Zeit dieses Ziel zu erreichen, war keineswegs ohne Grund. In der Hauptstadt lebte ein Onkel von mir, der Bruder meiner Mutter, welcher als einer der angesehensten Kaufleute ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Obgleich er mich wegen meiner Unthätigkeit keineswegs liebte, so mußte er mir, dem einzigen Erben, doch einmal sein Vermögen hinterlassen. Inzwischen ertrug ich die kleinen Entbehrungen des Lebens mit Geduld. Ich hatte Zeit, ich konnte auf's Glück warten.

Und ich wartete nicht vergeblich. Mein Onkel starb am Schlagflusse. Wegen des plötzlichen Todes hatte er kein Testament hinterlassen, und somit fiel das unermeßliche Vermögen in meine Hände. Ueber Nacht war ich ein reicher Mann geworden. Es war an einem sonnigen Maimorgen, als mir der Postbote das Schreiben der zuständigen Gerichtsbehörde brachte. Ich war wie berauscht von Glück. Die Frühlingslüfte drangen durch's offene Fenster und umkosten schmeichelnd die Wangen des glücklichen Erben; die Blumen vor den Fenstern neigten in tiefster Ergebenheit ihre Köpfe, Staare und Schwalben zwitscherten mir ihre gehorsamsten Glückwünsche, und meine Wirthin eilte von Haus zu Haus, mit unvergleichlicher Zungengelenkigkeit mein Glück in die Welt hinauszurufen. Mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens machte die Nachricht die Runde durch die Stadt, in allen Häusern das blendende Licht meines Ruhmes entzündend.

Die außerordentliche Wirkung entsprach der ungewöhnlichen Ursache. Freunde, von deren Existenz ich vorher kaum eine Ahnung hatte, bestürmten mich mit Glückwünschen und bewiesen mir ihr besonderes Vertrauen dadurch, daß sie mich um kleine Darlehen angingen. Töchterreiche Familien beehrten mich mit Einladungen, Geschäftsleute aller Art sandten mir ihre Offerten in's Haus, und das Localblatt brachte in seiner nächsten Nummer meinen bis dahin so bescheidenen Lebenslauf. Die Höflichkeit meiner Mitbürger, die Neugierde der Leute, die Bereitwilligkeit, mit der man mich zu einem der geistreichsten Menschen stempelte und meine gelegentlichen Bemerkungen als Aussprüche eines witzigen Kopfes belachte und colportirte, das Alles sagte mir: „Du bist ein reicher Mann". Mit einem Schlage war ich, der unthätige, unbeachtete Mensch, zum Mittelpunkt des öffentlichen Interesses geworden.

Und ich genoß das Glück, ein reicher Mann zu sein, in vollen Zügen. Meine harmlose Natur besaß die Fähigkeit zur offenen, herzlichen Freude in hohem Grade, und wenn ich auch der lärmenden Aeußerung derselben abhold war, so verklärte doch mein Gesicht des Glückes hellster Sonnenschein. Ich drückte den gratulirenden Freunden herzlich die Hand und versprach, ihren leeren Kassen mit dem Ueberflusse meines Reichthumes aufzuhelfen. Den Einladungen der Familien folgend, beglückte ich ihre Töchter mit zärtlichen Blicken und feurigen Reden. Bei den Geschäftsleuten machte ich umfangreiche Bestellungen und nahm die Capitalien, die mir ein Wucherer der Stadt zu zweihundert Procent vorstreckte, willig an. Mit offenen Händen gab ich den Bittenden, stellte der Armencommission eine namhafte Summe in Aussicht und kam schließlich selbst dahin, meine Einfälle für Eingebungen einer genial angelegten Natur, meine Aussprüche für geistvolle Sentenzen zu halten. Hatte mich das gütige Geschick zum reichen Manne gemacht, so unterließ ich nichts, mich dieses Vorzuges würdig zu beweisen.

Als ich nach der Hauptstadt abreiste, meine Erbschaft anzutreten, glich mein Weg nach dem Bahnhofe einem kleinen Triumphzuge. Einige Freunde hatten als Begleiter in meiner Droschke Platz genommen; die Leute vor den Thüren wünschten mir glückliche Reise, und aus den Fenstern winkten holde Augen und zarte Hände. Auf dem Bahnhofe waren wie zufällig jene Familien mit ihrem Blüthenflor von Töchtern anwesend, und aus der Menge kam der Bürgermeister würdigen Schrittes auf mich zu und drückte mir in Hinsicht auf den der städtischen Armenkasse zugesagten Beitrag mit Wärme die Hand. Es hätte mich nicht mehr aus der Fassung gebracht, wenn man mir Ehrenpforten erbaut und mich mit weißgekleideten Jungfrauen empfangen hätte. Ich stand im Zenith meines Ruhmes.

Um so tiefer war der Sturz, als ich, in der Hauptstadt angelangt, erfuhr, daß meine ganze Erbschaft in Frage gestellt sei. Ein früherer Geschäftstheilhaber meines Onkels war mit Ansprüchen aufgetreten, die viel Wahrscheinlichkeit für sich hatten und mir den größten Theil des Vermögens streitig machten. Zorn und Schmerz erfaßten mich. So nahe am Ziel, noch berauscht von den Huldigungen der Menge, wieder zurückgeschleudert zu werden in die Armuth, in das Nichts! Lebhaft kam mir jetzt zum Bewußtsein, daß ich alle Aufmerksamkeiten der letzten Tage doch nur der Erbschaft zu danken hatte, und daß ich ohne den Reichthum meines Onkels nichts war. „Ein weinender Erbe" wurde ich spottweise von meinem Gegner genannt. Er sagte die Wahrheit. Der drohende Verlust preßte mir Thränen aus, und ich fühlte, daß ich ihn niemals überwinden würde. Dieses Gefühl gab mir den Muth der Verzweiflung.

Digitized by Google

Ueberzeugt von der Unredlichkeit meines Gegners schlug ich den mir angetragenen gütlichen Vergleich aus und beschloß, es auf einen Proceß ankommen zu lassen.

Durch den ersten Buchhalter des Geschäftes wurde ich auf den alten Rechtsbeistand meines Onkels aufmerksam gemacht, einen Rechtsanwalt, der sich wegen eines Augenleidens von allen Geschäften zurückgezogen hatte. Wenn irgend Jemand, so könne mir dieser rathen und helfen, da er einerseits eine fast einzig dastehende Gesetzeskunde mit einer reichen Erfahrung verbinde, andererseits in die Geschäftsverhältnisse meines Onkels auf's Beste eingeweiht sei. Zu diesem lenkte ich meine Schritte.

Dr. Bleichert nahm mich freundlich auf und hörte aufmerksam auf meinen Bericht. Als ich ihm die Actenstücke vorlegte, drückte er auf den Knopf einer Klingel, deren zarter Silberton durch die Zimmer hallte. Die Thür öffnete sich und auf der Schwelle erschien eine junge Dame.

„Was wünschest Du, Vater?"

„Meine Tochter," so stellte mir der Herr die Dame vor, und ihr die Actenstücke überreichend, sagte er: „Bitte, Agathe!" Sie setzte sich zum Vorlesen. Ich wollte mich erbieten, die Arbeit dem Fräulein abzunehmen, aber das Ruhige und Bestimmte in dem Charakter der Beiden machte mich schüchtern und schloß mir den Mund.

Das Gesicht des Mädchens war mehr geistvoll als schön; weniger die zarte Lieblichkeit der Jugend kam darauf zum Ausdruck, als vielmehr der sinnende Ernst eines an gewissenhafte Arbeit gewöhnten Geistes. Ihre Stimme klang voll und sympathisch, und die verständnißvolle Vortragsweise verrieth, daß sie schon seit langer Zeit dem Vater Dienste dieser Art leistete. Wie sie dasaß im Schmuck des üppigen, dunklen Haares, den Kopf leicht geneigt, die langen Wimpern gesenkt, den Blick auf das Schriftstück in den Händen gerichtet, glich sie jenen klassischen Frauengestalten, welche uns die Meister der italienischen Malerei verewigt haben, und vor denen ein Gefühl von Andacht und Bewunderung den Beschauer durchzieht.

„Das ist eine sehr verwickelte Angelegenheit," sagte Dr. Bleichert nachdenklich. „Ich muß Sie darauf vorbereiten, daß sich der Proceß Jahre hinziehen kann und bedeutende Opfer fordern wird, nicht allein an Geld, sondern auch an Kraft und Ausdauer."

„Ich werde nichts scheuen, mir mein Eigenthum zu retten," entgegnete ich kampfesmuthig. Ich bat den Doctor dringend, sich meiner anzunehmen, da ich überzeugt sei, mit seinem Beistand den Sieg zu erringen. Er wies auf sein Augenleiden hin, entschloß sich aber endlich zur Uebernahme des Processes unter der Bedingung, daß ich ihn in jeder Weise unterstützte. Freudig ging ich darauf ein, und die Arbeit begann.

Es lag offenbar nicht im Interesse des Doctors, mich zu schonen, denn die Arbeit, die er mir aufbürdete, überstieg fast meine Kräfte. Aber ich arbeitete ja für mich und meine Zukunft, für die Verwirklichung meiner liebsten Träume. Dieses Fegefeuer der Arbeit sollte für mich der Durchgang zum Himmel des Genusses werden. Ich fühlte, wie meine Kräfte wuchsen. Aber bei allem guten Willen war ich doch nichts weiter als ein Handlanger meines Anwaltes. Ich war einsichtsvoll genug, zu erkennen, daß mir zu einer wirksamen Mithülfe das erste Erforderniß, die wissenschaftliche Grundlage, fehlte, und daß meinem Sachwalter die Hülfe seiner, mit den Geschäften des Vaters vertrauten Tochter nicht selten werthvoller war, als die meinige. Das wollte ich bald ändern. Zur Freude des Doctors entschloß ich mich, ein Semester Vorlesungen auf der Universität zu hören. In meinem achtundzwanzigsten Lebensjahre wurde ich Student.

In den Hörsälen der Universität konnte niemals ein aufmerksamerer Schüler gesessen haben, als ich. Jedes Colleg war für mich ein Schritt auf dem Wege zum Ziel; den Werth jeder Tagesarbeit konnte ich im Verhältniß zur Größe des zu erringenden Vermögens in Zahlen ausdrücken. Aber unendlich dehnte sich der Weg. Mein Gegner hatte einige der gewiegtesten Juristen aufgeboten, die mit immer neuem Material, mit immer neuen juristischen Kniffen ungeahnte Schwierigkeiten bereiteten. Und mein Studium zeigte mir, je tiefer ich eindrang, eine umso größere Fülle und Mannigfaltigkeit. Dem einen Semester folgte ein zweites und diesem ein drittes. Es war bald nicht mehr das persönliche Interesse allein, was mir die Arbeit lieb machte; der Hoffnung, mir das Vermögen wieder zu erringen, gesellte sich ein Gefühl, dem ich noch keinen Namen zu geben wußte, das mich aber mit einer hohen, mir bis dahin völlig unbekannten Zufriedenheit erfüllte.

„Das ist eine vortreffliche Arbeit, mein junger Freund", sagte mir einst der Doctor, als ich ihm ein auf meinen Prozeß bezügliches Schriftstück vorlegte. Das Urtheil der Menschen hatte während meiner Schulzeit wenig Aufmunterndes für mich gehabt; diese Anerkennung aber machte mich stolz und spornte mich zu neuer Arbeit an. Nicht selten bemerkte ich, daß Agathe's Augen mit einem Ausdruck auf mir ruhten, in welchem ich Bewunderung und Zärtlichkeit zu erkennen glaubte. Mir wurde in ihrer Nähe weich und warm um's Herz; ich fühlte, daß ihr stilles, tiefes Wesen eine Macht in meinem Leben geworden war.

Trotz unserer fleißigen und gewissenhaften Arbeit wurde der Proceß in der ersten Instanz verloren. Merkwürdigerweise schmerzte mich weniger der materielle Verlust als die ideelle Niederlage. Nur die Verschlagenheit der Gegner hatte den Sieg über unsere Geradheit davongetragen, aber es konnte scheinen, als ob ihr Scharfsinn den unserigen besiegt hätte. Das reizte mich zur Fortsetzung des Kampfes. Mit klarem Blick erkannte ich die Fehler, die wir gemacht hatten, sowie die neuen Wege, die wir jetzt beschreiten mußten. Ich appellirte an die zweite Instanz.

Nach einem Jahre war der Proceß auch in der zweiten Instanz verloren.

Aber auch dieser Mißerfolg entmuthigte mich nicht. Im unerschütterlichen Glauben an mein gutes Recht und an meinen endlichen Sieg, beschloß ich, den Kampf bis zur letzten Instanz durchzufechten. Ich besuchte nun schon im sechsten Semester die Universität. Eines Tages fragte mich der Doctor: „Wollen Sie nicht das Examen machen?"

Ich erschrak. Diesen Schritt hätte ich mir nicht zugetraut. „Glauben Sie denn, daß ich die Fähigkeit dazu habe?" fragte ich schüchtern.

Der Doctor lächelte. „Wenn mich meine Erfahrung nicht täuscht, geht Ihre Begabung weit über das Mittelmaß hinaus. Sie könnten einmal ein tüchtiger Jurist werden."

Ein Gluthstrom ergoß sich in mein Gesicht. Das hätte ich niemals gedacht. Aber nur einen Augenblick dauerte das Gefühl der Ueberraschung. Ein wunderbares Wehen zog durch meine Brust; es war, als ob mich die Schwingen meines Geistes adlergleich zum höchsten Gipfel emportrügen, und indem ich von dort aus in das weite, sonnige Land zu meinen Füßen hinabsah, rief eine Stimme: „Dies alles ist Dein, wenn Du willst!"

„Ich will!"

Mit Ernst ging ich an die Arbeit, nicht ohne Bangen in's Examen. Aber die anfängliche Beklemmung wich bald einem fröhlichen Muth, als ich bemerkte, daß ich im Wissen meinen Commilitonen keineswegs nachstand, daß die Examinatoren sich mit Vorliebe an mich wandten und durch meine Antworten ganz besonders befriedigt wurden. Der Ausfall war ein überaus glücklicher, und der erste, der mir gratulirte, war der Geheimrath Reimann, einer der Examinatoren selbst. „Ich hoffe, noch viel Gutes von Ihnen zu hören," sagte er. „Wir werden Sie im Auge behalten."

Von jetzt ab nannte mich mein Anwalt „College". Von ganz besonderem Werthe aber war mir die achtungsvolle Zuneigung, die mir Agathe in Worten und Thaten bewies. Sie brach einen Zweig von einem der Lorbeerbäume im Zimmer und reichte ihn mir mit leisem Erröthen.

„Nicht mir, liebes Fräulein!" rief ich. „Das ist mein kleiner Erfolg nicht werth!"

„Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg!" flüsterte sie.

Ich wandte mich ab, da ich merkte, wie tief sie in mein Inneres gesehen hatte. Zum ersten Mal schämte ich mich meiner früheren Unthätigkeit, und zugleich fühlte ich lebhaft, daß die Arbeit für das eigene Interesse zwar die erste, aber nicht die höchste Stufe der moralischen Entwickelung ist. Demüthig nahm ich den Zweig, indem ich entgegnete: „Nicht als Lohn für das Errungene, sondern als Aufmunterung zu größeren Thaten!"

Von jetzt ab arbeitete ich nicht allein für meinen Proceß und um den Forderungen des erwachten Ehrgeizes zu genügen, sondern ich faßte die Culturaufgabe der Menschheit in's Auge und schätzte mich glücklich,

Digitized by Google

an dieser Arbeit Theil nehmen zu können. Inzwischen nahte in meinem Proceß der entscheidende Termin. Auf Anrathen des Doctors beschloß ich, mein eigener Anwalt zu sein und, von meinem väterlichen Freunde unterstützt, selbst meine Sache zu führen. Dieser Umstand sowie die Eigenartigkeit des sehr verwickelten Processes lockte Juristen und Laien aus der Nähe und Ferne herbei. Der Gerichtssaal war bis zum letzten Platz gefüllt. Ein heiliger Ernst belebte mich; war es doch nicht mehr meine eigene Sache, sondern die Sache der Menschheit, nicht nur mein Eigenthum, sondern das Recht, was ich vertheidigte. Ich fühlte den Eindruck, welchen meine Worte auf die Hörer machte. Aber das moralische Uebergewicht auf meiner Seite vermochte nichts gegen das Raffinement meiner Gegner. Es gelang mir nicht, ihre Ansprüche zu entkräften. Endgültig war der Proceß und damit auch das Vermögen verloren; aber ich hatte dabei mehr gewonnen, als sich in Zahlen ausdrücken läßt: Freude an der Arbeit, die Achtung meiner Collegen, die Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn und — — —

Heute habe ich bei dem Juwelier zwei Ringe bestellt, und dem Manne, der mir in das glückliche Gesicht sah, fiel es gewiß nicht ein, zu denken: „Ein weinender Erbe".

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Die Lieder des Mirza Schaffy". — Fräul. Klotilde Kleeberg. — Die Vorgänge an der Königlichen Oper.

Ich habe heute von zwei sehr seltenen Fällen zu berichten: Von einer Operette, die Lob verdient, und von einer Pianistin, welche einen wahren künstlerischen Erfolg errungen hat.

„Die Lieder des Mirza Schaffy" heißt die ebenerwähnte Operette. Sie ist im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater aufgeführt worden, von Louis Roth mit dem Text von Emil Pohl componirt: der Text steht mit dem Titel im losesten Zusammenhang; „die Lieder des Mirza Schaffy" (Bodenstedt) werden gelegentlich gesungen; es konnten aber ebenso gut irgendwelche andere gesungen werden, deren Worte von Wein und Frauen sprechen; auf die Handlung selbst haben sie weder Wirkung, noch Bezug. Ein persischer Pascha langweilt sich, will durchaus Amüsement haben, fragt einen russischen, immer lustigen Sklaven um Rath; dieser bewegt ihn, das Abends stattfindende Laternenfest als Mollah (Mönch) verkleidet mitzumachen, und dabei gleich dem Chalifen Harun al Raschid das Volk zu belauschen. Dieses Unternehmen bringt zuerst den Pascha, zuletzt aber den Sklaven und seine russische Braut in allerhand Unannehmlichkeiten, die damit enden, daß die Russen, mit denen der Sklave und ein Wasserträger Jussuf seit langer Zeit im Einvernehmen stehen, in die Stadt dringen und den Pascha gefangen nehmen u. s. w. Der Jussuf ist nun der Sänger der Mirza Schaffy-Lieder. Ob es möglich gewesen wäre, um diese eine interessantere Handlung zu gestalten, will ich nicht untersuchen; wie der Text nun einmal da ist, darf man ihm nachsagen, daß er ein paar lustige Scenen bietet, und bei starken Kürzungen der Gespräche sich flott abspielen wird. Der Musik aber kann man das Lob zollen, daß sie bei Weitem feiner und anmuthiger ist, als die allermeisten neueren Producte der Gattung und in Melodienführung und Instrumentation sich der komischen Oper nähert. Neues Eigenthümliches bietet sie allerdings nur Wenig, aber viel Angenehmes und Unterhaltendes, allerdings nur für den Besucher, der etwas feineren Sinn mitbringt; die Folge muß lehren, ob das Operettenpublikum diesen Sinn noch hegt oder ganz verloren hat. Gespielt wurde ganz vortrefflich. Die Fräulein Drucker (die auch recht gut sang), Stubel, Schmidt (eine ganz köstliche Paschafrau), die Herren Wellhof, Fagin, Hanno, Klein und Steinberger boten sehr unterhaltende Einzelleistungen und Zusammenspiel.

Die Pianistin Fräulein Kleeberg, eine Französin von deutschen Eltern, hat einen Erfolg errungen, wie er seit langen Jahren keiner Dame zu Theil wurde, ja, ich möchte behaupten, daß seit Clara Schumann in ihrer Glanzzeit keine Clavierspielerin die Hörer und strengen Beurtheiler derartig künstlerisch anzuregen vermochte. Ihr Anschlag ist sehr schön, weich und kräftig und warm; ihre Technik vortrefflich entwickelt; aber was sie vor anderen Pianistinnen besonders auszeichnet, das ist ihr ebenso geistreicher, wie von richtigster und vielseitiger Auffassung zeugender Vortrag. Wenn eine junge Dame zwölf Phantasiestücke von Robert Schumann in einer Nummer vorträgt, und diese so ganz verschiedenartigen Tondichtungen jede in einer Weise wiedergibt, daß die strengsten Beurtheiler lauten Beifall spenden, wenn sie mit Brahm's Cappriccio denselben Erfolg erzielt, so ist dies ein in den Annalen der Clavierconcerte so seltener Fall, daß wir manches Verfehlte in der Beethoven'schen große C-dur-Sonate als vollkommen aufgewogen betrachten müssen und sagen können: Wenn sie in dieser Weise fortfährt, und sich nicht verführen läßt, die Virtuosität über die Musik zu stellen, wird sie in Bälde allüberall als die erste clavierspielende Künstlerin anerkannt werden.

Was soll ich nun von dem Falle Graf Hochberg contra Director von Strantz sagen? Ihn ganz mit Stillschweigen zu übergehen, ist nicht möglich, da er ja das Theaterpublikum in stärkster Weise aufregte; in die Einzelheiten einzugehen, widerspricht meinen Grundsätzen auf das Entschiedenste, da ich nur den Kunstleistungen Aufmerksamkeit widme, nicht den verschiedenen Hebeln, welche hinter dem Vorhange bei den Bühnenangelegenheiten gehandhabt werden. Die Zeitungen berichten, daß der Generalintendant mit der Bühnenleitung des Herrn v. Strantz nicht zufrieden gewesen sei, daß dieser letztere einen vom Maschinenmeister Herrn Brandt gefundenen Zettel mit Bemerkungen gegen ihn auf der Bühne gefunden habe; daß über diesen Fund eine Erörterung zwischen ihm und dem Generalintendanten veranlaßt habe, in Folge deren der Letztere den Director der Functionen enthob und eine Disciplinaruntersuchung anberaumte. Ich betrachte das Alles nur insofern als nicht gleichgültig, als mit der Anstellung eines neuen Directors oder Regisseurs eine Menge Kunstfragen zur Erledigung kommen müssen: die jetzige auf die Länge unhaltbare Wirksamkeit des Herrn Capellmeisters Deppe, die Frage von der Anstellung neuer Mitglieder, die Verbesserung des Chores und noch andere. Es ist also noch der Ausgang des Zwischenfalles abzuwarten, bevor ein entschiedenes Urtheil abgegeben werden kann. Einstweilen seien die eben angedeuteten Punkte als die der nothwendigsten Wandlungen bezeichnet.

Heinrich Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

„Unter Curatel". Schwank in drei Acten von Jules Moineaux und Alex Bisson. — „Bei kleinen Leuten". Volksstück in drei Acten von Julius Keller.

Wer ist ihm noch nicht begegnet, jenem immer heiteren, schalkhaften und frohen Weltkinde, das unbekümmert um die pedantischen Mienen und das ernsthafte Kopfschütteln ehrwürdiger Tanten und Philister durch das Leben dahin tollt, das sorglos um das noch ferne Morgen sein fröhliches Heute ganz auslebt, und dem neben allem bestrickenden Zauber der Persönlichkeit und neben aller die Herzen bezaubernden Lebensfrische die Natur nur eine Gabe versagt hat: die Fähigkeit zu rechnen? Wer kennt es nicht, dieses lustige Geschöpfchen, dem Jedermann gut sein muß, auch wenn tausendmal Anlaß zum Zürnen gegeben hat? Das die tadelnswertheste menschliche Eigenschaft, den Leichtsinn, durch sein Lachen als die liebenswürdigste Himmelsgabe erscheinen läßt? O, wir haben alle schon den Zauber eines solchen Menschenkindes verspürt, haben alle schon rosige Stunden durch seine belebende Nähe erfahren und haben doch hinterher verwundert das Haupt geschüttelt, daß selbst die schönsten Grundsätze gegenüber seinem silbernen Lachen nicht Stich halten wollen. Hatte der Pedant nicht im Grunde Recht? so fragen wir uns später, wenn der Zauber verflogen ist. Ja, freilich, freilich hatte er Recht. Und doch, wie komisch, wie lustig war es, als er, umgürtet mit dem ganzen Selbstbewußtsein seiner sittlichen Würde jenem Geschöpfchen gegenüber trat, als ein Blick, als ein Lächeln, ein fröhlig und lustig hingeworfenes Wort des sorglosen Weltkindes alle seine Bedenken, seine Vorwürfe, seine Grundsätze hinwegblies, wie der Frühlingswind, der die letzten welken Blätter vom Aste streift. In der That liegt eine frische und herzgewinnende Lustigkeit in diesem Kampfe des hellen Frühlings einer Menschennatur mit der winterlichen Bedenklichkeit und Pedanterie; und der obengenannte französische Schwank, der in der vorigen Woche im Residenztheater aufgeführt wurde, ruhte von vornherein auf einer trefflichen Grundlage, da er jene Lustigkeit zum Thema nahm. Wir sehen da ein solches lachendes Weltkind: eine junge Frau, die in der unbekümmerten Heiterkeit, mit der sie in dem Strome des Lebens schwimmt, das Rechnen vergißt und zur Verschwenderin wird. Sie lebt auf das Glücklichste mit ihrem Manne, der gerade, weil er sie so sehr liebt und sich von ihr herzlich geliebt weiß, sich nicht die Festigkeit aneignen kann, die ihrer sorglosen Verschwendung Einhalt thun könnte. Sein Freund, ein pedantischer und unter hartem Ehejoch zum Grundsatz-Menschen gewordener Advocat, überzeugt ihn, daß nur die staatliche Bevormundung die junge, liebenswürdige Verschwenderin bessern werde, und so sehen wir denn im ersten Acte die gerichtliche Verhandlung mit an, in welcher die lustige Pauline unter Curatel gestellt wird. Mit manchen satirischen Zügen ist die Verhandlung gezeichnet. Die Beredtsamkeit der Advokaten, die Heuchelei, mit welcher sie den Brustton der Ueberzeugung anzuschlagen wissen, wenn sie auch von dem sittlichen Ernste der von ihnen vertretenen Sache durchaus nicht überzeugt sind, wird gegeißelt. Zwischen den advocatorischen Firlefanz hinein klingt lustig und herzlich die Stimme Paulinens, die nicht begreifen kann, wie ihr geliebtes Männchen sie derart bloßstellen kann. Aber sie hat es freilich arg getrieben: für ihre Goldfische hat sie eine besondere Wasserleitung bauen lassen und für ihren Papagei einen Sprachprofessor engagirt; und nun gar ihre Toilette! Sie hat gar nicht gewußt, daß das Alles so theuer war. Aber trotzdem! Sie wird unter Curatel gestellt und jener pedantische Advocat, Pagevin, wird ihr Vermögensverwalter.

Der zweite Act führt uns in die Häuslichkeit des Pedanten und macht uns mit seinem Hausdrachen näher bekannt. Der arme Advocat leidet schwer unter dem Joche einer ihn mit grenzenloser Eifersucht verfolgenden, unliebenswürdigen Gattin. Aber jetzt ist ja in sein Dulder-

Digitized by Google

leben ein Lichtstrahl gefallen: sein reizendes Mündel, Pauline, ist die Strahlenspenderin. Er fühlt sich durch den Zauber, der ihr lustiges Wesen umhüllt, in ihre Nähe gebannt, er ist schon seinen häuslichen Grundsätzen untreu geworden und geht ihr zu Liebe in Gesellschaften, um sie zu beaufsichtigen, wie er sagt. Und nun kommt sie gar in seine Kanzlei, um sich die Monatsrate ihrer Rente abzuholen. Sie entzückt ihn in einem neuen Costüm, das er seufzend aber geduldig bezahlt, sie erzählt ihm lachend, daß es ihr gelungen, sich trotz seiner Bevormundung eine größere Summe zu leihen, er muß es seufzend gutheißen, und als er ihr Vorwürfe machen will, daß sie ein Veilchensträußchen mit 20 Francs bezahlt hat, sagt sie so unschuldig und naiv: ja, die Veilchen sind eben jetzt so theuer! Was will er anders thun, als lachen, nachdem sie ihm das Sträußchen kokett überreicht? So wird der Pedant auf der ganzen Linie geschlagen durch ihr Lachen und ihre harmlose Lustigkeit. Reizende Scenen, dieser heitere Kampf! Weiter und weiter muß Pagevin vor der übermüthigen Gegnerin weichen. Er folgt ihr und ihrer lustigen Gesellschaft schließlich nach Trouville, nachdem er sich durch eine groteske List der Aufsicht seiner Frau entzogen hat, und dort im Seebade stürzt sich der pedantische Advocat in einen Strudel von Vergnügungen und treibt um eines Lächelns der jungen Verschwenderin willen die tollste Verschwendung, bis ihn endlich seine Frau und die Wiedervereinigung Paulinen's mit ihrem Manne wieder selbst unter sein trauriges häusliches Curatel stellen.

Die hübsche Grundidee dieses Schwankes läßt trotz ihrer Einfachheit die Handlung nie ermüden, und es hätte kaum noch der Verbrämung mit vielen Possenscenen, an denen ja die französische Komik so reich ist, bedurft, um die Aufmerksamkeit des Zuschauers ununterbrochen zu fesseln. Daß jene possenhaften Nebenzüge manchmal Derbheiten und Zweideutigkeiten mit sich bringen, welche die deutsche Uebersetzung leider nur allzukräftig hervortreten läßt, ist bei dem Ursprung des Schwankes nicht zu verwundern. Freilich gab auch die stark auftragende und aufdringliche Wiener Komik, welche der Vertreter der Rolle des Advocaten, Herr Tewele, im Residenztheater eingebürgert hat, Manches zu bedenken. Mir will es scheinen, daß diese Art des Spieles zu unzart für die französischen Schwänke ist; sie verletzt schon das Ohr und das Auge der Berliner, wenn sie in deutschen Possen sich mit ihren Clownmanieren breit macht, noch viel weniger ist sie dort am Platze, wo eine feinere Nuancirung im Spiel verlangt wird. Auch die Darstellerin der höchst dankbaren Rolle der Pauline, Fräulein Schüle, muß noch manche Derbheiten im Spiele und manche unschöne Eigenheiten ablegen, ehe sie wirklich so bezaubernd wirken kann, wie es die Rolle verlangt. Es war ein Glück für diesen Schwank, daß im Uebrigen die geschickte Inscenirung und die Regie des Herrn Lautenburg den früheren guten und feinen Ton des Residenztheaters nicht abgeschwächt haben.

Im Wallnertheater gelangte in voriger Woche das Erstlingswerk eines jungen Autors zur Aufführung, ein Volksstück mit Gesang. Demselben liegt die Idee von dem verlorenen und wiedergefundenen Kinde zu Grunde, welche aber, so geschickt sie zu Beginn und am Ende des Stückes verwerthet ist, durch eine allzu fadenscheinige Zwischenhandlung überdeckt und also nicht recht wirksam wird. Die komischen Scenen dieser Zwischenhandlung sind nur zum Theil gerathen, am besten noch diejenigen, in welchen das Berliner biedere Kleinbürgerthum sich zu zeigen Gelegenheit findet, so besonders diejenige, in welcher eine biedere Restaurateurswittwe ihrem alten Schatze einen Heirathsantrag macht. Eine lustige Figur, ein Bummler, der von der Dankbarkeit seiner Mitmenschen lebt, wurde schließlich durch die Häufigkeit ihres Auftretens aufdringlich. Hier thäten Striche Noth. Manche andere Episoden sind nicht übel, doch stehen sie zu sehr außer Zusammenhang mit dem Ganzen. Daß es dem Verfasser an Talent für die Bühne durchaus nicht fehlt, beweisen einige reizende Liebesscenen des letzten Actes, die durch Herrn Blencke und Fräulein Bender trefflich gespielt wurden. O. B.

Notizen.

Fast gleichzeitig mit der Todesnachricht des verdienstvollen Karl Goedeke geht uns das siebente Heft seines in zweiter Auflage erscheinenden Hauptwerkes: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung (Dresden, Ehlermann) zu, womit der dritte Band dieser gänzlich umgearbeiteten Ausgabe vollständig wird. Man braucht nur die damit zur Hälfte vorliegende Umarbeitung mit der ersten Auflage zu vergleichen, um einen hohen Begriff von dem Bienenfleiße des greisen Literarhistorikers zu bekommen. Einzelne Theile sind kaum mehr wieder zu erkennen, die Neuordnung ist vielfach von Grund aus durchgreifend, und die bibliographischen Nachweise sind so angewachsen, daß das „Goedeke unbekannt" in den Katalogen unserer Antiquare gewiß bald verschwinden oder doch seltener werden dürfte. Die Durchgeistigung des Stoffes, die Gewissenhaftigkeit in Benutzung der Quellen, die Sachlichkeit des Urtheiles, die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der bibliographischen Nachweise haben noch größere Vollkommenheit erreicht. Es ist in noch höherem Grade Nachschlagebuch ersten Ranges, der treue Eckhardt aller Quellenforscher geworden. Die drei Bände reichen bis zu Lessing's Auftreten, doch ist zu hoffen, daß des Verfassers Manuscript wenigstens auch noch die klassische und romantische Epoche umfasse und daß das im letzten Band befolgte Prinzip, die Dichter nach ihrer engeren Heimath zu ordnen, an dem schon Heinrich Kurz Schiffbruch litt, wieder aufgegeben sei. Wir wünschen dem Denkmal aere perennius, das Karl Goedeke sich selbst gesetzt, baldigen Abschluß.

Faust. Dritter Theil zu Goethe's Faust. Von Carl August Linde. (Leipzig, Wilhelm Opetz). — Der bekannte Declamator, welcher der Verfasser dieser Tragödie ist, hat in ihr bewiesen, daß er mehr von der Art des dichterischen Ausdrucks, die Goethe im „Faust" anwendet, als von dem Goethe'schen Geiste und der Goethe'schen Weltanschauung profitirt und in sich aufgenommen hat. Er schreibt in Versen, die in knittelhafter Leichtigkeit und überreicher Fülle ihm von den Lippen sprudeln und zuweilen in ihrer derben Kernigkeit an den Goethe'schen Ton erinnern, eine neue Erdenwanderung des nunmehr von allen Schlacken des Sinnlichkeit befreiten Faustes, bringt diesen Typus des strebenden Menschen aber innerlich um keinen Schritt über seine ursprüngliche Gestaltung hinaus. Im Gegentheil, er schränkt ihn ein durch die Verkörperung in einen nun ganz fertigen und befriedigten Fürsten, der ohne sein Verschulden durch den von Mephistopheles entflammten Anarchismus zu Grunde geht. Auch Mephistopheles selbst fliegt bei dem Ausbruch der finsteren Elemente, die er entfesselt hatte, mit in Stücke und Faust's Seele wird so abermals für den Himmel gerettet, während alles Irdische in der Zerstörung unterging. Dieser Kern der eigentlichen Handlung kommt lediglich im 5. Acte zur Entwickelung, während in den vorhergehenden vier Acten eine satirische Behandlung der großen inneren Gegensätze unseres Jahrhunderts durch Wiederbelebung von Gestalten aus dem Goethe'schen „Faust" sowie durch manche neue moderne Figuren versucht aber nicht immer glücklich durchgeführt worden ist. Ein Vergleich dieser Tragödie mit dem 3. Theil zum Faust von Th. Vischer ist weder hinsichtlich des Gegenstandes noch hinsichtlich der Ausführung möglich. —e.

Studien über die Einheit der Bildung von Otto Leisner. (Leipzig, Ed. Wartig.) — Es liegt in dieser verdienstvollen Arbeit eines Leipziger Lehrers eine Betrachtung der psychischen Grundlagen des Erziehungsgeschäftes vor, wobei hauptsächlich die Untersuchungen über das Gefühl, über die Ausbildung desselben durch die Erziehung und über das Verhältniß der anderen psychischen Elemente zu ihm einen selbständigen, und auf einer gründlichen Durcharbeitung des bisher vorliegenden wissenschaftlichen Materials beruhenden Werth beanspruchen können. Ein näheres Eingehen auf die praktische Bedeutung jener Untersuchungen kann an dieser Stelle nicht stattfinden. —e.

In Liebesbanden. Nach Bakin's japanischem Roman Kumono Tajema Ama Yo No Tsuki übertragen von Hans Werner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Diese nach der amerikanischen Uebersetzung Greny's verdeutschte Bearbeitung des merkwürdigen Originalromans von dem „in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriß scheinenden Mond" lehrt uns, daß sogar ein weiser und heiliger Priester, der doch hunderttausend Wege gegen die Versuchung kennt, zuletzt doch in Liebesbanden fällt. Wen das fremdartige Costüm nicht stört, wird diese eigenartige Schöpfung gewiß mit Vergnügen lesen und dabei tiefe Blicke in die japanische Volksseele werfen. Die beigegebenen 26 Bilder nach japanischen Originalen sind in ihrer naturalistischen, perspectivelosen Weise geradezu köstlich.

Goethe's Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Herausgegeben von W. von Biedermann. (Leipzig, von Biedermann.) — Sind auch Goethe's Briefe an den Leipziger Musik- und Kunstkenner und vielseitigen schönwissenschaftlichen Schriftsteller Rochlitz längst aus Otto Jahn's Briefen an Leipziger Freunde bekannt und vielfach verwerthet, so ist doch die eben erschienene Ausgabe eine willkommene Gabe. Fünf Briefe Goethe's erscheinen hier zum erstenmal, mindestens drei sind bis heute nicht aufgefunden. Die von Rochlitz waren bisher unbekannt, und doch sind sie nicht bloß zum Verständnisse der Goethe'schen von Werth, sondern enthalten auch manches Bedeutende, wovon wir nur die Berichte über das Gastspiel der Weimarischen Schauspieler zu Leipzig im Sommer 1807 und die scharfen Ergüsse über das Treiben der religiös-patriotischen Künstler zu Rom im Jahre 1817 hervorheben. In einem Anhange werden zunächst u. a. Briefentwürfe Goethe's, ein Brief von August Goethe an Rochlitz über die Krankheit seines Vaters im Februar 1823, ein auf Rochlitz bezüglicher Zettel Goethe's an den Kanzler Müller und das ungedruckte, auch wohl entbehrliche Lustspiel „So geht's!" von Rochlitz mitgetheilt. Es folgen Stellen aus Briefen von Rochlitz an den Freiherrn v. Truchseß, von denen der erste aus dem Jahre 1814 so enthusiastisch ist, wie die von 1819 und 1822 gar kühl über Goethe's Verdüsterung urtheilen. Sehr wohlthuend stechen dagegen die Briefe an seine Gattin ab, welche voll Freude über die herzliche Aufnahme bei Goethe im Sommer 1829 berichten. Manches Anziehende bieten auch Stellen aus dem Briefwechsel des Kanzlers Müller mit Rochlitz vom Sommer 1824 bis zu Goethe's Tod, in denen des letzteren Aeußerungen über Goethe sonderbar berühren. Beigegeben sind kurze Anmerkungen, die uns freilich zuweilen im Stich lassen, endlich in Biedermann's Weise genaue und gründliche mehrfache „Seitennachweise", d. h. Register. Ein würdigender Ueberblick des mannigfach wechselnden Verhältnisses wäre sehr erwünscht gewesen. Schließlich möchten wir bezweifeln, daß der Abdruck der Briefe mit allen Nachlässigkeiten und Versehen Nachahmung verdiene. Dem Leser liegt nichts daran, mit welchen Schreibfehlern und Ungenauigkeiten die Briefe an den Empfänger gekommen sind; er will nur wissen, was der Briefsteller schreiben wollte oder bei dictirten Briefen geschrieben haben wollte, sofern dies unzweifelhaft ist. Störend wirken solche Versehen immer, wenn auch eine hinten angefügte Anmerkung sie bezeichnet. H. Düntzer.

Digitized by Google

Inserate.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brasilianische Novellen

von

Luise Schenck.

Mit einem Vorwort von Gustav Freitag.

Inhalt: An der Barra. — Senhor Padrinho. — Mis' Ere. — Auf Krücken der Liebe.

Preis geheftet: ℳ 6. — In elegantem Leinband gebunden: ℳ 7. —

Verlag von **E. L. Morgenstern** in Leipzig.

Dänisch 20 Briefe 10 ℳ	**Unterrichtsbriefe für das Selbststudium fremder Sprachen** nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt.** Brief 1 liefern alle Buchhandlungen, sowie die Verlagshandlung franco gegen Einsendung von **50 Pfennigen für jede Sprache. Ausführliche Prospecte gratis.**	Portugiesisch 20 Briefe 10 ℳ
Holländisch 20 Briefe 10 ℳ		Russisch 36 Briefe 16 ℳ
Italienisch 40 Briefe 16 ℳ		Schwedisch 20 Briefe 10 ℳ
Alt-Griech. 36 Briefe 16 ℳ		Spanisch 40 Briefe 16 ℳ
Lateinisch 40 Briefe 16 ℳ		Ungarisch 30 Briefe 12 ℳ

Im Abonnement jeder Brief 50 Pfennige.

Bücher zu herabgesetzten Preisen!

Harald und Theano.

Eine Dichtung in 5 Gesängen v. **Felix Dahn.** Illustrirt v. **Joh. Gehrts.** Mit 9 Vollbildern in Lichtdruck und 29 Textillustrationen. **Statt 20 Mk.** Quartformat. Reichster Original-Prachteinband. **Für 12 Mk.**

Das Epos „Harald und Theano" ist die erste Dichtung des heute hochgefeierten Autors und gleichzeitig eine der schönsten Blüthen seines Talentes. Der bekannte „Germanenmaler" Joh. Gehrts hat das Werk illustrirt und seine Aufgabe vortrefflich gelöst. Die ganze Ausstattung ist eine höchst sorgfältige und vornehm elegante.

Der alte Matrose.

Von **Ferdinand Freiligrath.** Illustrirt von **Gustav Doré.** Folio-Format. Original-Prachtband mit Goldschnitt **ganz neu.** Mit Text und 38 Vollbildern.
Statt Mk. 50,— für nur Mk. **30,—.**

Fontane, Th., Der deutsche Krieg von 1866. Mit ca. 300 Illustr. v. L. Burger. 2 Bde. Statt Mk. 20,— für Mk. **12,—.**
Eleg. geb. Statt Mk. 22,50 für Mk. **14,—.**

Kiepert, Neuer Handatlas in 45 Karten. geb. Statt Mk. 50,— für Mk. **20,—.**

Valentiner, Prof., Astronomische Bilder. Mit 4 Tafeln und 125 in den Text gedr. Abbildungen. geb. Statt Mk. 6.50 für Mk. **3,—.**

Casanova's Memoiren. Complet 17 Bde. Statt Mk. **21,—** für Mk. **9,—.**

Die Psalmen. Illustr. Pracht-Ausg. mit vielen Chromobildern. Statt Mk. 50,— für Mk. **30,—.**

Mozart. Ein Künstlerleben. Dargestellt von Meinardus. Mit 2 Portraits in Stahlstich. Eleg. geb. Statt Mk. 8,— für Mk. **5,—.**

Musterschatz der Handarbeiten. Eine Sammlung farbiger Musterbl. f. Kreuzstich, Application u. Phantasie-Arbeiten. In eleganter Mappe. Statt Mk. 15,— für Mk. **10,—.**

Dornblüth, Die Schule der Gesundheit. Aerztl. Belehrungen für Familie und Haus. Statt Mk. 7,— für Mk. **5,—.**

Dahn, Felix. Gesammelte kleine Schriften. 8 Bde. brosch. Statt Mk. 49,— für Mk. **20,—.**
In 6 eleg. Halbfrzbdn. für Mk. **30,—.**

Bibel, Pracht-Ausg. mit 230 gr. Bildern von G. Doré. Evangel. Ausgabe. 2 Bde. ganz Maroquin-Roth. Neues tadelloses Expl. Statt Mk. 125,— für Mk. **90,—.**

Polko, Elise, Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. 3 Bde. geb.

Guhl, Dr. E. Künstlerbriefe. Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Bearb. von Dr. Ad. Rosenberg. Lex. 8°. 699 S. Eleg. brosch. Statt 18 Mk. für 8 Mk. In hoch eleg. Leinenband nur **9** Mk.

Emanuel Geibel. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben unter Mitwirkung der bedeutendsten Schriftsteller der Neuzeit wie Dahn, P. Heyse, W. Jensen, P. Lindau u. a. von A. Holz. eleg. Lwdbd. mit reicher Goldpressung und Goldschnitt. Statt Nk. 6,— für Mk. **2,50.**

Dickens, Das Heimchen am Herde. Pracht-Ausgabe. Illustr. von Beckmann. Eleg. geb. Statt Mk. 12,— für Mk. **7,50.**

Ploss, Dr. H., Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt. Beobachtungen und Studien. Mit 135 Abbildungen. 1884. Statt Mk. 2,— für Mk. **1,—.**

Reichenau, Rud., Aus unseren vier Wänden. Erste Gesammt-Ausgabe. Eleg. geb. Statt Mk. 8.— für Mk. **5,—.**
*** Inhalt: Bilder aus dem Kinderleben. Knaben und Mädchen. Auswärts und Daheim. Liebesgeschichten. Am eigenen Herde. Die Alten.

Pecht und Ramberg's Goethe-Gallerie in 50 Stahlstichen mit Text von Fr. Pecht. In rothem, reichvergold. Pracht-Einband mit Goldschn. und Futteral. Statt Mk. 15,— für Mk. **8,—.**

Pecht und Ramberg's Schiller-Gallerie in 50 Stahlstichen mit Text von Fr. Pecht. In rothem, reichvergold. Pracht-Einband mit Goldschn. und Futteral. Statt Mk. 15,— für Mk. **8,—.**

Sämmtliche hier aufgeführten Werke, in tadellosen neuen Exemplaren sind zu beziehen durch

Gebrüder Fischer, Buchhandlung,

Friedrichstrasse 161 — **Berlin W.** — 161 Friedrichstrasse.

Belletristische Novitäten

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in **Stuttgart** und **Leipzig.**

Der Bubenrichter von Mittenwald.

Erzählung aus dem bayrischen Hochgebirge

von

Maximilian Schmidt.

Preis geheftet ℳ 4. 50; fein gebunden ℳ 5. 50.

„Ich!"

Roman

von

Ida Boy-Ed.

Preis geheftet ℳ 4. —; fein gebunden ℳ 5. —

Das Nessusgewand.

Roman

von

Fedor von Zobeltitz.

2 Bände.

Preis geheftet ℳ 9. —; fein gebunden ℳ 10. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Faust. Eine Tragödie.

III. Theil zu Goethe's Faust

von

Carl August Linde.

In 16°. 114 Seiten. Eleg. brochirt.

Preis 1 Mark.

Leipzig bei Wilhelm Opetz.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/1 1/2 1/4 1/8 = Pfd.-Dose
350 200 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe)
in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Studien
über die
Einheit der Bildung
von
Otto Leisner,
Lehrer in Leipzig.
gr. 8. 1887. 2 ℳ 40 ₰.

Hierzu eine Beilage von Otto Wigand in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 26. November 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Wahlreform. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Hans Pöhnl. Von Th. Ebner. — Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Coburg. Von Bruno Gebhardt. — Zola's neuer Roman. (La Terre.) Von Z. — **Feuilleton:** Der Mord. Aus dem Amerikanischen von Frank Siller. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Zur Wahlreform.

Von Eduard von Hartmann.

I. Die Reformbedürftigkeit unseres Wahlgesetzes.

Die meisten modernen Culturstaaten knüpfen das Recht ihrer Bürger zum Wählen an einen bestimmten Census und machen dadurch die unterhalb der betreffenden Steuerstufe Befindlichen politisch rechtlos, obwohl dieselben immer noch ein erhebliches Maß von politischen Pflichten und Leistungen zu erfüllen haben. Die Ungerechtigkeit solcher Zustände und die Erbitterung, welche durch dieselbe in den ausgeschlossenen Volksschichten genährt wird, hat sich neuerdings nirgends deutlicher gezeigt als in Belgien. Die Gerechtigkeit fordert, daß jeder Bürger, der das Vaterland zu vertheidigen hat und, wenn auch nur indirecte, Steuern zahlt, in irgend welchem Maße auch an der Lenkung der Geschicke seines Landes Antheil nehmen dürfe. Daraus entspringt überall das Streben nach allmählicher Herabsetzung und schließlicher Beseitigung des Census, dessen Durchführung nur eine Frage der Zeit scheint. Nun scheint es aber auf der anderen Seite ebenso ungerecht, daß höchst ungleichen staatlichen Leistungen gleiche politische Rechte gegenüberstehen sollen; vielmehr sollte man billigerweise eine proportionale Abstufung von Rechten und Pflichten erwarten.

Diesen Grundgedanken sucht die preußische Verfassung in ihren Artikeln 70—72 und die Wahlverordnung vom 30. Mai 1849 zu verwirklichen. Jeder Preuße, auch wenn er keine directen Steuern zahlt, soll Wähler sein, wofern er nur sechs Monate in derselben Gemeinde seinen Wohnsitz oder Aufenthalt gehabt hat; aber er wird der dritten Klasse zugewiesen. Jede der drei Wählerklassen im Wahlbezirk vertritt ein Drittel der directen Steuern und wählt gleichviel Wahlmänner. Die Ausführung des richtigen Grundgedankens ist hier verdorben, indem ausschließlich die finanzielle Leistung berücksichtigt wird, und diese nicht einmal gleichmäßig für den ganzen Staat, sondern nach der zufälligen Gesammtleistung der Wahlbezirke. Dieselbe Steuerleistung, welche einen Wähler in einem armen Wahlbezirk in die erste oder zweite Klasse verweist, kann ihn bei der Uebersiedelung in einen reichen Wahlbezirk in die zweite oder dritte Klasse verweisen. Der Wahlkörper der ersten Klasse enthält namentlich in ärmeren Bezirken viel zu wenig Wähler, und es liegt eine plutokratische Bevorzugung darin, daß diese kleine Zahl Dank ihrer Begüterung dasselbe Maß politischer Rechte ausübt wie der ganze Troß der Wähler dritter Wahlklasse zusammengenommen. Auch die indirecte Wahl durch Wahlmänner entsprach nicht den gehegten Erwartungen.

Die üblen Erfahrungen, die man am preußischen Wahlgesetz gemacht hatte, wurden zum Anlaß, für den Norddeutschen Bund und das Deutsche Reich, die öffentliche indirecte Wahl durch eine geheime directe, und die ungleiche dreiklassige Wahl durch eine gleiche Wahlberechtigung aller Wähler zu ersetzen, während man die Allgemeinheit der Wahlberechtigung beibehielt. Dieser Entschluß war offenbar eine Verlegenheitsausflucht. Die bereits in der preußischen Verfassung angenommene Allgemeinheit der Wahlberechtigung konnte und durfte natürlich ohne eine das Volksgewissen verletzende Ungerechtigkeit nicht wieder preisgegeben werden; aber der Grundsatz der Proportionalität von politischen Rechten und Pflichten konnte ebensowenig ohne Ungerechtigkeit preisgegeben werden. Der Unterschied war nur der, daß die erstere Ungerechtigkeit ihre Spitze gegen die unteren Volksschichten gerichtet hätte, während die letztere sie gegen die mittleren und oberen Schichten kehrte. Die erstere Ungerechtigkeit wäre als ein Rückschritt auf der Bahn demokratischer Reformen empfunden und allgemein als eine reactionäre Maßregel verurtheilt worden, während die letztere Ungerechtigkeit vom demokratischen Zeitgeist bejubelt wurde und der in ihren Rechten geschmälerten Aristokratie die Hoffnung ließ, den ihr staatsrechtlich geraubten Einfluß mißbräuchlich dennoch zu behaupten.

Die Regierung trug sich offenbar mit derselben Hoffnung, daß der vereinigte Einfluß der Gutsbesitzer, der Geistlichen und der Verwaltungsorgane auf dem Lande und die Macht des Capitals in den Städten hinreichen werde, eine genügende Clientel von mittellosen Wählern festzuhalten, und zog einen solchen Zustand mit demokratischer Verkleidung dem als plutokratisch verhaßten und in jeder Hinsicht unzweckmäßig gestalteten Dreiklassenwahlsystem vor. Es war „der Tropfen demokratischen Oeles", mit dem das neue Deutsche Reich gesalbt werden sollte, und die Hoffnung lag damals wohl nicht fern, durch dieses Zugeständniß an die Hauptforderung der Socialdemokratie einen neuen Bundesgenossen gegen den fortschrittlichen Liberalismus zu gewinnen. Zu ruhigem Nachdenken und zu längeren Versuchen über eine Organisation der Wahlen, welche dem Grundsatz der Proportionalität von Rechten und Pflichten Rechnung getragen hätte, fehlte es in jener stürmischen Zeit an Ruhe und Muße. Heute dürfte es nicht zu früh sein zu einem kritischen Blick auf unser deutsches Wahlgesetz. Je länger dasselbe unangetastet besteht, desto mehr gewinnt es den Nimbus des Althergebrachten, und desto schwerer wird es, an demselben zu rütteln.

Digitized by Google

Die Hoffnung auf ein Heranziehen der Arbeiterpartei zur positiven staatlichen Mitarbeit hat sich nicht erfüllt; vielmehr hat der staatsfeindliche, vaterlandslos-internationale Charakter der Socialdemokratie sich seit Einführung des gleichen Wahlrechts erst recht entwickelt und die auf Grund dieses Wahlrechts in den Reichstag gesandten Arbeitervertreter haben sich als eine unversöhnliche Oppositionspartei constituirt, welche mit Hülfe des Wahlrechts die erfolgreichste Propaganda trotz des nachher erlassenen Socialistengesetzes treibt. Deutschland ist ferner seitdem um eine eroberte Provinz gewachsen, welche ebenfalls lauter unversöhnliche Reichsfeinde in den Reichstag schickt. Durch den Conflict mit der katholischen Kirche ist der ganze Einfluß der katholischen Geistlichkeit nicht nur der Regierung entzogen, sondern der Opposition zugeführt worden, und das Centrum ist, wenn auch kein unversöhnlicher Gegner des Reiches als solchen, so doch ein unversöhnlicher Gegner seines paritätischen Charakters, der nur durch die völlige Auslieferung des Staates an die Alleinherrschaft der katholischen Kirche versöhnt werden könnte. Die Macht des bürgerlichen Capitals und der städtischen Bildung kommt trotz aller Erfolge der Regierung noch immer zum großen Theil der doctrinären liberalen Opposition zu Gute. Ungeachtet alles dessen hat der Einfluß des übrigen Theiles des Capitals, der evangelischen Geistlichkeit, der Verwaltungsbehörden und des Großgrundbesitzes bis jetzt ausgereicht, um Katastrophen des Staatslebens zu verhindern. Aber sie haben doch nur knapp und unter begünstigenden Umständen dazu ausgereicht, wie es der Besitz von Staatsmännern ersten Ranges mit anerkannter Autorität und die rechtzeitige Kriegsgefahr von Seiten des Feindes ist. Die letzten Reichstagswahlen haben doch nur darum eine Katastrophe verhindert, weil das wählende Volk vor den drohenden Ausbruch eines Krieges auf Leben und Tod gestellt war. Sie würden selbst in dieser Lage nicht dazu ausgereicht haben, wenn die Oppositionsparteien dem Wahlkartell der Regierungsparteien ein ebenso fest gefügtes Gegenkartell entgegengestellt hätten; vielmehr würde dann die den Oppositionsparteien verbliebene Mehrheit der Urstimmen auch nach Abrechnung der bloßen Zählcandidaturen zu einem Reichstag von unbestimmter, schwankender Mehrheit geführt haben.

Die Gefahren des gleichen Wahlrechts werden bis jetzt hauptsächlich darum noch nicht erkannt, oder doch nicht nach Gebühr gewürdigt, weil dasselbe auf das Reich beschränkt ist, aber in den Einzelstaaten, Provinzen, Kreisen und Gemeinden noch ein anderes Wahlrecht gilt, das mäßigend und mildernd auf die Reichswahlen einwirkt. Nun ist es aber eine bloße Frage der Zeit, daß das für das Reich gültige Wahlrecht auch in die einzelnen Bundesstaaten seinen Einzug hält; was für das Reich das beste ist, muß vernünftigerweise auch für Preußen, Bayern u. s. w. besser als das Bestehende sein. Ist aber einmal das Wahlrecht der Einzelstaaten demokratisirt, dann muß nothwendig die Agitation weiter gehen und kann nur bei der Demokratisirung aller politischen und socialen Verbände münden. Wenn erst alle Industriestädte socialdemokratische Stadtverordnetenversammlungen und Magistrate haben werden, dann werden auch die Reichstagswahlen in diesen Städten der Socialdemokratie nicht mehr bestritten werden können. Wenn das Reich dem demokratischen Princip ausgeliefert bleibt, so ist keine Macht der Welt im Stande, die Demokratisirung aller anderen Verbände auf die Dauer hinzuhalten. Wer die völlige Demokratisirung des politischen Lebens abwehren will, der muß mit der Correctur des Reichswahlgesetzes den Anfang machen.

Unter dem demokratischen Princip verstehe ich hier den Grundsatz, daß die Masse als solche herrschen und entscheiden muß, weil sie die Masse ist, daß die Stimmen nicht gewogen, sondern nur gezählt werden dürfen, daß die Rechte Aller gleich sein sollen, weil Aller Pflichten und Aller Leistungen gleich sein sollen, und daß eine etwa bestehende Ungleichheit der Leistungen ein Unrecht der Mehrleistenden gegen die Minderleistenden ist, welches eine Sühne erheischt und die gelindeste Sühne in der Versagung eines Mehr an Rechten findet. Wer der Ansicht ist, daß dieses demokratische Princip, wo es zur Herrschaft gelangt, mit Nothwendigkeit alle Cultur vernichten und zur allgemeinen und gleichen Bestialität führen muß, der wird demselben nach Kräften entgegenzuwirken sich gedrängt fühlen. Wer da weiß, daß die Höhe jeder Organisation proportional der Differenzirung der Glieder und der Ungleichheit ihrer Leistungen ist, der wird auch daran festhalten müssen, daß die Gerechtigkeit eine Proportionalität von politischen Rechten und Leistungen fordert, und daß die Stimmen nicht bloß gezählt, sondern auch gewogen werden müssen. Das gleiche Wahlrecht sanctionirt staatsrechtlich den Sieg der Unbildung über die Bildung, der Unerfahrenheit, Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und Rohheit über die Erfahrung, Weisheit, Besonnenheit und Erudition, der Dummheit über die Klugheit, der Leidenschaften über die verständige Erwägung, der kurzsichtigsten Interessen über weitschauende Umsicht, des stumpfsinnigen Leichtsinns über die feinfühlige Vorsicht und Gewissenhaftigkeit. Das gleiche Wahlrecht ist deshalb unter allen praktisch möglichen theoretisch das unvernünftigste, und stellt die Fortexistenz des Staates, in dem es zur Herrschaft gelangt ist, auf die Hoffnung, daß die Fortdauer der historischen Mächte der Ungleichheit und ihr unvermerkter oder offener Einfluß auf die Massen den staatsrechtlichen Buchstaben sammt dem in ihm verkörperten Princip zu Schanden machen werde.

Diese Hoffnung ist in der That bis zu einem gewissen Grade begründet; alle decretirte Gleichheit wird zum Spott gegenüber der geschichtlich gewordenen thatsächlichen Ungleichheit und ihrer Macht. Aber gerade die Gewährung der höchsten Rechte wird für die Massen zu einer politischen Schule, in der sie lernen, sich dem Einfluß dieser historischen Mächte mehr und mehr zu entziehen. Was an deren Stelle tritt, ist der Radicalismus einer wüsten Demagogie ohne klare Ziele und ohne persönliches Verantwortlichkeitsgefühl. Diesem gegenüber müssen die historischen Potenzen ihre Bemühungen verdoppeln, sich eines entsprechenden Einflusses auf die Wählermassen zu versichern; dieses Bestreben ist aber aussichtslos für die Vertreter einer maßvollen, nüchternen, ruhigen und besonnenen Politik der Zweckmäßigkeit, und aussichtsvoll nur für diejenigen Mächte, welche an den Aberglauben, die Einfalt, den Neid, die Mißgunst, den Fanatismus und an die schlechtesten Leidenschaften der Volksseele appelliren. So ist die nothwendige Folge des allgemeinen Wahlrechts, daß, je länger je mehr der Radicalismus und die Reaction sich des Stimmviehs bemächtigen, und die besonnenen und gemäßigten Mittelparteien zwischen diesen Extremen wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben werden.

Wir haben kaum 20 Jahre das gleiche Wahlrecht und sehen diese Folge schon in erschreckendem Maße hervortreten. Die Regierung, welche sich auf die radicalen Parteien nicht stützen darf, und auf die Mittelparteien nicht mehr stützen kann, wird dadurch mit Nothwendigkeit und wider Willen den reactionären Mächten in die Arme getrieben und muß Anlehnung suchen bei der katholischen und evangelischen Kirche und dem Großgrundbesitz, deren Hülfe sie theils mit Preisgebung staatlicher Rechte, theils durch Bewilligung agrarischer Begehrlichkeit theuer genug bezahlen muß. Was wir heute sehen, sind aber erst schwache Anfänge von dem, was bei Fortdauer des gleichen Wahlrechts sich nothwendig entwickeln muß, sobald einmal weniger starke Hände das Ruder der Regierung lenken. Alles Herumcuriren mit symptomatischen Palliativmitteln kann die Sache nur schlimmer machen, indem es das gleiche Wahlrecht älter werden und immer mehr einwurzeln läßt. Es gibt nur eine Rettung, die Radicalcur; man muß das Uebel an der Wurzel angreifen, d. h. am gleichen Wahlrecht.

Dieser Weg wäre wohl schon längst eingeschlagen worden, wenn sich nur eine praktisch brauchbare Art und Weise dargeboten hätte, um die Allgemeinheit der Wahlberechtigung mit der Proportionalität von Rechten und Leistungen zu verbinden, ohne darum die directe und geheime Wahl preiszugeben, oder gar in das unpraktische Klassenwahlsystem zurückzufallen. Die einzigen Vorschläge, welche meines Wissens in dieser Hinsicht gemacht sind, beziehen sich auf die Eintheilung der Wahlkörper nicht nach geographischer Lage, sondern nach Berufen,

Digitized by Google

in ähnlicher Weise, wie es sich in den Unfall-Berufsgenossenschaften vollzieht. Solche aus wirthschaftlichen Interessenkreisen hervorgehende Vertreter können trefflich dazu dienen, einen Volkswirthschafsrath mit ausgedehnten Befugnissen neben dem Reichstag und neben einer kirchlichen Synode zusammenzusetzen, aber sie sind nicht zur Constituirung eines politischen Parlaments geeignet. Die wirthschaftlichen Sonderinteressen, welche schon jetzt in unseren politischen Parlamenten einen viel zu breiten Raum einnehmen, würden dann geradezu die Herrschaft an sich reißen, und jeder so gewählte Abgeordnete würde sich nicht sowohl als Vertreter der politischen Interessen des ganzen Reiches, als vielmehr als Vertreter der wirthschaftlichen Interessengruppe betrachten, aus der er hervorgegangen ist. Es muß also die geographische Abgrenzung der Wahlbezirke ebenso wie die directe und geheime Abstimmung beibehalten werden.

II. Das allgemeine, directe, geheime, ungleiche Wahlrecht.

Das Wahlrecht im Deutschen Reiche heißt allgemein, ohne es zu sein. Ich meine damit nicht die Ausnahmen, welche durch rechtliche oder wirthschaftliche Unmündigkeit (Unterstützungsbedürftigkeit oder Vergantung) oder durch Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bedingt sind. Solche Ausnahmen muß jedes Wahlgesetz festhalten, und es wäre nur zu wünschen, daß der Kreis dieser Ausnahmen noch erweitert würde auf alle diejenigen Bürger, die entweder nicht deutsch sprechen oder, wenn auch deutsch sprechen, doch nicht deutsch lesen und schreiben können. Von einem Bürger, der nicht deutsch kann, ist nicht zu erwarten, daß er einen deutschen Reichspatriotismus besitzen werde; ein solcher darf nur als Schutzbürger, nicht als Vollbürger behandelt werden, und es darf ihm nicht das Recht der Mitwirkung an der Leitung der Geschicke eines nationalen Staatswesens anvertraut werden, das er nicht als sein Vaterland anerkennt und liebt. Ein Analphabet aber besitzt nicht jenes unverläßliche Minimum von Bildung, das man in einem Lande der allgemeinen Schulpflicht von jedem Bürger zu erwarten berechtigt ist, und das man als Bedingung dafür aufstellen muß, daß eine Mitwirkung an der Staatslenkung eingeräumt wird. Die Prüfungen der Gestellungspflichtigen durch die Kreisersatzcommissionen bieten den geeignetsten Anhalt zur Feststellung dieser Qualification.

Die Erweiterung dieser Ausnahmen der Wahlberechtigung würde einerseits sehr segensreich wirken und andererseits würde die Zahl der Wahlberechtigten durch dieselbe nicht vermindert werden, falls nur die unberechtigten Ausnahmen unseres Wahlgesetzes beseitigt würden. Das preußische Wahlgesetz ließ die Altersgrenze der Wahlberechtigung mit dem damaligen Mündigkeitsalter in den alten preußischen Provinzen, d. h. mit dem 24. Lebensjahr zusammenfallen. Im Norddeutschen Bunde wurde die Altersgrenze der Wahlfähigkeit um ein Jahr hinausgeschoben, später aber das Alter der Mündigkeit in ganz Preußen auf das 21. Lebensjahr heruntergesetzt. Daraus hat sich ergeben, daß ein Bürger vier Jahre lang rechtsmündig herumlaufen muß, ohne wahlmündig zu sein. Die socialdemokratische Agitation hat es sich natürlich nicht nehmen lassen, diese Durchlöcherung des allgemeinen Wahlrechts für ihre Zwecke gehässig auszubeuten, indem sie darauf hinwies, daß die mittlere Lebensdauer der ärmeren Stände erheblich geringer sei als die der wohlhabenderen, und daß deshalb in der Hinausschiebung des wahlfähigen Alters eine Benachtheiligung der ersteren zu Gunsten der letzteren liege. Wenngleich die niederen Klassen es in der Hand hätten, durch völlige Enthaltung von spirituösen Getränken ihre wahrscheinliche Lebensdauer um ein bis zwei Jahrzehnte zu verlängern, so kann man doch nicht leugnen, daß diese Verschiedenheit zwischen dem Alter der Mündigkeit und der Wahlberechtigung das Princip der Allgemeinheit des Wahlrechts in einer durch nichts gerechtfertigten Weise verletzt. Es ist ohne Zweifel richtig, daß in den gebildeten Ständen ein junger Mann von 25 Jahren wesentlich reifer urtheilen wird als ein solcher von 21 Jahren; aber in den ungebildeten Volksklassen, welche die Masse des Volkes ausmachen, wird der 25jährige auch nicht viel reifer geworden sein, als er schon mit 21 Jahren war, vielmehr gehören da mindestens zehn bis fünfzehn Jahre dazu, um durch bloße Lebenserfahrung die politische und allgemeine Weltanschauung merklich reifer zu machen.

Ob die Grenze von 21 Jahren für die Rechtsmündigkeit nicht etwas früh gezogen ist, steht hier nicht zur Erörterung; nachdem dieselbe einmal angenommen worden ist, scheint es unbillig, dem Rechtsmündigen die Wahlberechtigung zu verweigern. Daß der Jüngling, der gereifte Mann und der erfahrungsreiche Greis mit gleichem Maße gemessen werden und dasselbe Gewicht in die Waagschale zu werfen haben, erscheint freilich noch unbilliger; diese Unbilligkeit aber läßt sich nicht durch Hinaufrückung des wahlfähigen Alters beseitigen. In allen Zeiten eines gesunden Volkslebens hat man die Jugend angehalten, vor dem Urtheil der Alten Ehrfurcht zu hegen und hat einem „Greisenrath" (Gerusia, Senatus) hohe staatliche Befugnisse eingeräumt. Es blieb der Periode eines überstürzten Drängens und Hastens nach Fortschritten vorbehalten, das Heil des Staates in den radicalen Utopien einer unerfahrenen und unzufriedenen Jugend zu suchen. Nun hat aber das Alter nicht nur eine reichere Erfahrung, einen weiteren Gesichtskreis und ein reiferes Urtheil als die Jugend, sondern es hat auch im Laufe seines Lebens thatsächlich dem Staate mehr geleistet. Es hat eine größere Summe von Pflichten gegen den Staat erfüllt und ist in der Lage, durch ein besseres politisches Urtheil dem Staate eine größere intellectuelle Leistung bei der Wahlhandlung darzubringen; aus beiden Gründen darf es fordern, daß seine Stimme größeres Gewicht erhält als die der Jugend. Gewährt man der Jugend von 21—35 Jahren je eine Stimme, so kann das reife Mannesalter von 35—55 deren zwei, und das höhere Alter deren drei beanspruchen. Auf diese Weise würden beide oben gerügte Unbilligkeiten zugleich vermieden und der vermehrte Einfluß des Jünglingsalters durch einen noch stärker vermehrten Einfluß der reiferen Jahre aufgewogen.

Aber selbst das Zusammenfallen der Rechtsmündigkeit und Wahlmündigkeit würde das Wahlrecht noch immer nicht zu einem schlechthin allgemeinen machen, da die mündigen Personen weiblichen Geschlechts und die Unmündigen beiderlei Geschlechts noch immer ausgeschlossen blieben. Die Agitation zur Erweiterung der Frauenrechte pocht schon lange gegen die erstere der beiden Schranken, und sie hat in der That insoweit Recht, daß sie sich über das Nichtvertretensein der Frauen in der Staatslenkung durch die Wahlen beklagt. Unrecht hat sie nur darin daß sie die Ausübung des Wahlrechts für die Frauen fordert und diese damit aus dem Frieden der Familie in die Oeffentlichkeit des politischen Parteienkampfes hinauszerren will. Andererseits verbietet das deutsche Wahlgesetz mit Recht jede stellvertretende Wahlausübung, um die Bevollmächtigungsurkunden nicht zu Gegenständen der meistbietenden Versteigerung durch die Parteien werden zu lassen. Dieses Motiv ist aber nur stichhaltig, wo es sich um Stellvertretung durch eine willkürlich erwählte und durch Willenserklärung bevollmächtigte dritte Person handelt, nicht wenn die Stellvertretung durch die natürlichen Vormünder und Rechtsbeistände, durch Väter oder Gatten in Betracht kommt.

Man klagt so viel über die individualistische Atomisirung der modernen Gesellschaft und über den Verfall der Familiensolidarität; aber man läßt die nächstliegenden Gelegenheiten zur Geltendmachung der Familiensolidarität im Staatsleben unbenutzt. Die Vertretung der Familie nach Außen ist Sache des männlichen Familienhauptes, das allein für diese Vertretung die Verantwortung trägt; seine Handlungen sind gültig und bindend wie diejenigen eines Ministers des Aeußeren im Verkehr mit anderen Staaten, gleichviel ob das Parlament von diesen Handlungen Kenntniß erhält oder nicht, beziehungsweise ob es dieselben billigt oder nicht. Auf Grund der Familiensolidarität geht die Vermuthung dahin, daß ein Sinn und ein Geist in der Familie herrscht, und daß das Familienhaupt für dessen Herstellung und Aufrechterhaltung sorgt;

Digitized by Google

wenn diese Vermuthung in besonderen Fällen nicht zutrifft, so ist das um so schlimmer für die Familie, kann aber von Staatswegen nicht berücksichtigt werden.

Hiernach hätte jeder Bürger nicht bloß für sich seine Wahlstimme abzugeben, sondern auch für seine Frau und für jedes seiner lebenden Kinder, mit Ausnahme derer, welche ihr Wahlrecht entweder selbst ausüben (mündige Söhne) oder es durch einen Anderen ausüben lassen (verheirathete und nicht verwittwete Töchter). Nur so würde das Wahlrecht wirklich allgemein, d. h. es würde für jeden Kopf eine Stimme abgegeben. Diejenigen Wahlberechtigten, deren Wahlrecht von Anderen ausgeübt wird (Weiber und Unmündige), sind natürlich von jedem Qualificationsnachweis befreit; ein solcher ist nur von demjenigen zu erbringen, der ihr Wahlrecht neben dem seinigen ausübt. Fällt der letztere, d. h. der betreffende Vater oder Gatte unter die oben festgesetzten Ausnahmen, so ruht die Ausübung des Wahlrechts für seine Familienglieder ebenso, als wenn er gestorben ist. Ein künstlicher Ersatz für die fehlende natürliche Stellvertretung ist nicht zulässig, weil dadurch sofort dem Wahlschacher Thür und Thor geöffnet würde.

Dieselbe Forderung, welche hier so eben aus dem Princip der Allgemeinheit des Wahlrechts abgeleitet wurde, folgt aber auch aus dem Princip der Proportionalität von Leistungen und Rechten. Ein Familienvater zahlt nicht nur dem Staat mehr indirecte Steuern als ein familienloser Bürger, sondern er erfüllt auch eine staatsbürgerliche Pflicht, welche dieser versäumt; er entlastet nämlich den Staat und die Gemeinde von dem Proletariat unverehelichter Weiber um einen Kopf und erzieht Kinder, welche er dem Staate bei Antritt ihrer wirthschaftlichen Selbständigkeit als productives Capital, d. h. als steuerfähige Bürger zum Geschenk macht, und durch welche er die Wehrfähigkeit, Macht und Größe des Vaterlandes mehren hilft. Seine Leistung ist proportional der Zahl seiner Familienmitglieder, vorausgesetzt, daß er die Lasten ihres Unterhalts und ihrer Erziehung selbständig trägt und keine Unterstützung für dieselben beansprucht. Es entspricht deshalb der Gerechtigkeit, daß seine politischen Rechte auch diesen Leistungen proportional sind, d. h. daß er soviel Stimmen bei der Wahl abgeben darf, als seine Familie lebende Köpfe zählt. Wer die erste Begründung dieses Resultats aus der Allgemeinheit der Wahl nicht gelten lassen will, wird sich doch dieser zweiten Begründuug nicht verschließen können.

Gehen wir in der Betrachtung der Verschiedenheit der Leistungen weiter, so zeigt sich zunächst die persönliche Theilnahme an der Vaterlandsvertheidigung, sowohl der friedlichen Vorbereitung, als der kriegerischen Ausübung derselben, welche bisher noch in keinem Wahlgesetz zum Ausdruck gelangt ist. Wer persönlich seiner Militärpflicht genügt hat, der hat damit thatsächlich ganz andere Opfer auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt, als der dazu untauglich Befundene, und dieser Unterschied würde selbst dann bestehen bleiben, wenn für die letztere Klasse eine Wehrsteuer zur Einführung gelangte. Denn bloße Geldopfer können niemals ein volles Aequivalent für mehrjährige persönliche Leistungen gewähren, und noch weniger können sie die Einführung in den militärischen Organismus und die Durchtränkung mit seinem Geiste ersetzen. Der „Gediente“ sieht den Staat, das Vaterland, die auswärtige Politik und die Wechselwirkung zwischen Fragen der äußeren und inneren Politik mit ganz anderen Augen an, als der nicht Gediente; er hat vor diesem eine Schule der Zucht und der Einordnung in ein größeres Ganze, einen Lehrgang politischer Erziehung voraus, der auf keinem anderen Wege zu ersetzen ist. Deshalb darf man ihm auch mehr staatsbildende und staatserhaltende Kraft und mehr politisches Verständniß und Opferwilligkeit für das Wohl des Vaterlandes zutrauen, als dem nicht Gedienten, also erwarten, daß er durch sein bei der Wahl bethätigtes politisches Urtheil für das Staatswohl mehr leistet. Aus beiden Gründen, weil er mehr geleistet hat, und weil man ihm eine bessere politische Urtheilsleistung zutrauen darf, ist es billig, daß er eine Stimme mehr abzugeben hat, als der nicht Gediente. Die Feuerprobe liegt freilich erst in der Einsetzung von Leben und Gesundheit bei der activen Vaterlandsvertheidigung; in dieser Feuerprobe schmelzen, wenn irgendwo, die Schlacken vaterlandsloser Gesinnung und gemeiner kleinlicher Selbstsucht. Für jeden mitgemachten Krieg sollte deshalb der Wähler eine weitere Stimme mehr abgeben dürfen. Da wir seit 1816 nur drei Kriege gehabt haben, so werden auf diesem Wege einem Wähler höchstens vier Stimmen zuwachsen können.

Die höchste Wichtigkeit messe ich in Betreff der politischen Leistungsfähigkeit dem Unterschiede der Bildung bei. Wer sich der allgemeinen Schulpflicht entzogen, oder die Volksschule fruchtlos besucht hat, der läßt es damit an dem Minimum der vom Staate geforderten intellectuellen Leistungen fehlen, und sollte deshalb, wie schon oben bemerkt, überhaupt vom Wahlrecht ausgeschlossen sein. Wer sich dagegen die Qualification zum einjährig freiwilligen Dienst erworben hat, der scheint mindestens doppelt so befähigt, an der Leitung der Geschicke des Vaterlandes theilzunehmen, als der bloß in der Volksschule Unterrichtete, und sollte deshalb auch zwei Stimmen statt einer führen. Die bessere Schulbildung steigert nicht nur die Urtheilsfähigkeit des Verstandes, sondern gewährt auch eine bessere Gemüths- und Charakterbildung und erfüllt die Seele mit Idealen und Pflichtbegriffen, welche dem Volksschüler wenigstens nicht durch die Schule zugeführt werden. In erhöhtem Maße gilt dies von den drei letzten Schuljahren des Gymnasiums oder Realgymnasiums, wo die Lehrer an einem höheren Lehrstoff vor reiferen Jünglingen auch höhere Ideale entwickeln können. Das Zeugniß der Reife einer solchen Anstalt sollte deshalb zu der Urstimme des Wählers nicht bloß eine, sondern zwei Stimmen hinzufügen. Eine vierte Stimme müßte erworben werden durch das mindestens dreijährige Studium auf einer Hochschule und das Bestehen einer darauf folgenden akademischen oder Staatsprüfung. Nichts erscheint mir an dem bestehenden Wahlgesetz so unbillig und aller Vernunft Hohn sprechend, als daß alle Bildungsgrade gleiches Wahlrecht haben und die Stimme des Höchstgebildeten nicht mehr wiegt, als die des völlig Ungebildeten. Ob man mit 14 Jahren die einklassige Volksschule verlassen oder bis zur Mündigkeit und noch länger einem intensiven Studium obgelegen hat, um sich für einen höheren Beruf tüchtig zu machen, das ist doch wahrlich ein Unterschied der Leistungen von größter Tragweite, und wenn auch dieses Studium zunächst im privaten Interesse getrieben worden ist, so kommt es doch ebenso sehr dem Volksganzen und dem Staate zu Gute.

Wir kommen endlich zu den Steuerleistungen, deren Unterschiede neben den anderen nicht vernachlässigt werden dürfen. Der Gedanke, drei Klassen nach Maßgabe der Steuerleistung zu bilden, scheint nicht so übel, nur müssen diese Klassen nach gleichmäßigem Census durch das ganze Reich festgestellt werden. Ich würde die drei Klassen bestimmen als Unbemittelte, Mittelstand und Wohlhabende, und würde die Klasse der Unbemittelten bis zu 1500 Mk. Einkommen rechnen, die der Wohlhabenden von 5000 oder 6000 Mk. Einkommen an. Die Unbemittelten würden auf Grund ihrer directen Steuerleistung keine, der Mittelstand eine, und die Wohlhabenden zwei Stimmen dazu bekommen. Abgesehen von dem auf höhere Leistungen gegründeten Anspruch, haben die Wohlhabenden auch dadurch das Recht, ihre Stimme mehr beachtet zu sehen, weil sie ein viel größeres Interesse an der Erhaltung und dem Gedeihen des Vaterlandes haben, das ihren Wohlstand bedingt und zu schützen berufen ist.

Beide Gesichtspunkte lassen es auch billig erscheinen, daß neben der Klassen- und Einkommensteuer auch die Gewerbe- und Grundsteuer ihre Berücksichtigung finden, allerdings erst von einer gewissen Höhe an. Bei der Grundsteuer, welcher die Gebäudesteuer gleichzustellen ist, hat man die Grenze da zu suchen, wo der Grundstücksertrag eine Familie gut zu ernähren im Stande ist, also bei jener Besitzgröße, unterhalb deren die Zersplitterung des unbeweglichen Eigenthumes gesetzlich unzulässig sein sollte. Der Bauer und der Rittergutsbesitzer haben als Grundbesitzer das gleiche Interesse an der Erhaltung und dem Gedeihen des Staates; insoweit sie aber verschiedene Steuerleistungen erfüllen, ist diesem Unterschiede

Digitized by Google

schon in der verschiedenen Stimmberechtigung der verschiedenen Klassen- und Einkommensteuerstufen Rechnung getragen. Der Gewerbebetrieb ist nur da geeignet, ein festeres politisches Bewußtsein zu verleihen, wo er ein stehender und dauernder von größerem Umsatz ist; die niederen Stufen der Gewerbesteuer können das Interesse am Staat schwerlich über denjenigen Grad hinaus steigern, mit welchem auch die Angestellten gewerblicher Unternehmer am Staatswohl interessirt sind. — Zu einer Unterscheidung zwischen reichen und wohlhabenden Wählern scheint kein Bedürfniß vorzuliegen. Der Reichthum, der weder auf Gewerbebetrieb, noch auf Grundbesitz gestützt ist, dürfte mit drei Stimmen gegen die eine des Unbemittelten hinreichend bedacht sein; in der Regel aber wird Reichthum mit Gewerbebetrieb oder Grundbesitz, oder, mit beiden Hand in Hand gehen und dadurch auf 4—5 Stimmen steigen. Hierdurch scheint die Proportionalität der politischen Rechte mit den Steuerleistungen ausreichend gewahrt.

Dagegen ist jedem plutokratischen Charakter bei solchem Wahlgesetz dadurch vorgebeugt, daß erstens die Stimmvermehrung auch des Reichsten in viel engere Grenzen eingeschränkt bleibt, als beim preußischen Wahlgesetz, und daß zweitens dem Stimmenzuwachs durch Reichthum auch bei dem Unbemittelten der Stimmenzuwachs durch Alter, Familie, Militärleistungen und Bildung gegenübersteht. Wenn der maximale Stimmenzuwachs durch Reichthum die Ziffer 4 hat, so hat derjenige durch militärische Leistungen ebenfalls die Ziffer 4, derjenige durch Bildung die Ziffer 3, derjenige durch Alter die Ziffer 2 und derjenige durch Familie kann die Summe aller vorhergehenden überragen. Auch der Unbemittelte bleibt nur dann auf seine eine Urstimme beschränkt, wenn er zugleich ein ungebildeter Junggesell unter 35 Jahren ist und nicht gedient hat. Es erhellt daraus zur Genüge, daß diese Vorschläge nicht von dem Bestreben nach ungerechter Begünstigung der höheren Stände eingegeben sind, sondern von dem Wunsche, ein thunlichst gerechtes Wahlgesetz zu erzielen. Gerade weil die Gerechtigkeit dieser Vorschläge auf der Hand liegt, dürfte die Zweckmäßigkeit derselben weniger angefochten werden, als bei solchen, die sich bloß auf ihre Zweckmäßigkeit stützen würden. Die Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge dürfte aber darum nicht geringer sein, weil sie die Gerechtigkeit und Billigkeit für sich haben, und die segensreichen Folgen einer solchen Wahlreform würden sich bald genug herausstellen.

Es bleibt die Frage übrig, wie die technische Ausführung dieser Stimmvervielfältigung zu denken sei. Die Lösung scheint mir so einfach, wie die des Columbus mit seinem Ei: der Wähler übergibt dem Wahlvorsteher so viel Stimmzettel, als die Wahlliste ihm Stimmen gestattet. Die Abzählung von 2—12 Wahlzetteln statt eines fällt gegen die Erfüllung der übrigen Formalitäten bei der Wahlverhandlung um so weniger in's Gewicht, als eine größere Stimmenanhäufung doch nur bei einer kleinen Minderzahl der Wähler vorkommen wird; weit größer scheint die Erschwerung bei der Herstellung der Wahllisten. Indessen hat unser Volk sich allmählich an Ausfüllung der verschiedensten Rubriken auf den Gemeindewahllisten, Steuerlisten und Volkszählungsformularen gewöhnt, so daß dieses Bedenken nicht mehr allzuschwer wiegen dürfte. Nimmt man an, daß die Legislaturperiode des Reichstages auf fünf Jahre verlängert wird, so wird schon dadurch die vermehrte Arbeit so ziemlich ausgeglichen. Noch größer würde die Erleichterung sein, wenn die fünfjährige Volkszählung mit der fünfjährigen Aufstellung der Wahllisten verbunden würde. Denkt man sich aber gar das zunächst für den Reichstag vorgeschlagene Wahlgesetz auf alle Staaten und Gemeinden übertragen, so würde dadurch geradezu eine große Arbeitsersparniß erzielt werden.

Literatur und Kunst.

Hans Pöhnl.

Von Th. Ebner.

Als vor längerer Zeit Herr Possart das Wagniß unternahm, den „Armen Heinrich" Hans Pöhnls zur Aufführung zu bringen, als der Verfasser dieses Stückes selbst dann in einem längeren Exposé die Intentionen seines Schaffens kurz darlegte, wie er dies nun in der jedenfalls originellen Vorrede zu seinen gesammelten deutschen Volksbühnenspielen in erweitertem Umfange gethan hat, da mochte man wohl hierin einen Versuch erblicken, allein man war auch kurzweg entschlossen, denselben als resultatlos hinzustellen, und glaubt auch heute noch um so mehr Berechtigung zu einem solchen Urtheil zu haben, als mit Ausnahme des Münchener Hoftheaters sich unseres Wissens keine größere deutsche Bühne entschließen konnte, Pöhnls Volksbühnenspiele anzunehmen. Freilich konnte man sich nach der Première von „Gismunda" an dieser Bühne, welcher der Schreiber dieses anzuwohnen Gelegenheit hatte, keineswegs im Unklaren darüber sein, daß, wenn auch der „Arme Heinrich" zuvor eine im Ganzen freundliche Aufnahme gefunden hatte, nun das Verhalten des Publikums und der einheimischen Presse leider hierfür nur ein vernichtendes Urtheil hatte. Wir stünden nicht an, den abfälligen Kundgebungen an diesem für den Fremden immerhin sehr interessanten Abend auch ihre Berechtigung zuzuschreiben, wenn wir nicht sowohl durch Gerüchte, die uns Morgens zu Ohren kamen, als auch des Abends durch eigene Wahrnehmung hätten zu der Ueberzeugung kommen müssen, daß eine absichtliche und mit allem Raffinement ins Werk gesetzte Demonstration gegen den Autor hier zum Ausbruch kam, deren Tactlosigkeit wir nur auf das Tiefste bedauern können. Es liegt uns nichts ferner — und es wäre dies jedenfalls auch Sache der dortigen Presse gewesen — als darauf hinzuweisen, daß sich ein solches Benehmen in einem Hoftheater einfach von selbst richtet, es wäre allerdings zu erwarten gewesen, daß sich da, wo es sich um einen der eigenartigsten und sehr ernst gemeinten dramatischen Versuche handelte, das Publikum auch die hierfür erforderliche Stimmung mitgebracht, und sich nicht durch einzelne gehässige Aeußerungen hätte irreleiten lassen. Dabei wäre es denn freilich auch ein vergeblicher Versuch, nach dem offenbaren Durchfall, den Pöhnl mit seiner „Gismunda" zu verzeichnen hatte, von Neuem das Publikum Münchens für den Autor umzustimmen.

Denn keineswegs — das darf mit Bestimmtheit ausgesprochen werden — hat derjenige, der eines dieser Volksbühnenspiele nur sieht, und sich nicht auch aus der oben schon angeführten Vorrede Pöhnls über seine Tendenzen unterrichtet hat, das Recht, sich ganz und gar ablehnend zu verhalten. Der wundeste Punkt in dem ganzen Schaffen des Autors ist eben diese Vorrede, ist der Versuch, den er in derselben macht, die althergebrachten und festgegründeten Ansichten über unser classisches Drama zu erschüttern, und ein schablonenhaftes, oberflächliches Arbeiten eines Lessing, Goethe und Schiller nachzuweisen. Das ist ja wohl originell, aber es ist keineswegs wahr, und es hätte entschieden ein schöneres Zeugniß für Pöhnls Bestrebungen abgelegt, wenn er, der doch auch in seiner Eigenart gerecht beurtheilt werden will, sich die Mühe genommen hätte, diesen Männern in der Entwickelung unseres Dramas eine Stellung anzuweisen, auf die sie die begründetsten Ansprüche haben. Es läßt sich eine solche Eigenmächtigkeit kaum mit dem oft bei solchen Fragen zu Hülfe genommenen jugendlichen Eifer des Autors entschuldigen, denn die ganze Vorrede zeigt den in Literatur- und Culturgeschichte alter und neuer Zeit vollständig bewanderten Forscher, und es kann im Interesse seines ganzen Strebens nur bedauert werden, daß Pöhnl einseitig genug ist, alle dramatischen Erzeugnisse

Digitized by Google

der Neuzeit, seien sie nun classisch oder nicht, in seine Schablone zu pressen, und den nicht passenden kaltblütig das Todesurtheil zu sprechen. Es läßt sich der ganzen Richtung seines Strebens nach wohl begreifen, daß Goethe um seines Faust willen noch am glimpflichsten wegkommt. Es mahnen ja nicht allein manche Bemerkungen, wie „sehr herablassend", „sehr artig", „mit tiefernstem und männlich starkem Humor" an den alternden und alten Goethe im zweiten Theil des Faust, schon der Stoff und die äußere Gestalt dieser Dichtung müssen Gnade vor dem Dichter der Volksbühnenspiele finden, allein trotzdem und kraft seines Systems von der „Nachahmungsvirtuosität," als deren Repräsentanten ihm eben Goethe und Schiller gelten, ist ihm der „Faust" am Ende doch auch nur „ein kopfloses Durcheinander von hunderttausend schönen Erinnerungen aus den Literaturen sämmtlicher bekannter Völker;" und wenn auch am Ende für „Wallensteins Lager," zumeist aber auch nur wegen der äußeren Form, sich ein bescheidenes Plätzchen in seinem System finden ließe, so ist das Endresultat seiner Betrachtung doch, daß „alles Große und Schöne, welches Lessing als thatsächlicher Kunstarbeiter anstrebte, die individuellen Anschauungen dieses Mannes über den Haufen geworfen haben." Man kann ja Pöhnl in seiner Klage um den Verlust eines nationalen Dramas, das schon Lessing in seinem bekannten Ausspruch ironisirte, durchaus nicht Unrecht geben; es ist wahr, gerade unsere für das große Publikum berechneten dramatischen Erzeugnisse athmen alles andere, nur keinen deutschen Geist; allein es konnte unserer Ansicht nach ein solch tiefer Schnitt ins Fleisch, wie ihn Pöhnl that, keineswegs die richtige Operation sein, und dem deutschen Leser einen Lessing, Goethe und Schiller zu nehmen, um an ihre Stelle Jakob Grimm, Uhland, Scheffel und Richard Wagner zu setzen, das ist sehr kühn, da es sich ja hier nicht um ein „Entweder — oder" sondern sicherlich nur um ein vernünftiges „Neben — und Nacheinander" handeln konnte. Daß Pöhnl namentlich auch in der Operndichtung auf das deutsche Element dringt, daß ihm hierbei eben Richard Wagner als Ideal erscheint, das ist ja nur natürlich: „Dieser Mann hat für das Wiedererwachen unseres nationalen Kunstbewußtseins mehr gethan als Lessing, er hat alle die Sünden, welche das Professorendrama — (so nennt er auch die Schillerschen Dramen) — und Journalistenschauspiel auf unserer Bühne verschuldet haben, auf sich genommen, und der unnationalen Horde unseres Bildungspöbels klar gemacht, wo das deutsche Kunstheil zu suchen ist. Mögen große Musikkenner sagen, Richard Wagner sei nicht würdig, Mozart die Schuhriemen aufzulösen, mögen Kenner unserer nationalen Dichtung behaupten, Wagner verunglimpfe unsere Sage in seinen Operntexten, jeder Deutsche, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, muß Richard Wagners geniales Nationalbewußtsein preisen, da er den Muth hatte, die als romantisch verschrieenen Gestalten auf die Bretter zu stellen mit ungeheurem Erfolg. Fliegender Holländer, Lohengrin, Tannhäuser, Tristan und Isolde, Nibelungen, Parsifal! Jauchzt euer Herz nicht auf bei dem Zauber, der aus diesen Namen spricht?" Gewiß, wir theilen die Begeisterung für Wagners Verdienste, allein wir können trotzdem nicht mit Pöhnl in Scheffel „den größeren deutschen Dichter" auch als unsere Classiker erkennen, wir sind froh, daß wir in Wagners Schriften werthvolle Aufschlüsse über seine Kunstanschauungen besitzen, allein wir können nicht bedauern, daß eben diesem Scheffel „die Wagnersche Streitbarkeit" mangelte, und wir können auch nicht glauben, daß es diese Streitbarkeit sei, „die allenthalben den Sieg unserer nationalen Poesie zur Entscheidung bringen wird".

Es ist freilich Pöhnl's Wagner-Enthusiasmus keineswegs so selbstlos wie er uns wohl glauben machen möchte. Er fühlt, daß er eines Mannes bedarf, der eine Berufung auf sich zuläßt, ja geradezu fordert, er weiß, daß ein Vergleich seines Schaffens mit demjenigen R. Wagners entschieden trotz des gleichartigen Strebens zu des letzteren Gunsten ausfallen muß, weil in seinem Wirken viel weniger Reflexion, viel mehr packende Elementar-Gewalt ruht, und so glaubt er, in dem Ruhmesschein, in welchem Wagners gewaltige Persönlichkeit bei Freund und Feind stehen muß, eine Stelle zu finden, die auch sein Streben in um so hellerem Lichte erscheinen läßt.

Natürlich hat sich Pöhnl auch über die dramaturgischen und technischen Seiten seiner Reformen auszusprechen; Mysterienbühne und antikes Theater erscheinen ihm abgeschmackt, und er glaubt das Mittel zwischen Antik Renaissance wählen zu müssen, indem er seine Handlungen in sechs Scenenbilder vertheilt, deren Dauer freilich nur einen gewöhnlichen Theater-Abend ausfüllen soll. In der elektrischen Beleuchtung sieht Pöhnl einen Schritt, der unsere Bühne schon wieder nahe zu den „Nürnbergern und ihrer unverfälschten Natur" führen soll. Die einzige und wahre Rettung aber sieht er eben immer wieder in der Befreiung der Bühne „aus den Banden der Journal-Dramatiker und Katheder-dichter; sie muß eine Fühlung mit dem unverdorbenen großen Volke herstellen, freilich werden diese Leute nicht über Nacht in die theuren Schauspielhäuser gelockt, aber sie können nach und nach herangezogen und gebildet werden. Der richtige Director muß nur erscheinen, und den Tendenzmachern am Theater gründlich das Handwerk verleiden — wenn derselbe ein nationalgesinnter Mann ist, ein erfahrener Schauspieler und ein bedeutender Poet, so genügte er allein, mit großer Machtvollkommenheit ausgerüstet, um eine nationale Bühne zu gründen. Man hat in Rottenburg den „Meistertrunk" aufgeführt, und Bürger der Stadt waren die Schauspieler, auch in Worms wurde zur Lutherfeier ein Lutherspiel von Bürgern aufgeführt, in Oberammergau spielt man das Passionsdrama, und Bayreuth, allerdings mit Opernsängern, gibt seine Festspiele; warum finden sich nicht mehr Städte, die sich zu nationalen Festen aufschwingen? Die dramatische Kunst in Nürnberg sowie in Augsburg wurde nicht handwerksmäßig geübt, auch in Athen nicht, und zeitigte doch die größten nationalen Dichter. Der Segen der allgemeinen Wehrpflicht hat unser Volk in seiner Körperrasse und Wehrkraft gestählt, der Segen der allgemeinen Kunstpflicht würde Geistesfrüchte reifen lassen, die bei der ungeheuren Naturkraft unseres Volkes alle dagewesenen Kunstleistungen aller Völker übertreffen müßten. Laßt uns nicht Römer werden, die ein Weltreich mit Waffen gründen, laßt uns Griechen sein, die aller Herren Reiche mit der Kraft ihres Geistes überschatten? Wenn je ein Volk von Gott auserlesen scheint, das geistige Erbtheil der Griechen anzutreten, so muß es Alldeutschland sein. Es wäre an der Zeit, daß man etwa wiederum in Nürnberg, Augsburg oder Worms und anderen deutschen Städten sich in Bürgerkreisen gegenseitig anfeuerte, die Werke der großen Nürnberger darzustellen, eine fleißige Geistesübung auf diesem Gebiete wird binnen Kurzem die ungeheure Kraft dieser Künstler offenbaren."

Man kann sich dem Eindruck der warmen Begeisterung, die aus diesen Worten spricht, kaum entziehen, und hat doch das Bewußtsein, daß das Ganze nur ein Ideal ist, dessen Verwirklichung allezeit ein frommer Wunsch bleiben wird. Sicherlich sind hieran weder Pöhnl noch seine Stücke schuldig. Daß er in den oben angeführten Worten den Erfolg einzelner Festspiele, der eben doch nur aus dem Festhalten an diesen Begriff hergeleitet werden kann, zur dauernden Allgemeinheit für alle seine und den seinigen ähnliche Bestrebungen erhebt, das ist ein Irrthum, der wohl begreiflich, aber für den Autor selbst am verhängnißvollsten ist. Es wäre freilich einigermaßen zu erwarten gewesen, daß in einer Zeit, in welcher nicht allein die „Butzenscheibenliteratur" der allgemeinen Liebling, in welcher die Renaissance mit all ihren künstlerischen Aeußerungen überall Eingang gefunden hat, daß in einer solchen Zeit auch das Bestreben eines Autors hätte Anklang finden müssen, der von dem echten und jeden literarischen Feinschmecker entzückenden Gebiet der deutschen Volksbühne ausgehend, auch die Bühne und das Drama in den Dienst dieser Zeitrichtung stellen wollte. Dazu kommt noch, daß alle die in den beiden Bänden seiner Volksbühnenspiele gebotenen Stücke: Der arme Heinrich — Die schöne Magelone — Gismunda — Ritter Staufenberg und die schöne Meerfei — der liebe Augustin — nicht nur ihrem äußeren Gewande und auch der Scenerie nach,

Digitized by Google

echt sind, sie künden von einer poetischen und kräftigen dramatischen Anlage Pöhnls, um welche ihn manche der von ihm abgeurtheilten dramatischen Größen der Gegenwart beneiden dürfte. Pöhnl ist nicht allein ein aufmerksamer, er ist auch einer der begabtesten Schüler unserer mittelalterlichen Dramatiker; er findet Bilder und Worte, welche so bedeutend, so packend in ihrer Eigenart sind, daß sie ihn hoch über all den Klingklang und Singsang der Gegenwart emporheben.. Man mag von Seiten einer oberflächlichen und voreingenommenen Kritik, wie sie sich mit nur wenigen Ausnahmen gegen ihn ausgesprochen, manche Absonderlichkeit als Gewaltthätigkeit an unserer deutschen Sprache brandmarken wollen, man macht sich dadurch nur eines absichtlichen Verkennens unseres Sprachgeistes schuldig, und characterisirt sich selbst als einen jener modernen Menschen, die nicht allein in Kleidung und Wohnung, sondern auch in ihrem ganzen Denken und Sprechen eine Mannigfaltigkeit und Buntfarbigkeit zeigen, welche nur über innere Gehaltlosigkeit hinwegtäuschen soll. Und dieses Publikum, das ja leider mehr und mehr die Oberhand gewinnt, stellt sich auch dem ganzen Streben Pöhnls als unüberwindbares Hinderniß für eine allgemeine Anerkennung entgegen. Pöhnl ist zu sehr Optimist, als daß er einsähe, wie wenig sein Wollen in unsere Gegenwart paßt; er will nicht daran glauben, daß ein Publikum, das Jahrzehnte hindurch Schritt für Schritt dem Ungeschmack, der Oberflächlichkeit und der Frivolität, ja trotz aller Errungenschaften gar oft der Verleugnung seiner Nationalität näher geführt wurde, sich nicht mit einer Richtung einverstanden erklären kann oder will, die ihm so deutlich den Gegensatz zwischen Wahrheit und Selbstbetrug zeigt. Wir haben früher nicht angestanden, den Theoretiker Pöhnl, wie er sich in seiner Vorrede ausspricht, schiefer und unhaltbarer Anschauungen zu zeihen, wir dürfen aber ebensowenig Bedenken tragen, ihm, da wo er als Dichter auftritt, gerechte Anerkennung zu zollen. Denn so wenig er auch von der Gegenwart anerkannt wird, so ist er doch die Verwirklichung einer geistigen Richtung in derselben, die schon lange aus dem Dunkel sich emporringen möchte, und doch bisher nicht den Ausdruck gefunden hat, der als Beginn einer neuen Periode gelten könnte. Man kann dem Dichter freilich nur auf der Bühne gerecht werden, man muß hören, wie gewaltig diese bilderreiche Sprache wirkt, man muß sehen, wie hochdramatisch sich die Handlung entwickelt, wie aus diesen rohen Gestalten des Volksbuches sich glänzende Helden entwickeln, deren wilder Humor, deren kernige Spruchweisheit uns gar oft an Shakespeare gemahnt. Der Theoretiker Pöhnl will freilich auch von diesem nicht viel wissen; daß er ihm manchmal sprechend ähnlich ist, daß er gleich ihm die Phantasie der Vergangenheit mächtig in der Gegenwart wiederum zu beleben weiß, und uns Zeugniß gibt, wie gewaltig die poetische Gestaltungskraft in dem Bewußtsein unsres Volkes war, das gesteht er sich vielleicht selbst nicht zu, allein er hat es gerade diesem Umstande zu verdanken, daß wir dem Praktiker gerne das verzeihen, was der Theoretiker geirrt hat. Ueber zweierlei aber dürfen wir uns niemals bei einer Darstellung Pöhnls unklar bleiben: er wird niemals ein großes Publikum finden, und: er steht heute mit dem, was er als Dichter geleistet, auf dem Höhepunkt seines eigenartigen Schaffens. Was er des Ferneren auf diesem Gebiete noch leisten würde, wäre manirirt und deshalb gänzlich zu verwerfen.

Jedenfalls ist Pöhnls Wille ein redlicher, er widmet seine ganze Kraft auch seiner Arbeit, und das ist etwas, was ihn über manchen Zeitgenossen emporhebt. Darum gönnen wir auch den Schlußworten seiner Vorrede gerne hier einen Platz:

„Mögen meine Worte gesprochen sein, und meine Arbeiten Gönner finden, ich habe sie geschaffen, ohne Lieb, ohne Leid meinen Kunstgenossen zu bieten, ich habe jahrelang für mich einsam getagwerkt, ohne eines Lohnes zu gewärtigen, allein aus Ehrfurcht und Liebe zur guten, deutschen, alten Kunst; inwiefern es mir gelungen ist, den Pfaden ihrer Wegspur zu folgen, werden jene einst richten und rechten, die von Gott berufen sind, auf meine Schultern zu steigen, und über mir lauterer und kräftiger die reine, unverfälschte nationale Kunst zu predigen. Meinen Zeitgenossen, Landsleuten und engeren Freunden geziemt es mir, nur ein Wort nothfest an die Seele zu heften: laßt walten Liebe der Kunst, sie kann nicht leben sonder Gunst.“

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Coburg.

Von Bruno Gebhardt.

Daß ein Souverän die Denkwürdigkeiten seines Lebens schreibt, ist nichts Seltenes; daß er sie aber schon seinen Zeitgenossen zur Kenntnißnahme darbietet, ist ein so seltener Fall, daß ein derartiges Werk schon um dessentwillen Aufsehen erregen wird. Aber weit mehr als ein bloßes Aufsehen, weit mehr als die Befriedigung eines sensationellen Tagesinteresses, weit mehr auch als die leicht begreifliche Neugier, was und wie ein hoher Herr schreibt, zu ihrem Genügen braucht, bietet der vorliegende erste Band des Werkes „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.“*) Schicken wir es bald voraus: in der Memoirenliteratur wird das Werk die Stelle eines klassischen erhalten und behaupten, als historische Quelle wird es lange hinaus von hervorragendstem Werthe, für gewisse persönliche Verhältnisse und Anschauungen unersetzlich bleiben, und der Eindruck, den der Leser von der Individualität des Verfassers empfängt, ist ein wahrhaft herzerfreuender und geisterhebender. Wir geben dieses Urtheil unter dem frischen Eindruck der beendeten Lektüre; suchen wir es jetzt rückschauend und ruhig erwägend zu begründen.

Werthvolle Memoiren wird nur derjenige schreiben, dessen persönliche Erlebnisse mit großen, für das Geschick der Gesammtheit wichtigen Ereignissen verknüpft sind. Die subjektive Auffassung darf, ja soll hervortreten, sie darf das Urtheil beeinflussen, aber nicht die Darstellung der Thatsachen, denn auch ihr Ziel ist Wahrheit nach bestem Wissen ihrer Verfasser.. Aber alles das würde noch nicht genügen ein derartiges Werk mit dem höchsten Ehrentitel „klassisch“ zu begeben und zu preisen; dazu macht es erst die Kunst, mit der der Memoirenschreiber es versteht, den Einfluß der öffentlichen Verhältnisse auf sein persönliches Werden und die Wirkung seiner persönlichen Handlungsweise auf die öffentlichen Verhältnisse darzustellen. Was die höchste Fähigkeit und die reifste Kunst des epigonen Historikers auch nur selten genug vermag, obgleich er doch den Personen und Thaten als unbetheiligter Zuschauer gegenüber steht, sie kritisch zergliedern, sie objektiv-kühl betrachten und untersuchen, sie nach historischen, ethischen und ästhetischen Grundsätzen neu aufbauen kann, das soll der Memoirenschreiber, wenn nicht anderen gegenüber, so doch an sich selbst ausführen. Er soll sich in seiner Zeit und seine Zeit in sich wiederspiegeln lassen, er soll zeigen, wie ihm die Welt erschien, aber doch so, daß jeder Dritte auch die individuellen Bedingungen erkennt, weshalb sie ihm so erschien. Gewiß eine ideale Forderung, wie sie wohl in der Selbstbiographie des Dichters und Künstlers leichter zu erfüllen ist als in der des thätigen Staatsmannes. Aber soweit es möglich ist, haben die vorliegenden Denkwürdigkeiten dieses hohe Ziel erreicht und deshalb nennen wir sie in ihrer Art ein klassisches Werk, wie es „Dichtung und Wahrheit“ in seiner Art ist.

Das Fürstenhaus, dem der Verfasser angehört, ist an Macht nur klein, aber zweifellos durch die Bedeutung der Persönlichkeiten, die ihm entsprangen, von großem und verdientem Einfluß auf die Geschicke der Welt geworden. Das Haus Coburg hat vielen europäischen Staaten Herrscher und Herrscherinen gegeben und ist in die Verwandtschaft der europäischen Dynastien eng verzweigt; seine besten Söhne hatte es im König Leopold nach Belgien und im Prinz-Gemahl Albert nach

*) Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) 1887.

Digitized by Google

England gesandt. Innig und treu war von Kindheit auf die Verbindung zwischen letzterem und dem älteren Bruder Ernst. Von einem, wie der gereifte Mann erzählt, mit Recht als Ideal bewunderten Vater, der nach der Scheidung von der Gattin sein ganzes Sein den beiden Söhnen zuwandte, männlich und ernst erzogen, von angeborener freisinniger Geistesrichtung, die durch die Strömungen der Zeit getragen und unterstützt wurde, wuchsen die Knaben bei einem Unterricht auf, der gerade heute ein hohes pädagogisches Interesse hat.

Es ist nun natürlich ganz unmöglich, alle diejenigen neuen und wichtigen Aufklärungen, welche die Memoiren bieten, selbst in aller Kürze darzulegen; auch bei einer Beschränkung auf die rein deutschen Verhältnisse, neben denen die interessantesten Aufschlüsse über eine große Anzahl internationaler Vorkommnisse einherlaufen, würde sogar der weitgesteckteste Rahmen nicht ausreichen. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, nachzuweisen, mit welchem trefflichen Verständniß und welch' hervorragender Kunst der Verfasser Beiträge zur Kenntniß und zur Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten bringt und wollen bloß auf die Schlußcapitel dieses ersten Bandes näher eingehen. Daß ein Mann in der Stellung des Herzogs Gelegenheit zum Verkehr mit den ersten Persönlichkeiten der Zeit fand, kann um so weniger Wunder nehmen, als er selber zu den führenden und handelnden gehörte. Das reichste Material bietet er für die Beurtheilung seines Bruders, und für dessen Größe ist es bezeichnend, daß sie mit allem Neuen nnd Intimen, was wir jüngst aus den Memoiren des Grafen Vitzthum, des Herrn v. Beust und aus dem vorliegenden Bande erfahren, immer wächst und zu größerer Bewunderung anregt. Zwei Stellen sollen doch hervorgehoben werden, wo der Prinz Albert über unseren Kaiser, den damaligen Prinzen von Preußen, urtheilt. Am 30. März 1848 schreibt Prinz Albert:

„Der arme Prinz von Preußen ist zu sehr zu bedauern, under a cloud zu sein und ganz ungerechter Weise, denn er geht franchement in's Neue ein". ... „Das einzig Gute für Deutschland ist die feste und besonnene Haltung des Prinzen von Preußen, der wirklich außerordentlich gewonnen und viel gelernt hat in diesen trüben Zeiten. Seine russische Reise hat er mit Geschick und Würde zu benutzen gewußt, dem Kaiser die Augen zu öffnen."

Der Prinz von Preußen aber schreibt selbst in einem Briefe am 22. November 1850, der sehr wichtig ist: „Meiner Ueberzeugung nach sollte unsere Geduld längst erschöpft sein." Weit mehr natürlich tritt Friedrich Wilhelm IV. in den Vordergrund; zahlreiche Briefe und Zusammenkünfte höchst merkwürdiger Art liefern das Material zu einer zusammenfassenden Charakteristik des Königs, der ohne Zweifel keine andere, bisher bekannt gewordene an die Seite gestellt werden kann. Der Verfasser kommt dabei zu dem Schlußresultat: „Trotz aller persönlichen Beziehungen vermöchte indessen Niemand, der die Summe der Regierung Friedrich Wilhelms IV. ziehen sollte, Anderes zu sagen, als daß der König die geistig und politisch völlig vorbereitete Wiederaufrichtung Deutschlands auf längere Jahre und in mancher Hinsicht vielleicht unwiederbringlich geschädigt hatte." In Hinsicht auf den, der urtheilt, und den, der beurtheilt wird, sind diese Worte werthvoll und merkenswerth. Und ebenso feinsinnig und offen und wahr sind die Charakteristiken Louis Philipps, Ludwigs von Baiern und anderer Fürstlichkeiten, Stokmars, Lichnowkys, Radowitz's, des Grafen Brandenburg und zahlreicher anderer Staatsmänner und Politiker, mit denen die bewegte Zeit der Revolution den freigesinnten Fürsten zusammenführte. Denn soviel des Interessanten auch über die außerdeutschen Verhältnisse mitgetheilt ist — man lese die Abschnitte über die spanischen Heirathen, über die Zustände in Spanien und Portugal, wohin der Herzog im Jahre 1845 eine zweite Reise unternommen hatte, die ganze internationale Verwickelung anläßlich der Schleswig-Holsteinischen Frage — so charakteristisch auch die Schilderung der thüringischen Zustände vor und während der Revolution ist, so anmuthend-erfrischend auch das Kapitel über den dänischen Krieg sein mag, die Hauptaufmerksamkeit wünscht und verdient der Verfasser für seine Beiträge zur Geschichte der nationalen Entwickelung. Wo er fern ist, unterstützen treffliche Berichte seine Kenntniß, wo er anwesend ist, ein klarer Blick, der der Sache auf den Grund geht. Mit Spannung begleiten wir ihn durch alle Phasen der deutschen Frage: von Frankfurt noch Gotha, von Gotha nach Erfurt. Wir heben, um nur das Wichtigste anzudeuten, aus den mitgetheilten Actenstücken folgende hervor: die bekannte Denkschrift des Prinzen Albert vom 28. März 1848 mit Bemerkungen Friedrich Wilhelms IV. und das höchst merkwürdige Circularschreiben, das der König im Anschluß daran an die deutschen Fürsten erließ; die preußenfreundliche Erklärung des Königs von Württemberg, die Schilderung der reactionären Partei am Berliner Hofe, den Brief Herzogs Ernst an den König bei der Frankfurter Kaiserwahl, und wiederum die Darlegung, daß dieser die Wahl, so wie sie ausgefallen war, nicht annehmen konnte; die amüsanten Erinnerungen an das Ministerium Grävell, belehrende Einzelheiten aus der Statthalterschaft in Schleswig, aus dem sächsischen und badischen Aufstand 1849, die politische Theilnahme Metternichs und der drei bairischen Schwestern auf dem Throne von Preußen, Sachsen und Oesterreich hinter den Coulissen, die Verhandlungen des sogenannten Verwaltungsrathes in Berlin, die unterhaltenden und informirenden Berichte von Elsholtz aus München über die Gegenmienen gegen die Union, und vieles andere. Etwas eingehender sei es gestattet, auf die Zeit von Eröffnung des Erfurter Reichstages bis Olmütz hinzuweisen,

Schon vor Eröffnung des Parlamentes machte der Herzog in London und Brüssel für die deutsche Sache seinen Einfluß geltend, besonders um die Gegenwirkungen von Wien und Dresden aus, wo man hoffte, das Werk würde an der Weigerung des Parlaments, die Reichsverfassung in Rücksicht auf die beschworene preußische Constitution zu ändern, scheitern, zu paralysiren. Dahin gehört auch ein Brief des Prinzen Albert an den damaligen Prinzen von Preußen, der zum festen Vorwärtsgehen auf dem betretenen Wege ermahnte und die durch die englische Diplomatie verbreitete Ansicht, England widerstrebe den bundesstaatlichen Tendenzen Preußens widerlegen sollte. Der Herzog stellt der Erfurter Versammlung das glänzendste Zeugniß aus, „daß eine ähnliche Versammlung in Europa niemals getagt habe, welche eine so große und staatsmännische Mäßigung an den Tag gelegt hätte." Selbst in Erfurt anwesend, vermittelte er, wo er konnte, aber die Hindernisse traten deutlich genug auf. Nach der en bloc-Annahme der Verfassung, der die Revision folgen sollte, schien für einen Augenblick ein vollständiger Bruch zwischen Erfurt und Berlin einzutreten, doch ging er vorüber und am 28. April waren die Berathungen zu Ende; zu gleicher Zeit ergingen von Berlin aus Einladungen zu einem Fürstencongreß, der während der Zeit von Herzog Ernst angeregt war und eigentlich in Gotha zusammentreten sollte, aus allerlei Ursachen aber von Friedrich Wilhelm IV. nach seiner Residenz berufen wurde. Die aus Anlaß dessen geführte und hier mitgetheilte Correspondenz wirft auf das ewige Schwanken in Berlin ein helles Licht. Am 8. Mai waren die Fürsten versammelt; vom Könige heißt es ungemein charakteristisch: „Seine deutlich wahrnehmbare Freude, so viele Fürsten um sich versammelt zu sehen, war wie ein träumerischer Ausbruch seiner persönlichen Gefühle, indem er aber die practischen Aufgaben des Congresses erwägen sollte, so äußerte er sich unsicher." Unter dem Präsidium des Herzogs begannen die Verhandlungen in parlamentarischer Form, aber bald in der ersten Sitzung kam es bei der Opposition des Kurfürsten von Hessen zu einer erregten Scene, bei der der Herzog von Braunschweig diesem zurief: „Sie sind schon einmal daran gewesen, aus dem Lande hinausgejagt zu werden, Sie wünschten dies Verhängniß auf alle deutschen Fürsten auszudehnen." Zum ersten Male wird hier die Rede mitgetheilt, die der König beim Empfange der Fürsten hielt und in der sich das Wort findet: „Was die Verfassung anlangt, so werde ich sie anerkennen. Ich bitte meine gnädigsten Herren, das Wort „werde" nicht aus den Augen zu verlieren." „Das Wann blieb er schuldig", sagt

Digitized by Google

unser Autor. Indessen ging die Sache gut vorwärts, es herrschte die erwünschteste Einigkeit, man hielt die Union aufrecht, man verpflichtete sich zu gleichmäßigem Handeln der österreichischen Einladung nach Frankfurt gegenüber, in einer Resolution wurde auch die Wiederberufung des Parlaments angerathen. Wieder recht merkwürdig ist die Rede, mit der Friedrich Wilhelm die Sitzungen schloß, Gefühlsüberschwenglichkeiten, tönende Worte, und als Resultat, wie der Herzog sich ausdrückt, keine neue Zusammenkunft der Fürsten, keine Fortsetzung des Congresses, keine Berufung des Parlaments, keine definitive Verfassung. Und wie erklärt es sich?

„Die Stahl-Gerlach'sche Partei umringt den König ganz, sie war es, welcher wir die furchtbaren Mißgriffe zu danken haben, welche man in Erfurt machte, über die ich mich dans le temps schon erboste. Der König hat sicher den besten Willen, diese Leute drängen ihn aber immer mehr nach der anderen Seite hin. Die wahre Reaction und der blutigste Bürgerkrieg stehen vor der Thür. Wir sind hierüber ganz hellsehend und 12 Fürsten theilen meine Ansichten. Der Bruch nach der einen oder anderen Seite hin muß erfolgen, möge das deutsche Volk dann die treuen Fürsten und die Verräther zu unterscheiden wissen. Bis jetzt, ehe die Abgesandten der unirten Fürsten in Frankfurt anlangen konnten, hüllte man sich in dichtes Geheimniß."

Aber das Geheimniß sollte bald offenbar werden! Am 22. Mai 1850 fand das Attentat Sefeloge auf den preußischen König statt, erwiesenermaßen ohne politische Motive, aber von der reactionären Partei ausgebeutet. Als die Frankfurter Conferenzen eröffnet werden sollten, stellte Preußen den Antrag auf ein zwischen ihm und Oesterreich alternirendes Präsidium. Die kaiserliche Regierung wies dies Ansinnen zurück, und wie man dort dachte, beweist eine, in Hinblick auf die späteren Ereignisse höchst interessante Bemerkung des Grafen Thun, „ein Kampf unter Deutschen wäre sehr zu bedauern, am Ende aber möchte ein solcher Kampf binnen sechs Wochen zum erstrebten Ziele führen." Preußen wartete inzwischen, zögerte, unterhandelte, da wurde der Bundesrath eröffnet, die kurhessische Angelegenheiten erschien auf der Bildfläche. Friedrich Wilhelm schrieb an den Herzog damals: „Es würde mir eine rechte Freude sein, wenn die kurhessische Sauerei uns beide nicht verhinderte, des edlen Waidwerks zusammen zu pflegen im Letzlinger Forst und uns nicht etwa nöthigte „zu Pferde zu steigen!" Bayern bekam den Executionsauftrag, in Berlin schlug man ans Schwert, Radowitz schrieb: „Wir werden vor dem Aeußersten nicht zurückweichen," und die preußische Regierung erklärte dem Herzog officiell, sie sei entschlossen nicht zu dulden, daß Truppen der in Frankfurt verbündeten Regierungen in Hessen einrücken — und sollte dadurch selbst ein größerer Krieg heibeigeführt werden. Da fanden die Warschauer Conferenzen statt, Graf Brandenburg machte Concessionen, Radowitz trat aus dem Ministerium und der König schrieb ihm einen Brief, der hier zum ersten Male veröffentlicht ist, und aus dem Folgendes mitgetheilt sei:

„Ich habe Ihre Entlassung aus dem auswärtigen Amte gezeichnet, Gott weiß es, mit schwerem Herzen. Aber ich habe ja in Freundestreue noch mehr thun müssen. Ich habe Sie vor meinem versammelten Rathe um Ihres Entlassungsbegehrens willen gelobt. Das sagt Alles und bezeichnet meine Lage schärfer als es Bücher vermöchten. Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen für Ihre Amtsführung. Sie war die musterhafte und geistreiche Ausführung meiner Gedanken und meines Willens. Und beide kräftigten und hoben sich an Ihrem Willen und Gedanken, denn wir hatten dieselben. Es war trotz aller Tribulationen eine schöne schöne Zeit, ein schöner Moment meines Lebens, und ich werde dem Herrn, den wir Beide bekennen und auf den wir Beide hoffen, so lange ich athme, dankbar dafür sein."

Vom 5. November ist dieser Brief, am 7. erfuhr der Herzog von Radowitz in Erfurt, daß schon wieder ein Umschwung eingetreten sei. Die kriegerische Stimmung hielt aber nur einige Tage an, sie machte einer vollständigen Verwirrung und Rathlosigkeit Platz, über die wie über die Vorgänge am Hofe man die Briefe des Herzogs selbst lesen muß. Am Theetisch der Königin erfuhr er die Lösung: „Die Königin erzählte triumphirend, es sei gelungen, alle Schwierigkeiten zu beseitigen und die Minister von Oesterreich und Preußen kämen in Olmütz schon morgen oder übermorgen zusammen, um die noch vorhandenen Mißverständnisse zu begleichen."

Bei diesem Zeitpunkt bricht das Werk ab, dessen eminenter historischer Werth auch dem Unkundigen einleuchten muß, von dessen Fülle an Neuem und Interessantem wir nur dürftige Kunde geben konnten. Aber nicht nur, was in dem Werke steht, hat historischen Werth, sondern auch wie es darin steht. Das Buch wird ein lebendig sprechendes Denkmal für die edle und treue, nationale und unwankbar liberale Gesinnung seines Verfassers und es wird dem nachlebenden Geschichtschreiber die jedes deutsche Herz erfreuende Kunde bringen, daß in jener zerfahrenen, unglücklichen Zeit auf Deutschlands Thronen doch auch Männer saßen, die ein Herz für Vaterland und Volk, für die Einigkeit und Freiheit Deutschlands besaßen. Am Tage der Kaiserkrönung in Versailles hat König Wilhelm zum Herzog Ernst die Worte gesprochen: „Ich vergesse nicht, daß ich die Hauptsache des heutigen Tages Deinen Bestrebungen mit zu danken habe." Auch das deutsche Volk wird dessen immer eingedenk sein.

Zola's neuer Roman.

(La Terre.)

Es ist ein seltenes Vorkommniß in der Geschichte des Buchhandels, daß eine Uebersetzung vor dem Original erscheint, wie dies mit Zola's neuen Roman geschah. In Pest ist wirklich die Verdeutschung von Zola's „La Terre" mehrere Wochen vor der französischen Buchausgabe herausgekommen. Der Uebersetzer hatte nämlich das Feuilleton des „Gil Blas" benutzt, in dem der Roman zuerst veröffentlicht wurde, und sein Tagewerk in gleichem Schritt und Tritt mit jenem verrichtet, so daß er und der Pester Drucker fast gleichzeitig mit dem Pariser Journal fertig wurden. Das Erscheinen des französischen Buches wurde aber von Charpentier, Zola's Verleger, von Woche zu Woche verzögert, trotzdem die ersten 20,000 Exemplare längst zur Auslieferung bereit lagen, und ist erst in diesen Tagen erfolgt. Was war der Grund dieser Zurückhaltung? Ohne Zweifel wollten Verleger und Verfasser den Entrüstungssturm, den die erste Veröffentlichung in der Zeitung hervorgerufen und der ja auch in dem bekannten Protest einiger junger Pariser Schriftsteller zum Ausdruck gekommen war,*) vorübergehen lassen, wohl in der Hoffnung, daß dem Werk alsdann eine weniger leidenschaftliche und gerechtere Beurtheilung durch die Kritik und eine nicht bloß auf den Scandal gegründete Aufnahme von Seiten der Lesewelt zu Theil werden würde. Wir halten dafür, daß diese Erwartung sich als trügerisch erweisen dürfte. Das Publikum wird sich auf das pikante Lesefutter stürzen und darob die künstlerischen und ethischen Absichten des Verfassers gar nicht bemerken. Die Kritik jedoch wird mit dem abermals erfolgreichen Schriftsteller um so strenger in's Gericht gehen und mit Fug im Namen der öffentlichen Sittlichkeit sprechen. Hoffentlich vergißt sie darob nicht die Achtung vor einem bis zum Aeußersten folgerichtigen Autor, dessen poetische Kraft, unbestochene Wahrheitsliebe und künstlerischer Ernst trotz aller Flecken groß dastehen.

So sprechen wir denn in christlicher Milde zuerst von den Vorzügen des neuen Werkes. „La Terre", „Mutter Erde," wie der deutsche Bearbeiter übersetzt, ist ein Bauern-

*) Den Unterzeichnern jener Abwehr war es gewiß weniger um die von ihrem bis anhin verehrten Meister beleidigte Moral zu thun, als um eine kleine Reclame für ihre eigenen Werke. Dafür spricht wenigstens die Unterschrift von Paul Bonnetain, der in einem unnennbaren Roman ein unnennbares Laster geschildert und Zola im Punkte der Ungenirtheit jedenfalls übertroffen hat.

Digitized by Google

roman und, sagen wir es gleich, die vollständigste, farbenreichste und am tiefsten gehende Schilderung des französischen Landmanns, die wir trotz Balzac's gelegentlicher Seitensprünge auf dieses Gebiet („Médecin de Campagne" u. A.) besitzen, von einem erstaunlichen Reichthum des dichterisch verarbeiteten Materials und einem fast documentarischen Werthe. Im Mittelpunkte steht die Bauernfamilie Fouan, das greise Elternpaar mit seinen zwei Söhnen und einer ebenfalls an einen Landwirth verheiratheten Tochter. Der Alte theilt seinen Besitz unter seinen Kindern gegen eine bestimmte Rente. Auch hier ist der Geiz das erste Motiv: der Alte ist arbeitsunfähig, Knechte würden zu theuer sein, eine Theilung bei Lebzeiten kostet weniger Abgaben als eine Erbschaftssteuer beträgt. Natürlich kommt es nicht nur bei der Theilung, Ausmessung und Verlosung des Grundbesitzes zu Streitigkeiten, sondern schon bei der Bestimmung des Altentheils. Die Rente wird sehr unpünktlich ausbezahlt, von dem jüngsten Sohn überhaupt niemals, und der Greis, der seine Lebensgefährtin bald durch den Tod verliert, doch ohne daß es ihm so nahe ginge, wie der Verlust seiner Felder, zieht mit seinen Habseligkeiten von einem Kind zum andern, um bei jedem dieselben üblen Erfahrungen zu machen. Aus dem Hause des Schwiegersohnes wird er durch kleinliche Nörgeleien vertrieben, beim Jüngsten, einer urfidelen leichtsinnigen Haut, soll er um seine letzten Ersparnisse bestohlen werden, der älteste Sohn beschimpft, prügelt und beraubt ihn, und am Ende — „Blast Wind', und sprengt die Backen! Wüthet! Blast!" — irrt der Greis gleich einem Bettler und Landstreicher obdachlos und hungernd durch die nächtlichen Fluren. Man wird da an den alten Spruch erinnert, der an den Thoren einiger märkischen Städte zu lesen ist:

„Wer seinen Kindern gibt das Brod
Und leidet nachmals selber Noth,
Den schlage man mit dieser Keule todt."

Nun, auch das Todtschlagen besorgen die entarteten Kinder an dem alten Fouan. Als unbequemer Zeuge einer Mordthat wird er von dem eigenen Sohn und seiner Gattin im Bett erwürgt und verbrannt.

Es ist ein König Lear auf dem Dorfe, ein erschütterndes Nachtbild, das sich ebenbürtig neben Shakespeare's und Turgenjew's Tragödien vom Kinderundank stellt.

Aber der eigentliche Held ist der Bauer überhaupt, der Sclave und Narr der Mutter Erde, gierig nach ihrem Besitz, sein Leben, seine Gesundheit ihr opfernd und sich doch nicht bereichernd. Wir sehen, wie er gezeugt, geboren und getauft wird, arbeitet und feiert, liebt und haßt, lebt und stirbt, seinen Fleiß, seinen Geiz, seine Habgier und vor allem seine Liebe zur heimathlichen Scholle. Er steht der Erde gegenüber wie einer Geliebten, nach deren Besitz er strebt, die ihn beglückt und doch unbefriedigt läßt, um deretwillen er seine Kraft, sein Leben dahingibt, für die er im Stande ist zu morden, und die dennoch gleichgültig und undankbar bleibt und zuletzt noch aus seinen im Grabe faulenden Gebeinen neue Jugendfrische zieht. „Seht, in Amerika", ruft ein Aufwiegler aus, „da ist der Landmann der Herr des Bodens, kein Band fesselt ihn an denselben, keine Familien, keine Erinnerungen. Ist sein Feld ausgebeutet, so zieht er weiter. Er ist frei, er bereichert sich, während ihr gefangen seid und im Elend verkommt." Ja, was hat er denn vom Leben? Nichts als Mühe und Noth, die Sorge ums tägliche Brod, die immerwährende Aufregung über eine mögliche Mißernte, den Kampf mit seinen Nachbarn und Gemeindegenossen. Denn der Haß auf Ihresgleichen, der ewige Bauernkrieg, ohne den die Landbewohner die Herren der Welt wären, ist nicht mehr auszurotten; sie vernichten sich gegenseitig, und selbst im Tode kehren sich ihre Gebeine gegeneinander, weshalb sie in der Wahl ihrer Grabnachbarn eine peinliche Vorsicht beobachten. Nur wenn es gegen den Executor geht, sind sie einig, sonst aber filzig, verschlagen, ohne Liebe, ohne Opfermuth, ohne Erbarmen — Bestien. Entsetzt sagen wir uns, wenn dieses Gemälde, das uns in so täuschender Wirklichkeit entgegentritt, keine bloß pessimistische Uebertreibung ist, dann steht es schlimm um Frankreich. Aber eine schwarzgallige Tendenz, gewisse Uebertreibungen sprechen doch da und dort zu deutlich. Gibt es solche Scheusäler auf dem Lande? Gewiß, ein Blick in die Gazette des Tribuneaux bestätigt es uns, doch das sind immerhin Ausnahmen, während Zola hier im engsten Rahmen eine solche Menge von Spitzbuben unterbringt, daß die Zeichnung wohl im Einzelnen richtig sein kann, aber das Gesammtbild, überladen, carikirt und allzu schwarz erscheint. Uebrigens brauchen wir in pharisäischer Verblendung uns gar nicht zu brüsten, daß die Fabel nicht von uns erzählt, denn sie ist in mancher Hinsicht auch für unsere lieben Landleute zutreffend. Die Habsucht und Besitzgier regieren hier zu Lande nicht minder; unsere Bauern lehnen die Gehaltserhöhung für den verhungernden Schulmeister oft ebenso einstimmig ab; die Prozeßsucht richtet nicht weniger Existenzen zu Grunde, und manche schlechte Eigenschaft des deutschen Landmanns mag man auch in diesem französischen Bauernspiegel finden. Im Großen und Ganzen ist unser Bauernstand im Durchschnitte zwar ärmer als der französische, aber verläßlicher, genügsamer, durch die harte Schule des allgemeinen Schulzwangs und der Militärpflicht auch sittlich gehoben. Eine bonapartistische Bauernfang-Broschüre, wie die hier erwähnte Geschichte von Jacques Bonhomme, fände in unseren ländlichen Kreisen nicht einmal dort Verständniß, wo Wucher und Latifundienwirtschaft hausen, und die socialistische Propaganda, die in „La Terre" gläubige Ohren findet, hat sich bis jetzt keines Erfolges auf dem Lande rühmen können. Aber eben nannten wir den Wucher. Zola schweigt in seinem Buche ganz davon. Hier scheint eine Lücke in seinem sonst vollständigen Bilde, denn wie wir aus Balzac und Erckmann-Chatrian wissen, grassirt er auch jenseit des Wasgau. Jedenfalls müssen wir Zola's Vorwurf des mangelnden patriotischen Opfermuthes von dem französischen Bauern abwehren. Frankreichs Bevölkerung hat durch ihren heroischen Wiederstand nach Sedan, die glänzende Bezahlung der Kriegsschuld und die rasche Wiedererstarkung der Nation bewiesen, daß sie eine gesunde Rasse ist und sehr patriotisch sein kann, und nichts wäre verhängnißvoller, als wenn wir auf Grund solcher dichterischer Darstellungen diese guten Eigenschaften verkennen würden.

Im Einzelnen, wie gesagt, stimmt das Exempel. Da ist alles von verblüffender Naturwahrheit. Welche Fluth von echten, lebensprühenden Charakterköpfen wirbelt da durcheinander! Der alte Schlaukopf Fouan, der doch von seinen Kindern ausgebeutet wird, und dann diese selbst: der peinliche Delhomme, der schuftische Buteau und allen voran der leichtsinnige, lustige Wilddieb mit seiner ebenbürtigen Tochter, die doch wieder einen ganz kleinen anständigen Kern hat; die wundervoll individualisirten Schwestern Lise und Françoise; der hitzige Abbé, immer in Streit mit seiner Gemeinde; die entsetzliche alte Tante, welche die Verwandten stets aufeinander hetzt und sich schon auf ihren Tod freut, der Dank ihrem schlau abgefaßten Testament das Zeichen zu endlosen Erbschaftsstreitigkeiten sein wird. Dann die Dulderin Palmire, die ihrem blödsinnigen Bruder ihre Seligkeit opfert; die zwei Abgeordneten auf ihrer Wahltournee, der socialistische Wühler Canon, die ehrsame Familie Charles, der Gutsbesitzer Hourdequin und seine pantoffelschwingende Großmagd, der alte Schäfer Soulas, der Tölpel Tron, der aus Liebe zum Mordbrenner wird, der Executor, der Feldmesser und alle die Bauern und Dörfler, ein jeglicher ein volles Stück Leben. Daß aber Zola nicht nur die Menschen, sondern auch das Land mit unvergleichlicher Meisterschaft zu schildern weiß, sehen wir auch in seinem neuen Buche. Die Gegend um Chartres in allen Tages- und Nachtzeiten, in jeder Beleuchtung, bei Sturm und Sonnengluth, zu allen Jahreszeiten steht voraus, und mit welchen farbentriefenden Strichen, den innersten Kern einer Gegend bloßlegenden Zügen! Die Schafschur hat unser Maler Müller nicht poetischer beschrieben; die weidende Herde im Sonnenbrand, die Ernte, das Heuen, Pflügen, Düngen, Dreschen, die Spinnstube im warmen Stalle zur Winterzeit, von graulichen Erzählungen und dem Dufte röstender Kastanien gewürzt. Es ist die beste Kunst eines Ostade oder Teniers in diesen Bildern der kannegießern-

Digitized by Google

den, tanzenden, saufenden, raufenden Bauern, und mit welchem Humor ist nicht die Weinlese geschildert, wo sogar der Esel sich betrinkt und höchst ungebührlich aufführt! Dann die feinen, geistreichen Züge z. B. daß der Korporal von der Schlacht von Solferino eigentlich nur den Regen gesehen hat, oder die lustigen Episoden, wie die Geschichte von dem arretirten Wilddieb, der den Gendarmen unter den Tisch trinkt. Und dabei weiß Zola immer das Charakteristische, das Gegenständliche zu treffen, daß seine Bilder sich im Gedächtniß einbohren. So in der Schilderung der Gewitternacht die durch das dunkle Thal irrenden Laternenlichter der Bauern, die aus ihrem Schlummer oder von der Todtenwacht aufgescheucht, den angerichteten Hagelschaden auf ihren Feldern besehen.

„Die arme Magd, die Bécu, besaß kein Land, und ihr war also das Wetter im Grunde gleichgiltig. Sie seufzte, beschwor den Himmel nur aus einer weichlichen Gewohnheit zu Klagen. Die Neugier jedoch führte sie immer wieder unter die Thür, und ein lebhaftes Interesse hielt sie dort fest, als sie bemerkte, daß das Thal sich mit feurigen Punkten besternte. Durch eine Oeffnung des Hofes, zwischen Stall und Scheune, konnte ihr Auge das ganze Land überschauen. Ohne Zweifel hatte das Hagelwetter die Bauern geweckt; jeder war von der nämlichen Ungeduld erfaßt, auf seinem Felde nachzusehen, und zu angstvoll um erst den Tag abzuwarten. Darum erschienen auch draußen die Laternen eine nach der anderen, vervielfältigten sich, liefen hin und her und tanzten. Und die Bécu, welche die Lage der Höfe und Häuser kannte, gab jedem Licht einen Namen. „Ah, jetzt wird es hell bei der Großen, und da gehen die Fouans hinaus, und dort unten ist Macqueron, und drüben kommt Lengaigne ... Lieber Gott, die armen Leute, das ist erschütternd! Bah, ich geh' auch!"

Bei all der Fülle der Figuren, Bilder und Geschehnisse bleibt die Composition doch straff und steigert sich künstlerisch, keine Masche wird fallen gelassen, das Pensum mit methodischem Ernste durchgeführt. Ein eigentlicher Schluß fehlt, die Geschichte bricht mit zwei ungesühnten Mordthaten, einer himmelschreienden Ungerechtigkeit ab, und nur zwischen den Zeilen lesen wir ein stummes „Fortsetzung folgt," einen Hinweis auf einen der nächsten Romane der Rougon-Macquart-Folge, wahrscheinlich in jenem Bande, der das militärische Frankreich behandeln wird. Und auch noch in anderer Beziehung hängt der Roman geistig mit der ganzen Serie zusammen, durch psychologische Fäden, durch die Kette der Vererbung. Jean ist der Bruder der Waschfrau Gervaise, die wir schon im „Assommoir" kennen gelernt, der richtige Sproß der moralisch durchseuchten Familie Rougon-Macquart und gerade so indolent, ohne Energie, wie der krankhafte Held der „Joie de vivre." Wenn er hier einfach angewidert und muthlos das Land verläßt, ohne den Mord seiner Frau und ihres Oheims zu rächen, ohne für sein gutes Recht und seinen Besitz zu kämpfen, so handelt er durchaus folgerichtig. Die Erklärung suche man auf der Stambaumtafel seiner Familie, die Zola einem früheren Bande (Une page d'amour) beigeheftet hat. Auch der Dichter ist logisch, und traurig genug klingt sein Schlußwort:

So wie der Frost, der die Ernten vernichtet, der Hagelschlag, der sie zerstampft, Blitz und Gewitter, die sie hinwerfen, vielleicht nothwendige Uebel sind, so ist es wohl möglich, daß die Welt Blut und Thränen bedarf zu ihrem Fortbestehen. Was wiegt unser Unglück in dem unendlichen Getriebe der Sterne und der Sonne? Der liebe Gott hat andere Sorgen als wir. Wir danken unser tägliches Brod nur einem tagtäglichen Kampf auf Tod und Leben. Und nur die Erde bleibt, die Mutter, von der wir alle herstammen, zu der wir alle zurückkehren, die wir lieben bis zum Verbrechen, die selbst aus unserer Missethat und unserem Elend immerfort neues Leben schafft zu ihr unbekannten Endzwecken.

Nun haben wir aber an dem verschrienen Romane so viel zu loben gefunden, daß uns zum Tadel nur sehr wenig Raum bleibt. Aber im Namen der verletzten Moral müssen auch wir mit möglichster Feierlichkeit gegen die zahlreichen Anstößigkeiten und Cynismen protestiren, die jeden feineren Sinn abstoßen und tief verletzen müssen. Die an ein antikes Basrelief erinnernde Scene des ersten Kapitels — die klassischen Griechen durften sich dergleichen Natürlichkeiten ungestraft gestatten! —; dann die empörende Niederkunft der Bäuerin und der Kuh zu gleicher Zeit, die doch wieder so bezeichnend für die bäuerliche Denkweise ist, welcher das Kalb wichtiger erscheint, als das Kind; die stark chargirte, aber doch höchst komische Geschichte von der Unschuld der kleinen Elodie und ihrer mit so viel Grund zimperlichen Herren Eltern; endlich die zahlreichen Scenen, wo in ungezierten Ausdrücken und Bildern die ganze menschliche Bestialität geschildert wird. Und wie wir eben dem Verfasser den Text lesen wollen, glauben wir seine Frage zu hören: „Sind diese Unanständigkeiten etwa unwahr?" Wir können auf Ehre und Gewissen nur mit Nein antworten. „Sind sie charakteristisch?" Gewiß. „Sind sie nothwendig?" Nicht immer, möchten wir antworten. Aber der Verfasser bringt uns zum Schweigen, indem er spricht:

„Ich habe ein Werk der Wissenschaft, der Kunst, der absoluten Wahrheit verfaßt und kehre mich nicht an Eure wechselnden Sittlichkeitsbegriffe, Euer Schamgefühl. Ich schreibe nicht für Frauen und Kinder, sondern für Männer, nicht für die Gesellschaft, sondern für die Menschheit!"

Es ist eine undankbare Aufgabe, einen so fest von seiner Mission überzeugten Propheten bekehren zu wollen. Sollen wir ihm begreiflich machen, daß es die Wahrheit abschwächen und geradezu entweihen heißt, wenn man sie allzu sehr mit dem Erdenkothe vermengt und für viele abstoßend oder zu einem Scandal macht? Und wie kann der Künstler selbst eine Befriedigung finden, wenn er den Erfolg seines Werkes in erster Linie den unsauberen Beigaben verdanken muß? Und gehört ein Buch auf den öffentlichen Markt, das nicht für Frauen und Kinder ist, aber ohne Zweifel auch in ihre Hände fällt? Nun, wenigstens bei uns wird jedenfalls die Polizei dafür sorgen, daß sowohl das Original wie die Uebersetzung verboten werde. Eben ist man in Wien mit der Confiscation der übrigens Vieles mildernden deutschen Ausgabe vorangegangen. Und so wenig wir auch Freunde von Censur und Index sind, so können wir einem Verbot der „Mutter Erde" nur zustimmen. Z.

Feuilleton.

Der Mord.

Aus dem Amerikanischen von Frank Siller.

Ein junger Mensch, seines Zeichens ein hausirender Tabakshändler, war unterwegs von Morristown, wo er viel mit dem Vorsteher der Communistenansiedelung gehandelt hatte, nach dem Städtchen Parkers Falls. Er hatte einen kleinen netten Wagen, grün angestrichen; auf jeder Seite desselben war eine hübsch gemalte Cigarrenkiste, und die Rückwand schmückte ein Indianerhäuptling, dessen eine Hand eine Pfeife, die andere eine goldene Tabakspflanze präsentirte. Der Hausirer hatte ein flinkes kleines Pferd; er selbst war ein junger Mann von vorzüglichen Grundsätzen, scharf und gewitzigt im Handel, aber nichtsdestoweniger selbst bei den Handel treibenden Yankees beliebt, die sich, wie ich sie oft sagen hörte, lieber mit einem scharfen als stumpfen Messer rasiren lassen, wenn sie doch ihr Haar lassen müßten. Besonders beliebt war er bei den hübschen Mädchen am Connecticutflusse, um deren Gunst er sich durch kleine Geschenke des feinsten, leichten Tabakes bewarb, wohl wissend, wie hoch die Landmädchen Neuenglands ein gutes Pfeifchen zu schätzen wußten. Außerdem, wie sich's bald zeigen wird, war unser Hausirer neugierig und ein gutmüthiger Schwätzer, eine wahre Saug- und Druckpumpe aller Neuigkeiten.

Nach frühem Frühstück in Morristown war der Hausirer — er hieß Dominicus Peik — eine gute Stunde durch einsame Waldung gefahren, ohne ein Wort zu irgend Jemand, außer sich selbst und dem Pferde zu sprechen. Es war fast sieben Uhr und er war so ungeduldig, Jemanden zu sehen und zu sprechen, wie ein Stadtmensch, der auf seine Morgenzeitung wartet. Bald schien sich eine Gelegenheit zu zeigen: er hatte sich

Digitized by Google

eben mit einiger Mühe mittelst eines Sonnenglases eine Cigarre angezündet, als er über den Hügel, an dessen Fuße er mit seinem grünen Wägelchen hielt, einen Mann kommen sah.

Dominicus beobachtete ihn und bemerkte, daß er ein Bündel trug, das am Ende eines über die Schulter ruhenden Knüppels befestigt war, und daß er scheinbar müde, doch entschlossen dahinschritt.

„Guten Morgen, Meister," rief Dominicus, als er nahe genug war, „Ihr haltet einen guten Schritt. Was gibt's Neues in Parkers Falls?" Der Mann zog die breite Krämpe seines Hutes über die Augen und sagte mürrisch, daß er nicht dorther käme. — Keineswegs durch diese Antwort entmuthigt, fragte Dominicus weiter: „Na, was gibt's denn Neuestes just da, wo Ihr herkommt? Ich bin nicht besonders auf Parkers Falls versessen, ein anderer Ort thut's auch."

Der Wanderer, ein unbehaglicher aussehender Kerl, als man gern im einsamen Walde trifft, schien, so mit Fragen bedrängt, etwas zu zögern, als ob er entweder sein Gedächtniß nach etwas Neuem durchstöberte oder überlegte, ob es rathsam wäre, es auszusprechen. Endlich stieg er auf den Wagentritt und flüsterte in Dominicus' Ohr, obwohl er hätte laut aufbrüllen können, ohne daß sonst Jemand ihn gehört hätte.

„Etwas weiß ich, was Euch wohl neu sein dürfte," sagte er. „Der alte Higginbatham in Kimballtown, wurde gestern Abend um acht Uhr von einem Irländer und einem Neger ermordet. Sie haben ihn an den Ast eines St. Michael-Birnbaumes aufgehängt, wo ihn Niemand vor Tagesanbruch finden konnte."

Sobald diese gräßliche Nachricht ausgesprochen war, machte sich der Fremde rasch auf den Weg, und wandte sich nicht einmal um, als Dominicus ihn aufforderte, eine spanische Cigarre mit ihm zu rauchen und das Genauere zu berichten. Der Hausirer pfiff seinem Pferdchen zu und grübelte über das traurige Schicksal des alten Higginbatham, den er im Handel gut gekannt und gar manches Pfund Tabak, manche Kiste Cigarren verkauft hatte. Er war etwas erstaunt über die Schnelligkeit, mit der sich die Neuigkeit verbreitet hatte. Kimballtown war gute zehn Stunden Weges für Fuhrwerk vom Orte, wo er war, entfernt; der Mord war um acht Uhr Abends vorher verübt worden; dennoch hatte Dominicus um sieben am nächsten Morgen davon gehört, also zu einer Zeit, da wohl Higginbathams eigene Familie erst seinen Leichnam, am Birnbaum hängend, gefunden. Der Fremde mußte in Siebenmeilenstiefeln marschirt sein. Es heißt ja: „Schlimme Botschaft reist rasch", dachte Dominicus, „aber dies stellt selbst die kürzlich bei Boston erbaute erste Eisenbahn in den Schatten. Der Kerl dürfte als Expreßcourier fungiren." Dominicus erklärte sich die Sache damit, daß der Fremde im Eifer ein Versehen von einem Tage gemacht habe und zögerte darum nicht, das Ereigniß in dieser Weise in jedem Wirthshaus am Wege wieder zu erzählen, wobei er auch eine ganze Masse seiner Waare unter den aufgeregten Zuhörern an den Mann brachte. Er fand, daß er überall der erste Bote der Neuigkeit war und da er stets mit Fragen bestürmt wurde, konnte er es nicht vermeiden, die Umrisse auszufüllen, bis eine ganz respectable Geschichte daraus wurde. Auch fand er ein bestätigendes Zeugniß in der Aussage eines jungen Mannes, der früher in Higginbatham's Dienst gestanden. Jener, als er die Neuigkeit hörte, hielt sie für durchaus wahrscheinlich, da sein früherer Herr gewöhnlich mit Geld und Werthpapieren in der Tasche Abends durch den Obstgarten heimkehrte. Der frühere Commis zeigte wenig Kummer über Higginbatham's Katastrophe und deutete an, was der Hausirer im Handel auch schon gesehen hatte, daß der Alte ein mürrischer, geiziger Filz gewesen sei, dessen Nachlaß jetzt einer hübschen Nichte zufallen würde, welche Lehrerin in der Kimballtownschule sei.

Durch das Verbreiten seiner Neuigkeiten für's öffentliche und den Tabakshandel für sein eigen Wohl, war Dominicus auf seiner Reise so aufgehalten worden, daß er sich entschloß, in einem Wirthshaus, etwa eine Stunde Weges vor Parkers Falls, zu übernachten. Nach dem Abendessen setzte er sich mit einer guten Cigarre zwischen den Zähnen in die Schänkstube und erzählte die ganze Mordgeschichte, die so rasch gewachsen war, daß sie etwa eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Von den zwanzig Zuhörern, die er hatte, nahmen neunzehn seine Worte wie ein Evangelium auf; der zwanzigste war ein ältlicher Landmann, welcher, kurz vorher zu Pferde angelangt, ruhig, ein Pfeifchen rauchend, in der Ecke saß. Als die Erzählung beendet war, erhob er sich, brachte seinen Stuhl dicht vor Dominicus, starrte ihm in's Gesicht und paffte dabei den nichtswürdigsten Knaster, den der Hausirer je gerochen.

„Sind Sie Willens, eine eidliche Aussage abzugeben," rief er im Tone eines inquirirenden Landesgerichtsbeamten, „daß der alte Herr Higginbatham zu Kimballtown vorletzte Nacht in seinem Obstgarten ermordet und am Aste seines großen Birnbaumes hängend gefunden wurde?"

„Ich erzähle die Geschichte, wie ich sie gehört habe, Meister," entgegnete Dominicus, seine halbgerauchte Cigarre fallen lassend; „ich sage nicht, daß ich zugegen war und es gesehen habe. Natürlich kann ich also keinen Eid ablegen, daß er genau in der beschriebenen Weise ermordet wurde!"

„Aber ich kann meinen Eid darauf ablegen," rief der Landmann, „daß, wenn Herr Higginbatham vorgestern Abend ermordet worden ist, ich heute früh ein Gläschen Magenbitter mit seinem Geiste getrunken habe. Wir sind Nachbarn; er rief mich in seinen Laden, als ich vorbei ritt, forderte mich auf, eins mit ihm zu trinken und bat mich, auf dem Wege eine Kleinigkeit für ihn zu besorgen. Er schien nicht mehr von seiner eigenen Ermordung zu wissen, als ich!"

„Dann wäre es also keine Thatsache!" rief Dominicus.

„Er hätte es mir doch wahrscheinlich mitgetheilt, wenn es wahr wäre," sagte der Landmann, setzte seinen Stuhl wieder in die Ecke und überließ den etwas verlegen gewordenen Hausirer seinen eigenen Gedanken.

Das war eine unverhoffte Auferstehung des alten Higginbatham! Der Hausirer mochte sich nicht mehr in die Gesellschaft mischen, tröstete sich mit einem Schnaps und ging zu Bette, wo er die ganze Nacht träumte am St. Michaels-Birnbaum zu hängen. Um dem alten Landmann nicht zu begegnen (der ihm so zuwider geworden, daß er lieber ihn, als den alten Higginbatham erhängt gewußt hätte), stand der Hausirer schon beim Morgengrauen auf, spannte sein Pferd ein und trabte damit rasch nach Parkers Falls. Die frische Brise, der bethaute Weg und die schöne Sommermorgendämmerung erfrischten sein Gemüth und hätten ihn vielleicht ermuthigt, die alte Geschichte wieder zu erzählen, wäre irgend Jemand so früh wach gewesen, um ihm zuzuhören. Doch ihm begegnete weder Ochsengespann, noch Frachtwagen, weder Wägelchen, noch Reiter, nicht einmal ein Fußgänger, bis, just als er über den Fluß wollte, ein Mann ihm entgegen kam, der ein Bündel am Ende eines Knüppels über seiner Schulter trug.

„Guten Morgen, Meister," rief der Hausirer, sein Pferd anhaltend. „Wenn Ihr von Kimballtown kommt, könnt ihr mir vielleicht Genaueres über diese Affaire des alten Higginbatham berichten. Ist der Alte wirklich vor zwei oder drei Abenden von einem Irländer und Neger ermordet worden?"

Dominicus hatte zu eilig gesprochen, um gleich zu bemerken, daß der Fremde mindestens ein Mulatte war. Bei dieser plötzlichen Frage schien des Aethiopiers Hautfarbe um einige Schattirungen heller zu werden, während er zitternd und stotternd antwortete:

„Nein! nein! kein Neger war da! Es war ein Irländer, der ihn um acht Uhr gestern Abend aufgehängt hat. Ich ging um sieben fort! Die Seinigen haben ihn vielleicht noch nicht im Obstgarten gefunden!"

Kaum hatte er die Worte heraus, als er plötzlich abbrach und, obwohl er erst müde genug ausgesehen, so rasch davon rannte, daß des Hausirers Pferdchen hätte flink traben müssen, um mit ihm Schritt zu halten. Dominicus sah ihm verdutzt nach. Wenn der Mord nicht vor Dienstag Abend verübt worden war, wer war der Prophet, der ihn am Dienstag Morgen mit allen Einzelheiten vorausgesagt hatte? Wenn Higginbatham's Leichnam noch nicht von den Seinigen gefunden war, wie konnte der Mulatte, dreißig (englische) Meilen entfernt, wissen, daß er im Obstgarten hing, besonders da er Kimballtown verlassen, bevor der Unglückliche überhaupt aufgeknüpft worden war? Diese zweifelhaften Einzelheiten, wie auch des Fremden Erstaunen und Schrecken bewogen den Hausirer fast, Alarm zu schlagen und ihm nachzusetzen als einem Mitschuldigen beim Morde, denn ein solcher schien jedenfalls verübt worden zu sein.

Unter solchen Betrachtungen fuhr Dominicus in Parkers Falls ein, das ein so lebhaftes Städtchen ist, wie drei Kattunfabriken mit allem Zubehör es machen können. Die Maschinen waren noch nicht in Be-

Digitized by Google

wegung und nur wenige Läden geöffnet, als er im Gasthaus abstieg und es zu seiner ersten Pflicht machte, vier Quart Hafer für sein Pferd zu bestellen. Seine zweite war natürlich, dem Stallknecht die Higginbatham-Katastrophe mitzutheilen. Doch hielt er es für rathsam, in Betreff des Datums der schrecklichen That nicht zu bestimmt zu sein; ebenso ließ er auch noch Ungewißheit darüber herrschen, ob sie von einem Irländer und einem Mulatten verübt worden sei, oder nur von einem Sprößling der „Grünen Insel". Auch gab er nicht vor, es auf seine eigene oder eines anderen Verantwortlichkeit zu erzählen, sondern wiederholte es als ein allgemein verbreitetes Gerücht. Die Nachricht lief durch das Städtchen wie Feuer durch dürres Laub und wurde bald zum allgemeinen Gespräch, doch konnte Niemand sagen, wo sie eigentlich ihren Ursprung hatte. Herr Higginbatham war in Parkers Falls so gut bekannt, als ob er dort gelebt hätte, da er bedeutend in den Actien der Fabriken betheiligt war und die Einwohner ihre eigene Wohlfahrt mit seinem Schicksal in Verbindung brachten. So groß war die Aufregung, daß die „Parkers Falls Gazette", das Wochenblatt des Ortes, ihrem regelmäßigen Veröffentlichungstage vorgriff und einen halben Bogen herausgab, in großem Druck mit doppeltgroßen Anfangslettern und über dem Ganzen, breit gedruckt:

Schrecklicher Mord des Herrn Higginbatham!

Unter anderen Einzelheiten beschrieb dieser gedruckte Bericht die Eindrücke des Stricks am Halse des Leichnams, gab an, wie viel Tausend Dollars ihm geraubt worden; viel Pathos war auch in der Beschreibung des tiefen Schmerzes der Nichte, die aus einer Ohnmacht in die andere gefallen und nicht aus den Ohnmachten herausgekommen war, seit ihr Onkel am St. Michaels-Birnbaum hängend gefunden worden, und gar mit herausgekehrten Taschen. Der Dorfpoet verewigte den Kummer der jungen Dame in einer siebzehnversigen Ballade. Die Behörde hielt eine Sitzung und beschloß, in Betracht der bedeutenden Stellung des Herrn Higginbatham, Plakate anzuschlagen, welche eine Belohnung von fünfhundert Dollars für Entdeckung der Mörder und des geraubten Geldes versprachen.

Die ganze Bevölkerung: Krämer, Handwerker, Fabrikarbeiter beiderlei Geschlechts, Gasthaus- und Pensionsbesitzerinnen und natürlich auch die Schuljugend, Alles war auf der Straße, und der Lärm ihrer Zungen entschädigte vollkommen für das Schweigen der Fabrikmaschinen, welche, aus Achtung für den Dahingeschiedenen, feierten. Hätte Herrn Higginbatham an Ruhm nach dem Tode gelegen, sein verfrühter Geist würde sich geschmeichelt gefühlt haben durch solche Ovation. Unser Freund Dominicus vergaß in der Eitelkeit seines Herzens die Anfangs beobachtete Vorsicht, kletterte auf die breite Pumpe am Marktplatz und erklärte sich öffentlich als den zuverlässigen Bringer dieser Neuigkeit, die Alle so tief anging. Er wurde sofort der Held des Augenblickes und hatte eben eine neue Auflage seiner Erzählung in Ton und Stimme eines Feldpredigers begonnen, als die Postkutsche in die Straße einfuhr. Sie war die ganze Nacht unterwegs gewesen und mußte um drei Uhr Morgens in Kimballtown Pferde gewechselt haben.

„Jetzt werden wir Alles haarklein erfahren," rief's in der Menge.

Die Kutsche polterte bis zum Vorplatz des Gasthauses; hinter ihr her rannten wohl an tausend Menschen, denn wenn auch vorher Mancher noch bei seiner Arbeit geblieben war, jetzt war Alles in der Straße, die Neuigkeit zu hören. Der Hausirer, in diesem Wettlauf vorn an, entdeckte zwei Passagiere, die eben aus ihrem Morgenschlummer erwachten und erstaunt waren, sich inmitten einer lärmenden Volksmasse zu finden. Als jeder sie mit besonderen Fragen, und dennoch im selben Moment bestürmte, waren sie vor Erstaunen sprachlos, obwohl der eine Advocat, die andere Person ein junges Mädchen war.

Der Kutscher sagte kein Wort und fluchte nur furchtbar über den Stallknecht, daß er ihm nicht gleich frische Pferde anspannte. Der Advocat hatte gewöhnlich seine Sinne beisammen, selbst wenn er schlief; als er den Grund des Lärms verstand, zog er ein großes rothledernes Taschenbuch hervor. Unterdessen hatte Dominicus Peik, der es gut verstand, höflich zu sein und wohl auch meinte, daß eine weibliche Zunge die Geschichte ebenso rasch erzählen könne, als die eines Advocaten, der jungen Dame aus dem Kutschenschlag geholfen. Sie war ein hübsches, gescheites Mädchen, jetzt ganz wach und erfrischt und hatte einen so reizenden Mund, daß Dominicus wohl ebenso gern ein Liebeswort, wie eine Mordgeschichte daraus vernommen hätte.

„Meine Herren und Damen!" sprach der Advocat die Krämer, Handwerker und Fabrikmädchen an, „ich kann Ihnen versichern, daß ein unbegreiflicher Irrthum oder, was wahrscheinlicher ist, eine absichtliche Unwahrheit, erfunden, um Herrn Higginbatham's Credit zu gefährden, diese eigenthümliche Aufregung verursacht hat. Wir kamen um drei Uhr Morgens durch Kimballtown und würden sicherlich von dem Morde gehört haben, wäre einer verübt worden. Außerdem habe ich einen Beweis dagegen, der wohl fast so genügend ist, wie Herrn Higginbatham's eigene mündliche Aussage es wäre. Hier ist eine Anweisung von ihm in Angelegenheit einer Klage im Connecticut Staatsgericht. Er ließ sie bei mir abgeben und sie ist gestern Abend um zehn Uhr datirt."

Bei diesen Worten zeigte der Advocat das Blatt mit Datum und Unterschrift, die bewiesen, daß dieser unberechenbare Herr Higginbatham am Leben war, als er sie schrieb, oder — was Manche für die unwahrscheinlichere von zwei zweifelhaften Annahmen hielten — daß er zu sehr mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt war, um ihnen selbst nach seinem Tode ganz zu entsagen. Doch unerwartetes Zeugniß kam nun. Die junge Dame, nachdem sie des Hausirers Auseinandersetzung gehört hatte, brauchte nur einen Moment, um Kleid und Locken zu ordnen, trat dann in die Thüre des Gasthofes und machte bescheiden ein Zeichen, daß sie wünsche, gehört zu werden.

„Gute Leute," sagte sie, „ich bin Herrn Higginbatham's Nichte."

Ein Murmeln der Verwunderung lief durch die Menge, sie so rosig und frisch zu sehen, sie, die unglückliche Nichte, die nach der Angabe der Zeitung von Ohnmacht zu Ohnmacht sich dem Tode näherte. Doch hatte ein Witzbold die ganze Zeit bezweifelt, ob ein hübsches junges Mädchen den Tod eines reichen alten Onkels wirklich so sehr tragisch nehmen könne.

„Sie sehen," fuhr Fräulein Higginbatham lächelnd fort, „daß diese merkwürdige Geschichte in Bezug auf mich ganz unbegründet ist und, ich darf wohl sagen, auch ebenso unhaltbar in Bezug auf meinen lieben Onkel Higginbatham. Er ist so freundlich, mir ein Heim in seinem Hause zu geben, obwohl ich als Lehrerin zu meinem Unterhalt beitrage. Ich verließ Kimballtown heute früh, um während der kurzen Ferien eine Freundin, fünf Meilen von hier, zu besuchen. Mein freigebiger Onkel, als er mich auf der Treppe hörte, rief mich an sein Bett, gab mir das nöthige Geld für die Postkutsche und noch einen Thaler mehr für unerwartete Ausgaben. Dann legte er sein Taschenbuch unter sein Kopfkissen, reichte mir zum Abschied die Hand und rieth mir, etwas Brod mitzunehmen, anstatt unterwegs Frühstück zu bestellen. Darum bin ich ganz fest überzeugt, daß ich meinen geliebten Verwandten lebend verließ und erwarte ihn auch bei meiner Rückkehr ebenso wieder zu finden." Die junge Dame verbeugte sich bei Beendigung dieser Rede, die so verständig, wohlgewählt und mit so viel Tact und Grazie gesprochen worden war, daß Viele meinten, das Fräulein dürfte mit Recht Vorsteherin der besten Schule des Staates sein.

Doch ein Fremder hätte denken können, daß Herr Higginbatham in Parkers Falls als ein Gegenstand des Abscheues angesehen würde, und daß ein Danksagungstag über seinen Mord proclamirt worden wäre, so arg war die Wuth der Einwohner, sobald sich ihr Irrthum als solcher zeigte. Die Arbeiter beschlossen, Dominicus Peik öffentlich abzustrafen und waren nur noch über die Art und Weise uneinig: ob sie ihn mit Theer und Federn bedeckt auf einem Zaunpfahl durch das Städtchen reiten lassen sollten oder ob es besser sei, ihn durch eine Douche von der Marktpumpe zu erfrischen, von welcher aus er sich für den Träger der Neuigkeit erklärt hatte. Die Behörde, auf Rath des Advocaten, berieth schon darüber, ihn für Verbreitung unbegründeter und die öffentliche Ruhe störender Berichte vor's Gericht zu bringen. Alles, was den armen Dominicus vor der Rache der Menge und sogar vor einer gerichtlichen Untersuchung errettete, war die beredte Fürsprache der jungen Dame. Nach einigen, an seine Wohlthäterin gerichteten Worten herzlicher Dankbarkeit, sprang er auf seinen grünen Wagen und verließ das Städtchen unter einer Artilleriesalve der Schuljugend, welche reichliche Munition in einer benachbarten Lehmgrube und in den Pfützen fand.

Digitized by Google

Wäre nichts geschehen, um die Nachricht des ersten Reisenden zu bekräftigen, so hätte er das Ding jetzt für eine arge „Ente" halten können; aber der Mulatte war jedenfalls mit der Nachricht oder gar der Thatsache selbst bekannt; und dann war auch etwas Geheimnißvolles in seinem angst-, ja fast schuldvollen Benehmen, als er so unverhofft befragt wurde. Wenn Dominicus nun noch bedachte, daß neben diesem eigenthümlichen Zusammentreffen das Gerücht auch völlig mit dem Charakter und den Gewohnheiten des alten Higginbatham übereinstimmte, daß er einen Obstgarten hatte und einen St. Michaels-Birnbaum, an welchem er, Abends heimkehrend, vorbeiging, schienen die durch die Umstände gegebenen Beweise so stark, daß Dominicus zweifelte, ob das vom Advocaten gezeigte Autograph und das directe Zeugniß der Nichte als genügend entkräftigend gelten dürften. Durch vorsichtiges Fragen unterwegs fand der Hausirer auch, daß Herr Higginbatham einen Irländer von zweifelhaftem Charakter im Dienste habe, den er, aus Sparsamkeit, ohne genügende Empfehlungen in's Haus genommen.

Es wurde schon dunkel, als er die Zollstätte der Kimballtown Chaussee erreichte, die etwa zehn Minuten von dem Städtchen selbst lag. Sein Pferdchen war nahe daran, einen Reiter zu überholen, der nur wenige Ruthen voraus, dem Zolleinnehmer zunickend dahinritt. Dominicus kannte den letzteren, der, während er ihm die Scheidemünze herausgab, eine Bemerkung über's Wetter machte.

Der Hausirer holte eben mit der Peitsche aus, um seinem Thiere einen leichten Hieb zu geben und sagte: „Vom alten Higginbatham habt Ihr wohl in den letzten paar Tagen nichts gesehen?"

„O ja," war die Antwort, „er ritt eben vorbei, bevor Ihr anhieltet, da reitet er hin — Sie können ihn trotz der Dunkelheit noch sehen. Er wohnte heute Nachmittag einem gerichtlichen Verkauf in Woodfield bei. Gewöhnlich reicht mir der alte Herr die Hand und hat einige Worte für mich, doch heute eilte er, denn es ist seine feste Regel, Punkt Acht daheim zu sein."

„Ja, das hab' ich auch schon gehört," rief Dominicus.

„Nie hab' ich einen Menschen so fahl und hager gesehen, wie der alte Herr eben schien," fuhr der Andere fort. „Ich dachte still für mich, daß er mehr einem Geist oder einer alten Mumie glich, als einem Geschöpf von Fleisch und Blut."

Der Hausirer schaute angestrengt durch's Zwielicht und konnte eben noch in der Ferne den Reiter erblicken. Er glaubte Higginbatham's Gestalt zu erkennen; doch in dem Duster des Abends und dem Staub erschien sie schattenhaft, als wäre sie nur eine aus Dunkelheit und grauem Licht geheimnißvoll hervorgebrachte Scheingestalt des alten Mannes. Dominicus schauderte dabei. „Der alte Higginbatham ist aus der Schattenwelt über die Kimballtown Chaussee zurückgekehrt," dachte er.

Er fuhr weiter und blieb in gleicher Entfernung von dem grauen alten Schatten, bis eine Wendung des Weges ihn seinen Blicken entzog. Als er den Ort erreichte, sah der Hausirer nichts mehr von dem Reiter, fand sich aber am Anfang der Hauptstraße des Städtchens nicht weit von einer Anzahl Läden und zwei Gasthöfen, die um den Kirchthurm gelagert schienen. Links war eine Steinmauer nebst Pforte, ein kleines Gehölz umschließend, hinter welchem erst ein Obstgarten, dann eine kleine Wiese und endlich ein Haus lagen. Dies war Herrn Higginbatham's Besitzthum, dessen Wohnhaus an der alten Landstraße stand, aber durch die Kimballtown Chaussee in den Hintergrund gekommen war. Dominicus kannte die Oertlichkeit; sein Pferd hielt instinktiv an, wenigstens war er sich nicht bewußt, die Zügel angezogen zu haben.

„Bei meiner Seele, ich kann an dieser Pforte nicht vorbei!" zitterte es zwischen seinen Lippen hervor. „Ich werde mich selbst nie wieder erkennen, bis ich gesehen habe, ob Higginbatham an dem St. Michael-Birnbaum hängt!"

Er sprang vom Wagen, warf die Zügel über den Thorpfosten und lief durch das Gehölz, als wäre der „Böse" hinter ihm her. Da schlug die Kirchthurmuhr Acht und bei jedem Schlage that Dominicus einen rascheren Sprung und flog förmlich dahin, bis er in der Mitte des Gartens den schicksalsschweren Birnbaum erblickte. Ein großer Ast erstreckte sich vom knorrigen Stamm aus über den Weg und warf den dunkelsten Schatten gerade dorthin. Aber unter dem Aste schien etwas in aufgeregter Bewegung.

Der Hausirer hatte für sich nie mehr Muth beansprucht als zu seiner friedlichen Beschäftigung gehörte, und konnte auch nachher keine Rechenschaft für seine Tapferkeit in diesem schrecklichen Nothfalle geben. Thatsache ist's jedoch, daß er vorwärts sprang, einen stämmigen Irländer mit dem Peitschengriff niederschlug, und — den leibhaftigen alten Higginbatham, nicht am St. Michaels-Birnbaum hängend, sondern mit einer Schlinge um den Hals und an allen Gliedern zitternd, darunter fand!

„Herr Higginbatham," rief Dominicus, kaum noch der Sprache fähig; „Sie sind ein ehrlicher Mann und ich will Ihrem Worte trauen. Sind Sie gehängt worden, oder nicht?" — — —

Wem dies noch ein Räthsel ist, dem sollen wenige Worte es klar machen, wie diese kommende Begebenheit ihren Schatten voraus geworfen hatte: Drei Männer hatten sich verabredet, Herrn Higginbatham zu morden und zu berauben; zwei von ihnen, nach einander, verloren den Muth und entflohen, die That durch ihr Verschwinden je einen Abend aufschiebend. Der Dritte war eben daran, sie zu verüben, als ein Retter, der blindlings dem Rufe des Schicksals folgte, wie die Helden alter Romane, in der Person des Dominicus Peik erschien.

Es bleibt nur noch übrig zu sagen, daß Herr Higginbatham den Hausirer lieb gewann, ihn in seinem Freien um die hübsche Lehrerin begünstigte, sein ganzes Vermögen ihren Kindern verschrieb und ihnen selbst die Zinsen davon zuwies. Als seine Stunde schlug, setzte der Herr seinen Wohlthaten die Krone auf, indem er redlich im Bette einen christlichen Tod starb, seit welchem traurigen Ereigniß Dominicus Peik Kimballtown verlassen hat, um in seiner Vaterstadt eine große Tabaksfabrik anzulegen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Philosophin.

Schauspiel in vier Aufzügen von Friedrich Spielhagen.

(Deutsches Theater.)

Da die erste Berliner Aufführung dieses Stückes und die Drucklegung der vorigen Nummer unseres Blattes auf einen Tag fielen, kommt dieser Bericht etwas spät in die Hände unserer Leser, so spät, daß er das Stück gar nicht mehr am Leben trifft, wenigstens nicht am Leben auf den Brettern. Es sank schon hinab in den Hades der verunglückten dramatischen Versuche, wo es mit den vielen Schatten, die gerade das „Deutsche Theater" in den letzten Jahren dorthin sandte, und auch mit den früheren Stücken desselben Autors nun freundschaftlich auf den Asphodeloswiesen lustwandeln kann. Dorthin paßt es auch besser, als in das frische, warmblütige Leben auf den Brettern, in das es sich mit seinen schattenhaft verwehenden Umrissen nur mühsam einfügte. Dort, in dem Dämmerlichte einer schon längst verflossenen dramatischen Geschmacksrichtung, mag auch die Unklarheit der Motivirung weniger ersichtlich werden, welcher der berühmte Verfasser diesmal vollständig unterlag.

Er verspricht uns im ersten Acte das Bild einer klaren, ruhig und bedeutend denkenden Frau, und zeichnet uns dafür in der Mitte des Stückes ein durch die Verworrenheit der Gefühle uns peinigendes Menschenkind; er bereitet uns darauf vor, eine folgerichtige innere und selbständige Entwickelung jener Gefühle zu einer reinen und festen Leidenschaft mit anzuschauen und lenkt dabei nur durch einen plumpen theatralischen Zufall schließlich die Seele seiner Heldin zur Einsicht. Wie falscher Stolz und Standeshochmuth durch die Allmacht der Liebe zu Demuth und aufopferungsfreudiger Hingebung verwandelt werden, will er in erregenden Zügen darstellen, bringt aber nur den Uebergang von einer gewaltigen Unklarheit der Leidenschaft zu einem durch äußeren Anstoß herbeigeführten Ausbruch derselben zur Anschauung.

Friederike von Heideck, die Heldin des Stückes, liebt schon seit ihrer Jugendzeit den Oberverwalter ihrer Güter, Hubert Römer, leidenschaftlich. Beide sind zusammen aufgewachsen, er als der Sohn eines armen aber hochgeehrten Pastors, sie als die reiche Erbin. Seitdem Hubert in dienender Stellung ihr gegenüber sich befindet, hat sie es für nothwendig gehalten, die Liebe zu ihm in ihrem Herzen zu bekämpfen. Oder hat sie das nicht? Wir wissen es nicht und erfahren es nicht. Ihr ganzes Wesen bleibt uns zunächst unklar. Ihre Freundin, das Gesellschafts-

Digitized by Google

fräulein Grete Schulz, versucht zwar, uns einmal einen Fingerzeig zu geben, indem sie lachend sagt, Friederike wisse nicht, was sie wolle, aber mit einer solchen Kennzeichnung weiß der gespannte Zuschauer natürlich noch weniger anzufangen. Kurz und gut, wir erfahren nur, daß Friederike Philosophin geworden sei, weil sie ihren Obergüterverwalter heimlich liebt. Wir erfahren es aber nur durch Erzählen der Anderen, denn außer einigen Citaten aus Plato und Schopenhauer enthalten die ersten Gespräche Friederikens sehr wenig Philosophisches. Die Citate passen gewöhnlich so schlecht, wie die Faust auf's Auge, und ihr Benehmen zeigt nur Unruhe und Selbstquälerei, dabei höchstens noch das Gefühl, daß sie ihrer übrigens lustigen und lebensfrohen Umgebung bei Weitem überlegen sei. Diese Ueberlegenheit aber spricht sich durchaus nicht etwa in dem philosophischen Vorsatze aus, mit kühnem Sprunge über die Schranken dieser Umgebung hinweg die geistige Freiheit zu gewinnen und dem elementaren Gefühle der Liebe seinen Lauf zu lassen, sondern äußert sich in einem höchst alltäglichen und kläglichen Skepticismus, der sich fragt, ob es überhaupt Liebe gebe und ob überhaupt das Leben und die Formen, die es annimmt, einen Zweck haben. Für Friederike, deren ganze Seele von der Leidenschaft für Hubert erfüllt ist, bedeutet diese seltsame Philosophie in der That nur ein Versteckspielen mit ihrem eigenen Herzen und mit ihrer Umgebung. Dem Dichter, der vielleicht die Absicht hatte, wirklich nur eine derartige Verworrenheit der Gefühle plastisch darzustellen, ist aber dann der Vorwurf zu machen, daß er die Heldin trotz dieser Verworrenheit, in der er sie darstellt, überhaupt noch zu einer Entschließung gelangen läßt.

Diese Entschließung erscheint in der That sonderbar, wenn wir die Friederike des ersten Actes im Auge haben. Sie weiß nicht ob sie lieben soll und darf, ja ob sie überhaupt liebt, und doch ist ihr einziges Streben, der Punkt, auf den sie alle ihre Gedanken richtet, zu erfahren, ob Hubert sie liebt. Sie muß das eigentlich längst wissen, sie will aber eine ausdrückliche Erklärung von ihm haben. Und warum? Etwa, um dann kühn die Fesseln ihres Standes abzuwerfen und ihren Geliebten in die Arme zu nehmen? Durchaus nicht! Sie erstrebt das ausdrückliche Geständniß nur, um sich dann stolz sagen zu können und sich immer wieder zurufen zu können, daß sie nicht ohne Gegenliebe geliebt habe. Es kommt beinahe so heraus, als setze sie, weil sie eine Gräfin ist, ihren ganzen Stolz darein, nicht ohne eine entsprechende Erwiederung ihre Liebe zu vergeuden. Eine sonderbare Unklarheit in diesem Conflikt zwischen Stolz und Liebe! Friederike will eine List gebrauchen, um den ebenso stolzen Hubert zu jenem Geständniß zu bringen. Sie empfängt ihren Vetter Oskar, der sie dem Testamente ihres Vaters zufolge eigentlich heirathen soll. Obgleich sie nun weiß, daß dieser Vetter bereits heimlich verlobt ist und nur formell, um der Güter nicht verlustig zu werden, die testamentarisch bestimmte Brautwerbung um seine Cousine, die ihn ja doch nie heirathen wird, vornimmt, bietet sie alle ihre Liebenswürdigkeit auf, um der fingirten Werbung einen ernsthafteren Anstrich zu geben. Vetter Oskar geht in die Falle und wird zärtlich gegen Friederike. Als er ihr zu Füßen liegt, tritt Hubert herzu, zeigt aber nicht die geringste Eifersucht. Friederike bleibt also in ihrer seltsamen Stimmung. Sie erscheint jetzt nur etwas gereizt im Gegensatz zu der erkünstelten Ruhe, die sie vorher an sich trug. Ein Pfänderspiel, welches der Dichter ziemlich unvermittelt hierauf arrangirt, gibt ihr Gelegenheit, den Stachelversen ihres Vetters, welcher wie Alle von ihrer Liebe zu Hubert weiß, zu antworten, und — wunderbar, höchst wunderbar! — sie bekennt in dieser Antwort unverhohlen ihre Verehrung für den Obergüterverwalter, die sie sich vorher selbst nicht einmal eingestehen wollte. Woher dieses plötzliche Aufgeben ihres Stolzes?

Ihrem Vetter aber kommt es nun darauf an, sie zu einem noch deutlicheren Geständnisse ihrer Liebe zu veranlassen. Eine Versammlung der Revisionscommission über die Güter, in welcher Hubert Rechenschaft über seine Verwaltungsthätigkeit ablegen soll, scheint ihm den Anlaß hierzu zu bieten. Hubert soll in dieser Versammlung heftig angegriffen werden wegen Maßregeln, die er im Einverständniß mit seiner Herrin traf. Oskar überredet diese, zur Vertheidigung Hubert's an der Versammlung theilzunehmen und hofft, daß sie hier entschieden Stellung für den Geliebten nehmen und sich auf diese Weise bloßstellen, sagen wir: blamiren werde. Wahrlich eine edle Rache! Wie er gehofft, kommt es, aber aus einem anderen Anlasse. Huberts Bruder, ein verbummelter Student, hat — rein aus Neugierde — einen Griff in die offenstehende Gutskasse gethan und, als die Versammlung naht, noch nicht Gelegenheit gefunden, die herausgenommenen Scheine wieder an ihren Ort zurückzulegen. Hubert's Kasse stimmt also nicht. Er wird, nachdem er auf alle vorhergegangenen Vorwürfe ruhig geantwortet, nun verdächtigt, und da, als sie ihren Geliebten bestürzt und rathlos sieht, greift Friederike, die bis dahin stolz und schweigend zugehört, energisch ein. „Die Kasse stimmt!" gebietet sie. Ihr Gutsverwalter soll nicht angegriffen werden, und sie bekennt stolz, daß sie — ihm vertraue. Mehr wäre nach dieser Scene wohl nicht nöthig gewesen, aber die stolze Friederike bekennt auch noch, gerade so unmotivirt wie vorher beim Pfänderspiele, auf einmal, daß sie Jenen liebe.

Soweit geht die eigentliche Entwickelung des Stückes. Friederike hat nun ihren Stolz und auch — ihre Philosophie aufgegeben und daß sie im vierten Acte nun auch noch ihren Namen und ihren Reichthum dreingibt, um dem Geliebten als Professorsfrau nach einer kleinen Stadt zu folgen, ist weniger wesentlich. Wir müssen uns, nun rückschauend, fragen, ob eigentlich Spielhagen uns ein einheitliches Bild einer mit sich kämpfenden und schließlich den schönsten Sieg erringenden stolzen Mädchenseele gegeben hat? Ich möchte das doch verneinen. Aus der Verworrenheit, in der diese Philosophin mit ihren Gefühlen noch im ersten Acte schwebt, gelangt sie in Ansätzen und plötzlichen Sprüngen zur Klarheit, ohne daß sie selbst und ohne daß auch wir wissen, wie eigentlich? Die äußeren Anlässe, wie die bevorstehende Entlassung Huberts, das Pfänderspiel und der Kassendefect, stehen in keinem Zusammenhange mit der Entwickelung im Inneren Friederikens, sondern bieten nur die Gelegenheit dar, daß die schon fertigen Vorgänge in der Seele des Mädchens sich kundgeben. Wie dieselben aber fertig wurden, um solche unerwarteten Resultate zu zeitigen, bleibt uns dunkel und wird auch nicht durch einige Monologe erklärt, die der Verfasser seiner Heldin in den Mund legt.

Wie ein Schleier ruht es auf dem Wesen Friederikens, und dem Ahnen und der Selbstdichtung des Zuschauers ist etwas zu viel überlassen. An dem Verfehlten in diesem Kernpunkte scheiterte aber die ganze Wirkung des im Uebrigen sehr geschickt gearbeiteten Stückes. Das Wesen der Heldin ist nicht nur sehr zusammengesetzt aus vielen Elementen — das würde ja die Spannung erhöhen — sondern es ist und bleibt auch unklar bis zu dem durch den Zufall der nicht stimmenden Kasse hervorgerufenen Ausbruch des reinen Liebeszaubers, und deshalb ist der Zuschauer ermüdet und theilnahmlos geworden, ehe der Höhepunkt des Dramas noch erreicht ist.

Das Stück ist übrigens streng concentrirt in seiner Haupthandlung, die Nebenhandlungen sind nur flüchtig angedeutet, die um das Hauptliebespaar stehenden Gestalten sind nur skizzirt. Trotzdem finden sich manche schöne und charakteristische Scenen, wie sie nur dem geschickten Meister gelingen, freilich auch manches Verzeichnete, wozu besonders das Pfänderspiel und die ihr vorhergehende zärtliche Scene zwischen Friederike und Oskar zu rechnen sind. Spielhagen hätte es bei der Einfachheit seines Grundgedankens nicht nöthig gehabt, manche Züge der Handlung zu erkünsteln; ich rechne hierzu besonders das ganze Auftreten Oskars und seiner Braut, der Baronin Bella. Dieses Paar tritt noch verwirrend zu der sonstigen Verworrenheit Friederikens hinzu.

Leider half auch die Darstellung im deutschen Theater nicht über die geschilderten Klippen des Stückes hinweg. Sie war im Gegentheil nur geeignet, dieselben noch schroffer hervortreten zu lassen, als sie an sich sind.

O. B.

Notizen.

In C. F. Amelang's Verlag in Leipzig ist soeben eine neue billige Volksausgabe von Eichendorff's Sämmtlichen poetischen Werken in vier Bänden erschienen, die wir allen Freunden wahrer Poesie nicht erst an's Herz zu legen brauchen. Der herrliche Volksdichter lebt da in seiner ganzen seelenvollen, waldfrischen Eigenart, seiner edeln Gesinnung und seinem nationalen Empfinden wieder auf. Der erste Band, der die sämmtlichen Gedichte umfaßt, enthält eine Welt von Poesie. „Eichendorff," sagt Scherer sehr schön, „weiß uns tief zu bewegen und das Gemüth wie mit einem Zauberstabe zu rühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und die Schauer der Nacht uns umfangen oder die Berge, Wälder und Ströme zu unseren Füßen liegen und die Glocken im Thale klingen und der heilige Morgen um unsere Sinne blüht." Die übrigen Bände bringen seine unbedeutenderen Dramen, seine Biographie, seine Romane und Novellen, von denen der prächtige „Taugenichts" und das von herrlichen Volksliedern durchtönte „Schloß Dürande" unsere ganze zeitgenössische Novellistik aufwiegen. Man braucht mit dem katholisirenden, alles Heil in der Vergangenheit erblickenden Standpunkt nicht einverstanden zu sein, um den durch und durch deutschen und gottbegnadeten Dichter als solchen immer groß und verehrungswürdig zu finden. Wir empfehlen die geschmackvoll ausgestattete Ausgabe auch für die nahende Festzeit.

Im Herbste des Lebens. Gesammelte Dichtungen von Emil Pirazzi. (Offenbach a. M., Theodor Steinmetz.) In seiner engeren Heimath ist dieser Dichter, der auch als Dramatiker mehrfach auf unsere Bühne gekommen, schon längst bekannt und hoch geschätzt. Er hat sein Lied zu allen bedeutsamen und festlichen Gelegenheiten der letzten Jahrzehnte ertönen lassen und fügt deshalb jetzt in dem zweiten Theil des vorliegenden Bandes mit gutem Rechte eine Sammlung derartiger Ergüsse als wichtige Ergänzung seiner dichterischen Lebensarbeit hinzu. Die Gedichte des ersten Theiles, welche nicht einer besonderen Gelegenheit, sondern einem unmittelbaren innerem poetischen Bedürfnisse ihre Entstehung verdanken, tragen dieselbe schöne Eigenschaft an sich, wie jene Gelegenheitsdichtungen und Bühnenfestspiele, nämlich eine schöne und reine Formvollendung. Nur etwas zu lang sind sie alle nach unserem Empfinden, die frischen, anmuthigen Gedanken, die sie enthalten, sind oft zu weit und zu ausführlich ausgesponnen worden. Ein Sonnettenkranz ist wegen der nothwendigen Beschränkung der Gedichte auf ein bestimmtes äußeres Maß deshalb das uns am Meisten Ansprechende in der Sammlung. Ueberall aber offenbart sich in diesem Buche, das uns die schöne Gedankenwelt eines ganzen Lebens aufschließt, eine reine und warme Empfindung und eine edle Seele, und wir glauben deshalb, daß diese im Herbste gesammelten Früchte nicht nur den nächsten Freunden des Dichters zur lieben Erinnerung, sondern auch für viele ferner Stehende zur Erbauung gewachsen sind.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen

aus meinem Leben.

Von

Gustav Freytag.

Preis geheftet: ℳ 5.—. In elegantem Halbfranz gebunden: ℳ 7.—.

Bei mir ist **neu** erschienen:

Wandel der Zeiten.

Vier Erzählungen
vom
Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers".

Inhalt: Enge Schranken. — Stärkere Gewalten. — Morgendämmerung. — Gute Tage.

Preis: ℳ 6.—, gebd. ℳ 7.—

Früher von demselben Verfasser, Generallieutenant z. D. **Julius Hartmann** in Berlin, erschienen:

Aus zwei anektirten Ländern. — Per aspera ad astra. Erinnerungen eines deutschen Offiziers. Zwei Bände. **Zweite** Auflage. ℳ 10,60. gebd. ℳ 12,60.
Wie es war und wurde. Vier Erzählungen. ℳ 4,50. gebd. ℳ 5,40.
Erlebtes aus dem Kriege 1870/71. Zweite Auflage. ℳ 5,60. gebd. ℳ 6,75.
Zu spät erkannt. Ein Zeitbild aus den Jahren 1871—1873. ℳ 6.— gebd. ℳ 7.—

J. F. Bergmann, Verlagsbuchhandlung, Wiesbaden.

Cotta'sche sehr elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben.
Schiller's sämmtliche Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 7.—
Goethe's Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 6.—
Lessing's Werke. 3 Bände. Gebunden ℳ 5.—
Uhland's Gedichte und Dramen. Gebunden ℳ 5.—
Dieselben. Hochelegante **Jubiläums-Ausgabe.** Gebunden ℳ 7.—
Illustrirter **Weihnachtskatalog** gratis und franko.

J. G. Cotta in **Stuttgart.**

Schiller.

Der Catalog unserer grossen Schiller-Bibliothek (No. 21 unseres Antiquariates) **1400 Nummern** soeben erschienen und gratis und franco zu beziehen vom
Antiquariat
v. Zahn & Jaensch, Dresden.

Verlag von **Gustav Koester, Heidelberg.**

Dante Alighieri.

Die Hölle.

Metrisch übertragen
von
Dr. med. Carl Bertrand.

gr. 8°. (XXXII, 245 S.) broch. ℳ 4.—
geb. in Leinwand mit Goldschn. ℳ 5. 50.
in Halbfranz ℳ 6. 25.

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Ein Verhältniß.

Roman von Karl von Perfall.

8°. 275 Seiten. Hübsch brosch. Preis 4 ℳ 50 ₰.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur
ihres Verlages liefert gratis u. franco
Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlg.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

G. Hirth's Kunstverlag in München.

Ideen über Zeichenunterricht und künstlerische Berufsbildung. Von **Georg Hirth.** Dritte Auflage. 3 Bogen 8°. Preis 75 Pf. Der Verfasser hat in dieser Schrift seine Ideen zu einer weitgehenden Reform des gesammten Zeichenunterrichts niedergelegt. Dieselbe beansprucht das lebhafte Interesse aller Künstler und Zeichenlehrer, wie aller Kunstfreunde, und ist der Beachtung dieser Kreise angelegentlich empfohlen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Faust. Eine Tragödie.

III. Theil zu Goethe's Faust
von
Carl August Linde.

In 16°. 114 Seiten. Eleg. brochirt.
Preis 1 Mark.

Leipzig bei Wilhelm Opetz.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

E. von Münchershof,

Zweierlei Tuch.

Heiteres und Ernstes
aus dem Offiziersleben im Frieden.

Preis 3 ℳ brosch., 4 ℳ eleg. gebdn.

Verf. gehört den höheren Offizierskreisen an. Die flott geschriebenen Skizzen werden überall gern gelesen werden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von
Theod. Steinmetz in Offenbach.

Elegantes Weihnachtsgeschenk,
soeben erschienen:

Im Herbste des Lebens.

Gesammelte Dichtungen
von
Emil Pirazzi.

18 Bogen 8°.
In Prachtband: 5 Mk.

Hierzu drei Beilagen von der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig, Leonhard Simion in Berlin und Otto Weisert in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 3. December 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Dem Deutschen Reichstag. Von * — Die Alters- und Invalidenversicherung. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Die ersten Bände der Weimarer Goetheausgabe. Von Ludwig Geiger. — Gedichte und Skizzen von Johannes Trojan. Von Heinrich Seidel. — Neue Bücher von Wilhelm Jensen. — **Feuilleton:** Im Herbst. Novellette von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Neue Operetten. Von K. — Notizen. — Inserate.

Dem Deutschen Reichstag.

In tiefernster Zeit sind die Vertreter deutscher Nation wieder zu ihren Arbeiten in Berlin zusammengetreten. Das von der Thronrede angekündigte Arbeitspensum ist groß und umfangreich. Das Gebäude der deutschen Socialgesetzgebung soll seinen Abschluß finden durch die gesetzliche Feststellung der Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. Damit hat das Deutsche Reich als erster unter allen Culturstaaten ein Problem gelöst, dessen Lösung ohne die gewaltsamsten Erschütterungen kaum möglich schien. Gewiß muß noch Vieles an jenem Gebäude verbessert und ergänzt werden: aber nur jene unedle und unpatriotische Gesinnung kann daraus einen Vorwurf ableiten, welche um jeden Preis die Regierung schulmeistern und in's Unrecht setzen zu müssen glaubt. Doch Gott sei Dank sind die trüben Zeiten vorbei, da Opposition gegen die Regierung als nothwendiges Merkmal männlicher Charakterstärke galt. Durch die Nation geht das Bewußtsein freudigen Stolzes, daß das Deutsche Reich das gewaltige Problem der Socialgesetzgebung mit so fester Hand ergriffen und in so verhältnißmäßig kurzer Zeit zu befriedigender Lösung gebracht hat. Und das Bewußtsein des Stolzes verbindet sich mit der Empfindung tiefinniger Freude, daß in dieser Gesetzgebung ein Herzenswunsch unseres greisen kaiserlichen Herren erfüllt ist, dessen Erfüllung dem Herrscher und Vater seines Volkes so tiefempfundenes Bedürfniß war. — Allerdings: Wer würde so sanguinisch sein, zu hoffen, durch diese Gesetzgebung sei der Socialdemokratie der Boden entzogen? Daran ist nicht zu denken. Aber die dringendsten und wichtigsten Forderungen für ein menschenwürdiges Dasein des Arbeiterstandes sind damit erfüllt und ein weiterer Ausbau dieser Gesetzgebung kann und wird erfolgen. Damit ist unendlich Vieles gewonnen: man muß so viel Vertrauen zur menschlichen Vernunft und zum gesunden Sinn des deutschen Arbeiterstandes haben, um erwarten zu dürfen, daß wenigstens ein Theil, und hoffentlich der größere Theil unserer deutschen Arbeitermassen erkennt, wo die starke Kraft und der ernste Wille besteht zu einer im Rahmen des Möglichen und des Vernünftigen sich bewegenden Ordnung der Arbeiterverhältnisse im Gegensatz zu den hohlen Phrasen jener Volksverführer, die sich auf Kosten des Arbeiterstandes mästen, für denselben aber außer wilden Reden bis jetzt einfach Nichts geleistet haben. Und ein Zweites noch ist gewonnen: von der festen Basis dieser Gesetzgebung aus kann dem Unsinn phantastischer Träume und verbrecherischer Thorheit fest und energisch Widerstand geleistet werden. Darum haben diejenigen Parteien, welche der Regierung mit Eifer und Erfolg zur Seite standen in der Gestaltung dieser Gesetzgebung, sich um die Nation verdient gemacht.

Abermals wird an den Reichstag die Frage der Erhöhung der Getreidezölle herantreten. In dieser Frage mag der gewissenhafte Politiker nicht so fest und sicher Stellung zu nehmen wie in der Frage der Socialgesetzgebung. Man kann nicht einstimmen in das Geheul, als seien Getreidezölle ein Verrath am Volke, dessen kräftige Ernährung durch solche geschmälert werde. Und man wird Angesichts der tiefgehenden Bewegung in den Kreisen der deutschen Landwirthschaft schwerlich leugnen können, daß in diesem die Hälfte unseres Volkes umfassenden Erwerbszweige ein wirklicher und schwerer Nothstand vorhanden ist; nur die Leichtfertigkeit oder der Egoismus, welcher kaufmännische Interessen allein der Berücksichtigung werth hält, wird jene Bewegung mit dem Schlagwort „agrarische Interessenpolitik" abthun mögen. Aber ein anderes Bedenken mag sich wohl in der Frage der Getreidezölle dem unparteiischen Sinne aufdrängen: sind diese legislatorischen Maßnahmen wirklich geeignet, den Nothstand der Landwirthschaft zu beseitigen oder zu mildern? Ist nach dieser Richtung durch die bisherigen staatlichen Schritte irgend ein Erfolg gewonnen worden, welcher es wahrscheinlich macht, daß auf diesem Wege, wenn er nur weiter verfolgt wird, ein wirklich bedeutendes Resultat erzielt werden könnte? Dies unbedingt zu bejahen, sind wir auf Grund der bisherigen Erfahrungen nicht berechtigt und halten demgemäß den Zweifel wohl der Erwägung werth, ob nicht ein anderer Weg beschritten werden muß, um den Nothstand der Landwirthschaft zu beseitigen, dessen Beseitigung allerdings, wie wir rückhaltlos anerkennen, im Staatsinteresse dringendst geboten ist.

So harren wichtige und schwierige Aufgaben der sachgemäßen Erledigung des Reichstages. Und wir haben das Vertrauen, daß er in dieser schweren Zeit ein treuer Ausdruck des die Nation erfüllenden Sinnes an den Stufen des Kaiserthrones sein werde. Es ist gar nicht auszusprechen, welches Gefühl der Beruhigung darin liegt, daß wir jetzt so vertrauend auf unseren Reichstag blicken können. Denn der Ernst der Zeit ist fast übermächtig groß. Wer könnte sich der tiefsten Bewegung entziehen über die Schlußsätze der Thronrede? Nicht die vertrauensvolle Stimme des Friedens hören wir von der höchsten Stelle des Staates, sondern eine ernste gewaltige Mahnung an die Friedensstörer, welche längst Europa in das Blutmeer des furchtbarsten Weltkrieges gestürzt hätten, wäre nicht unseres greisen Kaisers selbst den erbittertsten Feinden geheiligte Person und unseres großen Kanzlers selbst von den

Digitized by Google

wuthschnaubendsten, haßerfülltesten Kriegsfanatikern gefürchtete starke und kluge Friedenspolitik. Auch der sanguinischste Optimist muß durch die Worte, welche über die auswärtige Politik soeben vom Throne an die Nation gerichtet worden sind, mit Schauern des gewaltigsten Ernstes erfüllt werden. Wir wissen nun, daß wir auf Alles gefaßt sein müssen, daß alle Mühe, welche die deutsche Politik Jahr um Jahr aufgewendet hatte, um die wilden, zum Kriege drängenden Leidenschaften in Frankreich und Rußland durch freundliches Entgegenkommen, durch Zugeständnisse jeder Art und weiten Umfanges zu besänftigen, vergeblich waren: Frankreich ist seit Jahren überhaupt ohne Regierung, ein Spielball parlamentarischer Parteiführer, und in Rußland hat die Regierung nicht den Willen, vielleicht auch nicht die Kraft, die Kriegsleidenschaften einzudämmen. So stehen wir den äußersten Eventualitäten gegenüber. Die deutsche Politik hat die resultatlosen und darum schließlich deprimirenden Bestrebungen, den Weltfrieden innerlich zu sichern, aufgeben müssen und hat nunmehr den Weltfrieden gegenüber den wildbewegten Volksleidenschaften im Westen und im Osten auf die Schneide ihres scharfen Schwertes gestellt. Die Zeit der Rücksichten, der Concessionen, der Connivenzen, des diplomatischen Vermittelns und Versöhnens ist vorüber. Wir wollen den Frieden auf Grund unseres gegenwärtigen Besitzstandes und sonst Nichts: wer unseren Frieden zu stören wagt, der komme und versuche das deutsche Schwert.

Und zu diesem „Fertig" nach West und Ost ist das Deutsche Reich genöthigt in einer Zeit des tiefsten inneren Schmerzes. So tief und verzehrend aber der Schmerz war und ist, der unsere Seele drückt, Ein herrliches, erhabenes Gefühl hat doch dieser Schmerz zu millionen- und millionenstimmigen Ausdruck gebracht: das deutsche Volk ist Eine Familie, ist Eins mit seinem Kaiserhaus. War's nicht Jedem unter uns in diesen letztvergangenen Tagen, wenn er Abends zur Ruhe ging, als müsse er noch einen Blick hineinwerfen in das ferne Krankenzimmer in San Remo, als müsse er noch in dies Krankenzimmer das Gebet hineinflüstern: „Schlaf wohl, Du unser Stolz und unsere Freude, Gott behüte Deinen Schlaf und schenke Dich gesund uns wieder"? Und war nicht Jedem von uns der erste Gedanke beim Erwachen, als müsse er eilen zu fragen: „wie geht's? wie war die Nacht?" und die tausend und tausend deutsche Mütter, die mit ihren Kindern das Abendgebet beteten, haben thränenden Auges ihr Kind geküßt mit dem Worte: „nun bete noch zu Gott, mein Kind, für unseren heißgeliebten Kronprinzen!"

So schlägt heute das Herz der Nation und in diesen Empfindungen ist die Nation Eins. Wir wissen es: von außen drohen uns schwere Gefahren und wir wissen es: ein tiefer, fast hoffnungsloser Schmerz lastet centnerschwer auf unserem Inneren. Und die Worte vom Throne unseres Kaisers haben uns mit mächtiger Gewalt diese beiden Empfindungen vor die Seele geführt. Aber wir wissen noch Eines: wie die Nation mit ihren Gebeten sich in dieser schwerbetrübten Zeit einmüthig um ihren Kaiserthron geschart hat, so steht sie einmüthig und stark zu Schutz und Trutz gegen jeden Feind. Wenn wir uns bis hierher in unserem Leben und unserer Arbeit am Staate täglich gelobt haben, unsere Pflicht redlich und ehrlich zu erfüllen, so geloben wir in dieser ernsten Zeit es stündlich uns selbst, unserm Kaiser und unserm Reich: das äußerste Maß an Kraft, was wir nur aufzuwenden im Stande sind, einzusetzen, um dem gewaltigen Ernste der Zeit Genüge zu thun; um zu sichern und zu wahren das höchste und heiligste Gut, das unser ist auf Erden: Kaiser und Reich.

So komme, was da kommen mag. Der Nation, welche ganz und einmüthig erfüllt ist von jenen hohen Forderungen unserer tiefernsten Zeit, wird kein Feind furchtbar sein. Und die Vertretung der Nation, der Reichstag, wird dem Auslande keinen Zweifel lassen über den auf Alles gefaßten Sinn und zur äußersten Kraftentfaltung bereiten Willen des ganzen Volkes; er wird insbesondere dafür zu sorgen haben, wenn nöthig durch rücksichtslose Majoritätsbeschlüsse, daß die bevorstehenden Berathungen nicht etwa dem Ausland wieder das trostlose Schauspiel kleinlicher Zänkereien oder bösartiger Opposition um jeden Preis bieten: dazu ist die Zeit zu ernst. Wir haben die feste Hoffnung, daß der Reichstag auf der Höhe dieses Ernstes stehen und dem Ausland die Einmüthigkeit der Nation in der Erkenntniß dieses Ernstes zum imponirenden Ausdruck bringen wird. *

Die Alters- und Invalidenversicherung.

Von Karl Walcker.

Auf vielen Gebieten des wirthschaftlichen und politischen Lebens tritt uns im 18. und 19. Jahrhundert die charakteristische Erscheinung entgegen, daß Deutschland einerseits veraltete oder niemals berechtigt gewesene Ueberreste des Mittelalters beseitigt und andererseits an gesunde, unter dem Schutt des ancien régime, des absolutistisch-bureaukratischen Staates, vergraben gewesene Ueberlieferungen des Mittelalters in zeitgemäß verbesserter Form wieder anknüpft.

Die Deckung der Kosten der Armenpflege durch die politische Ortsgemeinde oder größere Localverbände des Staates ist nur ausnahmsweise gerecht und rationell: nämlich dann, wenn die Gemeindegenossen im Großen und Ganzen zugleich Berufsgenossen sind; was hauptsächlich bei ländlichen Gemeinden, beim Dorfsystem wie beim Hofsystem, vorkommt. Sogar das Dasein ländlicher Handwerker und Krämer braucht diese Regel nicht aufzuheben; denn solche Geschäftsleute treiben nicht selten, ähnlich den Ackerbürgern der sog. Ackerstädte, selbst etwas Landwirthschaft; und ihr ganzes wirthschaftliches Dasein ist jedenfalls auf's engste mit dem Wohl und Wehe ihrer landwirthschaftlichen Kunden verknüpft. Anders verhält es sich mit den Städten. Eine gewisse Armenpflege der kirchlichen Gemeinden kommt schon im Alterthum und Mittelalter vor. Die Idee, die Kosten des Armenwesens den politischen Gemeinden der Städte aufzubürden, wäre indeß dem Mittelalter mit Recht fremdartig, ungesund und ungerecht erschienen. Arme, alte, invalide, oder kranke Handwerksmeister, Gesellen und Kaufleute wurden von ihren Gildegenossen, von Zünften, Gesellenverbindungen und Kaufmannsgilden, unterstützt. Die Idee einer Arbeiterversicherung tritt nach Brentano, Schanz und Anderen schon bei den mittelalterlichen Gesellenverbänden, den Ahnen der heutigen Gewerkvereine, in primitiver, aber deutlicher, unzweideutiger Weise hervor.

Als eine althergebrachte, aber in Bezug auf die Zahlungsfähigkeit der Kassen und die selbstthätige Betheiligung der Arbeiter an der Verwaltung sehr reformbedürftige Art von Hülfskassen sind die Knappschaftskassen des Bergbaues anzuführen. Viel anerkennenswerther sind die bezüglichen Leistungen der englischen und deutschen Gewerkvereine. Von den ersteren ist bereits die Rede gewesen. Der 1866 begründete Gewerkverein oder, wie er jetzt heißt, Unterstützungsverein der deutschen Buchdrucker hat es dahin gebracht, daß von den ungefähr 19,000 Köpfe zählenden Buchdruckergehülfen nur hin und wieder einige wenige die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen; und diese Wenigen gehören überdies nicht zum Unterstützungsverein. Die 1868 und 1869 begründeten Deutschen Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine haben die communale Armenpflege ebenfalls in großartiger Weise entlastet; obgleich diesen nützlichen Vereinen von verschiedenen Seiten Hindernisse in den Weg gelegt wurden; und obgleich die meisten Mitglieder des Hirsch-Duncker'schen Verbandes, abgesehen von den Maschinenbauern und einzelnen anderen Arbeitern, niedrigere Löhne beziehen dürften, als die Buchdruckergehülfen. Außer den erwähnten Gewerkvereinen sind aber noch verschiedene andere Gewerkvereine und Hülfskassen älteren und neueren Ursprungs, z. B. der 1871 begründete Gewerkverein oder, wie er jetzt heißt, Unterstützungsverein deutscher Hutmacher, zahlreiche Fabrikshülfskassen und andere Hülfskassen anzuführen. Gewerkvereine und Hülfskassen derselben wurden in Deutschland bereits 1847 von B. Hildebrand, 1862 von

Digitized by Google

H. von Mangoldt, 1865 von V. A. Huber, 1868 von Max Hirsch, 1869 von Prince-Smith, 1871 und 1872 von Brentano, 1872 ff. von Roscher, A. Held, G. v. Schönberg, Schäffle, Schmoller, Oechelhäuser, Rösicke und Anderen, kurz von Männern verschiedener wirthschaftlicher und politischer Richtungen, von Schutzzöllnern und Freihändlern, von Conservativen wie V. A. Huber, von Altliberalen und Nationalliberalen wie Hildebrand, H. v. Mangoldt, Prince-Smith, Brentano, Held, Oechelhäuser, von Deutschfreisinnigen wie M. Hirsch und Rösicke empfohlen. Oechelhäuser und Rösicke gehören zu den größten Arbeitgebern Deutschlands. Schon 1881 gehörten 12 Großindustrielle (Maschinenfabrikanten ꝛc.) und 1500—2000 selbständige Gewerbtreibende, d. h. Handwerksmeister, sowie Beamte und Lehrer den Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereinen an.

Die Socialdemokraten gründeten in den 1860er, 70er und 80er Jahren verschiedene Gewerkschaften und Fachvereine, d. h. Gewerkvereine und Centralkassen, d. h. Hülfskassen. Diese zum Theil untergegangenen, vom Staate verbotenen oder zahlungsunfähig*) gewordenen Institute haben sehr wenig für die Arbeiterversicherung geleistet. Noch weniger, nämlich nichts, oder so gut wie nichts, haben die Stöcker'schen Christlich-Socialen auf diesem wichtigen und schwierigen Gebiete geleistet.

Die Frage der Arbeiterversicherung wurde in Deutschland und im Auslande, theoretisch und praktisch auch von verschiedenen anderen Seiten her in Angriff genommen. Schon König Leopold I. von Belgien und Napoleon III. interessirten sich für diesen Gegenstand; und bereits in den 1870er Jahren gab es in Frankreich, Belgien, England und Sachsen staatliche Alters- und Invalidenkassen mit freiwilligem Beitritt. Dazu kam 1878 die Kaiser Wilhelms-Spende, die indeß, gleich manchen ähnlichen Instituten, mehr vom Mittelstande, als von den Arbeitern benutzt wird.

1883 und 1884 kamen die deutschen Reichsgesetze in Betreff der Kranken- und Unfallversicherung der Arbeiter zu Stande; und in den folgenden Jahren wurden sie auf ursprünglich ausgeschlossene Kategorien von Arbeitern ausgedehnt, so daß 1887 die Unfallversicherung für rund 10 Millionen Arbeiter gesetzlich geregelt war. Anknüpfend hieran wurde im November 1887 der Gesetzentwurf betreffend die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter veröffentlicht. Eine in's Einzelne eingehende Besprechung und Amendirung des Gesetzentwurfes ist an dieser Stelle mit Rücksicht auf den Raum nicht möglich. Im Nachfolgenden sollen nur die Hauptpunkte, namentlich die wichtigsten Principienfragen, zum Zweck der Orientirung über den verwickelten Gegenstand kurz erörtert werden.

Zunächst kommt hier die Frage des Versicherungszwanges und der sogenannten Versicherungsfreiheit in Betracht. Man unterscheidet dabei den Kassenzwang und Zwangskassen. Der Kassenzwang besteht z. B. bei deutschen Krankenversicherung, d. h. die Arbeiter müssen irgend einer eingeschriebenen, den gesetzlichen Anforderungen genügenden Kasse beitreten; sie haben indeß die Wahl zwischen verschiedenen Arten von Kassen, sie können auch freien Hülfskassen der Gewerkvereine und anderen freien Hülfskassen beitreten. Bei der deutschen Unfallversicherung besteht dagegen das System des Kassenzwanges und der Zwangskassen, d. h. die Unternehmer werden nicht nur gezwungen, überhaupt zu versichern, sondern sie müssen auch zwangsweise den Berufsgenossenschaften beitreten. Sie haben nicht die Wahl zwischen diesen öffentlich rechtlichen Zwangsgenossenschaften und privaten Unfallversicherungsgesellschaften.

Manche Schriftsteller und Redner sprechen so, als ob es unter deutschen und ähnlichen Verhältnissen möglich wäre, auf dem Gebiete der Versicherungs- und Armenpolitik ganz ohne Zwang auszukommen. Das ist aber nicht möglich, denn man kann die Altersschwachen und Invaliden, überhaupt die Armen, nicht einfach verhungern lassen; und beim reinen Freiwilligkeitssystem unterläßt die Mehrzahl der Arbeiter die Versicherung. Der Staat, d. h. das Deutsche Reich, hat daher nur die Wahl, die Arbeiter zur Versicherung zu zwingen, oder die Gemeindesteuerzahler zur Zahlung von Armenunterstützung zu zwingen; und Letzteres ist irrationell, ungerecht. Der Kassenzwang nach Art des Krankenversicherungsgesetzes würde indeß vollständig genügen. Es ist nicht zu billigen, daß der neue Gesetzentwurf die ziemlich bureaukratischen Berufs-„Genossenschaften" des Unfallversicherungsgesetzes zu Trägern der Alters- und Invalidenversicherung machen, freie Alters- und Invalidenkassen nicht zulassen will. Die freien Kassen sollen nach den Motiven nur Zusatzrenten zu den geringen Renten der Zwangs-Alters- und Invalidenkassen gewähren dürfen. Sogar unbedingte Vertheidiger des Unfallversicherungsgesetzes müssen zugeben, daß die Alters- und Invalidenversicherung mit der Krankenversicherung nahe und mit der Unfallversicherung fast gar nicht verwandt ist. Nur ein kleiner Theil der Arbeiter wird überhaupt von Unfällen betroffen, die häufig eine Folge mangelnder Schutzvorrichtungen bei Maschinen der Unternehmer sind. Es ist dagegen die Regel, daß jeder Arbeiter altersschwach oder invalid wird. Bei der Alters- und Invalidenversicherung müssen daher freie Kassen der Gewerkvereine und andere freie Kassen ebenso gut zugelassen werden, wie sie bei der Krankenversicherung bereits mit gutem Erfolge zugelassen worden sind. Selbst wenn sie von der Gesetzgebung ausgeschlossen würden, so würde diese Ausschließung schwerlich von Dauer sein. In unserer Zeit des allgemeinen Wahlrechts würde ein indirectes Verbot von freien Alters- und Invalidenkassen der Arbeiter auf die Dauer nicht zu halten sein. Die ganze Culturentwickelung drängt ferner zu einer allmählichen, aber vollständigen Ersetzung der communalen Armenlasten durch die Versicherung gegen Krankheit, Altersschwäche, Invalidität und Arbeitslosigkeit; und die sog. herrschenden, besitzenden und gebildeten Klassen, deren Glieder nicht ganz selten ebenfalls verarmen, unterstützungsbedürftig werden, würden sich die Ausschließung aller freien Kassen auf die Dauer ebenso wenig gefallen lassen wie die handarbeitenden Klassen.

Der vom Gesetzentwurfe geforderte und in den Motiven nicht einmal näher begründete Reichszuschuß wird hoffentlich vom Reichstage, der den Reichszuschuß zur Unfallversicherung bereits gestrichen hat, ebenfalls abgelehnt werden. Auch entschiedene Freihändler, Männer wie R. Cobden, Bastiat und Andere, billigen die Staatshülfe für Ausnahmefälle. Wenn 50 oder mehr Procent der Weinberge von der Reblaus verwüstet würden, wenn pommersche Dörfer durch Sturmfluthen und bayerische Dörfer durch unverschuldete (nicht auf Entwaldung beruhende) Bergstürze verwüstet würden, so wäre die Reichshülfe zu billigen. In Wirklichkeit braucht man wohl kaum zu besorgen, daß irgend ein Zweig der deutschen Industrie ganz lebensunfähig wird, daß die Unternehmer und Arbeiter desselben sich andere Berufe wählen müssen; denn der Uebergang von der Hand- zur Maschinenweberei ist eine andere ländliche Sache. Nehmen wir indeß hypothetisch an, daß die deutsche Baumwollen- oder Rübenzucker-Industrie irgend einmal durch die Concurrenz tropischer Länder lebensunfähig gemacht würde (?), so wäre eine Reichshülfe erforderlich, um den Uebergang der Betreffenden zu anderen Berufen zu erleichtern.

Abgesehen von solchen und ähnlichen, seltenen Ausnahmefällen muß jeder landwirthschaftliche, industrielle, commerzielle und sonstige Berufszweig seine Kosten selbst decken, seine Armen selbst unterhalten und nicht den Communalsteuerzahlern aufbürden, welche die ganze Sache gar nichts angeht. Diese Forderung ist schon deshalb unerläßlich, weil nur auf diesem Wege die großen Uebelstände verhütet und beseitigt werden können, daß einige Berufe überfüllt und andere, z. B. die Landwirthschaft, vernachlässigt werden, oder daß Gewerbe von ungeeigneten Personen an ungeeigneten Orten, oder in ungeeigneter, veralteter oder nachlässiger Weise betrieben werden.

Es ist dagegen zu billigen, daß der Gesetzentwurf allmählich vorgehen will, von der Wittwen-, Waisen- (und Arbeits-

*) Die Centralkasse für Fabrik- und Handarbeiter mit dem Sitze in Dresden wurde 1886 von der competenten Behörde geschlossen, weil sie ihren Verbindlichkeiten gegen Kranke und Hinterbliebene nicht mehr nachkommen konnte.

Digitized by Google

losigkeits-) Versicherung zunächst absieht. Auch der wohlfeile Spott über die Niedrigkeit der Renten ist unberechtigt. Alles Große und Solide hat einmal klein begonnen, und man darf nicht übersehen, daß alte und invalide Arbeiter in der Regel bei Söhnen oder Schwiegersöhnen leben können. Die Motive des Gesetzesentwurfes plaidiren ferner dafür, daß diese Arbeiter auf's platte Land ziehen sollen, wo sie billiger leben und demselben neben dem Reste ihrer Arbeitskraft vermehrten Geldumlauf zuführen können. Darin liegt etwas Wahres; die Trennung der Alten von ihren in den Großstädten zurückbleibenden Söhnen oder Schwiegersöhnen wäre indeß häufig unerwünscht, ja, unwirthschaftlich. Auch in diesem Zusammenhange tritt die vom größten deutschen Nationalökonomen, von J. H. von Thünen, ferner von H. B. Oppenheim 1870 in der „Gegenwart" und von Anderen längst betonte Nothwendigkeit hervor, einen Theil der Industrie- und Handelsgeschäfte der übervölkerten Großstädte und alten Industriebezirke nach untervölkerten Gegenden zu verlegen. Dann könnten viele alte und invalide Arbeiter nach Eintritt der Arbeitsunfähigkeit bei ihren Angehörigen wohnen bleiben.

Mit den obigen Bemerkungen über die Niedrigkeit der Renten soll übrigens nicht geleugnet werden, daß die Fragen der Erhöhung der Renten und der Verkürzung der Wartezeiten, der sogenannten Carenzzeiten, sehr wohl erörtert werden können. Das sind indeß technische Fragen.

Der Verfasser des Gesetzentwurfes hat selbst gefühlt, daß die von ihm vorgeschlagenen Quittungsbücher zu einer Wiederherstellung der obligatorischen Arbeitsbücher führen können, die in Frankreich vor 1791, 1804—1883 und in Sachsen 1861 bis 1869 bestanden. Es heißt deshalb im Gesetzentwurf: „Eintragungen, oder Bezeichnungen, welche ein Urtheil über die Führung oder Arbeitsleistung des Inhabers oder anderer (welcher?) Personen enthalten, sind unstatthaft." Diese Bestimmung, die nicht einmal durch eine entsprechende Strafbestimmung geschützt ist, kann durch geheime Abzeichen in Betreff der Tinte, der Kalligraphie, Orthographie u. s. w. leicht umgangen werden. Arbeiter können ferner bei Werkmeistern (den Aufsehern in den Fabriken), manchmal auch bei Arbeitgebern, ganz ohne ihre Schuld mißliebig werden, z. B. indem sie die Abstellung irgend eines ungesetzlichen Mißbrauches fordern. Selbst bei einer bureaukratischen Organisation der Arbeits- und Invalidenversicherung müßte die Sache irgendwie anders eingerichtet werden, ähnlich wie man bei der Krankenversicherung, bei der preußischen Klassen- und sächsischen Einkommensteuer ohne solche Quittungsbücher auskommt.

Die unbedingte Ausschließung der Capitalversicherung, welche der Gesetzentwurf vorschlägt, ist nicht zu billigen. Es ist schon oft gesagt worden, daß für manche Arbeiter eine Capitalversicherung viel vortheilhafter ist, als eine Rentenversicherung. Ein Arbeiter kann zum Berufe eines Schmiedes zu altersschwach und doch geeignet sein, eine leichtere Beschäftigung auszuüben, z. B. einen Roßfleischhandel in einer Großstadt anzulegen, oder vielleicht, wenn er vom Lande stammt, Geflügel-, Schweine-, Teichfischzucht, Obst- oder Gemüsebau zu treiben.

Der nicht zu freien Alters- und Invalidenkassen gehörige Theil der Arbeiter müßte ferner bei den Zwangs-Alters- und Invalidenkassen eine viel bedeutsamere, der Selbstverwaltung möglichst nahe kommende Vertretung erhalten, als diejenige, welche der Gesetzentwurf vorschlägt.

Bei dem Worte Versicherung denkt man gewöhnlich nur an die engste Bedeutung desselben, an die direct kassenmäßige buchhalterisch-technische Versicherung. Zum Assecuranzwesen im weitesten Sinne des Wortes gehören indeß noch zahllose andere, große und kleine Dinge; Dinge, welche zusammengenommen beinahe das ganze Volksleben, die ganze Culturentwickelung umfassen. Dahin gehören die Thätigkeit der Diplomatie und des Heeres; wirksame Arbeiterschutzgesetze; die Einschränkung des Arbeiterconsums von Branntwein, Tabak, Bier; die Ausdehnung des Arbeiterconsums von Fleisch, Fischen, Gemüse, Reis, Milch, Kaffee, Zucker, Thee; die Lohnzahlung am Mittwoch oder Freitag statt am Sonnabend; Sparsamkeit jugendlicher, gut bezahlter unverheiratheter Arbeiter und zahllose andere Punkte. Namentlich sind all' die Maßregeln zu beachten, welche geeignet sind, Ueberspeculationen, Krachs, Arbeitslosigkeit, die industrielle Ueberproduction und landwirthschaftliche Unterproduction zu verhüten und zu beseitigen. Die vom preußischen Staate, von Sombart und anderen Privatpersonen wie von der Actiengesellschaft für innere Colonisation in Posen, Westpreußen nnd anderen untervölkerten ländlichen Gegenden begonnene innere Colonisation ist nicht nur für die deutsche Volkswirthschaft im Allgemeinen, für die finanzielle und militärische Machtstellung des Reiches, sondern mittelbar auch für die Alters- und Invalidenversicherung, überhaupt für die ganze Arbeiterversicherung und Arbeiterfrage, von großer und segensreicher Bedeutung.

Literatur und Kunst.

Die ersten Bände der Weimarer Goetheausgabe.

Von Ludwig Geiger.

Unmittelbar nach dem Uebergang des Goethearchives in den Besitz der Frau Großherzogin von Sachsen verlautete, daß im Auftrage der hohen Frau eine neue authentische und definitive Goetheausgabe veranstaltet werden sollte, welche vor allen bestehenden den großen Vorzug hätte, das gesammte handschriftliche, bisher völlig unbenutzte Material zu verwerthen und alles zum Drucke Bestimmte mit sehr geringfügigen Ausnahmen zu veröffentlichen. Das Gerücht gewann sehr bald greifbare Gestalt. Die erlauchte Besitzerin berief eine Redactionscommission, bestehend aus Wilhelm Scherer, G. v. Loeper, Erich Schmidt, und hauptsächlich nach den Vorschlägen des Erstgenannten wurde der Plan zu der neuen monumentalen Ausgabe festgesetzt. Auch der Tod Scherer's, des Unvergeßlichen, hat an diesen Festsetzungen wenig geändert. Hermann Grimm und Bernhard Suphan, die an seine Stelle zu treten berufen waren, werden die Leitung in seinem Sinne fortsetzen. Die Leitung — denn wenn auch die vier Genannten selbst manche Bände herausgeben werden, so ist die eigentliche Editionsthätigkeit vielen, etwa 70, älteren und jüngeren Fachgenossen zugetheilt, welche nach vorher festgestellten Grundsätzen unter deren Oberleitung zu arbeiten haben.

Der Plan, welcher der neuen Ausgabe zu Grunde liegt, ist ein sehr gewaltiger. Nach demselben sollen nicht bloß die eigentlichen Werke in die neue Ausgabe aufgenommen werden, sondern auch Tagebücher und Briefe. Die ersteren bilden die dritte, die letzteren die vierte Hauptabtheilung derselben. Beide werden chronologisch geordnet. Die Tagebücher waren bisher größtentheils ungedruckt, sie wurden nur auszugsweise von Goethe als Quelle für seine autobiographischen Schriften benutzt, die bekanntlich nur bis zum Jahre 1822 reichen, während die Tagebücher erst wenige Tage vor Goethe's Tod schließen. Sie sind uns bis zum Jahre 1794 nur sehr lückenhaft, von da an fast lückenlos erhalten. Sie sind sehr ausführlich, um so ausführlicher, je älter der Dichter wird. Aber sie sind auch inhaltlich von hohem Werth: sie gewähren uns erst die authentischen Angaben über die Entstehung aller einzelnen Werke, sie bieten uns das eigentliche Gerüst für den Aufbau des äußeren Lebens Goethe's.

Während die Tagebücher bisher zumeist ungedruckt waren, sind von den Briefen Goethe's außerordentlich viele gedruckt. Trotzdem ist ihre Aufnahme in die neue Ausgabe vollständig zu billigen. Sie waren bisher in so vielen Sammlungen, Zeitschriften zerstreut, mußten oft an so entlegenen Orten gesucht werden, daß ihre Kenntnißnahme eine äußerst schwierige und die Anschaffung der ganzen Bibliothek, in welcher die einzelnen Briefe zerstreut waren, für den Privatmann fast unmöglich war. Wichtiger aber

Digitized by Google

als dieser äußere Grund, die Briefe in die neue Ausgabe aufzunehmen, ist der innere Grund. Diese Briefe gehören mit zu den hervorragendsten Denkmälern von Goethe's Innenleben. Sie enthalten Bekenntnisse der wichtigsten Art, geben Aufschlüsse über Leben und Wirken des Dichters, des Staatmannes, des Menschen und offenbaren eine solche Tiefe der Empfindung, eine solche Fülle echt menschlicher Theilnahme an Hohen und Niederen, daß erst durch sie das Verständniß von Goethe's innerer Entwickelung, die Erkenntniß seines Charakters möglich wird. Es würde nun gewiß von hohem Interesse sein, außer den Briefen Goethe's auch die Antworten seiner Correspondenten zu erhalten, aber die Redactoren haben von der Aufnahme dieses nicht unerläßlichen Supplements einstweilen Abstand genommen, um den Plan der Ausgabe nicht in's Endlose zu erweitern.

Der Umfang der zwei letzten Abtheilungen läßt sich im Voraus nicht bestimmen. Er muß begreiflicherweise ein sehr großer, vermuthlich den der beiden ersten überragender sein, aber die Fülle des Neuen und Anregenden, des für den Forscher und für den gebildeten Leser gleich Werthvollen, das diese Bände bringen, wird diesen Umfang rechtfertigen. Die beiden ersten Abtheilungen sind den Werken bestimmt. Für sie sind 60 Bände in Aussicht genommen, von denen zehn der zweiten Abtheilung, den naturwissenschaftlichen Schriften zugewiesen sind. Erhalten schon die letzteren, die ja allerdings nur einem kleinen Leserkreis gewidmet sein können, reiche Zufuhr aus dem handschriftlichen Nachlaß, so ist eine solche glücklicherweise auch denjenigen Werken gegönnt, welche das Eigenthum der ganzen Nation sind und noch immer mehr werden sollen. Nur um den Reichthum des hier Dargebotenen anzudeuten, keineswegs aber um alles in Aussicht Stehende zu erschöpfen, sei hier hervorgehoben, daß von Ungedrucktem mitgetheilt werden: eine große Anzahl Gedichte, die Bearbeitung von „Romeo und Julie", Opernfragmente und ein Cimarosa'sches Libretto, ein Revolutionsdrama, „das Mädchen von Oberkirch", eine Rede auf den Falkenorden, Bruchstücke der ersten Weimarer Zeit, Tiefurter Späße, Prinz Radegiki, Homerika, das 1808 geplante deutsch-nationale Volksbuch für München.

Die neue Ausgabe legt — natürlich nur für die ersten 50 Bände — die letzte von Goethe mit besonderer Sorgfalt, nach bestimmten großen Grundsätzen geordnete „Ausgabe letzter Hand" in 40 Bänden, Stuttgart 1826 ff., zu Grunde; sie schiebt in den Rahmen dieser Ausgabe alles von Goethe absichtlich oder unabsichtlich Ausgelassene ein. Diese Ausgabe Goethe's ist maßgebend für die Anordnung, die Textkritik, die Orthographie und Interpunktion. „Nicht eine sklavische Wiederholung, nicht ein bloßer Neudruck der A. l. H. ist es, worauf es in dieser Beziehung ankommt, nicht das Zufällige und Willkürliche soll fortgepflanzt werden. Fehlerhaftes wird berichtigt, Schwankungen und Unebenmäßigkeiten der Schreibung werden thunlichst beseitigt; selbstverständlich nur diejenigen, die lediglich im Buchstäblichen, im Lautzeichen bestehen, während Alles, was sich auf Laut und Aussprache erstreckt, ja nur erstrecken könnte, geschont wird."

Entsprechend dieser von Goethe selbst herrührenden Ausgabe ist auch die neue keine commentirte Ausgabe. Sie enthält weder Einleitungen, noch erläuternde Anmerkungen der Herausgeber. Sie gibt hinter dem Text nur den gesammten kritischen Apparat, d. h. die Lesarten der Handschriften, seltener auf die der ersten Drucke, wichtige, aus den gedruckten und handschriftlichen Quellen gewonnene Notizen über die Entstehung der einzelnen Werke.

Der Plan zu der Ausgabe, der in den allgemeinsten Umrissen schon bei der Begründung der Goethegesellschaft gefaßt war (Mai 1885), gewann erst greifbare Gestalt durch den (Juni 1886) an die in Aussicht genommenen Mitarbeiter versendeten „vorläufigen Entwurf der Weimarischen Goetheausgabe", dem auch „Grundsätze für die Weimarische Ausgabe von Goethe's Werken" beigegeben waren. Mit erstaunlicher Raschheit wurde an die Ausführung des Planes geschritten: am 15. November d. J. sind gleichzeitig fünf stattliche Bände der neuen Ausgabe veröffentlicht worden*); zwei Bände der ersten Abtheilung: ein Band Gedichte, Faust erster Theil, ein Band der dritten: Tagebücher von 1775—1786, zwei Bände der vierten: Briefe von 1764—1775. Als Herausgeber sind an diesen Bänden Erich Schmidt, G. v. Loeper, C. A. H. Burkhardt, Wold. v. Biedermann hauptsächlich betheiligt; Andere haben bei Handschriftenvergleichungen die eigentlichen Herausgeber unterstützt. Die Sammlung wird eingeleitet durch eine würdige stimmungsvolle Einführung Herm. Grimms und durch einen kurzen Rechenschaftsbericht B. Suphans, aus welchem einige oben mitgetheilte Worte entnommen worden sind. Druck und Ausstattung der vorliegenden Bände sind würdig und gut.

Der erste Band, der Gedichte bringt, entspricht seinem Texte nach, durchaus dem Inhalt des ersten Bandes der üblichen Cotta'schen Ausgaben; einige Gedichte sind entfernt und anderen Abtheilungen zugewiesen, nur zwei aus anderen Abtheilungen hinzugefügt. Während sonst die letzte rechtmäßige Goetheausgabe ausschlaggebend war, ist hier für Entfernung des einen und Einführung des andern die Ausgabe von 1815 als Grundlage gewählt. Der eigentliche Reichthum der neuen Ausgabe besteht aber im critischen Apparat. Zu diesem ist der unendliche Schatz an Handschriften, wie ihn das Goethearchiv verwahrt, voll und ganz benutzt worden. Wir erhalten hier in einer fast erdrückenden Fülle die älteren Fassungen zahlreicher Gedichte. Man wird durch dieselben in ausgezeichneter Art in den Stand gesetzt, Goethe's Arbeitsweise zu verfolgen. Auch neue Gedichte werden in diesem Anhange mitgetheilt: zwei römische Elegien, die ihres sehr freien Tones wegen von Goethe unterdrückt wurden. Wichtige Notizen für die Entstehung einzelner Gedichte erhalten wir aus bisher ungedruckten Briefen, z. B. Goethes an seine Gattin oder seinen Sohn und aus seinen Tagebuchaufzeichnungen. Um nur zwei Einzelheiten anzuführen, sei erwähnt, daß das hübsche, unter dem Titel: „Gewohnt, gethan", bekannte Gesellschaftslied: „Ich habe geliebt, nun lieb' ich erst recht" in Oschatz 1813 als Parodie eines Solbrig'schen Gedichtes entstand; und daß die Ballade „Der Todtentanz" gleichfalls 1813 nach einer von dem Kutscher erzählten Legende gedichtet wurde. Von großer Bedeutung sind ferner die Schlegel'schen Bemerkungen zu den kurzen hexametrischen Dichtungen, welche, wenn sie auch nicht immer beachtet wurden, doch Kunde von der Sorgfalt geben, mit welcher Goethe seine Werke behandelte.

Noch größeren Reichthum enthält der zweite Band (14. der Werke), welcher den ersten Theil des „Faust" bringt. Die Anmerkungen bergen eine unendliche Fülle des Neuen. Zunächst den langerwarteten „Urfaust", d. h. das Faustmanuscript, wie Goethe es 1775 nach Weimar mitbrachte, eine für die Textgeschichte von Goethe's Dichtung hochwichtige Fassung, die Erich Schmidt so glücklich war, in einem Abschriftenbande des Fräulein von Göchhausen, der schreiblustigen Hofdame der Herzogin Anna Amalia zu entdecken. — Er erscheint freilich hier nicht wörtlich — nur die wirklich abweichenden Scenen sind dem Wortlaute nach mitgetheilt — glücklicherweise ist gleichzeitig dieser kostbare Fund in einer Sonderausgabe**) mit einer vortrefflichen Einleitung veröffentlicht worden. Sodann wird der ganze Reichthum an Faustpapieren vor uns ausgebreitet. Hier handelt es sich nicht, wie bei den Gedichten, um ältere Fassungen, sondern um einzelne Verse, deren Einschiebung wohl da und dort beabsichtigt war, um ganze Scenen, welche ausgeführt werden sollten. Von ganz besonderem Werthe darunter ist ein Scenarium zur „Disputation", die, wie aus einem an Schiller gerichteten Briefe bekannt war, zwischen den Scenen „Studirzimmer" und „Auerbachs Keller" ihren Platz finden sollte. Wir erfahren ferner z. B. von einer unbekannten, freilich nicht ausgeführten Grethchenscene mit getheilter Bühne. Das Intermezzo der „Walpurgisnacht" erhält merkwürdige Bereicherungen

*) Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 1. u. 14. Band, 3. Abtheilung; 1. Band, 4. Abtheilung, 1. u. 2. Bd.

**) Goethe's Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausen'schen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt.

Digitized by Google

durch satirische Ausfälle gegen Voß und dessen Streitigkeiten mit Arnim, gegen Jung-Stilling u. A.; ganze Satansscenen werden mitgetheilt. Außerdem werden aus den handschriftlichen Quellen sehr merkwürdige Aufklärungen über die Weimarischen Inscenirungsversuche gegeben, Bruchstücke aus den für den Fürsten Radziwill bestimmten neuen und veränderten Versen und endlich höchst überraschende Mittheilungen über ein vielleicht für die Berliner Bühne beabsichtigtes (1815) Monodrama gemacht, d. h. eine Zusammenziehung der beiden großen Faustmonologe, mit Ausmerzung der Wagnerscene. In diesem Monodrama findet sich ein bisher unbekannter Einschub, der so lautet:

Hier soll ich bangen, soll ich wähnen,
Und hoffen in erneuter Pein,
Soll an Verzweiflung mich gewöhnen
Und größer als Verzweiflung sein.
Du Erdengeist, kennst Du die Macht
Was eine Menschenbrust vermag?
Ich breche durch. Nach dieser Nacht
Was kümmert mich ein neuer Tag.
Ich sollte wohl im Jammer weilen,
Nachdem ich einmal Dich geschaut.
Sieh mich entschlossen, sieh mich eilen,
Das Ende such' ich, Deine Braut.

Die drei übrigen Bände, Tagebücher und Briefe, enthalten wenig Neues. Denn die beiden großen, dem Goethearchiv entstammenden Abtheilungen, die prächtigen, unschätzbaren Briefe des Leipziger Studenten an seine Schwester und an Behrisch waren im 7. Bande des Goethe-Jahrbuches, die ursprünglichen Tagebuchabschnitte aus der italienischen Reise waren im 2. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft zum ersten Male veröffentlicht worden. Ihre Wiederholung an dieser Stelle war selbstverständlich. Der den Tagebüchern gewidmete Band enthält sonst außer geringfügigen und geringwerthigen Bruchstücken der Schweizerreise 1775 zum ersten Male den authentischen Text des Weimarer Tagebuches 1776—1782, das bisher nur nach schlechteren Abschriften gedruckt war. Freilich gehört diese unvergleichliche Quelle in Folge ihrer zahllosen Abkürzungen, Zeichen, Andeutungen, zu denjenigen Stücken, die ohne ausführlichen Commentar nicht verstanden werden können, aber es war nicht Aufgabe der vorliegenden Edition, diesen Commentar zu liefern. Denn ihr Zweck besteht keineswegs darin, die Forschung abzuschließen, sondern darin, der Forschung wichtiges, gut gesichtetes und treulich überliefertes Material zu übergeben.

Die beiden Briefbände endlich, wenn sie auch nichts wesentlich Neues bieten — zwei kleine Briefe werden hier zum ersten Male mitgetheilt — sind eine köstliche und unvergleichliche Sammlung. Keine andere ähnliche läßt sich mit ihr an Reichhaltigkeit zusammenstellen. 365 Briefe von der frühesten Jugendzeit an bis zum Eintritt in Weimar, während die Hirzel'sche, 1875 erschienene, deren Trefflichkeit übrigens in keiner Weise angetastet werden soll, für denselben Zeitraum nur 257 enthält. Mit größter Sorgfalt sind auch hier die Texte behandelt, wo es nur anging, mit Zurückgehen auf die Originale; die häufig fehlenden Daten sind mit glücklichem Scharfsinn ergänzt. Diese Briefsammlung ist die lehrreichste und zugleich unterhaltendste Selbstbiographie, die man sich denken kann: der Knabe, der Jüngling, der angehende Mann erscheinen in ihrer ganzen Eigenart, jeder in seiner Weise anziehend, die Gunst der Leser im Sturm erobernd. Der frühreife Frankfurter Knabe, der pedantische und zugleich leidenschaftliche, vielseitige, gährende Leipziger Student, der an Leib und Seele matte in's Vaterhaus zurückgekehrte Jüngling, der seiner ehemaligen Geliebten Liebe stammelt und seinem früheren Lehrer Oeser und dessen Tochter Zeugnisse größter geistiger Reife überschickt, treten nacheinander auf. Nur kurz ist die Sessenheimer Periode angedeutet, diese flüchtige aber lieblichste Idylle in Goethe's Leben; die in Straßburg geknüpften Beziehungen zu Salzmann und Herder dauern jedoch fort. Um so ausführlicher tritt die Wetzlarer Periode hervor; stets auf's Neue gewährt es hohen Genuß, diese wunderbare Zeit, in welcher der Werther sich gestaltete, mit dem Dichter zu durchleben. Und nun erfaßt ihn die mächtige Zeit von Sturm und Drang: bedeutende Männer treten neben Herder: Merck, Klopstock, Lavater, geistreiche, schöne, liebenswerthe Frauen schließen um den Dichter einen lieblichen Kreis; überall erscheint er als der Gesuchte und Gefeierte, Spendende und Beherrschende; Alle glauben ihn vollständig zu besitzen und Keiner besitzt ihn völlig. Weimarische Beziehungen knüpfen sich an; der letzte in diesem Bande mitgetheilte Brief — an Auguste v. Stolberg — ist in Frankfurt begonnen und in Weimar beendet.

Das ist ungefähr der Inhalt der bis jetzt vorliegenden Bände der großen Weimarer Goethe-Ausgabe. Sie wendet sich durchaus nicht an die Forscher allein, sondern an das große gebildete Publikum. Sie will in einer Vollständigkeit und zugleich mit einer Genauigkeit, die bisher keine Ausgabe erreichen konnte, das gesammte Wirken Goethe's der Nachwelt vor Augen führen. Es ist die einzige in jeder Beziehung des Meisters würdige Darreichung des Goethe'schen Vermächtnisses. Möge das Publikum durch eifrige Theilnahme der großen Schaar von Gelehrten danken, welche sich zur Herausgabe eines derartigen Denkmals vereinigten und dadurch auch der großartigen Denkweise der hohen Frau ihre Huldigung darbringen, welche als Besitzerin dieser unvergleichlichen Schätze den besten Gebrauch von ihnen dadurch zu machen glaubt, daß sie dieselben aus freien Stücken der ganzen Nation darreicht.

Gedichte und Skizzen von Johannes Trojan.

Von Heinrich Seidel.

In dem Verlage von J. C. C. Bruns in Minden sind gleichzeitig zwei neue Bücher von Johannes Trojan erschienen. Das eine: „Von Strand und Haide und andere Skizzen" genannt, enthält kleine Gedichte in Prosa, das andere mit dem sehr hübschen Titel „Von Drinnen und Draußen" solche in Versen. Die Bücher dieses Autors sind eigentlich seltsame Erscheinungen in unserer altklugen Zeit, wo schon die Kinder Brillen tragen und so herzbeklemmend gescheidt sind, wo unsere jungen Dichter von zwanzig Jahren sich schon für erloschene Vulcane erklären, obwohl ihre Gefühle niemals anders als auf dem Gaskocher warm gemacht wurden. Das verstandesmäßig Ausgedachte beherrscht heute im höchsten Grade unsere Literatur und der Ausnahmen sind so wenige, daß man sie an den Fingern herzählen kann. Darum berührt es doppelt anmuthig und erfreulich einen Mann zu finden, der, obwohl mitten im Kampfe der Parteien stehend, sich dennoch den naiven Blick des Kindes, ein Herz voll Güte und Wohlwollen, und den Sinn für das Einfache und Schöne bewahrt hat. Es mag nun auch wohl Mancher sagen, weshalb gibt uns dieser Mann nur so kleine winzige Skizzen, warum versucht er seine Kraft nicht an größeren Dingen? Da möchte ich doch an den alten Claudius und den alten Hebel erinnern, zu denen Trojan in einer geistigen Verwandtschaft steht. Diese haben omnia secum portantes mit ihren winzigen Sächelchen gar viele überdauert, die mit ganzen Reihen von Romanfrachtwagen die Landstraße entlang fuhren und ihrer Zeit für große Thiere gehalten wurden. Es ist wahr, von geringem Umfange sind diese Skizzen nur, allein dafür sind sie von einem Duft und einer Süßigkeit, die uns heute nur selten geboten wird. In der schönen Zeit des beginnenden Sommers ereignet es sich wohl, daß man in der Einsamkeit des Waldes an einen Ort gelangt, wo ungesehen und in der Stille eine Anzahl von Erdbeeren zu jenem letzten dunklen Purpur der Reife gelangt sind und die Luft mit wunderbarem Wohlgeruch erfüllen. Dergleichen Walderdbeeren möchte ich diese Skizzen und diese Gedichte von Trojan vergleichen. Auf unseren Märkten zwar sehen wir künstlich gezüchtete Riesen-

Digitized by Google

und Mammutherdbeeren in dem Umfange von Hühnereiern, erstaunliche Produkte von Fleiß und wohlangewandter Düngung, aber das Aroma ist mit der Größe nicht gewachsen und was sie vor jenen Kindern der Natur voraus haben, ist nur Wasser und Zellgewebe.

Eine der merkwürdigsten und heutigen Tages so seltenen Eigenschaften Trojan's ist die wundervolle Naivetät, mit welcher er die Dinge anschaut, und die vollständige Unbekümmertheit, die ihn nur das beachten läßt, was gerade ihm der Betrachtung werth scheint, sollte es auch noch so fern ab von der breiten Straße liegen. Er führt uns auf Fußwegen durch Haide, Wald und Busch und grüne Einsamkeit; die Abenteuer, welche wir dort erleben, sind nicht gewaltig und aufregend, aber von dem Zauber der Poesie umleuchtet und durchglänzt von dem Humor eines gütigen Herzens. Doch ebensogut wie in der freien Natur weiß er in der großen Stadt Bescheid und versteht es auch dort, die stillen heimlichen Winkel und freundlichen poetischen Eckchen aufzufinden, er weiß, daß es ganz nahe an dem donnernden Straßengetriebe mitten zwischen den großen Häuserblöcken anmuthige Garteninseln gibt, wo gute Menschen Rosen pflegen, und ein Fest ist es für ihn, wenn nach langer Winterszeit die höher steigende Sonne zum ersten Male wieder durch die Lücke zwischen zwei Giebeln in das so lange ihres Scheines entbehrt habende Zimmer glänzt und alle die bekannten Dinge mit neuem Zauber verklärt. In dieser kleinen Skizze, welche betitelt ist: „Die Sonne wieder da", hat Trojan, ohne es zu wissen und zu wollen, das Wesen seiner Poesie, die auch das Unscheinbarste und Gewöhnlichste in ein freundliches Licht rückt, selber am besten dargestellt.

Die Gedichte „Von Drinnen und Draußen" zerfallen in zwei Theile, denn in diesen Band sind eine Anzahl von Zeitgedichten aufgenommen worden, welche besonderen Ursachen ihre Entstehung verdanken. Da zeigt es sich, daß dem sonst so stillen und sinnigen Poeten auch eine merkwürdige Schlagkraft des Ausdruckes zu Gebote steht und das möchte ich an einem Gedichte darlegen, welches betitelt ist:

Etwas von der Jugend.

(1885.)

Der Kanzler ist ein alter Mann,
Ein Greis, wie man wohl sagen kann,
Denn siebzig Jahre zählt er bald,
Und unter Mühen ward er alt,
Kein Wunder, wenn er müde wär,
Da ihm in Kämpfen hart und schwer
So lange Jahr um Jahr verstrich —
Er hat die Jugend hinter sich.

Doch wenn er spricht, alsbald durchglüht
Ihn Jugendfeu'r, das Flammen sprüht.
Darum auch reißt sein mächtig Wort
Die Jugend unaufhaltsam fort.
Die nimmt allzeit für ihn Partei,
Die steht zu ihm fest, stark und treu,
Ob sonst auch Mancher von ihm wich —
Er hat die Jugend hinter sich.

Die „vermischten Gedichte" dieses Bandes sind mehr beschaulicher Natur, doch befinden sich auch einige anmuthige Lieder und sinnvolle Sprüche darunter. Es ist schwer zu schildern, worin eigentlich der Reiz dieser Verse liegt, die so ganz auf rhetorische oder sonstige Effecte verzichten. Sie sind stets durch anmuthige Gedanken oder tiefe Empfindung ausgezeichnet und machen trotz der meist durchweg vollendeten Form doch den Eindruck des Kunstlosen von selber Gewachsenen. Am Besten lasse ich wieder den Dichter für sich selber sprechen, denn in dem Liedchen „Hagerose" hat er, ohne es zu wollen, ein Bild seiner Dichtungsart gegeben, wie es nicht besser zu erfinden ist.

Welche Fülle jetzt von zarten,
Vollen Rosen schmückt den Garten!
Aber dir am Waldesrand
Bleibt mein Herz doch zugewandt.

Ist es, weil zu deinen Füßen
Glockenblum' und Erdbeer' sprießen?
Ist es, weil der Wind dich küßt,
Der durch's Korn gegangen ist?

Ist es, weil in nächt'gem Schweigen
Um dich schwebt der Elfenreigen,
Weil bei dir als trauter Gast
Hält der wilde Vogel Rast?

Was es sei — ich weiß das Eine:
Freiheit wohnt bei dir am Raine,
Wo du bist, ist Fried' und Ruh,
Und du selbst, wie schön bist du!

Ja, diese Trojan'schen Gedichte sind, wenn auch bescheidene, so doch wirkliche Blumen, und das ist es wohl, was ihnen in dieser Zeit übertriebener und massenhafter Fabrikation künstlicher Blumen nach berühmten Mustern so hohen Reiz gibt.

Mich dünkt, in unseren Tagen, wo so viel Lärmendes und Prahlendes und doch Inhaltloses sich breit macht, müßte es für Viele von Werth sein, dort hingewiesen zu werden, wo sie einen wirklich klaren und gehaltvollen Trunk bekommen, damit sie selber genießen und auch Anderen den Ort zeigen. Zwar alles wirklich Gute dringt zuletzt von selber durch und erwirbt sich den Platz, welcher ihm gebührt, aber manchmal dauert es doch recht lange, weil von dem schimmernden Geflacker des prasselnden Feuerwerkes das ruhige Licht der Sterne überstrahlt wird. Denn in der Literatur wird viel Feuerwerk gemacht. Einige Poeten steigen empor wie Raketen unter großem Geräusch und wenn sie den glänzenden Funkenregen ausstreuen, klascht die staunende Menge und ruft: „Ah!" Dann aber ist es vorbei und nur ein angebrannter Stock sinkt unbeachtet in das alte Dunkel wieder zurück. Andere gleichen Feuerrädern, die ewig in gleichem Sinne herumschnurren und wenn sie abgebrannt sind, mit ein paar traurigen Funken sich mechanisch weiter drehen. Andere wieder sind bengalische Flammen; sie zeigen einen Ausschnitt der Welt in blendendem, aber falschem Lichte. Doch alles dieses Geprassel und Geschimmer ist umsonst, es versinkt in Nacht; am Himmel aber verbleiben mit ewig gleichem Glanze die siegreichen Sterne.

Neue Bücher von Wilhelm Jensen.

„Es wäre hier vielleicht ein Anlaß geboten, ein Wort über die gegenwärtig unter lauten Trompetenstößen erhobene Streitfrage anzufügen, ob die poetische Gestaltung von Menschen und Geschehnissen aus vergangenen Zeiten dem Zweck und der Würde der Dichtung entspreche." Diese Worte finden sich in einer Vorrede, die Wilhelm Jensen seinen soeben veröffentlichten Geschichten = Cyklus: „Aus schwerer Vergangenheit*)" vorausschickt. Ich war erstaunt, als ich sie las. Ist wirklich diese Streitfrage jemals aufgeworfen worden? Ich denke mir, daß Jensen vielleicht die allgemeine kritische Verurtheilung im Sinn hat, die der „historische Roman" der Neuzeit in seiner sowohl jeden geschichtlichen Sinn als jedes poetische Verständniß in's Gesicht schlagenden Ausartung erfahren hat. Aber berührte diese Verurtheilung wirklich jene Streitfrage? Betraf sie nicht vielmehr lediglich die Verquickung des historischen Materials mit den seichtesten romantischen Gedankeninhalt, den überhaupt unsere heutige Literatur gezeitigt hat? Daß nur die altäglichste Stoffhuberei durch das Zurückgreifen auf ägyptische und altdeutsche Vergangenheit gefördert, im Uebrigen aber mit dem farbenprächtigen Mantel, den die Forschung in dieser Vergangenheit darbot, das Fehlen jedes selbständigen und kräftigen poetischen Gedankens verdeckt wurde, das war der Anlaß für jene kritische Verurtheilung, die mit der jüngeren Forderung, die

*) Leipzig, Verlag von B. Elischer.

Digitized by Google

unserer Zeit und unserer Culturentwicklung eigenthümlichen Fragen poetisch zu verwerthen, im Grunde nur in einem losen Zusammenhange steht. Denn diese Forderung schließt die echte dichterische Beschäftigung mit Stoffen der Vergangenheit nicht aus, sondern betont nur ihren Gegenstand als gleichwerthig mit derselben. Die heute sogenannte realistische Strömung in der Literatur verdammt überhaupt nicht, wenn sie kritisch auftritt, die Wahl des Stoffes, sondern nur die Kunstform, in der derselbe behandelt wird, und wenn Jensen in derselben Vorrede von einem „literarischen und ästhetischen Niedergang" redet, den wir jetzt erleben müssen, so berührt er sich ganz mit den Vertretern jener Strömung, nur daß dieselben niemals die Schuld dieses Niedergangs in dem Gebiete, welches der Dichter betreten hat, sondern in dem Dichter selbst suchen. Ich glaube doch nicht, daß die gleichsam revolutionäre Richtung in der schönen Literatur so sehr, wie es Jensen meint, mit dem Rufe nach „Actualität" „nur ihre völlige Kenntnißlosigkeit, was überhaupt Dichtung ist und wo diese die Wurzeln ihrer Kraft birgt" beweist, sondern ich meine, daß dieser Ruf ausgegangen ist und nothwendig ausgehen mußte, weil die Dichtung, mochte sie ihre Gestalten aus der Jetztzeit oder aus der Vergangenheit entnehmen, nur allzusehr das actuelle Menschliche außer Augen gelassen hatte und mit Schemen wirthschaftete, die weder für heute noch für jemals eine schöne und kräftige „Gegenwärtigkeit" und „Gegenständlichkeit" beanspruchen konnten.

Uebrigens ist Jensen selbst in den Geschichten, die er diesem Vorworte folgen läßt, ein trefflicher Realist, in der schönsten Bedeutung dieses Wortes, und führt uns Gestalten vor die Seele, die voll Lebensblut und voll von „Actualität" sind, wenn sie auch durch des Dichters Machtspruch in weit entlegener Zeit, in den schrecklichen Tagen des dreißigjährigen Krieges, durch die Welt schreiten. Wenn sich ihr Urheber beklagt, daß die fünf Novellen, in denen er sie aufleben und zur poetischen Wirklichkeit werden läßt, wegen Mangels an „Actualität" in keiner Zeitschrift in ihrer Gesammtheit Aufnahme fanden, und aus diesem Umstande den Schluß zieht, daß nur Geschichten von Commerzienrathstöchtern und gut beleumundeten Assessoren von dem Publikum solcher Zeitschriften noch gelesen werden möchten, so müssen wir ihn doch darauf hinweisen, daß er selbst schon für die meisten seiner Dichtungen mit historischem Hintergrunde auch ein Zeitungspublikum fand. Also an der fehlenden „Actualität" des Stoffes liegt es wohl gerade nicht, wenn in diesem Falle das Jensen'sche Werk des Glückes nicht theilhaftig wurde, in Fortsetzungen zerstückelt von dem Publikum der Zeitschriften zuerst genossen zu werden. Vielleicht waren gerade die Redactionen, denen es der Dichter vorlegte, einsichtsvoll genug, um herauszufinden, daß bei dieser Art der Veröffentlichung der ganze Zauber verloren geht, der, wenn wir die fünf Novellen als Gesammtheit betrachten — wie es Jensen ja will — über derselben lagert. Schon jede der Novellen für sich allein muß eigentlich unzerstückt, in Einem hin, gelesen werden, denn jede ist ein Stimmungsbild ganz eigener und schöner Art, und hat, nur als solches betrachtet, poetischen Werth. Die Fabeln, welche Jensen seiner harmonischen und immer in sich abgerundeten Darstellung zu Grunde legt, sind so einfach, so ungekünstelt und unverwickelt, daß unsere Aufmerksamkeit durch sie am wenigsten in Anspruch genommen, dafür aber kräftig auf die Färbung der Oertlichkeit und die kräftige Herausprägung der Gestalten hingelenkt wird, in welchen Kunstformen ja überhaupt die Vorzüge der Jensen'schen Geschichtenschreiberei liegen. Und aus allen den fünf Stimmungsbildern zieht alsdann, wie ein undefinirbarer süßer Duft aus den mancherlei Blumen eines Straußes, der Gesammteindruck in unsere Seele, den der Dichter wohl erreichen wollte, nimmermehr aber bei dem Zerrupfen seiner Gabe in die einzelnen Fortsetzungen einer Zeitschrift erreicht haben würde. Geschichten, in denen die mehr oder weniger geschickte Fügung und Ineinanderwicklung der Handlung Alles ist, die ihre Spannung aus der Situation, nicht aus der künstlerischen Darstellung herleiten, also Geschichten von Commerzienrathstöchtern und Assessoren oder Lieutenants, die sich „kriegen", eignen sich in der That besser für solches Zerrupfen; sie verlieren nicht im Geringsten durch dasselbe. Aber Bilder, wie sie Jensen stimmungsvoll hinmalt, mit einer Gegenständlichkeit und einem Farbentone hinmalt, der empfunden, nicht bloß in das Gedächtniß aufgenommen werden will — nein; sie sollte der Dichter uns immer nur als Ganzes darbieten! Und er sollte sich wirklich nicht beklagen, wenn ihr Stoff manchem nicht „actuell" genug für's Zerstückeltwerden erscheint. Die Actualität der Form, der echte Realismus, hat nichts mit den Bedenken zu thun, die in der Redaction einer belletristischen Zeitschrift maßgebend sind. Die Naturwahrheit einer Dichtung beruht ja niemals in der äußerlichen Fügung der Handlung, sondern nur in der Folgerichtigkeit der Gestaltenzeichnung, in der getreuen Färbung des Ortes und der Zeit und der Wiedergabe der Stimmung. Das ist dann Realismus, der heute so laut geforderte Realismus, und es ist wunderbar, wie Jensen, der sich in seinem Vorworte gegen dieses laute Fordern wendet, in seinen Dichtungen durch die That am schönsten die Forderung selbst erfüllt.

Es sind besonders zwei aus diesen Novellen, welche Jensen als echten Realisten kennzeichnen. Ich meine die erste: „Unter frommem Schutz" und die dritte: „An der See." In jener schildert uns der Dichter zwei Liebesleute niedriger Geburt — beide sind Bastardkinder — die durch die Läufte des dreißigjährigen Krieges von einander gerissen und in verwunderlichen Schicksalen zu einer gewissen Lebenshöhe geführt werden. Der junge Bursche ist Fähndrich im schwedischen Heere geworden und soll eben standrechtlich gehenkt werden, weil er seinen Hauptmann im Streit erschlagen hat, als sein alter Schatz, der es sogar bis zur Aebtissin eines Nonnenklosters gebracht hat, ihn erkennt und vor dem Galgen errettet. Das ist die Einleitung. Jene verwunderlichen, bunten Schicksale werden in ihr nur erzählt. Nun schließt sich an diese farbenreiche Vergangenheit eine prächtig ausgeführte Einzelscene an. Die noch junge Aebtissin, deren Herz bei dem Anblick des ersten Schatzes wieder lebensfreudig pocht, flieht mit dem Fähndrich wieder ihrer alten Heimath zu, aber ehe sie sich ihm ganz hingiebt, will sie, die grade ihre Aebtissinwürde nicht durch Keuschheit erlangt hat, richtig und ehelich mit ihm getraut werden. Schon dieser Zug ist anmuthig. Nun kommen beide auf ihrer Wanderung in eine gänzlich verwüstete Stadt, in deren Trümmern nur noch ein Mensch verborgen haust, es ist ein alter Priester. Derselbe traut sie feierlich in einer halb verbrannten Stola auf der Brandstätte der Kirche, wo ein Stein nur noch die Stelle des Altars bezeichnet. Und sie beide, die verwahrlosten, sündenbeladenen Menschenkinder, schauen so getröstet und fromm zu ihm auf und fühlen sich mit dem Reste ihres Glaubens, der noch in ihren Herzen ruhte, so beseligt und frei und nun als christliche Eheleute, wenn sie auch ihre Brautnacht nur unter Blumen und Gras feiern können.

In der zweiten Novelle ist der Dichter wieder auf heimischem Grunde, an der See. Stimmungsbilder vom Strande gelingen ihm immer besonders gut; so auch die kühne halb märchenhafte Brautwerbung, die er diesmal besingt. Die Fischer von der Insel Rügen führen, während sich Stralsund mannhaft gegen die Belagerung Wallensteins wehrt, einen Streifzug auf dem Meere gegen eines der neuen Orlogschiffe aus, die der Friedländer hat bauen lassen, um die Stadt auch vom Meere aus zu berennen. Auf ihrem Kutter ist auch Swaneke, die Tochter des Old Peer, schon längst die heimlich Geliebte des jungen Tilemann Luchterhand. Sie ist dem zur Gattin versprochen, der zuerst das feindliche Schiff entert, aber als Tilemann den Preis erringt, wehrt sie sich in stolzer, mädchenhafter Scheu gegen seine Umarmung. Da reißt er sie im Zorne mit sich vom Schiffe herab in die See. Der Lebensdrang läßt beide, sobald sie abgekühlt sind, mit Eifer nach dem nahen Lande zu schwimmen. Die schweren geölten Anzüge hindern sie in ihren Bewegungen, deshalb entledigt sich erst der Bursche des seinigen und will nun auch der Braut den ihrigen vom Leibe reißen, um sie zu retten, aber sie wehrt sich abermals kräftig gegen seine Hülfe. Nun taucht er sie mit seinem starken linken Arme so lange unter das Wasser,

Digitized by Google

bis sie willig wird, den Anzug fallen läßt und am Lande angekommen demüthig, wie eine Schwanenjungfrau Odins, der ein Sterblicher am einsamen Seegestad ihr geraubt und sie dadurch in seine Gewalt gebracht, ihm folgt. „Heff ik di, Swanenfru?“ ruft er ihr zu, und sie: „Du hast mi fast ünnerduckt.“ Die Urgewalt des Ringens zwischen kühner Männlichkeit und trotziger, schamhafter Weiblichkeit ist prächtig in dieser Novelle ausgedrückt.

Auf den Inhalt der drei anderen Geschichten will ich nicht näher eingehen. Es klingt in ihnen ein weicherer, melancholischer Ton, der besonders in den Kinder- und Mädchengestalten, die Jensen mit wunderbarer Zartheit zu zeichnen versteht, zur Geltung kommt. Ueberall waltet die Stimmung vor, mag uns nun der Dichter in das Haus eines weltverschlossenen Gelehrten führen, dessen Töchterlein im einsamen Spiel der Einbildung ihre Welt mit Traumgestalten belebt oder uns in die Lüneburger Haide versetzen, wo er das heimliche Naturleben und den Zauber der träumerischen Augen des Pfarrerkindes, die dasselbe beobachten, in die Gewalt der dichterischen Sprache bannt. Ueberall muß auch die eigentliche Handlung, die kurz und knapp, ohne tiefere Spannung verläuft, nur das lose Gerüste bilden, an welches Bilder voll schöner Gegenständlichkeit und Scenen voll kräftigen Lebens sich hängen. Nur in der letzten Novelle, die ein Menschenalter nach dem dreißigjährigen Kriege spielt, und in welcher das heimliche Fortgähren der Gegensätze, die das Unheil jenes Krieges schürten, anschaulich gemacht werden soll, entwickelt sich die Handlung rasch und dramatisch vor uns, wie die schnell wechselnden Gänge des Zweikampfes, der ihren Höhepunkt bildet. Ich verdenke es dem Dichter, daß er hier nicht einen tragischen Ausgang vorzog, sondern die Wucht eines alten Zwiespaltes, der unausgesöhnt blieb, vor einer schwächlichen, fast erbaulich klingenden Rede in sich zusammenfallen läßt. Allerdings soll der Klang der Friedensschalmeien der Grundton dieses letzten Gedichtes sein, aber nur mühsam gewinnen wir durch ihn einen Anschluß an die Grundstimmung des ganzen Buches.

Wenn sich, wie das Beispiel dieses Buches beweist, Jensen gerade in der Behandlung vergangener Zeiten als kräftiger Realist zeigt, indem er eine eigenthümliche Orts- und Zeitstimmung genau nachzuempfinden und wiederzugeben weiß, so hat er uns an einem anderen kürzlich erschienenen Werke ganz im Gegensatz hierzu sehen lassen, daß auch die Stoffe aus der Gegenwart nicht immer vor einer seltsamen romantischen und verschroben-idealistischen Behandlungsweise schützen. Der Roman „Das Asylrecht“*), der eigentlich nur eine geistreiche Plauderei über eine seltsame Herzensverirrung und Gefühlsverwirrung genannt werden darf, liefert uns die Begründung dieser Ansicht in hinreichendem Maße. In einem stolzen Weibe, einer jungen Gräfin, kämpfen die Vorurtheile der Geburt und die Eitelkeit des Weibes, das sich von einem niedriger geborenen, aber geistig bedeutendem Jünglinge geliebt sieht, einen langausgesponnenen Kampf, der Jüngling hingegen macht die grenzenlosesten Dummheiten aus Liebe zwei Bände hindurch und sieht dann plötzlich ein, daß er ja gar nicht eigentlich geliebt, sondern nur bewundert hat. Diese Einsicht kommt ihm so rasch, so unvermittelt, daß wir über ihn auf einmal ganz verblüfft sind. Er hat in einem narcotischen Zustande, in den er durch eine Neckerei, aber ohne Wissen seiner Geliebten, versetzt wurde, sich lächerlich gemacht und öffentlich seine Liebe zu der jungen Gräfin bekannt. Weil die Letztere nun ihm nicht gleich entzückt um den Hals fällt, sondern seinen Zustand und die besondere Veranlassung seiner trunkenen Worte berücksichtigt, glaubt er zu der Erkenntniß gelangt zu sein, daß sie kalt und hochmüthig mit ihm spielte und daß er — hierin liegt die größte Unwahrscheinlichkeit — im Grunde eine andere, ihre aufopferungsvolle und lustige Freundin liebe. Mit dieser Dame zieht er deshalb ab vom Schauplatze seiner Thaten. Die Entwickelung, welche auf diese Schlußscene hinführt, ist erschrecklich langathmig und wortreich. Die Plastik in der Darstellung, die sonst die Jensen'schen Werke ziert, mangelt gänzlich und die künstlerische Anordnung der Handlung, ihr Aufbau, ist ungleichmäßig und zerfahren. Eine historische Novelle, die der Jüngling einst dichtete, und in der er unbewußt, sein künftiges Liebesschicksal voraus verkündigt, wird im ersten Theile des Romans eingeflochten. Sie gibt dem ganzen Roman den Namen. Der junge Dichter liest sie einer aristokratischen Gesellschaft vor, in der seine Geliebte weilt. Derartige Einflechtungen haben immer ihr Mißliches, diesmal wird dasselbe noch verschärft durch den satirischen Ton, mit dem Jensen jene Gesellschaft schildert, und den er auch später, so oft die beiden Liebenden im Rahmen derselben auftreten, beibehält. Hierdurch kommt ein zwiefacher Geist in die Darstellung, denn wir wissen nicht, ob nicht auch die vielfach geschraubten und gekünstelten Gespräche der Hauptpersonen lediglich nur satirische Bedeutung haben sollen. Nicht nur der Mangel an Handlung, sondern auch die gänzlich über allen realen Beziehungen des Lebens schwebende Darstellung geben also diesem Werke einen unklaren, halb idealistischen, halb satirischen Anstrich, der fast an romantische Verschwommenheit erinnert. Wie sehr sticht der Ton dieser Dichtung aus der Gegenwart von dem echten Realismus ab, mit dem Jensen seine Stoffe aus der Vergangenheit zu behandeln weiß. Möchte der Dichter doch auch die Bedeutung desselben für die poetische Gestaltung der Gegenwart erkennen!

*) 2 Bde. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Feuilleton.

Im Herbst.

Novellette von P. Hamm.

Durfte Leonhard Gruber wie andere Menschenkinder einen Frühling haben? Wenn man es recht bedenkt, nein, denn er gehörte zu der bevorzugten Klasse zweibeiniger Geschöpfe, für die der Winter die eigentliche Jahreszeit, die Zeit der Ernte, der Lenz ein trauriger Uebergang zum gefürchteten, ertragsarmen Sommer, der Herbst die sehnlichst herbeigewünschte Epoche ist, in welcher sich die Tretmühle wieder in Bewegung setzt. Und er wußte gut genug, daß all der beglückende Unsinn, Nachtigallenschlag, Rosenduft, eine kleine Hütte im Grünen, braune Augen und blonde Locken nichts für ihn seien. Bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahr hatte er die Hände davon gelassen, was insofern nicht schwer war, als er, vom frühem Morgen bis zum späten Abend rastlos umherlaufend, um unartige Bengel in die Mysterien der Dur- und Mollscalen einzuweihen, nicht mehr von der Versuchung glücklich zu sein empfand, als wenn er in der Wüste, von Kräutern, Wurzeln und Gebeten lebend, die Laufbahn eines Anachoreten eingeschlagen hätte. Aber da war das Schicksal boshaft genug, ihm den Frühling wie auf einem Präsentirbrett sozusagen unter die Nase zu rücken. Ohne die geringste Warnung war er da, nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt, in welcher sich obendrein eine Thüre befand, die sehr mangelhaft von einer Seite durch ein Clavier, von der anderen durch einen mit allerhand dünnen Fähnchen behängten Kleiderschragen verbarricadirt war. Am Abend pflegte Herr Leonhard Gruber die sacht und fein zusammengefalteten Pläne von Künstlerschaft und Triumph für ein Stündchen oder zwei hervor zu holen, ohne praktischen Nutzen, da ihn Andere, die mehr Zeit zu waghalsigen Fingerübungen hatten, weit überflügelten. Als er nun einmal wieder ein paar Töne auf seinem abgespielten Instrument angeschlagen hatte, erhob sich nebenan, in dem seit etlichen Wochen leerstehenden Zimmer eine helle, frische Mädchenstimme und sang Sonaten und Etuden tapfer mit, die Läufe selbst ahmte sie mit einem lustigen dideldideldidel nach. Den armen Leonhard gemahnte sie an eine Spottdrossel, die er als Knabe daheim in den Murecker Wäldern gehört, nicht allzu oft, denn als man ihm noch die dicksten Notenbücher unterschieben mußte, damit er mit den Händen die Claviatur erreiche, bannte ihn ein gewisses kantiges kleines Lineal an den Klimperkasten fest.

Digitized by Google

Das Interesse an der Nachbarschaft hindert ihn nicht, fest zu schlafen, ja zu verschlafen, worüber sein erster Schüler, der wilde freche Junge vom „Selcher" (Metzger), den er an den Stuhl binden muß, um ihn eine Stunde lang festzuhalten, schwerlich betrübt sein wird. Als er erwachte, regten sich nebenan flinke, feste Schritte. Er fand Rhythmus in ihnen und als sie die Treppe hinabgingen, stellte er sich an's Fenster, zum erstenmal im Leben ein weibliches Wesen belauernd. Hübsch? das ist kein Wort; hübsch ist am Ende Jede mit achtzehn Jahren, aber nicht Jede hat solch ein pikantes feines Köpfchen, das sich zierlich auf schlankem Halse wiegt, solche lustig in die Stirn fallende Locken, so ein rosiges Gesicht. Die Augen kann er nicht sehen, aber sicher blitzen sie in Uebermuth und Lebensfreude. Frau Lechleitner bringt ihm die obligate Cichorienbrühe herein und er getraut sich, in unbefangener Weise die Worte hinzuwerfen: „Das Zimmer nebenan scheint ja wieder bewohnt zu sein." Die Schleuße ist geöffnet. Frau Lechleitner würde kein alleinstehendes Mädchen in ihr Haus, diese Burg der Wohlanständigkeit, aufnehmen, man weiß ja, was dabei „herausschaut". Aber die Franzi kennt sie schon von klein auf, hat ihr manchen Apfel zugesteckt, so lange sie noch keine Witwe mit dreizehn Gulden monatlicher Pension war, und die „Zimmerherrn" sind so unverläßlich, womit sie jedoch selbstverständlich Herrn Gruber nicht gemeint haben will, der pünktlich wie eine Uhr ist. Und was sie sagen wollte, Franzi's Mutter war ihre beste Freundin und ihren Vater hätte sie einmal heirathen sollen, und er war desperat, als sie mit Herrn Lechleitner Sonntag auf die Siebenbrunnerwiesen spazieren ging.

„Das haben Sie mir schon erzählt!" ruft Leonhard verzweifelnd aus.

„Er hat dann meine Freundin genommen, und sie haben auch recht gut mit einander gelebt, sind aber beide vor zwei Jahren gestorben. Und die Franzi schlägt sich mit Kleidernähen durch und bleibt brav dabei."

Frau Lechleitner wird nicht müde, die Tugenden ihres Schützlinges zu rühmen. Vor ihm steigt dräuend das Bild einer mit tausend Spitzen und Stacheln gepanzerten Jungfrau auf, voll der herben Wehrhaftigkeit, dem pharisäischen Tugendstolze alleinstehender braver Mädchen. Und er weiß nicht, ob er sich über die Einladung zu Kaffee und „Kugelhupf" freuen soll, mit welcher ihn die Hauswirthin, die Anwesenheit der hübschen Nachbarin in Aussicht stellend, für den nächsten Sonntag überrascht.

Ziemlich trübselig erwartet er, in die Ecke des alten Sophas gedrückt, sein Schicksal. Die Thür geht auf, lachend und schwatzend und ein wenig verlegen kommt die sanglustige Nachbarin herein. Sie ist keine Jungfrau in Wehr und Waffen, sondern ein herziges kleines Ding voll drolliger Einfälle und — gerade nur zur Würze — etwas schnippisch. Nach den ersten paar Minuten erscheint ihm die verfessene Sophaecke als das behaglichste Plätzchen der Welt. Als er die ungeheuere Tasse Kaffee, die ihm die Hausfrau reicht, über das Tischtuch und Franziskas neues Kleid ausschüttet, weiß sie das Unglück mikroskopisch klein zu machen; natürlich lassen sich die Flecken entfernen, wird das Kleid gewaschen wie neu aussehen! Wie sich ihm das schüchterne Herz in der Brust dehnt, wie seine blauen Augen, das einzige Anziehende in dem unjugendlichen Gesicht, zu leuchten anfangen! Heute scheint die Sonne ganz anders als sonst, Frühling, Frühling! zwitschern die Spatzen auf der Straße. — In seiner Stube entlockt er dem Flügel stürmische, jauchzende Weisen, stürmisch und jauchzend singt die Spottdrossel nebenan und Frühling, Frühling! klingt es aus den Tönen.

Durfte Leonhard Gruber einen Frühling haben? In den Händen hielt er einen Brief; mit leisem Bangen, wegen dessen er sich herzlos und unkindlich schalt, öffnete er ihn. Oft kamen Epistein von derselben Hand, sie sind mit Klagen über Einschränkungen erfüllt, wie Luise noch immer im alten Kleide gehe, Lina einen Mantel brauchte, wie trostlos das Geschick einer Witwe und armer Waisen sei, die ihres Ernährers beraubt worden. Drei Viertheile von Leonhard's Verdienst wandern nach Mureck, seit Jahren hat er keine Oper, kein gutes Concert besuchen können, im Winter trägt er dünne und im Sommer dicke Kleider, wie sich das bei armen Teufeln trifft, aber so oft er ein solches Schreiben liest, erscheint er sich wie ein schwarzer Missethäter.

Diesmal jedoch enthält es eine Freudenbotschaft. Das heißt, einem Anderen würde sie vielleicht nicht so sehr verheißungsvoll klingen, da sie ihm zunächst noch mehr Entbehrungen auferlegen wird. Aber mein Leonhard Gruber verspricht sich leicht einen schönen Tag, so oft ein winziges Stückchen blauen Himmels durch graue Wolken bricht: der zweite Sohn des alten Organisten wird, Dank dem adeligen Schloßherrn von Mureck, der Leonhard's musikalische Ausbildung ermöglichte, einen Stiftplatz am Wiener Conservatorium erhalten. Was dem älteren Bruder versagt geblieben, soll dem jüngeren zu Theil werden. Leonhard wird ihm jeden Stein aus dem Weg räumen, damit er sich ungehindert der anspruchsvollen Frau Musika widmen könne, aber wenn nun Karl ein berühmter Künstler geworden, dann kann er die Sorge für die Familie übernehmen.

Und dann verlobte sich Leonhard. Warten? Ob es Franzi recht ist! so hat sie es stets geträumt, wenn in ihrem Köpfchen der Gedanke an ein eigenes Haus aufgetaucht. Stück für Stück zum Bau des Nestes herbeitragen, bis es gezimmert und ausgepolstert ist, das muß ungleich hübscher sein, als in ein von Tischler und Tapezierer fertig gestelltes Heim einzuziehen.

Daheim waren sie Anfangs geneigt, es Leonhard sehr übel zu nehmen, daß er sich mit vermessenen Gedanken an einen eigenen Herd trug, aber da an die Ausführung nicht gegangen werden sollte, bevor Karl eine feste Stelle in der Welt errungen, gab die Mutter in Gnaden ihre Einwilligung.

Aber Karl schlug nicht gut aus. Seine Lehrer knüpften hohe Erwartungen an ihn, aber dem genialen Burschen gebrach es an einer Kleinigkeit, es war ihm nicht ernst mit seiner Kunst, seiner Laufbahn, dem Leben. Das Glück heftete sich Anfangs an seine Fersen. Er hatte kaum den Schulstaub abgeschüttelt, da lud ihn der Gönner, der ihm den Stiftsplatz verliehen, zu einer Abendgesellschaft ein. Sein Beispiel fand Nachahmer, der junge Künstler kam in Mode. Aber die Mutter wandte sich nicht an ihn um Hülfe in ihren endlosen Nöthen, denn uneröffnet lag ein ganzer Stoß von Familienbriefen auf seinem Clavier. Während der Schülertage hatte er Bett und Tisch des Bruders getheilt, aber die kleine, schlecht beheizbare Stube im entlegenen Vorstadthaus war kein passender Aufenthalt für einen gefeierten Virtuosen. Auch verdarb ihm das lästige Mitsingen im Nebenzimmer — ganz so frühlingsfrisch wie vor sechs Jahren klang es freilich nicht mehr — jede Inspiration, griff ihm die Nerven an, machte ihm das Leben zur Qual. Er miethete sich ein passendes Künstlerheim an der Ringstraße. So kirchenstill es in den Augenblicken, da er mit der Muße Zwiesprache hielt, um ihn sein mußte, so laut liebte er seine Gesellschaft in den vielen Erholungsstunden. Er besaß eine Leidenschaft für alle schäumenden Getränke, und die Gasflammen einer Wirthsstube lockten ihn wie eine Motte an.

Trat Ebbe in seiner Tasche ein, dann ließ er sich wie in seiner Schulzeit vom älteren Bruder erhalten. Doch durfte sich dieser beileibe keine Vorstellungen erlauben, sonst ließ sich der Virtuose Monate lang nicht blicken. Und Leonhard, gutmüthig, schwach und unaufhörlich von der Furcht gequält, er erfülle schlecht das Versprechen, das er dem sterbenden Vater gegeben, suchte ihn dann wohl zuerst auf und gab gute Worte.

Franziska, der in letzter Zeit zuweilen der Gedanke gekommen, daß man auch Pflichten gegen sich selber habe, vernahm es denn auch ohne das leiseste Bedauern — wenn sie auch aus Rücksicht auf ihren Bräutigam ihren Gefühlen keinen beredten Ausdruck lieh —, daß Meister Karl, eine ansehnliche Schuldenlast im Rücken, vor Thau und Tage aus Wien entwischt war. Es geschah ihm dadurch kein Leid, im Gegentheil, jetzt erst befand er sich in seinem richtigen Fahrwasser. Er wurde einer der modernen Landstreicher, die herrlich und in Freuden, von Bierquelle zum Weinborn pilgernd, leben, wenn ihnen ein insipides Getränk, das Wasser, bis in den Mund reicht, unter Aufzählung ihrer Titel und Orden „ein einziges Concert auf der Durchreise" in Krähwinkel veranstalten und dem geschmeichelten Localpatriotismus so viel erpressen, um ihren Kahn eine Weile flott zu erhalten.

Monate lang ging Leonhard niedergedrückt, eine Beute heftiger Gewissensbisse umher. Es war sträflicher Leichtsinn gewesen, ein blühendes, junges Leben an das seine, das er Anderen verpfändet hat, zu knüpfen. Wie ein Kartenhaus, in das der Wind gefahren, lagen seine Hoffnungen auf dem Boden.

„Wir müssen eben warten," tröstete ihn Franzi, aber es klang anders als vor Jahren, da sie im Warten die eigentliche Würze ihres Braut-

Digitized by Google

standes gesehen. „Wie könnte mir einfallen, Dich von Deiner Pflicht abwendig zu machen!“ Leonhard's Stube blieb nicht lange ihm allein überlassen; ein anderer Bruder theilte sie. Der besondere Liebling Seiner Hochwürden, des Herrn Pfarrers von Mureck, sollte er einige Jahre Theologie studiren, dann war ihm ein Pfarramt gewiß. Das Brautpaar baute förmlich verwegene Pläne auf dieses künftige Glück: Natürlich wird das Pfarrhaus im Grünen liegen, Weinlaub daran emporklettern, ein Garten voll Aepfel- und Birnbäumen es umschließen — Franzi wässert schon jetzt der Mund nach den saftigen Früchten —, man kann nicht allein darin hausen, Mutter und Schwester werden zum Seelenhirten ziehen. Wenn Ignaz es erlaubt, warum sollte er nicht? sein ältester Bruder theilt ja auch jeden Bissen mit ihm, dann kommt Leonhard mit seiner kleinen Frau im Sommer, wenn seine Schüler auf das Land geflohen sind, zur Erholung zu ihm hinaus. O, es wird herrlich sein, frische, stählende Bergluft Wochen, Monate lang einzuathmen. Franziska ist nun 26 Jahre alt und sehr praktisch. Ihre Augen haben viel von ihrem fröhlichen Glanz verloren und die Lippen, statt zu lachen, schließen sich oft fest auf einander. Aber wenn sie in glücklichen Träumen schwelgt, dann zeigen sich die Grübchen in Wange und Kinn und ein rosiger Hauch färbt ihr Gesicht.

„Niemand würde sie für älter als zwanzig halten,“ meint bewundernd Leonhard. Daß sein Bruder nicht in sein Entzücken einstimmt, nimmt ihn nicht Wunder. Was kümmert sich so ein angehender geistlicher Herr um Frauenschönheit? Aber freilich, etwas zugänglicher für Freud' und Leid der Menschen um ihn dürfte er sein! Wird er doch einmal seiner Gemeinde in Freud' und Leid beizustehen haben. Aber er gehört zu der neuen Schule kirchlicher Streiter, ist hohlwangig und blaß und hat ein düsteres Licht in seinen Augen. Wenn Leonhard und Franziska Luftschlösser aufthürmen, wirft er verächtliche Blicke auf die Kinder der Welt. Zuweilen versucht er es, sie auf das Reich Gottes hinzulenken; leider vergeblich. Franzi, wie die Meisten ihrer Landsmänninnen, hat nicht das geringste Talent zur Asketin, und wie Leonhard's Anlagen auch beschaffen sein mögen, an der Seite seiner Braut, die er nun bald heimzuführen hofft, denkt er nicht an Weltentsagung.

Er war Enttäuschungen so gewohnt, daß er nicht zusammenbrach, als sein Bruder, einem unwiderstehlichen Drange gehorchend, in einen Mönchsorden der strengsten Regel eintrat und schwere Klosterpforten zwischen sich und die Welt, die etwa Ansprüche an ihn stellen konnte, schob. In Mureck waren sie fromm genug, nicht darüber zu murren. Ihnen blieb ja noch immer der Aelteste; „einen gar braven Buben“, nennt ihn Frau Gruber, aber sie ist doch stolzer auf den geistlichen Sohn, der es zu hohen Würden bringen wird, da er alle hemmenden Familienfesseln abzustreifen wußte.

Franziska wurde todtenbleich, als dieser Blitz ihre Luftschlösser zertrümmerte.

„Wir werden nie einander angehören!“ rief sie und brach in Thränen aus. Wenn er sie verlor, dann schwand jede Freude aus seinem armseligen Leben, er wurde ärmer als ein zerlumpter Bettler auf der Straße. Aber konnte er ihr zumuthen, noch länger zu harren, ihre besten Jahre einer fast aussichtslosen Neigung zu opfern. Das erste Wort, mit dem er sie, Verzweiflung in der Stimme, frei gab, brachte sie zu sich.

„Mein Leonhard, wir warten geduldig auf einander, wie bisher“; aber es war nur ein Zerrbild der alten Schalkhaftigkeit, als sie hinzusetzte: „Es sei denn, Du möchtest mich nicht mehr.“

Er schloß sie aufjubelnd in die Arme. Wieder arbeiteten sie Jahre lang neben einander, ohne ihrem Ziel näher zu rücken. Franziska wußte, daß sie verblühte. Sie baute keine Zukunftspläne mehr und gab sich Mühe, so rührend genügsam wie ihr Bräutigam zu werden, dessen Gesicht sich verklärte, wenn er einen Sonntag Nachmittag mit ihr im Wienerwald verbringen durfte.

Da griff der Zufall plötzlich in ihr Leben umgestaltend ein. Leonhard ging mit elastischen Schritten umher und summte die Melodien, die, wenn günstigere Sterne über ihm gewaltet, vielleicht den Weg in die Welt gefunden hätten.

Der Virtuose war auf seinen Irrfahrten, wie ein Schiffbrüchiger auf fremden, unwirthlichen Strand in Amerika gelandet. Ach, da war kein Wirth, der borgen wollte, kein Concertsaal, der sich öffnete, so lange ihm der Wind durch die Taschen pfiff. Um nicht zu verhungern, sah er sich nach Schülern um und da er in der That glänzend spielte, eine unverlegene Zunge besaß und mit einem Hoftitel aus einem kunstsinnigen deutschen Herzogthum die Leute zu blenden vermochte, fehlt es ihm bald nicht an gut bezahlten Clavierstunden. Nach einigen Monaten trat er öffentlich auf und fand Beifall. Das Unterrichten erschien ihm nun wieder als eines so großen Pianisten wenig würdig. Auch plante er eine Kunstreise nach dem Westen. Da kam ihm der erleuchtete Gedanke, Leonhard könnte seine Lectionen übernehmen. Das Reisegeld schickte er nicht, er hätte seines ältesten Bruders Zartgefühl verletzen können, freilich dauerte es nun einige Zeit, bis es zusammengespart war; zu lange für Karl's Ungeduld. Als Leonhard nach thränenreichem Abschied von den Seinen in New-York landete, da war der Virtuose bereits nach Californien abgereist und seine Stunden gab ein Anderer. Und der Ankömmling, der nicht mehr in den Jahren war und vielleicht nie die nöthige rücksichtslose Energie besessen hatte, um sich in der Fremde einen Wirkungskreis zu schaffen, sah sich ohne Mittel, ohne Freunde, von der Heimkehr abgeschnitten in der ungeheueren Stadt, die Hunderte solcher ungeschickter armer Teufel verschlingt, ohne daß nur das Kräuseln der Oberfläche, wie ihn ein Stein auf dem Wasserspiegel hervorruft, die Stelle ihres Unterganges bezeichnen würde. Er besaß nicht seines Bruders siegesgewisses Auftreten, konnte nicht wie dieser durch seinen Künstlerruhm verblüffen. Wenn er Beschäftigung suchte, kamen ihm Flinkere, Gewandtere zuvor. Er verzweifelte nicht um seinetwillen, denn er hatte die Kunst, sich halb satt zu essen, schon früher erlernt. Aber was sollte aus Mutter und Schwestern werden, welche er, im Vertrauen auf Karl's Versprechungen, den gewöhnlichen Monatsbeitrag zugesichert, was aus Joseph, dem jüngsten Bruder, der im Lehrerseminar ohne Zweifel sehnsüchtig auf eine Unterstützung wartete. Wenn er Franziska's gedachte, überwältigte ihn der Jammer völlig. Welch ein Lohn für ihr geduldiges Ausharren, ihre Aufopferung! Er sandte keine Nachricht von seiner Bedrängniß an die Angehörigen heim. Sie konnten ihm nicht helfen und hatten an der eigenen Last genug zu tragen.

Er vergaß, daß es nichts Unersetzliches auf Erden gibt. Mutter und Geschwister staunten, daß der stets so zuverlässige Aelteste sie im Stiche ließ. Aber von der Nothwendigkeit gedrängt, suchten sie bei ihren eigenen Hülfsquellen Zuflucht. Joseph gab Stunden, wie Leonhard es gethan, und schickte kleine Beträge nach Hause, die Schwester verwerthete allerlei Kunstfertigkeit mit der Nadel, die Aelteste entschloß sich, dem greisen Pfarrer die Wirthschaft zu führen. Franziska allerdings litt; sie glaubte sich von ihm vergessen. Und Leonhard schwamm im Wirbel; umsonst versuchend, irgendwo festen Fuß zu fassen.

Die New-Yorker Zeitungen brachten eines Tages eine jener Notizen die, kurz und dürr, dennoch mehr als bändelange Schilderungen irdischen Jammers geeignet sind, die Herzen zu erschüttern. Ein Polizist hatte einen bewußtlosen und wie er, Dank des häufigen Vorkommens solcher Zufälle, glaubte, betrunkenen Mann vom Straßenpflaster aufgelesen und über Nacht auf der Polizeistation mit dem verkommensten Gesindel zusammen eingesperrt. Vor dem Richter stellte sich heraus, der Fremde, ein Musiklehrer, der Bruder eines in New-York geschätzten Künstlers, hatte keinen Tropfen geistigen Getränkes zu sich genommen, sondern war zusammengebrochen, weil er seit mehreren Tagen nichts Nahrhaftes gegessen. Das Mitleid verschaffte Leonhard die ersten Stunden in New-York. Was man auch an den plötzlich reich gewordenen Amerikanern zu tadeln finden mag, die schlechte Eigenschaft der Emporkömmlinge, die Kargheit im Kleinen neben der prahlerischen Vergeudung im Großen besitzen sie nur ausnahmsweise; sie lassen die Lehrer ihrer Kinder, die Angestellten in ihren Geschäften, die Dienstleute im Hause nicht darben. Leonhard sah sein Schifflein bald auf ruhiger Fluth dahingleiten.

Lachend und weinend zu gleicher Zeit hielt Franzi den Brief in der Hand, der ihr von der günstigen Wendung in seinem Geschick Kunde gab. Bald sollten sie einander angehören. Lärmten die Sperlinge nicht wie ehemals, sang und klang es nicht in ihr, um sie? Aber es dauert nur wenige Augenblicke. Ihre Seele hat die lustigen Schwingen eingebüßt, mit welchen sie sich einst in ein glückliches Traumland erheben konnte.

Digitized by Google

„Was wird wohl diesmal zwischen uns treten?“ fragt sie sich bitter, der Glanz in den Augen erlischt und sie zieht wieder die Nadel durch ihre Arbeit, die hoffnungs- und erfolglos ist, wie die der Danaiden.

Diesmal irrte sie. Joseph, der in seinem Charakter dem ältesten Bruder glich, war Schullehrer in Mureck geworden und wollte Leonhard's Stelle bei der Familie vertreten. Selbst die Mutter, welche die trübseligen Verhältnisse zu einem beständig heischenden und niemals befriedigten Wesen gemacht, schrieb, wenn auch ein Zuschuß stets willkommen sei, so möge ihr Aeltester nun auch einmal an sich denken.

Leonhard's Schüler schütteln verwundert die Köpfe. Hätte nicht jeder deutsche Professor das unveräußerliche Vorrecht wunderlich zu sein, sie würden ihn für verrückt erklären. Er geht umher, als führten die Engel über seinem Haupte ein Concert auf. Während die kleinen ungelenken Fingerchen neben ihm dem Piano greuliche Mißtöne entlocken, lächelt er stillselig vor sich hin, statt, wie recht und billig, wüthend zu werden. Er sieht beinahe groß aus, so dehnt und streckt sich sein kleines Persönchen vor innerem Wohlgefühl: Er rüstet das Nest für sein Weib, kein Tag vergeht, an dem er nicht mit einem Pack unter dem Arm die steile Holztreppe zur künftigen Residenz emporklimmen würde. Noch besteht der Brauch, wohl aus den Ansiedlertagen, da Einer auf den Beistand des Anderen angewiesen war, daß man Freunden das Haus einrichten hilft. Die Eltern seiner Schüler wissen, er erwarte die Braut aus Deutschland (unter welchem Namen ganz Europa, mit Ausnahme Großbritanniens und Irlands, begriffen wird), die Tischchen, Standuhren, Kamindraperien, gestickten Deckchen, Porzellanfiguren, Bilder — an welchen freilich der Rahmen das Hervorragendste ist —, die ihm in's Haus strömen, würden ein Museum füllen. Jedenfalls wird man in der neuen Wohnung äußerst maßvoll im Gebrauch seiner Gliedmaßen sein müssen, und Franzi wird als Herrin all der Schätze gerade keine Sinecure inne haben, wenn sie dieselben in halbwegs staubfreiem Zustand erhalten will. Stunden lang steht Leonhard, in Bewunderung versunken, vor den Herrlichkeiten. Aber ein Geräth vergaß er, vergaßen seine Freunde. Am Tage, bevor das Schiff mit seiner Braut, das glückhafte Schiff, im Hafen einläuft, kauft er den Pfeilerspiegel für die Vorderstube.

Vom Dock führt er sie zum Friedensrichter, der die beiden geduldigen und getreuen Menschen für das Leben zusammengibt. Leonhard hat sein Nest in einer neugierigen, schwatzhaften Straße gebaut; man braucht nicht viel Phantasie, um sich in eine Kleinstadt im deutschen Vaterland versetzt zu fühlen. Rechts und links drücken die Nachbarinnen die Gesichter an die Fenster, um das Paar vorüberschreiten zu sehen. Sie geben sich keine Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. Die Monate langen Vorbereitungen, das verklärte Gesicht ließen sie einen anderen Siegespreis vermuthen.

„Die alte Jungfer hätte er nicht zu importiren gebraucht,“ sagten sie, „so etwas findet sich auch noch unter dem Sternenbanner.“

Franzi hat es glücklicherweise nicht gehört, es hätte einen grauen Flor über ihre Seligkeit gebreitet. Ohnedies erscheint sie nicht so glücklich, wie man vermuthen sollte. Während Leonhard wie von Flügeln getragen einhergeht, schlägt sie die Augen zu Boden.

Es war ziemlich spät im Herbste. Leonhard hatte, weil die Blumen spärlich wurden, die zahlreichen Vasen mit prachtvollen farbigen Herbstblättern angefüllt, sie sahen wie leuchtend rothe, goldgelbe und broncefarbige Blüthen aus. Franzi konnte nicht umhin, einen Ausruf des Entzückens bei dem Anblick ihrer Wohnung auszustoßen. Der Klang der Schelle hatte ihren Gatten von ihr fortgerufen. Sie war allein in ihrem Königreich. Zaghaft nahm sie ein Figürchen um das andere in die Hand, bewundernd beugte sie sich über die Stickereien, den Teppich, die Geräthe. Zuletzt trat sie vor den Spiegel. Und nun verwandelte sich der Ausdruck ihrer Züge, sie brach in Thränen aus.

Vielleicht hatte sie gehofft, inmitten der Wunderdinge die Franzi von ehemals mit rosigem Antlitz und Wangengrübchen, Goldglanz auf dem Haar und schalkhaftes Leuchten im Auge zu erblicken. Aber aus dem Spiegel trat ihr ein Schatten ihres alten Selbst mit traurigen Augen und einem Gesicht entgegen, aus dem selbst diese Stunde des Glückes das Gepräge der Resignation, des unaufhörlichen Verzichtens nicht zu verwischen vermocht hatte. Geheimnißvoll vor sich hinlächelnd trat Leonhard wieder ein. Da er sie weinen sah, blieb er wie erstarrt stehen. Dann eilte er auf sie zu; wenn sie Heimweh fühlte, dann sollte sie es an seinem treuen Herzen überwinden. Aber sie machte sich heftig los.

„Müssen wir uns nicht schämen, uns wie andere neuvermählte Paare zu gehaben? Schnee liegt auf unserem Scheitel, Furchen ziehen sich durch unsere Züge.“

Er hatte es bisher nicht bemerkt, daß sie sich verändert. Für ihn war sie die Franzi geblieben, um die er in ihrem Lenz geworben. Und auch jetzt, nachdem sie ihm die Binde von den Augen gerissen, meinte er, es gäbe kein schöneres, kein anziehenderes Weib in der Welt. Er sah sie mit den Augen der Erinnerung.

„Können wir denn noch glücklich werden?“ fragte sie, „vermagst Du mein verblühtes Gesicht noch zu lieben?“

Er eilte vor die Thür und trug mit Aufgebot aller Kraft einen Blumenkorb von ungeheurem Umfang, gefüllt mit herrlichen, frischen Blüthen herein; eine Schülerin hatte ihn dem Ehepaar zum Einzug in das Haus gesendet.

Leonhard wies auf die prächtigen Rosen, auf Nelken und Heliotrop.

„Es ist Herbst,“ sagte er, „die Luft ist rauh und Nebel füllt die Straßen. Aber furchtlos strecken sie die feinen duftenden Köpfchen in die Luft hinaus und freuen sich der Stunden, in welchen die Sonne ihnen scheint.“

„Und wie lange dauert es,“ warf sie herbe ein, „dann kommt der erste Frost und vergilbt ihre Blätter.“

„Laß ihn kommen, Kind, wir wollen doch sehen, ob wir ihn mit unseren warmen Herzen nicht überwinden. Wir wollen unseren Frühling dankbar feiern, obschon er uns spät im Jahre gekommen.“

Er schloß sie in seine Arme und küßte sie auf den Mund.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Der Seestern.“ Drama in drei Acten von Ivar Svenson — „Mamas Augen.“ Lustspiel in einem Act von Julius Rosen. — „Ein toller Einfall.“ Posse in vier Acten von Carl Laufs.

Wieder einmal hat ein einheimischer verschämter Autor uns über die Absonderlichkeiten seines Werkes dadurch hinwegzutäuschen versucht, daß er die Vermuthung erweckte, dasselbe sei auf dem Boden einer fremden Literatur erwachsen. Das Verkehrteste findet ja in Deutschland Aufnahme und Bewunderung, wenn es nur aus dem Auslande stammt, so mochte der Pseudo-Svenson, wie vor wenigen Wochen der Pseudo-Delannoy, calculirt haben, und deshalb ließ er sein gebrechliches dramatisches Fahrzeug, genannt „Der Seestern,“ unter dänischer Flagge segeln. Er hat es freilich selbst dadurch nicht vor dem Scheitern gerettet; allzu schwer mit überflüssigem Ballaste war das dünne Gerüste des Schiffleins beladen.

Im Königlichen Schauspielhause, wo dieses Drama des angeblichen Dänen jetzt für einige Wochen auf dem Repertoire steht, fällt eigentlich niemals ein Stück ganz durch. Das Publikum dieses Theaters beklatscht, wenn es auch durch die Leistung des Dichters nicht befriedigt sein sollte, doch wenigstens die Künstler stets in der wärmsten Weise, und dieselben haben auch diesmal, um das hier gleich vorauszuschicken, den gespendeten Beifall vollauf und allein verdient. Denn sie fanden sich mit den absonderlichsten Aufgaben, die ihnen Svenson stellte, in der geschicktesten Art, die überhaupt möglich war, ab. Das will hier wirklich viel sagen. Wenn einem Schauspieler zugemuthet wird, einen jungen Ehemann zu spielen, der anderthalb Acte hindurch weiter nichts zu thun hat, als wegen der vermeintlichen Untreue seiner Frau sich vor die Stirne zu schlagen und gar zu weinen, und wenn ein anderer Künstler einen Besessenen darstellen muß, der den barbarischen Frauenraub wieder in unsere geschniegelten Culturzustände einführen will, so sind das in der That schwere und in befriedigender Weise kaum zu lösende Aufgaben. Auch die Zeichnung der Frauengestalten des Drama's leidet an einer fast problematischen Unsicherheit und Unklarheit. Die Heldin Sigrid, einst ein einfaches Fischermädchen, das mit ihrem Jugendgespielen Arvid Erikson, eben jenem Besessenen, an einsamem Strande und auf wilden Felsenklippen groß wuchs, gewöhnt sich später das Malen an und heirathet einen Grafen. Ein seltsamer Stufengang für ein Fischermädchen. Aber noch mehr. Sie wußte, daß Arvid in die weite Welt gezogen war, nur um sich Schätze zu erwerben, durch die er sich einst mit ihr einen Hausstand gründen könnte, sie steht sogar eine Zeitlang mit ihm, der in Amerika rasch ein berühmter Ingenieur geworden, im Briefwechsel, aber gerade von der gewichtigsten Aenderung ihres Schicksals, ihrer Verheirathung mit dem

Digitized by Google

Grafen, unterrichtet sie ihn nicht. Und warum nicht? Weil sie seinen Zorn fürchtet, so sagt sie später. Wir wissen es aber besser: weil der Dichter auf dieser wirklich schwächlichen Voraussetzung sein ganzes Drama aufbauen wollte. Dasselbe hebt nämlich jetzt erst an; jene ganze eben geschilderte Vergangenheit Sigrid's wird uns nur erzählt. Arvid kommt ganz ahnungslos aus Amerika zurück, um sein zurückgelassenes Bräutchen nun heimzuführen. Er findet sie als Gräfin Örnsköld, tobt furchtbar deshalb auf der Bühne herum, entzweit Sigrid mit ihrem eifersüchtigen Gatten und fährt endlich, als er den Versuch gemacht, das geliebte Weib mit Gewalt zu rauben, dabei aber inne wurde, daß sie ihn ja gar nicht liebe, im Sturmgebraus auf das wilde Meer hinaus, um nie wieder zu kommen. Sigrid umarmt nun ruhig ihren reuigen Grafen. Eine zweite problematische Frauengestalt, die Baronesse Ebba, hatte in diesem das Eifersuchtsfeuer eigentlich erst angefacht. Sie trägt mindestens vier Seelen in ihrer Brust: erst haßt sie Sigrid, weil sie einstens den Grafen selbst geliebt hat, dann liebt sie Sigrid, weil diese ihr erzählt, daß sie einstens den Arvid geliebt, dann verleumdet sie Sigrid bei dem Grafen, obgleich sie kurz vorher noch geschworen hat, diesen nicht in seinem Glücke zu stören, und schließlich rettet sie Sigrid, weil sie dieselbe zum Schlusse wieder lieben muß. Dieses Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Liebe und Haß, zwischen Verbrechen und Reue wirkt deshalb störend und peinigend, weil es in die Rolle des Gegenspielers fällt; der Verfasser hat hierin einen dramatischen Hauptfehler begangen. Eine Nebenfigur, das alte Fräulein Leontine von Vegatorp, ist die einzige Gestalt des Drama's, welche gut und sicher gezeichnet ist. Durch das Spiel der Frau Seebach, welche diese alte Jungfer, die alle dramatischen Aufregungen immer nur dem Einflusse der Seeluft zuschreibt, darstellte, trat sie in den erfreulichsten Gegensatz zu der Unruhe der anderen Rollen. Lobend hervorheben müssen wir auch noch die gute, oft kräftige und reiche Sprache des Verfassers, welche das Stück, trotz seines gänzlich verfehlten Aufbaues, vollständig auf das Niveau des Schauspielhauses erhob.

Dem Drama folgte ein einactiger Scherz von Julius Rosen: „Mamas Augen," mit der guten, befreienden Wirkung des Satirspiels nach der Tragödie. Ein Backfisch soll sich mit einem etwas angejahrten Professor verloben, und freut sich riesig auf den feierlichen Act, weil sie durch ihn ja „die erste Braut in der ganzen Klasse" wird. Durch den Besuch ihres Cousins, eines frischen und forschen Seekadetten, wird sie sich aber auf einmal des sonderbaren Abstandes ihres zukünftigen Bräutigams von dem Ideal einer jugendlichen Erscheinung bewußt, der Herr Professor sieht auf einmal „so ganz anders aus", und sie entdeckt, daß sie ihn bisher nur mit den Augen ihrer Mama angeschaut hat. Zum Glück wird auch der Professor noch rasch inne, daß auch er die Kleine nur mit diesen Augen ihrer Mama gesehen, er verbessert rasch sein Urtheil und verlobt sich mit der Mutter statt der Tochter. Die letztere segnet das Paar: Kinder, seid glücklich!

Auch im Wallnertheater herrschte in der vorigen Woche wieder einmal große Heiterkeit. Der angeblich nach dem Französischen gearbeitete, in der That aber gewiß bloß in französischem Sinne geschaffene Schwank von Laufs: „Ein toller Einfall" hat den glücklichsten Einfall zur Grundlage: ein Student, der die große Wohnung seines Onkels während dessen Sommerreise hüten soll, vermiethet, um sich aus der Geldklemme zu retten, die einzelnen Zimmer als Chambregarnis. Die lustigste Gesellschaft kommt hierdurch zusammen: ein hypernervöser Musiker und Componist, ein verschuldeter Geck, der immer auf der Flucht vor seinen Gläubigern ist, eine Operettensängerin und ein altes Ehepaar aus der Provinz mit obligatem Töchterlein. Mit der letzteren verlobt sich schließlich der Student, dessen altes Factotum der drolligste spiritus familiaris für die verschiedenartigen Hausbewohner ist. Eine Fülle von guten Einfällen hat der Verfasser über das Zusammenleben seiner buntgewürfelten Gesellschaft ausgegossen; immer neue drollige Beziehungen und komische Verwirrungen weiß er zu schaffen und so lustig und leicht fliegt eine Scene nach der anderen über die Bühne, daß wir schließlich ganz vergessen, wie flüchtig die einzelnen und skizzirt sind. Denn nie wird die Komik der rasend rasch sich folgenden Einfälle bis zur Neige ausgeschöpft, sondern immer löst Neues das kaum angedeutete und entwickelte Vorhergehende ab. Diese sich abhetzende Lustigkeit beweist die erstaunliche Geschicklichkeit des Autors. Möchte derselbe mit seinem Reichthum an guten Einfällen nur auch etwas mehr Selbstzucht verbinden und wirklich dramatische, komische Höhepunkte schaffen, die jetzt gänzlich fehlen. Dem Spiel im Wallnertheater gebührt auch diesmal die vollste Anerkennung. O. B.

Neue Operetten.

Die Lorbeeren von Neßler's „Trompeter von Säkkingen" lassen gewissen Leuten keine Ruhe. Seit dort die Scheffel'schen Liedereinlagen einem mittelmäßigen Libretto und einer noch viel mittelmäßigeren Musik zu einem großen Erfolge verholfen, glaubten unsere Componisten und ihre Textverfertiger, daß es nach diesem bewährten Muster vollauf genüge, wenn man nur ein allbeliebtes Epos, Drama oder einen Roman sammt dazu gehörigen Liedereinlagen des nämlichen Dichters musikalisch-dramatisch verarbeite. Dadurch kam ein gewisser literargeschichtlicher Zug in unsere Operettenstoffe. Man durchstöberte unsere epischen, lyrischen und Romanschätze und wählte was populär oder halbwegs bekannt geworden war. So bekamen wir nach einander mehrere Kleist'sche „Käthchen von Heilbronn" zu hören, von denen keines das echte war, Julius Wolff'sche Dichtungen und Lieder, Kinkel's „Otto der Schütz," Roquette's Waldmeisters Brautfahrt, Simon Dach's Aennchen von Tharau," u. A.; auch Redwitz' Amaranth, Eichendorff's Taugenichts mit den dazu gehörigen Liedern werden gewiß nicht ausbleiben. Neulich kam sogar Friedrich Bodenstedt im Costüm der Operette, natürlich persisch vermummt, und seine lächelnde Lebensweisheit tönt nun in gesungenen Sprüchen und Liedern von der Rampe der Operettenbühne herab.

Literarhistorisch anempfunden ist auch der Stoff einer jüngsten Novität des Walhalla-Theaters, welche sich eine Volksoper nennt. Warum? Einmal weil Wittmann und Millöcker ihr neuestes Werk: „Die sieben Schwaben" eine „Volksoper" nennen und dann weil es sich um den Helden eines Volksromans handelt, der allerdings im 17. Jahrhundert sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Nebenbei gesagt, wird demnächst auch Johannes Strauß mit einem „Simplicius Simplicissimus" herausrücken. Der Stoff liegt also in der Luft. „Der Jäger von Soest", Text von Leopold Winternitz, Musik von Capellmeister C. A. Raida, entnimmt der „ausführlichen Lebensbeschreibung des seltzamen Vaganten" eigentlich sehr wenig, fast nicht mehr, als nur den Namen des Helden und die Local- und Zeitfarbe. Der Jäger von Soest des Originals ist ja ein wüster Marodeur, der sechs Bräute auf einmal hatte, ein Saufbruder und Wegelagerer der schlimmsten Art, während er hier ungeheuer gesittet und civilisirt auftritt. Auch seine tollen Abenteuer waren schwer zu verwenden, bloß daß wir auch hier mitten in die Wirren des dreißigjährigen Krieges versetzt werden. Simplicius liebt die Tochter des Bürgermeisters von Oeynhausen, das schwedisch gesinnt ist. Das Mägdelein mit ihrer Base wird von den Kaiserlichen gefangen genommen, aber da reiche Freier aus Köln eingetroffen sind, so werden die schönen Gefangenen gegen Lösegeld wieder ausgeliefert. Simplicius steckt sich in die Kleidung eines solchen Freiers, und der zukünftige Schwiegervater ist auch richtig schon von ihm umgarnt und gewonnen, als eine eifersüchtige Zigeunerin — die schon bei Grimmelshausen spukt — die Schweden herbeiführt und Simplicius gefangen nehmen läßt. Im dritten Act verkleiden sich wiederum die beiden Mädchen und befreien ihre Liebhaber, und Alles löst sich in jenes plötzliche Wohlgefallen auf, das für die Operettenmenschen so bezeichnend ist, aber nur in den seltensten Fällen sich auch auf das Publikum überträgt.

Trotzdem diese „Volksoper" eine treffliche Darstellung und einen verdächtig überschwänglichen Beifall fand, glauben wir doch nicht an deren Langlebigkeit. Die Musik steht hoch über dem Text, der nicht lustig und unterhaltend genug ist, und hat einige sehr wirksame Nummern, wie das Lied der Barbara, das Marsch-Sextett im letzten Act, den Simplicius-Marsch, den Liebeswalzer. Vor Allem fehlt ihr das Moment der Volksthümlichkeit, der einfachen, leicht in's Ohr fallenden Melodie, und der ehrsame Schultheiß von Renchen, wenn er sich unter die Zuschauer mischen dürfte, würde gewiß ob diesen seltsamen „Contrafacturen" den Kopf schütteln und statt eines Urtheils etwa auf die gereimte Capitelüberschrift in seinem 3. Buche verweisen, allwo zu lesen steht:

„Simplex, der Jäger von Soest, schafft ab
Einen, der sich vor den Jäger ausgab."

Während die deutsche Operette in der volksthümlichen Oper eine Verjüngung sucht, bewegt sich die englische noch ganz im Fahrwasser der burlesken Parodie eines Hervé und Offenbach, wobei die prickelnde Laune der Franzosen durch den derberen englischen Volkshumor ersetzt wird. Seit A. Sullivan's „Mikado" haben wir nach einander auch die übrigen Tonschöpfungen des englischen Meisters kennen gelernt, aber weder „Patience", noch „Die goldene Legende" fanden Anklang. Auch die jetzt in Kroll's Theater durch die Englische Opern-Gesellschaft Mr. d'Oyly Carte aufgeführte Burleske: „Ihrer Majestät Schiff Pinafore", Text von W. S. Gilbert, ein Jahr älter als der „Mikado", wird bei uns schwerlich die unbegreifliche Popularität des Letzteren gewinnen. Der Text ist ebenfalls eine Satire, diesmal gilt es aber nicht asiatischen Volkssitten oder literarischen Auswüchsen, sondern den englischen Marineverhältnissen, welche unserem Publikum doch nur wenig geläufig sind. So fanden denn auch die gesungenen und gesprochenen Scherze dieser dem „Punsch" entnommenen Figuren im Zuschauerraum keine rechte Resonnanz. Wie ferne liegt uns der Spott auf die britische Flottenverwaltung, die Caricatur der Seelöwen von jenseit des Kanals! Sir Joseph Porter und der Matrose Dick, obgleich die einzigen nicht schemenhaften Personen des Stücks, sind uns gerade so uninteressant, wie der legendäre Schweizer Admiral in „Pariser Leben". Die Partitur enthält manche ansprechende Nummer, wie den Londoner Gassenhauer: „Ich bin der Captän der Pinafore", die Arie Josephinens, das von komischen Einfällen erfüllte Terzett, aber im Grunde fließt der melodische Strom ziemlich sparsam, und nur die sorgfältige und zuweilen geistreiche Instrumentirung verdient volles Lob. Die Darstellung ließ zu wünschen übrig, obgleich Miß Cockburn und die drei Komiker alle Minen springen ließen. Die englische Operettenmode, welche in erster Linie der glänzenden Ausstattung des „Mikado", dem Reize des Neuen und der Gunst unserer Englisch studirenden „höheren Töchter" ihr Dasein verdankte, scheint bereits wieder vorüber.

Zum Schlusse sei noch die halbwegs hierher gehörige Novität des Wallnertheaters erwähnt: „Mizekado oder ein Tag in Pititu", parodistischer-musikalischer Scherz in einem Act von Otto Ewald, Musik von Franz Baier, eine Travestie des „Mikado". Für solche Scherze hat die Kritik das stereotype Stichwort: „wenig Witz und viel Behagen" in Bereitschaft, aber es wäre doch Unrecht, es hier anzuwenden. Das unmöglich Scheinende, die japanische Parodie des Sir Sullivan noch zu überparodiren, ist hier doch gelungen, und da der Witz den Vorzug der

Digitized by Google

Kürze hat, so mag er uns flüchtig zum Lachen reizen. Um so eher, als dem Text wie der Musik der originelle Einfall zu Grunde liegt, die Motive aus dem „Mikado" mit deutschen Volksliedern und Gassenhauern zu verweben, was mit dem englisch-deutschen Sprachgemengsel der Darsteller sehr ergötzlich zusammenklingt. K.

Notizen.

Die Weihnachtsliteratur beginnt bereits auf unserem Redactionstisch ihre bunten und schmucken Bände, deren Gewand allein schon an das nahende Fest der Freude gemahnt, aufzuthürmen, und zwar ist der diesjährige Segen ein so über die Maßen reichlicher und, wenigstens was die Quantität anbelangt, erstaunlicher, daß wir uns in die Unmöglichkeit versetzt sehen, alle Erscheinungen, zumal auf dem Gebiete der Kinderbücher, hier zu registriren. Wir müssen uns also darauf beschränken, nur die hervorragendsten und erfreulichsten Novitäten an dieser Stelle zu erwähnen, was ja auch im Interesse unserer Leser liegt, für den nur das Beste gut genug sein soll. Auf diese Weise beschweren wir unsere Bücherschau nicht mit dem Ballast jener werthlosen Eintagsfliegen, die einzig dem Erwerbssinn der Verleger und Autoren Ehre machen, aber sonst keinem anderen Bedürfnisse entsprechen. Der Leser kann wenigstens versichert sein, daß die hier von uns empfohlenen Schriften wirklich der Empfehlung werth sind und daß sie die Spitzen der heurigen Weihnachtsliteratur bezeichnen.

Unter den Kinderbüchern nimmt der „Thierstruwwelpeter" von Jul. Lohmeyer (Breslau, C. T. Wiskott) eine erste Stelle ein. Es ist zwar nicht, wie der Titel vermuthen ließe, eine zusammenhängende gereimte Geschichte, nach dem weltberühmten Muster in die drollige Thierwelt übertragen, sondern nur eine bunte Sammlung lustiger zoolyrischer Schwänke, von dem sinnigen Kinderdichter verfaßt. Von künstlerischem Werth sind zumal die fein ausgeführten Aquarellen von Fedor Flinzer, dem geist- und gemüthvollen Thiercaricaturisten. Letzterer hat übrigens gleichzeitig im nämlichen Verlage „Ein kleines Skizzenbuch" herausgegeben, worin seine Kunst der zeichnenden Momentauffassung des Komischen im Thiere auf ihrer Höhe erscheint. Es sind nur flüchtige Croquis, aber von einer Feinheit der Wiedergabe und einer verblüffend richtigen Beobachtung, wie sie bisher nur die Augenblicksphotographie erreicht hat, obendrein aber immer humorvoll und liebenswürdig. Das originelle Heft sei allen Thierfreunden in erster Linie empfohlen.

Aus dem neuen Verlage von Ambr. Abel in Leipzig heben wir „Victor Blüthgen's Märchenquell" heraus, eine Sammlung der schönsten Märchen aller Völker, das Beste von Andersen, Grimm, Hauff, Musäus u. A., sowie hübsche farbige und Holzschnittillustrationen enthaltend; ferner die Ausführung des originellen Einfalles, der Jugend in angenehm unterhaltender Weise Geographie beizubringen: „Mit Ränzel und Stab. Eine Pensions- und Reisegeschichte von Frida Schanz." Alles Wissenswerthe über die europäischen Staaten ist hier in frischer Erzählung niedergelegt, und dem Anschauungsunterrichte dienen dabei die zwölf großen Buntdruckbilder, welche auf einem Blatt eine kleine Karte, Wappen, Briefmarken, ein Costümbild und charakteristische Vignetten von Stadt und Land des betreffenden Reiches wiedergeben.

Einem eigenartigen Einfalle verdankt auch E. Rumpf's Instructionsbuch des Infanteristen für Kinder (Stuttgart, Krabbe) seine Entstehung. Das Soldatenspiel unserer Kinder soll hinfür mehr militärischen Geist athmen, so daß auch der vorübergehende Feldwebel seine Freude daran haben kann. Die Ausrüstungsstücke des Infanteristen, seine Ausbildung mit und ohne Gewehr, die Abzeichen, die verschiedenen Exercitien werden hier getreu nach dem Reglement in Wort und Bild gelehrt, wobei die vorkommenden Uniformstücke auf allen Anzügen getragen werden können. Kurz, unser kleines Volk in Waffen wird auf diese Weise Manches spielend lernen, was es später in Königs Rock wohl brauchen kann. „Oft liegt ein hoher Sinn im kind'schen Spiele."

Daß die „Neuen Märchen und Fabeln" von F. H. O. Weddigen (München, Callwey) schon in dritter Auflage erscheinen, macht eine Empfehlung unsererseits überflüssig. Diese Kindergeschichten sind durch und durch originell, feinfühlig und von C. Gehrts hübsch illustrirt.

Allgemeines historisches Portraitwerk. Dichter und Schriftsteller. Nach Auswahl von Woldemar v. Seidlitz. 151 Blatt mit biographischen Daten von H. A. Lier. (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedr. Bruckmann.) — Dieses Prachtwerk nimmt unter den diesjährigen Weihnachtsnovitäten unstreitig die hervorragendste Stelle ein, und wir könnten den öffentlichen Geschmack nur beglückwünschen, wenn an die Stelle der geistlosen Bilderbücher und aufdringlich „illustrirten" Classiker, die auf unseren Salon- und Wartezimmertischchen herumliegen, diese herrlichen Bildnißwerke treten würden, welche dem Auge und dem sinnenden Geiste einen doch viel höheren Genuß und wahrhafte Belehrung bereiten. Die ganze Sammlung soll über 600 Portraits der berühmtesten Personen aller Völker vom 14. Jahrhundert bis in die neueste Zeit enthalten; zwei Bände Fürsten, Päpste, Staatsmänner und Feldherren sind schon vollständig; uns liegt heute der eben complet gewordene dritte Band vor, der die berühmtesten Schriftsteller aller Nationen enthält. Wir werden da an ein altes Portraitwerk erinnert, dem der Ruhm gebührt, das am Schönsten ausgestattete deutsche Buch des letzten Jahrhunderts zu sein, die große Winterthurer Ausgabe der „Physiognomik". Auch dort ist eine reiche Auswahl historischer Portraits, freilich nicht zu künstlerischen Zwecken, sondern um die vermeintlich wissenschaftlichen Schrullen Lavaters zu stützen, aber wie kindlich und wenig zuverlässig sind oft diese Abschriften nach der Natur oder mehr oder minder berühmten Originalen, obgleich bedeutende Künstler wie Lips, Schellenberg, Chodowiecki mitarbeiteten. Es gehörte die ganze confuse Schwärmerei des Züricher Pfarrers dazu, um uns diesen dürftigen Umrißzeichnungen ein physiognomisches System zu ziehen. Und nun denke man sich Lavater's Freude, wenn sein Material von der Güte des vorliegenden Werkes gewesen wäre, dessen einzelne Blätter jeder physiognomischen Eigenart liebevoll nachspüren, jeden Zug, jeden Ausdruck haarscharf wiedergeben, nach den besten authentischen Originalen angefertigt sind und in ihrer fast coloristischen Wirkung wie Gemälde nach dem Leben gemahnen! Es sind ganz außerordentliche Leistungen der Phototypie, von einer Schärfe und Zuverlässigkeit, die Staunen erregen muß und einen wahren Triumph der photographischen Kunst bezeichnet. Wo das Blatt aber einmal nicht auf der Höhe steht, da ist es gewiß nicht die Schuld unserer vervielfältigenden Kunst, sondern die des unzulänglichen Originals, doch sind solche Fälle selten, denn W. v. Seidlitz hat bei seiner Auswahl stets auch Rücksichten auf die malerische Schönheit genommen und nur dort, wo kein anderes Portrait existirt, der Betreffende aber vertreten sein mußte, auch das minder Wirkungsvolle ausgewählt. In Folge dessen wohnt dieser Sammlung ein geradezu documentarischer Werth bei, der uns nach all' den Phantasieportraits, an die uns die illustrirten Classiker-Ausgaben gewöhnt haben, doppelt wohlthuend berührt. Eine angenehme Ueberraschung bietet dies Werk dem deutschen Beschauer noch in anderer Hinsicht. Es ist ein Abriß und Musterbuch der deutschen Portraitirkunst und zeigt fast in allen Epochen ein so reich entwickeltes Vermögen der künstlerischen Naturauffassung, der fein nachfühlenden oder mit genialischer Treffsicherheit waltenden Charakteristik, daß die 68 deutschen Bildnisse sich neben den sparsam ausgewählten englischen und französischen Portraits, von denen jedes ein Meisterwerk ist, sehr wohl sehen lassen dürfen. Wer also in diesen Gesichtern mehr nach dem geistigen Ausdruck späht und gewissermaßen auf Lavater's Spuren wandelt, findet hier ebensowohl seine Befriedigung, wie der culturgeschichtliche oder rein künstlerische Absichten Verfolgende. Zuerst sehen wir da die kernigen Holzschnitte von Burgkmaier, Stimmer, Dürer, die gewiß alle die größte Naturtreue erreichten; die Bildnisse der gelehrten Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts flößen uns in ihrem theatralischen Faltenwurfe schon weniger Vertrauen ein, zumal der prachtvoll drapirte Opitz von Boberfeld oder Gottsched inmitten seiner Bücherei. Die vollendete Künstlerschaft, an deren Naturtreue wir glauben, zeigen Freudenberger's Haller, Lips' Hamann und Lavater und vor Allem der classische Portraitmaler unserer Classiker: Anton Graff. Sein Nicolai, Lessing, Wieland, Gellert, vor Allem aber der Geist und Feuer sprühende alte Bodmer sind unvergleichliche Musterstücke der Portaitirkunst. Unzulängliche Verewiger ihres äußeren Menschen fanden dagegen die Sänger der Musenalmanache, billige Arbeit, schlechtes Papier, nur der peinlich exacte Chodowiecki macht eine Ausnahme, und wir sagen uns vor seinem Basedow und dem überm Todtenkopf melancholisch lächelnden Hölty: Ja, so müssen sie ausgesehen haben! Von Geßner hätten wir lieber eine Wiedergabe des Graff'schen Oelgemäldes gesehen, als die von St. Aubin's übrigens virtuosem Pariser Stich; Tischbein's Herder, Schröder's Campe, Lampi's Stolberg und Schöner's prächtig individualisirter Pestalozzi bezeichnen die Spitzen der Bildnißkunst. Von Goethe und Schiller sind je zwei Blätter da. Statt der annehmen Radirung des jungen Dichters hätten wir das ausdrucksvolle Kupfer der „Physiognomischen Fragmente" vorgezogen; um so schöner ist der englische Stich nach dem Gemälde des Londoners Dawe, der uns den Minister und Naturforscher, ganz Excellenz, zeigt. Die arg verzeichnete „Räuber"-Scene unter dem jungen Schiller von Kirschner vermag in uns kein Vertrauen zu der Treue des Portraits zu wecken, um so mehr dafür der bekannte Steinla'sche Dichter des „Tell". Erwähnenswerth sind des Kupferstechers Bolt Randeinfälle zu Schröder's Iffland, die den großen Menschendarsteller in drei Rollen skizziren, der behäbige Seume und Rückert im altdeutschen Rock von Schnorr von Carolsfeld, die geistvolle Lithographie des Vater Arndt, Grimm's Radirung von Brentano mit dem unruhigen Hintergrunde, desselben prächtiges Blatt des jungen Heine im Profil, das gediegene Bildniß Immermann's nach Lessing, Robert Reinick's nicht minder schönes Portrait Chamisso's, Speckter's schlichte Bleistiftzeichnung des Buchhändlers Perthes und der fast zu schöne Arnim nach einer anonymen Lithographie. Bei dem einzigen Bilde, das wir von H. v. Kleist besitzen, ist ein Irrthum zu verzeichnen. Die knabenhaften Züge des damaligen Verfassers der „Familie Schroffenstein" sind nicht nach dem Originalbilde, das verweigert wurde, sondern eine Copie der zuerst von Kürschner's National-Literatur gebrachten Reproduction einer sehr fein ausgeführten Miniatüre von J. F. A. Krüger; also ist die Angabe: „anonyme Zeichnung" hier irrig. Viel Schönes bieten auch die außerdeutschen Dichterköpfe. Die glänzenden Bertue'schen Stiche von Ben Johnson, Fletcher, Beaumont, Swift, der Mezzotintostich Cousins: Shakespeare, das bekannte Bild mit den Hemdbändern, Richardson's Steele, Vanloo's Pope, Reynold's Sterne und Gibbon, Raeburn's Scott, Westall's Byron (in einer Höhle), und ihnen schließen sich ebenbürtig die Franzosen an: Mignard's Molière, Edelinck's Pascal, Vanloo's Diderot und Helvetius, Cochin's Beaumarchais, Belliard's Chateaubriand und Lamennais und unseres G. F. Schmidt Abbé Prevost, Verfasser der Manon Lescaut. Weniger imponirend als wir erwartet treten die spanischen und niederländischen Maler und Stecher auf; unter den Italienern finden wir Giotto's seraphischen Dante aus dem Florentiner Barghello, einen pathetischen Alfieri nach Fabre, und Turchi's bekannten Leopardi auf dem Todtenbette. Auch hier haben wir überall die

Digitized by Google

echt beglaubigten Originale und womöglich die der besten Meister. Besonderen Genuß schöpft man aber aus der Betrachtung dieser Conterfeis, wenn wir noch von dem biographischen Texte, meist aus der Feder Lier's, Kenntniß nehmen, welcher in knapper Form alles Wesentliche erschöpft und gute Charakteristiken bietet. Wenn bei den ferneren Serien die Entstehungszeit der Originalbilder, soweit sie noch festzustellen sind, jedesmal angegeben würde, so käme der Herausgeber einem gewiß da und dort lebhaft gefühlten Bedürfnisse nach. Kurz, diese reichen Schätze sind, unter welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachten mag, unerschöpfliche Spender geistiger und künstlerischer Anregung. Bleiben die folgenden Bände auf der Höhe der vorliegenden, so ist da ein monumentales historisches Bildnißwerk geboten, das weder in unserer noch in der Literatur anderer Völker seinesgleichen findet. Wir empfehlen es unseren Lesern auf das Wärmste.

Die gleiche Kunst, welche dieses phototypische Prachtwerk in der Wiedergabe der menschlichen Züge zeigt, eignet auch einem anderen verwandten Werke des nämlichen Verlages, das soeben zu erscheinen beginnt: Franz Lenbach's Zeitgenössische Bildnisse, 40 Heliogravüren von Dr. E. Albert. Es wird hier eine Auswahl der hervorragendsten Portraits des berühmten Meisters geboten, die uns nicht nur durch ihren hohen künstlerischen Werth, sondern auch durch das Interesse an den Dargestellten fesseln. Den höchsten fürstlichen und hervorragendsten staatsmännischen Persönlichkeiten sollen sich Männer der Wissenschaft und Kunst anschließen, sowie eine Anzahl schöner Frauenbildnisse. Die uns vorgelegten ersten vier Blätter enthalten eine Widergabe des berühmten Kaiser-Portraits (im Lehnstuhle, die Hände in einander gelegt, das Gesicht de face), Graf Moltke, die Linke auf der Landkarte, den ernsten Künstlerkopf von Wilhelm Busch, wahre Meisterblätter der Albertotypie, welche die Tiefe und Leuchtkraft der in Oel gemalten Originale mit unvergleichlicher Treue und Sicherheit wiedergeben. Besonders auf dem vom Maler wohl nicht ganz vollendeten Portrait des Humoristen kann man jeden Pinselstrich und Farbenklecks verfolgen. Als Probe der Reproduction von Pastellen ist das pikante Bild der Prinzessin M. beigelegt, dessen ganzer Duft und weicher Reiz vorzüglich getroffen ist. Die späteren Blätter dieser hochbedeutsamen Publication, auf die wir später zurückkommen, sollen u. A. enthalten die Porträts der Kronprinzlichen Familie, Papst Leo XIII., Gladstone und Döllinger, mehrere Bismarckstudien, Liszt, Wagner, Heyse, die italienische Tragödin Duse-Checchi, Comtesse Moltke, die nunmehrige Gemahlin des Meisters, und eine Reihe interessanter und schöner Frauenköpfe und Portraitstudien. Die vornehme Veröffentlichung wird bald in keinem reichen Hause, keinem Sammler- und Künstlerheim fehlen dürfen.

Auf welcher Höhe unsere Technik der Photographie, der Photogravüre und des Lichtdruckes steht, beweist vor Allem der unvergleichliche Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin, welcher soeben einen Illustrirten Katalog in neuer Auflage erscheinen läßt, bedeutend übersichtlicher als die früheren und nicht minder reich ausgestattet. Es ist gleichsam ein illustrirtes Repertorium der in- und ausländischen Kunst aller Zeiten und Völker und weist Wiedergaben der berühmtesten classischen, wie der neuesten Kunstwerke auf. Hier finden wir in allen Formaten für Sammler und Liebhaber die Reproductionen auch der besten Bilder unserer letzten Ausstellungen, sowie fertig zusammengestellte Albums, von den wir nur die Collectionen von Richter, Becker, Amberg, Knaus, Vautier, Grützner, sowie die Jagd- und Sportalbums hervorheben. Wir können die meisterhaften Blätter des berühmten Verlages allen Kunstfreunden für die kommende Geschenkszeit warm empfehlen.

Inserate.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Expl. in **Orig.-Einbänden:**

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. ℳ 4.
— Röm. Schlendertage. 6. Aufl. ℳ 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. ℳ 7,50.
Allmers-v. Dörnberg, Bilder a. d. Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk ℳ 9, in Pracht-Mappe ℳ 15.
Appell, Werther u. seine Zeit. 3. Aufl. ℳ 6.
Bulthaupt, Dramaturgie. 2. Aufl. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. ℳ 6. ** Shakespeare. ℳ 6.
Burns, Dichtungen. Deutsch von **A. Laun.** 3. Aufl. ℳ 3.
Croon-Mayer, Liederborn. 2. Aufl. ℳ 4.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. Aufl. ℳ 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Afl. ℳ 5.
— Winternächte. Gedichte. 3. Aufl. ℳ 5.
— Die Hexe. Trauersp. 5. Aufl. ℳ 3.
— V. Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Afl. ℳ 3.
Frater Hilarius, Maipred. 6. Aufl. Einl. v. **L. Steub.** ℳ 2,25.
Girndt, O., Ein Morgentraum. Dichtung. ℳ 2.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. ℳ 6,50.
Lantzius-Beninga, Junker Occo Ten Brook. Dichtung. ℳ 2.
Löhn-Siegel, V. Oldenburger Hoftheater zum Dresdner. ℳ 4.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte. 3 Afl. ℳ 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3 Afl. ℳ 3.
— Balladen u. Bilder. 3. Aufl. ℳ 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. 3. Afl. ℳ 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Afl. ℳ 2.
Poppe, Zwischen Ems und Weser. Land und Leute. ℳ 7.
Rittershaus, E., Buch d. Leidensch. 3. Aufl. Prachtausg. ℳ 3.
— Aus den Sommertagen. Mit Portrait d. Dichters v. L. Knaus. 2. Aufl. Prachtausgabe. ℳ 5.
Spaeth, Samenkörner der Wahrheit. 32 Predigten. ℳ 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4. Aufl. ℳ 18.
— Oberitalien. 2 Thle. 3. Aufl. ℳ 7,50.
Stern, Ad., Wanderbuch. 2. verm. Aufl. ℳ 4.
Wettering, A. d. Kunstwelt d. Alterth. Dicht. m. 8 Lichtdr.-Bildern. 2. Aufl. ℳ 3.
Wöbcken, Am Wege. Christl. Sprüche. ℳ 1,50.
Volksbote. Volkskal. 51. Jahrg. reich illustr. 50 ₰.
Geschenklitterat.-Verzeichn. gratis.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchh. **Oldenburg.**

Antiquar.-Cataloge.

Soeben erschienen und werden auf Verlangen gratis und franco zugesandt:
Cat. 143. **Deutsche Literatur von 1750 bis jetzt. Literaturgeschichte.**
Cat. 144. **Auswahl werthvoller alter Holzschnitt- und Kupferwerke.**

Im Druck:
Cat. 145. **Class. Philologie u. Archaeologie.**
Cat. 146. **Französische Geschichte u. Kunst.**

Frankfurt a/M., Römerberg 3.
K. Th. Völcker.

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix Dahn: Was ist die Liebe? Erzählung. 88 S. 12.

In Originalband geb. ℳ 3.—.

In dieser kleinen Erzählung, welche vielfach an „Sind Götter?" gemahnt, wird eine große Frage mit einfachsten Mitteln behandelt. Der Verfasser gedachte dabei des Ausspruchs von Karl Lehrs (über den gewaltigen, strengen Ernst der Venus von Melos), daß es „um die Liebe eine todes-ernste Sache ist".

Sensationelle Roman-Novität.

In der Loge „Archimedes zum flammenden Stern".

Roman
nach den hinterlassenen Papieren
eines Freimaurers
von
E. von Naundorf.

Preis geheftet (verschlossen) 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von **F. W. Steffens** in Leipzig.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur ihres Verlages liefert gratis u. franco
Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlg.

Cotta'sche sehr elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben.
Schiller's sämmtliche Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 7.—
Goethe's Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 6.—
Lessing's Werke. 3 Bände. Gebunden ℳ 5.—
Uhland's Gedichte und Dramen. Gebunden ℳ 5.—
Dieselben. Hochelegante **Jubiläums-Ausgabe.** Gebunden ℳ 7.—
Illustrirter **Weihnachtskatalog** gratis und franko.

J. G. Cotta in **Stuttgart.**

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scharnhorst.

Von
Max Lehmann.

Zweiter Theil. (Schluß.) **Seit dem Tilsiter Frieden.**

gr. 8. Preis: ℳ 12. — In Leinwand gebunden: ℳ 13. 50.

Preis des vollständigen Werkes:
2 Bände gr. 8. geheftet: ℳ 22. — In 2 Bände gebunden: ℳ 25. —

Digitized by Google

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Kunsthistorische Bilderbogen

1. **Schulausgabe:** 104 Seiten gr. 4. mit 489 Abbildungen. Geb. in Halblwd. M. 3,60; dazu: *Einführung in die Kunstgeschichte* von **R. Graul.** 112 S. geb. M. 1,40.
2. **Handausgabe:** 1. Altertum, geb. M. 3,50. — Mittelalter, geb. M. 3,50. — 3. Neuzeit: Italien, geb. M. 4,—. — 4. Neuzeit: Der Norden, geb. M. 4,—. (Zusammen 167 Tafeln, qu. Folio, roh. M. 11,—, geb. plano in Halbfr. M. 16,—.)
   Dazu: *Grundzüge der Kunstgeschichte,* von **Anton Springer.** I. Altertum, geb. M. 1,35. (II.—IV. erscheinen 1888.)
3. **Gesamtausgabe:** 2 Bände mit 246 Tafeln qu. Folio und Textbuch von **Anton Springer.** 2. Aufl. brosch. M. 23,50; geb. 2 Bände und Textbuch M. 31,50. (Ohne Textbuch M. 20,50; geb. M. 27,50.)
   Dazu 3 Supplemente:
   - I. **Supplement:** *Das 19. Jahrhundert* (2. Aufl. 82 Tafeln qu. Folio) mit Textbuch von **Anton Springer.** brosch. M. 8,—, geb. M. 12,—.
   - II. **Supplement:** (Altertum, Mittelalter, Neuzeit) 60 Tafeln und 5 Farbendrucke qu. Folio. M. 8.—; geb. M. 10,60.
   - III. **Supplement:** (Altertum, Mittelalter, Neuzeit) 84 Tafeln qu. Folio, darunter 8 Farbendrucke. M. 12,—; geb. M. 15,—.

Ausführliche **Prospecte** gratis und franko.

Die Münchener Malerschule

in ihrer Entwickelung seit 1871. Von Dr. **Adolf Rosenberg.** Mit vielen Porträts und anderen Textillustrationen und 23 Kupferlichtdrucken und Radirungen. 1887. gr. 4. br. M. 18,—.

Ausgabe I. mit Kupfern auf chines. Papier mit Goldschnitt geb. M. 27,—.
Ausgabe II. mit Kupfern auf weissem Papier und glattem Schnitt M. 20,—.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.
Soeben erschien:

Morell Mackenzie.

Singen und Sprechen.

Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane.
Deutsch von Dr. J. Michael.
Mit Bildnis des Verfassers und 19 Abbildungen.
Gebunden ℳ 6.—.

Soeben erschien:

Haus-Gymnastik

für

Gesunde und Kranke.

Eine Anweisung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie krankhafte Zustände zu beseitigen.

Herausgegeben von

E. Angerstein und **G. Eckler**
Dr. med. Stabsarzt a. D. Oberlehrer a. d. Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt.
Stadt. Oberturnwart.

Mit vielen Holzschnitten.

Preis gebunden M. 3.—.

Berlin SW. Th. Chr. Fr. Enslin
Wilhelmstr. Nr. 122. (Richard Schoetz)
Verlagsbuchhandlung.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschienen und sind in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes vorrätig:

Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montgelas (1799—1817). Im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von Max Freiherrn von Freyberg-Eisenberg. Oktav. XVI u. 574 S. Eleg. brosch. ℳ 10. — Eleg. geb. ℳ 12. —

Eicken, Dr. Heinrich von, **Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung.** Oktav. XVI u. 822 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Simonsfeld, Dr. Henry, **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Mit Unterstützung der historischen Kommission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zwei Bände. Oktav. XXXVIII u. 888 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 20.—

— „ — **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Eine historische Skizze. (Geschichtlicher Teil aus dem II. Band vorstehenden Werkes.) XI und 201 S. Eleg. brosch. ℳ 6.—

Specht, Franz Anton, **Gastmahle und Trinkgelage bei den Deutschen** von den ältesten Zeiten bis ins neunte Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. kl. Oktav. 61 S. Eleg. brosch. ℳ 1.20.

Günthert, Julius Ernst von, **Gedichte.** kl. Oktav. IV u. 173 S. Eleg. brosch. ℳ 2,25. Eleg. geb. ℳ 3.—

Schack, Adolf Friedrich Graf von, **Aus zwei Welten.** Erzählungen und Bilder. kl. Oktav. IV u. 433 S. Eleg. brosch. ℳ 4.— Eleg. geb. ℳ 5.—

Schack, Adolf Friedrich Graf von, **Walpurga. Der Johanniter.** Zwei Trauerspiele. kl. Oktav. 195 S. Eleg. brosch. ℳ 2.25. Eleg. geb. ℳ 3.—

Roscher, Wilhelm, **Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes.** Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XII u. 864 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. Georg Schanz. Vierter Jahrgang. II. Band. Oktav. VIII u. 619 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Dehio, G., u. **Bezold,** G. v., **Die kirchliche Baukunst des Abendlandes.** Historisch und systematisch dargestellt. 2. Lieferung. 10 Bogen Text mit einem kartonnierten Atlas in Folio von 39 Tafeln. ℳ 20.—

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Jesus von Nazareth.

Ein dichterischer Entwurf aus dem Jahre 1848
von
Richard Wagner.

100 S. Lex.-8. Preis ℳ 4.—; fein geb. ℳ 5.50.

Im Jahre 1848, als der 35jährige Künstler unter den Stürmen einer politischen Revolution für seine ideale Reformation der Kunst nur von einer tief-seelischen „Revolution" des Rein-Menschlichen etwas zu erhoffen glaubte, hatte er dieser letzteren ein dramatisches Symbol in einem „Jesus von Nazareth" zu schaffen gesucht. Der Entwurf hierzu ist also durchaus selbständiger Art und ohne Zusammenhang mit der um 30 Jahre späteren Dichtung des christlichen Erlösungswunders: Parsifal. Der ziemlich ausgeführten Skizze eines (recitirten) Dramas von der Lebens- und Leidensgeschichte Jesus' schliesst sich eine Darstellung seiner Lehre an, aufgefasst unter dem damaligen Gesichtspunkte des Dichters und unterstützt durch eine Sammlung evangelischer Bibelstellen, welche den Reden des Heilandes zu Grunde gelegt werden sollten.

Hierzu eine Beilage von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 10. December 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Präsidentenwechsel in Frankreich. — Zur gesetzlichen Regelung des Vogelschutzes. Von Karl Ruß. — **Literatur und Kunst:** Theodor Mommsen und Heinrich von Sybel. Von Bruno Gebhardt. — Sir Morell Mackenzie's neuestes Werk. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — Eine neue Entthronung Shakespeare's. Von C. A. Honthumb. — **Feuilleton:** Ein weißer Indianerhäuptling. Von Bret Harte. Aus dem Englischen von Frank Siller. — **Aus der Hauptstadt:** Concerte. Von Heinrich Ehrlich. Notizen. — Inserate.

Der Präsidentenwechsel in Frankreich.

Es ist ein auch für den unbetheiligten Zuschauer diesseits der blauweißrothen Grenzpfähle aufregendes Schauspiel, welches die gegenwärtigen und zukünftigen Machthaber Frankreichs und ihr Anhang — auch den Pariser Pöbel nicht zu vergessen — in den letzten Wochen da vor uns aufgeführt haben, ein tragikomisches Schauspiel, ein Intriguenstück oder besser noch eine Posse. Ja, eine Posse war dieser Präsidenten-Rummel, und die tragikomischen Scenen gliedern sich von selbst in Tableaux und Bilder, frei nach Aristoteles oder besser ganz und gar nach Aristophanes.

Der erste Act schon hub wie eine vielversprechende Farce an. „Der Ordensschacher" können wir ihn betiteln. Ein paar alte Megären von nicht mehr zweifelhafter Vergangenheit rühmen sich ihrer hochreichenden Verbindungen, um ehrgeizigen Narren den einzigen Orden Frankreichs, das rothe Bändchen oder die Rosette der Ehrenlegion zu verschaffen — natürlich gegen das nöthige Kleingeld. Besitzen diese Weiber thatsächlichen Einfluß? Gewiß, und das ist der Humor davon. Ihr Vertrauter ist einmal der General Caffarel, der in den traurigsten Verhältnissen, im steten Kampfe gegen die Manichäer lebt und deshalb auf einen Nebenverdienst angewiesen ist. Zweiter Mittelsmann: General d'Andlau, der auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Aber es sind noch andere Compromittirte da. Zum Beispiel der ehemalige Kriegsminister Thibaudin, der freilich sein Ehrenwort gibt, daß er jene Ordensschacherinnen kaum kenne, allein sein Ehrenwort hat offenbar nicht mehr Werth, als jenes, das er als Kriegsgefangener bei uns gegeben und gebrochen hat, denn es finden sich hinterher zärtliche Briefe vor, welche in Anbetracht der alten und häßlichen Adressatin um so widerlicher berühren. Natürlich spielt auch General Schönbart, der säbelrasselnde Boulanger, eine Rolle. Da er weiß, daß ihm direct nichts Gravirendes nachgewiesen werden kann, so tritt er, um die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sich, den edlen Verbannten von Clermont-Ferrand, zu lenken, so despectirlich gegen seinen Vorgesetzten, den Kriegsminister, auf, daß ihm dieser eine starke Arreststrafe dictirt. Mit diesem Knalleffect kann der erste Act getrost enden.

Der zweite Act bringt eine neue dramatis persona auf die Bühne: Monsieur le gendre, der Schwiegersohn des Präsidenten der Republik. Auch er ist arg blosgestellt, wie es sich immer mehr zeigt. Es wird sogar im Besitze der Dame Limousin ein Päckchen höchst merkwürdiger Briefe aufgefunden und zu den Acten gelegt, die vernichtend für ihn sein sollen. Die unsaubersten Machenschaften von Daniel Wilson treten nach und nach ans Tageslicht. Er hat seine Stellung als Schwiegersohn des Staatschefs mißbraucht. Erst politisch, dann ökonomisch. Aber was sagt man nicht Alles! . . . Thatsache ist nur das Eine, daß er nun auch in den Limousin-Caffarel-Scandal verwickelt ist, denn seine Briefe sind ja da als Beweise seiner Schuld. Wo? Changez-passez, fort sind sie, oder vielmehr die vorliegenden sind nicht die echten mehr. Dieselbe Schrift, anscheinend dieselbe Nummerirung des Gerichtspräsidenten, aber doch ganz andere Schriftstücke, denn alle verfänglichen Stellen sind weggelassen. In offener Gerichtssitzung constatirt es der Vertheidiger der Limousin, und ein sachverständiger Zeuge bestätigt, daß das Wasserzeichen in dem Papier von jüngerem Ursprung als das Datum der Briefe ist. Wer ist der Thäter? Die Polizei sagt aus, daß sie die Briefe für einige Tage ins Elisée geschickt hatte. Dort wohnt auch der Schwiegervater des Compromittirten, der Präsident der Republik. Wenn er mitschuldig wäre?! — Tableau! wie die Franzosen sagen, und der Vorhang kann abermals mit jener Schnelligkeit fallen, die glückliche Dramatiker vorzuschreiben pflegen, wenn sie einen geschickten Actschluß gefunden zu haben glauben.

Der dritte Act sollte den Titel führen: Der Präsident der Republik. Der brave alte Grévy begeht zuerst einen verhängnißvollen Fehler. Das Abgeordnetenhaus hat beschlossen, eine parlamentarische Enquête-Commission zur Untersuchung des Falls Wilson niederzusetzen. Grévy hat nun Unrecht, darob böse zu werden. Statt der Gerechtigkeit ruhig ihren Lauf zu lassen, welche die Unschuld Wilsons, von der er fest überzeugt ist, wohl herausfinden wird, erklärt er das Votum der Kammer für einen gegen ihn geführten Schlag und nimmt den Schwiegersohn in Schutz. Die Minister nehmen ihre Entlassung. Vergeblich sieht sich Grévy nach einem neuen Ministerium um. Er läßt erst seine bisherigen Freunde rufen, vor Allem den getreuen Freycinet, dann seine Feinde, die Radicalen, sogar Clémenceau, gegen dessen Ministerschaft er sich als guter Patriot seit neun Jahren gewehrt, und wie aus einem Munde ertönt ihm der Rath: „Die Krise ist keine ministerielle, sondern präsidentielle — Sie müssen abtreten." Vergeblich sträubt er sich eine Weile. Man hört sogar von großen Entschlüssen und Plänen. Er will die Kammer auflösen, neue Wahlen ausschreiben, und die Verfassung gestattet es ihm ja. Und zu diesem Widerstand ermuthigen ihn nicht nur die Nachrichten aus der Provinz, sondern auch ein gewisser Umschlag zu seinen Gunsten, der in nächster Nähe zu constatiren ist. Er zieht also seine halb schon gegebene Demission wieder zurück. Auch dieser Effect ist ein ganz bewährter Actschluß.

Viertes Bild: Der Pöbel. Die Meldung des Minister-

Digitized by Google

präsidenten, daß Grévy seinen Entschluß geändert, ruft in der Kammer eine allgemeine Bewegung hervor. Man beschließt fast einstimmig — seltenes Schauspiel! — die Sitzung einige Stunden zu unterbrechen, um die versprochene Botschaft zu erwarten. Der Präsident soll inzwischen durch die Minister von der ihm ungünstigen Stimmung der Kammer verständigt werden. Unterdessen sammelt sich eine drohende Menge vor dem Abgeordnetenhause. Handgemenge, Stein- und Sandwürfe, Püffe mit dem Todtschläger, Verwundungen, Verhaftungen. Die Republikanische Garde sprengt einher und säubert den Platz. Zum erstenmale seit dem Bestande der gegenwärtigen Republik sieht man die Kammer militärisch besetzt und scharf bewacht. Um 4 Uhr wird die Sitzung in dem von der Menge belagerten Hause wieder eröffnet. Noch keine Botschaft vom Präsidenten. Die Sitzung wird bis 6 Uhr vertagt. Unter großer Bewegung verlassen die Abgeordneten den Saal. Alles ist empört über Grévy's Widerstand. Im gleichzeitig tagenden Senat ruft sogar jemand in den Lärm hinein: „Grévy soll in Anklagezustand versetzt werden!" Und draußen am „Eintrachtsplatze" wächst die Menge. Sie johlt und singt, denn diese Posse ist mit Gesang und hat ihre Couplets. „Partira — partira pas!" gröhlen sie im Tact und stimmen das Spottlied an: „Ah quel malheur d'avoir un gendre!" Wenn jetzt Boulanger sich zeigte, so würden sie auch „En r'venant de la revue!" anstimmen. Jedenfalls wissen sie noch immer nicht recht, was sie wollen. „Nieder mit Grévy!" „Hoch Grévy!" „Nieder mit Ferry!" „Es lebe Boulanger!" Rochefort, der sich wie ein General unter den Seinigen bewegt, wird mit Beifall empfangen, aber auch Pfiffe sind zu vernehmen. Da taucht neben der tollen Petroleuse Louise Michel der nicht minder verrückte Paul Deroulède auf, der Präsident der Patriotenbündler. Er wird nun gleich sagen, was die Menge von der Sache zu denken hat, denn er kommt aus der Kammer, wo er sich Kraft eines selbst ertheilten Mandats eingedrängt hatte und natürlich hinausgewiesen worden war. Er hält also eine Rede für Grévy und Boulanger und Rußland und gegen seinen Popanz Ferry, den „Bedienten Bismarcks!" Da haben wir die Ueberraschung! Den Radicalen, allen voran dem unseligen Rochefort, die doch in der Beschimpfung Grévy's das Höchste geleistet und im Bunde mit den Monarchisten seinen Sturz herbeigeführt, ist es plötzlich bange geworden, weil sie fürchten, der verhaßte, energische Ferry möchte Grévy's Nachfolger werden. Doch nach 6 Uhr wird die Sitzung wieder eröffnet. Der Präsident ist angesichts der Haltung der Kammer entschlossen zu demissioniren. Die Menge ist kaum noch zu bändigen. Deroulède schäumt vor Wuth. Die Polizei schreitet wieder scharf ein. Deroulède wird verhaftet, und keine Hand rührt sich für ihn. Louise Michel fällt in Ohnmacht. Der Vorhang fällt ebenfalls.

Gern möchten wir dem gestürzten Grévy noch ein freundlich Wort nachrufen, denn er war ein guter, tactvoller, streng constitutioneller Präsident und ein Hüter des europäischen Friedens. Es sei ihm unvergessen, daß er den Radicalismus stets von der Regierung ferngehalten und in den jüngsten Grenzconflicten allezeit zur Ruhe und Besonnenheit gemahnt hat. Er überschritt seine Vollmachten nie und übte doch im Stillen einen wohlthätigen mäßigenden Einfluß aus. Die Monarchisten und Conservativen können ihm freilich zwei Maßregeln nicht verzeihen: den Klostersturm und die Verbannung der Prätendenten. Was ihm aber sämmtliche Parteien am wenigsten vergeben, seine größte Schuld, ist, daß er schon im 9. Jahr seinen Posten bekleidet, und in Frankreich kann das der Zehnte nicht vertragen. Nun aber seinen Sturz! Hier hat Grévy gefehlt, ist seinem Ansehen und seiner Würde entschieden untreu geworden. Sein erstes Zögern hatte einen guten Grund; er wollte keine überstürzte Demission, die seinen Verdiensten nicht entsprochen und auch nur unlautere Elemente obenauf gebracht hätte. Alles sollte in Ordnung und Ruhe gehen. Nachdem er aber einmal seine Entlassung zugesagt, durfte er sie nicht wieder zurücknehmen, zumal nicht in Folge der radicalen Schwenkung zu seinen Gunsten. Ein Grévy kann unmöglich ein Präsident von Rochefort's Gnaden sein. Da gab es kein Zögern mehr. Er mußte fort, wenn er nicht der Mitschuldige von Deroulède und Genossen werden wollte, die auch bei dieser Gelegenheit Frankreich von der Straße aus regieren wollten.

Aber die böse Krisis ist doch noch unerhofft günstig vorübergegangen. Der fünfte Act hat eben stattgefunden. Am folgenden Tag, es ist der zweite December — ein ominöses Datum in der Geschichte Frankreichs! — liest der Kammerpräsident Floquet dem tiefstes Schweigen beobachtenden Hause die endliche Demissions-Botschaft des Präsidenten vor, worauf der Congreß für den folgenden Tag einberufen wird. Dort im alten Theatersaal zu Versailles vereinigen sich Deputirtenkammer und Senat, um die höchste Beamtenstelle neu zu besetzen. Und abermals geschieht in dieser an Ueberraschungen reichen Posse gerade das Unerwartetste. Sadi Carnot wird mit 616 von 833 abgegebenen Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt. So schließt denn diese Komödie der Irrungen vorläufig mit dem überraschendsten Effecte, den man sich denken kann, aber durchaus nicht unwürdig ab. Denn die getroffene Wahl ist gar nicht schlecht. Freycinet, der Freund oder Ferry, der Feind der Radicalen hätte als Präsident die Ordnung der Dinge wahrscheinlich noch mehr gefährdet, jener durch zu große Milde und Nachgiebigkeit, dieser durch seine Schroffheit und Schneidigkeit. Im einen wie im anderen Falle wäre die Krise nur verlängert worden und vielleicht gar der Bürgerkrieg gefolgt.

Und nun wer ist Sadi Carnot? Ein Enkel des großen Revolutionsgenerals, der „den Sieg organisirte", fünfzig Jahre alt, seines Zeichens Ingenieur, nach einander zweimal Minister der öffentlichen Arbeiten und Finanzminister, ein streng rechtlicher, reich begüterter Gemäßigtliberaler. Den Congreßmitgliedern empfahl er sich noch durch zwei andere Vorzüge. Lange Jahre intimer Freund Ehren-Wilsons, hatte er sich zur Zeit seiner Ministerschaft plötzlich von diesem losgesagt, und obendrein war er in der Sportelnangelegenheit Dreyfuß der einzige von vier Finanzministern gewesen, der jede Begünstigung jenes Industriellen abgelehnt hatte. Ein Staatsbeamter mit reinen Händen. Eine in Frankreich offenbar so seltene Erscheinung durfte allerdings mit der Präsidentenwürde der Republik belohnt werden!

Wird nun unter dem neuen Staatsoberhaupte die tolle politische Posse ein Ende haben? Manches hängt von der Person des Präsidenten ab, doch hat ihm die Verfassung im Grunde ein so kleines Maß von Autorität beschert, daß er den oft citirten Staatskarren schwerlich allein aus dem Sumpfe ziehen wird. Sicher ist, wie die Dinge heute stehen, in Frankreich auf eine dauerhafte Regierung nicht zu rechnen. Der Haß der republikanischen Parteien unter und gegeneinander macht jedes feste republikanische Regiment unmöglich. Freilich ist ohne eine große auswärtige Verwicklung, einen Krieg, auch die Monarchie nicht möglich, so rührig die Orleanisten sein mögen. Ihre ganze, eigentlich blos negative, im Trüben fischende Haltung bei dem Präsidentenwechsel beweist, daß sie selbst einsehen, daß vorderhand wenig für sie zu holen ist. Ganz trostlos steht es augenscheinlich um den Bonapartismus, wie denn auch Prinz Napoleon sich begnügt hat, seinen Anhängern zu empfehlen, vorläufig die Sache der Republik zu unterstützen, um die Chancen der Orleanisten nicht zu vermehren. Für uns aber ist eine schwache, durch den Streit der Parteien zerklüftete Republik immer besser, als eine französische Monarchie, die zur Hebung ihres Glanzes und ihrer Festigkeit vor Allem auf auswärtige gloire bedacht sein müßte. Die Allianzunfähigkeit des stets revoltirenden Frankreich mit dem autokratischen Rußland wird nachgerade auch unser östlicher Nachbar einsehen. Wenn hüben wie drüben diese Erkenntniß durchbricht, dann ist die unwürdige Posse der Caffarel, Boulanger, Wilson, Grévy und Genossen wahrlich nicht umsonst aufgeführt worden.

Digitized by Google

Zur gesetzlichen Regelung des Vogelschutzes.

Von Karl Ruß.

Ein Vogelschutzgesetz, oder richtiger gesagt, ein Gesetz zum Schutz nützlicher und angenehmer Vögel, haben wir in Preußen noch nicht, viel weniger ist ein solches für das ganze deutsche Reich oder gar als eine internationale Vereinbarung zum Schutz nützlicher Vögel erreicht worden. An dem ernstlichen Streben, dasselbe zu ermöglichen, hat es nicht gefehlt, denn die Angelegenheit ist bekanntlich bereits mehrmals in den gesetzgebenden Versammlungen und zwar im preußischen Landtage sowohl, als auch im deutschen Reichstag, zur Verhandlung gekommen. Zwei deutsche Länder, Sachsen und Württemberg, erfreuen sich sogar schon einer bezüglichen Gesetzgebung, die Schweiz hat ein sehr strenges, fast übertrieben hartes Vogelschutzgesetz (zusammen mit dem Jagdgesetz) neuerdings erhalten, und zwischen dem Kaiserreich Oesterreich-Ungarn und dem Königreich Italien besteht seit dem Jahre 1875 eine Vereinbarung — d. h. leider nur auf dem Papier — zum Schutz der Vögel.

Wenn wir trotzdem zur vollen gesetzlichen Regelung der Vogelschutzfrage noch immer nicht gelangen konnten, ja, wenn die Verhandlungen des von fast allen Kulturstaaten beschickten und von den hervorragendsten Vogelkundigen aus aller Welt her besuchten Ornithologencongresses in Wien im Jahre 1884 buchstäblich im Sande verliefen, so muß dies doch offenbar in ganz absonderlichen Verhältnissen begründet gelegen haben. In der That sehen wir, daß solche bei allen erwähnten Vogelschutzbestrebungen obwalteten, und daß die doch zweifellos ganz naheliegende Ermöglichung einer internationalen Vereinbarung zum Schutz der Vögel lediglich an Dingen scheiterte —, welche ich, wenn ich in ungeschminkter Wahrheit sprechen darf oder vielmehr muß, als derartig zu bezeichnen habe, daß sie dem Menschenherzen wahrlich keine Ehre machen.

Auf dem Ornithologencongreß in Wien hatten die Verhandlungen zunächst anscheinend einen sehr guten Verlauf. Daß etwas geschehen müsse, sah Jedermann ein, denn um deswillen waren wir ja Alle aus der ganzen Welt (selbst Japan war vertreten) hier zusammengekommen. Auch was wir erreichen könnten, lag ziemlich klar vor uns. Zwar hatte das einberufende Comité in seiner liebenswürdigen wienerischen Harmlosigkeit gar keinen bestimmten Plan für die Verhandlungen entworfen, aber diesem Mangel wurde noch rechtzeitig dadurch abgeholfen, daß ich in der Wiener „Neuen Freien Presse" eine Uebersicht der Sachlage gab und eine Reihe bestimmter Punkte aufstellte. Diese letzteren machten denn auch im Wesentlichen der „Ornithologische Verein" von Wien zu den seinigen.

Aber sehr bald stellte es sich heraus, daß trotz aller frohen Hoffnungen die Erreichung eines internationalen Vogelschutzgesetzes doch bis auf Weiteres geradezu unmöglich sei. Die als erster Grundsatz zu betrachtende Anforderung: Singvögel (nützliche kleine Vögel überhaupt) dürfen fernerhin nicht mehr für den Nahrungsgebrauch gefangen werden und jeder derartige Massenfang ist zu unterdrücken, war von vornherein gar nicht zu erlangen. Offenbar mit voller Berechtigung erhoben die Südländer, und zwar nicht allein die Vertreter von Italien und Südfrankreich, sondern mit ihnen sogar die Holländer u. A., entschiedenen Widerspruch mit dem Hinweis, das wir, die Nordländer, gar kein Recht dazu hätten, die Unterdrückung des Vogelfanges im Süden, wo die kleinen Vögel doch Volksnahrungsmittel seien, zu verlangen, so lange auch bei uns Singvögel (Drosseln und Lerchen), noch dazu lediglich zur Befriedigung bloßer Leckerei, massenhaft gefangen werden dürften. Daran nun scheiterte Alles. Anstatt des ersten und wichtigsten Grundsatzes: kein Fang von Singvögeln mehr zum Verspeisen, wurde nur eine einzige schwächliche oder vielmehr nichtssagende Bestimmung für eine zeitweise Schonung der Vögel während der Brutzeit erreicht.

Glücklicherweise ist der Ornithologencongreß jedoch nicht völlig ergebnißlos verlaufen. Es wurde die Begründung internationaler Beobachtungsstationen der Vögel über die ganze bewohnte Erde beschlossen — und wer es zu ermessen weiß, wie viele nur zu sehr bedeutsame Lücken unsere Kenntniß des Vogellebens und selbst der Lebensweise, Ernährung u. a. der uns am allernächsten umgebenden Vögel immer noch aufzuweisen hat, wird den Werth dieser Errungenschaft nicht unterschätzen. An der Spitze des „Internationalen Comité für Beobachtungsstationen der Vögel" (unter dem Protectorat des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich-Ungarn) stehen die Herren Stabsarzt Dr. Rudolf Blasius in Braunschweig und Regierungsrath Professor Dr. von Hayek in Wien.

Während seitdem alle Versuche, Klarheit in die verworrenen Verhältnisse zu bringen und irgend welche sicheren Grundlagen aufzufinden, auf denen der Aufbau eines internationalen oder nationalen Vogelschutzgesetzes ermöglicht werden könnte, leider durchaus vergeblich sind, ergeben sich die thatsächlich obwaltenden Zustände immer mehr als geradezu unhaltbar. Dies ist eine schwerwiegende Behauptung, für deren Richtigkeit ich nun natürlich den Beweis der Wahrheit antreten muß.

Als Laie in mancherlei politischen, staatsrechtlichen und selbst volkswirthschaftlichen Dingen, würde ich es nicht wagen, mir ein Urtheil anzumaßen, darüber, ob die betreffenden Verhandlungen in den gesetzgebenden Versammlungen in gleicher Weise geführt werden — wie die über den Vogelschutz; in Betreff des letzteren aber muß ich mein höchlichstes Bedauern darüber aussprechen, daß es dabei mancher Redner (sogar Männer von hoher parlamentarischer Bedeutung) offenbar viel mehr auf Erregung von Heiterkeit, als auf die ernst-würdige und sachgemäße Erörterung einer hochwichtigen Angelegenheit abgesehen hatte. Ich kann daher nur dringend wünschen, daß bei einer abermaligen Verhandlung über die Vogelschutzfrage im deutschen Reichstag oder preußischen Landtag ausschließlich die Herren Abgeordneten mitsprechen mögen, welche einerseits der Sache voll und ganz gewachsen sind, und die andererseits deren Ernst und ihre Wichtigkeit nicht unterschätzen.

Eigentlich kann man sich wirklich gar nicht genug darüber wundern, daß die Bedeutung der Vogelschutzfrage allenthalben oder doch nur zu vielfach mit Geringschätzung betrachtet wird. Vielleicht tragen daran die früheren oder sogar heutzutage noch hier und da auftauchenden überschwänglichen, übertreibenden Darstellungen die Schuld. Aber selbst wenn wir von allen Phantastereien durchaus absehen, so wird es doch wohl Niemand bezweifeln können, daß wir ernste Ursache dazu haben, eine beträchtliche Anzahl unserer einheimischen Vögel thatkräftig zu beschützen. Mögen Gegner derartiger Bestrebungen sagen was sie wollen, sie werden es nicht bestreiten und noch weniger widerlegen können, daß folgende Aufstellungen als unumstößlich richtig, bezw. als vollberechtigt, anerkannt werden müssen:

1. Für das Gedeihen unserer Culturen, für Landwirthschaft und Ackerbau im Allgemeinen, Gartenbau und Obstbau im Besonderen, Forstwirthschaft u. a. sind gewisse Vogelarten durchaus unentbehrlich.

2. Diese und alle einheimischen Vögel überhaupt (vielleicht mit wenigen, noch keineswegs sicher festgestellten Arten) gehen immerfort, in Folge unserer Culturverhältnisse, ihrer Verringerung und sogar stellenweisen Ausrottung entgegen.

3. Es würde zweifellos ein nur zu bedeutsamer Schaden für die einheimische Natur sein, den wir sowohl von wirthschaftlichen, als auch ästhetischen Gesichtspunkten aus, schmerzlich empfinden dürften, wenn die Vogelwelt rings um uns her ausgerottet, ja selbst wenn sie erheblich verringert würde.

In Folge des Umstandes, daß trotz aller Anläufe und ernsten Versuche — im deutschen Reichstag fand die Vogelschutzfrage vornehmlich am Fürsten von Hohenlohe-Langenburg einen beredten Anwalt und fast zahllose Vereine für Vogelschutz, Vogelliebhaberei, Thierschutz u. a. haben im Laufe der Jahre Anträge gestellt — die Angelegenheit nicht allein in der Schwebe geblieben, sondern auch gewissermaßen Jedermanns persönlicher Auffassung überlassen war, haben sich nun, wie schon bemerkt,

Digitized by Google

in dieser Beziehung überaus verworrene Anschauungen und auf Grund dieser ebenso seltsame wie üble Verhältnisse herausgebildet.

Der eigentliche Schutz nützlicher Vögel in den meisten deutschen Ländern beruht gegenwärtig auf Polizeiverordnungen — und eben aus der Handhabung dieser ergeben sich die erwähnten, manchmal recht trübseligen Zustände. Während man in der einen Stadt, dem Buchstaben der Polizeiverordnung gemäß, hart und rücksichtslos vorgeht, trägt man in der anderen einsichtsvoll oder doch milde waltend, den bestehenden Verhältnissen Rechnung; und diese mannigfaltig verschieden aufgefaßte und ausgeübte Behandlung der polizeilichen Vogelschutzvorschriften finden wir selbst sehr abweichend von einander an den verschiedenen Orten ein und desselben Landes. Der Vogelfang seitens einsichtsloser Buben oder roher Strolche wird allenthalben und mit Recht unnachsichtlich verfolgt; in Anbetracht dessen aber, daß einerseits ein beschränkter Vogelfang für die Zwecke der Liebhaberei und des Studiums doch ebenso berechtigt, wie thatsächlich ununterdrückbar ist, während er andererseits offenbar gar keinen oder nur verhältnißmäßig geringen Schaden bringt, pflegt die Polizei hier und da vorläufig ein Auge zuzukneifen, indem sie in den Läden der Händler einheimische Vögel, wenn diese nicht in zu großer Anzahl vorhanden sind, übersieht. Anderwärts, selbst in irgend einer anderen preußischen Stadt, geht sie rücksichtslos vor, „confiscirt" nicht allein gefangene Vögel, wo sie solche aufzufinden vermag, sondern überschreitet auch weit ihre Befugniß. Abgesehen davon, daß sogar der Mißgriff vorkommt, daß ein Polizeibeamter fremdländische Vögel, also solche aus anderen Welttheilen, in übereifriger Weise fortnimmt, beschlagnahmt er natürlich auch erst recht die gleichfalls thatsächlich fremden Vögel aus Oesterreich und dem Osten und Süden Europas, welche, wie Sprosser, Blau- und Steindrossel, südeuropäische Grasmücken u. a., mehr oder minder zahlreich zu uns in den Handel kommen. Und dann geschieht das Allerschlimmste; nämlich eine geradezu rechtswidrige Thierquälerei wird seitens der Polizeibeamten darin ausgeübt, daß man die frisch eingefangenen, mit dem Leim behafteten, meistens gar nicht mehr flugfähigen Vögel freiläßt. Selbstverständlich gehen dieselben sodann in der elendesten Weise zu Grunde, werden besten Falls von Fängern oder Liebhabern wieder aufgegriffen und angemessen verpflegt, fallen aber meistens in die Hände kenntnißloser, roher Menschen oder den Katzen und anderen Raubthieren zur Beute.

Im schroffen Gegensatz zu dieser einsichtslos-harten Auffassung und Ausübung polizeilicher Vogelschutzverordnungen — sehen wir sodann in jedem Herbst in den Schaufenstern der Delicatessen- und andere Geschäfte viele Tausende von Singvögeln, Drosseln in allen Arten, Gimpel oder Dompfaffen, Seidenschwänze u. a. als Krammetsvögel hängen und zu anderer Zeit, wenn auch nicht ganz ebenso häufig, die Lerchen.

In der That, mit Beschämung müssen wir es zugestehen, angesichts dieser alljährlichen Vogelmassenmörderei, daß wir wahrlich nicht geringere Barbaren sind, als die Leute in den Ländern am Mittelmeer — und daß es geradezu als ein Hohn auf „gleiches Recht für Alle" erscheint, wenn wir von den Südländern verlangen, sie sollen keine kleinen Vögel mehr fangen und essen. Nun aber trifft uns Nordländer eine noch viel härtere Schuld. Ein wohlunterrichteter Reisender, welcher seit vielen Jahren jeden Winter in Italien verlebt, der Schriftsteller Ludwig Habicht, behauptet mit voller Entschiedenheit, daß gegenwärtig an dem Vogelfang dort hauptsächlich die Fremden und zwar vor allem die Engländer und Deutschen die Schuld tragen. Denn die kleinen Vögel seien dort in Wirklichkeit schon längst kein Volksnahrungsmittel mehr, sondern sie werden in der bei Weitem größten Mehrzahl, ja fast ausschließlich von den Fremden in den Gasthäusern verzehrt. Würden nun, so sagt Habicht weiter, die Deutschen und Engländer und dann auch wohl andere Reisende in den Speisehäusern, namentlich an der Table d'hôte der vornehmsten Hôtels, die kleinen Vögel zurückweisen, so müßte der Vogelmord dort überall ein Ende nehmen oder doch auf's Aeußerste beschränkt werden, und zwar würde sich dies ganz von selbst ergeben.

In den letzten Jahren sehen wir aber noch einen neuen, ganz besonders schimpflichen Vogelmord vor uns — welchen wir gleichfalls größtentheils verschulden. Auf unseren Fluren erwachsene und gemästete Wachteln werden an den südeuropäischen Küsten gegenwärtig noch viel eifriger als früher gefangen und in großen Massen für schweres Geld über Triest nach Deutschland und England ausgeführt. So haben wir z. B. in den Schaufenstern von Berlin alljährlich zahlreiche lebende Wachteln vor uns, welche um der Feinschmeckerei willen in solcher seltsamen Weise von uns zurückgekauft werden. Allerdings gehört die Wachtel zum jagdbaren Federwild und nicht zu den Singvögeln, aber die Thatsache, daß wir sie uns von Italien aus als „Delicatesse" liefern lassen, spricht einerseits nicht für eine umsichtige Wahrung unserer Interessen und andererseits wird dadurch doch eben der rücksichtslose, unheilvolle Vogelfang im Süden in nur zu bedeutsamer Weise gefördert und bestärkt.

Und nun wird uns die Ueberraschung zu Theil, daß dem Bundesrath vom Reichskanzleramt wieder der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend den Schutz von Vögeln" vorgelegt ist, welcher demnächst in den Reichstag gelangen wird. Mit Bedauern muß ich freilich darauf hinweisen, daß dieser Gesetzentwurf ebensowenig wie die vorhergegangenen, den billiger- und zugleich nothwendigerweise zu stellenden Anforderungen entspricht.

Im § 7, letzter Absatz, heißt es: „auch wird der in der bisher üblichen Weise betriebene Krammetsvogelfang durch die Vorschriften dieses Gesetzes nicht berührt." Die erste und hauptsächlichste Bedingung zur Ermöglichung einer internationalen Vereinigung zum Schutz der Vögel fällt damit also, wie oben erörtert, fort.

Ebenso ist nach § 1, letzter Absatz, auch wieder das Einsammeln der Kibitzeier freigegeben. Wer aber weiß, wie viel Unfug an allen möglichen Vogelnestern bei Gelegenheit des Suchens der Kibitzeier von den Bewohnern ganzer Ortschaften verübt wird, muß dringend wünschen, daß dieser Mißbrauch endlich unterdrückt werde. Nur Strandvögel, welche gesellig nisten, keineswegs nützlich, sondern im Gegentheil schädlich sind, deren Brutansiedelungen aber zugleich überwacht, bezw. verpachtet werden können, sollten zur Ausnutzung ihrer Nester bestimmt werden dürfen.

Auch die unselige Bestimmung enthält der Gesetzentwurf von Neuem, daß Nester, welche sich an oder in Gebäuden oder in Hofräumen befinden, vernichtet oder ausgeraubt werden dürfen. Alle jene ebenso nützlichen, wie zutraulichen Vögel: Fliegenschnäpper, Rothschwänzchen, Schwalben, allenfalls Meisen u. a., welche so vertrauensvoll dem Menschen nahen, sind außerordentlich leicht zu vertreiben, bevor sie ihre Nester errichten, Eier legen und Junge erbrüten, so daß eine unverantwortliche Grausamkeit darin liegt, wenn man ausdrücklich in einem Gesetzparagraphen die Berechtigung schaffen will, solche Bruten, wenn sie bereits begonnen sind, zu vernichten. Nebenbei bemerkt, braucht man ja nur die Stellen, an denen Schwalben nisten wollen, mit verdünnter grüner Seife zu bepinseln und selbst der freche Spatz ist durch Flöckchen Baumwolle, die mit Petroleum getränkt sind, überall, wo er eindringen möchte, unschwer fernzuhalten.

Der Gesetzentwurf bringt sodann wiederum die Aufzählung der Fangvorrichtungen und Fangweisen, welche verboten werden sollen, trotzdem die Unzweckmäßigkeit dieses Vorschlages doch bereits genugsam erörtert und nachgewiesen ist. Staunenswerthe Widersprüche und Unklarheiten liegen darin, daß im Absatz a beim Vogelfang nur zur Nachtzeit „Leim, Schlingen, Netze und Waffen" verboten sein sollen, während im Absatz d das Fangen „vermittelst Fallkäfige und Fallkästen, Reusen, großer Schlag- und Zugnetze" überhaupt als strafbar hingestellt ist. Soll nun Vogelfang bei Tage mit Leim, Schlingen, Netze (die doch bei Nachtzeit ohnehin kaum angewandt werden) freigegeben sein, und warum will man denn gerade die harmlosesten Fallkäfige und

Digitized by Google

Fallkästen unterdrücken? In diesen beiden Vorschlägen mangelt es an jeglicher Klarheit.

Noch viel schlimmer ist es, daß das Verzeichniß der Vögel, welche nach dem Gesetzentwurf so fragelos und durchaus schädlich sind, daß für sie keinerlei Schonzeit festgestellt wird oder, richtiger gesagt, daß sie von der allen übrigen Vögeln zugebilligten Schonzeit ausgenommen und also durch die gestattete Vernichtung ihrer Nester und des Erlegens während der Brut der Ausrottung preisgegeben sein sollen — daß dies Verzeichniß ohne Zuziehung wirklicher Sachverständigen aufgestellt ist. Dasselbe führt auf: Tagraubvögel, also nicht allein die unbestreitbar als überaus schädlich bekannten Räuber: Sperber, Habicht, Wanderfalk und die nächsten Verwandten, sondern auch die Raubvögel, über deren Schaden und Nutzen sich denn doch noch streiten läßt, wie Mäusebussard, Thurmfalk und die übrigen kleinen Falken. Obwohl in der beigegebenen „Begründung" ausdrücklich darauf hingewiesen ist, daß bei Aufstellung der Gesetzvorlage, „außer den in erster Linie in Betracht kommenden Gesichtspunkten der Nützlichkeit, auch gewiß die ästhetischen und moralischen Erwägungen, auf denen die im Volksbewußtsein begründeten Bestrebungen nach einer wirksamen Gestaltung des Vogelschutzes zum erheblichen Theile mit beruhen", in's Auge gefaßt worden, hat man ohne Weiteres den Eisvogel, die Kreuzschnäbel, seltsamerweise sogar die drei Arten unserer Wildtauben, sodann die Wasserhühner und die Flußseeschwalbe in dies Ausrottungsverzeichniß mit aufgenommen. Wirklich sachverständige Leute werden hier denn doch wohl bedeutsamen Widerspruch erheben können. Der Eisvogel ist nur dort bemerkenswerth schädlich, wo Edelfische gehegt und gezüchtet werden, an Forellenbächen, irgendwelchen Fischzuchtteichen u. a.; an großen, hier und da von Wald umrahmten Landseen, welche von Weißfischen reich belebt sind, kann er keinerlei bemerkenswerthen Schaden verursachen, während er in seiner Schönheit einen Schmuck der Landschaft bildet. Die Kreuzschnäbel sind in Deutschland nirgends mehr so häufig, daß sie ausgerottet werden müßten, und wenn sie irgendwo herzugewandert kommen, können sie zur geeigneten Zeit von den Forstbeamten bis auf eine entsprechende Anzahl abgeschossen werden. Wie man die Dohle und Saatkrähe ohne Weiteres als so schädlich hinstellen will, daß sie mit in dieser Liste eingereiht werden sollen, erscheint mindestens verwunderlich. Völlig unverständlich ist es nun aber, daß man Ringel-, Hohl- und Turteltaube, die zunächst einen herrlichen Schmuck unserer Waldungen bilden, sodann als geschätztes Wildbret gelten und schließlich fast allenthalben in Deutschland schon sehr verringert, stellenweise sogar ganz fortgeschossen oder durch Niederschlagen der Nistbäume vertrieben sind, gleichfalls der Schonzeit berauben will. Das ist ja geradezu einsichtslos. Sollten denn rührige Waidmänner das werthvolle Wildbret nicht überall dort, wo es auch nur einigermaßen zu zahlreich auftritt, bereitwilligst abschießen?! Die Wasserhühner, so namentlich das schöne Bläßhuhn, sind bereits allenthalben, theils durch Nachstellung, theils durch Entziehung der Niststätten, so verringert, daß sie nur noch an großen, mit Schilf- oder Rohrdickicht umwachsenen Landseen vorkommen. Ihrer Freigebung in der Nistzeit bedarf es zur Vertilgung wahrlich nicht. Weshalb man selbst die allerliebste Flußseeschwalbe auf den Index setzen will, während man die übrigen Arten nicht erwähnt, ist mir unverständlich; sie ist ihrer Hauptnahrung, allerlei Kerbthiere, nach, sicherlich nicht schädlicher, als die anderen, und die Weißfische, welche sie aus den großen Seen holt, können wohl kaum in Betracht kommen. — Alle diese Vögel, die man in keineswegs sachverständiger Weise durch Entziehung der Schonzeit auch während des Nistens der Ausrottung preisgeben will, würden sich von dazu Berechtigten, also den Forst- und Waidmännern, überall dort, wo sie in lästig oder gar bedrohlich werdender Anzahl auftreten, zu gelegener Zeit durch Abschießen entsprechend verringern lassen. Für völlige Ausrottung aber sollte man denn doch bloß solche Vögel in diesem Paragraphen herzählen, welche unbestreitbar als durchaus schädlich gelten dürfen.

Literatur und Kunst.

Theodor Mommsen und Heinrich von Sybel.

Von Bruno Gebhardt.

Am 30. November feierte Mommsen und am 2. December Sybel seinen siebzigsten Geburtstag. Das deutsche Volk hat an diesen Festen lebhaften Antheil genommen in dem Bewußtsein, daß zwei Männern gehuldigt wird, die den Besten ihrer Zeit genug gethan haben.

Mommsen ist in Schleswig-Holstein als Sohn eines Pastors, Sybel in den Rheinlanden als Sohn eines Regierungsrathes geboren. In ihrer geistigen Individualität, in ihrer Lebensthätigkeit sind zweifellos Züge erkennbar, die sich aus ihrer Abstammung erklären lassen. Das Kind der meerumschlungenen Düne besitzt eine kräftige Naturanschauung und eine lebhafte Phantasie, der mühsame Forscherfleiß des Philologen ist ein Erbtheil des Pfarrhauses, in dem wohl von früh auf schon, wie einst in Lessings Vaterhaus, das Buch eine große Rolle spielte. Der Sohn der Rheinlande andererseits erwarb eine gewisse Politesse der Form, wie sie ein unleugbarer Vorzug des Nachbarvolkes ist, und hat sicher schon zeitig einen Blick in politische Verhältnisse gethan und eine Neigung zur Beschäftigung mit denselben gewonnen. Mommsen entstammt dem Lande, das uns einen Niebuhr, einen Dahlmann, einen Waitz geschenkt hat, das in langen und schweren Kämpfen sein Deutschthum aufrecht erhielt; Sybels hochragende nationale Gesinnung mußte stark und kräftig erwachsen in einem Landstrich, wo französische und ultramontane Sympathien in jenen Zeiten häufig genug sich geltend machten. So verschieden die Lebensarbeit beider ist, so ähnlich ist das Ziel, dem sie nachstrebten.

Mommsens ausschließliche Thätigkeit ist dem römischen Alterthum zugewandt.

Seitdem Renaissance und Humanismus das klassische Alterthum wieder in das Bewußtsein der Menschheit gebracht haben, fehlte es in den folgenden Jahrhunderten nicht an Versuchen, die Geschichte des römischen Volkes zu schreiben. Die Methode, nach der man verfuhr, war allerdings sehr einfach: man umschrieb Livius und Tacitus und die anderen römischen Autoren, man ergänzte sie wohl aus Polybius, Plutarch, Dio Cassius, aber an ihrer Autorität hätte Niemand zu rütteln gewagt. So geistreich Montesquieu's Betrachtungen sind, so fleißig Tillemont und Rollin gearbeitet haben, so groß und weitreichend auch der politische Blick Gibbons ist, ihnen allen fehlte die Kritik. Hier setzte allerdings schon, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln, Beaufort ein, aber die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Neugestaltung war erst gegeben, als die gesammte Alterthumskunde durch Friedrich August Wolf in neue Bahnen gelenkt wurde. Barthold Georg Niebuhr übernahm auf dem engeren Gebiete der römischen Geschichte die Führung und stellte den Grundsatz auf „Gedicht und Verfälschung zu scheiden" und „wenigstens mit Wahrscheinlichkeit Zusammenhang und eine glaublichere Erzählung an der Stelle derjenigen zu entdecken, welche er seiner Ueberzeugung aufopfert." Dieses Niebuhr'sche Programm war bahnbrechend für die ganze deutsche Geschichtswissenschaft; weniger der Erfolg des ausgeführten als die Tendenz des aufgestellten. Die Niebuhr'sche Römische Geschichte hat die Grundlagen festgestellt, aber sie ist kein künstlerischer Bau und konnte es nicht sein, weil das Zurichten der einzelnen Steine vor den Augen des Beschauers vor sich gehen mußte, weil die Untersuchung einen breiten und weiten Raum beanspruchte. Diese Entwickelung hatte das Studium der römischen Geschichte durchgemacht, als mehr denn 40 Jahre nach Erscheinen von Niebuhr's erstem Bande Mommsen mit seiner „Römischen Geschichte" hervortrat. Das Staunen über das Werk, Bewunderung und Anfeindung waren über alle Maßen groß. Das charakteristische Moment, das Freund und

Digitized by Google

Feind sofort in die Augen sprang, war die ganz moderne Auffassung des politischen Getriebes in der römischen Welt: darin lag zugleich auch einer der schärfsten Gegensätze zu Niebuhr. Die Parteien stehen sich gegenüber, und wir mitten unter ihnen; wir kämpfen mit, wir siegen und unterliegen mit. Nicht blutlose Schemen wandeln an uns vorüber und sprechen zu uns wie die Geister der Abgeschiedenen mit Odysseus; wirkliche und wahrhaftige Menschen voll großer Gedanken, voll kühnen Wollens und thatkräftigen Handelns, voll stürmender Leidenschaften hat der Geschichtschreiber neu aufleben lassen. Wir vernehmen den lebendigen Pulsschlag einer großen Zeit und sehen das Emporsteigen eines großen Volkes mit unsern eigenen Augen. Nicht etwa mit Hülfe historischer Analogien oder Parallelen aus dem politischen Leben unserer Tage hat Mommsen dies fertig gebracht, sondern durch die Kunst, das Gewesene auferstehen zu lassen und als Seiendes zu behandeln. Aeußerlich hat er manche Terminologie den modernen Verhältnissen entnommen und zweifellos unterstützt dies sein Streben. Es wurde dies ja lebhaft getadelt und seine Schreibweise als „Zeitungsstil" gebrandmarkt, und in der That war es bis dahin noch nicht — wenigstens in Deutschland — vorgekommen, daß der Autor einer römischen Geschichte Göthe'sche Verse als Motti wählte, oder, wir greifen aufs Geradewohl eine Stelle heraus, eine Schilderung von den Consulatswahlen entwarf: „Der Janhagel fing an es als sein Recht zu fordern, daß der künftige Consul in jedem Lumpen von der Gasse das souveräne Volk erkenne und ehre und jeder Bewerber bei seinem „Umgang" (ambitus) jeden einzelnen Stimmgeber beim Namen begrüße und ihm die Hand drücke. Bereitwillig ging die vornehme Welt ein auf diesen entwürdigenden Aemterbettel." Es ist nicht zu leugnen, daß diese modernisirende Art der Geschichtschreibung ihre große Gefahr hat, und wir würden keinem andern rathen, sich ihrer zu bedienen, denn die arge Klippe liegt in der Schwierigkeit, das rechte Maß zu halten und für die Verhältnisse der antiken Welt auch stets den richtig deckenden Begriff moderner Prägung zu finden. Keinem andern, der kein Mommsen ist, denn er durfte und mußte es, weil Kraft und Leben nur so zu erschaffen, weil regste Theilnahme und durchdringendes Verständniß für die alte Zeit seitens des modernen Menschen nur so zu erringen und zu gewinnen war, und vor Allem er konnte es, weil er eine Kenntniß der antiken Denkmäler literarischer und monumentaler, epigraphischer und numismatischer Art besitzt und schon vor 40 Jahren besaß, wie sicher heute und damals kein Zweiter in und außer Deutschland, weil er ein politisches und historisches Verständniß sein eigen nennt, das geradezu genial ist, und weil ihm eine Gewalt der Sprache verliehen ist, eine Kraft der Diction, eine Energie des Ausdrucks, in der er nur einen Nebenbuhler besitzt — Heinrich von Treitschke. Mögen sie auf anderen Gebieten Antipoden sein, auf dem Gebiete der Geschichtschreibung haben sie mancherlei Berührungspunkte: neben den äußeren Eigenschaften der Darstellung auch eine gewisse Leidenschaftlichkeit oder mindestens eine bewußte Stellungnahme in der Beurtheilung historischer Vorgänge und Personen. Nicht wie die Schlosser'sche Schule von kleinbürgerlich-moralischem Standpunkte, sondern unter den großen Gesichtspunkten einer historischen Ethik urtheilen diese, und wenn Mommsen's Römische Geschichte sich vielfach, wie man sich auszudrücken beliebte, zu einer Parteischrift gestaltete, wen kann das wundern? Hat je ein Volk sonst auf Erden aus den kleinsten Anfängen heraus kraft der ihm innewohnenden Anlagen und Fähigkeiten eine solche Höhe erreicht? Hat je ein anderes Volk ein so meisterhaft abgeschlossenes politisches und administratives System ausgebildet und besessen, das den kommenden Jahrhunderten zum Vorbilde diente? Hat je ein Volk in verhältnißmäßig kurzer Zeit soviele politische Capacitäten hervorgebracht? Und für die herrlichste Verkörperung des römischen Volkscharakters und Volksgeistes, für den Größten unter soviel Großen, sollte Mommsen sich nicht begeistern müssen, er, dessen beste Talente gerade für alle diese Vorzüge und Eigenheiten empfänglich waren? Diese Begeisterung für Roms Größe hat ihn den festen Standpunkt für sein Urtheil gegeben, das er mit dem ganzen sittlichen Ernst des Mannes abgibt, der von dem Richteramte des Geschichtsschreibers durchdrungen ist. Die Art Mommsens ist so eine ganz andere als diejenige Ranke's und seines größten Schülers, Heinrich von Sybel. Ranke hat nach zwei Richtungen hin umgestaltend gewirkt: in der Forschung und in der Darstellung. Die Forschung sollte stets an die ursprünglichste Quelle gehen, die kritisch-gesicherte Urkunde ist das beste Material, die Darstellung sollte einfach, leidenschaftslos sein, vor allem das Factum selbst sprechen lassen. „Nackte Wahrheit ohne allen Schmuck; gründliche Erforschung des Einzelnen; das Uebrige Gott befohlen." Nicht etwa, daß Ranke auf ein eigenes Urtheil, auf eine Stellungnahme verzichtet hätte, schon bei der Erwägung der größeren oder geringeren Wichtigkeit und der dadurch bedingten stärkeren oder schwächeren Hervorhebung der Thatsachen ist es nothwendig, aber nur der Verstand soll mitsprechen, nicht das Gefühl, „ohne Enthusiasmus und Willkür, forschend und der Wahrheit die Ehre gebend", soll der Historiker schreiben. Schon aus dem Vorzug, den Ranke dem urkundlichen Material zu Theil werden läßt, ergibt sich als Folge, daß er der Geschichtschreiber der Diplomatie in erster Reihe ist.

In diesen Andeutungen liegen auch schon die Grundzüge der Sybel'schen Historiographie. So zahlreiche Schüler auch Ranke persönlich herangebildet hat, keiner ist so ganz in seine Fußstapfen getreten wie Sybel. In seinen beiden frühesten Arbeiten „Geschichte des ersten Kreuzzuges" (1841) und „Die Entstehung des deutschen Königthums" (1844) erwies er die kritische Schärfe der Untersuchung, wie sie im Ranke'schen Seminar gepflegt wurde, in den „Jahrbüchern der deutschen Geschichte" musterhaft zur Erscheinung kam und in der Schule von Waitz ihre glänzende, für die Geschichte des Mittelalters höchst fruchtbringende Fortsetzung fand. Aber wie Ranke selbst wandte Sybel sich bald der Neuzeit zu und begann seine „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800" (1853—1874). Wenn man von dem längst vergessenen und auch seiner Zeit wenig beachteten Werke von Karl Eduard Arnd absah, gab es in deutscher Sprache nur Wachsmuth's Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter und Dahlmann's Geschichte der französischen Revolution, das erste beschränkt und werthlos, das letztere trefflich als politische Schrift, aber nicht mehr. Es waren also bloß Mignet, Thiers und Louis Blanc, aus denen die europäische Welt ihre Kenntniß der gewaltigen Zeit entnahm. Die drei Franzosen hatten zwar von verschiedenen politischen Standpunkten aus geschrieben, aber darin trafen sie überein, daß sie der Revolution rückhaltlos einen begeisterten Panegyrikus sangen, und daß für sie eben nur Frankreich existirte. Als Sybel ans Werk ging, steckte er sich viel weitere Ziele, nicht die Revolution allein, nicht nur das fürchterliche Drama, das sich in Paris und in den Provinzen abspielte, wollte er schildern, sondern auch die Zustände im übrigen Europa, die Bewegungen, die das Umschwung bereitende Jahr 1789 in den alten Monarchien hervorgerufen hatte, die Stellungnahme der Cabinette, die Coalitionen und die Kriege. Sybel hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, denn getreu der Methode seines Lehrers Ranke wollte er die Geschichte der bewegten Zeit auf urkundlicher Grundlage entwickeln. Nur schwer aber erschlossen sich in jenen Zeiten die Archive, und er war fürs erste gezwungen mit einem beschränkten Material zu arbeiten. Erst nach und nach gewann er reichere Schätze und verwebte sie in seine Darstellung; die späteren Auflagen des großen Lebenswerkes sind im Vergleich zur ersten fast vollständig auf neuer Basis erbaut. Wie unendlich Sybel unsere Kenntniß dieser Zeit gefördert hat, ließe sich nur bei einer Vergleichung mit den oben genannten älteren Werken im Einzelnen aufweisen; und dies nicht allein in Hinsicht auf das Thatsächliche, sondern vielleicht mehr noch durch seine wahrhaft erleuchtete Auffassung. Er erzielt seine beste Wirkung durch die maßvolle, getragene, ruhig-edle Art seiner Darstellung, der es am richtigen Orte durchaus nicht an glänzenden Schlaglichtern und stärkerer Betonung fehlt. Hie und da bricht ein Pathos durch, nicht leidenschaftlich, sondern immer in edlen Grenzen bleibend. Daß er sich sein Urteil gebildet hatte und

Digitized by Google

es nicht verhehlte, beweisen die Angriffe von Hüffer, Herrmann und Vivenot, von Herrn Ono Klopp abgesehen, die einen längeren, gelehrten Streit hervorriefen, der doppelt denkwürdig ist, weil sich in ihm zugleich ein Abglanz der politischen Tagesströmungen jener Zeit zeigte, der Gegensatz zwischen den Gothaern und den Großdeutschen. Mit diesem Werke hatte Sybel sich seine Stellung unter den ersten deutschen Historikern erworben und seinem Volke ein klassisches Geschichtswerk von dauerndem Werthe geschenkt. Wie erschöpfend er gearbeitet hatte, zeigt am besten die verhältnißmäßig geringe Literatur, die über diese Zeit nach seinen Büchern erschienen ist, obwohl es sicherlich an reger Thätigkeit auf allen historischen Gebieten nicht fehlt.

Wenn wir es uns auch gegenüber den beiden gefeierten Historikern versagen mußten, den Werth aller ihrer Arbeiten, ihre Wirksamkeit als Universitätslehrer, ihre politische Thätigkeit zu berühren, so muß wenigstens mit einem Worte der Archivstellung Sybels gedacht werden. Als er am 3. October 1875 im „Deutschen Verein" zu Köln in einer hinreißenden Rede Abschied nahm, sagte er: „Es ist Ihnen wohl schon bekannt, daß ich einem ehrenvollen Rufe nach Berlin gefolgt bin, um dort die Direction unsrer Staats-Archive zu übernehmen. Auch unserm Verein, welcher für patriotische Gesinnung und geistige Freiheit kämpft, wird es nicht ohne Interesse sein, zu vernehmen, daß bei dieser Berufung der Wunsch unserer Staats-Regierung den Ausschlag gegeben hat, unsere Archive, die in früherer Zeit mit pedantischer Aengstlichkeit gesperrt waren, in immer breiterem Maße der wissenschaftlichen Forschung zu eröffnen, und dadurch für die fortschreitende Entwickelung unseres Staates die feste geschichtliche Grundlage auch im Bewußtsein unseres Volkes zu gewinnen. Denn ein Volk, welches nicht weiß, woher es kommt, weiß auch nicht, wohin es geht."

Wenn je war hier der rechte Mann am rechten Platz, und jeder Forscher weiß zu rühmen, wie die Aera Sybel durch die Eröffnung der Archive unserer Kenntniß neuen Stoff mit unbegrenzter Liberalität zugeführt hat.

Wir wiederholen, so verschieden auch die Lebensthätigkeit beider Männer ist, es sind zwei deutsche Professoren, auf die wir stolz sein dürfen, um die man uns beneidet; zwei Männer der Wissenschaft, deren gewaltiges Schaffen den Jüngern als Ideal vorleuchtet; zwei deutsche Patrioten, die an ihrem Theil für die Einheit und Größe ihres Volkes herrlich mitgearbeitet haben, und deren Wirken unvergessen sein wird.

Als Goethe von dem Streite hörte, wer größer sei, Schiller oder er, sagte er: Freuet Euch, daß Ihr zwei solche Kerle habt. Auch Mommsen und Sybel gegenüber wäre eine solche Fragestellung thöricht; freuen wir uns, daß wir sie beide unser nennen, freuen wir uns, daß sie aufrechten Hauptes im hellen Lichte des Tages wandeln und wirken, und wünschen wir ihnen, daß sie, wie sie es in ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit ausführten, auch an Lebenskraft und Lebensdauer dem Beispiel des großen Altmeisters folgen mögen.

Sir Morell Mackenzie's neuestes Werk.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Wenn ein weltberühmter Specialist sich entschließt, die Früchte seiner eingehenden Fachstudien, die Resultate der Beobachtung an einem enormen Krankenmaterial zu Nutz und Frommen des Publikums in Form eines populären Handbuches zu verwerthen, so ist er stets sicher in ärztlichen, wie in Laienkreisen auf dankbarstes Entgegenkommen zu treffen. Ist doch die freudige Erwartung, hier etwas Besonderes, etwas Werthvolles, gediegene Belehrung zu finden, eine hochgespannte. So nahmen auch wir das soeben bei Leopold Voß zu Hamburg in deutscher Uebersetzung von Dr. Michael erschienene Werk Mackenzie's „Singen und Sprechen" mit besonderer Erwartung zur Hand, — um es sehr enttäuscht wieder niederzulegen. Denn gelernt haben wir nur Eines daraus, nämlich wie ein solches Handbuch nicht geschrieben werden soll. Weder Stil, noch Inhalt befriedigen die Ansprüche, welche auch die Laienwelt bei uns an ein Werk aus so berufener Feder zu stellen gewohnt ist. Leser, welche in diesem Buche wirkliche Belehrung suchen, werden dasselbe mit kopfschüttelndem „ich bin so klug als wie zuvor" bei Seite legen; deutsche Leser, die gewohnt sind, daß der deutsche Arzt in Schrift und Wort auch im populären Gewande niemals den sittlichen Ernst des Vertrauensmannes verliert, werden sich durch einen amüsantwitzelnden, oft an's Frivole streifenden, mit gewagten, auf die Lachmuskeln speculirenden Antithesen und Vergleichen brillirenden Stil nicht über den Mangel an wirklichem Inhalt hinwegtäuschen lassen. Gewiß ist es erfreulich, wenn es dem Gelehrten gelingt, in populären Werken den trockenen pedantischen Ton, welchen die Behandlung medicinischer Themata vor dem Forum der Fachcollegen verlangt, möglichst abzustreifen und die dargebotene Belehrung auch in unterhaltender, anmuthiger Form zu bringen. Doch — sunt certi denique fines! So weit darf die Absicht der Unterhaltung nicht gehen, daß ein Handbuch über Dinge der Gesundheitspflege sich stellenweise liest wie ein moderner Roman. Ein Werk aus der autoritativen Feder eines berühmten Arztes darf nicht Phrasen bringen, wie: „Fräulein Hygieia bittet den Herrn Papa Aesculap um den Vortritt", oder „ein tiefer Baß, wie man ihn nur in russischen Kirchen und im großen Raubthierhaus des zoologischen Gartens hört"; es darf nicht Bilder und Ausdrücke aus dem Jargon der Börsenjobber und der Pariser Boulevardbummler entlehnen, wie: „der Sanitätsbeamte steht jetzt über pari", „chic", „pschutt", „à propos de bottes"; es darf nicht in den wichtigsten Capiteln sich mit nichtssagenden Phrasen und belletristischen Aperçus weiterhelfen, wie: „das Singen ist die Poesie der Stimme", „das Gehör ist das Gewissen der Stimme" und sich an „die schöne Leserin", „die reizende Leserin" wenden, Phrasen und Redewendungen, wie wir sie allenfalls in einem populär-medicinischen Artikel des „Bazar" oder der „Modenwelt", aber nicht in dem Handbuch einer medicinischen Autorität zu finden gewohnt sind! Der ganze Stil riecht nach Puder und Patchouli; mit jedem neuen Capitel hofft man endlich aus dieser weichlichen Atmosphäre hervorzutauchen an die freie Luft eines ernsten, männlichen Wortes, — vergebens; der Salon behält sein Recht.

Es scheint übrigens, daß Mackenzie selbst über die Unzulänglichkeit seines Werkes vor der Kritik des deutschen Lesers sich nicht im Unklaren befand, da er in der Vorrede zur deutschen Uebersetzung „um die Nachsicht seines neuen Leserkreises bittet, welcher vielleicht schwerer zufrieden zu stellen sei, als seine Landsleute es in diesem Falle gewesen wären". Ich glaube kaum, daß Mackenzie bei dieser Vermuthung auf großen Widerspruch treffen dürfte, um so mehr, da er ausdrücklich erklärt, er stelle sich in seinem Buche „ausschließlich und einzig auf den ärztlichen, speciell auf den Standpunkt des praktischen Arztes". Diese Betonung des rein fachmännischen Standpunktes, welche in den Schlußbemerkungen noch einmal wiederkehrt, erscheint wirklich sehr nöthig, da man in dem Buche wenig davon merkt. In Deutschland ist man „vom ärztlichen Standpunkt aus" an eine andere Behandlung medicinischer und hygienischer Fragen gewöhnt und überläßt die feuilletonistische Causerie den Feuilletonisten!

Uebrigens thun wir vielleicht dem neuen Ritter unrecht; vielleicht ist sein ärztlicher Standpunkt nicht der unserige. Nun, auch wir wollen ritterlich sein und Sir Morell das Wort zur Darlegung seines ärztlichen Standpunktes lassen. Da sagt er denn auf S. 116 — er plaudert gerade in seiner legeren Manier über die verschiedenen Geheim- und Hausmittel, mit denen Sänger sich bei guter Stimme zu halten glauben —, „die meisten dieser Dinge sind, mit Erlaubniß zu sagen, Schund, aber es wohnt ihnen doch oft eine Kraft inne, mit denen der erfahrene Praktiker rechnen muß. — Daher sind in der ärztlichen Kunst auch diejenigen die besten Berather, welche die Dinge nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein könnten. Der wahrhaft aufgeklärte Arzt ist nicht derjenige, der auf

Digitized by Google

der einsamen Höhe der reinen Wissenschaft stehend, Alles für Blödsinn erklärt, was man nicht auf physikalische Grundsätze zurückführen oder mit Hebeln und Schrauben beweisen kann, sondern derjenige, welcher die Anschauungen der Herren Gevatter Schneider und Handschuhmacher sorgfältig studirt und gerade aus den Schwächen der Menschen Hülfsmittel gewinnt. Ich rathe daher stets den Sängern irgendwelche Dinge, von denen sie glauben, daß sie ihrer Stimme nützlich seien, ruhig weiter zu gebrauchen — —." Nein, Sir Morell Mackenzie, wenn das Ihr Standpunkt, der Standpunkt „eines wahrhaft aufgeklärten Arztes" ist, so wollen wir deutschen Aerzte einstweilen noch auf die englische wahrhafte Aufklärung verzichten und lieber da stehen bleiben, wo wir stehen: auf der Höhe unserer Wissenschaft! Auf die Anschauungen von Gevatter Schneider und Handschuhmacher und deren Studium verzichten wir ebenfalls gerne, wollen auch aus den Schwächen der Menschen keine Hülfsmittel gewinnen. Für uns ist der praktische Arzt etwas Anderes. Er ist der rastlose Kämpfer gegen Aberglaube, gegen überkommene Vorurtheile, altgewohnten Schlendrian; er ist das berufene Organ, durch welches die in den Werken der Hygieneprofessoren begrabenen Lehren der Gesundheitspflege ihren Eingang in das Volk und ihre praktische Bethätigung finden; er hat, mitten im Volke stehend, Belehrung und Aufklärung für die Menge zu predigen, und predigt er auch oft tauben Ohren, kämpft er auch oft umsonst, nun wohl, so hat er doch sein Panier, das strahlende Banner seiner Wissenschaft, nicht in den Staub geworfen! — Gewiß mag es oft zur Erreichung einer lucrativen Praxis in der feinen Welt vortheilhafter und gewinnbringender sein, wenn man geschmeidig und gewandt auf „die Schwächen der Menschen" einzugehen weiß. Der liebenswürdige, immer lächelnde, connivente Arzt, der so feinfühlig heraushört, welches Bad die gnädige Frau gerade dieses Jahr durchaus besuchen muß; der für alle Wünsche Erfüllung, für alle Vorurtheile seiner Patienten statt ernstem Belehren ein liebenswürdiges Gewähren zu finden weiß; der dem Trinker seinen Wein, dem Raucher die geliebte Cigarre bereitwillig fortgestattet; der angenehme, zarte, besorgte Arzt, der in seiner Diagnose und seiner Behandlung stets so harmonisch mit den Wünschen und Hoffnungen der Familie seines Kranken zusammenstimmt — er wird sicherlich viel beliebter sein und es bleiben, wenn der „derbe, ehrliche, deutsche Arzt" (ich citire hier wieder Sir Morell) plump und ungemüthlich auf seiner „fatalen" Diagnose und seinem insipiden „Mangel an Entgegenkommen" verharrt und — bei Seite gedrängt wird! Denn „die Welt ist die Welt und bleibt die Welt, und sag' der Pfaff, was er well", meint der biedere Chronist Derer von Zimmern auf Herrenzimmern und Mößkirch. Aber noch haben wir deutschen Aerzte, Dank unserer humanistischen Vorbildung, uns einen Rest idealer Anschauung hinübergerettet in das praktische Leben, das ohne diesen göttlichen Funken todt ist wie eine ausgebrannte Kohle! Nein, Sir Morell Mackenzie, Ihren Standpunkt, der nach Entkleidung von allem phrasenhaften Beiwerk schließlich auf das herauskommt, was man im ärztlichen Fachjargon „dem Patienten die Zunge ziehen" nennt, diesen Standpunkt theilen wir nicht. Kommen Sie nach Deutschland und lassen Sie sich von dem armen, vielgeplagten deutschen Landarzte den Unterschied zwischen deutschem Idealismus und englischer — Geschäftsroutine erklären! —

In obigem Citat werden dem Leser schon die Ausdrücke „Schund", „Blödsinn" aufgefallen sein. An solchen Perlen des Stils fehlt es nicht; gewürzige Worte, wie „albern", „Unsinn", „haarsträubender Blödsinn" finden sich überall eingestreut gleich Trüffeln in der Pastete. Auch das muß englischer Standpunkt sein; wir lieben solche Kraftausbrüche in wissenschaftlichen Werken nicht. „Mit dem Wissen wächst der Zweifel", sagt Goethe und derartige absprechende Grobheiten erhöhen keineswegs die Glaubwürdigkeit eines Autors. Charakteristisch für englische Anschauungen ist auch das ewige Herbeiholen von Bildern und Analogien aus dem Renn-, Ruder-, ja Boxsport; ferner die Prüderie, mit welcher Syphilis als Krankheitsursache stets verschämt umschrieben wird, z. B. „Alkohol und andere Unregelmäßigkeiten der Lebensweise", „sonstige allgemeine Erkrankungen", u. dergl., oder wenn Abdomen (Bauch) für zarte Ohren mit „Magenraum" übertragen wird, eine Prüderie, die geradezu komisch wirkt, nachdem doch jetzt alle Welt den tiefen Sumpf sittlicher Verkommenheit der englischen Gesellschaft sattsam demonstrirt erhalten hat. Geradezu fatal hingegen berühren uns Aeußerungen, welche, geschmacklos genug gewählt, den dünkelhaften Hochmuth des „in der Wolle sitzenden" Praktikers und seinen geringen Respect vor der ernsten wissenschaftlichen Forschung verrathen. Da wird gewitzelt und gespöttelt zum Vergnügen des Bühnenelegants und der „schönen Leserin"; da werden wichtige Streitfragen aus der Physiologie der Stimmorgane kurzweg „Krakehl der Gelehrten" genannt; die Anatomie kommt noch schlimmer weg und wird für das lachende Boudoirpublikum als „unnützes Gezänke um einzelne Fragen" bezeichnet, wobei „sich das sanfte Gesäusel der gegenseitigen Gelehrtenverhimmelungen in einen Orkan von Verwünschungen verwandelt habe"; Definitionen theoretischer Begriffe sind ihm „metaphysische Haarspaltereien". Und das Alles an dem bischen grünen Holze seines beschränkten, einseitigen Specialfaches! Wie mag es da an dem dürren Holze der allgemeinen ärztlichen Anschauungen aussehen? —

Was nun den Inhalt dieses Werkes von 225 Seiten, welches wir kaum für werthvoll genug erachten können, um die Uebersetzung in's Deutsche und Dänische zu verdienen, das aber in einem Jahre in England schon fünf Auflagen erlebt hat, so will der Verfasser damit „in einfachster Weise allgemeine Regeln über Pflege, Ausbildung und Behandlung der Stimme" geben. Nachdem wir uns durch drei Vorreden durchgearbeitet haben, — eine von Mackenzie zur ersten englischen, eine desgleichen zur deutschen Ausgabe und eine vom Uebersetzer —, in welcher beide Herren gegenseitig so einige Kilogramme Olibanum verbrauchen und der Uebersetzer, ein Hamburger Specialcollege des Verfassers, sich bis zu folgender kosmopolitischer Leistung versteigt: „Ein Engländer hat es hier verstanden, deutsche Gründlichkeit im Gewande französischen Salonstils gewürzt mit Dickens'schem Humor vorzuführen", — nachdem wir uns durch diese gegenseitigen Weihrauchwolken durchgearbeitet haben, finden wir den Stoff eingetheilt in die Hauptabschnitte: Erziehung der Stimme zum Singen und Sprechen, Ausbildung derselben und Pflege der bereits ausgebildeten, nebst zwei Anhängen, specielle Gesundheitslehre für Sänger und eine desgleichen für Redner. Das Thema ist gewiß interessant und anziehend genug und man dürfte von einem Autor, dessen Praxis ein enormes Material beherrscht, berechtigterweise viele neue Beobachtungen und daran angeknüpfte gediegene Belehrung erwarten. Von Seite zu Seite wartet man, daß nun endlich einmal etwas kommen wird, was dem Weltrufe des berühmten Specialisten entspricht und woraus man etwas lernen kann. Was findet man? Unendlich wenig Aerztliches, dagegen eine Masse Detail aus der Singstunde, Coulissenklatsch und Künstleranekdoten. In der Ausbildung spricht er überall dem „laisser faire laisser aller" das Wort, bespöttelt die Hygiene, „den Gesundheitsfanatismus und die Gesundheitstiger", weiß aber zur Kräftigung der Stimme und des Athmungsprocesses auch nichts weiter vorzubringen als allgemeine hygienische Vorschriften, Empfehlung von Bewegen im Freien, Laufen, Rudern, Schwimmen, Ballspiel. — Im Capitel „Mechanismus der Sprache" finden wir als Gipfelpunkt specialistischer Erfahrung: „Ein vollkommener Redner zeigt sich in der vollendeten Aussprache der Buchstaben". Wie neu und instructiv! Da finden wir ferner dunkle Orakelsprüche, wie folgenden: „Provinciale und nationale Verschiedenheiten im Accent beruhen auf leichten physikalischen Unterschieden in der Art und Weise der Ergänzung der verschiedenen Töne, welche in zweiter Linie wieder in gewisser Weise auf kleine ethnologische Verschiedenheiten in der Bildung der Organe zurückzuführen sind". Wer kann daraus etwas lernen? Die Verschiedenheiten beruhen auf Unterschieden und diese wieder in gewisser Weise auf Verschiedenheiten! Hier, in seinem eigensten Fahrwasser, soll der berühmte Specialist etwas Positives

Digitized by Google

liefern, keine Phrasen! Hic Rhodus, hic salta! — Das hochwichtige und interessante Capitel „Fehler der Sprache“ wird auf drei Seiten abgemacht; hier erwartet man, daß auf Kußmaul's classisches Werk über die Sprache und seine epochemachenden Entdeckungen auf diesem Gebiete eingegangen würde; doch kommt der Name Kußmaul in dem ganzen Buche nicht vor. Dagegen citirt der ärztliche Verfasser in seinem „ausschließlich vom ärztlichen Standpunkt“ geschriebenen Werke eine bunte Reihe von Schriftstellern und Dichtern, deren Aussprüchen beweisende Autorität zugemuthet wird. Da ziehen an uns vorüber: Cicero, Emma Seiler, Quintilian, Miß Braddon, Rabelais, Homer, George Sand, Virgil, Gladstone, Basilius der Große, Cardinal Newman, ein Monsieur Goucuenheim (Guggenheim!), sogar „ein berühmter Musiklehrer des Alterthums“, ein p. p. Timotheus, wird citirt! Von diesen „ärztlichen“ Autoritäten läßt sich der Verfasser gelegentlich wunderbare Fälle erzählen, die gewiß auf genauester wissenschaftlicher Beobachtung beruhen. So soll der Sänger Rubini beim Singen eines hohen Tones sich einen Bruch des Schlüsselbeins zugezogen haben! Hiermit soll die Kraft der Stimme bewiesen werden! Wie kann ein Arzt so etwas glauben und in einem medicinischen Werke anführen?! — Ein ander Mal finden wir bei Besprechung des Stimmwechsels und seiner Zeitdauer als „Beweis“ dafür, daß diese Zeitdauer oft eine geringere als allgemein angenommen, die verbürgte Thatsache: „Bei dem Sänger Lablache soll die Stimme an einem Tage sich von hohem Sopran in tiefen Baß verwandelt haben“. Es erscheint unfaßbar, wie Verfasser solche Märchen glauben kann, wenn er auf Seite 29 selbst sagt: „Der Stimmwechsel beruht auf anatomischen Veränderungen: Größenzunahme des Kehlkopfes in allen Dimensionen, Zunahme der Knorpel an Dicke und Festigkeit; der Winkel, den die zwei Platten des Schildknorpels bilden, wird schärfer, die Stimmbänder werden länger und dicker“. Fügen wir noch hinzu, daß die für die Bildung einer tiefen Stimme nöthigen Nebenhöhlen der Nase, die Stirnhöhle u. a. erst zur Zeit des Stimmwechsels ihre normale Größe langsam erreichen und daß überhaupt das Eintreten des Stimmwechsels ein Geschlechtscharakter ist, — wie soll sich das Alles an einem Tage ereignen?! —

In der speciellen Gesundheitslehre für Sänger und Redner suchten wir gespannt nach speciellen Verordnungen und fanden — Gemeinplätze, wie: „die Kleidung muß dem Wetter und der Jahreszeit angemessen sein“; „man halte stets die Füße und beim Verlassen des Theaters die Brust warm und nehme ein Tuch vor den Mund“; „bei Ermüdung der Stimme ist Ruhe die Hauptsache“, und ähnliche Goldkörner der Wissenschaft, gegen deren Richtigkeit wohl wenig einzuwenden sein mag, die aber doch des Reizes, der Neuheit entbehren dürften. Dagegen erfahren wir zu unserer großen Freude, wer in London den besten Respirator fabricirt (Roberts & Co., New Bond Street No. 27) und in welcher Apotheke die besten Bonbons gegen Heiserkeit verkauft werden. Interessant sind, nebenbei gesagt, die ganz originellen Ansichten, welche der Verfasser über die Wirkung derartiger Mittel entwickelt, wenn er sagt: „Die Emollientia (erweichende Mittel, Glycerin ꝛc.) sind für die Stimme, was die Wagenschmiere für die Räder; sie glätten die Oberfläche der Schleimhäute“. So einfach, grob mechanisch ist aber die Wirkung dieser Dinge nicht. Ich gestatte mir, obwohl nicht Specialist, die kleine Correctur, daß diese Medicamente die Schleimhäute chemisch reizen, durch diesen Reiz zur Schleimabsonderung anregen und daß erst auf diesem Wege die Oberfläche schlüpfrig gemacht wird. — Und so könnte man noch manchen Edelstein specialistischer Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit in diesem Handbuche entdecken. „Wer suchen will im wilden Tann, manch schönes Stück noch finden kann, ist mir zu viel gewesen“. Nur zum Schluß noch ein Cabinetstück. Nämlich die gediegene Ansicht des Dr. Mackenzie über moderne wissenschaftliche Literatur. Man höre. „Unreife Theorien gestützt auf eine handvoll mangelhaft beobachteter Thatsachen werden als wissenschaftliche Entdeckungen ausposaunt. Unter Literatur verstehen die Meisten jetzt mehr die schnell geschmierten und noch schneller vergessenen Leitartikel der Zeitungen“. Ist Das nun „deutsche Gründlichkeit“ oder ist es „französischer Salonstil“ oder am Ende gar „Dickens'scher Humor?“ — Dem Uebersetzer, welchem wir vorstehendes internationales Compliment in der Vorrede verdanken, sind in der Begeisterung einige „Hamburgismen“ entschlüpft, wodurch der Reiz des Stiles noch um eine nationale Eigenthümlichkeit vermehrt erscheint; z. B. „Das Zäpfchen ist der große Buhmann, der an allen Halskrankheiten der Sänger Schuld sein soll“; ferner „Bebern“, „Tingeltangel“, „Gejaule“, „Da liegt der Hund begraben“, und andere schöne Wendungen, deren Wiege zwischen Slamatjenbrücke und Stubbenhuk gestanden hat.

Alles in Allem genommen: seit Vollendung seines großen Werkes über Halskrankheiten scheint Sir Morell Mackenzie „des trockenen Tones nun gründlich satt zu sein“ und der glänzende Erfolg seines neuesten Opus beim großen Haufen in England mag ihn vielleicht anspornen hierin noch mehr zu thun. Wir würden dies in Mackenzie's Interesse bedauern. Noch deckt sein großer Ruf die Blößen, welche er sich durch sein legeres, leichtherziges Vorgehen und Gebahren in Praxis und Literatur neuerdings gegeben. Verläßt er aber immer mehr den Boden ernster wissenschaftlicher Forschung, dem die Wurzeln aller ärztlichen Kraft entsprießen, so dürfte dem glänzenden Anfang seiner Laufbahn das Ende kaum entsprechen. Und „das Ende beziert all' arbaiten, dergleichen Alles, damit die Menschen umbgeen“. —

Eine neue Entthronung Shakespeare's.

Von C. A. Honthumb.

Seit Miß Delia Bacon im Jahre 1856 in „Putnams Magazine“ zum ersten Male die kühne Behauptung aufstellte, daß nicht William Shakespeare, sondern Francis Bacon, der große Philosoph und Lordkanzler von England, „Shakespeares Werke“ geschrieben, ist eine ganze Literatur über die Frage: „Was schrieb Shakespeare?“ entstanden; die arme Miß Bacon wurde verlacht, verspottet und in die literarische Acht gethan, sodaß sie am gebrochenen Herzen starb, aber der Gedanke, den sie angeregt, blieb vor der Welt und in diesen dreißig Jahren sind, wie wir aus einer kürzlich gemachten Zusammenstellung ersehen, nicht weniger wie 255 Bücher und Pamphlete erschienen, in welchem deren Thema besprochen wird. Von diesen stellen sich 117 auf Seite Shakespeares, 73 erklären, daß Shakespeare ein literarischer Betrüger sei, während 65 zu keinem bestimmten Resultate kommen und die Sache zweifelhaft lassen. Aus diesen Zahlen erhellt schon, daß die Zweifel an der Echtheit Shakespeares nicht so vollständig aus der Luft gegriffen sein können, sondern eine sachliche Berechtigung haben müssen, die vielleicht schon eine weit größere Beachtung und Anerkennung gefunden haben würde, wenn sich nicht das natürliche Gefühl der Pietät dagegen sträubte, einen Mann, den die ganze gebildete Welt seit zweieinhalb Jahrhunderten als den größten dramatischen Dichter, den tiefsten Kenner des Lebens und der Menschen gekannt verehrt hat, von seiner sonnigen Höhe zu stürzen und ihn als Betrüger der allgemeinen Verachtung preiszugeben und wenn derartige Angriffe nicht unwillkürlich an das

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n

erinnerten. Aber selbst die eingefleischtesten und enthusiastischsten Shakespeareianer können und dürfen jetzt nicht mehr so ohne Weiteres mit einem mitleidigen oder verächtlichen Lächeln über die Angriffe ihrer Gegner hinweggehen, sondern ihre Aufgabe ist es, die vorgebrachten Beweise und Argumente zu widerlegen, Gegenbeweise zu bringen und nicht eher zu ruhen, bis alle Zweifel an die Größe und Erhabenheit des „großen Briten“ gründlichst gehoben sind, sodaß auch nicht ein dunkler Flecken auf dem leuchtenden Namen zurückbleibt.

Digitized by Google

Es wird das keine leichte Aufgabe sein, denn die Feinde mehren sich, die Angriffe werden wuchtiger, die Argumente durchgreifender, und als ein gewiß nicht zu unterschätzender Feind mit sehr schwerwiegenden Argumenten wird sich ein ehemaliger Senator aus Minnesota, ein Amerikaner, ein Herr Ignatius Donnelly, erweisen, wenn auch vielleicht Viele noch im Augenblick der Ansicht sind, daß es wohl kaum nöthig ist, den Mann — ernsthaft zu nehmen. Er wird demnächst ein Werk bei Sampson Low, Marston & Co. in London erscheinen lassen, das den seltsamen Titel führen wird: „The Great Cryptogram: Francis Bacons Cipher in the socalled Shakespeare-Plays" und umfaßt zwei Abtheilungen, das „Argument" und die „Demonstration". Die erste beschäftigt sich mit den Beweisen und Argumenten für die Behauptung, daß nicht Shakespeare, sondern Francis Bacon die Werke geschrieben, während die zweite die Geschichte und Erklärung der von Donnelly entdeckten Chiffreschrift und die Erzählung selbst enthält.

Das „Argument" ist in drei Bücher getheilt, das erste bringt die Beweise, daß Shakspere (wie der Mann von Stratfort hieß) die sogenannten Shakespeare'schen Werke nicht verfaßt haben kann, das zweite, daß Francis Bacon der Verfasser ist, und im dritten sind eine große Anzahl Parallelstellen und Parallelgedanken aus den anerkannten Bacon'schen Werken und den sogenannten Shakespeare'schen zusammengestellt. Im ersten Capitel des ersten Buches weist er darauf hin, daß der Verfasser der Shakespeare'schen Werke unter allen Umständen ein wirklicher Gelehrter gewesen, der die Klassiker im Urtext gelesen, die gebräuchlichsten europäischen Sprachen kannte, mit allen philosophischen Systemen vertraut war. Kurz ein Mann von gründlicher Bildung und umfassenden positiven Wissen gewesen ist. In den folgenden Capiteln entwirft er dann von William Shakspere, dem Mann von Stratford, ein realistisches Bild, über das die Shakespeare-Enthusiasten gewiß wenig erfreut sein werden; er zeigt, daß der Mann von Stratford als niedriger Proletarier geboren, gar keinen Unterricht genossen, daß er in London durch falsche Vorspiegelungen und directe Fälschungen sich in literarische und aristokratische Kreise hineingedrängt habe, daß er seine Familie vernachlässigt, nichts für die Erziehung seiner Kinder gethan und schließlich nach einem dreitägigen Saufgelage mit Drayton und Touron gestorben sei. Donnelly beschuldigt ihn aller nur möglicher Laster, nennt ihn einen Ehebrecher, Liederjuden, Säufer, Wucherer, Betrüger, Lügner, Fälscher; er fühlt selbst, daß man ihm den Vorwurf machen wird, daß er zu scharf geurtheilt, aber er erinnert seine Leser daran, daß er „gegen die Riesenmauer des öffentlichen Vorurtheils und des tief eingewurzelten Irrthums ankämpft" und bittet, „seinen Ernst nicht als Bosheit aufzufassen;" er frägt dann zum Schluß dieses „Lebensbildes", ob es überhaupt möglich oder denkbar sei, daß ein so moralisch und physisch verkommener Mensch solche „Werke" verfaßt haben kann.

Als weiteres Argument führt Donnelly die Thatsache an, daß Shakspere (Donnelly gebraucht stets diese Schreibweise, wenn er den „Mann von Stratford" nennt) keine Bibliothek besessen hat, in seinem Testamente wird keines Buches Erwähnung gethan, und es existiren jetzt überhaupt nur noch zwei Bücher, die angeblich Eigenthum Shakspere's gewesen, doch weist bei beiden Büchern Donnelly nach, daß diese Annahme eine irrthümliche ist; der Mann der „Shakespeare" geschrieben, muß aber eine sehr reichhaltige Bibliothek besessen haben, öffentliche Bibliotheken, die er hätte benutzen können, gab es damals nicht, jedenfalls nicht in Stratford, und so ist es gar nicht denkbar daß Shakspere den „Shakespeare" geschrieben haben kann. Noch bezeichnender ist das Nichtvorhandensein auch nur einer einzigen Linie von Shakspere's Hand herrührenden Manuscripts. Alles Schriftliche, was uns von dem „Mann von Stratford" überliefert worden ist, besteht aus fünf Unterschriften, die ganz den Eindruck machen, als ob der Verfasser dasselbe überhaupt nicht habe schreiben können und sie nur mit Mühe nachgezeichnet habe. Die Annahme der Shakespeareianer, daß die Manuscripte beim Brande des Globe-Theaters ca. 1613 verbrannt seien, ist durchaus nicht stichhaltig, da es z. B. in der Vorrede der Folio-Ausgabe von 1623 heißt, daß diese Ausgabe nach den Originalmanuscripten gedruckt sei. Im letzten Capitel dieses Buches führt Donnelly dann noch des Weiteren aus, daß der Verfasser des „Shakespeare" ein tüchtiger Jurist gewesen sein muß, daß aber bei Shakspere davon gar keine Rede sein könne, und dann alle Beweise und Argumente zusammenfassend, kommt er zu dem Schluß, daß selbst die Möglichkeit, der Mann von Stratford habe den „Shakespeare" geschrieben, vollständig ausgeschlossen sei.

Im zweiten Buche versucht Donnelly nun, den allerdings schwierigeren Beweis zu liefern, daß Francis Bacon der Verfasser Shakespeare's ist. Francis Bacon — also argumentirt Herr Donnelly — war nicht nur Philosoph und Gelehrter, sondern auch ein wirklicher Poet; er weist zwei Gedichte nach, die unzweifelhaft von ihm herrühren, citirt Stellen aus seinen Briefen, worin er Andeutungen auf seine „geheime Beschäftigung des Dichtens" macht und führt Stellen aus Briefen an ihn an, worin seine Freunde ebenfalls auf die ihnen bekannte geheime dichterische Thätigkeit anspielen, so heißt es z. B. in einem vom Jahre 1621 datirten Briefe Sir Tobie Matthews an ihn (wir citiren hier ausnahmsweise das englische Original, weil gerade der Wortlaut von Wichtigkeit ist): „The most prodigious wit that I ever knew of my nation or of this side of the sea is of Your Lordshipsname, though he be known by another. Das Capitel schließt mit der Hervorhebung einer Anzahl schwungvoller und hochpoetischer Sätze aus Bacon's authentischen Schriften, die allerdings ein hochpoetisch veranlagtes Talent nicht verkennen lassen. Im zweiten Capitel wird durchgeführt, daß den „Shakespeare" nur ein wirklicher praktischer Philosoph geschrieben haben kann und nachgewiesen, daß eine ganze Reihe philosophischer Ideen und Axiome, wie sie in den Shakespeare'schen Werken zum Ausdruck kommen, identisch sind mit den in den philosophischen Schriften Bacon's ausgesprochenen.

Eine ganz eigenartige Bestätigung der Bacontheorie findet Donnelly in der — Geographie der Dichtungen. Dichter pflegen gern die Stätten ihrer Jugendjahre in ihre Dichtungen hineinzuweben. Stratford am Avon wird aber niemals erwähnt, wohl aber kommt St. Albans, der Wohnort Bacon's, York Place, Bacon's Geburtsplatz, und Kent, seines Vaters Geburtsort, unzählige Male vor; ferner muß der Verfasser in Schottland und Italien gewesen sein und muß längere Seereisen gemacht haben, das trifft aber nicht bei Shakspere, wohl aber bei Bacon zu.

Weitere Anhaltspunkte bieten Herrn Donnelly die Politik und die Religion in den Dichtungen dar. Der Verfasser der Dichtungen war ein Aristokrat und ferner ein geborener Aristokrat von ziemlich ausgesprochener feudaler Richtung, ein Verächter des Plebs und Gegner jeglicher Volksregierung, wie das besonders deutlich aus „Coriolan" und den historischen Königsdramen hervorgeht; trotzdem war er aber auch ein Philanthrop, dem das Wohl der Volksklassen sehr am Herzen lag, wie aus „König Lear" ersichtlich; alle diese Gesinnungen findet man in Lord Bacon wieder, keine einzige aber bei dem Plebejer Shakspere. Der Verfasser gehörte ohne Zweifel zur Essexpartei und war ein Gegner der Cecils, dieselbe Politik verfolgte aber auch Bacon und nicht ganz unwahrscheinlich klingt es, daß der bucklige Robert Cecil dem Verfasser als Richard III. zum Modell gedient und Robert Cecil war — der Todfeind Bacon's. In Bezug auf die religiöse Stellung war der Verfasser ein freisinniger Protestant, ein Gegner des Papstthums, aber im Allgemeinen kein Feind und Verächter der katholischen Religion; diese Stellung nahm aber auch Bacon ein, während Shakspere, wenn man bei dem überhaupt von religiöser Ueberzeugung sprechen kann, ein Papist war und auch nach dem Zeugnisse eines Vicars von Stratford als solcher gestorben ist.

Die wichtige Frage, was denn eigentlich Bacon, wenn er wirklich der Verfasser ist, veranlaßt haben kann, seinen Namen zurückzuhalten, beantwortet Donnelly zunächst mit einem Hinweis auf die sociale Stellung Bacon's; zur damaligen Zeit galt es als keine besonders ehrenvolle Beschäftigung, Theater-

Digitized by Google

stücke zu schreiben. Zur Zeit, als die Stücke entstanden, war Bacon ein armer Advocat ohne Praxis; trotzdem standen ihm gerade in der Periode gelegentlich nicht unbedeutende Mittel zu Gebote und da ein Theaterstück nach den damaligen Verhältnissen 5—12 Pfund einbrachte, würde die Thatsache der gelegentlichen „Flüssigkeit" Bacon's dadurch hinlänglich erklärt sein; als Bacon in Amt und Würden kam und reich wurde, erschienen keine Shakespeare'schen Stücke mehr, trotzdem — wie Donnelly als weiteres Anti-Shakspere-Argument anführt — Shakspere noch zehn Jahre lang in vollster Lebenskraft in Stratford lebte. Daß Bacon in einer späteren hohen Stellung in der Anonymität verblieb, kann ja auch, wenn man auf die damaligen Zeitverhältnisse und socialen Anschauungen Rücksicht nimmt, durchaus nicht überraschen. An Analogien in der Literatur fehlt es ja nicht; sehr wahrscheinlich ist es z. B., daß die Comödien des Terenz von C. Laelius und Scipio Africanus verfaßt sind, Lady Ann Lindsay, Lady Naim und Sir Walter Scott, die entweder gar nicht, oder sehr spät aus ihrer Anonymität heraustraten, sind weitere Beispiele, die Donnelly natürlich noch durch zahlreiche Analogien aus den Literaturen anderer Nationen vermehren könnte. — Das dritte Buch der „Argumente" enthält, wie schon bemerkt, eine Reihe Parallelstellen und Parallelgedanken aus den authentischen Schriften Bacon's und den sogenannten Shakespeare'schen Werken und auch diese Sammlung bildet einen sehr werthvollen und beachtenswerthen Beitrag zu dem Inductionsbeweis der Bacon-Theorie. Den directen Beweis, daß Bacon der Verfasser „Shakespeare's" ist, hat Donnelly durch die „Argumente" allerdings nicht geführt, aber er hat es zum mindesten klar dargelegt, daß Bacon der Verfasser sein kann und bemerkenswerth scheint uns z. B. der Satz zu sein, den Donnelly aufstellt: „Wären die sogenannten Shakespeare'schen Werke auf uns gekommen, ohne den Namen des Verfassers, so würde eine gründliche empirische Forschung Lord Bacon als den Verfasser ermittelt haben."

Sieben Jahre hat Donnelly zu diesen Inductionsbeweisen gebraucht, aber die Krönung seiner Studien erblickt er in seiner Entdeckung einer Geheimschrift Bacon's, der bekanntlich ein großer Freund von Geheimschriften war. Dem Verfasser spielte nämlich der Zufall ein Buch, das einer seiner Söhne zum Geschenk erhalten hatte, in die Hände. Es war eine Art Encyklopädie der Sportvergnügen, Spiele, Kunststücke u. s. w. für Knaben und da fand er in dem Capitel „Geheimschriften" den Satz: „Die berühmtesten und complicirtesten Chiffren, die jemals erfunden worden sind, stammen von Lord Bacon her." Das brachte ihn auf den Gedanken, ob nicht Bacon auf irgend eine Weise durch ein Chiffrirsystem, d. h. hier bestimmte Stellung besonderer Worte im Texte der Dichtungen, das Geheimniß, daß er der Verfasser sei, niedergelegt habe. Die Studien und Versuche, die er nach dieser Richtung hin machte, blieben Jahre lang erfolglos, bis er endlich in den Besitz der schon mehrfach erwähnten Folioausgabe von 1623 kam. Ihm fielen zunächst mehrere auffallende Fehler in der Paginirung der Seiten auf und zwar hauptsächlich in dem Theile, der die historischen Schauspiele enthält; sodann zeigte der Druck selbst merkwürdige Unregelmäßigkeiten im Satz. Der Text ist in Antiqua gesetzt, aber untermischt mit Worten in Currentschrift (Italia) und zwar ist die letzte Schriftart scheinbar vollständig willkürlich benutzt, dieselben Worte auf ein und derselben Seite bald in Antiqua, bald in Current gesetzt; ebenso auffallend war ihm die häufige unmotivirte Benutzung der Klammern ([ ]) und der durchaus willkürliche Gebrauch großer Anfangsbuchstaben. Diese äußeren Eigenthümlichkeiten unterzog Donnelly nun einer genaueren Prüfung und nach Jahre langen, mühsamen und complicirten Versuchen will es ihm gelungen sein, aus den Seitenzahlen, der Anzahl der in Currentschrift gesetzten Worte, den Klammern und den großen Anfangsbuchstaben das mathematische Gesetz der Bacon'schen Chiffreschrift oder vielmehr Chiffresprache zu entdecken! Da wir uns selbst jeder subjectiven Aeußerung über diesen Punkt enthalten wollen, citiren wir hier die Ansicht, die Professor Davidson aus Chicago, der das Manuscript noch vor der Drucklegung einsehen durfte, über diese wunderbarliche Entdeckung hegt; er sagt: „Wenn Herrn Donnelly's Chiffreentdeckung auf Wahrheit beruht, so hat er ohne alle Frage eine der bedeutsamsten literarischen Entdeckungen gemacht, die jemals gemacht worden sind. Er hat dann nicht nur Shakspere zu einer absoluten Null gemacht, sondern auch den Beweis geliefert, daß Francis Bacon der bedeutendste und geistig hervorragendste Mann geworden, der jemals gelebt hat; und nicht nur das, er hat auch ein ganz brillantes und unerwartetes Licht auf eine der interessantesten und bedeutsamsten Perioden der Geschichte geworfen. Jetzt möchte ich aber von vornherein darauf hinweisen, daß ich nicht im Stande bin, die Neugierde der Leser vollständig nach dieser Richtung hin zu befriedigen. Obschon Herr Donnelly sich alle Mühe gab, mir die Natur und Methode dieser Chiffre auseinanderzusetzen, hat er doch in seinen Erklärungen, und das offenbar absichtlich, eine Lücke gelassen. Daß Herr Donnelly von Allem, was er in Anspruch nimmt, persönlich vollständig überzeugt ist, daran zweifle ich keinen Augenblick und daß er bei seinen Vorstudien und Versuchen einen geradezu wunderbaren Fleiß und eine musterhafte Geduld entwickelt hat, davon habe ich mich selbst überzeugt, da er alle diese Vorarbeiten aufbewahrt hat und sie mir zur Durchsicht offen standen. Das Einzige, was ich aus eigener Ueberzeugung nicht weiß, ist, ob die von Donnelly angegebene Methode eine, sagen wir, systematische ist; er hat aber alle meine Fragen in Bezug auf diesen Punkt so offen und ohne irgend welchen Hinterhalt beantwortet, daß ich es mir thatsächlich kaum denken kann, daß er einen Irrthum gemacht oder das Opfer einer unerklärlichen Illusion geworden ist."

Vorläufig hat Donnelly erst die Chiffresprachen in den beiden Schauspielen von „Heinrich IV." entziffert, auf die übrigen Stücke paßt derselbe Schlüssel nicht, doch glaubt Donnelly, daß in den anderen Stücken andere Chiffresprachen mit verschiedenen Schlüsseln verborgen sind. Die Chiffreerzählung ist, wie gesagt, lediglich den Schauspielen „Heinrich IV." entnommen und zwar findet sich der Schlüssel der Chiffre auf Seite 74 der Folioausgabe, d. h. der ersten Seite der zweiten „Heinrich IV.", doch würde es uns hier zu weit führen, auf die Einzelheiten, wie sie z. B. in einem kürzlich in der „North Americain Review" erschienenen Artikel dargelegt sind, einzugehen.

Das zweite Buch der zweiten Abtheilung bringt nun die Erzählung selbst, die Donnelly entziffert hat und eine kuriosere Geschichte ist wohl selten veröffentlicht worden; sie ist nicht etwa kurz und abgerissen oder unverständlich, sondern eine lange, klar und deutlich, mit den kleinsten Details ausgeschmückte Erzählung, die darauf hinausläuft, daß Robert Cecil und Dr. Hayward der Königin Elisabeth verrathen haben, daß Bacon der eigentliche Verfasser der Shakespeare'schen Dichtungen sei und daß die historischen Schauspiele hochverrätherische Ideen enthielten; die Königin wird so wüthend, daß sie den armen Hayward beinahe mit ihrer Krücke todt schlägt, sie nimmt Bacon in Schutz und gibt Befehl, Shakspere zu verhaften und auf die Folter zu spannen. Earl Essex läßt Bacon eine Warnung zukommen, die diesem einen solchen Schrecken einjagt, daß er einen Selbstmordversuch macht; er wird aber wieder gesund und sendet Harry Percy nach Stratford, um Shakspere zu warnen, der denn auch den Entschluß faßt, zu fliehen. Das ist kurz angedeutet der Inhalt der sehr ausführlich in 25 Capiteln erzählten Geschichte; geradezu polizeiwidrig wird darin die Königin Elisabeth behandelt, die als boshafte alte Hexe geschildert wird; so heißt es, um nur ein Pröbchen anzuführen, über ihren Angriff auf Dr. Hayward: „Ihre Gnaden befand sich in einer fürchterlichen Aufregung; sie sprang auf und schlug meinen armen Freund mit dem unteren Stockende ihrer schweren Krücke. Der arme Teufel versuchte zu fliehen, doch das außer sich gerathene alte Weibsbild (old jade) folgte ihm und schlug ihn mehrmals auf den Kopf und an die Seiten des Körpers; er war so wie so kränklich und seine Gliedmaßen waren in Folge eines bösen Fiebers, das er überstanden, sehr geschwächt; die Beine knickten in Folge dessen zusammen und er stürzte zu Boden; sie stellte sich über

Digitized by Google

ihn, riß ihn am Bart herum und schlug ihn so lange, bis die Krücke brach." Ein recht liebliches Bild, das der Verfasser da von der „jungfräulichen Königin" entwirft und ähnliche kräftige, noch viel drastischere Stellen wiederholen sich noch mehrfach in der mehr wie wunderbarlichen Erzählung. Natürlich werden die „Historiker" nicht so ohne Weiteres diese neue „Version" hinnehmen, aber selbst wenn diese „documentarisch" und „archivarisch" die historische Haltlosigkeit dieser Erzählung nachweisen sollten, wird die von Donnelly entzifferte Geschichte zum mindestens als „historische Novelle" Aufsehen genug machen und einen weiten Leserkreis finden.

Professor Davidson bringt seine, wie gesagt sehr ausführliche Besprechung in folgenden Worten zum Abschluß: Ich befinde mich nicht in der Lage, über den wirklichen Werth der Chiffreentdeckung ein Urtheil abzugeben, aber es scheint mir, daß man denselben kaum in Zweifel ziehen kann, andererseits hat mich aber der erste Theil weit mehr interessirt, wie ich es von vornherein für möglich gehalten hätte. Wenn ich ehrlich sein will, so muß ich bekennen, daß der Eindruck, den die Arbeit auf mich gemacht hat, vielleicht ein etwas anderer ist, als Herr Donnelly erwarten mag. Ich neige mich nämlich der Ansicht zu, daß die Verfasser der Dichtungen eine Anzahl tüchtiger, witziger, aber beschäftigungsloser Advokaten waren, die zur Essexpartei gehörten und von denen Bacon der bedeutendste, der Führer war und zu denen außerdem noch der „W. H." der Sonette und vielleicht auch Sir Walter Raleigh gehörte. Nicht willig, die Autorschaft öffentlich anzuerkennen, erlaubten sie Shakspere, dem sie das Aufführungsrecht verkauft hatten, die Stücke unter seinem Namen zu veröffentlichen. Auf diese Weise erwarb sich Shakspere als dramatischer Schriftsteller einen großen Namen, obschon er höchstens ein ziemlich schlauer Theaterdirector war und den verdorbenen Geschmack des damaligen Theaterpublikums insofern gut kannte, daß er die ihm übergebenen Stücke für die Bühne vulgär zurichtete. Nachdem die Herren nun einmal Shakspere zu einer solchen Höhe des Ruhmes emporgehoben, konnten sie ihm die Stücke nicht gut mehr fortnehmen und für sich selbst in Anspruch nehmen, ohne ihm großes Unrecht zuzufügen, ihn der Lächerlichkeit preiszugeben und auch sich selbst in eine sehr schiefe Stellung zu bringen. Ich möchte mich der Annahme zuneigen, daß Shakspere bis zu einem gewissen Grade einen Sinn für dramatische Komik hatte, wie sie sich in gewissen Scenen der Stücke zeigt, die thatsächlich von ihm herrühren mögen. Das ist übrigens nur meine individuelle Ansicht und als etwas anderes wünsche ich sie nicht aufgefaßt zu sehen. Jedenfalls wird das bevorstehende Erscheinen von Donnelly's Buch das größte Aufsehen erregen und die literarische Streitfrage, deren endgültige Erledigung unsere Generation kaum noch erleben wird, auf's Neue anregen.

Feuilleton.

Ein weißer Indianerhäuptling.

Von Bret Harte.*)

Aus dem Englischen von Frank Siller.

Alle hatten ihn als ein träges, nutzloses Geschöpf gekannt. Vom Tage an, da er zum erstenmal seine sämmtlichen Habseligkeiten in einem rothen Taschentuch am Ende einer langstieligen Schaufel tragend, in der Red Wood-Ansiedelung erschien, bis zur Zeit, da er bei der schrecklichen Ueberschwemmung anno 56 träge auf einer Planke forttrieb, war nichts Besseres von ihm erwartet worden. In einer Gemeinschaft starker Männer von starren Tugenden und oft reizend interessanten Fehlern wurde er nur geduldet — ja, es erhob ihn nicht einmal der Besitz irgend einer besonderen menschlichen Schwäche oder lächerlichen Eigenschaft zur fraglichen Wichtigkeit einer Zielscheibe für Späße. Unter den dramatis personae von Redwood Camp war er überzählig, oder hatte höchstens passive, stumme Rollen in den ungestümen Dramen, welche sich zuweilen in den grünen Coulissen der Föhren abspielten. Namenlos, wie auch hablos, wurde er beim Census übersehen, vom Steuereinnehmer ignorirt, und sogar in dem scharfen Wetteifer der Sheriffswahl hatte keiner der Candidaten für das Amt es der Mühe werth gehalten, von dieses Menschen Stimmrecht für sich Gebrauch zu machen. Auch hatte er nicht einmal einen Spitznamen und wurde in dieser Ansiedelung, die aus Karten-Willem, Hazard-Richard, Fluch-Peter und Revolver-Harry zusammengesetzt war, nur unbestimmt als „Er", der „Nichtsnutz" oder „Schlapps" erwähnt. Später erinnerte man sich mit einem fast abergläubischen Gefühl daran, daß ihm nicht einmal die Auszeichnung eines Unfalles je zu Theil geworden, oder daß er in den Kämpfen, die oft in der Ansiedelung vorkamen und bei denen das Blei munter hin und her sauste, der Ehre theilhaftig wurde, von einem Schusse getroffen zu werden. Und die Ueberschwemmung, die ihn endlich davontrug, schien ihn nicht zu überraschen: während Andere entkamen oder, Rettung versuchend, ertranken, trieb er träge und ohne Versuch, sie zu lenken, auf seiner Planke dahin.

Dennoch war Elias Martin — das war sein wirklicher Name — durchaus nicht unliebenswürdig oder abstoßend. Thatsächlich war er feige, unwahr, selbstsüchtig und faul; vielleicht war es sein specielles Unglück, daß gerade damals Muth, Offenheit, Freigebigkeit und Fleiß die Hauptfactoren im Leben der Red Wood-Ansiedler waren. Seine unterthänige Demuth, seine unbezweifelte Bescheidenheit, seine theilweise Bildung und sein liebenswürdiges Benehmen kamen darum nicht in Betracht gegen die Thatsache, daß er während eines Angriffes der Diggerindianer nicht zu finden war und, um es zu beschönigen, gelogen hatte, oder daß er sein Anrecht auf eine Goldentdeckung verloren hatte, weil er zu feige war, es gegen einen rohen Kerl zu vertheidigen, und zu selbstsüchtig, um die Entdeckung rechtzeitig den Ansiedlern mitzutheilen. Doch erweckten diese Schwächen kein herbes Gefühl gegen ihn und wahrscheinlich lag der Grund der Gleichgültigkeit seiner Leidensgefährten während der Schlußkatastrophe, was sein Schicksal anbetraf, lediglich darin, daß man zu solcher Zeit Jemand leicht vergißt, der im entscheidenden Moment sich schwach und feige zeigt.

So stand es um Ruf und Vergangenheit des Mannes, welcher am 15. März 1856 auf einem hochangeschwollenen Nebenfluß des Mingo dahintrieb. Ein außergewöhnlich starkes Frühlingsgewitter hatte die Wasser des naheliegenden Flusses gehoben, bis sie, die Grenzen des Bettes durchbrechend, einen Ausweg durch das keilförmige Thal suchten, in welchem die Red Wood-Ansiedelung lag. Vierundzwanzig Stunden lang goß der übervolle Strom die Hälfte seiner Wassermassen über die zerstreut daliegende Ansiedelung, von welcher am Ende dieser kurzen Zeit Alles, was Menschenhände gebaut, fortgeschwemmt worden war. Die Ueberbleibsel waren weit durch's Land zerstreut, hier und da von den Aesten der am Ufer stehenden Weiden und Gebüsche aufgefangen, in Pfützen oder auf dem Grase noch theilweise überschwemmter Wiesen liegend. Doch ein Stück — Elias Martin tragend — folgte den verschiedenen Wendungen eines Nebenflusses wohl fünfzig Meilen weit. Wäre er ein unbesonnener, ungeduldiger Mensch gewesen, so wäre er wohl schon längst, bei einem verzweifelten Versuch, das Ufer zu gewinnen, ertrunken; hätte er auch nur gewöhnlichen Muthes gehabt, so hätte er leicht in die Aeste irgend eines Baumes klettern können. Doch er war keines von beiden und haftete an seiner floßartigen Unterlage mit einer Zähigkeit, welche ihre Ursache halb in einer Art Schreckenslähmung, halb in der Geduld gewohnheitsmäßiger Unentschlossenheit hatte. Endlich faßte eine Seitenströmung sein Floß, schwemmte es an's Ufer, und er befand sich nun allein in einer unentdeckten Wildniß.

Sein erstes Bewußtsein war ein so starkes Hungergefühl, daß es jedes andere, selbst das der Dankbarkeit für seine Rettung, zurückdrängte. Sobald seine gelähmten Glieder es erlaubten, kroch er aus dem Gebüsch, um nach Nahrung zu suchen. Er ahnte nicht wo er war; es war nir-

*) Wir bringen hier die neueste Schöpfung des amerikanischen Schriftstellers. Das Original erscheint gleichzeitig im Weihnachtshefte der New-Yorker Monatsschrift „Scribners Monthly Magazin".

Die Redaction.

Digitized by Google

gends das geringste Zeichen von menschlicher Behausung oder Nähe. Er war zu sehr von der Angst ergriffen gewesen, um zu beachten, in welcher Richtung er von der Strömung getragen worden war — selbst wenn er die gewöhnlichen Kenntnisse eines Hinterwäldlers besessen hätte, was nicht der Fall war. Er war hülflos. Noch kaum fähig, einen Gedanken zu fassen, bemerkte er ein Eichhörnchen, das, eine Nuß knackend, auf dem Aste eines hohlen Baumes saß; er machte einen fast wahnwitzigen Sprung nach dem Thiere und verscheuchte es. Doch die Gedankenfolge der Hungeridee brachte selbst sein confuses Gehirn dazu, nach des Thierchens Schatzkammer im hohlen Baume zu suchen. Gierig verschlang er die wenigen Haselnüsse, die er dort fand. Diese Befriedigung des rein thierischen Instinctes schien ihm eine gewisse thierische Kraft und Intuition zu verleihen. Er humpelte durch das Dickicht fast wie ein ungeberdiger, aufgescheuchter Vierhänder, hier und da anhaltend, um durch die Oeffnungen über die Wiesen hinzublicken. Seine Seh-, Hör und Riechorgane hatten sich fast übernatürlich geschärft. Es waren die letzteren, welche ihn plötzlich zum Stehen brachten — er roch geräucherten Fisch. Dies hatte eine Bedeutung, welche den bloßen Instinct des Hungers zurückdrängte — es deutete auf die Nähe eines Indianerlagers und drohte darum Gefahr, Marter, Tod.

Heftig zitternd, hielt er an und versuchte, seine zerstreuten Sinne zu sammeln. Die Red Wood-Ansiedler hatten sich in unnützer und brutaler Weise mit den benachbarten Indianern überworfen und behaupteten sich gegen diese nur durch tollkühnen Muth und außerordentliche Schützenkunst. Die häufige Wahl eines wandernden Indianers zur Zielscheibe für Schießübungen Seitens der Ansiedler hatte einen unsterblichen Haß in die Herzen der Urbewohner gepflanzt und reizte sie zur schrecklichen, wenn auch vereinzelten Wiedervergeltungen. Der scalpirte und geschundene Leichnam Jack Troiner's, auf sein Pferd gebunden und durch ein hinter dem Sattel angebrachtes Kreuz grausig aufrecht gehalten, ritt eines Nachts, wie eine schauerliche Geistererscheinung langsam in die Ansiedelung. Der Leichnam Dick Rynes's wurde im Flußbett gefunden, aufgeschlitzt und mit Steinen gefüllt. Wenn einer der Ansiedler, vereinzelt und schutzlos, in die Hände der Indianer fiel, war sein Schicksal ein schreckliches.

An all' das dachte Elias Martin, aber seine Angst verlor sich allmählich in einer gewissen Apathie der Einbildungskraft, welche vielleicht seine Vorsicht einschläferte und dem Instinct des Hungers wieder seine vorherrschende Macht gestattete. Er wußte, daß die niedrigen aus Birkenrinde gemachten Zelte oder Wigwams der Indianer an ihren oberen Sparren voller Stücke geräucherten Lachses hingen, und sein ganzes Wesen war jetzt auf einen Versuch concentrirt, heimlich einen solchen leckeren Bissen zu erwischen. Bis jetzt hatte er noch kein anderes Zeichen von Leben oder menschlicher Wohnung entdeckt; doch einige Augenblicke später, etwas kecker durch ein thierähnliches Vertrauen in seine zeitweilige Sicherheit, kroch er aus dem Dickicht und bemerkte ganz nahe einen langen hügelartigen Bau aus Lehm und Rinde, welcher bis an den Fluß reichte. Eine einzige enge Oeffnung, ähnlich dem Eingange in eine Eskimohütte, lag nach dem Flusse hin. Martin erkannte sofort den Zweck des Baues. Es war ein „Schwitzhaus", ein Bau, der allen eingeborenen Stämmen Kaliforniens bekannt ist. Halb Tempel der Andacht, halb Sanitätsasyl, wurde es auch als russisches Bad oder überheizter Raum benutzt, aus welchem die Krieger, wenn sie die Nacht hindurch bei schmorenden Feuern geschwitzt hatten und fast betäubt waren, beim Morgendämmern sich schweißgebadet in die eisig kalte Fluth des Flusses stürzten. Hitze und Rauch wurden außerdem noch zum Dörren und Räuchern langer Reihen Fische benutzt, welche unter dem Dache hingen, und es war die schmale Oeffnung, die als Schornstein diente, welcher der Geruch entstieg, den Martin gespürt hatte. Er wußte, daß der Bau jetzt leer sein müsse, da die Badenden ihn nur von Mitternacht bis zum Morgengrauen benutzten — so näherte er sich denn vertrauensvoll.

Etwas erstaunt war er, den kleinen Raum zwischen dem Bau und Flusse von einem rauh gefertigten Gestell eingenommen zu finden, von der Art, die gewisse Stämme gebrauchen, um ihren Todten die letzten Ehren zu erweisen; doch in diesem Falle enthielt es nur befiederte Beinkleider, Tressentuch und Adlerfederkopfschmuck eines Kriegers. Martin verweilte jedoch nicht lange an diesem gar zu freien Platz, sondern kroch rasch und auf allen Vieren in das Innere des Hauses. Hier beendete er sein Festmahl mit geräuchertem Lachs und wärmte seine noch starren Glieder an den glimmenden Holzbränden. Während er seine zerfetzten Kleider und unbeschuhten Füße trocknete, dachte er an die jetzt ungebrauchten Beinkleider und Moccassins des dahingeschiedenen Kriegers, und dabei fiel ihm ein, daß er minder leicht die Aufmerksamkeit der Wilden auf sich ziehen und sie in Versuchung führen würde, einige Pfeile nach ihm fliegen zu lassen, wenn er in seiner Kleidung ihnen ähnlich sähe. Er kroch hinaus, nahm was da war, zog alles an und warf seine alten Kleider in den Strom. Ein Mann von größerer Kühnheit, Thatkraft und Vorsicht hätte sich nun rasch in's Dickicht zurückgezogen, eine Portion Fischproviant für künftigen Gebrauch mitnehmend, um von dort aus mit Sicherheit zu recognosciren. Doch Martin ergab sich wieder einmal seiner sorglosen Trägheit und dem thierischen Instinct augenblicklicher Sicherheit. Er kehrte in's Innere der Hütte zurück, hockte bei der glimmenden Asche, halb mit dem Wunsche, bis zum Abend zu schlafen, und halb zaudernd, bis er endlich in einen unruhigen bewußtlosen Zustand verfiel. Als er erwachte, sandte bereits die aufgehende Sonne, fast auf gleicher Höhe mit der Oeffnung des Schwitzhauses, ihre Strahlen direct hinein, als wollte sie es mit feurigen Speeren durchsuchen. Er hatte zehn Stunden geschlafen. Zitternd erhob er sich. Draußen war Alles still; vielleicht konnte er noch entkommen. Er kroch zur Oeffnung. Der freie Platz davor war leer, das Todtengestell entfernt. Die klare frische Luft belebte ihn. Als er hinausſprang und aufrecht stand, betäubte ihn aber ein wilder Schrei, der rings um ihn aus der Erde zu kommen schien. Er blickte um sich in hilfloser Seelenangst. Ein Dutzend concentrischer Kreise niederhockender Indianer, deren Köpfe über dem Grase sichtbar waren, umringte das Haus. An ein Entkommen war nicht zu denken. Vielleicht war das der Grund, warum sich die ihn Umringenden passiv verhielten, und die ihm nächsten scharfen halbhebräischen Profile stoische Erwartung ausdrückten. Eine merkwürdige Aehnlichkeit des Ausdruckes lag auch in seiner unbeweglich apathischen Verzweiflung. Ein confuse Idee, seine Aufdringlichkeit zu entschuldigen, wurde in ihm wach. Sein verzweifeltes Gedächtniß gab ihm wirklich einige der gebräuchlichsten Indianerwörter ein. Automatisch wies er auf sich selbst und auf den Strom. Seine erblaßten Lippen bewegten sich.

„Ich komme — aus — dem Wasser!"

Ein Kehlton, als räuspere sich ein Jeder, durchlief die verschiedenen Kreise. Die Nächsten wiegten sich hin und her und neigten ihre befiederten Häupter ihm zu. Ein hohlwangiger, fast verdorrter Alter erhob sich und sagte bescheiden:

„Er ist es! Der große Häuptling ist erschienen!"

Er war gerettet.

Mehr als das, er war neugeschaffen. Denn durch Zeichen und Bewegung ward ihm bald kund, daß seit dem Tode des früheren Häuptlings die Medicinmänner prophezeiht hatten, daß dessen würdiger Nachfolger wunderbar vor ihnen erscheinen würde, vom Meere aus auf dem Wasser des Stromes geräuschlos getragen, und in vollen Federn und Insignien seines Vorgängers. Dieses Zusammentreffen der Erscheinung und der Kleidung hätte vielleicht nicht genügt, die Krieger zu überzeugen, wenn nicht Elias Martin's wirkliche Mängel zu ihrem zweifellosen Glauben an ihn beigetragen hätten. Nicht nur seine apathische Haltung ihnen gegenüber, sondern auch seine gänzliche Unähnlichkeit mit den weißen Pionieren ihrer Bekanntschaft wie auch seine deutliche Verschiedenheit von ihnen selbst begründete ihre Ueberzeugung seines übernatürlichen Ursprungs. Seine milde, demuthsvolle Stimme, sein nachgiebiger Wille, seine träge Hülflosigeit, sein stiller Ernst, der Mangel fremder Waffen und schrecklicher Explosivstoffe — alles deutete auf eine an gar zu wunderbare Abweichung von allem was sonst seine scheinbare Race kennzeichnete. Elias Martin, der in einer Gemeinschaft halbbarbarischer Menschen übersehen und verachtet worden war, sah sich nun plötzlich in der Gesellschaft von gänzlich Wilden geehrt, ja fast angebetet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Concerte.

„Das Lied von der Glocke", Gedicht von Friedr. Schiller, in Musik gesetzt für Soli, Chor und Orchester von Bernhard Scholz. Zum ersten Male aufgeführt vom Cäcilienvereine unter Leitung des Componisten.

Herr Bernhard Scholz hat vor zwanzig Jahren in Berlin mit der alten Berliner Symphoniecapelle Orchesterconcerte gegeben; später ward er Director der bedeutendsten Musikgesellschaftsconcerte in Breslau, jetzt ist er Director des Hoch'schen Conservatoriums in Frankfurt als Nachfolger von J. Raff. Er hat eine Ouverture „Im Freien", eine Sonate, Quartett, auch ein Clavierconcert geschrieben, die durch ihren freundlichen, idyllischen Charakter und durch vortreffliche Arbeit vielfache Anerkennung erwarben. Weniger glücklich war er mit einer „komischen Oper" Ziethenhusaren, die in den 70er Jahren am Königlichen Opernhause gegeben, nach wenigen Aufführungen von der Bühne verschwand. Die verdienstliche Arbeit, die immer sehr anständige Haltung der Musik ward allgemein anerkannt; doch diese Vorzüge boten keinen Ersatz für den Mangel an Erfindung. Und dieser ist in dem neuesten großen Gesangswerke des Componisten bemerkbar. Es ist Alles recht schön gedacht, das Gedicht ist gewissermaßen von einem neuen Standpunkte aufgefaßt; einige Nummern können als sehr wirksam bezeichnet werden. Aber in keiner tritt eine bestimmte Eigenthümlichkeit, sei es der Melodie oder Harmonisation, hervor, die einen nachhaltigen Eindruck hinterließe, an die man sich erinnerte als an Etwas, das so zu sagen für sich besteht. Die musikalische Sprache bewegt sich überall in vornehmer Fassung; keine unedle Wendung berührt das empfindlichste Gehör — aber kein höherer Aufschwung erfaßt unseren Geist und erhebt ihn über die Sphäre der vornehmen Redensart in die wahrhaft künstlerischer musikalischer Dichtung.

Allerdings ließ die Wahl des Gedichtes die Schöpfung eines musikalischen Kunstwerkes nicht zu Stande kommen. So herrlich wie das Lied von der Glocke ist — eine unerschöpfliche Schatzkammer deutschen Geistes — der musikalischen Composition ist es wenig günstig. Es enthält zu viel Beschreibungen und Betrachtungen, die keine Anregungen für musikalische Stimmungen bieten. In der älteren Zeit, als alles Mögliche und Unmögliche in Musik gesetzt ward, konnte Romberg mit gutem Glauben an die Composition des Gedichtes treten und sogar einiges Schöne erzeugen. In unserer Alles gründlich durchdenkenden Zeit halte ich das Unternehmen von vornherein für verfehlt, weil der Componist, je mehr er über das Gedicht nachdenkt, nur desto mehr zur Erkenntniß gelangen muß, daß es sich der Tonkunst spröde erweist. Max Bruch, der für Chorwerke ganz entschieden mehr Talent besitzt, als Herr Scholz, hat vor einigen Jahren denselben Versuch angestellt, mit nicht günstigerem Erfolge.

Ich wünsche nun durchaus nicht, daß der geneigte Leser meine Betrachtungen dahin auslege, Herrn Scholz' musikalische Bearbeitung des Schiller'schen Werkes sei eine mißlungene; erschiene sie mir als solche, ich würde nicht einen Augenblick anstehen, sie als solche rundweg zu bezeichnen; die Leser, welche meine Artikel mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, wissen, daß ich nur gegenüber Anfängern in der Künstlerlaufbahn alle mögliche Nachsicht übe, um ihnen nicht gleich bei den ersten Schritten Entmuthigung zu bereiten, daß ich aber an bereits beglaubigte Componisten starke Anforderungen stelle. Besonders wenn sie mit so herausfordernden Werken hervortreten wie die Musik zu Schillers Glocke, und wenn sie sich in ganz gesicherter, behaglicher Stellung befinden, in der sie sich den Luxus zu gönnen vermögen, der ersten Aufführung eines neuen Werkes gleich eine nicht vom Publikum gewünschte, nur für die nicht eingeweihte Außenwelt berechnete zweite Aufführung folgen zu lassen, wie das mit der „Glocke" des Herrn Scholz geschah, deren zweite Aufführung nach der ersten angekündigt ward, bevor irgend eine Nachricht von der Aufnahme von Seiten des Publikums oder der Presse bekannt sein konnte. Ich kann betonen, daß das neueste Werk des Herrn Scholz überall als eine gediegene Arbeit anerkannt werden wird, die einige schöne Momente erhält. Zu gleicher Zeit will ich auch bestimmt behaupten, daß sie nirgends den Eindruck einer selbständigen, einer eigenthümlichen künstlerischen Natur entstammenden Schöpfung erzeugen wird. Und das betrachte ich bei einem solchen lang ausgesponnenen Werke als eine Hauptbedingung. Besser sind Fehler bei hervorragenden, bedeutenden Einzelheiten, als jene Makellosigkeit, über die ein sehr unverdächtiger Zeuge, durchaus nicht „neudeutsch" angehauchter Philosoph, Rosenkranz, sich ausspricht: „Die Abwesenheit aller positiven Incorrectheit, die Anwendung bekannter edler Formen von Einzelnen, die Enthaltung jedes Ueberschwunges, die negative Sauberkeit u. s. w. beträgt nicht über den geringeren Gehalt des Innern." Rosenkranz sagt „Gehaltlosigkeit", ich habe das zu harte Wort für den vorliegenden Fall gemildert.

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

In unserer Weihnachts-Bücherschau fortfahrend, können wir dem Empfehlenswerthen die vier diesjährigen neuen Veröffentlichungen von K. Thienemann (Gebr. Hoffmann) in Stuttgart beizählen, welcher Verlag sich mit seinem sorgsam ausgewählten und glänzend ausgestatteten Kinderbüchern stets um Weihnachten eine erste Stelle in der allgemeinen Werthschätzung von Eltern und Kindern zu erobern pflegt. „Hundert Erzählungen aus der Kinderwelt" von Lina Morgenstern ist ein mit reizenden Aquarellen von L. v. Kramer ausgestattetes Geschichtenbuch für Kinderstube und Kindergarten, worin die allbekannte Vorkämpferin für Frauenbestrebungen und häusliche Reformen hundert meist ganz knappe moralische Erzählungen bietet, welche sich als erste Kinderlectüre, zum mündlichen Vortrag und zum Nacherzählen in gleich trefflicher pädagogischer Weise eignen. Für Knaben und Mädchen im Alter von acht bis zwölf Jahren sind „Die Kinder von Bucheck", eine Erzählung von A. v. d. Osten mit ganz vorzüglichen Farbenbildern von Eugen Klimsch. Es ist eine unterhaltende Reihenfolge von kleinen Abenteuern einer kindergesegneten Gutsbesitzersfamilie in Haus und Hof, Feld und Wald, Daheim und unterwegs, wobei das fabula docet niemals vergessen wird, — ungefähr in der Art von Salzmann's oder Basedow's Elementarwerken, aber freilich nicht so altfränkisch und ledern, sondern gut erfunden und frisch erzählt und ohne jede Spur schulmeisterlicher Pedanterie. Ein Prachtwerk für unsere Kinder können wir Musäus' Volksmärchen der Deutschen bearbeitet von G. Müller schon um seines reichen farbigen und schwarzen Bilderschmuckes willen nennen. Wenn wir in diesen Märchen lesen, so begreifen wir vollkommen, daß vor Kurzem der hundertjährige Geburtstag des alten Musäus mit Recht gefeiert worden ist, denn seine aus dem alten Sagenschatze und der Volksseele geschöpften Geschichte sind heute noch so lebendig, wie zur Zeit ihres ersten Auftretens. Die vorliegende Bearbeitung hat alles für die Jugend Unpassende oder Veraltete sehr geschickt beseitigt und so werden in dieser erneuerten Gestalt die altberühmten Legenden vom Rübezahl, der geraubte Schleier, Libussa, die Brunnennixe, Roland's Knappen wiederum Jung und Alt bestens unterhalten. Die Bilder sind von der Künstlerhand Hermann Vogel's. Eine Art modernisirter Jugendfreund ist Das Buch der Jugend, von welchem Jahrbuch schon der zweite Band vorliegt. Unterhaltung und Belehrung ist seine Losung, und er erreicht dies durch eine Fülle fesselnder historischer und culturgeschichtlicher Erzählungen und anregende Aufsätze aus dem Gebiete der Naturwissenschaft und Technik, wobei auch für Spiele, Bilderräthsel, Rechenaufgaben und andere Knacknüsse gesorgt wird. Kurz, der Thienemann'sche Verlag hat auch mit seiner diesjährigen Geschenkliteratur alle Concurrenten, zumal Spamer, weit überflügelt.

Im Verlage von Meißner & Buch in Leipzig hat der unermüdliche Julius Lohmeyer zwei Bändchen herausgegeben, die sich auch durch ihren feinen illustrativen Schmuck auszeichnen. In „Mein Vaterhaus" werden die Freuden unseres Daheim in einer zusammenhängenden Reihe von Capiteln geschildert, während in „Die Reise um die Welt" das Gute schon mehr in der Ferne gesucht wird. J. Kleinmichel und C. Marr haben die beiden Schilderungen mit Bildern von künstlerischem Werthe versehen, die in prächtigen Farben leuchten. Zumal die Reise um die Welt ist meisterhaft illustrirt.

Auch die „Zaubermärchen und Wundergeschichten" von Arno Gals (Jena, Mauke) verdienen wegen des glücklich getroffenen kinderkundigen Tones und der reichen Phantasie, die sich darin ausspricht, ehrenvolle Erwähnung, und dem Kinderfreund empfehlen wir „Aus Kindermund" von Hulda Klönne (Halle, O. Hendel), eine Sammlung köstlicher Aussprüche unserer Kleinen, theils aus Zeitschriften abgedruckt, theils erlauscht oder von glücklichen Müttern überliefert. Namentlich das Capitel Enfant terrible bringt Kinderworte von erschütternder Komik.

Der Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig schickt uns seine Weihnachtsnovitäten in orientalischem Gewande. Die beiden Gedichtbände — bekanntlich bilden ja die Lyriker den eigensten Genre dieses deutschen Lemerre! — haben sich in türkisch und arabisch ornamentirte Decken gehüllt, und auch ihr Inhalt ist verwandten Geistes. Anatolische Volkslieder, Aus der Kaba Dili von Leopold Grünfeld ist eine Sammlung ganz vorzüglich verdeutschter osmanischer Volkslieder, wie sie bei den Türken von Mund zu Mund gehen, ohne in die Kunstpoesie aufgenommen zu werden. Und doch sind sie meist von unvergleichlich höherem Werth als die schwülstigen Scharki's der türkischen Kunstpoesie, die Volksseele lebt in diesen oft tausendjährigen Klängen, von denen zwar der Stambuler Effendi nichts wissen will, aber die doch überall in Anatolien, Bythinien und in den Harems der Levante gesungen werden. Die Lieblingslieder des Kerem und Garib sind förmliche Liebesromane von fast novellistischer Spannung, voll morgenländischen Duftes, heißer Leidenschaft und ohne jene süßliche Sentimentalität, welche die türkische Kunstpoesie oft so ungenießbar macht. Die „Lieder vom Goldenen Horn" von Karl Foy sind dagegen unbeschadet ihrer gleichfalls türkischen Drapirung „aus deutschem Blut entsprungen, nur am Goldenen Horn gewoben." Die Liebeslieder sind aber bei aller orientalischen Vermummung nicht bloß gemacht, sondern von tiefinnerlicher Gluth und Leidenschaft erfüllt, und daß dem Dichter auch die schwere Gedankenwelt zum Gedichte werden kann, beweist das schöne: „Türkischer Friedhof" oder das fromme „Der Friede." Von prächtigem Humor sind die wenigen Gedichte des türkischen Eulenspiegels Naßreddin und voll Schelmerei die griechischen Tanzklänge.

Die Schulze'sche Hofbuchhandlung in Oldenburg versendet zur Weihnachtszeit einige Novitäten ihres Verlags, die eigentlich mehr als nur einen flüchtigen Hinweis verdienen. Zuerst einige neue Auflagen folgender Gedichtsammlungen: A. Fitger's Winternächte, Croon-Mayer's Liederborn, Rittershaus' Buch der Leidenschaft. Auch Fitger's Hexe, das erfolgreiche Drama, erscheint eben in fünfter Auflage. Ein treffliches Buch ist Poppe's Zwischen Ems und Weser, eine treue

Digitized by Google

Schilderung von Land und Leuten in Oldenburg und Ostfriesland. Marsch, Moor und Geest werden hier in feuilletonistisch gewandten Aufsätzen geschildert, für culturgeschichtliche und sprachliche Sonderheiten hat der Verfasser ein scharfes Auge, die Liebe zu seiner Heimath führt ihm überall die Feder, und auch der Dichter in ihm kommt hier und da zu Wort.

Blumen und Lieder. Von Johannes Stauffacher. (Breslau, T. T. Wiskott.) — Das originelle Beispiel dieses Sängers verdient Nachahmung, denn wenn jeder Lyriker seine Gedichte mit eigenen Zeichnungen künstlerisch begleiten lassen wollte, dann würde es wohl stiller auf dem deutschen Parnaß werden, was, wie wenigstens die Recensenten meinen, gar nichts schaden könnte. Nun, die Lieder dieses Schweizer Malers sind ungleichwerthig, aber zum Theil doch wohl gelungen, frisch gesungen und gut in der Form — vor Allem das schöne „Vor kurzer Zeit" —, aber die geschmackvollen Blumen-Ornamente, die sie umranken, machen Alles wieder gut, was etwa der Dichter gefehlt haben könnte. Jedenfalls ist es eine in Wort und Bild sinnvolle Gabe eines durchaus poetischen Geistes.

Kommt zu mir! Bilder aus dem Leben des Heilands. Von Heinrich Hofmann. (Breslau, T. T. Wiskott.) — Eine Festgabe für christliche Familie nennt sich diese prächtig ausgestattete Mappe mit ihren 13 Folioblättern nach Zeichnungen des rühmlichst bekannten Schöpfers von „Gedenke mein!", und wir wüßten in der That keine neuere Erscheinung, welche dem frommen deutschen Hause gleich willkommen sein könnte. Die erhabenen Gestalten des neuen Testaments sind hier mit einer Innigkeit und künstlerischen Vollendung vom feinen Stifte festgehalten, die jeden dogmatischen Beigeschmack, jede klügelnde Absichtlichkeit vornehm verschmähen und Katholiken wie Protestanten gleich tief fesseln und erbauen müssen. Es ist das rein Menschliche in seiner hehrsten Erscheinung und dabei so schlicht in den Mitteln, so keusch im Ausdruck und ohne wesenlose Verhimmelung und Ueberschwänglichkeit wahrhaft religiös und fromm. Da stört nirgend eine theatralische Geberde, ein conventioneller Ausdruck, Alles ist starke Eigenart, die nur aus der Tiefe des Gemüthes schöpft. Wie oft, und zwar von den größten Meistern wurde schon Mariä Verkündigung verherrlicht, aber man wird in der Zeichnung Hofmann's weder in dem Engel mit der Lilie, noch in der sich leis von ihrem Betstuhl ihm zuwendenden Jungfrau mit den in frommer Ergebung über der Brust gekreuzten Armen einen Anklang an schon Dagewesenes finden. Dabei ist Hofmann niemals süßlich und lediglicher Schönfärber. Man braucht nur zu beachten, wie scharf er zu charakterisiren versteht, z. B. die Köpfe der drei Weisen, der Apostel, der Hohenpriester. Das morgenländische Costüm ist nirgends aufdringlich betont; am stärksten noch bei der Samariterin, und auch hier trifft Hofmann immer die richtige Grenze, zum Unterschiede von unseren Plenairisten, die uns glauben machen wollen, daß die Fischer des Heiligen Landes damals unseren Handwerksburschen zum Verwechseln ähnlich gesehen. Wir empfehlen dieses Werk eines frommen aber nicht frömelnden, kerngesunden deutschen Künstlers.

Inserate.

Verlag von **C. T. Wiskott** in **Breslau.**

Blumen und Lieder von Johannes Stauffacher. 8 Blatt in Folio in eleganter Mappe 4 Mark.

Kann man nicht in Bücher binden — Gieb ein fliegend Blatt den Winden!
Was die Stunden dir verleih'n — Wuntre Jugend hascht es ein.

Die Mappe eignet sich in Folge ihrer hocheleganten Ausstattung — in Folge der vorzüglich gelungenen Ausführung — und in Folge der vom Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Poesie des Dichters vorzüglich als Weihnachtsgeschenk für Damen.

Cotta'sche sehr elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben.
Schiller's sämmtliche Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 7.—
Goethe's Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 6.—
Lessing's Werke. 3 Bände. Gebunden ℳ 5.—
Uhland's Gedichte und Dramen. Gebunden ℳ 5.—
Dieselben. Hochelegante **Jubiläums-Ausgabe**. Gebunden ℳ 7.—
Illustrirter **Weihnachtskatalog** gratis und franko.
J. G. Cotta in **Stuttgart.**

Das Buch der Jugend.
Ein Jahrbuch der Unterhaltung und Belehrung für unsere Knaben.
Mit Beiträgen von
Dr. H. Pierks, J. Dufresne, E. Fischer, Dr. E. H. in E., Prof. Dr. E. Kaller, Marinepfarrer Heims, Hofgartenin spektor Jaeger, Prof. Dr. Koch, A. Oriled, Carl Herm. Fliz, Hermine Froschko, Dr. H. Schubert, Oskar Schwebel, Dr. R. Weltbrecht, Dr. M. Wildermann.
Alljährlich ein Band von ca. 400 Seiten mit vielen Text- und farbigen Bildern.
Elegant gebunden M. 6.50.
Jeder Band bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Bis jetzt sind zwei Bände erschienen.

Zur Einführung:

Das Buch der Jugend will sein, was der Titel sagt: nicht **ein** sondern **das** Buch der Jugend, und zwar **unsrer modernen** Jugend, die sich nicht mehr mit der geistigen Nahrung begnügt, wie sie uns seiner Zeit geboten wurde. Unsere Jungen verlangen, angeregt durch das Leben, wie den Unterricht außer den ewig jungen **Indianergeschichten** und **sonstigen Erzählungen**, für die wir in reichem Maße gesorgt haben, vor allem Einführung in die sie umgebende Welt, Aufschluß über all das Wunderbare in der Natur, Erklärung staunenswerter Leistungen auf dem Gebiete der Technik, Antwort auf die tausend und abertausend Fragen, die sich einem aufgeweckten Knaben täglich, ja stündlich aufdrängen.

Hier soll das Buch der Jugend eingreifen.

An textlich wie illustrativ in hohem Maße ansprechenden Artikeln aus dem Gebiete der **organischen Natur** schließen sich Erörterungen über das Walten und Schalten der **Naturkräfte** und deren Anwendung in der **Technik**. Um dies Interesse zu einem nachhaltigen zu machen, sind in dem Buche ungezählte **Experimente** und **Spielereien** zerstreut, haben wir es uns angelegen sein lassen, unsere jungen Freunde für **Sammlungen aller Art**, für **Blumenpflege, Thierzüchten** 2c. zu begeistern. Nicht minder wichtig erschien den Herausgebern die Einführung unserer Knaben in das **Praktische**.

Jeder tüchtige Junge sollte nach unserer Meinung ein Steckenpferd haben und womöglich eines, das ihm aus dem Arbeits- und Schulzimmer hinaus ins Freie führt. Aus Stubenhockern und unpraktischen Träumern möchten wir frische, thatkräftige Gesellen mit erziehen helfen. Deshalb legen wir auch ganz besonderes Gewicht auf **Körperausbildung** und **Bewegungsspiele**. Mit diesen Artikeln wechseln **kulturgeschichtliche** und **historische** Erzählungen, **Spiele im Zimmer** und eine Menge anregender **Rätsel, geometrische** und **Rechenaufgaben** 2c., so daß das Buch der Jugend mit vollem Rechte gelten kann als

das vielseitigste und anregendste Buch für Knaben, als ein unzertrennlicher Kamerad fürs ganze Jahr.

Musäus. Volksmärchen der Deutschen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von **Dr. Moritz Müller.** Illustriert von **Hermann Vogel** in **Plauen.**
Prachtausgabe: 330 Seiten mit 50 Originaltext- und 8 prächtigen Farbenbildern in reichem farbigem Leinenband. ℳ 6.—
Billige Ausgabe: 350 Seiten mit 50 Originaltext- und 8 schwarzen Vollbildern in farbigem Umschlag eleg. kart. ℳ 4.—

Morgenstern, 100 Erzählungen aus der Kinderwelt. Für Kinderstube und Kindergarten. Mit 8 prächtigen Farbendrucken von **L. von Kramer.** In farbigem Umschlag gebd. ℳ 4.—

A. v. d. Osten, Die Kinder von Bucheck. Eine Erzählung für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren. Mit 4 prächtigen Farbendrucken von **Eugen Klimsch.** In farbigem Umschlag gebd. ℳ 3.—

Verlag von **A. G. LIEBESKIND** in **Leipzig.**
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder der Huldigung
von **C. G. Hübler.**
Lexikon-Format. 47 Seiten zweifarb. Druck M. 1.—.
Inhalt: Vorgesang an Pindar.
I. An den Feldherrn des Reiches.
II. „ „ Kanzler des Reiches.
III. „ „ Kaiser.
Nachgesang an das Vaterland.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

In **Richard Mühlmann's Verlag** in **Halle a. S.** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Muff, Prof. Dr. Chr., Das Schöne.
Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise.
Brosch. 2 ℳ 80 ₰. Eleg. geb. 3 ℳ 60 ₰.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fastnachtsspiele
von
Heinrich Kruse.
Inhalt: Prolog. — Der Teufel zu Lübeck. — Der eifersüchtige Müller. — Standhafte Liebe.
8. Preis geheftet: ℳ 2. —
In Leinwand gebunden: ℳ 3. —

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.
Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Digitized by Google

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig:

Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Von **Johannes Scherr.** Vierte, neu durchgesehene und verbesserte Auflage. 10 Bde. 10 M. — In drei Leinenbde. geb. 13 M. In drei Halbfranzbde. geb. 14 M 50 Pf.

Deutsche Kultur- u. Sittengeschichte. Von **Johannes Scherr.** Neunte, verbesserte und ergänzte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Geh. 8 M. In Leinw. geb. 9 M. In Halbfranz geb. 9 M 50 Pf.

Klassische Sentenzen. Eine Spruchsammlung aus Goethe und Schiller. Herausgegeben von **Max Mandl.** Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Kleinrussische Volkslieder. Metrisch übersetzt von **Ludw. A. Staufe-Simiginowicz.** Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Lügen- und Widersprüche in den Sittengesetzen. Vier zeitgemäße Briefe über das weibliche Geschlecht und seine Zukunft von **Eugen Bauval.** 3 M.

Verlag von **Hermann Gesenius** in **Halle.**

In neuen Auflagen erschienen 1887:

Geschichte der Griechen
bis zur Unterwerfung unter Rom.
Von
H. W. Stoll, Professor in Weilburg.
Vierte Auflage.
Brosch. 5 M. 50 Pf. Eleg. geb. 6 M. 50 Pf.

Blüten und Perlen
deutscher Dichtung. Neue Miniaturausgabe mit 10 Illustr. 29. Aufl. Höchst eleg. geb. 5 M.
Die große Anzahl von Auflagen spricht schon deutlich genug für die Beliebtheit dieser Anthologie, welche mit vielem Takt und feinstem Geschmack aus den neueren Dichtern zusammengestellt und um hervorragende jüngere Dichteranotoren bereichert worden ist.

Früher sind erschienen:

Charles Dickens' (Boz) ausgewählte Romane.
Deutsch von **A. Scheibe.** Illustrierte Ausgabe. In 8 Bänden, elegant gebunden.
David Copperfield. In 2 Bde. geb. 9 M. **Harte Zeiten.** Geb. 4 M. **Oliver Twist.** Geb. 5 M. **Bleakhaus.** In 2 Bde. geb. 9 M. **Die Pickwickier.** In 2 Bde. geb. 9 M.

Bei Abnahme der sämtlichen 8 Bände in eleganten Leinenband gebunden statt 36 Mark für 32 Mark.

Elegante dem Original möglichst gleichkommende, vor allen Dingen auch vollständige Uebersetzung, gediegene Ausstattung mit Illustrationen und billiger Preis dürfen als die Vorzüge dieser Ausgabe hervorgehoben werden.

Tegnér's Frithjofs-Sage.
Aus dem Schwedischen von **H. Mosnike.**
Miniatur-Ausgabe.
19. Aufl. Sehr eleg. geb. 3 M.
Volks-Ausgabe.
18. Aufl. Eleg. geb. 1 M. 80 Pf.

Tegnér's poetische Werke.
Deutsch von **P. J. Willatzen.** In zwei Bände elegant geb. 10 M. Band I. **Lyrische Gedichte.** Eleg. geb. 5 M. Band II. **Die Abendmahlskinder. — Axel. — Gerda. — Die Kronbraut. — Die Frithjofs-Sage.** Eleg. geb. 5 M.

Des Mädchens Wunderhorn.
Hochdeutsche Gedichte der neueren und neuesten Zeit.
Zwölfte Auflage.
Neu bearbeitet von **H. E. Barthel.**
Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Im Verlag von **C. T. Wiskott** in **Breslau** erschien soeben:

Kommet zu mir! Festgabe für christliche Familien.

Neue Folge von 13 Bildern aus dem Leben des Heilandes
von
Heinrich Hofmann,
Professor der Königlichen Akademie in Dresden.

In hocheleganter Mappe entworfen von **Joh. Stauffacher.**

Preis 25 Mark.

Inhalt:

1. Verkündigung.
2. Die drei Weisen aus dem Morgenlande.
3. Die Flucht nach Egypten.
4. Jesus und die Samariter.
5. Auferweckung des Jünglings zu Nain.
6. Die Ehebrecherin vor Christo.
7. Das heilige Abendmahl.
8. Die Verurtheilung.
9. Am Kreuze.
10. Zu Grabe getragen.
11. Am Auferstehungsmorgen.
12. Himmelfahrt.
13. Titelbild.

Weihevolle Kunstschöpfungen voll Hoheit und Schönheitsglanz, ein ächtes Sonntagswerk christlicher Hausfeier, um das sich die gesammte christliche Welt in Andacht und Entzücken schaart. Dieses überall willkommene **Confirmations-, Firm-, Braut-, Hochzeits- und Weihnachtsgeschenk** liegt in allen renommirten Buchhandlungen zur Einsicht aus.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Augenblicksbilder.

Denkwürdige Momente aus dem Leben **des Kaisers und des Kronprinzen.**
Manöverscenen und neue Thierbilder:
Edle Pferde, Hirsche, Rehe, Füchse etc.
Kabinet à Mk. 1.—. Illustr. Katalog 50 Pf.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Briefwechsel
zwischen
Wagner und Liszt.
2 Bände gr. 8.

Über den binnen Monatsfrist erscheinenden Briefwechsel wird von wohlunterrichteter Seite geschrieben:

Der mit Spannung erwartete Briefwechsel der beiden größten Musiker unserer Zeit führt auf's Lebendigste ein in die hochinteressante Periode, in welcher das junge Kunstwerk der Zukunft entstand und mit den Bedingungen seines Erscheinens schwer zu ringen hatte. Zugleich mit der Zeit werden die Persönlichkeiten der beiden Musiker in ihrer ganzen Eigenart darin wieder lebendig, welche ein Freundschaftsbund zur Erreichung des gemeinsamen Ideals verband, wie er seines Gleichen nur gehabt in demjenigen unserer großen klassischen Dichter. Weihte uns der Briefwechsel Goethe-Schillers in die geistige Arbeit an den ästhetischen Bestimmungen eines deutschen Kunststyles ein, so zeigt der Briefwechsel Wagner-Liszts den leidenschaftlich bewegten Kampf um die äußere Verwirklichung des geschaffenen deutschen Kunstwerkes selbst.

Zentral-Bezugsquelle für im Preise ermässigte Bücherwerke bei
Gustav Fock, Bücherversandgeschäft,
in Leipzig, Neumarkt 40 u. 38 I.
Weihnachts- u. Lager-Katalog gratis u. franko.

Grosse Preisherabsetzung.

Deutsche illustr. Zeitung, Jahrg. 1887.
Folio. 1242 Seiten. Reich illustrirt.
Statt 14 1/2 M nur 6 M.
In Prachtband geb. Statt 18 M nur 8 M.
Enthält u. A. die berühmten Romane von Heyse, Roman d. Stiftsdame, Nat. v. Eschstruth. Polnisch Blut, Heiberg, Januskopf etc. etc. Illustrationen von künstlerischer Vollendung. Familenbuch im vollsten Sinne des Wortes.

Ich liefere nur neue Exemplare.
Antiquar.- u. Weihnachts-Cataloge gratis.
H. Barsdorf in Leipzig.

Hierzu drei Beilagen von Georg D. W. Callwey in München, Freund & Jeckel in Berlin und Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 17. December 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Kornzollfrage. Von Karl Walcker. — Die Sendlinge des französischen Unterrichtsministers in Deutschland. Von Hermann Fehse. — **Literatur und Kunst:** Bücher und kein Ende. Von Wilhelm Goldbaum. — Wilhelm Jordan's neuer Roman. Von Karl Hochberg. — Julius Wolff's „Recht der Hagestolze". Von Z. — **Feuilleton:** Ein weißer Indianerhäuptling. Von Bret Harte. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Die Kornzollfrage.

Von Karl Walcker.

Kornzölle hat es schon vor dem Zolltarif von 1879 in Deutschland gegeben. Reducirt man Scheffel nach Engel's Verhältnißzahlen auf Kilogramm und Silbergroschen auf Mark, so betrug der Weizenzoll des preußischen Zolltarifes von 1818 45 Pfennige für 100 Kilogramm und der Roggenzoll sogar nur 18 Pfennige für dieselbe Gewichtsmenge, die im Nachfolgenden stets gemeint ist. Der höchste Kornzoll, der im Zollverein überhaupt erhoben wurde, betrug 1 Mk. 18 Pf. für Weizen, 1 Mk. 25 Pf. für Roggen. Die damaligen Kornzölle wurden indeß durch viele örtliche, provinzielle und zeitliche Ausnahmen stark durchlöchert und durch den deutsch-österreichischen Handelsvertrag von 1865 ganz aufgehoben. Schon vorher hatte jeder Staat das Recht, Korn und Mühlenfabrikate zollfrei einzulassen, sobald der Roggenpreis auf 18 Mk. 75 Pf. gestiegen war.

Im November 1887 wurde dem Reichstage ein Gesetzentwurf betreffend die Abänderung des Zolltarifes vorgelegt. Die Bedeutung dieser Novelle wird am anschaulichsten, wenn man ihre Sätze mit den Zollsätzen von 1879, 1881 und 1885 in tabellarischer Form vergleicht.

	Zollsätze in Mark nach dem Tarif von			
	1879	1881	1885	1887 (d. h. dem Gesetzentwurf)
Roggen . . .	1	—	3	6
Weizen . . .	1	—	3	6
Mehl ꝛc. . .	2	3	7,5	12

Der Gesetzentwurf von 1887 enthält auch Bestimmungen, meist Vorschläge zu Zollerhöhungen, in Betreff des Hafers und Buchweizens, der Hülsenfrüchte und der Gerste, der Raps-, Rüb- und Leinsaat, des Mais und Malzes, der Stärke, der Nudeln, der Speiseöle, des Leinöls ꝛc. Von diesen verhältnißmäßig minderwerthigen Waaren wird im Folgenden der Kürze halber abgesehen. Sehr wichtig ist dagegen der § 2 des Entwurfes, der sog. Sperrgesetzparagraph, nach welchem das gegenwärtig (Anfang December) noch gar nicht zu Stande gekommene neue Zolltarifgesetz eine rückwirkende Kraft haben, für Weizen, Roggen, Mühlenfabrikate und andere Waaren schon vom 26. November 1887 an gelten soll. Dieser Punkt ist von der Presse und vom Deutschen Handelstage, überhaup von der öffentlichen Meinung mit Recht sehr getadelt werden Nach allgemein anerkannten Rechtsgrundsätzen sind Gesetze mit rückwirkender Kraft nur dann zulässig, wenn unzweckmäßige, veraltete oder harte Gesetze aufgehoben oder gemildert worden; wenn z. B. in Rußland, oder in der Türkei ein Toleranzgesetz erlassen würde. Wenn das Sperrgesetz zu Stande kommt, so wird es dagegen deutschen Staatsbürgern, Kornhändlern, die ganz gesetzliche und sittliche Geschäftsoperationen unternommen haben, einen mehr oder minder schweren Capitalverlust zufügen.

In dem in Rede stehenden, im Verlage von Carl Heymann in Berlin erschienenen Gesetzentwurf findet sich gleich auf der ersten Seite ein fundamentaler Denk- und Rechenfehler, der die ganze Beweisführung des Verfassers zu nichte macht. Er weist mit starker Betonung darauf hin, daß die Kornpreise von 1867 an bis jetzt gesunken sind. Auch abgesehen von dem Umstande, daß der ganz ungewöhnliche ostpreußische Nothstand in das Jahr 1867 fiel, ist darauf zu entgegnen, daß die niedrigen Kornpreise des Jahres 1887 und früherer Jahre großentheils, um nicht zu sagen hauptsächlich eine Folge der ungewöhnlich reichen Ernten waren und sind, deren sich die deutsche Landwirthschaft zu erfreuen hatte. In Folge dessen ist der Erlös für verkauftes Getreide in den letzten Jahren auf rationell bewirthschafteten Gütern nicht gesunken, sondern gestiegen, wie der Generalredner der antikornzöllnerischen Mehrheit der Nationalliberalen, der Abgeordnete Geibel, am 1. December 1887 im Reichstage hervorhob, indem er exacte Daten aus den Büchern eines ihm genau bekannten Rittergutes anführte. Geibel ist aber nach dem Hirth'schen Parlamentsalmanach selbst praktischer Landwirth, Kammergutspächter im Meiningischen.

Der Verfasser, unter dem stets der Autor der Motive des Gesetzentwurfes zu verstehen ist, behauptet ferner, die Productionskosten des Getreides seien nicht gesunken. Das ist nur zum Theil richtig. Durch Einführung von Maschinen sind diese Kosten auf gut bewirthschafteten Gütern nach Geibel und Anderen wohl gesunken. Der Bau von Eisenbahnen hat ferner die Frachtkosten gegen früher gewaltig herabgedrückt, was auch den inländischen Landwirthen zu gute kommt. Die meisten Industrieproducte, welche die Landwirthe zum persönlichen Bedarf und zum landwirthschaftlichen Betriebe brauchen, sind ferner stark im Preise gesunken, und der Zinsfuß ist von 5 auf $3^1/_2$, ja 3 Procent gesunken.

Die Theorie von der Unmöglichkeit einer Einschränkung des Kornbaues und einer Ausdehnung der Viehzucht, des Gemüse- und Obstbaues ꝛc. wird allerdings von anonymen agrarischen Zeitungsschreibern vertreten; aber sie ist falsch, wie

Digitized by Google

Autoritäten ersten Ranges und die tägliche Erfahrung zeigen. Schon Friedrich der Große war für vermehrten Futterbau, wie der Oekonomierath Stadelmann in einer amtlichen Publication der preußischen Staatsarchivverwaltung angibt. Der von den Bodenverhältnissen und dem Klima Deutschlands hergenommene Einwand ist unhaltbar, wie Thaer, J. Conrad, J. Kühn und Andere gezeigt haben (vgl. die Belegstellen bei Walcker, Handbuch der Nationalökonomie, Bd. II. 1883. S. 244 ff.). Als Ganzes betrachtet ist die deutsche Landwirthschaft noch lange nicht rationell und intensiv genug; aber trotzdem macht die intensive Landwirthschaft, mit ihrer Ausdehnung der Viehzucht und anderen Reformen, in allen Gegenden des Deutschen Reiches, auf Rittergütern wie auf Bauerngütern, Fortschritte, wie man aus den amtlichen Berichten der preußischen Landwirthschaftsminister Dr. Friedenthal und Dr. Lucius, aus den vom Verein für Socialpolitik 1883 und 1887 herausgegebenen Berichten über die bäuerlichen Zustände und den Wucher auf dem Lande, aus bayerischen Handelskammerberichten und vielen sonstigen Quellen ersieht. Thaer, dem die dankbaren Landwirthe ganz Deutschlands in Leipzig ein Denkmal gesetzt haben, ist aber gewiß eine größere Autorität, als anonyme Agrarier. Die Halle'schen Professoren J. Conrad und J. Kühn waren früher selbst praktische Landwirthe: Conrad ist der Sohn und der Bruder eines westpreußischen Rittergutsbesitzers; und Kühn, der eine der größten Autoritäten auf dem Gebiete der Viehzucht ist, wird gerade von den Agrariern sehr gefeiert, weil er 1885 in einer kleinen, verfehlten Broschüre den Nachweis zu führen versuchte, daß die Kornzölle auch im Interesse der kleineren Landwirthe, der großen Mehrzahl der Landwirthe, liegen. Der Einwand, daß die Minister Friedenthal und Lucius mehr als Redakteure wie als Verfasser ihrer Berichte anzusehen sind, wäre nicht stichhaltig; denn ihre Berichte sind im Wesentlichen nur eine Zusammenfassung der Daten, welche die, meist aus Rittergutsbesitzern bestehenden landwirthschaftlichen Vereine Preußens selbst geliefert haben.

Der Hinweis des Verfassers auf die „wirthschaftlichen Gründe", welche den Uebergang zu intensiveren Ackerbausystemen ausschließen (?), soll wohl bedeuten, daß es vielen Landwirthen an Betriebscapital fehlt. Diese Thatsache ist leider richtig, wie auch die Neue Preußische Zeitung 1887 zugab; aber sie beruht keineswegs auf unabänderlichen Naturgesetzen. Die Verschwendung, die zu luxuriöse Lebensweise der Agrarier, die Mängel der preußischen Hypothekenbankgesetzgebung und ähnliche Dinge können und sollen abgestellt werden. Beim Capitalüberfluß Deutschlands, Hollands, Belgiens und Englands wäre es sehr leicht, der Landwirthschaft das nöthige Betriebscapital in Hülle und Fülle und zu niedrigem Zinsfuße zu verschaffen.

Die Berliner Viehpreise sind 1886 gegen 1885 nur unbedeutend gefallen, zum Theil sogar gestiegen, wie die vom Statistischen Amt der Stadt Berlin auf Grund der Angaben des Polizeipräsidiums ermittelten Durchschnittspreise zeigen. Noch stärker sind die Fleischpreise im preußischen Staate gestiegen. Das geringe Sinken des Schweinefleischpreises hat wenig zu bedeuten. Solche Schwankungen kommen auch bei Waaren vor, die stetig von Jahrzehnt zu Jahrzehnt im Preise steigen. 1881, 1882 und 1883 betrug der Preis bereits 1,28 Mk.

In den Motiven wird ferner betont, daß alle (?) Gewerbekammerberichte die Lage der Landwirthschaft in sehr düsteren Farben schildern. Als Beispiele werden Stellen aus den Berichten der Gewerbekammern zu Hannover und Hildesheim angeführt. Der Verfasser unterläßt aber anzuführen, ob auch nur eine einzige Gewerbekammer Kornzölle als ein Heilmittel des angeblichen Nothstandes empfiehlt. Das scheint nicht der Fall zu sein, denn sonst werde es sicher mitgetheilt worden sein. Hinsichtlich Hannovers ist ferner zu bemerken, daß Roscher schon 1859 die übertriebene Parcellirung der südlichsten Gegenden Hannovers constatirte (die wohl größtentheils eine Folge der Gebundenheit ist, welche in anderen Gegenden Hannovers, überhaupt Deutschlands herrscht und eine gesunde innere Colonisation erschwert). Sollten sich indeß wirklich irgendwo einige reiche Zunftmeister für Kornzölle ausgesprochen haben, so würde das nichts beweisen. Freunde von Zunftprivilegien und Freunde der Korn- und Brotvertheuerung schließen eben gern ein Bündniß auf Kosten des Publikums. Die ungeheuere Mehrheit der deutschen Handelskammern, einschließlich der schutzzöllnerischen, ist für die Rückkehr zum System der Handelsverträge, gegen Kornzollerhöhungen.

In den Motiven heißt es ferner, in Preußen sei 1886/87 zum ersten (?) Mal ein Rückgang in der Steuerfähigkeit der ländlichen Bevölkerung eingetreten, „namentlich in dem industrielosen Osten". Selbst wenn die behauptete Thatsache richtig ist, so kann sie auf zu niedrigen Einschätzungen, auf Schullastenprivilegien eines Theiles der Rittergutsbesitzer, auf der darauf beruhenden Steuerüberbürdung eines Theiles der Bauern, auf Wildschäden und dergleichen beruhen. Die vom Reichskanzler, vom Grafen F. A. Eulenburg und vielen anderen hervorragenden Männern verschiedener Richtungen empfohlene Hebung der Industrie der menschenleeren Ackerbaugegenden des Ostens ist gewiß sehr wünschenswerth und unschwer durchzuführen; aber die Agrarier wollen diese Hebung aus Neid auf den Reichthum und das Ansehen der Großindustriellen gar nicht, wie der freiconservative Kornzöllner W. v. Kardorff schon 1875 in seiner bekannten Broschüre „Gegen den Strom" mit Recht ausgeführt hat. Der Verfasser der Motive des Gesetzentwurfes wünscht ferner, daß die Landwirthe sparsam und rationell wirthschaften. Das ist gewiß zu wünschen, aber gerade Kornzölle bestärken die Agrarier in ihrer kurzsichtigen Opposition gegen die Hebung der Industrie des Ostens, gegen eine sparsame Lebensweise und einen rationellen Betrieb der Landwirthschaft.

Da die Kornzollfrage seit Jahren in Deutschland und im Auslande erörtert wird, so konnten weder die Freunde, noch die Gegner der Kornzollerhöhungen in den Reichstagsdebatten vom 1. und 2. December viel Neues vorbringen, so geschickt die Antikornzöllner ihre Sache auch vertraten. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sich unter den sechs Rednern, welche gegen Kornzollerhöhungen sprachen, nicht weniger als drei praktische Landwirthe befanden, nämlich Geibel, der nationalliberale württembergische Oekonomierath Grub und der deutschfreisinnige schleswigsche Hofbesitzer Lorenzen. Einer der sechs Redner, nämlich der ultramontane Obertribunalsrath Peter Reichensperger, der schon 1847 und 1856 zwei sehr beachtenswerthe Schriften über die Agrarfrage und die freie Agrarverfassung geschrieben hat, ist nicht einmal Freihändler, sondern im Uebrigen Schutzzöllner, wie auch seine 1887 bei J. Springer erschienene, trotz ihren Mängeln lesenswerthe Broschüre über die Gemeinschädlichkeit der in Aussicht gestellten Erhöhung der Kornzölle beweist.

Der Schreiber dieser Zeilen sagte am 15. October 1887 in der „Gegenwart": „Kornzölle sind . . . für richtige Agrarier das, was Spirituosen und Morphium für Trunk- und Morphiumsüchtige sind, ein süßes, aber verderbliches Gift." Dieser Punkt wurde auch in der jüngsten Reichstagsdebatte betont. Der Abgeordnete Geibel bemerkte (gleich Sombart und Anderen), das theilweise Herabgehen der unsinnig in die Höhe getriebenen Güterpreise sei ein Gesundungsproceß; und eine künstliche Erhöhung der Preise durch Kornzölle sei, ähnlich den Spirituosen, ein süßes, aber gefährliches Gift. Er warnte, gleich dem Abgeordneten Th. Barth, den Professoren Th. Freiherr von der Goltz, J. Conrad und Anderen vor jener acuten Krisis der Pacht- und Kaufpreise, zu welcher die Kornzölle führen müssen. In demselben Sinne spricht Roscher von der „Landjobberei" der Agrarier. Freiherr von der Goltz war früher selbst praktischer Landwirth und ist eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Taxationslehre und Buchführung. Das Sprüchwort, daß der Appetit beim Essen kommt, bewährte sich auch in der Kornzolldebatte. Zwei Kornzöllner forderten die Abschaffung der Goldwährung, obgleich der Minister Lucius vor diesem tactischen Fehler warnte, der die ohnedies zahlreichen Gegner der Kornzölle noch mehr verstärken muß. Man darf ferner nicht übersehen, daß die reichsten und gebildetsten Gegenden des Reiches vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließ-

Digitized by Google

lich, von Gegnern der Kornzölle, die wirthschaftlich zurückgebliebenen oder ultramontanen Gegenden des Reiches vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, von Kornzöllnern im Reichstage vertreten werden. Dazu kommt noch, daß die Eintheilung der Reichstagswahlkreise auf Grund der längst veralteten Daten der Volkszählung von 1865 geregelt ist. In Folge dessen haben die größeren Städte und die Industriebezirke viel zu wenig Vertreter im Reichstage. Berlin hat z. B. nur sechs Vertreter, während es dreizehn bis vierzehn haben müßte; denn auf je 100,000 Seelen soll nach dem Wahlgesetze vom 31. Mai 1869 je ein Reichstagsabgeordneter gewählt werden.

Trotzdem dürfte das Verhängniß seinen Weg nehmen, dürfte eine abermalige starke Erhöhung der Kornzölle zu Stande kommen, aber der Sieg der Agrarier wird wieder ein Pyrrhussieg, der Anfang vom Ende des agrarischen Paroxysmus sein, den Beginn der Genesung bedeuten. Die Abmachungen, welche die industriellen Schutzzöllner und die Agrarier 1878 getroffen haben, sind noch nicht durch Memoiren eines der Betheiligten an die Oeffentlichkeit gelangt. Es ist sogar aus inneren Gründen unwahrscheinlich, daß ganz bestimmte Abmachungen getroffen worden sind; denn beide Theile trauten sich nicht über den Weg, und jede allzu deutliche Aussprache hätte gezeigt, daß jeder Theil den anderen zu übervortheilen, hinters Licht zu führen wünschte. Trotzdem ist es sicher, daß die industriellen Schutzzöllner nur unter der Voraussetzung niedriger Kornzölle auf das unnatürliche zollpolitische Bündniß mit Agrariern und Ultramontanen eingingen. Diese Voraussetzung ist jetzt hinfällig geworden. Die unablässig nach hohen, höheren und noch höheren Kornzöllen trachtenden Agrarier haben ihren Vertrag mit den Industriellen so zu sagen gekündigt; und die Großindustriellen, die in Wahrheit mächtigste Klasse des Deutschen Reiches, werden nicht säumen, die Consequenzen dieser Thatsache zu ziehen. Im Interesse ihrer Selbsterhaltung, ihrer Concurrenz mit der englischen, belgischen, schweizerischen und nordamerikanischen Industrie, ihrer Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn und Rußland, im wohlverstandenen Interesse ihrer Arbeitermassen, überhaupt der ärmeren Klassen und der ganzen deutschen Nation, wird und muß die Industrie den ihr aufgenöthigten Kampf aufnehmen und, unterstützt von den gemäßigtsten, staatsmännischsten Elementen aller Klassen, natürlich auch der Großgrundbesitzer, zu einem siegreichen Ende führen. Die Geschichte der englischen Kornzölle und andere Erfahrungen zeigen, daß gerade die allmähliche Aufhebung der Kornzölle zu jenen technischen Fortschritten, zu jenem großartigen Aufschwunge der Landwirthschaft führt, den alle Patrioten ersehnen.

Auch die Berathungen der Kornzollcommission des deutschen Reichstages lieferten gewichtige Gründe gegen die Vorlage. In der ersten Lesung wurde ein gegen das Sperrgesetz gerichteter Antrag Windthorst's angenommen. Hinsichtlich der Höhe der Kornzölle kam die Commission ferner zu gar keinem Resultate, weil die Anhänger des 6 Marksatzes sich mit den Anhängern eines vermittelnden 5 Marksatzes und den grundsätzlichen Gegnern jeder Kornzollerhöhung nicht einigen konnten. Dieser Punkt hat eine mehr formelle Bedeutung, denn im Plenum des Reichstages dürfte eine mehr oder minder starke Erhöhung jedenfalls durchgehen. Wichtig ist dagegen der dabei wiederum zu Tage getretene innere Zwiespalt der Kornzöllner der verschiedenen Gegenden des Reiches in Betreff der Frage der Aufhebung des Identitätsnachweises des zollfrei zur Wiederausfuhr eingeführten ausländischen Getreides. Die Kornzöllner des Nordostens sind für die Aufhebung, während die meisten west- und süddeutschen Kornzöllner lieber auf die Zollerhöhung verzichten, wie auf die Beseitigung des Identitätsnachweises eingehen wollen. Dieser innere Zwiespalt der Agrarier ist Wasser auf der Mühle der freihändlerischen und gemäßigt schutzzöllnerischen Gegner aller Kornzölle, namentlich aber hoher Kornzölle.

Die Sendlinge des französischen Unterrichtsministers in Deutschland.

Von Hermann Fehse.

Während der französische Kriegsminister Boulanger durch seine geräuschvoll fieberhafte Thätigkeit Deutschland und ganz Europa Monate lang in unbehaglicher Spannung und Aufregung hielt, um in jähem Falle unter Spott und Verachtung von der politischen Bühne zu verschwinden, verfolgte das geräuschlos und stetig arbeitende Unterrichtsministerium, neben seiner großartigen organisatorischen Thätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Unterrichts, in aller Stille einen Plan, von dem Europa nichts, Frankreich nur sehr wenig weiß, der aber berechnet erscheint, allmählich eine Klärung der öffentlichen Meinung bezüglich des Auslandes und eine Mäßigung der politischen Ziele der Franzosen herbeizuführen.

Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, hat die Entstehung und erste Verwirklichung dieses Gedankens mehr das Gepräge des Zufalls als das des zielbewußten, wohldurchdachten Planes. Der Inspector der Volksschullehrerseminare (directeur de l'enseignement primaire), Ferdinand Buisson, durch seine freireligiösen Schriften bekannt, die er während seiner Lehrthätigkeit an der Akademie zu Neuchatel bis zum Jahre 1871 verfaßte, gewann im Jahre 1883 den damaligen Unterrichtsminister Jules Ferry für den Plan, auf Staatskosten einige Schulamtscandidaten oder junge Lehrer zur gründlicheren Erlernung des Deutschen nach der Schweiz zu schicken. Dort sollten sie das Seminar zu Küßnacht besuchen, wo der ihm befreundete Seminardirector Wettstein für ihre Unterkunft und pädagogische Leitung sorgen würde. Der Genuß dieser Vergünstigung wurde vom Bestehen einer Prüfung im Deutschen abhängig gemacht, und zur Bewerbuug durch eine Bekanntmachung vom 8. September im „Bulletin administratif" aufgefordert; Hebung des fremdsprachlichen Unterrichts in den höheren Bürgerschulen (Mittelschulen, Realschulen, écoles supérieures) wurde als Motiv der Maßregel bezeichnet. Von den 25 Bewerbern, die sich auf diese Aufforderung hin gemeldet, wurden die sechs Bestcensirten nach bestandener schriftlichen und mündlichen Prüfung ausgewählt; es waren insgesammt eben angestellte junge Lehrer oder Hülfslehrer. Die Höhe des Stipendiums wurde auf 100 Fr. monatlich, außer den Reisekosten, festgesetzt; der Aufenthalt war zunächst auf ein Jahr berechnet, wurde aber nachträglich in der Regel um ein zweites Jahr verlängert.

Der Erfolg war ein so ausgezeichneter, daß sich schon im nächsten Jahre (1884) der neue Unterrichtsminister Fallières entschloß, die neue Einrichtung auch auf Realschulabiturienten auszudehnen, die sich dem Handel oder der Industrie widmen wollten. Er machte in seinen Motiven geltend, daß das Studium fremder Sprachen in den Schulen die Schüler wohl befähige, leichte Uebersetzungen aus der betreffenden Sprache und in dieselbe zu machen, aber ein geläufiges Sprechen und Schreiben nicht erziele; um letzteres zu erreichen, sei ein längerer Aufenthalt im Auslande nothwendig. Deutsche, Engländer, Spanier und Portugiesen wissen diese Thatsache so wohl zu würdigen, daß sie jedes Jahr hunderte von jungen Leuten in Pariser Handelshäusern zum Zwecke des Sprachstudiums unterzubringen pflegen.

Eine Reise nach der Schweiz, die der Minister Fallières im Sommer 1884 mit Herrn Buisson unternahm, wurde zu einem Besuche der jungen Sprachbeflissenen in Küßnacht benutzt. Die Eindrücke, die der Minister dort empfing, bestimmten ihn, für die Zukunft an Stelle der jungen Volksschullehrer die Aussendung von Seminarlehrern oder von Candidaten für ein solches Amt zu verfügen, weil dieselben bei ihrer größeren Reife die Eindrücke ihres Aufenthalts besser verarbeiten würden. Ferner empfehle es sich, bei Sendung der Realschulabiturienten nicht sowohl auf deren Sprachkenntnisse, sondern auf Befähigung und Strebsamkeit zu sehen. — Die Bemerkungen des Ministers beweisen, daß man neben der pädago-

Digitized by Google

gischen Bedeutung der getroffenen Einrichtung, die man zunächst in's Auge gefaßt, nun auch die ungleich wichtigere politisch-internationale erkannte. Nicht nur um Erlernung der Sprache handelt es sich, sondern um Kenntniß des Auslandes und der Ausländer überhaupt, wie M. Bréal treffend den Doppelzweck der Maßregel bezeichnend sagt: Ils n'apprennent pas seulement l'allemand et l'anglais, mais l'Allemagne et l'Angleterre. Schon seit 1884 hatte man nämlich das Unternehmen auch auf England ausgedehnt; gegenwärtig, Ende 1887, befinden sich 18 Stipendiaten in Deutschland, beziehentlich in Oesterreich und der Schweiz, 12 in England.

Den 15. December 1884 erlangte die neue Einrichtung bei der Budgetberathung des Capitels Stipendien für Mittelschulen, Berichterstatter M. Jules Roche, nach kurzer Debatte, die Genehmigung des Parlaments. Die jährlichen Kosten belaufen sich bei 30 Sendlingen auf ca. 60,000 Fr. („Revue internationale de l'enseignement" 1886 No. 3.) Durch einen Erlaß des Ministers vom 5. Januar 1885 wurden die Zulassungsbedingungen der einen Kategorie (Realschulabiturienten) geregelt, wie folgt:

1. Die Candidaten sind Schüler oder waren Schüler von Realschulen,
2. Sie sollen das Alter von 16—19 Jahren haben und sich einer guten Gesundheit erfreuen,
3. Sie müssen mit dem Abgangszeugniß versehen sein,
4. Sie müssen Kenntnisse in der betreffenden fremden Sprache in einer Prüfung nachweisen.

Dieser Erlaß wurde erweitert durch Decret und Ausführungsverordnung vom 18. Jan. 1887 des Ministers Goblet, wodurch Zulässigkeitsbedingungen und Prüfungsordnung a) für Realschulabiturienten, b) für Seminarlehrer beziehentlich Seminarlehramtscandidaten endgiltig festgesetzt sind.

Mit geeigneter Unterbringung der Sendlinge im Auslande wurde ein Ausschuß betraut, der aus sieben Mitgliedern besteht. Außer dem gegenwärtigen Vorsitzenden desselben, M. Bréal, gehören dazu ein Docent an der Sorbonne, ein Gymnasiallehrer, ein Parlamentsmitglied, Schulinspector Jost und zwei andere Beamte des Unterrichtsministeriums. Die Verwaltung der deutschen Sprachcolonie liegt in der Hand des M. Jost, der die Correspondenz behufs Unterbringung der Sendlinge besorgt und mit letzteren in ununterbrochenem Verkehr steht. Seine Thätigkeit ist, wie sich aus Folgendem ergeben dürfte, eine ganz umfangreiche. Während in 4 Cantonen der Schweiz und in Oesterreich je 1 Sendling untergebracht sind, befinden sich in Deutschland deren 13 in 12 verschiedenen Städten und 9 Staaten vertheilt. Die Unterbringung erfolgte stets unter Vermittelung der betreffenden Schulbehörden und Directoren, mit denen Herr Jost direct verhandelte. Die Realschulabiturienten wurden in Realgymnasien, beziehentlich in Realschulen untergebracht, die Seminarlehrer in größeren Städten, wo sich Seminare befinden. Sie vertheilen sich im deutschen Reiche a) an die Realanstalten in München, Hamburg, Offenburg, Carlsruhe, Chemnitz, Darmstadt, Stuttgart, b) an die Seminare in Hamburg, Jena, Braunschweig, Leipzig; bei den beiden Universitätsstädten sind die pädagogischen Seminare zu verstehen.

Bei den Seminarlehrern erstreckt sich die Fürsorge des Directors darauf, ihnen den Aufenthaltsort anzuweisen und ihnen durch Verhandlung mit den Behörden die Wege zu ebnen. Für ihre Unterkunft sorgen sie selbst unter Beihülfe der Schulinspectoren und Directoren, an die sie empfohlen sind. Von Zeit zu Zeit haben sie über ihre Fortschritte und ihre Erfahrungen im Auslande an den Director, M. Jost, zu berichten.

Größere Umsicht und Mühe erfordert die Unterbringung der Realschulabiturienten. Bei ihrem jugendlichen Alter und ihrer Unerfahrenheit glaubte der Ausschuß für ihre Unterkunft und Regelung ihrer Studien selbst Sorge tragen zu müssen. Es war die Frage zu erörtern, ob man sie privatim oder an Schulen unterrichten lassen, ob man sie nach französischem Brauche in Internaten, oder nach deutschem in Familien unterbringen sollte. Man entschied sich für letzteres, weil sie dabei ihren Hauptzweck, Land und Leute kennen zu lernen, viel besser erreichen würden. Unter den öffentlichen Schulen Deutschlands wählte man die aus, welche sich mit den französischen Mittelschulen einigermaßen decken, nämlich die Realgymnasien oder Realschulen. Dort sollten sie in die um eine Stufe tiefere Klasse eintreten, deren Ziel sie schon erreicht hätten, damit sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Form des Vortrags, ihre ganze Kraft auf das Studium der Sprache verwenden könnten. Die Länge des Aufenthalts ist auf 2 Schuljahre, d. h. auf 18 Monate berechnet, sie haben aber ihre Station nach den ersten 9 Monaten zu wechseln, damit sie einen neuen Umgangskreis und verschiedene Städte und Gegenden im Auslande kennen lernen.

Das mit so viel Umsicht, Planmäßigkeit und Opferfreudigkeit in's Leben gerufene und geleitete Institut hat nun auch, wie sich schon jetzt übersehen läßt, die schönsten Früchte getragen. Nach dem amtlichen Berichte des Ausschusses haben die Sendlinge alle ohne Ausnahme die deutsche Sprache sprechen und schreiben gelernt.

Weit höher als der pädagogisch-praktische Gewinn ist der geistig-sittliche anzuschlagen, den die jungen Franzosen durch die Bekanntschaft mit fremdem Land und Leuten gezogen. Der Eindruck, den das Ausland auf sie machte, war ein über alle Maßen günstiger. Ihr Patron Jost hebt in warmen, anerkennenden Worten hervor, welch' freundliches Entgegenkommen er bei seinem Ansuchen seitens der Schulbehörden gefunden, wie sehr sich Schulinspectoren, Directoren, Lehrer und Privatpersonen um seine Schützlinge bemüht haben, um ihnen den Aufenthalt in der Fremde nutzbringend und angenehm zu machen. Die französischen Realschulabiturienten wurden in gebildeten Familien als Pensionäre aufgenommen und fanden dort ein Heim, wie es der französische collégien im gemüthsarmen Leben des Internats nicht hat. Die befreundeten Familien ihrer Wirthe gewährten ihnen Zutritt und Gastlichkeit, ihre deutschen Mitschüler erwiesen sich ihnen als treue, hilfreiche Kameraden. Dieselbe freundliche Aufnahme fanden die Seminarlehrer in Lehrerkreisen, Familien, geselligen und wissenschaftlichen Zirkeln. Herr Jost hat es für seine Pflicht gehalten, für das liebenswürdige, bereitwillige Entgegenkommen, welches er persönlich, und seine Schützlinge nach ihren Mittheilungen an ihn, allenthalben erfahren, dadurch zu danken, daß er die Namen aller Personen, mit denen er in der Angelegenheit verkehrte, in dem amtlichen Berichte des Ausschusses veröffentlichte.

Auch die jungen Franzosen, Schüler und Lehrer, stimmen in ihren brieflichen Mittheilungen überein in rückhaltloser, zum Theil begeisterter Anerkennung der gastfreundlichen, liebevollen Aufnahme, die sie überall gefunden. Keine Klage, keine Verstimmung klingt aus ihren Berichten heraus, und sie hätten gewiß keinen Grund gehabt, Aeußerungen des Unmuths über das von ihren Landsleuten so viel gelästerte Deutschland zu unterdrücken. Die Einen rühmen die mütterliche Fürsorge und Pflege, die sie seitens ihrer Wirthe erfahren, die Anderen versichern, daß sie wie ein Glied der Familie sich fühlen und wie ein Sohn des Hauses gehalten werden, Alle erkennen dankbar an, daß ihnen von allen Seiten Unterstützung und Förderung bei ihren sprachlichen Studien zu Theil werde.

Es ist interessant, in der Correspondenz der jungen Franzosen zu lesen, wie sich deutsche Schule, deutsches Wesen und deutsche Sitte in ihrem Urtheil spiegeln. Alle erkennen an, daß die Unterrichtskunst in Deutschland höher entwickelt ist, als in Frankreich, der Individualität werde mehr Rechnung getragen, die Persönlichkeit des Lehrers trete mehr in den Vordergrund; es fällt auf, daß der Lehrer unabhängig von seinem Handbuche unterrichtet und dem Unterricht ein persönliches Gepräge aufzudrücken weiß (cachet personnel); die Eigenart des Schülers könne sich mehr entwickeln, weil der Unterricht ein vorherrschend mündlicher und katechetischer sei und in Folge dessen die Schüler fortwährend in Aufmerksamkeit und Spannung halte. Größere Pflege als in Frankreich erfahre das Turnen, beim Rechnen werde das Kopfrechnen vorherrschend geübt und deshalb in diesem Fache ganz erstaunliche Leistungen erzielt.

Digitized by Google

Vor Allem aber imponirt den jungen Franzosen der deutsche Gesang, in der Schule, wie im geselligen und öffentlichen Leben.

Selbstverständlich sprechen sich die jungen Fremden mit Anerkennung über Kenntniß und Verbreitung der französischen Sprache in Deutschland aus, doch verhalten sie sich auch kritisch in ihrem Urtheile. Der Eine rühmt den Eifer, mit dem die deutschen Seminaristen französisch lernen, aber, meint er, sie bringen es nur zu einer leidlichen Uebersetzung von Stellen aus neueren Prosaikern, wie Thiers und Mignet, sprechen lernen sie nicht, ihren Lehrern fehlt die genügende Vorbildung, sie dazu anzuleiten. Was er über den französischen Unterricht an den (hannöverschen) Seminaren sagt, möchte noch für viele andere Schulen in Deutschland zutreffen: Ungenügend für den Gebrauch der Sprache vorgebildet, begnügen sich die Sprachlehrer, ihren Schülern eine Menge Regeln und grammatische Eigenthümlichkeiten, die meist ganz unwichtig sind, lernen zu lassen. Nach dem Austritt aus dem Seminar setzen indeß die strebsamen Schüler das Sprachstudium fort, sie bilden einen Sprachcirkel, wo sie leichte Stücke von Scribe und Sardou gemeinschaftlich lesen. Dank diesen Uebungen fördern sie sich so weit, daß sie die französische Sprache, wenn nicht fließend sprechen, so doch lesen und ziemlich verstehen lernen.

Von scharfer Beobachtungsgabe zeugt das Urtheil über das Zeichnen. Dieser Unterrichtszweig, um dessen methodische Vervollkommnung die letzten Jahrzehnte sich doch große Verdienste erworben, erfährt keine beifällige Beurtheilung. Letztere bezieht sich allerdings nicht auf die Methode, sondern auf die Ergebnisse. Dieselben werden in den Bürgerschulen zu Jena als eben „genügend" hingestellt. Beim Besuch der Zeichenausstellung während der Osterprüfungen in Basel empfindet ein junger Franzose die patriotische Genugthuung, daß die Ausstellung zu Reims einen besseren Eindruck mache, die dortigen Zeichnungen seien mit weit größerer Sorgfalt ausgeführt gewesen. Die Ueberlegenheit der Franzosen in diesem Fache erklärt sich einestheils aus einer größeren Stundenzahl, die sie demselben widmen, anderentheils aber auch aus ihrer größeren Anstelligkeit und Durchschnittsbefähigung in dieser Fertigkeit. Tadel erfährt das an einem Seminar geübte System des Einpaukens bei den Redeübungen des sogenannten freien Vortrages, sowie der Kritik. Es wird berichtet, der Redner arbeite seinen Vortrag, der 30 und mehr, nach Befinden 100 Seiten umfaßt, aus, lerne ihn auswendig und sage ihn dann wörtlich her. Die beiden Mitschüler, denen die Kritik obliegt, haben sich vorher mit dem Redner verständigt, ja selbst der Lehrer lese den Vortrag vorher durch, ehe er sein Urtheil abgebe. Wir stimmen wohl mit dem Franzosen überein, wenn er meint, dieses Verfahren sei schlecht, unterdrücke die Improvisation und die Wärme und Lebendigkeit, welche dieselbe verleiht, es ersetze durch eine mühevolle Gedächtnißarbeit die augenblickliche Eingabe.

Aus allen diesen Urtheilen geht unzweifelhaft hervor, daß die Sendlinge Frankreichs einen reichen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen über Deutschland gesammelt und sicherlich manche irrige Ansicht berichtigt haben. Bei der künftigen Lebensstellung der jungen Leute als Kaufleute und Gewerbtreibende, Volksschul- oder Seminarlehrer ist anzunehmen, daß ihre Anschauungen über Deutschland nach und nach in die weitesten Kreise getragen werden.

Eine Schlußbetrachtung dürfte sich dem Leser hier wohl aufdrängen. Frankreich thut so viel, seinen jungen Leuten den Aufenthalt im Auslande für Bildungszwecke möglich und nutzbar zu machen, sollte Deutschland in diesem Sinne für seine studirende Jugend nicht auch etwas thun? Alljährlich gehen Hunderte junger Neuphilologen nach Frankreich und England um sich in den neuen Sprachen die nöthige praktische Ausbildung anzueignen, die man von ihnen fordert. Unter schweren Opfern, nach einem drei- bis vierjährigen akademischen Studium, oft unter Entbehrungen jeder Art, bringen sie noch ein bis zwei Jahre im Auslande zu. Es war unter diesen Verhältnissen gewiß ein berechtigter Schritt, wenn der deutsche Neuphilologentag unter dem 2. November 1886 an den Reichskanzler um Errichtung von neuphilologischen Reichsreisestipendien petitionirte. Bekanntlich wurde das Gesuch mit dem Bescheide abgewiesen, daß die Angelegenheit Sache der einzelnen Bundesstaaten sei. Seine persönlichen Sympathien hatte Fürst Bismarck aber schon das Jahr vorher zu erkennen gegeben durch Gründung der Schönhauser Stiftung, deren vornehmster Zweck die Unterstützung von Candidaten des höheren Lehramts durch Reisestipendien ist. Möchte dieses hochherzige Beispiel des Reichskanzlers eifrige Nachahmung finden. Es wäre gewiß ein edler und patriotischer Gedanke eines Stifters, bei Gründung von neuen Universitätsstipendien den Zweck der Reiseunterstützung in's Auge zu fassen.

Literatur und Kunst.

Bücher und kein Ende.

Von Wilhelm Goldbaum.

Das ist die schwere Zeit der literarischen Novitäten. Ganze Stöße von Büchern, von broschirten und cartonnirten, schlicht und prachtvoll gebundenen, speichern sich auf dem Tische auf und man wühlt in dem Reichthum wie der Geizhals in seinen Schätzen. Wenn einige Wochen vergangen sind und die Festtage hinter uns liegen, kommt die Bilanz und dann erst erfahren wir zu unserem Staunen, wie viel Gedrucktes in Wort und Bild wieder einmal auf unserem Büchermarkte abgelagert worden. Zwischen zwölf- und fünfzehntausend bewegt sich die Ziffer unserer literarischen Jahresproduction, wie hoch diejenige unserer jährlichen Consumtion ist, bleibt uns zumeist ein Geheimniß. Und doch wäre gerade die Kenntniß der letzteren von großer Wichtigkeit, denn geschrieben und gedruckt ist manches Buch gar schnell, aber wird es auch ebenso reißend abgesetzt?

Bittere Frage! Um sie erschöpfend zu beantworten, müßte man nicht bloß bei den Verlegern und bei den Sortimentern, sondern auch in zahlreichen Schriftstellerstuben Einkehr halten, wo Erwartung und Enttäuschung jahraus jahrein abwechselnd zu Gaste sind, an der kümmerlichen Tafel sitzen und den Schlaf der Nächte stören. Das Märchen, daß der Schriftsteller in Deutschland längst nicht mehr der alten Noth ausgesetzt sei und mit dem Ertrage seines Schaffens hinter seinen Kameraden in Frankreich und England nicht weit zurückbleibe, ist leider noch immer keine Wirklichkeit. O ja, es gibt deutsche Dichter, welche mit goldenen Federn schreiben. Aber wie viele? Drei, fünf, wenn es hoch kommt, so viele, daß die Finger zweier Hände ausreichen, um sie herzuzählen. Gustav Freytag, Georg Ebers, Friedrich Spielhagen, Paul Heyse — man hört sie immer wieder nennen, wenn der oberflächliche Beweis geführt werden soll, daß der deutsche Schriftsteller über die Höhe seiner Honorare sich nicht mehr zu beschweren brauche. Und Schande genug wäre es freilich, wenn an dem nationalen Wohlstand des deutschen Volkes nicht wenigstens ein halbes Dutzend von Dichtern mit einem sorgenlosen Dasein zu participiren vermöchte. Aber was bedeuten Sechs unter Zehntausend? Und wie beschämend ist es, daß auch bei der Sechs des künstlichen Mittels der Festtagsbescherung nicht entrathen werden kann! Denn ein künstliches Mittel ist der seit etlichen Jahren aufgekommene Brauch, die Publication literarischer Werke hauptsächlich in die Weihnachtszeit zu verlegen, in welcher die Taschen sich öffnen und nebst dem Spielzeug für die Kleinen auch Romane und Novellen für die Erwachsenen in das Geschenk-Conto aufgenommen werden. Die hervorragendsten belletristischen Schöpfungen der letzten zehn Jahre, ja selbst die einzelnen Bände der Weltgeschichte Ranke's mußten sich dieser neumodischen Conjunctur fügen, sie erschienen in der Weihnachtszeit.

Das war in unseren Jugendtagen anders. Da kam eine ganz bestimmte Literatur auf den Weihnachtsmarkt. Der Struwwelpeter, die Grimm'schen Märchen, die Fabeln von

Digitized by Google

Wilhelm Hey — die Erzählungen von Gustav Nieritz und Franz Hofmann, Dickens' Christmas Tales, Cooper's Indianer- und Seegeschichten, Schillers Werke — je nach der Altersstufe. Und so war es auch völlig in der Ordnung. Lasset die Kleinen zu mir kommen, sagte auch die Literatur und die bot ihnen Humor, Phantasie, Pathos. Jetzt aber, was präsentirt sich nicht Alles als Weihnachtsliteratur? Ich lange von ungefähr nach den Schätzen auf meinem Tische. Ein Prachtstück von einem Buche, Friedrich Bodenstedt's Dichtung Sakuntala mit Illustrationen. Man erkennt nur leider nicht, ob die Verse der Illustrationen oder diese der Verse wegen gemacht worden sind. Die Kunst des Buchbinders und des Illustrators drängen das Interesse an dem Texte unbarmherzig zurück, obgleich Mirza Schaffy es ist, der spricht. Natürlich! Das Buch, das auf den Weihnachtstisch kommt, ist auf die äußere Ausstattung mehr als auf die innere angewiesen. Wenn nur der Dichtername ein klingender ist, so hat die Literatur das Ihrige gethan. Weiter. Elifén, ein Wüstentraum, Gedicht von Georg Ebers. In schöner, gepreßter Einbanddecke, auf dauerhaftem holländischen Büttenpapier. Ebers darf unter der Christbescheerung nicht fehlen, wäre es auch, daß er nur Verse zu bringen hätte, die nicht schlechter und nicht besser sind als andere, welche man in anderen Jahreszeiten zu lesen bekommt. Noch weiter. Emile Zolas „La Terre" in deutscher Uebersetzung. Gütiger Himmel, ist auch das Weihnachtsliteratur? Warum nicht? Wenn es sich bloß darum handelt, für ein Buch die günstigste Conjunctur zu benützen, und wenn diese um die Weihnachtszeit vorhanden ist, so ist nach dem jetzigen Begriffe von der Bescheerungsliteratur nichts mehr verwunderlich. Die Kleinen sind längst nicht mehr die Herren über das Weihnachtsfest und der Naturalismus frißt auch die Kinderpoesie auf. Am Ende wird es in Deutschland keinen lichterumstrahlten Tannenbaum mehr geben, von dem nicht die sauberen Gestalten der Familie Rougon-Macquart herabbaumeln.

Gewiß, man braucht den Begriff der Weihnachtsliteratur nicht ganz so einzuschränken, wie es in unseren Jugendtagen geschah. Ich kann mir auch aus den Schätzen, die diesmal auf meinen Tisch niedergegangen sind, manches Stück als passende Bescheerung denken, obwohl es nicht in den Bereich der Kinderliteratur gehört. Ein Buch wie Ludwig Ganghofer's „Edelweißkönig" oder Ludwig Hevesi's „Almanaccando" schickt sich ganz gut in den Märchenschimmer, den der Christbaum ausstrahlt. Da ist Humor, Phantasie, Farbe, da ist auch die Keuschheit, welche zum Feste paßt. Und darauf kommt es zuletzt doch an. Nicht daß die Kinder zu den Erwachsenen heraufgezerrt werden, sondern daß die Erwachsenen zu den Kindern hinabsteigen, ist der tiefe, herrliche Sinn des Weihnachtsfestes, er sollte auch derjenige der Weihnachtsliteratur sein. Die Welt ist so schön, wenn große, weitgeöffnete Kinderaugen sie anschauen...

Doch das ist nicht das einzige Gefühl des Unbehagens, welches von der nimmer endenden Fluth der Weihnachtsliteratur ausgeht. Mit der inneren Unwahrhaftigkeit, die in dem geschäftlichen literarischen Mißbrauche des schönsten Festes enthalten ist, könnte man sich immerhin auseinandersetzen; man brauchte nur etwa von einer October—December-Literatur zu sprechen, und der unheilige Spuk wäre vorbei. Vor solcher October—December-Literatur wäre es dann kein Geheimniß mehr, daß sie aus Büchern sich zusammenstelle, welche der Krücke einer geräuschvollen Festtagsreclame bedürfen, weil sie nicht gut genug sind, um auch ohne diese, zu anderer Jahreszeit ihren Weg zu finden. Aber den ehrlichen Kritiker, den rechtschaffenen Literaturfreund bedrängt noch etwas Anderes. Er sieht die Weihnachtskataloge, die selbst schon beinahe als Kunstwerke betrachtet sein wollen, mit allerhand Bildern, mit den Porträts und Autographen der Schriftsteller, mit zweckbewußten Recensionen, und vor seinen Augen thut sich eine gähnende Kluft literarischer Geschäftsmäßigkeit auf, in welche allgemach der höhere Begriff von Schriftstellerthum und Literatur rettungslos versinkt.

Was kann der gewissenhafte Kritiker dawider thun? die Bücher kommen ohne Zahl und Halt daher, hinter jedem steht der Autor mit verlangender Geberde. Er will eine Besprechung — o wenn es nur das wäre! Er begehrt aber nicht bloß, daß man ihm gerecht werde, seiner schriftstellerischen Individualität Rechnung trage, seine gegenwärtige und künftige Stellung in der Literatur accentuire, er begehrt auch, daß es schnell, womöglich über Nacht geschehe, damit er von der Freigebigkeit und Kauflust der Geschenkzeit profitire. Und der Kritiker hat die besten Vorsätze, nicht solche, mit welchen der Weg zur Hölle gepflastert ist, sondern solche, um dem Schriftsteller den Weg zur Unsterblichkeit zu ebnen. Aber — ultra posse nemo tenetur. Mit wem soll er anfangen? Es graut ihm, wenn er des Herbstes gedenkt, in welchem gleichzeitig Gustav Freytag, Paul Heyse, Friedrich Spielhagen, Georg Ebers ihre Weihnachtsgaben brachten. Jeder ein Anderer, keiner ein Geringerer. Das war ein Hasten — heute der „Roman der Stiftsdame", morgen „Was will das werden", übermorgen die „Nilbraut". Verschiedener Stil, verschiedene Compositionsart, verschiedene Tendenz, verschiedene Landschaft und verschiedene Zeit. Und um zu jedem dieser Romane sich in ein kritisches Verhältniß zu setzen, um die Vorzüge zu würdigen, die Mängel zu erkennen, kaum vier Wochen Frist! Denn bis Mitte December muß ja Alles absolvirt sein, wenn die Rückwirkung der Kritiken in den Buchhandlungen rechtzeitig zu Tage treten soll. Das Menschenmögliche geschieht, aber ach! das Menschenmögliche ist so wenig. Was kommt zuerst an die Reihe? Da liegt Conrad Ferdinand Meyer's „Versuchung des Pescara", man fühlt sich unwiderstehlich angezogen, aber daneben lockt das „Gemeindekind" von Marie Ebner-Eschenbach und „Hymen" von Oscar v. Redwitz und Julius Wolff's „Recht der Hagestolze" und Wilhelm Ranke's „Im alten Eisen" und Wilhem Jordan's „Zwei Wiegen" — hilf Himmel, welche Qual des Ueberflusses! Dem armen Kritiker wird es zu Muthe wie dem Tantalus, als er im Wasser stand und zu den verführerischen Früchten nicht emporlangen konnte, oder wie dem Moses, als er vom Berge herab das heilige Land sah, das er nicht betreten sollte. Und er stützt resignirt den Kopf in beide Ellenbogen, er wird müde, bevor die Arbeit beginnt. Als er noch jung war, da war es etwas Anderes. Er hatte über dem Schreibtische sein Rückert'sches Sprüchlein:

Thue das Gute, wirf es in's Meer,
Sieht es der Fisch nicht, sieht es der Herr.

Oder, wenn er seinen Beruf weniger philanthropisch und dafür leichter nahm, so drosch er nach der Goethe'schen Devise: „Kleid' eine Säule, sieht aus wie ein Fräule." Mit einer Notiz, mit ein paar wohlgefügten Redensarten fertigte er ein dickleibiges Buch ab, dem Autor nicht zuliebe, sich nicht zu Leide. Doch, Gott sei's geklagt, auch der Kritiker wird älter, das heißt gewissenhafter und redseliger. Und weil er nicht jedem Buche, wie er möchte, gerecht werden kann, unterschlägt er manches, weit er nicht hervorragende literarische Erscheinungen mit einer dürftigen Notiz abthun will, läßt er sie ungeprüft an sich vorübergleiten, Verhaltene Liebe, verhaltene Gerechtigkeit. Dafür springt dann die laute Reklame in die Lücke, die schnell arbeitende, die vor Weihnachten den Anschluß nicht versäumt.

Wo liegt der größere Theil der Schuld? Bei dem Verleger oder bei dem Schriftsteller? Vermuthlich hat keiner dem Andern etwas vorzuwerfen und Beide werden wohl die Verantwortung auf das liebe Publikum abwälzen. Warum kauft das liebe Publikum die Bücher am meisten um die Weihnachtszeit? Warum muß seinen spröden literarischen Bedürfnissen mit prachtvollen Einbänden, mit Illustrationen, mit Roth und Gold nachgeholfen werden? Der Kritiker bescheidet sich. Er kann darüber klagen, daß ein ganz falsches Bild der zeitgenössischen Literatur entsteht, wenn die Weihnachtsreklame dasselbe entwirft; er kann auch dazu den Kopf schütteln, daß manches junge, vielverheißende Talent in dem Wettstreite zurückbleibt, weil in der kurzen Frist zwischen Michaeli und Weihnachten nur die Bewährten, die Renommirten, auf welche die buch-

Digitized by Google

händlerische Speculation ihre großen Auslagen verwendet, zu ihrem Rechte kommen. Zum Rechte des Stärkeren. Verbessern können es nur die Schriftsteller selbst, denn in ihre Hand ist es gegeben, um die Dichtung davor zu behüten, daß sie nicht zur Bazar- und Lieferungswaare herabsinke. Nichts drückt die Literatur in ihrem inneren Werthe und ihrer äußeren Geltung mehr herab, als wenn man das ökonomische Gesetz von dem Angebot und der Nachfrage auf sie überträgt. Arbeitet der Schriftsteller gleich dem Fabrikanten und Handwerker auf Nachfrage und Bestellung mit bestimmter Lieferzeit, so wird die Literatur zur Industrie, zum Gewerbe, zur Profession. Der Kritiker aber, welcher der Mittler zwischen Volk und Schriftthum sein soll, kommt nicht nach, wenn er nicht etwa ebenfalls handwerksmäßig seines Amtes walten will; der Weihnachtskritiker wird hoffentlich ungeboren bleiben, auch wenn die Zahl der Weihnachtsschriftsteller sich noch fürder vermehren sollte.

Und nun aber sei es genug dieser literarischen Adventspredigt. Sie verlangt nicht mehr Beachtung, als sie verdient. Vielleicht sagt Einer oder der Andere, der Prediger sei ein zelotischer Idealist. Ist er's, so mag wohlwollende Duldung ihm verzeihen, daß er existirt.

Wilhelm Jordan's neuer Roman.

Von Karl Hochberg.

Der Geist der deutschen Kunst ist heute in einer recht sonderbaren, recht unbequemen und sicherlich nie dagewesenen Lage. Da drängt ihn der alte eingeborene Idealismus, dieser charakteristische Grundzug seiner Natur, stets nach oben zu schauen und das Commando der Zeit lautet: fest auf den realen Boden blicken. Am besten fahren bei diesem Zwiespalt die Künste, die gar nicht realistisch sein können, weil sie von Natur nicht auf Nachahmung des Lebens gehen: Musik und Architektur. Diese brauchen nicht zu schielen. In anderen Künsten versuchte man es lange Zeit mit der Arbeitstheilung. Die Piloty, Makart, früher auch A. Menzel u. v. A. in der Malerei, die Scheffel, Ebers, Freytag, Dahn, Hausrath, Baumbach, Wolff u. A. in der Poesie gingen als Historistiker den idealeren Weg, und die große Schaar der Anderen beackerte den Boden des Realismus. In der allerjüngsten Zeit ist eine bedeutungsvolle Wandlung zu constatiren. Die Schwingen der Zeit regten sich zu mächtig, um dem Historicismus noch sein verjährtes Recht zu lassen. Die letzten Jahre bedeuten den gänzlichen Verfall des Historicismus. Seine großen Vertreter sind todt oder lebend verstummt und die Wenigen, die namentlich in der Poesie noch in der alten Richtung thätig, sind ihre eigenen Schatten geworden und bereichern die Welt unter immer lauteren Protest der Zeitgenossen alljährlich mit schablonenhaften Variationen ihrer eigenen früheren besseren Leistungen. Der stärkere Gegenpart, der Realismus, hat lachend das Erbe einstrichen und hat gewaltig zugenommen an Extensität wie an Intensität. Sogar die von Grund aus idealistische Plastik muß sich die realistische Polychromie gefallen lassen. In der Romandichtung kann sich der Realismus eines Spielhagen gar nicht mehr sehen lassen neben dem Realismus eines Lindau und dem Naturalismus eines Kretzer. Die Malerei ist, wie jede Ausstellung beweist, ganz der Realistik des Portraits, der Landschaft und des Genres verfallen und bekundet mit dem Aufkommen der En-plein-air-Malerei und des Impressionalismus immer stärkere realistische Tendenzen. Aber eine Nation, die kleiner ist als eine Zeit, geht zu Grunde. Die höchste Kraft beruht beim Einzelnen wie beim Volke im Geltendmachen der Eigenart und wenn wirklich die Wünsche vieler falschen Propheten sich erfüllten und der idealistische Grundzug des deutschen Wesens im Schmelzofen der Zeit dahinschwände, so könnten wir uns getrost den Grabgesang singen. Aber freuen wir uns; von den beiden wesentlich des Realismus fähigen Künsten, der Poesie und der Malerei, zeigt sich bereits in der letzteren, wie der Idealismus kaum als müder Historicismus dort hinausgeworfen, hier in anderer Gestalt frischen Muthes wieder einzieht. Das Princip der Arbeitstheilung hat sich nicht länger bewährt; denn die Zeit kann den reinen Idealismus, selbst als meist schwächlichen Historicismus nicht brauchen. Es gibt Fälle, wo das Halbe gesünder ist als das Ganze. In der neuesten deutschen Malerei zieht es der Idealismus vor, statt als reiner historistischer Idealismus dem Realismus gegenüber zu treten, sich mit diesem zu befreunden und innerlich zu vermischen und sich in dieser Mischung eine ganz neue eigenartige Existenz zu geben. Gebilde der Religion, der Sage, der Mystik, der Phantasie, kurz der echten Idealistik zu radicalisiren, zu übertragen in die grelle Plastik des Realismus und des Naturalismus, das ist es, was gerade viele der begabtesten und fortschrittlich gesinnten unter den neuesten deutschen Malern, die Böcklin, Gabriel Max, Gebhardt und Klinger anstreben in Werken, die allerdings unseren Geschmack zum Theil wie gefährliche Experimente anmuthen. Der Darwinismus weiß es, daß die Natur auf dem Uebergang von einer Stufe der Organismen zur andern barocke Zwittergestalten hervorgebracht von mehr oder minder zweifelhafter Lebensfähigkeit. Wie in der Natur, so ist's in der Kunst. Jene Werke sind Uebergangsgeschöpfe, die den gesunden Keim enthalten zu einer höheren Zukunftsexistenz. Und in der Poesie? speciell in der Romandichtung? Gibt es auch hier schon solche Zwitterwesen? Sucht auch hier der Idealismus sein neues Heil in inniger Mischung mit dem Realismus? Hier haben wir ein solches Zwischenwesen: Jordan's neuen Roman: „Zwei Wiegen"*). Wir müssen ihn einen modern-historischen Roman nennen, nicht in dem Sinne, als ob er wesentlich moderne Geschichte behandelte, nicht im Sinne jener tausend modern-realistischer Dichter, die es bequem finden, statt der eigenen Phantasie die Geschichte spielen zu lassen und den Helden statt mit mächtiger Charaktergröße lieber bei Sedan mit einem eisernen Kreuz schmücken, statt an schweren Seelenkämpfen am Gründerkrach zu Grunde gehen lassen oder ihm statt sturmaufwühlender Sirenen oder Propheten einen betrunkenen Socialdemokraten in den Weg führen. In solchem Sinne, aber nur episodisch und in eigenartiger Verwerthung treten hier nur auf der polnische Aufstand, der Socialismus und in kurzer Erwähnung der Reichstag. Schon daß diese drei als gleichzeitig erscheinen, zeigt, wie sehr hier die Thatsächlichkeit der neuesten Geschichte zurücktritt. Nein, modern-historisch muß dieser Roman heißen, weil er ganz im modernen Leben spielt und doch in seinen Wurzeln hinabreicht bis in die Zeiten des Apostels Paulus und altgermanischer Wotanhelden. Denn damals rauschten zum ersten Mal bedeutungsvoll die beiden Bäume, die das Holz hergeben sollten zu den Wiegen der beiden den Roman beherrschenden Geschlechter. Es ist thatsächlich, als ob in ihm Freytag und Ibsen, Zola und Richard Wagner Versöhnung suchten. Ob sie dieselbe gefunden, davon später. Noch besser als modern-historisch wäre der Name: episch-naturwissenschaftlich. Dadurch wird die Eigenart der Verbindung schärfer herausgehoben und die beiden gegensätzlichen Elemente werden richtiger bezeichnet. Die Epik und die Naturwissenschaft haben zwei Dinge gemein. Wie könnten sie ohne solche Gemeinsamkeit in einer Zeit zusammenstehen? Das erste ist, daß beide, die Epik von Natur, die Naturwissenschaft von Beruf, auch die Menschen wesentlich physisch auffassen. Das Epos ist die seelisch ärmste unter den Dichtungsgattungen, schon weil der objective Erzähler, der außenstehende Dritte im Grunde nur reale Geschehnisse berichten kann und weil es meist in alte Zeiten niedertaucht, in denen Alles noch im Physischen lag. Heldenstücke, physische Thaten, Leibeskämpfe werden stets seine Grundstoffe bleiben. Während aber das Epos in seiner jugendfrischen Idealität die blühende Kraft besingt, bekundet die Naturwissenschaft ihre bewußte Reife und ihre Abstammung von der Medicin, indem sie in der Kunst — wer denkt nicht an Zola und Ibsen? — namentlich für das physiologisch Kranke interessirt. Wunderbar spiegelt diesen Gegensatz Jor-

*) Berlin, Grote's Verlag. 2 Bände.

Digitized by Google

dan's episch-naturwissenschaftlicher Roman wieder. Er handelt nur von episch gesunden und naturwissenschaftlich kranken Menschen. Er theilt die Menschen ein in Gesundheitshelden und Krüppel. Das ist nicht etwa nebenherspielende Caprice, sondern das ist der Grundgedanke des Romans. „Zwei Wiegen" heißt er, weil sich die „Inlieger" der Lelandswiege darin kraftstrotzende Gesundheit, und die „Inlieger" der Lederwiege darin Verkrüppelung „erliegen".

Aber das Gegenspiel gesunder Vollkraft und körperlicher Mißbildung erfüllt den ganzen Roman, geht weit über das Hauptthema der „Zwei Wiegen", den physischen Grundgegensatz der Lelands und Schöneborns hinaus und ergreift auch alle übrigen Gestalten, wenige Nebenpersonen abgerechnet. Auf die Seite der Krüppel und Kranken gehören zunächst alle Schöneborns, der alte Jürgen, dessen drei Kinder, die drei Kinder des zweiten Sohnes Jobs — die beiden anderen bleiben unverheirathet — und sogar der Urenkel Olaf Rügener. Diese verdanken ihr physisches Mißgeschick natürlicher Vererbung. Durch einen besonderen Unfall ist der Müllersohn Nickel Bajor, ein specieller Liebling des Dichters, ein Musterexemplar von Verkrüppelung geworden und dasselbe gilt von dem Storch Zakuhn, der hierher zu rechnen ist, weil er so menschlich und ausführlich geschildert und fast die gelungenste Person des Romans darstellt. Die Seite blühender Vollkraft repräsentiren nicht nur die Lelands, die ganze Ahnenreihe herab bis zu Loris Leland, sondern auch deren Frauen, die sie sich nach dem Erbgesetz erobert haben müssen als gesundstarke, „paßliche" Mütter der „Lelandswieglinge". Ferner gehören dahin die anderen Nachkommen des alten Helden Oervol, Adelheid Ballin und ihre Tochter Leonore, dann die schöne berserkerhafte Agnete Bajor, das volle Gegenstück zu ihrem Bruder Nickel, endlich die Hünengestalt des alten Liebherr und dessen junonische Tochter Armida. Diese Richtung auf das Leibliche hängt auf's Engste mit dem zweiten Moment zusammen, in welchem sich Epos und Naturwissenschaft berühren. Beide ziehen den determinirten Willen dem freien Willen vor. Nicht nur Darwin redet gar viel von Vererbung; auch das Epos freut sich in seiner Weise, die Ahnenreihe und die göttliche Abstammung seiner Helden preisend zu enthüllen. Die von episch idealistischem Geist erfüllte, wundergläubige Marfa Leland ist mit ihrem Sohn und Enkel, dem freigeistigen Aerzten, völlig einig im Glauben an das strenge physiologisch-psychologische Erbgesetz, an die in der Wiege gegebene Prädestination, an die gänzliche innere Abhängigkeit des Individuums von seinem Geschlecht. Wer stets den Gedanken der Abstammung auf der Zunge hat, dem ist natürlich die Wiege ein interessanter Gegenstand, der seine Vorstellungssphäre am besten symbolisch repräsentirt. Achthundert Seiten lang zwei Wiegen schaukeln zu lassen, das kann man nur einem eingefleischten Arzt verzeihen, der auch in die Kunst embryologische Interessen hineinträgt, oder einem eingefleischten Epiker, der das Derb-Einfache mit dem Schleier des Wunderbaren zu umkleiden liebt. Diese Lelands haben gar nicht Zeit Menschen zu sein, weil sie ganz Wiegenkinder sind. Als Säuglinge müssen sie alle in dieselbe, deshalb oft hin und her transportirte uralte Wiege gelegt werden; in dieser Wiege „erliegen" sie sich alle ihre trefflichen Körper- und Geisteseigenschaften; am Tage der Confirmation wird ihnen ein goldenes Miniaturbild der Wiege und ein Spänchen aus ihrem Holz als Berloque an die Uhr gehängt; wenn sie lieben, so lieben sie nicht aus freiem Gefühl, sondern sie lieben für die Wiege, mit der Wiege, durch die Wiege, sie lieben nicht liebenswerthe Mädchen, sondern schon „paßliche" Mütter für die Lelandswiege, sie äußern ihre Liebe, indem sie von der Wiege erzählen und sie siegen in der Liebe durch den Eindruck dieser Erzählung und durch den Goldglanz der Wiegenminiatur. Und alt und glücklich in ihren Kindern werden sie — wieder durch die Zauberkraft der Wiege. Man würde das Alles im heutigen Leben närrisch nennen müssen, wenn es nicht im Wesentlichen naturwissenschaftlich begründet würde. Man wäre versucht, den ganzen Wiegencultus mit seiner Zuchtwahlmethode widerwärtig zu nennen, wenn er nicht so mystisch und mythisch verbrämt wäre. Als Grundgedanke eines ganzen Werkes würde er in der Nebelferne einer epischen Märchenwelt hochpoetisch wirken und eine ideale Schönheit entfalten können, würde er auch in einem medicinischen Handbuch recht lehrreich wirken. Im modernen Roman, der an ästhetischreale Gesetze gebunden ist, kann man ihn nur deshalb nicht niedrig und roh nennen, weil man ihn, so breit und methodisch ausgesponnen, krankhaft nennen muß.

Feste Bande, geflochten halb aus mythischer Prädestination, halb aus natürlichen Vererbungsgesetzen machen namentlich den Helden des Romans ganz zum Sclaven seines gepriesenen Geschlechts. Dieser Herzensbezauberer und Wunderthäter Loris Leland verbirgt im Grunde hinter seiner rastlosen Thätigkeit und seinem Allerweltshelferthum eine klägliche Ohnmacht und eine tiefe innere Knechtschaft. Mit Vorliebe wird er ein Produkt seiner Ahnen genannt; aber er ist noch weit weniger. Die Ahnen sind doch noch andere Menschen. Es ist ein Gesetz der Lelands, daß sie alle schwer zu durchkämpfende Liebesromane erleben, aber es ist kein Zweifel, daß die nur skizzirten Romane der Ahnen echte Heldenromane sind und der wirklich beschriebene des Loris Leland erbärmlich thatenlos, nüchtern dagegen. Jene trotzen ihre Liebe dem Widerspruch der Welt ab. Für die drei älteren bedeutet der Sieg in der Liebe zugleich Rettung von Tod oder Gefangenschaft. Der Vater und der Onkel des Loris Leland haben den Muth die zu entführen, die schon Andern als Bräute verlobt sind. Der eine klettert bei Nacht in das Haus der Geliebten und scheut weder den Sittencodex noch ein Duell auf Leben und Tod; der zweite opfert der Liebe seine Amtspflicht, wird aber im Moment der Entführung vom Blitz erschlagen. Und Loris? Gänzliche Thatlosigkeit und traurige Verblendung ist alles, dessen er sich in der Liebe rühmen kann. Im Anfang zwar prädestinirt er sich selbst mit einem Schein von Freiheit dazu, ein Mädchen zu heirathen, das als Kind ihm einen muthigen Dienst geleistet. Dann aber vergißt er es, läßt sich länger, als es tiefere Menschenkenntniß erlaubt, von einer eitlen Puppe nasführen und wird schließlich auf die ihm bestimmte Liebe — ja es giebt keinen anderen Ausdruck — gestoßen. Von Anfang an widerspricht Niemand dieser Liebe — einen leisen Versuch bei dem Vater Leonorens hat der Dichter später vergessen —, aber alle weisen ihn darauf hin: der Brief der Mutter, Nickel mit seinem Bild Leonorens, Armida mit ihrem Gesang, allerhand andere Andeutungen, sogar ein krankes Pferd; der Vater hat es ihm sogar so bequem gemacht, daß er ihn, den gänzlich Fremden, nach schweren Verhandlungen mit dem Vater der zu wählenden Braut in das Haus desselben als Gast einmiethete. Den vereinten Anstrengungen der Andern gelingt es am Ende, die vorgeschriebene Liebe anzuzünden. Sie erscheint zuletzt, ohne daß ein innerliches Warum, ein inneres Klären, Vergleichen und Erhöhen, ein mächtiges Anschwellen bis zur Erschütterung wie selbst einer Agnete gegenüber vorgeführt wird, sie ist da, weil sie da sein soll, ohne Herzensgrund, nachdem vorher kälteste Gleichgültigkeit da war, von außen hineingelegt, traumhaft leer. Zuletzt sanktionirt ein Brief des Vaters im Voraus seine Liebe und eröffnet dem bisher im Dunkeln tappenden, blind gegängelten und commandirten nicht nur seine wahren äußeren Verhältnisse, sondern auch den Zweck seiner früheren medicinischen Studien, seines jetzigen monatelangen Landaufenthalts und seinen ihm längst vorgezeichneten, aber ungeahnten Zukunftsberuf. Und Leonore, die erwählte Braut? Ist sie es, die durch freie Thaten sich den Geliebten eroberte? Nein, sie ist keine würdige Nachfolgerin der Siglind, der Ingeborg, der Marfa, die um der Liebe willen den Vater betrogen und verlassen. Die Siglind entbrennt in Liebe zu dem Mörder ihres Vaters, als sie den Todesstreich gegen ihn befiehlt, und erhebt ihn zu ihrem Gatten. Die Ingeborg befreit ihren Leland aus der Gefangenschaft der Schweden und ihres Vaters und rudert ihn mit eigener Hand über die See in die Heimath. Die Marfa pflegt den krank und gefangen bei ihrem Vater eingelieferten Erich Leland, bestiehlt den Vater und entführt den Geliebten, selbst die Peitsche schwingend, auf dem Schlitten durch die Eiswüste des russischen Winters. Leonore dagegen hat als Kind dem entblößten Loris ein Tuch

Digitized by Google

gereicht, hat später ihm geholfen, zwei Krüppel pflegen und fördern, hat dann um des Loris willen eine kleine Reise unternommen, um nicht etwa den Loris, sondern dessen Wiege, nicht etwa zu retten — denn das besorgte Agnete —, sondern zu verpacken, hat sich dann aus Scham vor Loris versteckt und — ja wir sind fertig mit ihren Heldenthaten. Die Geschichte der Wiegenrettung konnte auf Loris nicht einmal einwirken, denn er hat sie am Ende des II. Bandes noch nicht erfahren, da der Dichter den bequemen Schleier der Vergessenheit über die noch unausgetragene Sache fallen läßt.

Die Willensohnmacht der meisten Personen ist ganz erklärlich bei dem fanatischen Physicismus Jordans. Es gilt thatsächlich, daß die Leiber dieser Menschen ihre Schicksale sind. Zunächst sind alle gesundstarken Naturen zugleich schön, ferner reich, drittens geistig reich begabt, viertens edel und gut, fünftens subjektiv glücklich. Das gilt von allen Lelands sammt ihren Frauen und Bräuten, und von Liebherr, Adelheid und Armida. Dagegen sind die Schönborns krank, schwach, häßlich, weniger reich, oft wie z. B. Jürgen und Leberecht mit Schulden kämpfend, weniger begabt und großgesinnt, häufig neidisch oder heuchlerisch eitel (z. B. Jürgen, Jobs, anfangs auch Paula, Andreas und Olaf), innerlich unglücklich. Auch Nickel Bajor ist zuerst nicht nur ein häßlicher Krüppel, sondern auch ein ungebildeter, neidischer Kobold innerlich unglücklich und auch äußerlich, da er im „Hundeloch" schlafen und bei der Muhme sogar hungern muß und für 2 Pfennig Schnitzstücke verkauft, während die schöne starke Agnete prunkend als reiche Müllerstochter auftritt, auch in die Pension geschickt wird und schließlich einen Prinzen heirathet. Diese summarisch radicale Vertheilung, die den einen lauter Licht, den andern lauter Schatten giebt, kann Jordan nicht ausnahmslos gelten lassen, denn das wäre unsittlich. Bei den Extremen lenkt er mit Recht ein. Agnete verdankt ihrer Körperstärke die Rettung aus arger Gefahr, ihrer Schönheit, ihr wechselndes, aber stets glückliches Lebensloos. Aber weil ihre Schönheit so übermächtig groß, wird sie eitel, verwöhnt, geistig faul und materiell gesinnt. Also auch hier ist der Leib das Schicksal. Loris z. B. hat nicht solche übertriebene Schönheit, wohl aber der durch Vererbung zum prahlerischen Betrüger prädestinirte Lakowitz. Demgegenüber werden gerade die beiden unglücklichsten Krüppel, Jobäa und Nickel, just durch ihr leibliches Unglück zu geistiger Idealität erhoben. Bei Jobäa wird die Entstehung der Genialität durch das physische Leiden sogar pathologisch-physiologisch entwickelt. Jobäa wird eine glänzend geehrte Dichterin und Philosophin, Nickel begeistert sich erst für Astronomie und wird nachher ein begabter Bildhauer. Auch der Storch Zakuhn wird durch sein trauriges Geschick vermenschlicht. Diese drei Krüppel sind thatsächlich die einzigen wahrhaft ethischen Gestalten des Romans, die einzigen, die innerlich mit dem Schlechten ringen; denn auch Zakuhn besiegt in sich Neid, Freßlust und Eifersucht. Dem goldenen Loris wird das Gutsein gar zu leicht. Diese Abhängigkeit des Geistigen vom Leiblichen ist Jordan feste, durchgreifende Theorie geworden. Mehrfach wird versichert, daß die großen Pessimisten Schopenhauer, Byron, Leopardi ꝛc. nur wegen eines individuellen Leibesfehlers Pessimisten geworden, Schopenhauer z. B. wegen seiner schwachen Brust. Wie verträgt sich das, ich will nicht sagen: mit der Achtung vor der Geistesgröße dieser Männer, sondern bloß damit, daß Spinoza und Malebranche schwindsüchtig waren, Voltaire ein Affengesicht, Mendelssohn einen Buckel, Kant eine noch schwächere Brust als Schopenhauer hatte und alle diese Optimisten waren?

(Schluß folgt.)

Julius Wolff's „Recht der Hagestolze".

Die Ohnmacht der Presse war eines der letzten Paradoxa, die der ideenreiche Emile de Girardin vertheidigt hat — er, dessen Laufbahn, Einfluß und reiche Hinterlassenschaft die schlagendsten Beweise für die Gewalt der sechsten Großmacht sind. Hätte er aber von der Ohnmacht der Kritik gesprochen, so würde er höchstens die talentlosen Herren Autoren nicht auf seiner Seite gefunden haben, welche ihre Mißerfolge den bösen Recensenten in die Schuhe schieben. Nun hat aber die Kritik wohl schon manches Talent entmuthigt und abgeschreckt, aber ein wahrhaft bedeutendes Werk noch niemals gemeuchelt. Gewöhnlich trat dann die Kritik der Zeit ein, mildernd, gerechter abwägend, und nach Jahren tauchte oft ein Talent oder ein gutes Werk sieghaft wieder auf, das man längst todtgeschwiegen und todtgeschlagen glaubte.

„Les morts que vous tuez se portent assez bien!"

das kann man über das kritische Assommoir als Sinnspruch schreiben. Und wie zahlreich sind nicht die Fälle, wo der Einspruch der Kritik gegen ein zur Mode erhobenes Buch oder Talent völlig wirkungslos blieb und den Erfolg nur noch vergrößerte! Georg Ebers, Felix Dahn und Julius Wolff gehören gewiß nicht zu den Schooßkindern der „maßgebenden" Kritik, aber sie erleben doch Auflagen, wie sie im deutschen Buchhandel ungewöhnlich sind. Von „Wolff's „Rattenfänger von Hameln" und „Wilden Jäger" z. B. sind schon gegen 50,000 Exemplare abgesetzt, und der vor 14 Tagen ausgegebene neue Roman des beliebten Dichters: Das Recht der Hagestolze. Eine Heirathsgeschichte aus dem Neckarthal (Berlin, G. Grote) soll bereits in 12,000 Exemplaren verkauft sein. Da fühlt man so recht die Allmacht der Mode, die Ohnmacht der Kritik.

Eine Erklärung für den ungeheuren Erfolg der Dahn, Ebers, Wolff ist nicht schwer. Jede Weihnachten stellen sie sich mit einem neuen Werke ein. Es ist Geschenkliteratur für ein ganz bestimmtes bücherbedürftiges Publikum, welches aus der reiferen Jugend zwischen 17—20 Jahren besteht, aus just der Schule oder Pension entwachsenen jungen Damen, stolzen Primanern, eben erst immatriculirten Studenten und glücklichen jungen Bräuten. Sie alle finden hier, was sie suchen. Ein verklärtes Bild der Welt, in die sie erwartungsfroh eintreten, die poetische Gestaltung des in der Schule „gehabten" geschichtlichen Materials, einen Spiegel ihrer romantischen Träume, ihrer sehnsüchtigen Ideale . . .

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädgen so geliebt zu seyn."

Und diesen Lesern, deren Neigungen und Wünsche sie ganz genau kennen, spenden die Minneromanschreiber mit vollen Händen alles Liebe und Gute: edle Seelen, feurige Herzen, ritterliche Gesinnungen, sentimentale und schelmische Backfische, wilde Haudegen, interessante Frauenköpfe, viel Handlung, schöne Costüme. Da kann die Kritik lange vor dieser Geschichtsklitterung warnen, diese angeblichen Aegypter, Gothen, Römer und Altdeutschen als gemüthliche Leipziger Philister, Berliner Lieutenants und Königsberger Geheimrathstöchter entlarven: die liebe Jugend glaubt doch an sie, schwärmt für sie und kauft sie. Und so ist es denn auch widersinnig, diese vielbegehrte Weihnachtsliteratur mit der bekannten „Bitte um geneigte Besprechung" noch an die Kritik zu schicken, die eigentlich bloß eine Ruhestörerin und Festverderberin sein kann. Solche Literatur blüht nur im Lichte des Weihnachtsbaumes und stirbt in der scharfen Beleuchtung der nächtlichen Recensentenlampe.

Noch nie habe ich alle charakteristischen Eigenschaften des Weihnachtsromanes ausgeprägter gefunden, als gerade in Wolff's neuem Buche. Schon Titel wie Untertitel sind allein ein ganzes Programm. „Hagestolze" — hahaha, gewiß alte weiberfeindliche Junggesellen, die gebessert und bekehrt werden! Und „eine Heirathsgeschichte aus dem Neckarthal" — da fallen

Digitized by Google

uns gleich Scheffel's schöne Verse auf Heidelberg ein — ach, die herrliche Gegend — und dann eine Geschichte vom Heirathen — was kann es Interessanteres geben?! Und schon um der vielversprechenden Anweisung willen wird das Buch gekauft, geschenkt, „verschlungen", die jungen Herzen schlagen dabei noch einmal so schnell, und alle, alle Wünsche werden von dem Dichter erfüllt. Ein „reizendes" Buch, das ist das allgemeine Urtheil.

Auch die Zeit- und Stoffwahl konnte nicht geschickter sein. Romantische Gegend, biderbe Ritter, liebende vieledle Frauen und Jungfrauen, es fehlt nichts. Dazu eine frische, heitere Handlung, welche der stets liebenswürdige, harmlose und unverbesserlich optimistische Dichter behaglich ausbreiten kann. Der Vorwurf ist ganz vortrefflich. In modernen Theaterstücken ist es ein beliebtes Thema, daß Zweie sich so feindlich ansehen, die vor Liebe vergehen wollen, daß allerlei Mißverständnisse sie trennen, die ein einziges Wort lösen könnte. Bevorzugt ist dort namentlich der böse Geldpunkt, der die Liebenden scheinbar trennt, denn im Reiche der Dichtung sind die Menschen viel feinfühliger, als sie im Leben zu sein pflegen. Entweder hält Er das lösende Wort zurück, weil er ein armer Schlucker ist, oder Sie verfolgt ihn mit ihrem verliebten Hasse, dieweil sie ihn nur in ihren Geldsack vernarrt glaubt. Wolff variirt nun das bewährte Goldfischthema sehr hübsch. Frau Juliane von der Minneburg — ach wie schön! — versagt dem geliebten Junker Hans Landschaden — auch nicht schlecht! — plötzlich Herz und Hand, weil sie eine unwürdige Speculation von seiner Seite vermuthet. Er will sie offenbar nur heirathen, um dem Recht der Hagestolze zu entgehen. Das Recht der Hagestolze? Ein altes pfälzisches Gesetz besagt nämlich: Wenn ein einläufiger (!) Mann 50 Jahre 3 Monate 2 Tage alt wird und stirbt, so fällt seine Hinterlassenschaft nicht an seine Blutsverwandten, sondern an den Landesfürsten. Darum stimmt auch die ganze Sippe der Landschaden dafür, daß der bald fünfzigjährige Hans sich schleunigst beweibe, damit sein Erbe in der Familie bleiben kann. Kein Wunder aber, daß Frau Juliane plötzlich unangenehm wird, da sie erfährt, daß der ehescheue Junker sie bloß im Interesse seines Hauses heirathen will, und um dem ohnehin übermächtigen Pfalzgrafen einen Streich zu spielen.

„Ja, warum haben Sie das nicht gleich gesagt?!" pflegen im letzten Acte von Verwechslungsposſen die Helden auszurufen. Ein Wort der Aufklärung, im ersten Acte gesprochen, würde den zweiten und alle folgenden unmöglich machen, aber es wird verschwiegen, obgleich es auf allen Zungen schwebt. So geschieht es in dieser „Heirathsgeschichte" ebenfalls. Hans, der zunächst Betheiligte, weiß nichts vom Hagestolzenrecht, das seine ganze Sippe so in Aufregung versetzt, so sehr um seine Zukunft besorgt macht, eine so weitschichtige Intrigue rings um ihn entfesselt. Er merkt nichts davon, daß sein Bruder Bligger den verpfändeten Wald nur herausgeben will, um das Herz der schönen Wittib zu rühren, daß dieser ihn absichtlich zum Unterhändler wählt, daß der Jude mit geheimen Instructionen nach der Minneburg entsendet worden ist, wo er ein gefälschtes Horoskop stellen soll. Nein, von alledem spürt der sonst ganz kluge Hans nicht das mindeste und darf nichts wissen, sonst würde er ja ein Spiel mit der Geliebten treiben, das sie ihm nie verzeihen würde. Und ein neues Mißverständniß! Hans hat sich für Frau Juliane geschlagen, aber das darf wieder sie nicht erfahren, sonst ist die Geschichte schon hundert Seiten früher zu Ende. Welche herzbeklemmende Spannung waltet daher in dem folgenden Auftritte zwischen dem wissenden Ritter Engelhard und der schönen Wittib, die eben nichts wissen soll und ihn daher auch nicht zu Worte kommen läßt!

„Juliane," sprach er, „Du denkst doch nicht an unseren lieben braven Hans Landschad, als ob der irgend einer Falschheit —"

„Sprich mir nicht von den Landschaden!" unterbrach sie ihn heftig und schnellte gleich einer getretenen Schlange vom Sitz empor, „die sind für mich todt!"

„Viel hätte freilich nicht gefehlt, daß Hans —"

„Ich will nichts wissen von ihnen! nichts als Haß, Haß Allem, was Landschaden heißt!"

„Aber Hans hat sich ja —"

Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Schweig mir vor Allem von dem!" unterbrach sie ihn noch aufgebrachter als vorher. „Ich kenne den niederträchtigen Plan, den Ihr gegen mich geschmiedet habt. — — O, es ist schändlich! schändlich! — — Ich wollte Dich ausforschen, ob nicht doch noch ein Irrthum möglich wäre. Aber ich bin durch Dich nur noch sicherer geworden. — — Das ist erbärmlich, Engelhard!"

„Willst Du mich hören oder nicht?" fuhr er sie an, mit dem Fuß auf den Boden stampfend.

„Nichts von den Landschaden!" rief sie, von ihm abgekehrt. „Ich hasse sie und will ihr Feind sein, so lang ich das Leben habe!"

„Ist das Dein letztes Wort, Juliane?"

„Ja!" sagte sie trotzig und ohne sich umzuwenden.

„Dann lebe wohl!" und klirrenden Schrittes ging er hinaus.

Erst einige fünfzig Seiten später erfährt sie das Wort, das all ihren Haß beseitigt und sie an sein Herz drängt. Ja, warum haben Sie das nicht gleich gesagt?!

Der Leser wird aus der obigen Scene ohne Zweifel ihren theatralischen Charakter erkannt haben. Es ist ein „guter Abgang", ein wirkungsvoller Actschluß. Und dieser theatralische Zug, den wir übrigens auch in Wolff's anderen Werken finden, geht durch das ganze Buch. Es ist ein Lustspiel, das seinen Beruf verfehlt hat. Lustspielartig ist die ganze frische, fröhliche Stimmung, die Eintheilung und Entwicklung der Handlung, die Motivirung, die niemals individualisirende theatralische Rede sämmtlicher Personen. Die Charaktere entwickeln sich nicht vor uns im epischen Fluß, sondern liegen alle schon fertig ausgeprägt da. Es wäre z. B. die Aufgabe des Romandichters gewesen, uns mit feinen psychologischen Zügen zu zeigen, wie sich nach und nach der Haß der beiden Helden in Liebe verkehrt, aber Wolff nimmt sich die Zeit und Mühe nicht dazu; gerade als wäre er ein an die Kürze des Theaterabends gebundener Dramatiker. Darum ist der Haß der Frau Juliane ebenso oberflächlich und unglaubwürdig, als die Ehescheu des Junkers; darum müssen sich auch die Beiden ehemals heiß geliebt haben; darum zeigt es sich bei jeder Gelegenheit, daß all die Phrasen, die sie gegeneinander ins Treffen führen, eitel Coulissenwind sind. Und darum glauben wir keinen Augenblick an alle die Schwierigkeiten, welche ihrer Vereinigung im Wege stehen sollen, und wissen ganz genau im voraus, wie die Angelegenheit sich leicht und angenehm lösen wird. Ueberhaupt hat der Verfasser sehr wenig gethan, um unsere Spannung zu reizen, denn wir sehen schon Anfangs Alles genau so kommen, wie es kommt. Das unwahrscheinliche lange Verweilen des Juden auf dem Schlosse der Landschaden hat den vorweg zu errathenden Zweck, daß die Fälschung des Horoskops dadurch bewiesen werden soll. Die Prophezeiung, daß Hans sein Glück im Kloster finden werde, deutet uns gleich an, daß die beiden Liebenden sich im Kloster verloben werden, und wir lächeln, wenn richtig gegen den Schluß hin die Burgcoulissen weggeschoben werden und eine Klosterdecoration erscheint. Auch Juliane's Schwur macht uns keinen Augenblick bange, denn wie sie ihn umgeht und wörtlich doch befolgt, ist ein alter Komödienkniff.

Und lustspielartig ist vor Allem der Schluß: wie da die beiden Paare im Kloster zusammenkommen, wo offenbar der letzte Act spielt, wie die schelmische Sidonie die Intrigue leitet, und endlich der nächtliche Mummenschanz im offenen Kreuzgang, den die besonnene Frau Juliane in aller Einfalt wirklich für einen weit sicherern Stelldicheinort hält, als die geschlossene Zelle, „wo sogar die Wände Ohren haben"! Ich glaube, im Theater würde man bei solchen starken Zumuthungen doch sehr ungeduldig werden. Wenn Julius Wolff ein Lustspiel aus seinem Roman machen wollte, was ja eine leichte Mühe, eigentlich bloße Scheerenarbeit wäre, so würde im unerbittlichen Lampenlichte sich gewiß die ganze Unmöglichkeit seiner Erfindungen zeigen. Romanleser sind ein dankbareres Publikum.

Besonders Wolff's angestammter junger Leserkreis, dessen

Digitized by Google

Entzücken ich mir sehr gut vorstellen kann. Wie ist da Alles so hübsch und frisch erzählt, harmlos, fröhlich, gewissermaßen in Feststimmung getaucht! Es ist wahrhaft rührend, wie der Dichter seinen jungen Lesern zum Munde redet. Trotz des leichten Alterthümelns der Sprache. „Palas", „Ohm", „in Rück und Schick bringen", „fahen"; auch der schon aus Scheffel männiglich bekannte „Papegan". „Klipp und klar" scheint mir schon weniger pfälzisch Mittelhochdeutsch, und „klein beigeben", das kein Süddeutscher gebraucht, versetzt uns gar in die gute Reichshauptstadt Berlin. Wie nun die Backfische bei Ebers und Dahn, ob sie nun ägyptische Priesterinnen oder Nonnen im alten Poitiers sein wollen, ganz die Gefühle modernster Pensionatsfräuleins ausdrücken, so auch Wolff's pfälzische Edeldamen aus dem Jahre des Heils 1397. Dieselbe gemachte Munterkeit, die nämliche Schelmerei, die soubrettenhafte Sentimentalität und Geschwätzigkeit aus: „Sie hat ihr Herz entdeckt". Nur ein Beispiel, wie sich Julius Wolff die Unschuld jener Ritterfräuleins denkt! Das Wort „Brutzeit", das heute für keine höhere Tochter mehr einen Schrecken hat, bringt zwei junge Edeldamen „in hold erröthende Verwirrung über den nicht verstandenen Sinn". O sancta simplicitas! Auch die allzu häufigen und billigen Scherze über die Schwiegermütter und die tobende Weiberfeindschaft des Haus sind solche Concessionen an die Denkart jungfräulicher Leser. Nur selten überraschen wir den Erzähler auf einer heimlichen Ungeduld, daß er des trockenen Tones satt ist. Er, der im „Tannhäuser", der bekanntlich „allen lieben deutschen Frauen" gewidmet ist, versichert:

„Nie würd' ich wagen
Vor Euch die Saiten anzuschlagen
Unrein in ihrem Klang —"

er verräth uns zuweilen, daß er auch Rasse hat und gelegentlich einer wohltemperirten Pikanterie nicht abgeneigt ist. Zwar ist die Ehebruchsgeschichte (S. 123) nur behutsam angedeutet, doch schon bedenklicher scheint das Gespräch über das mißverstandene Lauschen (S. 164) und die Geschichte mit dem Joseph, der eigentlich eine Josephine in Männerkleidern ist. Die Zumuthung, daß er oder sie mit einem Jüngling im selben Bette schlafen soll (S. 173), würde ich entschieden so schnell wie möglich streichen, denn wenn Madame Toutlemonde hinter derlei Scherze kommt, wird sie nicht ermangeln, den von allen ihren Pensionärinnen schwärmerisch verehrten Dichter auf den Index zu setzen. Man denke sich das Unglück! Z.

Feuilleton.

Ein weißer Indianerhäuptling.

Von Bret Harte.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Schluß.)

Die Verehrung, die Elias Martin bei den Indianern fand, hätte selbst einen besseren Kopf als den seinen verdrehen können. Anfangs war er ängstlich und fürchtete, daß ein solcher Empfang irgend eine versteckte Ironie bergen könne, oder daß er wie die blumenbekränzten Opfer des Alterthums geehrt und emporgehalten wurde, um dem baldigen Märtyrerthum eine größere Bedeutung und Weihe zu verleihen. Dann begann er zu fürchten, daß die unschuldige Täuschung seinerseits — wenn es wirklich solche war, — entdeckt werden könne; endlich ergab er sich in die Lage, theils aus Demuth, theils aus thierischer Zufriedenheit mit seiner zeitweiligen Sicherheit.

Am zweiten Tage, nachdem Elias Häuptling geworden, brachten zwei Krieger eine noch blutende menschliche Scalplocke. Elias erblaßte, zitterte und wandte sich ab; dann, die Gefahr bedenkend, welche ihm durch den Verrath seiner Schwäche drohte, wurde seine Erscheinung fast geisterhaft. Die Krieger sahen ihn mit leidenschaftlichen Blicken an. Ein Grunzen — ob vor Erstaunen, Unzufriedenheit oder Beistimmung, verstand er nicht — ging durch die Menge. Doch die Scalplocke wurde fortgebracht und nicht wieder vor ihm gezeigt.

Ein noch aufregenderes Ereigniß folgte. Zwei Gefangene, Weiße, stark gefesselt, wurden eines Tages auf dem Wege zum Marterpfahl vor ihn gebracht; ihnen folgte eine Menge alter und junger rother Weiber und Kinder. Der unglückliche Elias erkannte in den Gefangenen zwei Händler aus einer entfernten Ansiedlung, welche auch zuweilen Redwood besucht hatten. Eine Seelenangst, ein Gemisch von Schrecken, Scham und Mitleid machte den Pseudo-Häuptling bis in die Spitzen der Adlerfedern auf seinem Kopfe erzittern und bleichte seine Wangen unter der gelben Tättowirfarbe. Sich ins Mittel zu legen, um die Gefangenen von der ihnen zugedachten herkömmlichen Marter zu retten, auf welche die Weiber und Kinder schon ungeduldig harrten, das wäre für ihn und sie Entdeckung und Tod gewesen. Kaum wissend, was er that, als die düstere Prozession an ihm vorbeizog, verbarg er rasch das Gesicht in seine Decke und wandte der Scene den Rücken. Die Krieger waren augenscheinlich auf ein so außerordentliches Benehmen ihres Häuptlings nicht vorbereitet — es herrschte Todtenstille. Was sie im Begriff waren zu thun, läßt sich kaum denken, denn in dem Augenblicke nahte ihm leise von der entgegengesetzten Seite eine junge Indianerin, vielleicht aus Ungeduld auf das erwartete grause Spiel, vielleicht auch dadurch ermuthigt, daß sie nur wenige Tage zuvor zur Verlobten des neuen Häuptlings erwählt worden war. Seine entsetzten Blicke, einen Augenblick unter dem Tuche hervorlugend, fielen auf sie und erkannten sie. Die Jämmerlichkeit einer schwachen Natur, die es nicht wagte, geradezu der Ursache entgegenzutreten, ließ die Wuth an dem geringeren Gegenstand aus. Elias schoß einen raschen Blick der Entrüstung und des Hasses auf das junge Mädchen. Erschreckt lief sie zu ihren Gefährtinnen zurück, eine eilige Berathung folgte, und im nächsten Augenblick rannte das ganze Gefolge von Mädchen, alten Weibern und Kindern schreiend und weinend den Wigwams zu.

„Siehst Du," sagte einer der Gefangenen ruhig zum anderen, „ich hatte Recht. Sie hatten gar nicht vor, uns 'was zu thun, wollten uns nur ängstigen. Diese Mingos sind anders als die übrigen Stämme. Sie tödten Niemand, wenn es nicht nothwendig ist."

„Du irrst," rief der Andere aufgeregt. „Es war der große Häuptling da, mit dem Kopf in die Decke gehüllt, der die Hunde mores lehrte. Teufel! was das Pack auf einen bloßen Blick von ihm lief! Ich wette, er ist ein Hauptkerl, sieh nur seine wundervolle Haltung!"

„Hast recht — der weiß, was er will," sagte der Andere, kritisch Elias' eingehüllte Gestalt musternd; „verdammt, wenn das nicht ein geborener König ist!"

Der plötzliche Conflikt, die gänzliche Umwälzung, die diese einfachen Worte in Elias' Brust hervorbrachten, war fast unglaublich. Erst war er in Erstaunen gesetzt durch die Neuigkeit, daß der unbekannte Stamm, den er regieren sollte, den Ruf der Friedfertigkeit habe; aber selbst diese beruhigende Versicherung war unbedeutend im Vergleich zu der größeren Offenbarung, welche des Sprechers Lob und Preis, die er Elias spendete, enthielt. Die wenigen Worte waren wie ein Ritterschlag auf seine schwache Schulter gefallen; er erhob sich, von der Berührung veredelt. Obwohl sein Gesicht noch unter der Decke versteckt war, stand er kerzengerade und schien an Größe gewonnen zu haben.

Die Indianer waren, unschlüssig und doch wachsam, einige Schritte von ihren Gefangenen stehen geblieben. Plötzlich wandte sich Elias, noch mit dem Rücken gegen die letzteren, leuchtenden Blickes den Seinigen zu und machte mit den Händen eine rasche Bewegung, ein Abstreifen der Fesseln bedeutend. Wie alle plötzlichen Bewegungen undemonstrativer Menschen, war auch diese überschwänglich, geisterhaft, theatralisch. Doch sie war mächtiger als Worte. Die Krieger durchschnitten eilig die Fesseln der Gefangenen; noch eine heftige Geberde von Elias, und diese entflohen. Als er vorsichtig unter seiner Decke hervorblickte, waren Häscher und Gefangene in entgegengesetzten Richtungen verschwunden, er war allein — und triumphirte.

Digitized by Google

Seit diesem Augenblicke war Elias Martin ein anderer Mensch. Er legte sich den Abend zur Ruhe in einem berauschenden Traume von Macht; er erhob sich am Morgen darauf, ein Mann von Willen und Kraft; das konnte er selbst in den Augen der Krieger lesen, wenn sich diese auch zuweilen erstaunt abwandten. Er verstand nun, daß, obwohl sie gewohnheitsmäßig friedlich waren, sie seine Herrschaft durch das Anerbieten der Scalplocke und Gefangenen auf die Probe stellen wollten, und in dieser Entdeckung ihrer gemeinsamen Schwäche vergaß er seine eigene. Die meisten Helden brauchen den Contrast mit dem Unheldenhaften, um als Helden zu erscheinen; und Elias erdachte wirklich Mittel, den zu Trutz und Schutz bereiten Charakter seines Stammes zu kräftigen, und stärkte dadurch seinen eigenen. Unterdessen versäumten die entkommenen Händler nicht, die Bedeutung ihres Abenteuers zu erhöhen, indem sie über den Charakter und die Thaten ihres Retters Großes erzählten; und bald war in allen Grenzansiedelungen die Rede davon, daß der einst unbedeutende und friedliche Stamm der Mingos, der eine große Landstrecke am Stillen Ocean bewohnte, sich zu einer mächtigen Nation entwickelt habe, die vom Kriegspfade gegen die Weißen nur durch ihren fähigen und geheimnißvollen Häuptling abgehalten werde. Die Regierung, in ihrer halb väterlichen, halb aggressiven und gänzlich planlosen Politik, sandte einen Agenten zu dem Stamme, um Verträge zu schließen. Elias, der noch immer den Nachahmungssinn und die Schmiegsamkeit, sich der Umgebung anzupassen, besaß, die trägen, schwachen Naturen eigen sind, und mit seinen roth und gelb gestreiften Gesichtszügen wohl für einen Häuptling gehalten werden konnte, begegnete dem Regierungsagenten mit stiller, geziemender Würde. Die Berathung ging durch Zeichen vor sich. Nie war ein Vertrag mit Indianern geschlossen worden unter so genauer Kenntniß der Absichten der Weißen Seitens der Indianer und so völliger Unwissenheit betreffs der Eigenschaften der Indianer Seitens der Weißen. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß der Vertrag ein durchschlagender Erfolg für die Indianer war.

Jedenfalls waren diese Veränderungen und Fortschritte dem Einflusse eines einzigen Mannes zuzuschreiben, doch daraus folgte nicht, daß dieser ein bedeutender Mann sei. Seinen Erfolg verdankte er theils dem Umstand, daß er gewisse negative Tugenden, die in seiner Natur lagen, auf eine Gemeinschaft übertragen konnte, die gleichsam geschaffen schien, solche anzunehmen. Jeder Theil gewann durch die gegenseitige Anerkennung des unerwarteten Werthes dieser Eigenschaften. „Er verhüllt sein Gesicht" — so nannte ihn der Stamm seit der Episode mit den befreiten Gefangenen — war in Wirklichkeit nicht so sehr Autokrat, wie mancher constitutionelle Regent.

Zwei Jahre ungestörten Wohlergehens verflossen. Elias Martin, der Findling, der Verstoßene, aller civilisirten Bande und Verwandtschaften ledig, von seinen Landsleuten vergessen, und von einer fremden Rasse zu Macht, Wohlstand, Sicherheit und Achtung erhoben, Elias Martin litt am Heimweh!

Ein schöner Sommernachmittag neigte sich dem Abend zu. Elias saß vor der Thüre seiner Hütte, nach einer Richtung die fern glänzende Fläche des Stillen Meeres überblickend, nach der anderen die sanfte Abdachung der bebauten Felder und Uferwiesen des Mingoflusses, welcher, eine weite Ebene von Salzmooren, Schilf und Sanddünen durchfluthend, sich in eine brandungschäumende Bucht des Meeres wälzte. Die Linien des Schattens zu seinen Füßen, den der einzige dort stehende Baum warf, schienen bewegungslos. Nichts regte sich als die runden, unsteten Brombeeraugen Wachitas, seines jugendlichen Weibes, der Heldin des Ereignisses mit den zwei Gefangenen. Mit einem Weidenzweig bewaffnet, saß sie in der Nähe ihres Gebieters und wehrte zudringliche Wespen, Sandfliegen und sogar eine Hummel von ihm ab, welche mit ihrem eintönigen Gesumme sich ihm mehrmals keck zu nahen drohte. Bei solchen Dienstleistungen saß Wachita zufrieden, stumm, unterthänig, scheinbar geistesabwesend da und betrachtete ihn, von jeder Vertraulichkeit durch seine angeborene und auch gewohnheitsmäßige Schweigsamkeit ausgeschlossen, mit der bewundernden, unzulänglichen Theilnahme eines treuen Hundes. Unglücklicherweise für Elias konnte ihre rein mechanische Dienstleistung ein gefährlicheres Eindringen in seine Abgeschlossenheit nicht verhindern.

Plötzlich erwachte er und sah Wachita mit einem Blick rückkehrenden Bewußtseins an. Diese deutete ängstlich auf das Dorf unten.

„Der Gesandte des Großen Weißen Vaters ist heute mit Pferden und Wagen angekommen; er wollte den Häuptling der Mingos sehen, doch ich wollte meinen Herrn nicht stören."

Elias zog die Brauen zusammen. Er wußte, daß, befreit von Indianerphrasen, die Worte bedeuteten, daß der Agent seinen amtlichen Besuch gemacht und den Wunsch geäußert habe, den berühmten Häuptling zu sehen.

„Gut!" sagte er, „der Weiße Hase (sein Adjutant) wird den Gesandten empfangen und Geschenke mit ihm austauschen — das ist genug!"

„Der weiße Gesandte hat sein Weib mitgebracht. Sie wollen Dein Gesicht sehen," fuhr Wachita fort. „Sie wollten, daß ich sie in die Nähe meines Gebieters führen sollte, damit sie ihn sehen könnten, wenn er es nicht wußte."

Elias blickte düster auf sein Weib mit dem halben Argwohn, den er noch für ihren fremdartigen Charakter hegte. „Dann gehe, Wachita, zu den Mädchen und alten Weibern und verstecke Dich bei ihnen bis die weißen Fremdlinge fort sind," sagte er schroff. „Ich habe gesprochen — geh!"

An derartige strenge Befehle gewöhnt, entfernte sich Wachita ohne ein weiteres Wort. Elias, der sich erhoben hatte, verharrte einige Augenblicke, an die Zeltstangen gelehnt und ziellos auf das Meer hinausblickend. Ununterbrochen summten die Insecten, deutlich hörte er das ferne Brausen der Brandung, doch plötzlich, noch deutlicher, hörte er das Flüstern weiblicher Stimmen.

„Er sieht gar nicht wild aus! Nein, er ist geradezu hübsch!"

„Nicht so laut!" flüsterte ängstlich eine andere Stimme.

„Wenn er's auch hört, versteht er's ja doch nicht!" erwiderte die erste Stimme. Ein unterdrücktes Kichern folgte.

Glücklicherweise half Elias jetzt seine zur Gewohnheit gewordene Selbstbeherrschung. Er rührte sich nicht, obwohl er fühlte, daß ihm das Blut zu Haupte schoß und die Stimme der ersten Sprecherin ihn mit einer eigenthümlichen berauschenden Erwartung erfüllte. Er hielt sich zurück, obwohl die naiv von ihr gesprochenen Worte in ihm ein nie gekanntes Gefühl wachgerufen hatten. Er blieb regungslos, obwohl er fühlte, daß das Sehnen und Ahnen, das ihn in letzter Zeit beherrscht hatte, irgendwie geheimnißvoll eine ihm noch unbekannte Gestaltung oder Thätigkeit annehmen würde.

Kein Flüstern mehr. Das Hummelgesumme klang wieder lauter. Eine plötzliche Furcht ergriff ihn. Sie geht fort — er soll sie niemals sehen! Während er unthätig da gestanden, hatte sich ihre Neugier satt gesehen und sie selbst sich entfernt. Einem plötzlichen Impuls folgend, sprang er rasch nach der Richtung, woher die Stimme gekommen war. Das Gebüsch bewegte sich, theilte sich, knatterte und rauschte — und wogte dann, etwa dreißig Fuß von ihm, in einer langen Wallung, wie durch das Dahinfliegen einer leichten unsichtbaren Gestalt.

In demselben Augenblick ertönte zu seinen Füßen ein Schrei, halb Schreck, halb Gelächter, und ein niedergebogener Zweig, von Jemand losgelassen, schnellte gegen seine Brust. Als er ihn rasch bei Seite schob, kam sein eifrig niedergebeugtes Gesicht fast in Berührung mit den rosig erröthenden Wangen und verwirrten Locken eines Frauenkopfes. Sie war so nah, sein eifrig suchender Blick verlor sich in ihren feuchten lachenden Augen; ihre geöffneten Lippen und weißen Zähne waren den seinigen so nah, daß ihr rascher Athem ihm fast die Luft nahm.

Als ihre Genossin entfloh, war sie auf ein Knie gesunken, hoffend, daß er sie, vorbeieilend, nicht bemerken würde, doch die plötzliche Verfolgung hatte ihr den Schrei entrungen; trotzdem schien sie nicht sehr erschreckt zu sein.

„Es war nur ein Scherz," rief sie, ihn keck am Arm fassend, um sich zu erheben. „Ich bin Frau Dall, des Agenten Gattin. Mir wurde gesagt, daß Sie Niemandem erlauben, Sie zu sehen — und ich entschloß mich, es zu thun; das ist Alles!" Sie stand still, warf ihre verwirrten Locken zurück, schüttelte Gestrüpp und Dornen von ihrem Kleide und bemerkte noch: „Vor einem Weibe, sollt' ich denken, werden Sie sich doch nicht fürchten? So ist ja nichts Schlimmes geschehen — Adieu!"

Digitized by Google

Sie trat einen Schritt zurück, als wollte sie gehen, aber der Zweig, gegen den sie sich lehnte, schnellte zurück und schob sie so noch einmal ihm entgegen. Wieder athmete er den Duft ihres Haares; er sah sogar die kleinen Sommerfleckchen, die ihre Oberlippe schattirten und die feuchte Kirschenwölbung darunter desto mehr zur Geltung brachten. Eine plötzliche Erinnerung an eine Spielgenossin seiner Jugend zuckte ihm durch den Sinn; eine wilde, gesetzlose Eingebung, wohl erzeugt durch seine früheren Erfahrungen, seine Einsamkeit, seine dictatorische Gewalt und die Schönheit des Weibes vor ihm, schoß durch sein Gehirn. Er umarmte sie leidenschaftlich, preßte seine Lippen auf die ihren, sprang mit einem wilden Lachen bei Seite und verschwand im Gebüsch.

Frau Dall war einen Augenblick starr vor Erstaunen. Dann hob sie mechanisch ihren Arm und wischte mit dem Aermel von Lippen und Wangen die wie Blut aussehenden Abdrücke der Farbe. Ihr lachendes Gesicht war plötzlich ernst geworden, doch nicht aus Furcht; ihre dunklen Augen bewölkt, doch nicht ganz aus Unmuth. Plötzlich schlug sie sich mit der Hand auf die Hüfte, als hätte sie eine Entdeckung gemacht. „Das ist kein Indianer!“ rief sie sehr entschieden. Gleich darauf lief sie zum Pfade zurück und das Gebüsch umfing sie wieder. Im selben Augenblick zeigte sich in einem anderen Theil des Gebüsches das breite geistlose Gesicht Wachita's mit seinen stumm-staunenden Augen, wie der Vollmond still, heiter und theilnamlos hinter ihr her scheinend.

Ein Monat verging. Doch für Elias enthielt dieser Monat mehr aufregende und getheilte Gefühle als die verflossenen zwei Jahre. In den ersten Tagen, die seiner Begegnung mit Frau Dall folgten, überkamen ihn Schreck und Verzweiflung bei dem Gedanken an seine unkluge Uebereilung. Der Gedanke an die übertriebene Ritterlichkeit der Pioniere, Frauen gegenüber, und eine rasche Vergeltung Seitens des beleidigten Gatten erfüllte ihn bald mit blasser Furcht, bald mit wilden Plänen. Zuweilen plante er eine Flucht, sogar bereit, sich in einem Canoe dem Meere anzuvertrauen; dann wieder stand er auf dem Punkte, seine Krieger zu einem Angriff auf die Agentur aufzustacheln und so den Kampf hervorzurufen, der ihm unvermeidlich schien. Nachdem schon mancher Tag vergangen war ohne Unterbrechung des freundschaftlichen Einvernehmens mit der Agentur, athmete er freier und eine eigene Freudigkeit zog in Elias' Herzen ein. Das Bild der Gattin des Agenten, im grünen Laubrahmen hinter seiner Hütte. Der Duft ihres Haares, ihres Athems schien mit dem Duft der Wiesen zu verschmelzen, die kurze Seligkeit des zu schnell unterbrochenen gestohlenen Kusses fühlte er nach. Nach seinem langen Meiden aller Geselligkeit und den zwei Jahren einsamer Verbannung erschien ihm die frische Schönheit dieses jungen, freimüthigen Weibes, in deren Benehmen noch die offene Natürlichkeit der Mädchenjahre lag, wie eine neue, höhere Schöpfung. Er vergaß seine vage Sehnsucht im Beginne einer faßlicheren, wenn auch ebenso unpraktischen Leidenschaft. Er erinnerte sich, daß sie seine Erscheinung bewundert hatte, und wagte diesen Umstand mit ihrem vergebenden Schweigen in Verbindung zu bringen. Wenn sie ihrem Gatten nichts gesagt hatte, durfte er hoffen — er wußte selbst nicht worauf!

Eines Nachmittags brachte ihm Wachita ein zusammengefaltetes Papier. In instinctiver Vorahnung erröthete Elias verlegen, als er es von dem Weibe erhielt, das als seine Gattin anerkannt wurde. Doch die theilnahmlose, unterthänige Haltung dieser Haushaltsklaverei, anstatt sein Gewissen zu rühren, schien ihm eine dumpfe thierische Ergebung in die Lage, und verwischte die letzten Spuren eines möglichen Reuegefühles. Er öffnete das Briefchen und las eilig Folgendes:

„Sie erlaubten sich neulich eine große Freiheit mit mir und berechtigten mich dadurch, mir eine mit Ihnen zu erlauben. Ich glaube, Sie verstehen Englisch so gut wie ich. Wenn Sie wünschen, dies und Ihr Benehmen mir gegenüber zu erklären, so will ich Sie heute Nachmittag an demselben Orte treffen. Meine Freundin wird mich begleiten, doch braucht sie nicht zu hören, was Sie mir zu sagen haben.“

Elias las diesen Brief — den gerade so gut ein Schulmädchen hätte schreiben können — als läge darin die Verheißung eines verschleierten Rendezvous mit einer Prinzessin. Bei diesem zweiten Zusammentreffen kam sie in völligen Besitz seines Geheimnisses. Er hatte ihr Alles gesagt; sie hatte dagegen nichts versprochen — auch nichts von ihm angenommen. Selbst ihre wirkliche Stellung und Gefühle nach der Entdeckung seiner Leidenschaft blieben in Geheimniß verschleiert.

Demnach zehrte Elias zwei Wochen lang an der Erinnerung an dieses Stelldichein. Was sich hätte daraus entwickeln können, ist schwer zu bestimmen, denn gegen Ende dieser Zeit wurde ein so scheußliches Verbrechen dicht beim Dörfchen verübt, daß es selbst die friedliebenden Mingos mit wilder Rachgier erfüllte. Einer ihrer Aeltesten, der besonders beauftragt worden war, mit dem Agenten zu verhandeln, und welcher selbst einen kleinen Handel betrieb, war von einem Marodeur aus Redwood ermordet und seiner Waaren beraubt worden. Der Mörder behauptete kühl, daß er nur eines der Werkzeuge betrügerischen Schwindels an der Regierung „bestraft“ habe und daß er den Erzbetrüger, den sogenannten Mingohäuptling entbiete, es auch nur zu wagen, in der Sache etwas zu thun. Eine Woge unbezwingbarer Wuth fluthete empor bis an die Zeltstangen des großen Häuptlings und verlangte Rache. Elias erzitterte und zögerte. Unter dem Banne seiner selbstsüchtigen Leidenschaft für Frau Dall wagte er nicht, an einen Zusammenstoß mit ihren Landsleuten zu denken. Er würde wieder in seiner passiven, zögernden Haltung Zuflucht gesucht haben, doch kannte er die Art indianischer Wiedervergeltung zu wohl — ein Opfer von gleichem Werth, ganz abgesehen davon, ob schuldig oder nicht — und fürchtete darum einen plötzlichen Ausbruch. Um eine erzwungene Sühne des Verbrechens durch das Opfer eines Unschuldigen zu verhüten, mußte er Befehl ertheilen, den Verbrecher zu verfolgen und fangen; insgeheim gab er sich der Hoffnung hin, daß dieser entkommen oder daß irgend ein Zufall die Todesstrafe verhindern möge. Ein Tag grimmer Erwartung seitens der alten Männer und Frauen im Dorf, und brütender Unruhe seitens Elias, der allein in seiner Hütte blieb, folgte dem Abmarsch der Streiter auf dem Kriegspfade. Gegen Mitternacht kehrten sie zurück. Elias, der in gewohnheitsmäßiger Zurückhaltung, wie auch der Etikette seiner hohen Stellung gemäß, unthätig in seinem Zelte geblieben war, wußte nur durch das freudige Grunzen der Weiber, daß die Expedition erfolgreich gewesen und der Gefangene in ihren Händen war. Zu irgend einer anderen Zeit hätte er es für einen Beweis wachsenden Unglaubens an seine Unfehlbarkeit des Urtheils und eine Verringerung der Achtung halten können, die seine Leute ihm zollten, daß sie ihm den Gefangenen nicht vorführten. Doch jetzt war er nur zu froh, der Gefahr einer Begegnung zu entgehen, bei welcher der verzweifelte Gefangene in ihm einen früheren Bekannten entdeckt hätte, selbst wenn der Thatbestand auch nicht ganz von den Zuschauern verstanden worden wäre. Auch dachte er, daß der Grund darin liegen möge, daß sie schon früher seine Abneigung gegen Wiedervergeltung an früheren Gefangenen gesehen hatten. Ihm genügte es, daß sie sein Zeichen für die Marter und Hinrichtung bei Sonnenaufgang erwarten würden.

Gegen Morgen faßte er einen schmählichen Entschluß. Er wollte unbemerkt zum Gefangenen kriechen, seine Fesseln lösen und ihm rathen, zur Agentur zu entfliehen. Dort sollte er Frau Dall benachrichtigen, daß ihr Gatte in Gefahr wäre, wenn er sich nicht für einige Tage entfernte, aber daß sie bleiben solle, um mit Elias in Verhandlung zu stehen. Sie würde wohl Alles verstehen; wenigstens würde sie wissen, daß die Freilassung des Gefangenen ihr zu Gefallen geschehen sei; und selbst wenn nicht, so wäre ja Niemand dadurch geschädigt; das Leben eines Weißen wäre gerettet, und seine eigenen wirklichen Motiven würde nicht so beargwöhnt werden. Mit fieberhaftem Eifer wandte er sich zur Hütte. Wachita war verschwunden — wahrscheinlich zu den anderen Weibern gegangen. Das war gut; sie würde ihn nicht in Verdacht haben.

Der Baum, an den der Verurtheilte gebunden war, nach herkömmlichem Brauch ganz in der Nähe des Häuptlingszeltes und innerhalb seiner heilig gehaltenen Einhegung, hatte keinen weiteren Schutz als den, welchen seine Vereinsamung und ein äußerer Halbkreis von Kriegerzelten nach vorne hin gewährten. Um zu entkommen, mußte der Gefangene am Häuptlingszelt nach hinten vorbei und den Abhang hinunter zum Flußufer. Elias wollte ihm den Weg zeigen und sich nachher so stellen, als sei jener ohne Hülfe entschlüpft. Als er vorsichtig in den Schatten einer Föhrengruppe glitt, konnte er deutlich die Umrisse des Schlachtopfers sehen, wie der Arme an einen der größeren Bäume gebunden,

Digitized by Google

dasaß, den Kopf auf die Brust herabhängend, als ob er schliefe. Doch im selben Moment glitt eine andere Gestalt aus dem Schatten und näherte sich dem Opfer. Es war Wachita!

Bestürzt blieb er stehen. Doch im nächsten Augenblick schien ihm Alles klar. Er dachte an ihre unbestimmte Unruhe und Besorgniß über seine Aufregung — an ihr plötzliches Verschwinden; wie einst früher, hatte sie seine peinliche Verwirrung ergründet. Aus eigenem Antrieb wollte sie den Gefangenen befreien! Das Messer, welches die Bande zerschneiden sollte, glänzte in ihrer Hand. Wackeres, zuverlässiges Thier!

Er hielt seinen Athem, als er sich näherte. Doch, o Schrecken, plötzlich blitzte das Messer in der Luft und drang wieder und wieder in die Brust des unglücklichen Opfers. Ein kurzes krampfhaftes Zucken, doch kein Schrei, und dann hing der Körper schlaff in seinen Fesseln. Elias wäre selbst, halb ohnmächtig, gegen den Baum gefallen, doch im Aufbäumen seines Gefühls kam ihm plötzlich die Offenbarung, daß das verzweifelte Weib das Problem richtig gelöst habe! Sie hatte gethan, was er hätte thun sollen. Sie hatte seine Treue dem Stamme gegenüber und seine Männlichkeit gerettet. Doch es war anders bestimmt.

Als Wachita eilig an ihm vorbeiging, ergriff er sie am Arm. „Für wen hast Du das gethan?" rief er.

„Für Dich", antwortete sie stumpfsinnig.

„Und warum?"

„Weil Du ihn nicht getödtet hättest — Du liebst sein Weib!"

„Sein Weib?" Er sprang zurück. Ein schrecklicher Verdacht durchzuckte ihn. Er stieß Wachita bei Seite und rannte zum Baum. Dort lag der Leichnam des Agenten. Der Wilden Rechtsgefühl war befriedigt. Die Krieger hatten nicht den Mörder gefangen, sondern nach ihrer Idee von gerechter Wiedervergeltung irgend ein Leben zu opfern gesucht, das an Werth dem Leben dessen gleich schien, den sie verloren.

— — — „So ist die Regierung endlich wach geworden und hat diese verfluchten Mingos ausgerottet," rief „Revolver-Harry", als er die Zeitung in der nagelneuen Kneipe des nagelneuen Städtchens Redwood aus der Hand legte. „Ich sehe, sie haben beide Ufer des Mingo wie mit Sieben durchsucht und eine Masse von dem Pack in Sicherheit gebracht. Die Fort Caß-Soldaten wurden doch endlich der sentimentalen Ideen müde, nachdem diese Hunde den Agenten ermordet hatten; jetzt stimmen sie mit uns überein, daß die einzigen zuverlässigen Indianer die Todten sind."

„Und es hat sich herausgestellt, daß dieser wunderbare Häuptling, über den die zwei entkommenen Red Wood-Händler so prahlten, ein ebenso großer Teufel war, wie irgend einer von ihnen, und sogar versuchte, mit der Frau des ermordeten Agenten durchzubrennen, doch die Krieger tödteten sie. Was wohl aus ihm geworden sein mag? Manche sagen, er sei gefallen, Andere meinen, daß er irgendwie entkommen sei. Ich habe sogar gehört, er wäre 'ne Art Methodistenpfaff gewesen, so was vom Heiligen, der durch seine salbungsvolle Weise sich bei Weibern und Kindern einschmeichelte."

„Warum fragt Ihr nicht unseren alten Nichtsnutz? Ich seh', er ist wieder da und arbeitet um lumpigen Tagelohn. Man sagt, er sei irgendwo weiter nördlich gewesen."

„Was, Nichtsnutz, der alte Schlapps! Der war gewiß nirgend wo geschossen wurde oder Gefahr drohte. Ha, ha! Ihr könnt ihn gerade so gut in Verdacht haben, daß er selbst der große Häuptling war! Da kommt er ja — fragt ihn 'mal." — — Und das Gelächter war so allgemein, daß Elias Martin alias Nichtsnutz, der eben blöde in die Kneipe schlich, schwächlich mit einstimmte.

Notizen.

Naturſänger. Von Heinrich Seidel. Mit 110 Originalzeichnungen von H. Giacomelli. (Leipzig, B. Elischer.) — Ein Prachtwerk ersten Ranges, das zwei wirkliche Dichter zu Verfassern hat, von denen der eine die Feder, der andere den zeichnenden Stift zur Festhaltung ihrer Stimmungen benutzt. Die genaue und doch poetisch verklärte Naturbeobachtung ist Seidel wie Giacomelli Herzenssache, und ihr gemeinsames Werk hat nicht bloß künstlerischen, sondern auch naturwissenschaftlichen Werth. Wir kennen ja längst den geist- und gemüthreichen Zeichner aus seinen entzückenden Blättern im „Monde illustré" und in deutschen Zeitschriften, und auch die vorliegende Zusammenstellung seiner schönsten Blätter aus dem Leben unserer Vögel zeigt ihn auf der Höhe seiner Künstlerschaft. Wie weiß er mit seinen armseligen zwei Tönen Weiß und Schwarz eine Fülle von Nüancen zu erreichen und mit ihnen einen Eindruck hervorzuzaubern, der uns den Mangel der bunten Farbenpracht, die doch sonst für solche Werke unerläßlich, vollständig vergessen läßt! Völlig congenial schließt sich an den reichen Bilderschmuck des berühmten Zeichners der Text unseres Heinrich Seidel. Er erzählt von dem Wald- und Stubenleben unserer gefiederten Sänger viel Gemüthvolles und zugleich so scharf Erfaßtes und Beobachtetes, daß auch der gelehrte Ornithologe daraus lernen kann, und wo das Wort nicht mehr für all' seine Naturliebe reicht, da drückt er seine Gefühle in formschönen, empfundenen Versen aus, die zu dem Bilderrahmen des Illustrators ungemein harmonisch passen. Die Ausstattung des allen Vogelliebhabern und Naturfreunden warm zu empfehlenden Werkes ist offenbar nach Pariser Muster und ungewöhnlich geschmackvoll und reich.

Für Auge und Herz. Ein Blüthenstrauß deutscher Kunst und Dichtung. (Leipzig, Meißner & Buch.) — Eine feinsinnige kleine Anthologie von Versen und Prosacitaten unserer bewährtesten Dichter und Denker, jedes Blatt von duftigen Veduten und farbigen Blumenarabesken umschlossen, in der Art, wie ehedem Hermine Stilke ihre poetischen Blätter zu illustriren pflegte. Es sollte uns Wunder nehmen, wenn die ungenannte Illustratorin dieses elegant ausgestatteten Bändchens nicht eine Schülerin der berühmten Blumenmalerin wäre, der sie jedenfalls das Beste ihrer Kunst abgelauscht hat.

Mehr für Erwachsene sind Adolph Wechßler's Sagen und Schwänke (Stuttgart, Lutz) mit kernigen Holzschnitten von E. Klein ausgestattet. In Hans Sachsens Manier werden da gute alte Geschichten in Reimen erzählt, wie die vom Rothenburger Meistertrunke, doch war uns Manches neu, z. B. das derbe Abenteuer der sittsamen Jungfrau Gretle von Strümpfelbach. Anderen Sagen, wie den „Kindern von Hameln", wird ein neuer feiner Sinn untergelegt. Die Form ist ungezwungen und doch nicht ohne Kunst und der Humor echt volksthümlich, treuherzig und gesund. Es ist ein schön ausgestattetes Weihnachtsgeschenk für Solche, welche noch sinnvollen Spaß verstehen.

Almanaccando. Bilder aus Italien von Ludwig Hevesi. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) — Im Vorwort erklärt uns der Wiener Humorist den absonderlichen Titel seines neuen Buches. Unter almanaccando versteht das italienische Wörterbuch: fabeln, grillenfangen, Luftschlösser bauen; es bedeutet „so ungefähr ein Schlendern des Geistes, gedankenlos und gedankenvoll, ein Nichtsthun, bei dem schließlich doch etwas herauskommt." Almanaccando ist also auch Hevesi durch die italienischen Lande gezogen, und almanaccando ist nach und nach dieses wohlbeleibte Buch daraus geworden, an dem jeder Freund der apenninischen Halbinsel und jeder nachdenkliche Leser almanaccando seine Freude haben kann. Es ist gewissermaßen ein humoristischer Bädecker, aber nicht etwa in der trivalen, plump schnodderigen Art einer Wilhelmine Buchholz, sondern in der eines geistvollen, vielbelesenen, munteren Touristen, der nie die strade battute der Italienausschreiber wandelt, vielmehr auf Pfaden geht, die keines Feuilletonisten Fuß so leicht betritt. Reizend steht diesem vergnüglichen Plauderer die Gelehrtenbrille, und mit großem Geschicke löst er die schwere Aufgabe, streng wissenschaftliches, oft äußerst sprödes und mühsam aus dem Staub der Archive geschöpftes Material, die Ergebnisse langwieriger Studien in amüsanter Form an den Leser zu bringen. Die geistige Verwandtschaft mit dem hier unlängst charakterisirten Feuilletonisten Scheffel der guten Zeit ist unverkennbar; derselbe herzerwärmende Humor, die reiche Palette des Landschafters und vor Allem der Drang, Gestalten zu schaffen, die Veduten, die geschichtlichen Erinnerungen plastisch zu verkörpern. Aber Hevesi hat mehr Witz, und von diesem kann man sagen, daß er auch im übermüthigsten Behagen selten zum ungemüthlichen Kalauer ausartet. Auch der ironische Zug ist bei Hevesi stärker; ihm sitzt immer der Schelm im Nacken; man darf ihn nie zu wörtlich nehmen, sonst lacht er uns aus. Ob er uns vom Gardasee, von einem Spaziergange nach Canossa, von Venedig, Certaldo, Carrara, Montepulciano oder Corsica erzählt, er ist immer liebenswürdig, munter, fesselnd und originell. Auch manches politisch interessante Streiflicht, z. B. in der Beschreibung der oberitalienischen Schlachtfelder, fällt auf Land und Leute, Geschichte und Kunst; zumal in den Corsischen Bildern, wo die Insel ein italienisches Elsaß, nur von dem Faden des Bonapartismus an Frankreich geknüpft, ein zukünftiges „Stück Irredenta mehr" genannt wird. Uebrigens ist für unsere Leser nicht der ganze

Digitized by Google

Inhalt neu, denn die besten Capitel sind zuerst in unserem Blatt erschienen. „Dappertutto", die köstliche typische Schilderung sämmtlicher oberitalienischer Mittelstädte, „Certaldo", die Stadt Boccaccio's, „Pienza", wie das weltversteckte Corsignano heißt, seitdem sein einziger berühmter Sohn Pius II. geworden. Diese glänzenden Feuilletons haben in unseren Spalten zuerst das Licht erblickt. Nicht zu vergessen auch der prächtige Aufsatz über Sermione, dessen Schilderungen Wilhelm Jensen entzückten, und wo der alte Catull in eigener Person beschworen wird und gleichsam als Ciccerone auftritt. Wir haben also ein Recht, das neue Buch zum Theil als einen Sprößling unseres Blattes zu betrachten, welcher nun auf eigenen Füßen in die Welt hinaus will, die dem freundlichen, unterhaltenden Weggenossen gewogen sein möge.

Herzensgeschichten. Ein Novellenstrauß von Julius Duboc. (Dresden, R. v. Grumbkow.) — Diese kleinen Erzählungen sind gewissermaßen Illustrationen zu des Verfassers bekannter „Psychologie der Liebe" und werden demselben feinsinnigen Publikum, welches jenes Buch so günstig aufgenommen, namentlich als Weihnachtsgeschenk willkommen sein. Es sind Herzensgeschichten, d. h. Erzählungen von allerlei Menschen, denen, wie der Verfasser sich einmal ausdrückt, „das gefährliche Geschenk des Herzens zu Theil wurde" — Novelletten, bei denen die Handlung Nebensache, die poetische Stimmung, die Veranschaulichung eines fesselnden Problems Alles ist. In jeder dieser Geschichten bildet die „Weltenkraft der Liebe" das Leitmotiv, und es ist interessant zu beobachten, wie der philosophisch geschulte und dabei dichterisch veranlagte Verfasser es bald lauter, bald leiser anschlägt, variirt, in überraschender Weise wiederkehren läßt. Seine Menschen sind unserer Theilnahme werth, meist eigenartige Geschöpfe mit einem stark beschaulichen Zug, etwas melancholisch geartet, aber gediegen durch und durch, und aus jedem ihrer Worte merken wir den lebhaften Herzensantheil des Verfassers heraus. Typisch für alle acht Geschichten ist das schwermüthige Stimmungsbild: Nimmermehr, womit das hübsch ausgestattete Bändchen harmonisch endet. Wir empfehlen es nochmals als Festgeschenk.

Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten von Hans Grasberger. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Eine reizende Novellettensammlung, die wir empfehlen können. Grasberger erzählt gut, seine Erfindung ist leicht, seine Sprache einfach. Auf der Alm und in Italien ist er am Besten zu Hause, doch überrascht er uns hier auch durch „Westöstliches", wobei das Jordanthal in glühenden Farben emportaucht, die den trefflichen Schilderer in voller Meisterschaft zeigen.

Lieder und Sprüche aus dem Volke für das Volk. Von Frank Siller. (München, J. A. Finsterlin.) — Ein Deutschamerikaner sammelt hier, was die Muse während seines den praktischen Zielen zugewandten Lebenswerkes ihm zuweilen zugeflüstert hat: Lieder, welche weniger Lenz und Liebe als die ewigen Ideale der Menschheit preisen, Sprüche voll gesunder Lebensweisheit, formgewandte Sonette, erzählende Gedichte meist nach indianischen Sagen und ein reicher Kranz trefflicher Uebersetzungen aus dem Englischen, die sich vor Allem durch große Treue auszeichnen. Es ist eine ernste, meist über den Räthseln des Daseins brütende Dichterphysiognomie, die wir da kennen lernen, und der es minder um einschmeichelnde Melodien, als um edle Erhebung des Gemüthes zu thun ist, wobei auch wahrhaft fromme Gesinnung, die sich an kein Dogma hält, zum Vorschein kommt. Dieselbe mannhafte Lebensweisheit spricht auch aus den kernigen, freisinnigen Sprüchen, unter denen sich manches Goldkörnchen findet. Am Bedeutendsten scheint uns Siller als Uebersetzer aus dem Englischen, denn er beherrscht beide Idiome dichterisch gleich virtuos. Longfellow's „Excelsior" ist besser, als irgendeine der vielen Uebertragungen des berühmten Gedichtes, aber auch für den gedankenvollen Schwung eines Shelley findet er congeniale Ausdrucksmittel. Meisterhaft ist auch seine Uebersetzung von „Longfellow's Evangeline" die im nämlichen Verlag erschien. Die herrlichen Scenen aus der amerikanischen Wildniß sind hier zum erstenmale von einem deutschen Uebersetzer, der das Geschilderte großentheils mit eigenen Augen gesehen, in unserer Muttersprache nachempfunden und athmen deshalb auch den ganzen Erdgeruch des Originales.

Wintermärchen von Vicomte Eugène Melchior de Vogué. Autorisirte Uebersetzung von J. Brendel. (Neubrandenburg, Brunslow). — Der bekannte französische Diplomat versucht hier in novellistischen Bildern eine Charakteristik der russischen Bauern zu geben und wandelt dabei auf den Spuren von Tolstoi, dem er Manches abgeguckt hat. Das Beste ist die geistvolle Charakterisirung der Russen, wie sie in der Einleitung niederlegt ist. Die Uebersetzung ist ganz vortrefflich.

Inserate.

Abonnement der „Gegenwart" pro I. Quartal 1888.

Mit der am 24. December a. c. erscheinenden Nr. 52 schließt das IV. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nr. abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben. Nr. 1 von 1888 erscheint am 7. Januar.

Abonnements auf das I. Quartal 1888 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pfg. entgegengenommen.

Original-Einbanddecken in Leinwand zu dem mit der Nr. 52 schließenden XXXII. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von **1 Mk. 50 Pfg. durch jede Buchhandlung** bezogen werden.

Berlin N.W., Dorotheenstr. 31. **Expedition und Verlag der „Gegenwart".**

de Vogüé-Brendel,

Wintermärchen.

geheftet ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

Keine Märchen, sondern rührende und ergreifende Geschichten einer fortlaufenden Erzählung.

Verlag der Brunslow'schen Hofbuchhandlung, Neubrandenburg.

Soeben erschien als 29. und 30. Band der Grote'schen Sammlung.

Wilhelm Jordan:

Zwei Wiegen

Ein Roman.

2 Bände. Preis eleg. geb. 12 M.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Soeben erschien und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Arioviſt.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen von

Ludwig Wilſer.

Preis 2 Mark.

Karlsruhe, den 22. November 1887.

G. Braunſche Hofbuchhandlung.

Im Verlag von **Robert Lutz, Stuttgart** erschien soeben die 2. Aufl. von:

Sagen und Schwänke

von **Ad. Wechßler,**

illustrirt von **Emil Klein.**

Schön gebundener Quartband ℳ 4.—

In jeder Buchhandlung zu beziehen, oder direct franco von obigem Verlag.

Auf den Weihnachtstisch

für jeden **Büchmann-** und andere **Citatenschatz-Besitzer.**

Unbeflügelte Worte,

zugleich Ergänzungen zu **Büchmann, von Loeper, Strehlke** etc.

von **Georg Winter**

eleg. gebunden ℳ 4,—, brosch ℳ 3,—.

Geflügelte Worte, Citate, Sentenzen, die wirklich **täglich** angewandt werden, finden sich in unserm Buch reich versammelt ohne jedoch bisher von den bekanntesten Werken genügend berücksichtigt oder erwähnt zu sein.

Salonfeuerwerk:

Echte Spitzen

von

Georg Winter

Humoristische satirische Allotria. Pikante Scherze alter und neuer Zeit. Ein elegantes Büchlein mit Geist und Witz. Brosch. ℳ 2.—

Verlag von **Adelbert Votsch, Augsburg.**

Digitized by Google

Cotta'sche sehr elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben.
Schiller's sämmtliche Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 7.—
Goethe's Werke. 4 Bände. Gebunden ℳ 6.—
Lessing's Werke. 3 Bände. Gebunden ℳ 5.—
Uhland's Gedichte und Dramen. Gebunden ℳ 5.—
Dieselben. Hochelegante **Jubiläums-Ausgabe**. Gebunden ℳ 7.—
Illustrirter **Weihnachtskatalog** gratis und franko.
J. G. Cotta in Stuttgart.

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder vom goldenen Horn
von **Karl Foy.**
16°. brosch. ℳ 3.— Leinwandbd. in türkischem Geschmack ℳ 4.—

Anatolische Volkslieder aus der Kaba Dili
von **Leopold Grünfeld.**
16°. brosch. ℳ 2.— Leinwandbd. in türkischem Geschmack ℳ 2.75.

Allerlei Deutsames.
Bilder und Geschichten von **Hans Grasberger.**
23 Bogen. 16°. ℳ 4.—

Der altindische Geist.
In Aufsätzen und Skizzen von **M. Haberlandt.**
22 Bog. 16°. ℳ 4.—

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

FRANZ LISZT als Künstler und Mensch.
Von L. Ramann.
2. Bd. 1. Abtheilung.
Geh. 6 M. — Fein geb. 7 M. 50 Pf.
Die mit Spannung erwartete Fortsetzung der Liszt-Biographie behandelt die glänzende **Virtuosen**-Laufbahn des Künstlers in den Jahren 1840 bis 1847.

Zentral-Gustav Fock, Bezugsquelle für im Preise ermässigte Bücherwerke bei Bücherversandgeschäft,
in Leipzig, Neumarkt 40 u. 38 I.
Weihnachts- u. Lager-Katalog gratis u. franko.

Weihnachtsnovitäten!
Soeben erschien als 26. und 27. Band der
Grote'schen Sammlung
Wilhelm Raabe:
Im alten Eisen
Eine Erzählung.
Preis elegant gebund. 4 M.
Arthur Drews:
Arold
Eine Rhapsodie.
Preis elegant gebund. 4 M.
Berlin. G. Grote'scher Verlag.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffen Cacao.
Pr. in per ½ ¼ ⅛ ¼ = Pfd.-Dose
150 75 Pfennige
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Soeben erschien:
DAS WEIB
in der
Natur- und Völkerkunde.
Anthropologische Studien
von Dr. **H. Ploss.**
Zweite, stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von Dr. **Max Bartels.**
Mit 7 lith. Tafeln, 107 Holzschn. u. Ploss' Portrait.
Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexicon 8°.
Preis brochirt 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.
Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**
Gegen vorherige Francozahlung direct vom Verleger.

Im Verlage von **J. E. C. Leuckart** in **Leipzig** ist nunmehr **vollständig** erschienen:
Wilh. Langhan's Geschichte der Musik
des 17., 18. und 19. Jahrhunderts
in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von **A. W. Ambros.**
Zwei starke Oktavbände. Geheftet ℳ 20 netto. Elegant gebunden ℳ 24 netto.

Grote'sche Sammlung, Band 28
Von Julius Wolff's
Das Recht der Hagestolze
wird soeben
das **zwölfte Tausend**
ausgegeben. Preis eleg. geb. 7 M.
Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.
Soeben erschien:
Morell Mackenzie.
Singen und Sprechen.
Pflege und Ausbildung der
menschlichen Stimmorgane.
Deutsch von Dr. J. Michael.
Mit Bildnis des Verfassers und 19 Abbildungen.
Gebunden ℳ 6.—.

Soeben erschien:
Haus-Gymnastik
für
Gesunde und Kranke.

Eine Anweisung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie krankhafte Zustände zu beseitigen.
Herausgegeben
von
E. Angerstein und **G. Eckler**
Dr. med. Stabsarzt a. D. Städt. Oberturnwart. — Oberlehrer a. d. Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt.
Mit vielen Holzschnitten.
Preis gebunden M. 3.—.
Berlin SW. Wilhelmstr. Nr. 122. **Th. Chr. Fr. Enslin** (Richard Schoetz)
Verlagsbuchhandlung.

Augenblicksbilder.
Denkwürdige Momente aus dem Leben des Kaisers und des Kronprinzen.
Manöverscenen und neue Thierbilder:
Edle Pferde, Hirsche, Rehe, Füchse etc.
Kabinet à Mk. 1.—. Illustr. Katalog 50 Pf.
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Hierzu eine Beilage von Fr. Bassermann in München.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 24. December 1887. Band XXXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußland in Asien. Von Eduard von Hartmann. — Das Jubiläum des Papstes. Von Capitolinus. — **Literatur und Kunst:** Felix Dahn's neueste Dichtungen. Besprochen von Oskar Bulle. — Wilhelm Jordan's neuer Roman. Von Karl Hochberg. (Schluß.) — Das Provisorium Sonnenthal im Burgtheater. Von X. Wiener. — **Feuilleton:** Charakterbilder. Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin. Von Heinrich Ehrlich. Graf Redern, Fürst Bismarck, und die Hofconcerte. — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung im Verein Berliner Künstler. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Rußland in Asien.

Von Eduard von Hartmann.

Warum dringt Rußland in Asien immer weiter vor? Welche Ziele verfolgt es bei diesen Gebietserweiterungen? Ist dieses Vordringen im Interesse der Menschheitscultur und im Interesse der europäischen Politik mit Freude zu begrüßen oder mit Sorge zu beobachten?

Der amtlich wiederholentlich kundgegebene Grund für Rußlands Vorrücken ist der, daß es unmöglich sei, mit halbwilden Völkerschaften ruhige Nachbarschaft zu halten, und daß Rußland schon längst Halt gemacht haben würde, wenn es ein in sich gefestigtes Staatsgebilde zum Grenznachbarn erreicht hätte. Dieser Grund ist keineswegs bloßer Vorwand; nomadische Stämme ohne staatliche Consolidirung sind wirklich zur friedlichen Nachbarschaft unfähig und ihre räuberischen Grenzüberschreitungen liefern einem kräftigen Staatswesen immer aufs Neue den Anreiz und den Rechtstitel, die Friedensstörer zu züchtigen und sich durch Vorschieben der Grenze vor dem Wiederholen der Beunruhigung durch dieselben Störenfriede zu sichern. Aber gerade der Umstand, daß die weiter vorgerückte Grenze derselben Belästigung ausgesetzt sein wird, würde ein schwaches Staatswesen davor zurückscheuen lassen, die Lasten der Eroberung und dauernden militärischen Besetzung auf seine Schultern zu nehmen, und wurde dasselbe lieber in Resignation die zeitweilig wiederkehrenden Störungen durch die Nachbarn ertragen lassen. Das schrittweise Vorrücken bei passender Gelegenheit hat darum nur dann einen Sinn, wenn es als Etappe zur Eroberung des gesammten Gebiets bis zur indischen und chinesischen Grenze aufgefaßt wird und diese als Ziel der asiatischen Politik unverrückt im Auge behalten wird.

Daß dies bei der russischen Politik thatsächlich der Fall ist, bezweifelt schon seit Jahrzehnten Niemand mehr mit Ausnahme derjenigen englischen Politiker, welche es für weise halten, gleich dem Vogel Strauß den Kopf unter den Flügel zu stecken und sich selbst und ihr Volk über die thatsächliche Lage zu täuschen. Im Bewußtsein der Schwäche der englischen Stellung in Asien und in dem bösen Gewissen über die Versäumniß der von allen anderen Großmächten angelegten Kriegsrüstungen haben solche englische Politiker wiederholentlich die Thorheit begangen, von der russischen Regierung Erklärungen über die wahren Ziele ihrer asiatischen Politik zu fordern. Nun bekennt aber keine Regierung offen ihre letzten Ziele und geheimsten Hintergedanken, so lange die Zeit noch nicht gekommen ist, wo das offene Bekennen derselben ihr nützlicher wird als das Ableugnen, und wenn Jemand so thöricht ist, ihr die Pistole auf die Brust zu setzen, so ist es selbstverständlich, daß sie dieselben verleugnet. Wer solche Ableugnung aus Angst vor der Zukunft provocirt hat, und geflissentlich sich selbst so verblendet, daß er einer solchen aufgezwungenen Unwahrheit Glauben schenkt, der hat damit das Recht verwirkt, später moralische Entrüstung zu heucheln, wenn die Unwahrheit zu Tage tritt. Ueber die englischen Deklamationen wegen der Treulosigkeit und Unwahrhaftigkeit der russischen Politik kann man also ruhig zur Tagesordnung übergehen, da England es lediglich der Unklugheit seiner Fragestellung und Versprechenforderung zuzuschreiben hat, wenn es fortlaufend durch die asiatische Politik Rußlands düpirt worden ist.

Der letzte Grund dafür, daß Rußland trotz seiner großen Gebietsausdehnung in Europa nicht bei dem Ural und Kaukasus als den natürlichen Grenzen seines Staatsgebietes stehen geblieben ist, sondern nach China und Indien hingedrängt hat, kann trotzdem nicht in der Nachbarschaft nomadischer Grenzstämme zwischen dem Uralgebirge und Kaspischen Meere gesucht werden, da der Uralfluß auch hier eine passende und genügende Vertheidigungslinie geboten hätte. Wir müssen uns deshalb nach den tieferen Gründen umschauen, welche keineswegs den entscheidenden Personen jederzeit bewußt zu sein brauchten, sondern als unbewußte geschichtliche Triebfedern des Völkerlebens gewirkt haben können. Diese innerste Triebfeder werden wir in dem geschichtlichen Verhältniß der Russen- und Ostmongolen suchen müssen, und zwar in der Doppelseitigkeit dieses Verhältnisses, wonach die Moskowiter einerseits die Erbfeinde, anderseits die Erben und halben Stammesverwandten der ostasiatischen Mongolen sind.

Das heutige Rußland hat sich bekanntlich aus dem Großfürstenthum Moskau, als einem Vasallenstaat des Khanats der goldenen Horde, theils unter dem Schutze des letzteren, theils im Kampfe mit demselben entwickelt und ist endlich an dessen Stelle getreten. Nun ist es aber ein allgemeines geschichtliches Gesetz, daß ein Volk, welches viele Geschlechter hindurch von einem stärkeren Nachbarn unterdrückt oder doch bedrängt worden ist, nach endlicher Ueberwindung desselben nicht bei der Defensive stehen bleibt, sondern von einem unwiderstehlichen Drange getrieben wird, nun seinerseits zur Offensive überzugehen und den Gegner auf dessen eigenem Gebiet weiter zu bekämpfen bis zur völligen Unterwerfung oder Vernichtung. Dieß zeigt das Verhalten der Hellenen gegen

Digitized by Google

das persische Großkönigthum, das Verhalten der Römer gegen Karthago und gegen die Gallier, das Verhalten der Germanen gegen das römische Reich, und das Verhalten der abendländischen Christenheit gegen die arabische Herrschaft in den Kreuzzügen. Wenn dieses Gesetz sich so häufig unter den schwierigsten geographischen Bedingungen und unter den ungünstigsten ethnographischen Stärkeverhältnissen bewährt hat, so wäre es ein halbes Wunder zu nennen, wenn es in dem Verhältniß von Rußland zu den Ostmongolen Asiens eine Ausnahme hätte erleiden sollen, wo die geographische Continuität und die Verhältnisse der Bevölkerungsziffern einen solchen Rückschlag durchaus begünstigten. Während die steten Umwälzungen und Stammeskriege in Asien die Volkszahl am Wachsthum hinderten, gewann die Bevölkerung des europäischen Rußlands nach Verdrängung der Mongolenherrschaft unter relativ festeren staatlichen Verhältnissen einen bedeutenden Vorsprung, der ihm die Ueberlegenheit sicherte. Seitdem Rußland die Ostseeprovinzen und den größten Theil Polens in sich aufgenommen und die europäische Heeresorganisation und Waffentechnik sich angeeignet hat, ist diese Ueberlegenheit so sehr gewachsen, daß das schnellere oder langsamere Tempo des Vorrückens nur noch eine Opportunitätsfrage mit Rücksicht auf die Finanzen, die Verkehrsmittel und Constellationen der europäischen Politik geworden ist. Rußland braucht nur die Zeitpunkte des Vorrückens geschickt zu wählen, um dessen sicher zu sein, daß es in der Unterwerfung des gesammten Nordwestasiens in Zukunft ebensowenig wie bisher von einer europäischen Großmacht behindert werden wird.

Rußland ist aber nicht bloß der Erbfeind der Ostmongolen, denen es mit dieser Unterwerfung in später aber sicherer Vergeltung heimzahlt, was es dereinst durch Jahrhunderte von ihnen erlitten, sondern es ist auch der Erbe der Mongolenherrschaft in mehr als einer Hinsicht. Vor allen Dingen verdankt das russische Landesgebiet dem Khanat von Kiptschak seine Zusammenfassung zur staatlichen Einheit, da vorher nur eine Menge von normannischen Theilfürstenthümern auf diesem Gebiete bestanden, welche kaleidoskopartig wechselten, indem bald durch Eroberung oder Erbfall mehrere zusammenflossen, bald durch Erbtheilung und Aufstände Spaltungen eintraten. Es ist einfach eine Illusion, die Geschichte des heutigen russischen Staatsgebildes auf diese Normannen-Barone zurückführen zu wollen, da ein russisches Reich vor dem Einfall der Mongolen überhaupt nicht existirt hat. Erst durch das Mongolenreich waren die Völker der sarmatischen Tiefebene an den Gedanken einer staatlichen Zusammengehörigkeit gewöhnt worden, und das Großfürstenthum Moskau wuchs nur dadurch zum russischen Reiche aus, daß es in die Stelle des Mongolenreichs eintrat. Kein Wunder, daß dem so entstandenen Reiche das unwillkürliche Bestreben anhaften mußte, diese Stellvertretung auch ganz und ohne Rast zu vollziehen und alle Gebiete sich zu unterwerfen, welche dereinst vom Khanat von Kiptschak zur Zeit seiner größten Ausdehnung umspannt worden waren.

In den Mongolenreichen des Mittelalters lag aber auch der Trieb nach unbegrenzter Ausdehnung auf Grund einer Militärdespotie, und es ist reiner Zufall, wenn die goldene Horde ihre Grenzen nicht weiter hinauserstreckt hat, weil sie anderen concurrirenden Mongolenreichen von gleicher militärischer Kraft begegnete. Der heutige Erbe des riesigen Nordmongolenreiches ist in der glücklichen Lage, keine solche ebenbürtige Concurrenten mehr neben sich zu haben, und wenn er den letzten Resten des alten Südmongolenreiches, der Türkenherrschaft, nicht längst den Garaus gemacht hat, so ist nur die Rücksicht auf die Eifersucht der europäischen Großmächte, nicht der Mangel an kriegerischer Ueberlegenheit oder an Begehrlichkeit daran schuld. Das stete Drängen gegen den südlichen Nachbarn wird vermuthlich noch viele Etappen haben, aber es kann naturgemäß nur mit der Aufsaugung des Schwächeren durch den Stärkeren enden.

Rußland würde wahrscheinlich auf dieser Bahn schon viel weiter vorgerückt sein, wenn es nicht den unbegreiflichen nnd unverzeihlichen Mißgriff begangen hätte, die Türkei in Europa anzugreifen, anstatt in Asien, und hier den Kampf von der ungünstigsten strategischen Basis unter steter Flankenbedrohung durch die europäischen Großmächte und unter Verlust des erhofften Siegespreises führen zu müssen. Mit der Hälfte des Kraftaufgebotes, den ihm der letzte türkische Krieg in Europa gekostet hat, hätte Rußland die ganze asiatische Türkei aufrollen und als erobertes Gebiet festhalten können, worauf die kümmerlichen Reste der Türkenherrschaft in Europa von selbst zusammengebrochen wären. Ob dieser Fehler von Rußland früher oder später eingesehen werden wird, kann wohl an den Opfern, die es zur Erreichung dieses Endzieles noch wird bringen müssen, etwas ändern, aber nicht an dem schließlichen Ausgange dieses weltgeschichtlichen Ringens durch mehrere Jahrhunderte.

Hätte Rußland nicht ganz unnützer Weise durch die opferreichen und ergebnißlosen Kriege der fünfziger und siebziger Jahre das Mißtrauen aller europäischen Großmächte mit Gewalt wachgerufen und gesteigert, so würde es bei einer Aufrollung der asiatischen Türkei kaum durch Europa gestört worden sein. Selbst jetzt noch dürfte bei einer solchen Eventualität das von Lord Beaconsfield mit der Türkei abgeschlossene Bündniß für die letztere ein werthloser Fetzen Papier bleiben, sobald es nur Rußland gelingt, das Mißtrauen Oesterreichs zu beschwichtigen, das ihm vor den bulgarischen Erfahrungen in solchem Fall kaum hinderlich gewesen sein würde. Aber selbst dann, wenn England sich, was niemand, und es selbst am wenigsten, glaubt, noch einmal aufraffen und die Türkei im Kampf um ihre asiatischen Besitzungen durch Geld, Flotte und ein bis zwei Armeecorps unterstützen sollte, würde dies zwar Rußland nöthigen, ein bis zwei Armeecorps mehr mobil zu machen, aber am Ausgange des Kampfes nicht das Geringste ändern können.

Es hat den Anschein, als ob Rußland jetzt, um ganz sicher zu gehen, die Aufrollung Westasiens vom äußersten Osten, d. h. von der indischen Grenze beginnen, und dann erst allmählich nach Westen vorschreiten wolle. Es scheint ein öffentliches Geheimniß zu sein, daß eine Verständigung zwischen Rußland und England über die Theilung Afghanistans bei Gelegenheit der nächsten Thronerledigung daselbst und über die zwischen dem englischen und russischen Gebiet zu ziehende Grenzlinie bereits erfolgt ist. Der nächste Schritt wäre alsdann die Einverleibung Persiens, für dessen Fortbestand schwerlich eine Hand sich regen wird. Alsdann wäre Rußland in der Lage, die asiatische Türkei concentrisch von Osten und Norden zu umspannen und auf diese Weise ziemlich rasch zu erdrücken, zumal wenn es Arabien die Selbständigkeit schenkt, die es eigentlich schon längst besitzt. Sofern nur Rußland zu dieser Theilung der Türkei Oesterreichs Zustimmung durch Ueberlassung der Balkanhalbinsel an dessen alleinige Hegemonie zu gewinnen weiß, würde die Türkei bei diesem Kampfe ohne Zweifel sich selbst überlassen sein und rasch genug unterliegen. Es gäbe alsdann drei asiatische Großmächte, das russische Nordwestasien, das chinesische Ostasien und das englische Südasien, und daneben einige Mittelstaaten, wie Japan und Arabien und einige kleinere Colonien europäischer Mächte.

Rußland ist der Erbe des einstigen Nordostmongolenreiches auch darin, daß seine Staatsformen wesentlich asiatisch geblieben sind. Ein absolutes Czaarenthum, gestützt auf das Schwert und die Knute, ein Beamtenthum, das den größeren Theil seiner Einnahmen aus gesetzwidrigen Sporteln und Erpressungen zieht, und ein rohes, armes, unwissendes, aller Selbstverwaltung unfähiges, der Gewaltherrschaft bedürftiges Volk — das sind die wesentlichen Grundlagen aller asiatischen Reiche. Die europäischen Herrscher Rußlands, die ihr Blut immer von Neuem durch europäische Heirathen auffrischten, haben sich seit Peter dem Großen eifrig bemüht, durch deutsche Minister, Beamte und Officiere etwas europäische Civilisation diesem asiatischen Reiche aufzuheften, aber es ist ihnen nicht gelungen, die Corruption und den Schlendrian des russischen Beamtenthums zu bessern. Seitdem eine nationalrussische Strömung gegen diese „Westler" die Oberhand gewonnen hat,

Digitized by Google

schwindet auch der oberflächliche Firniß der europäischen Civilisation und tritt der wesentlich asiatische Charakter des russischen Staatswesens wieder um so nackter zu Tage. So abstoßend dieses Erbe der Mongolenherrschaft auf die unterworfenen europäischen Völkerschaften an der Westgrenze wirken muß, und so sehr es zur Verzweiflung der inzwischen mit europäischer Bildung angehauchten Bestandtheile der russischen Nation beitragen mag, so sehr macht gerade dieser asiatische Charakter des russischen Staatswesens dasselbe dazu geneigt, eine asiatische Großmacht ersten Ranges zu werden.

In der Art und Weise der Herrschaftsausübung und Verwaltung spüren die asiatischen Völkerschaften kaum einen Unterschied, wenn sie aus der Hand eingeborener Herrscher oder türkischen Paschas in diejenige russischer Gouverneure oder Generale übergehen; wohl aber gewinnen sie in Bezug auf Festigkeit und Stetigkeit des Staatslebens und in Bezug auf Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Von der russischen Herrschaft fühlen sich die asiatischen Völker mit einem Worte angeheimelt; sie verstehen und begreifen die Nothwendigkeit dieser Art von Regierung und Verwaltung für ihre Verhältnisse, da sie ja doch an keine andere gewöhnt sind, und die Herrschenden haben ebenso ein hinreichendes Verständniß für die Unterthanen, eine gewisse Sympathie und Verwandtschaft mit den Beherrschten. Es ist nicht bloß der asiatische Character des russischen Staatswesen und seiner Sitten und Gewohnheiten, sondern auch die starke Beimischung mongolischen Blutes in dem herrschenden großrussischen Volksstamm, was diese Verwandtschaft erklärt und begründet. Die Russen sind eben auch zum guten Theil Erben des mongolischen Blutes, welches das Eroberervolk im Laufe der Jahrhunderte ihnen eingeimpft und nach seiner Entthronung zurückgelassen hat.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen sich sehr rasch ein viel intimeres Verhältniß zwischen den Russen und den von ihnen unterworfenen asiatischen Mongolen herstellt, als z. B. jemals zwischen Engländern und Indern zu Stande kommen kann. Der Russe kommt in dem asiatischen Rußland in Gegenden, die sich klimatisch und landschaftlich nur wenig von den entsprechenden Gegenden des europäischen Rußlands unterscheiden und findet sich deshalb in Land und Leuten heimisch; der Engländer hingegen kann Indien immer nur als eine tropische Colonie, als ein Ausbeutungsobject betrachten, in dem er sich stets fremd fühlt, und dem er sobald als möglich wieder den Rücken kehrt. Das asiatische Rußland ist eine Erweiterung des Mutterlandes und ein Colonialreich zugleich und vereinigt die Vortheile beider in sich; das englische Indien ist immer nur Colonialreich und kann nie etwas anderes werden. Die Russen verkehren mit den Beherrschten wie mit ihresgleichen, zumal sie ihnen an Cultur nur wenig oder gar nicht überlegen sind, und fassen deshalb festen Fuß in ihrem Herrschaftsgebiet; die Engländer bleiben von den Hindu's immer durch eine Kluft getrennt und können zum Verkehr mit denselben einheimische Unterbeamte gar nicht entbehren. So gleicht die russische Herrschaft in Asien einem Baume, dessen Wurzeln im Nachbargarten ausschlagen und kräftige Zweige treiben, die englische Herrschaft einer exotischen Treibhauspflanze, die nur durch alle Mittel der Kunst am Leben erhalten werden kann. Welche von beiden absolut genommen die bessere ist, scheint gleichgültig gegenüber der Thatsache, daß von den Beherrschten die russische Herrschaft als die ihnen angemessene und gewohnte empfunden und geschätzt, die englische aber als ein fremdes unverstandenes Joch gehaßt wird. Die Gewährung des Reichsfriedens, die Herstellung ruhiger und gesicherter Zustände, die Erschließung von Handels- und Verkehrswegen verschaffen beide Arten der Herrschaft den Unterworfenen in etwa gleichem Maße.

Wenn man die Zustände in Turkestan vor und nach Eintritt der russischen Herrschaft vergleicht, so kann man nicht daran zweifeln, daß für diese Völkerschaften die Unterwerfung durch Rußland ein wahrer Segen gewesen ist und immer mehr werden wird. Das Gleiche kann man für Afghanistan erwarten, wenn einmal die steten Kämpfe zwischen verschiedenen Thronprätendenten und Volksstämmen dem russischen Reichsfrieden gewichen sein werden. Viel mehr als die einheimischen Gewalthaber werden auch die russischen Beamten den Unterworfenen nicht auspressen; keine Steuer aber erschöpft ein Land so sehr wie beständige räuberische Ueberfälle und Fehden im Innern. Wie schlecht auch nach europäischem Maßstabe bemessen die russische Verwaltung sein mag, sie ist doch immer noch unvergleichlich viel besser als die persische und türkische, welche das einst so blühende und volksreiche Westasien auf eine Bevölkerungszahl von wenig über 20 Millionen heruntergewirthschaftet und in die tiefste Armuth versenkt haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Völker beim Uebergang unter das russische Scepter einen sehr guten Tausch machen und daß die verwahrlosten Länder sich in nicht zu langer Zeit merklich erholen würden. Daß die muhammedanische Religion kein Hinderniß für die russische Verwaltung ist, hat die Erfahrung an den zahlreichen russischen Muhammedanern zur Genüge gezeigt; die ethnographische Zugehörigkeit dieser Völker aber (mit Ausnahme der Araber) ist bei ihrer stumpfsinnigen Indolenz und Unterwürfigkeit gegen jede Herrschaft auf Menschenalter hinaus als etwas Gleichgültiges zu betrachten.

Daß die Türkei bei Fortdauer der jetzigen Zustände in unaufhaltsamem Verfall begriffen ist und die ihr gehörigen Länder immer volksärmer, elender und barbarischer macht, gilt heute als ebenso unzweifelhaft, wie die Reformunfähigkeit derselben. Danach kann es im Interesse der allgemeinen Menschheitscultur nur erwünscht scheinen, wenn diese Herrschaft sobald als möglich durch eine bessere abgelöst wird. Es ist aber kein Culturvolk vorhanden, das fähig und Willens wäre, die Erbschaft der Türkei in Asien anzutreten, außer den Russen. England ist mit Colonialbesitz bereits so überladen, daß das Uebermaß des Reichthums von ihm kaum noch festgehalten werden kann; es ist also, wenn auch vielleicht Willens, so doch entschieden unfähig, auch noch das Reich des Xerxes auf seine gebrechliche Schultern zu nehmen. Ein anderes Volk kann aber für diese Aufgabe kaum noch in Betracht kommen, und es bleibt allein Rußland übrig, das dazu prädestinirt scheint, diese große Culturaufgabe zu lösen.

Wir leben in einer Zeit, wo die Erde unter die Culturvölker als Colonialbesitz aufgetheilt wird, und es ist darum kein Wunder, daß auch der größte europäische Staat und das zahlreichste der europäischen Völker nach Colonialbesitz strebt. Da die Küsten des europäischen Rußlands nur an das Eismeer oder an das Binnenmeer angrenzen, so ist es außer Stande, seinen Colonialbesitz auf Schifffahrt zu stützen, und dadurch indirect gezwungen, die auf dem Landwege ihm erreichbaren Colonien zu erwerben, wenn es nicht leer ausgehen will. Da nun aber Sibirien durch sein Klima, und die turanischen Steppen durch ihre Bodenbeschaffenheit niemals eine große Ergiebigkeit versprechen, so muß Rußlands Colonisationstrieb nothwendig immer weiter nach Süden drängen, um wärmere und fruchtbarere Landstriche zu gewinnen. Wir stehen somit vor einer Phase der Geschichte, in der die uralten, immer wiederkehrenden Einbrüche der Turanier in das reicher gesegnete Iran, Mesopotamien, Syrien und Kleinasien sich in einer neuen Gestalt wiederholen werden. Durch die Landverbindung mit den zu erwerbenden Colonialreichen gewinnt Rußland in der Zeit der Eisenbahnen einen wichtigen Vortheil gegen alle Länder, die nur zur See mit ihren Colonien im Verkehr stehen, umso mehr als der Eisenbahnverkehr durch Fluß- und Binnenseeschiffahrt unterstützt werden kann. Mit der Eroberung ganz Westasiens durch die Russen werden die alten Handelswege zwischen Europa und Asien sich neu beleben, und es eröffnet sich damit eine großartige Perspective für den Aufschwung des Weltverkehrs, wenn auch England von diesem Theil desselben keinen directen Nutzen ziehen wird.

Rußland würde aber auf diesem Wege nicht bloß die für dasselbe passenden Colonialreiche gewinnen, sondern zugleich auch das, was ihm am dringendsten zu der ersehnten Weltmachtstellung fehlt, die Eröffnung des Weltmeeres. Es nützt ihm für diesen Zweck nichts, den Bosporus und die Dardanellen zu beherrschen, wenn es nicht auch gleich am Suezkanal Stellung nimmt, da die Meerenge von Gibraltar nun doch einmal außer sei-

Digitized by Google

nem Machtbereich liegt. Durch die Eroberung Kleinasiens und Syriens gewinnt es aber die ersehnte Stellung am Bosporus und Suezkanal zugleich, während ihm die Eroberung Konstantinopels doch immer nur das Mittelmeer, aber nicht den Ocean erschließen würde. Außerdem aber würde der Besitz der Nordküste des persischen Meerbusens und dessen Verbindung mit den Häfen des Schwarzen und Kaspischen Meeres durch Flüsse, Kanäle und Eisenbahnen der Sicherstellung des Seeweges aus dem Schwarzen Meer ins Weltmeer einen großen Theil der Wichtigkeit rauben, welche denselben bis jetzt in Rußland beigemessen wird. Die sibirische Küste des stillen Oceans wird für Rußland immer nur eine untergeordnete Bedeutung behalten, theils weil seine Entfernung vom Mutterlande zu groß ist, theils weil das russische Gebiet in zu hoher nördlicher Breite an den stillen Ocean stößt; die Häfen des persischen Meerbusens dagegen werden in späterer Zukunft von geradezu unermeßlicher Wichtigkeit für Rußland werden, in unvergleich höherem Maße als die Häfen am ägeischen Meer für Oesterreich.

Nimmt man diese beiden geschichtlichen Triebfedern, den Drang nach fruchtbaren und bequem erreichbaren Colonialreichen und die Sehnsucht nach dem Ocean, mit den oben angegebenen Motiven des Gegenstoßes und der Beerbung der Mongolenherrschaft zusammen, so hat man ein ziemlich vollständiges Bild der Beweggründe, welche bewußt oder unbewußt für den russischen Drang nach Südosten maßgebend sind. Wenn in den früheren Etappen des asiatischen Vormarsches mehr die zuerst entwickelten Bestimmungsgründe maßgebend waren, so sind neuerdings mehr und mehr jene weiteren colonial-politischen und handelspolitischen Gesichtspunkte in den Vordergrund getreten, welche die unklaren Ziele des Gegenstoßes und des blinden Eroberungsdranges genauer bestimmen. Durch diese Verbindung von Motiven wird es auch begreiflich, daß der Eroberungsdrang Rußlands vor dem altersschwachen und morschen Iran unmöglich Halt machen kann, obwohl hier Mongolen weder die Herrschenden, noch die Beherrschten sind. Iran ist immerhin oft genug von Mongolen durchzogen und beherrscht worden, um eine starke Blutsmischung davon behalten zu haben, und jedenfalls ist es jetzt mit seinen sieben Millionen Einwohnern nur eine Enclave zwischen türkischen und turanischen Gebieten und ein viel zu morsches und verkommenes Staatswesen, um im Culturinteresse der Menschheit seinen Fortbestand wünschen zu können.

Daß Rußland an diesen weiten Gebieten, welche der colonisatorischen Arbeit für Jahrhunderte den weitesten Spielraum gewähren, nicht genug haben und auch nach dem Besitz von Indien streben sollte, ist ganz unwahrscheinlich. Indien ist ein Colonialreich für sich, eine eigene asiatische Großmacht, das dem europäischen Rußland um vieles ferner liegt als die asiatische Türkei und Iran; die indischen Häfen könnten Rußland niemals Ersatz für den Nichtbesitz der persischen Häfen gewähren, und sind ihm überflüssig, falls es die letzteren schon besitzt. Die Eroberung Indiens würde für Rußland jedenfalls ein sehr viel schwereres Stück Arbeit sein, als diejenige Vorderasiens, und liegt so sehr außerhalb der russischen Interessensphäre, daß ein völliges Verkennen des wahren Staatsinteresses dazu gehören würde, um einen russischen Staatsmann nach diesem Besitze streben zu lassen. Ein solches Verkennen des wahren russischen Interesses, ein folgenschwerer Irrthum über die einzuschlagenden Wege ist weit eher denkbar, so lange Rußland Persien und die asiatische Türkei noch nicht besitzt, als dann, wenn es in diesen seinen colonisatorischen Thätigkeitstrieb vollauf beschäftigt fühlt. Es liegt also aus diesem Gesichtspunkte im wohlverstandenen Interesse Englands, der russischen Eroberung Vorderasiens keine Hindernisse in den Weg zu legen, um Rußlands Eroberungs- und Thätigkeitsdrang von Indien abzulenken.

Meines Erachtens hat England einen russischen Angriff auf Indien nur dann zu fürchten, wenn es erstens durch die chicanöse Durchkreuzung der wichtigsten und unentbehrlichsten Lebensinteressen des russischen Staatswesens dessen Haß und Rachsucht auf sich lenkt, wenn es zweitens die nothwendigen Rüstungen zur Vertheidigung Indiens versäumt, und wenn es drittens die unterworfenen indischen Völkerschaften durch unvernünftige Maßregeln zu Aufständen in größerem Maßstabe reizt und dadurch Rußland zur Unterstützung der Aufständischen gleichsam herausfordert. Im Uebrigen können die englische und die russische Großmacht ebensogut in Asien in Frieden nebeneinander leben, wo sie durch Gebirge getrennt werden, als in Europa, wo sie durch Meere verbunden werden. Einen vorübergehenden kriegerischen Druck auf Indien ohne Absicht dauernder Eroberung würde Rußland immer nur in der Absicht ausüben, um eine Gegnerschaft Englands gegen seine europäische Politik auszuschließen.

Es mag England unangenehm sein, wenn es dereinst das Protectorat über den Suezcanal mit Rußland wird theilen sollen; aber die übrigen europäischen Mächte könnten wohl damit zufrieden sein, wenn von Osten her Rußland ebenso wie von Westen her England an dieser Wasserstraße Wache hält, und das Condominium beider Nebenbuhler die Neutralität dieses wichtigen Verkehrsweges sicher stellt. Dasselbe Condominium scheint aber auch unbedenklich und allen Interessen entsprechend, wenn es am Bosporus und den Dardanellen von Rußland und Oesterreich, als den beiden am Schwarzen Meere am unmittelbarsten interessirten Großmächten ausgeübt wird, so daß Rußland auf der asiatischen, Oesterreich auf der europäischen Seite Stellung nimmt. Für England hat ja ohnehin seit der Eröffnung des Suezcanals und der canadischen Pacificbahn die Frage nach dem Besitz der Einfahrt des Schwarzen Meeres den größten Theil ihrer früheren Bedeutung eingebüßt, und wird mit der Eröffnung des Panamacanals noch mehr an Wichtigkeit verlieren. Das englische Handelsinteresse mag ja wohl darunter leiden, wenn Vorderasien durch russische Schutzzölle für die englischen Waaren gesperrt wird; indessen ist Europa nicht verpflichtet, die in England übliche Gleichsetzung seiner mercantilen und politischen Interressen mitzumachen, und England selbst dürfte dieses Opfer nicht für zu groß halten, wenn es sich dadurch die weitere mercantile Ausbeutung Indiens sichert. Oesterreich und das mit ihm verbündete Deutschland aber haben keinen Grund, eine solche Stärkung Rußlands in Asien mit mißgünstigen Blicken zu betrachten, wofern nur die europäische Politik Rußlands dafür Bürgschaft leistet, daß der so zu gewinnende Machtzuwuchs nicht zur Verkümmerung der vitalsten Interessen beider Reiche gemißbraucht wird.

Da diese Bedingung nun allerdings bis jetzt nicht erfüllt ist, so muß man zugestehen, daß die Bedrohlichkeit des russischen Kolosses für das zersplitterte Europa mit jedem Kraftzuwachs Rußlands zunimmt. Indessen ist nicht gesagt, daß jede Ausdehnung Rußlands in Asien auch eine sofortige und proportionale Steigerung seiner Offensivkraft in Europa in sich schließt. Je größer die zu erobernden Länder sind, desto größere Kraft absorbiren sie für ihre Organisation und Verwaltung, desto mehr beschäftigen sie Rußland und lenken seine Aufmerksamkeit nach anderer Richtung. Der Zeitraum, innerhalb dessen der Kraftverbrauch in solchen eroberten Ländern den aus denselben zu schöpfenden Kraftzuwachs überwiegt, ist mindestens auf ein Menschenalter zu schätzen, kann sich aber bei ungeschickter Organisation und Verwaltung auf das Doppelte und Dreifache ausdehnen. Alsdann ist allerdings eine zweite Periode zu erwarten, in welcher die dem Mutterlande aus dem Colonialreich zuwachsende Kraft den Kraftverbrauch für dasselbe mehr oder weniger übersteigt. Gewöhnlich folgt dann jedoch eine dritte Periode centrifugaler Tendenzen, wenn die unterworfenen Länder so weit erstarkt sind, um sich nach politischer Selbständigkeit und Befreiung von der Fremdherrschaft zu sehnen. Die Möglichkeit ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß unter Umständen die erste Periode sich so lange hinzieht, daß die dritte sich unmittelbar an dieselbe anschließt. Jedenfalls sind alle solche Möglichkeiten einer ferneren Zukunft der Berechenbarkeit viel zu sehr entrückt, um die praktische Politik der Gegenwart beeinflussen zu können; diese kann auf mehr als ein Menschenalter nicht vorausschauen, und es genügt die Wahrscheinlichkeit, daß in dieser Frist Rußlands europäische Offensivkraft durch die größ-

Digitized by Google

ten asiatischen Eroberungen voraussichtlich eher eine Schwächung als eine Stärkung erleiden würde. In einem Menschenalter darf aber auch Deutschland und Oesterreich auf eine bedeutende Steigerung seiner Volkszahl und seines Nationalvermögens rechnen, so daß Mitteleuropa alsdann selbst einer gesteigerten russischen Offensivkraft gewachsen bleiben würde.

Die Hauptsache ist und bleibt jedoch, daß die öffentliche Meinung Rußlands von seinen irrthümlichen Zielen und blendenden Phantomen in Europa abgelenkt wird, wenn es sich auf seine wahren Culturaufgaben besinnt und die Förderung seiner wichtigsten Lebensinteressen am rechten Ende anfaßt. Gleichviel welchen Einfluß eine solche Concentration auf Asien auf Rußlands Kraft zur Offensive in Europa haben möge, sein Wille zu einer solchen wird von derselben nicht unberührt bleiben. Wie Oesterreich den Schwerpunkt seiner politischen Interessen aus Italien und Deutschland nach Osten, d. h. nach der Balkanhalbinsel hin, verschieben mußte, um seine politischen Aufgaben recht zu erfassen, so muß Rußland den Schwerpunkt seiner politischen Interessen ganz nach Asien verlegen, um selber Ruhe und Befriedigung zu finden und Europa die Ruhe wiederzugeben.

Das Jubiläum des Papstes.

Am letzten Jahrestage wird das päpstliche Jubiläum die Aufmerksamkeit der christlichen Welt auf sich ziehen. Die Jubiläen gehörten seit mehreren Jahrhunderten zu den regelmäßigen — und, nicht zu vergessen, zu den einträglichsten — periodischen Feierlichkeiten der römisch-katholischen Kirche. Die bevorstehende Kirchenfeier ist jedoch kein ordentliches, sondern ein außerordentliches Jubiläum, ungefähr so etwas wie — liceat magnis componere parva — die Begehung einer goldenen Hochzeit. Natürlich wollen wir damit keine unschickliche Anspielung machen. Päpste heirathen, wie Jedermann weiß, ebenso wenig, wie der bescheidenste Priester, der unter ihrer geistlichen Herrschaft steht. Aber die Priester werden bei ihrer Ordination gewissermaßen mit der Kirche verheirathet, wie die Nonnen beim Schleiernehmen mit Christus. Sie binden sich durch ein Lebensgelübde, das nicht weniger zwingend und geheiligt als die Ehe ist, zu einer unlöslichen Vereinigung, die hinfort alle irdischen Bande ausschließt. Und die Ordination eines Priesters gilt als vollendete Thatsache, wenn er seine erste Messe celebrirt hat.

Es ist der 50jährige Gedenktag seiner ersten Messe, welchen Leo XIII. zu begehen im Begriffe ist. Die Feier hat also mehr einen privaten und persönlichen Charakter, als einen öffentlichen und politischen. Sie bezeichnet den Abschluß eines Zeitraumes, den jeder Priester einmal erreicht, falls ihm ein genügend langes Leben vergönnt wird, und welchen, in Anbetracht der vorgerückten Jahre fast aller Päpste, so mancher frühere Inhaber des päpstlichen Stuhles feierlich begangen haben mag. Doch finden wir nirgends einen Nachweis, daß diese Feier bis auf die Gegenwart öffentlich begangen worden sei; als in welcher die rein religiöse, von der weltlichen und politischen wohl zu unterscheidende Bedeutung des Papstthumes so außerordentlich gestiegen ist.

Pius IX., der etliche Jahre länger regierte als irgend einer seiner Vorgänger, feierte 1869 das Jubiläum seiner Ordination und 1877 das Jubiläum seiner bischöflichen Weihe; überdies 1875 das ordentliche und regelmäßige Jubiläum, das am Ende eines jeden Vierteljahrhunderts wiederkehrt, jedoch im Jahre 1850, während des „Exils" zu Gaeta, ausfiel. Er nun war wohl der erste Papst, der jenen persönlichen Gedenktagen den Charakter von öffentlichen und allgemeinen Feierlichkeiten der katholischen Kirche gab. Damit schuf er für seine Nachfolger einen Präcedenzfall, der sicherlich sobald nicht aufhören wird, vorbildlich zu sein. Die imponirende Persönlichkeit Leo's XIII. zumal sichert dem Jubiläum seines Eintrittes in die priesterliche Laufbahn am 31. December 1837 ein Interesse, das nicht lediglich auf diejenigen beschränkt ist, die sich zu seiner geistlichen Oberherrschaft bekennen. Er ist ein Mann, der in jeder Lebensstellung eine hervorragende Rolle gespielt haben würde, und der Umstand, daß er gerade den geistlichen Beruf erwählte, hat sich schon als ziemlich bedeutungsvoll für das Papstthum und all die bürgerlichen und religiösen Interessen erwiesen, die mit diesem im Zusammenhange stehen.

Das Jubeljahr wurde zuerst 1300 von Bonifaz VIII. eingerichtet, einem der ehrgeizigsten, stolzesten und prächtigsten, nicht aber glücklichsten der langen Reihe der Stellvertreter Petri, der die zweite Krone der dreifachen Tiara hinzufügte, jedoch durch seinen unwürdigen und glücklosen Kampf mit Philipp dem Schönen von Frankreich das Ansehen des heiligen Stuhles bedenklich gefährdete. Der ursprüngliche Zweck der neuen Einrichtung war der sehr weltliche und praktische, den erschöpften Schatz wieder zu füllen. Und wenn man den zeitgenössischen Berichten trauen darf, so wären zwei Millionen Pilger zur Schwelle der Apostel gewallfahrtet und jeden Tag hätten je zwei Priester vom Morgen bis zum Abend damit zu thun gehabt, den Geldstrom in die Schränke St. Peters zu leiten. Der Versuch hatte also einen großartigen Erfolg. Dieser Erfolg war zu verlockend, als daß man nicht den Versuch immer häufiger wiederholt hätte. Bonifaz VIII. setzte das Jubeljahr für das Ende eines jeden Jahrhunderts fest; aber als das erste halbe Jahrhundert sich neigte, fand es Klemens VI. bereits angezeigt, ein neues Jubeljahr auszuschreiben und die Wiederholung nach je 50 Jahren festzusetzen. Urban VI., der 1378 den päpstlichen Stuhl bestieg, beschränkte die Periode schon auf 33 Jahre, zum Gedächtniß der Lebensdauer unseres Heilandes, wie es hieß, und ließ es sich nicht nehmen, seine eigenen Kassen 1383 durch ein drittes Jubeljahr zu füllen. Aber auch diese ziemlich willkürliche Festsetzung erschien den Nachfolgern schon zu lang. Sixtus IV., nicht gerade der musterhafteste Pontifex, beschnitt 1475 die Periode von Neuem und beschränkte sie auf 25 Jahre. In dieser Ausdehnung hat sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Zu der Füllung der päpstlichen Kassen kam allmählich ein neuer Zweck hinzu, der unter den Päpsten der Gegenreformation der vorherrschende wurde. Was der periodische Besuch ad limina apostolorum, der den Bischöfen auferlegt ist — alle fünf Jahre in Europa, alle 10 Jahre von den Colonien — für die Priesterschaft bedeutet, sollte der 25jährige — und später gar noch häufigere — Besuch Roms für die Laienwelt werden. Ohne Zweifel diente er auch ferner zu sehr materiellen Darbringungen, die nach dem Falle der weltlichen Macht immer dringender verlangt wurden; aber Geldspenden können in neueren Zeiten ebenso gut nach Rom übermittelt werden, ohne die persönliche Anwesenheit der Geber. Der große Werth der periodischen Wallfahrten ist die Auffrischung des Geistes der Abhängigkeit vom heiligen Stuhl, der allgemeinen Ergebenheit gegen das Haupt der rechtgläubigen Christenheit, welche der leitende Gesichtspunkt der ultramontanen Politik ist, die katholische Centralisation, welche zuerst von den Jesuiten geschaffen und dann mit verdoppelter Kraft und Hartnäckigkeit während des letzten halben Jahrhunderts, besonders unter der Regierung Pius IX., betrieben wurde. Um gerecht zu sein, muß man zugeben, daß dieser ideelle Gesichtspunkt in weit höherem Maße als die bloße Erwerbung von Capitalien leitend gewesen ist für die Päpste der letzten drei Jahrhunderte und vor Allem für Pius IX., der sich aus Geld nichts machte, insofern es nicht die Interessen der Kirche betraf. Noch mehr gilt dies von seinem Nachfolger, der überdies jenen Interessen eine höhere und weitere Achtung zu verschaffen gewußt hat. Es sei hinzugefügt, daß Pius IX. nicht nur den vermehrten Pilgerfahrten und öffentlichen Amtshandlungen im Princip zustimmte, sondern an ihnen auch eine persönliche Freude hatte. Er war dabei weit mehr in seinem Element, als bei den Empfängen im Vatikan oder den religiösen Acten im Petersdom; es ist bekannt, daß er vortrefflich zu repräsentiren verstand. Seine schöne Stimme, seine eindrucksvolle Gestalt und die anmuthvolle Verbindlichkeit seiner Manieren machten ihn zu einer solchen Rolle außerordentlich geeignet, während er für

Digitized by Google

die ernsteren Pflichten seines Amtes, die Leo XIII. mit so großem Erfolge durchführt, wenig Geschick besaß. Für den gegenwärtigen Papst werden dagegen die Empfänge und Feierlichkeiten des Jubiläums eine schwere Prüfung sein, durchaus kein Vergnügen. Daß er seine Aufgabe nicht nur mit gewissenhafter Unverdrossenheit, sondern auch mit Würde und Hoheit durchführen wird, ist dessenungeachtet sicher; aber er wird gewiß nicht betrübt sein, wenn der unwillkommene Zwang vorüber ist und er zur Verfolgung jener Studien und Berufspflichten zurückkehren kann, welche sowohl seinem Geschmacke, als auch seinen Strebenszielen angemessener sind.

Inzwischen hat die Feier des päpstlichen Jubiläums ein peinliches Vorspiel gehabt, welches der Papst, wenn er weise ist — und wir haben bisher allen Grund anzunehmen, daß er es ist — mit seinem ganzen Einfluß wird unschädlich machen müssen. Es ist das die Adresse der ungarischen Katholiken, unter deren Unterschriften die des Primas-Erzbischof von Ungarn an der Spitze steht, und die die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes verlangt. In römischen Regierungskreisen hat diese Adresse den unangenehmsten Eindruck gemacht. Es ist unter allen Umständen unzweifelhaft, daß die ultramontane Partei in ganz Europa die Angelegenheit im Sinne ihrer Parteizwecke ausbeuten wird, und, stände noch Pius IX. an der Spitze der römisch-katholischen Kirche, so würde sie von ihm die eifrigste Unterstützung erfahren. Aber daß Leo XIII. so unbesonnen sein wird, ist schwerlich anzunehmen. Auch glaubt er wohl kaum, vielleicht wünscht er es nicht einmal, daß der offenbare Verlauf der Dinge sich umwende, was zu einer Wiederherstellung seiner staatlichen Souveränetät nothwendig wäre. Außerdem konnte es keine ungeeignetere Gelegenheit geben, die alte Streitfrage wieder anzuregen, als die feierliche Begehung eines Gedenktages, der so wenig mit den weltlichen Angelegenheiten zu thun hat, wie der funfzigste Jahrestag der Ordination und ersten Messe des Papstes. Handelte es sich bei dem Jubiläum um das Andenken seiner Wahl zur päpstlichen Würde oder wäre es auch nur eine der periodisch wiederkehrenden Feierlichkeiten am Ende eines jeden Vierteljahrhunderts, so würde man irgend eine stichhaltige Entschuldigung für das Hereinziehen von delikaten Streitfragen in die Glückwunschadresse finden können, obwohl es auch dann wenig Takt verrathen würde. Der König von Italien hat öffentlich seinen Wunsch ausgesprochen, daß der Wallfahrt zum Jubiläum jede mögliche Erleichterung gewährt werden solle, mit deren Motiven er übrigens als katholischer Herrscher in vollem Einklange steht. Sie zum Protest gegen die Einigkeit des Königreichs Italien umwandeln zu wollen, wäre daher der Gipfel des schlechten Geschmacks. Die deutschen Katholiken werden sich hoffentlich von einer solchen Thorheit fern halten. Sie haben um so mehr Grund dazu, als gerade in den letzten Wochen sich das Verhältniß unseres Vaterlandes zu dem italienischen Königreich inniger gestaltet hat. Der Papst selbst kann natürlich, wie jeder Herrscher, nur zum Theil die Kräfte controliren, die um ihn herum wirken; doch hat er Macht genug, um den unweisen Uebereifer derjenigen zu zügeln die päpstlicher sein wollen als der Papst.

Capitolinus.

Literatur und Kunst.

Felix Dahn's neueste Dichtungen.

Besprochen von Oskar Bulle.

Zur Weihnachtsgabe den wonnigen Weibern!
Schrieb des Schreibens so selig, auch heuer wieder
In kritikerschreckenden grauslichen Runen
Seinen Roman Er!
Und, freut euch ihr höheren freislichen Jungfrau'n,
Auch was Liebe sei
Kündet kühn er und kundig
Im goldschnittgleißenden kleinen Büchlein.
Im Sommer schon sang er's am Scheveningstrande so süßlich,
Doch jetzo erschien's erst! — —

Man verzeihe dem Kritiker die scheußlichen Stabreime, aber zwei Bücher Felix Dahn's, hinter einander gelesen, erzeugen unwillkürlich eine Geschmacks- und Stilverwirrung, von der es schwer ist sich rasch wieder loszumachen. Die Manier dieses Dichters geht in's Blut; sie wirkt wie ein Narkotikum und schläfert alles Bewußtsein von besserer Redeweise auch bei dem Leser ein, so lange er noch in ihrem Bannkreise sich befindet. Dann kann es wohl kommen, daß auch der so Beeinflußte wirre Worte in der Narkose lallt, wie es der Königsberger Romanhistoriker im vollen Wachen an seinem Schreibtische thut.

Wirre Worte und nichts mehr sind in der That in einer kleinen Erzählung zu finden, die Felix Dahn neben dem üblichen Roman aus der Völkerwanderung diesmal auf den literarischen Weihnachtstisch legt. „Was ist Liebe?"*) heißt ihr vielandeutender Titel.

„Die Liebe ist Leid,
Ist lechzend Verlangen:
Dann: göttlichen Glückes
Lodernde Lust:
Oder: seelenversehrendes Sehnen
Und stummes, stolzes Sterben!
Aber immer ewig ist die Liebe."

So läßt Dahn den alten königlichen Sänger und Harfenschläger Harald von Thule singen. Klingt das Verslein nicht recht hübsch? „Seelenversehrendes Sehnen!" Welche nette Allitteration. Oder: göttlichen Glückes lodernde Lust"! Welch' hübsche Umschreibung für das einfache Wort: Glück! Am besten gefällt mir noch: „lechzend Verlangen". Ja, das ist die Liebe, und so regte sie sich wohl zunächst in der altersgrauen Zeit, von der Dahn singt, in der Menschenbrust. Aber wie verballhornisirt der Dichter dieses Verlangen! Damals bestand das Königreich Thule noch in vollem Glanze, aber sein Beherrscher, Harald, der Sieger in „zwanzig Schwertschlachten" und in „hundert Harfenkämpfen", der Schwertkönig, Harfenkönig, Siegkönig, der „Jorsalafara", welcher auf seinen Fahrten in Griechenland Platon's Weisheit getrunken und in Jerusalem der frommen Predigt der Christenpriester gelauscht hatte, dem „holder Frauen ungesuchte Gunst, Glanz, Gold die Fülle" geworden war, er haust auf einsamer, meerumschlungener Klippe und seufzt und seufzt. König Ring's Tochter, die „weiße Königstochter in Halogaland", das „blonde, weiße Kind" hat's ihm angethan. Sie ist in die Hände eines Räubers gefallen, der ihr mit wilder Sinnenbrunst nachstellt und nur von dem als fahrender Sänger verkapptem Harald noch an ihrer Vergewaltigung gehindert wird. Aber warum raubt sie der tapfere Sänger nun nicht wieder seinerseits dem Räuber und flieht mit der geliebten Beute nach seinem Königreiche? Weil sie in Treuen hanget an einem fernen Bräutigam. Auch sie seufzt nur und seufzet und schauet auf das wilde

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

Meer hinaus, indem sie sich immer wieder fragt, ob sie eigentlich den Bräutigam liebe oder vielleicht gar den schönharfenden Harald? So steht die Sache, als die Erzählung beginnt. Wir wollen dem Gang derselben nicht folgen. Sie ist wirklich langweilig und endet damit, daß Alle sterben und im Tode auch die Königstochter sich über den Gegenstand ihrer Liebe, der natürlich Harald ist, klar wird. Aber was ist denn nun eigentlich die Liebe? fragen wir, wenn wir das Buch zuklappen. Ein Eindruck nur bleibt: nicht lechzend Verlangen, nicht göttlichen Glückes lodernde Lust, nicht seelenverzehrendes Sehnen haben wir dichterisch dargestellt gefunden, sondern nur das eine und ewige Seufzen. Harald seufzt und hält lange Monologe, Halla seufzt und schaut sehnsuchtsvoll auf's Meer hinaus, der böse Räuber seufzt und säuft Wein dazu und alle Anderen seufzen im Chor mit. Also was ist die Liebe?

Die Liebe ist Seufzen,
Ist Halla's und Harald's
Modernester Herzkrampf:
Nicht wollen, nicht wagen
Nur winseln im Wahn,
Bis schließlich ein Schwertschlag,
Schwapp! endet die Schlappheit.
So deutet dunkel
Dahn's Dichtung die Liebe.

Das Ergötzlichste an dem ganzen, wirklich erstaunlich unklar und süßlich gehaltenen Werkchen ist noch die Schreibweise, in welcher diesmal die berüchtigte archaistisch-germanische Manier wahrhafte Purzelbäume schlägt. Ein großer Monolog Harald's besonders kann in dieser Hinsicht als typisch hingestellt werden. Kurze abgerissene Sätze, hastige Fragen mit einem Worte nur beantwortet, Unterbrechungen durch Ausrufe und Kernworte, das Ganze wie Nürnberger Holzsoldaten in eine Schachtel übereinandergestürzt und zusammengepackt: das soll das Rauhe, Männliche und Selbstquälerische kennzeichnen. Wo ist? — sage! — was? — ein Beispiel! — hier gleich:

„So bleibt?
Die Pflicht!
Ist wenig. Und hart, hart wie Schwert und Tod.
Nur die Pflicht?
Nein!
Daneben die Liebe u. s. w. u. s. w."

So geht es zuweilen Seiten herunter, der Leser holpert auf diesem Stil dahin, als ginge es auf federlosem Wagen über ein festgefrorenes Schollenfeld, und wird zwischen den tiefsinnigsten Fragen und den banalsten Antworten hin- und hergeschleudert, als wäre sein Geist in einer Mühle und sollte geschrotet werden. Dabei wird durch diesen eckigen Reckenstil durchaus nicht etwa das Weichliche und Süßliche des Inhalts gehärtet und gestählt, sondern nur flüchtig überdeckt, wie etwa loses Fachwerk durch die daran gekleckstesten Zierrathen aus nachgeahmten Sandstein. Der künstlich geschaffene Widerspruch zwischen schwächlichem Inhalt und der äußerlichen Formimitation berührt noch widerlicher, als die historische Lüge des Ganzen.

Wir wollen nicht den neuen historischen Roman*) Dahn's mit dieser in der Langeweile des Seebades zusammenphantasirten Erzählung auf eine Stufe stellen. Er ist doch bedeutend gehaltvoller, in allen Theilen sorgfältiger gearbeitet und klarer, wenn er auch über seine Vorgänger in der Reihe der historischen Romane aus der Völkerwanderung durchaus nicht hinausragt. Die gefährliche und oft gerade in unserem Blatte schon an ähnlichen Beispielen deutlich gekennzeichnete Vermischung des Gedankeninhalts zweier in ihren Anschauungen unendlich verschiedenen Zeiten hat Dahn abermals nicht vermieden — wie könnte er auch? — und so ist wieder die geschichtliche Dichtung nach dem längst bekannten und schon viel getadelten Schema: belletristisches Costümfest! entstanden. Diesmal sind die Costüme der Zeit Karl's des Großen entnommen; dem Maskenaufzuge liegt die Idee: Verherrlichung der alten sprichwörtlichen Sachsentreue! zu Grunde, und die Haupt- und Mittelfigur der künstlerischen Gruppirung ist der gewaltige Frankenkaiser selbst, der auf seinem treuen Schimmel Tenzendur, an der Seite „Giojosa, die freudige Klinge", in den Saal reitet, wo die allermodernste elektrische Beleuchtung Alles glanzvoll erhellt. Kaiser Karl bereist, so lautet weiter das Specialprogramm, ungekannt wie sein großer Zeitgenosse Harun al Raschid sein weites Reich und findet gerade im Sachsenlande, wo er wegen seiner früheren Härte auf Haß und Feindschaft zu stoßen erwartet, die hingebendste Verehrung, die rührendste Treue und die herzlichste Liebe auf seinem Weg. Eine rührende allerliebste Gruppe, die die Augen der empfindsamen Zuschauerinnen zu Thränen rühren muß, ist im Hintergrunde gestellt: Volkfried, der Sachse, ist mit seiner Gattin, der schönen Frau Muthgard und seinen Kindern, dem kecken Volkbert und der holdseligen, überzarten Lindmuth, vor der Tücke und Gewalt des kaiserlichen Grafen in den Wald geflohen und erlebt dort, in einer Höhle, eben den Hungertod, als der Kaiser gerade zur rechten Zeit eintrifft. Neben dem großen Karl reitet ein düster-schönes Mannesbild, der Bischof Acerbus, ein früherer Sachsenfürst, der, weil er Muthgard einst unglücklich geliebt, das Priestergewand genommen. Dieser denkt daran, seinen glücklichen Nebenbuhler Volkfried, den er so unvermuthet im Elend findet, noch gänzlich zu verderben. Eine dramatische Scene hebt nun an: der feindselige Acerbus, der auf Volkfried eindringt und vor der tapferen Muthgard plötzlich beschämt in die Kniee sinkt, der hoheitsvolle Kaiser, vor dessen Augenblitzen sich alles Böse und Feindselige scheu verkriecht, und die stabreimende Lindmuth, die die lyrischen Partien übernommen hat, sind die Hauptfiguren. Wenden und Dänen, verrätherische Grafen und Aebte, treue Knechte und selbstbewußte Bauern bilden die Volksmassen. Eine Zeit lang wogt der künstlich erregte Streit hin und her, der Kaiser muß selbst einmal seine „freudige Klinge" Gojosa ziehen und einigen struppigen Wenden um die Ohren schlagen, dann siegt das Licht, und im bunten bengalischen Feuer wird die Schlußgruppe gestellt: Kaiser Karl im vollen Ornate, das er schleunigst aus seinem Reisegepäcke hervorsucht, ernennt den braven Volkfried zum Markgrafen und die holde Lindmuth, die abermals einige Stabreime verbricht, zum — Hoffräulein. Acerbus, der zum Schlusse seine Rache aufgegeben, schlägt sich seitwärts in Spanien heldenhaft mit den Mauren herum, und alle anderen Bösewichter liegen todtgeschlagen am Boden. Für möglichste Treue in den Costümen bürgt übrigens der gute Ruf Dahn's.

Ob hinter den hübschen Masken auch einige herzhafte Menschen stecken, darnach ist bei solchem Schaustücke eigentlich nicht zu fragen. Selbst die Idee der Handlung: Verherrlichung der Sachsentreue! wird hauptsächlich durch die äußerliche Pantomime zum Ausdruck gebracht: die Gruppe der Dänen, die unter den Volksmassen mit steht, ist es nämlich, welche den von den Beamten des Kaisers gemißhandelten Volkfried durch Winken und Versprechungen zu sich herüberlocken will. Der wackere Sachse verhungert lieber, als daß er ihnen folgt, und selbst als sie sich seines Knaben bemächtigen und ihn zu ermorden drohen, verhüllt er nur eine Weile schmerzerfüllt sein Gesicht, um dann sich entschlossen an die Seite des Kaisers zu stellen, dem er bei seiner Gewalttaufe Treue geschworen hat. So läßt sich der gesammte Inhalt des Dahn'schen neuen Romanes getreu pantomimisch wiedergeben; wir würden keinen Zug der ganzen Dichtung vermissen, wenn etwa ein spekulativer Kopf es unternähme, mit den künstlerischen Surrogaten des Melodramas und der lebenden Bilder uns die ganze Geschichte plastisch vorzuführen. Denn sie ist in der That weiter nichts, als ein hübsch arrangirter Maskenzug mit obligater Stabreimmusik. Der holsteinische Urwald, ein altes Sachsengehöft, die Höhle im Dickicht und die alte Wuotanseiche mit Pferdeschädeln bilden die stimmungsvolle Staffage; vor ihr waffenklirrende Männer, liebesflüsternde Frauen in den stereotypen Masken, dazu die conventionellen Worte, und

*) Bis zum Tode getreu. Erzählung aus der Zeit Karl's des Großen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

das Ganze durch einen geschickten Regisseur in der gehörigen pantomimischen Beweglichkeit erhalten — welch' ein prächtiges Costümfest. Nur Schade! am anderen Morgen weiß man nichts mehr von seinem Inhalte.

Mit Karl dem Großen sind die letzten Bewegungen und Nachzuckungen der großen Völkerwanderung beendet, hoffen wir, daß nun endgültig auch die Reihe der kleinen Romane aus dieser Zeit, die Dahn zu schreiben übernommen, abgeschlossen ist. Denn eine würdige, schriftstellerische That ist in dem nunmehr sechs einzelne Bücher umfassenden Cyklus nicht geleistet worden, und Dahn hätte seine große Darstellungsgabe wohl besser verwerthen können, wenn er sie nicht in den schwächlichen und immer wieder nach dem bekannten Schema geschaffenen literarischen Costümbildern ermüdet und verwässert hätte. Man wird einst diese Romane zu den Zeugnissen für den Verfall unserer dichterischen Production und unseres Geschmackes rechnen; vielleicht haben sie aber wenigstens ein Gutes geleistet, daß sie nämlich durch die von ihnen verursachte Ueberladung unserer Belletristik mit germanischer Alterthümelei die Abwendung des guten Geschmackes von der falschen historischen Romantik und die Hinwendung zu den wahren Quellen der Dichtung beschleunigten. Denn sie, im Verein mit den Ebers'schen Werken, sind es hauptsächlich gewesen, die den Abscheu vor jener dichterischen Richtung allgemein machten und am ersten begründet erscheinen ließen. Möge nun mit ihnen bald auch jene ganze Literatur-Mode in die Nacht der Vergessenheit sinken.

Wilhelm Jordan's neuer Roman.

Von Karl Hochberg.

(Schluß.)

Wir zogen es vor, die eine Seite dieser Dichtung statt modern-realistisch naturwissenschaftlich zu nennen. Der Realismus erscheint hier wirklich nur als Theorie. Der concrete Realismus der Kunst fehlt gänzlich. Höchstens einige naturalistische Züge von krankhafter Sinnlichkeit wie das am Kleiderständer ausgeübte Phantasiespiel Leonorens mit der nackten Gestalt des Loris. Widerwärtig selbst vom naturalistischen Standpunkt, selbst für unsere Zeit, der das physische Mitleid und die Wollust am Häßlichen von hundert großen und kleinen Künstlern vorgepredigt wird, sind die liebevoll beschriebenen Verkrüppelungen mit ihren Varietäten an den verschiedenen Menschenexemplaren, ebenso die an den Säuglingen vorgenommenen Messungen. Ich will nicht schildern, wie die Hauptkrüppel Nickel, Ulrike, Jobäa aus Unglück und Greulichkeit zu Halbgestalten zusammengeflickt werden; ich wünschte, sie würden der Zukunft aufbewahrt als Zeugnisse, wie weit die Kunst den Act der Selbstabtödtung ausüben kann. Wir sind im Studium der Aesthetik des Häßlichen glücklich auf der letzten Seite angelangt. Die Mißgeburten in der Kunst! Das hat uns noch gefehlt: wir brauchen die nackte Blöße unseres Kunstkönnens nicht mehr mit naturalistischen Bettellappen zu verhüllen, wir können sie schon mit Warzen und Pockennarben verdecken.

Schon mit der Beschreibung der Krüppel greift Jordan in das Gebiet der pathologischen Anatomie hinüber. Aber das ganze Werk ist sicher zum dritten Theil ein populärwissenschaftliches Handbuch für alle möglichen realistischen Doctrinen, für Pathologie, Anatomie, Therapie, Zoologie, Botanik, Astronomie, Land- und Forstwirthschaft, auch für Volkswirthschaft und für realistische Philosophie. Zumeist setzt es sich zusammen aus Vorträgen von Loris Leland, seltener aus Meinungsäußerungen anderer, wie seines Vaters oder des alten Liebherr. Außer für die beiden zuletzt genannten Wissenschaften kann man das Handbuch jedem Laien zum Selbstunterricht empfehlen, wenn er nur verspricht, nicht an alle Wunderkuren und nicht an die Canalarbeiten der Marsbewohner zu glauben. Namentlich die Collegien über Botanik und über Astronomie werden in plastisch poetischer Sprache gelesen. Auch kann ich versichern, daß man nicht zu oft durch die dazwischentretende Romanhandlung gestört wird, da die Vorträge oft zehn, zwanzig und mehr Seiten hintereinander fortlaufen. Höchstens kann am Ende das gar zu laute Beifallklatschen der Andern irritiren; aber durch Gewohnheit stumpft man sich dagegen ab. In der Philosophie, von der kurz abgethanen Theologie nicht zu reden, würde das Handbuch allerdings Unglück anrichten; d. h. nur so lange, als den Untersecundanern nicht das Romanlesen verboten ist. Denn die Andern werden merken, daß der nicht ernst zu nehmen, der nicht etwa bloß wie die Materialisten die Metaphysik leugnen — denn das wäre sehr ernst zu nehmen — sondern einfach die Philosophie bezeichnet als einen Mißbrauch der Sprache an Werth gleich der Alchymie und der Astrologie (II, 370). Ich appellire von dem schlecht unterrichteten Jordan an den besser — nicht erst zu unterrichtenden, sondern schon unterrichteten Jordan. Er sagt, daß wir das Erwachen aus der Selbstvergessenheit richtiger bezeichnen würden als das gebotene Wiedereinschlafen zum Fortspinnen des Ichtraumes nach immer nur Momente lang vergönnter Theilnahme am Vollwachsein des Weltgeistes (II, 338). Und ein so begeisterter Metaphysiker wagt die Philosophie zu leugnen? — Die Gratisvorlesungen von Loris kann man sich gefallen lassen, weil man in schöner Sprache altbekannte oder unbewußt komische Dinge zu hören bekommt. Da redet das theoretische Handbuch und der Roman schweigt. Traurig aber ist es, wenn der Roman sich in die Theorie einmengt und die Theorien statt in graue Einbände in Menschengestalten kleidet. Dann entstehen jene construirten Wesen, jene Homunculi, die geholt werden, wenn es gilt eine Theorie lächerlich zu machen, und dann mit Naß überschüttet nach Hause geschickt werden. Die Socialdemokratie soll lächerlich gemacht werden. Da erscheint plötzlich ein gewisser Tilgenberg, hält eine Brandrede gegen den „Tyrannen" Liebherr, erfährt aber am Ende derselben durch irgend ein Effectstück dieses wohlthätigen Sonderlings eine plötzliche Bekehrung und verschwindet als Turnlehrer in dessen Diensten. Das „Titänchen" Tilgenberg scheint ein Enkel des „Titanen" Klingsohr in Gutzkow's „Zauberer von Rom". Schon deshalb ist ihm eine individuelle Lebenswahrheit nicht abzusprechen. Aber ich tadle weniger, daß er überhaupt existirt, als daß er so kurz existirt. Anders ist es mit dem länger auftretenden außerordentlichen Professor und Schopenhauerianer Wickmann. Dieses Buch resp. dieser Mensch wird nach Gunaken wirklich nur geholt, um dort Dispute über Pessimismus anzuregen. Wie man aus einem Buch roth angestrichene Stellen vorliest, gehörig belacht und dann das Buch zuklappt, da es sich nicht vertheidigen kann, so und noch schlimmer ergeht es ihm. Wenn ihm in der tactlosesten Weise die radicalsten, nicht für jedes Ohr berechneten Aeußerungen Schopenhauers aus dem Zusammenhang gerissen, vorgeworfen werden, so kann er nur antworten mit seitenlangen Darstellungen der Schopenhauer'schen Lehre. Vertheidigen kann er, selbst gegen die kindischen Einwände wie z. B. daß Pessimisten auch keine Butter gut finden dürfen, nichts auch nur mit einem Laut. Theils aus eigener Unfähigkeit, theils weil stets eine Zauberrede des Allwissers Loris jeden Widerspruch hinwegwischt, theils weil ihm durch ausdrückliches Verbot zu reden der Mund gestopft wird. Daß diese lächerliche Person durch höchst niedrige Gesinnung zeigende Aeußerungen ihre Lächerlichkeit noch erhöht, ist ebenso selbstverständlich wie daß sie sich heute als Misogyn und consequenten Ehefeind à la Schopenhauer aufspielt und morgen um die Hand eines eben gesehenen schönen Mädchens anhält und natürlich kläglich abgewiesen wird. Wenn diese Person gestrichen wird, weiß ich allerdings nicht, wer zum Apotheker geschickt werden und dem untersuchenden Loris leuchten soll, als der Müller Bajor krank geworden. Jede weitere künstlerische Motivation ihrer Existenz, jede weitere Beziehung zur Gesammthandlung fehlt dieser construirten Person. Und wie construirt! Dieser Professor ist Pessimist nicht aus Ueberzeugung, denn er hat eine breite Brust, sondern um der Mode willen. Ein Unwissender könnte wirklich meinen, wir hätten auf deutschen Universitäten mehr

Digitized by Google

Schopenhauerianer als einen einzigen jüngst ernannten außerordentlichen Professor. Muß denn durchaus ein Universitätsprofessor den Kasperle hergeben? Ich glaube übrigens, daß mehr noch als die Wissenschaft die Kunst beleidigt wird durch dieses todtgeborene Geschöpf. Mit letzterem Ausdruck will ich übrigens nicht sagen, daß andere Personen z. B. der Recitator Pfarrer Amberger oder die umbra Olaf etwa viel lebendiger in Action treten. Wie wohlthätig wäre es gewesen, wenn Jordan den Pessimismus, statt ihn mit burlesken Lächerlichkeiten, sentimentalen Liedern und pathetischen Reden hinunterzuspülen, künstlerisch concret als dämonisch herrschende Macht im Denken, Fühlen und Handeln einer lebendigen Persönlichkeit zu ethischer Ueberwindung gebracht hätte!

Ebenso weit wie dieses stete Theoretisiren, dieser rein abstracte Realismus entfernt sich von dem ästhetisch gesetzlichen Boden der Romanpoesie das zweite Grundelement der „Zwei Wiegen“: der epische Zug. Aber ist jener realistische Doctrinarismus unpoetisch, so ist dieses epische Element zu poetisch für den auf modernem Trottoir wandelnden, ungeflügelten Roman. Wo sich die schöne Unnatur dieser Epik fern von der Lebensprosa in der Freiheit der Phantasie auslebt, da spüren wir den echten, glühenden Poetengeist; wo aber die Epik in die moderne Sphäre hineinprojicirt wird, da entstehen fortwährende Explosionen, bei denen unser Geschmack, ein bedauernswerther Spielball, zwischen Bewunderung und Widerwillen hin und her geschleudert wird. Es ist kein Zweifel: die episch-lyrischen Visionen der Marfa, der Jobäa, des Pfarrers Amberger sind herrliche Eingebungen des echten Apollon Musagetes. Die Archenburg des Noah-Liebherr, diese Wunderwelt, in der nur starke, schöne Geschöpfe wohnen und alles Kranke und Armselige geheilt und veredelt wird, in der Loris die königliche Armida in selbstloser Liebe sich zur „Wahlschwester“ erkoren, ist ganz aus dem Schooße echt epischer Phantasie herausgeboren. Ebenso hochpoetisch wie modern unnatürlich. Aber wer fragt danach, wenn ihn der Pförtner Storch am Eingang der Archenburg hat passiren lassen? Wie Unkenrufe in eine Symphonie, tönen in diesen Idealstaat, wo die fernsten Sehnsuchtswünsche des Dichters Lenker und Regierer sind, aus der modern realen Welt Aeußerungen der Unzufriedenheit hinein, die theils in bäuerischem Dialekt, theils in echter Socialistenphraseologie vorgebracht werden. Hier sind gänzlich unausgeglichene Dissonanzen, unverarbeitete Gegensätze heterogener Sphären! Bei dem Centaurenritt und wesentlich auch bei der sich anschließenden Nausikaascene lacht jedem episch Gestimmten das Herz. Aber wenn der nackte Reiter mit einem modernen Töchterpensionat zusammentrifft, schütteln nicht bloß die Philister mißmuthig die Köpfe; denn was vorher heldenhaft, bekommt jetzt ein Satyrantlitz. Ein herrlicher, durch die Tradition der besten Epen sanctionirter Gedanke ist jener Gegensatz zweier Geschlechter, eines höheren und eines niederen. In den Epen ringen beide mit einander in kraftvoll tragischem Kampfe. Jordan's Roman spielt im modernen Leben und da bemitleidet das eine das andere, hegt es und pflegt es und reicht ihm die Medicinflasche. So zerfließt jener herrliche Gedanke hinter dem modernen Ofen in sentimentale Thränen. Am Ende unternehmen alle Helden, alle edlen Gestalten des Romans eine mehrwöchentliche phantastische Wasserfahrt auf eigenartig construirtem, glänzend ausgestattetem Floß auf neuen, kühn gebahnten Wasserwegen. Ein herrlicher Gedanke gleich der Argonautenfahrt! Aber sie wollen kein goldenes Vließ erobern, sie wollen nur einen armen Krüppel zu seinen Verwandten heimgeleiten, dessen Nerven die Fahrt zu Lande nicht vertragen können. Wir erwähnten schon den Widerspruch zwischen den kurz erzählten episch großen Liebesschicksalen aller früheren Lelands und dem wirklich ausgeführten armselig trägen Liebesroman des Loris und der Leonore. Wieder zerschmilzt die herrliche vorgezeichnete epische Idee zu einem matten Brei, sobald sie in die moderne Wirklichkeit hineingetragen wird. Es nützt nichts, daß Loris und Leonore, ursprünglich für einander prädestinirt, dann durch Loris' Liebesverblendung aus einander getrieben, an Siegfried und Brünhilde erinnern. — Zwar hat auch Loris gleich einem Hercules oder Theseus oder Siegfried die Macht und die stete Aufgabe, das Schlechte zu besiegen. Aber diese besiegen kampfwüthige Ungethüme und jene Vorurtheile und Krankheiten, und zwar fast stets mit wenigen Phrasen oder Hantirungen. Selbst das Aufstauen des Flusses und das Anzünden des Schiffes vollführt er mit spielender Leichtigkeit. Ich will nicht davon reden, daß Hercules im Dienste des Eurystheus und Loris im Dienste einer Wiege steht, daß Hercules am Ende seiner redlichen Mühen eine Apotheose erfährt, Loris aber ununterbrochen verhimmelt wird, aber dieser weiß in weiß gemalte allwissende Wunderthäter Loris ist zwar nicht für das Epos oder die verwandte Oper, doch für den realistischen Roman ein wenig zu langweilig. Auch an Krüppeln und häßlichen Zwergen fehlt es dem Epos durchaus nicht; aber sie sind dort voller Tücke und „Schadensmacht“ und wir brauchen ihnen nicht, wie Jordan's modernisirten Zwergen, ein dem Ekel verwandtes physisches Mitleid entgegenzubringen. Bisweilen sucht Jordan die Schranken moderner Sentimentalität mit epischer Wildheit zu durchbrechen. Daß Loris sich von Leonoren's Tuch mit den Zähnen einen Fetzen als Andenken abreißt, ist noch kraftvoll poetisch zu nennen. Aber daß Agnete — übrigens ebenfalls eine episch erfundene und episch sich bewährende Persönlichkeit — ihrem Verfolger Lakowitz so wüthend in den Arm beißt, daß das Blut ausspritzt und jener in einen Kinnbackenkrampf verfällt, das ist, milde gesagt, ein bedenklicher Anachronismus. Bisweilen, wenn die Handlung in trüber, schablonenmäßiger Mattigkeit dahinschleicht, wird sie von einem epischen Zug wie von einem Blitz erhellt und in die Höhe geschreckt. Ich denke z. B. an den prophetischen Aufblick, an den plötzlich erwachenden harten Trotz, mit welchem Leonore ihren Namen als den der fünften Lelandsbraut einzeichnet.

Die Namen der Personen tragen weit mehr das Gepräge der Epik als des modernen Lebens. Fast sämmtlich aus der Ferne der Zeiten und Völker hervorgeholt, verstärken sie den exotischen Duft der Dichtung. Der Sprache gebührt von Rechtswegen eine eigene Abhandlung, denn sie hat ihre eigene Grammatik, ihre eigenen Worte, beide wieder vom epischen Geiste eingegeben. Den Eindruck wuchtiger, gedrängter Plastik, der der Epik eigen ist, erzielt Jordan's Sprache zunächst durch Bildung neuer Worte und solcher neugebildeten Worte habe ich bei unvollständiger Beobachtung über 500 gefunden. Die Neubildung geschieht namentlich durch abkürzende Zusammensetzung z. B. Heulton, Hemmblick, Liedwink ꝛc., aus der Unzahl anderer Zusammensetzungen seien genannt: Ernstschein, Bildschimmer, Gedeihraum, Strafgrimm, Taumelgeist, Goldblink, Besitzverlangen, Stolzblindheit, Aufstoßpüffe, Anstoßbrauschen, Gipfelmarter, Schimmerantheil, ferner durch Umwandlung von Verben, Substantiven ꝛc. in neue Adjectiva z. B. verbannbar, anzapfbar, schaubar, unspielbar, unwißbar, unbescheinbar, unspürbar ꝛc., unweglich, umfällig („umfällig aus dem Gleichgewicht“), unwiderhakig, necktönig ꝛc., ebenso durch Umwandlung von Verben in Substantiva, z. B. Hineinleger, Antreter, Einleiter, Grundleger, Spiegler ꝛc. oder z. B. Ausschaffung (einer Idee), Heimleitung, Umpaarung, Umselbstung, Abstich (= Unterschied), Anhub, oder durch Anfügung von Präpositionen, Endungen ꝛc. an schon bestehende Substantiva z. B. Nachrauch (einer Leidenschaft), Dochsohn, Nachpaare, Ausbiß, Letztbett, Spürchen, Lümmeline, Ursächerin ꝛc., durch ungebräuchliche straffere Substantivendungen z. B. Weltverzagniß, Verliebniß, Fortsatz (eines Vaters), Kläre, Feinung ꝛc. Aehnlich geschieht die Bildung neuer Verba namentlich aus Substantiven, Stammverben unter Anfügung von Präpositionen u. dgl. z. B. erseelsorgern, sich erschlafen, sich erklettern (z. B. „eine anderweit unliebsam verlobte Frau“), emporfeinen, unverdauen, aufgeilen, hermagnetet, verelendigt, dargelebt, gewortet, sielen, leiben, leinen (= mit Leinen ziehen). Die eingeflochtenen Gedichte gestatten sich noch freiere Bildungen wie „glückwärts“, „Erlebebilder“ ꝛc. Geschmacklos sind die halb fremdsprachlichen Worte: „Antieitelkeit“, „ein Schnitt ins Quicke“, „Pön“ = Strafe ꝛc. Besonders liebt Jordan plastisch vergleichende, aber auf menschliche oder gar geistige Dinge sonst nicht angewandte Ausdrücke wie: „Agnete verschnaufte“, „die Seele sieht

Digitized by Google

sich festgesträngt", sein „Gegrübel wurde kleingedrückt", „die erste Witterung eingewindet von" (= die erste Ahnung bekommen von), „unverschlungene Beschwichtigungsbrocken", „Erleger (= Mörder) des Vaters" ꝛc. Charakteristisch sind Wendungen wie bücklingender Wiesendurchstelzer = Storch, des Menschen „Naturbestimmung als Bodenstankerer auf zwei Stelzen." Wie die alten Cyklopen aus unbehauenen Blöcken Mauern aufführten ohne verbindenden Mörtel, so fügt Jordan's archaistische Sprache unflektirte massive Stammworte ohne die von der Grammatik gebotenen verbindenden Reflexionselemente aneinander. Daher jene thurmartigen, Flexion und Artikel sparenden Zusammensetzungen. Daher auch jene kühn und kurzer Hand das Sachliche greifenden, alle reflexionsmäßige Zergliederung und Verfeinerung vermeidenden Neubildungen. Daher ferner sogar die häufige Weglassung der nothwendig einzuschiebenden Flexionsendung bei Zusammensetzungen z. B. Glückgefühl, Göttinkopf, Wesentheil ꝛc. Daher endlich die principielle Neigung, den Artikel auch vor einzelnen Worten wegzulassen z. B. „darf ich hoffen, daß tausendjähriger Fügung auch Urverwandte gehorchen wollen?" oder bei der Satzstellung gilt der Grundsatz, das sachlich Starke herauszuarbeiten auf Kosten des reflexionsmäßig Formalen, namentlich also dem Betonten eine usuell unberechtigte Stellung am Anfang oder Ende des Satzes zu geben. Von hundert Beispielen — schon der zweite Satz des Romans gibt ein solches — nur diese: „besser denn alle Verstandeswahl führt solche zum Heil das Mysterium der Liebe." „Gebunden sperre sie ein!" „Sich nur wollte die Gewißheit verschaffen." „Dazu die beste, treueste Helferin weiß dir Jobäa gesichert." Zahlreich sind echt epische Wiederholungen (z. B. „uralte Fügung hat uns zusammengeführt, uralte Fügung war es" ꝛc., echt epische Verbalconstructionen („er stürzte zu regungslosem Verenden" ꝛc.), echt epische Vergleiche (z. B. I, 303 f. ein längerer nach homerischem Schema gebauter Vergleich). Bei folgenden Beispielen wird man sich vergeblich bemühen an Romanprosa und nicht an Epik zu denken: Agnete sagt wohin sie geht: „Nach Pakallnen zur Muhme. Mit ihr habe ich Wichtiges zu besprechen. Sie nur ersetzt mir einigermaßen die früh verstorbene Mutter." „Aber gefällig zu erscheinen dünkt auch mir Menschenpflicht, zumal keineswegs nebensächliche des Weibes." „In ihm nochmals hier zu landen hüte Dich, wenn Du nicht baumeln willst am nächsten Ast." „Dessen nicht unwerth ist, was, aus meinen Vorfahren zusammengefügt, auf diesen Beinen herumläuft." „Fassungsloses Staunen lähmte ihm den Schreitwillen. Doch kräftig ruckend zog sie ihn vorwärts." Besonders reich an epischen Stellen außer Jobäas und Ambergers Visionen ist das herrliche Gespräch zwischen Loris und Armida z. B. „Ich weiß, Bruder Loris, zu welcher Frage die Lenke der Liebe Dich herlockt." „So gib ungefragt Antwort, wundersame, seelenbesiegende Sängerin." „Sagen will und werde ich nichts; singend aber kann ich vielleicht Deine Augen klären."

In die Sprache echter moderner Reflexion geht der archaistische epische Ausdruck nicht ohne Komik ein. Entweder hängt er dieser Sprache einen pedantischen Zopf an (z. B. „ich vergaß, daß ich nur für die tragische Halbscheid dieser Novelle die Erleidnißgeschichte beherrschte, das Modell hingegen für die versöhnend gegenbildliche Erlebnißgeschichte wohl erst von Deinem Sohn zu erwarten steht") oder er erstickt sie fast unter Bombast und Blumenfülle. Z. B. „an geeigneter Stelle zum Abspülen des Uebervertrauens auf Bücher- und Professorenweisheit ein Weltbad nehmen", d. h. also praktisch werden. Daß Jordan sich grammatische Freiheiten gestattet und z. B. von einer um 6000 Mark abonnirten Loge und von einem der Familie confiscirt gewesenen Landgut redet, das mag ein Anderer rügen.

Ziehen wir das Facit. Jordans neuer Roman enthält eine Fülle theoretischen Stoffes, aber nicht eine Fülle neuer Ideen. Den Stoff hat die Zeit gesammelt und Jordan hat aus seiner Blumensprache Kränze gewunden, ihn zu schmücken. Weder original herausgeboren aus gigantisch ringendem Individualgeist ist das Theoretische wie in Vischer's „Auch Einer", noch künstlerisch verarbeitet zur Mannigfaltigkeit lebensechter Charaktere, wie in Gutzkow's und Keller's Romanen. — Jordan ist ein Dichter, aber ein epischer und als solcher vielleicht der größte der Lebenden. Dem Nachdichter der „Nibelungen" sind nicht nur die Flügel epischer Dichtung gewachsen, der freie Schaffensgeist der Epik hat sich seine Seele schon in der Wiege zum Wohnsitz erkoren. Zum Romandichter fehlt Jordan das scharfe, kühl blickende Auge des Beobachters, die Geistesfreiheit sich in Menschen und Dinge tief zu versenken. Das Individuelle, das Reale ist ihm roh physisch oder abstrakt. Er ist ganz rhythmische Süße und Verwunderung, ganz Musik und hyperbolisches Feuer. Im Roman aber schmilzt das schön gerundete leuchtende Erz seiner epischen Motive zu formlosem Brei, das romantische Felsgestein zerbröckelt zu trägem Sand. Das Große wird langweilig, das Freie frivol, das Phantasievolle unnatürlich. — Jordan's neuer Roman mit seiner Zweiseelennatur trägt ganz den Stempel der Zeit. Er ist ein Spiegelbild des modernen Eklekticismus. Wo Gegensätze sind, da fehlt dem Eklekticismus die Kraft der Einseitigkeit wie höhere Kraft der Vermittlung. Jordan, der realistische Polyhistor, und Jordan, der epische Dichter, haben einander nicht verstanden, haben einander die Arbeit verdorben. Riesengroß und zukunftswahr ist der Gedanke, Realismus und Idealismus, den Geist der Zeit und der Nation zu versöhnen; aber hier fügen sie einander nur Schaden zu, zumal beide in heterogenen Gestalten, der Idealismus als Epik, der Realismus als Theorie erscheinen, und unversöhnlicher als je treten sie wieder auseinander. Riesengroß und zukunftswahr ist auch der Gedanke, den nationalen Optimismus zum Siege zu führen über den zeitlichen Pessimismus. Aber der moderne Teufel will bezwungen sein in schwerem Ringen und läßt sich nicht bannen durch Zauberreden, durch Beschwörungslieder, durch schreckende Larven. Dem Roman ist es gegeben, die Zeit zu umfassen und zu beherrschen. Jordan's neuer Roman weist auf seine eigenen Wege einen größeren Meister, Jordan selbst weist er auf einen andern Weg: auf das Epos. —

Das Provisorium Sonnenthal im Burgtheater.

Wien, Mitte December.

Vier Monate Regime Sonnenthal — was haben sie gebracht? Zunächst „Gräfin Lambach", ein Schauspiel von Hugo Lubliner. Herr Wilbrandt, als er noch Director des Kaiserlichen Schauspiels war, hatte dem Autor einen geradezu enthusiastischen Brief über das Stück geschrieben, dieser selbst erklärte nach den Proben, erst jetzt sei ihm klar, welch' ein bedeutendes Werk er geschaffen. Das Publikum lachte bei der ersten Vorstellung, nach der dritten verschwand das Ding vom Repertoire. Das Schauspiel war wirklich gar zu läppisch, um ein längeres Theaterleben zu führen; man hätte das vermuthen können, denn überall, wo die „Gräfin Lambach" vorher aufgeführt worden war, fiel es durch; allein Herr Wilbrandt, in Allem eigenartig, hatte auch seinen speciellen kritischen Maßstab für Novitäten, der sich freilich während seiner ganzen Directionsführung als ein falscher erwies. Die zweite, oder eigentlich die erste Novität, waren die „Goldfische" von Kadelburg und Schönthan; sie hatten einen noch immer vorhaltenden Lacherfolg. Man kann es dem Burgtheater nicht verübeln, wenn es hin und wieder auch ein solches Stück aufnimmt; jedes Menu schaltet zwischen den schweren Gängen leichtere Kost ein. Nur darf das Burgtheater niemals vergessen, daß dergleichen nur als Füllsel Zutritt hat. Das Kaiserliche Schauspielhaus muß immer die höchste Instanz für die dramatische Literatur aller Völker und Zeiten bleiben. Die Wiener machen ihm die Erfüllung dieser seiner hohen Mission sehr leicht; sie gehen in denselben dichten Schaaren in das Theater, wenn klassische Stücke dargestellt werden. Also auch die wichtige pekuniäre Frage ist vorweg geschlichtet.

Die dritte Neuigkeit war Costetti's „Eine alltägliche Geschichte", eine nicht ganz uninteressante, aber rohe Ehebruchsgeschichte, die gerade dort aufhört, wo sie eigentlich erst anfangen sollte. Denn wenn der Gatte

Digitized by Google

der gefallenen Frau den ehebrecherischen Freund als Dieb aus dem Hause jagt, damit das Gesinde nicht merken soll, um was es sich eigentlich handle — auch dann nicht, wenn er die verrätherische Frau ihm gleich nachschickt! — so ergibt sich doch die Frage von selbst, daß der Verbrecher den gemeinen Verdacht des Diebstahls nicht auf sich sitzen lassen kann; ebenso gewiß ist, daß der Vater der Frau, ein italienischer General mit sehr strengen Anschauungen, auch dem brutalen Gatten seiner Tochter, ganz gewiß aber dieser selbst Etwas zu sagen hat, was wir gerne hören möchten. Die Zuhörer waren enttäuscht, trotz des ausgezeichneten Spiels des Herrn Sonnenthal und des Fräulein Barsescu, welche, seitdem die directe und indirecte Schulmeisterei des Herrn Wilbrandt bei ihr zu Ende ist, einen großen Schritt nach Vorwärts gethan hat.

Das Publikum klagt mit Recht über eine große Monotonie des Repertoires. Wenn auch zugegeben werden mag, daß Neuigkeiten vielfache Wiederholungen verlangen, weil das ganze Theaterpublikum ein gutes neues Stück gesehen haben will, so kommt bei der niemals aus dem Auge zu lassenden Hauptsache das literarische Moment in entscheidenden Betracht. Niemand wird immer nur den „Wilhelm Tell" oder den „Faust" oder den „König Lear" lesen, er nimmt die Klassiker der Reihe nach durch und zieht seinen geistigen Gewinn aus ihnen. Ebenso müßte die Direction des Burgtheaters darauf bedacht sein, alle bühnenfähigen Stücke der großen Dichter auf dem Repertoire zu erhalten und daneben zuweilen den Versuch zu machen, eines oder das andere, das ehedem als nicht darstellbar galt, der Kritik des modernen, gebildeteren Theatergeschmackes zu unterwerfen. Laube hat den größten Theil der alten Klassiker auf das Burgtheater gestellt, er nahm muthig den Kampf für Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig auf; Dingelstedt suchte die Königsdramen Shakespeare's, den „Sturm" und das „Wintermärchen", Grillparzer's „Wehe dem, der lügt", das einstens ausgelacht worden war, hervor, und siegte mit allen diesen Unternehmungen. Selbst Wilbrandt, der an Erfolgen ärmste Director, kam mit Calderon, mit dem zweiten Theile des „Faust", mit Sophokles und Euripides. Nun befindet sich das Burgtheater allerdings im Umzuge in das neue Haus, aber man konnte doch immerhin anstatt der „Tochter des Herrn Fabricius" den „Tasso" bringen, und anstatt der „Gräfin Lambach" die „Maccabäer" einstudiren. Muß Hebbel so ganz verwahrlost bleiben? Wo ist Kleist, wo sind die Andern, von denen das Publikum des Burgtheaters gewinnen sollte? Allein hier taucht eine zweite Frage auf: wie sehen denn die klassischen Vorstellungen des Burgtheaters überhaupt aus? Es gibt einzelne, die noch im alten, nicht ermatteten Glanze des Hauses erstrahlen, im Allgemeinen muß man sagen, daß sie heruntergekommen sind. Wer „Romeo und Julie" gesehen hat, mußte zweifeln, ob er überhaupt im Burgtheater sitze. Ich vermeide absichtlich die Nennung von Namen, denn es liegt nicht in meiner Absicht, Einzelne zu treffen. Ueberhaupt sind diese Briefe nicht der Kritik gewidmet, dem Tadel nicht und auch nicht dem Lobe, sondern der Beobachtung des Ganges des Burgtheaters als Ganzes; sie sollen ein Stück Zeitgeschichte sein. Festhaltend an dieser Anschauung, kann ich mich hinwiederum der Pflicht nicht entschlagen, zu sagen, daß die Liebe und Sorgfalt, welche man ehedem auf die klassischen Vorstellungen verwandte, und die Begeisterung, die jeder Einzelne dafür mitbrachte, im Schwinden begriffen sind. Ich glaube nicht, daß das Publikum mit daran Schuld trägt, es sitzt mit derselben Andacht auf den Bänken wie vor dreißig Jahren, die Väter und Mütter mit ihren durch die Schicksale des Lebens geschulten Gemüthern, die Mädchen mit der Sehnsucht ihrer Herzen, die Jugend mit ihrem studentischen Enthusiasmus. Aber selbst wenn Einer hier eine Entartung wahrnehmen wollte, so wäre es die heilige Pflicht der obersten Leitung des Burgtheaters, die Verirrten zu den ewigen und unveränderlichen Idealen zurückzuführen, und die Darsteller zu ermahnen, daß die Kunst alle Hingebung von ihnen verlange. Aus der langen Oede der letzten Jahre schimmern die herrlichen Oasen des „Richters von Zalamea" und des „Oedipus" heraus. Wie saß die Zuschauerschaft bebend da, wie fieberten die Pulse Baumeister's und Robert's! Die Dichter hoben uns Alle auf ihre Höhe! Leider waren das Ausnahmen, die gewöhnlichen klassischen Vorstellungen sind salopp und wirken verderbend auf die Darsteller. Um in letzterer Beziehung nur auf ein drastisches Beispiel zu verweisen, nenne ich Herrn Hartmann. Wohl besitzt er noch einige Rollen aus älterer Zeit und sein „König Heinrich V." ist in der Regel voller Reiz, aber schon sein Prinz in „Emilia Galotti" und namentlich sein „Benvolio" lassen viel zu wünschen. Was jedoch die Hauptsache ist, er erscheint in keiner neuen Partie classischen Kalibers mehr. Das gute und schlechte moderne Lustspiel genügt einem Künstler von der Veranlagung eines Hartmann. Laroche, der auch im Lustspiel Etwas konnte, hielt es anders und hatte seinen „Vansen" und seinen „Kent", und unser grandioser Meixner spielt die Mörder und die Pförtner Shakespeares. Man muß auch mit einer kleineren Rolle fürlieb nehmen, denkt der Mann, der noch in den alten Traditionen des Burgtheaters lebt. Diese sterben aus. Man spielt, je nach Macht und Einfluß, drei-, vier- und fünfmal in der Woche große Partien, oder gar nicht. Das Burgtheater lebt fort, aber es geht zurück. Im Hause selbst merken sie es nicht, oder wollen es nicht merken; draußen sieht man den Stillstand ganz deutlich.

Baron Besecný zählt offenbar unter Jene, die draußen ihre Beobachtungen anstellen. Seitdem seine Bemühungen, den Dr. Förster als Director für das Burgtheater zu gewinnen, gescheitert sind — eine Thatsache, welche Diejenigen nicht sehr betrübt, die Herrn Försters früherer Wirksamkeit in Wien gedenken — hat der Generalintendant noch einmal flüchtige Umschau in deutschen Landen gehalten und gefunden, daß, wenn er nicht die ständigen Fettaugen von den Suppen schöpfen will, derzeit kein eigentlicher Berufener vorhanden sei. Schlicht, wie unser Generalintendant nun einmal ist, kehrte er zur Bauernregel zurück. „Mattheis brichts Eis — hat er keins, macht er eins." Es gibt keinen Director, also wird Einer erzogen. Unter dem Titel eines Directionssecretärs ist Dr. Alfred Freiherr von Berger in das Burgtheater eingezogen. Sein Vater war der bürgerliche Minister Dr. Berger in den Flitterzeiten der österreichischen Verfassung. Lange nach seinem Tode bemühte sich namentlich der ältere Sohn Wilhelm, der inzwischen geheirathet hatte, um die Baronie auf Grund des dem Vater verliehenen Ordens der eisernen Krone erster Klasse. Die Kreise, in denen der Vater gelebt hatte, waren starr, als sie von den Bemühungen des Sohnes hörten, und der Minister Lasser sagte zu Herrn Wilhelm gerade heraus, daß sich sein Vater im Grabe umdrehen werde, und ließ den Act liegen. Aber Herr Wilhelm ging zum Kaiser und bat um die Erfüllung einer Bestimmung, die mit dem Orden seines Vaters verbunden war, und sie wurde ihm gewährt. Baron Alfred Berger, der ungleich bedeutendere unter den Söhnen, ist ein philosophisch, ästhetisch und literarisch durchgebildeter Mann, der auf großen Reisen, selbst bis Indien, seinen Gesichtskreis wesentlich erweiterte. Baron Berger beschäftigt sich mit Vorliebe mit der dramatischen Literatur, er hat sich selbst erfolgreich darin versucht. Endlich ist Baron Berger ein wohlhabender Mann, der es nicht nöthig hat, um Geld zu dienen. Wenn nun ein solcher Herr, der noch außerdem Privatdocent an der Universität ist, sich in die niedere Stellung eines Theatersecretärs herabbückt, so muß das einen speciellen Grund haben. Und in der That sollte man an nichts Anderes denken, als daß Dr. Baron Alfred Berger unter der Maske des Secretärs den Lehrlingskittel trägt, und wenn er einmal den Dienst versteht, als Director des K. K. Hofburgtheaters im Tageslichte erscheinen soll. Das ist der Plan des Generalintendanten, der in vielen Beziehungen gelobt werden muß. Berger ist ein Oesterreicher, ist jung, reich gebildet und ein Mann von gutem Geschmacke, er hat das Dichten längst aufgegeben, ist bis zu einem gewissen Grade bescheiden und lebt in der guten Gesellschaft. Wenn dieser Mann nur einen Funken von Theatergeist in sich birgt, so müßte man dem Baron Besecný zu seiner Entdeckung geradezu Glück wünschen. Baron Berger ist erst kurze Zeit im Amte, selbst die ihn am sorgfältigsten beobachten, haben den Funken noch nicht erglimmen sehen. Seine Feinde sind natürlich schon mit allerlei Erzählungen und Beweisen zur Hand, daß er gar kein Theatertalent habe. Jedenfalls ist dieses nicht energisch genug hervorgetreten, als daß sich die Hoffnung des Generalintendanten, ihn mit der Eröffnung des neuen Schauspielhauses auch schon als Director in demselben installiren zu können, erfüllen sollte. Sonnenthal wird noch längere Zeit Director bleiben, obwohl seine schauspielerische Thätigkeit allein geeignet ist, ihn aufzureiben. Sonnenthal sagt auch zu Jedermann, der es hören mag, daß er nicht Director bleiben wolle. Daß geschwätzige und neidische Zungen das genaue Gegentheil erzählen und ganze Romane wissen, welche beweisen

Digitized by Google

sollen, wie sehr sich Herr von Sonnenthal als Director gefalle, muß man nicht allzu hoch anschlagen. Der berühmte Künstler weiß, wieviel ihm zum Director fehlt; daß ihn der Genuß betäuben sollte, ist bei seiner sonstigen Nüchternheit in allen äußern Fragen nicht anzunehmen.

Zur Ergänzung meines Berichtes bin ich noch einige Worte über das verstorbene Fräulein Wessely und ihre präsumtiven Nachfolgerinnen schuldig. Fräulein Wessely war sehr schön und starb in der Blüthe der Jugend. Das allein muß Rührung und Theilnahme erwecken. Man hat indessen für ihren frühen Hingang auch die Kränkungen durch die Kritik verantwortlich machen wollen, und das ist eine rohe Gesinnungslosigkeit der Theatergamins. Sie war schön, aber sie konnte niemals liebenswürdig sein; sie war jung, aber sie wurde nie warm, ihr Herz lag niemals auf ihrer Zunge oder in ihren Augen. Die Kritik frägt aber nach der inneren Gewalt der Theatermenschen, nicht nach ihrem Aeußern, und darin hat die Kritik auch deshalb Recht, weil es noch immer mehr Menschen mit Gemüth als mit schönen Larven gibt. Das Gesicht entscheidet im Allgemeinen für das Ballet. Die Kritik hat Fräulein Wessely nichts Unverdientes zuleide gethan, ja als unter dem physischen Schmerze sich das Seelenleben der Künstlerin einigermaßen vertiefte und manchmal auch von außenher wahrgenommen werden konnte, nahm die Kritik von diesem Proceß ausdrücklich Notiz, freilich ohne zu wissen, daß es der nahende Tod sei, welcher das Herz dieses Mädchens in stärkere Bewegung setze. Als Nachfolgerinnen sind schon viele versuchsweise erschienen, keiner einzigen gelang es, die Gunst des Publikums zu gewinnen. Ein merkwürdiger Zusammenhang! Vor Jahr und Tag war Fräulein Barsescu leidend, man ging auf eine Nachfolgerin aus und fand zwei, Fräulein Geßner und Fräulein Reinhold. Weil diese aber gewisse Forderungen in Bezug auf ihre Gagen und namentlich betreffs ihrer Beschäftigung stellten, ließ Herr Wilbrandt insbesondere Fräulein Reinhold ziehen, die man als eine Auserkorene bezeichnen darf. Fräulein Barsescu wurde gesund und der ehemalige Director hatte wenigstens die Genugthuung, Geld erspart zu haben. Da starb aber plötzlich Fräulein Wessely, und nun findet sich kein rechter Ersatz, obwohl man gerne viel dafür bezahlte. Dafür ist Herr Karl Wagner, ein Sohn des verstorbenen Hofschauspielers Josef Wagner, engagirt worden, ein talentirter junger Mann — wie es scheint, denn der Schein kann noch trügen. Auch Herrn Mitterwurzer will man wieder einfangen. Wozu? Um ihn alsbald wieder fortzulassen? Er ist zweifellos der erste lebende Episodenspieler in Deutschland, aber er ist noch mehr der Richard Wanderer, er liebt das ungebundene Leben und kann den Zwang nicht ertragen. Wozu den Vogel einkerkern!

Noch ein Wort über einen Festtag. Baumeister ist nach anderthalbjähriger Krankheit wieder in das Burgtheater eingezogen. Das ist das größte Glück, welches der Kaiserlichen Bühne in den Schooß fallen konnte. X. Wiener.

Feuilleton.

Charakterbilder.

Aus fünfundzwanzig Jahren Künstlerleben in Berlin.

Von Heinrich Ehrlich.

Graf Redern, Fürst Bismarck, und die Hofconcerte.

In den letzten Monaten 1872 bis gegen Ende 1875 erschienen in der damaligen Augsburger, jetzigen Münchener, „Allgemeinen Zeitung" „Stimmungsbilder aus Berlin". Die ersten dieser Artikel warnten (am 12. November 1872) vor dem Gründungsschwindel, sie wiesen darauf hin, daß es allerdings mehr Leute als früher gebe, die Champagner tränken, aber weniger, die sich ein Glas Rothwein gönnen könnten; sie beschworen die liberalen Abgeordneten, den Nationalreichthum nicht nach den Zahlen der Actienunternehmungen zu schätzen, und niemals ihren Namen einem von der Börse abhängigen Unternehmen zu leihen. Ein späterer Artikel (29. März 1873) bewies, daß trotz Lasker's Rede gegen die Eisenbahnconcessionen ganz lustig weiter gegründet würde; daß sowohl der christliche „Müller", als der jüdische „Itzig" ganz Recht hätten, mit allen Mitteln nach Reichthum zu streben, wenn sie sähen, daß der Schulze und der Schmul, die doch auch nur Reichgewordene wären, Orden und Titel bekämen. Der Artikel spottete auch über die „Veredlungen" so mancher Leute, bei denen man nicht wüßte, ob der Adelstitel für das oder für den Verdienst verliehen worden war; und wies ziemlich unverblümt auf gewisse bekannte Persönlichkeiten hin. Dieser letzterwähnte Artikel wurde von einer Berliner Zeitung nachgedruckt und Gutzkow zugeschrieben. Da er in den betreffenden Kreisen ziemlich viel Aufregung erzeugt hatte (auf der Börse allein waren hunderte Exemplare jenes Abdruckes verkauft worden), so hielt ich es für Pflicht, mich als den Verfasser zu bekennen, auf daß nicht ein ganz Unbetheiligter vom Zorn mächtiger Herren zu leiden hatte. Meine Freunde erschraken und drangen in mich, nicht weiter in dieser Art zu schreiben; sie beschuldigten mich reactionärer Gesinnung und versteckten Judenhasses und wiesen darauf hin, wie ja die meisten Vertreter aller Künste sich um die Gunst der Mammonsfürsten bewärben, und daß ich allein stände. In diesem letzten Punkte mußte ich ihnen Recht geben. Das Staatsschiff fuhr damals mit vollen Segeln mit dem liberalen Winde. Fürst Bismarck hielt den unzufriedenen Hochadeligen im Herrenhause fulminante Strafpredigten, ließ sich auf einem Balle der Frau Dr. Strousberg vorstellen; dieser kühne Unternehmer galt noch als der Mann „auf der Höhe der Zeit" (so bezeichnete ihn der Herr Oberregierungsrath gegenüber Lasker's Angriffen), und noch durfte ihm Keiner Uebles nachsagen, der sich nicht den Unwillen sehr großer Herren zuziehen wollte — hatten doch zwei der ersten Magnaten des Reiches seine Actien mit unterzeichnet! Lachend tröstete ich die besorgten Freunde und ließ mich nicht beirren.

Im November 1873 gab ich ein Concert in der Singakademie und spielte unter anderen auch ein Concert eigener Composition. Nach dessen Vortrag trat Graf Redern, Oberstkämmerer und Chef der Hofmusik, in das obere Vorzimmer des Saales (unter dem Namen Cäciliensaal bekannt) und begrüßte mich mit den Worten, er sei gekommen, um sein Compliment für meine Composition persönlich darzubringen. Ich war um so mehr überrascht und geschmeichelt, als von meiner Seite eine Einladung an den Herrn Grafen nicht ergangen war.

Zwei Wochen nach diesem Vorgange stellte ich mich Sr. Excellenz vor, um den Dank für den Besuch abzustatten und ein Anliegen vorzutragen: In früheren Zeiten war ich jedes Mal bei meiner kurzen Anwesenheit in Berlin (1852 und 1854) durch die Vermittelung Sr. Excellenz zu Hofconcerten Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. berufen worden. Nun der Graf mir nach so langer Zeit neuerdings seine besondere Theilnahme ausgesprochen hatte, glaubte ich seine Verwendung bei Ihrer Majestät der Königin angehen zu dürfen, um der höchsten Ehre einer Mitwirkung an einem Hofconcerte theilhaftig zu werden. Der Graf antwortete sehr wohlwollend, und ich war eben im Begriffe mich zu entfernen, als er mit einem Male bemerkte, man hätte ihm von meinen „famosen" Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" gesprochen, ich möge sie ihm doch zusenden, und nach 14 Tagen wieder einmal mich „sehen lassen". Mir erschien das Intermezzo etwas sonderbar, doch sandte ich die Artikel und fand mich zur angedeuteten Zeit wieder ein. Er empfing mich sehr freundlich und lobte die „Stimmungsbilder"; ich erlaubte mir eine Anfrage bezüglich der Hofconcerte, er aber fuhr fort:

„Das ist Alles recht schön, aber Sie müssen gegen den Fürsten Bismarck und gegen den Lasker schreiben."

Diese eigenthümliche directe Aufforderung an den Schriftsteller mit vollständiger Nichtberücksichtigung der künstlerischen Angelegenheit, der alleinigen Ursache meines Besuches, überraschte mich dermaßen, daß meine Antwort erst nach einigem Besinnen und fast stotternd erfolgte. Sie lautete, daß meine künstlerischen und politischen Absichten weit auseinander lägen; meine Artikel bewiesen zur Genüge, daß ich Lasker's Ansichten in sehr vielen Punkten nicht theilte; doch erschien er mir als ein Ehrenmann, zwar in optimistischen Irrthümern ganz und gar befangen, aber so durchdrungen von ehrenhaften Grundsätzen, daß ich ihn nicht angreifen könnte. Der Graf ließ nun diesen Gegenstand fallen und lenkte das Gespräch auf die Hofconcerte. Er bemerkte, daß eigentlich nur die von frem-

Digitized by Google

den Höfen empfohlenen Virtuosen zu Concerten geladen werden, er wolle jedoch gelegentlich für mich „anfragen". Er reichte mir die Hand zum Abschiede und meinte lächelnd, „wir werden uns schon noch verständigen".

Kurze Zeit nach dieser Unterhaltung (13. Januar 1874) erhielt ich einen Brief, worin er mich zu einer Gesellschaft von „30—40 Personen, Diplomaten und hiesigen zur Gesellschaft gehörigen" ladete. Ich sollte ein oder zwei Stücke so „par hazard, étant de la société" vortragen.

„Es ist gut, wenn dann über Ihr Talent gesprochen, si vous permettez geklatscht wird, als Einleitung für das Palais. Sie sehen ich denke laut mit Ihnen, auch schriftlich. Vous m'avez gaté."

Die Gesellschaft, vorwiegend aus Verwandten und Freunden des Grafen von Arnim, des ehemaligen Botschafters in Rom und Paris, bestehend, behandelte mich sehr liebenswürdig. Man lobte, daß ich mit einer sehr ernsten „pièce" (Nachtstück von Schumann) begonnen hatte, in Erinnerung an die kürzlich verstorbene Königin-Wittwe, sprach von meinen Musikberichten in der „Gegenwart", berührte aber die Artikel in der „Allgemeinen" mit keinem Worte, und ich hütete mich selbstverständlich, davon zu reden.

Inzwischen waren mehrere „Stimmungsbilder" erschienen, ohne Angriffe gegen den Fürsten und Lasker. Ich sah den Grafen noch zweimal, der mir endlich rundweg und etwas barsch erklärte, „man müsse sich auch ohne Hofconcert weiter zu bringen suchen". Mir entfuhr ein unbesonnenes Wort, ich nahm sehr kurzen Abschied.

Acht Jahre später begegnete mir der Graf im Victoriatheater während der Nibelungenvorstellungen des Angelo Neumann'schen „Wagner-Theaters". Als echter vornehmer Cavalier begrüßte er mich sehr freundlich, und unterhielt sich sehr angelegentlich über musikalische Fragen, als wäre niemals irgend etwas Anderes zwischen uns erörtert worden. Ich aber hatte während der langen Zwischenzeit allerhand sichere Er- und Aufklärungen eingeheimst, die erst 20 Jahre nach meinem Tode veröffentlicht werden können, und die mich gelehrt hatten, daß Einer, der unabhängig bleiben will, bedacht sein muß, auf eigenen Füßen fest zu stehen, wenn er nicht zwischen zwei Stühlen auf der Erde sitzen will.

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung im Verein Berliner Künstler.

Die Franzosen sind seltene Gäste in unsern Gemäldeausstellungen, und da es uns nun einmal versagt ist, den Größen ersten Ranges Gastfreundschaft zu gewähren, würden wir die Bekanntschaft mit denen zweiten und dritten Ranges gern entbehren. Von den Herren à la Rochegrosse ist blutwenig zu lernen, und wer etwas von ihnen angenommen hat, wird wohl thun, es sobald als möglich wieder zu vergessen. Ein historisches Sensationsstück desselben Künstlers, eine Scene aus dem französischen Bauernaufstande, erregte vor zwei Jahren die Aufmerksamkeit eines emotionsbedürftigen Publikums, und die geschickte Mache nach einem allerdings nicht mehr neuen Recept — hier angstbebende Frauen, dann einige Meter leerer Raum, und da, in der andern Bildecke blutlechzende Aufrührer — machte besagtes Interesse wenigstens entschuldbar. Seiner neuesten Production, einem Gras fressenden Nebukadnezar gegenüber erlahmt es vollständig. Das Arrangement erstreckt sich nach demselben Princip dieses Mal von vorn nach hinten, statt von links nach rechts. Im Vordergrunde unter einem hohen Thor auf dem Bauch liegend, nimmt Nebukadnezar in Lebensgröße sein Vegetarierdiner ein. Dann kommt eine schier unendliche Treppenflucht, deren Leere durch die Figuren zweier Hofbediensteter noch leerer erscheint, und schließlich ganz oben am Bildrande ein lichtüberflutheter Straßenprospect oder Palasthof, von einer schaulustigen Menge gefüllt, die ihren König speisen sehen will. Die idyllische Ruhe des einfachen Mahles wird durch einen transparenten Engel mit Schwert und Doppelflügeln gestört, der neben dem behaglich wiederkäuenden Nebukadnezar steht. Im Uebrigen ist der Eindruck des Bildes ein durchaus wohlthuender, da das in der linken Bildecke versteckte Gesicht des Königs im tiefsten Schatten ruht und durchaus nichts daran hindert, sich den Ausdruck desselben als den eines genußfreudigen Gourmands vorzustellen. Und die Moral der Geschichte: Gras fressen ist eine Form des Wahnsinns, die der Darstellung widerstrebt, und die größte Treue der Physiognomien und Costüme, auf einer Riesenleinwand zur Schau gestellt, vermag nicht über das verfehlte Motiv fortzuhelfen. Die Technik des Bildes hält sich von allen bemerkenswerthen Absonderlichkeiten fern, und so können wir uns, ohne für unsern Patriotismus zu fürchten, der nationalen Hervorbringung W. Räubers, die Uebergabe von Warschau an den Großen Kurfürsten, zuwenden. Solide gemalt, in etwas kühlen Farben gehalten, erfüllt das Bild alle Ansprüche, die man an die Darstellung einer Staatsaction machen kann. Wer das Heroische vermißt, der wird durch das glückliche Vermeiden des Theatralischen entschädigt. Der Vorgang ist glaubhaft vorgetragen, ganz so, wie er sich ohne die gruppirende Hand eines geschulten Regisseurs, vollzogen haben mag. Die historischen Portraits sind gewiß ähnlich, wenn auch die energischen Züge des Großen Kurfürsten schon vielfach eine kräftigere Wiedergabe erfahren haben.

Einer der berufensten unter den jüngeren Illustratoren der preußischen Geschichte, R. Warthmüller, überrascht durch das lebensvolle Brustbild einer alten Dame in Schwarz mit federgarnirtem Hut, der das weiße Haar an den Schläfen frei läßt. Die klugen grauen Augen, die feinen Umrisse des Gesichtes und ein tief gefurchter Zug des Leids um die Mundwinkel steigern das Bild über die bloße Aehnlichkeit hinaus in das Charakteristisch-Genrehafte hinein. Machen sich hier die Vorzüge des modernen Realismus, wie er von Gussow inaugurirt worden, geltend, so scheint C. Fehr immer mehr seine Aufgabe in der Darstellung des absolut Häßlichen zu finden. Studienköpfe, wie seine Alte mit der schier unglaublichen Nase gehören in den dunkelsten Atelierwinkel, allenfalls in die Caricaturenmappe, nicht in eine öffentliche Ausstellung. Ein Interieur desselben Künstlers, in Aquarellfarben gemalt, wird durch die Figuren eines greinenden und eines verfütterten Kindes ebenfalls unter das Niveau des erlaubt Häßlichen herabgedrückt. Wichgraf macht durch den rembrandtesken Studienkopf einer kleinen Orientalin wieder gut, was er durch die Schwarzmalerei in dem Portrait einer alten Frau gesündigt hat. Das dunkelfarbige Gesichtchen schaut unter einem rothen Kopftuch, rechts nach oben gewandt, zigeunerhaft romantisch aus dem Bilde heraus. Eine solche Leuchtkraft der Töne, eine so vertriebene Technik hätte man dem Künstler, der sonst das Uebereinanderbauen undurchsichtiger Farbenschichten liebt, garnicht zutrauen sollen.

Den interessantesten Theil der Ausstellung bildet eine Serie von Oelskizzen aus der Mappe Herrmanns, der sich auf seiner holländischen Entdeckungsreise nach Luft und Licht in verhältnißmäßig kurzer Zeit Ruf erworben hat. Meist schon über die bloße Farbenskizze hinaus durchgearbeitet, zeugen all' diese Markt- und Straßenprospecte, Strand- und Quai-Bilder von einer Beobachtung, die Landschaft, Architektur und Figuren mit gleicher Schärfe erfaßt, ohne sich auf die kritiklose Wiedergabe des Beobachteten zu beschränken. Daß aus diesem schätzbaren Material wirkliche Bilder von feinster, reizvollster Durchführung entstehen, hat der junge Künstler genugsam bewiesen. Ein Gleiches erwarten wir von Skarbina, der uns noch immer durch Ausstellung des Inhalts seiner Mappen mit einer Anweisung auf die Zukunft vertröstet. Unter den dieses Mal ausgestellten Studien ist besonders das Brustbild einer nach französischen Mustern von hinten her beleuchteten Dame im blauen Hut bemerkenswerth. Das im Halbschatten gehaltene Gesicht springt mit frappanter Lebenswahrheit aus dem Rahmen heraus und interessirt, ohne besondere Ansprüche auf Schönheit zu machen. Daß Skarbina die auch hier angewandte Aquarelltechnik mit absoluter Sicherheit beherrscht, ist selbstverständlich.

In der Größe der Bildfläche concurrirt in unglücklichster Weise der Münchener Max Levis mit seinem Kunstgenossen von jenseits des Rheins. Die Kehrseite einer Bühne mit Tritten, Leitern und Versatzstücken, durch mehrere lebensgroße Balleteusen in Tricots und Florröckchen belebt ist kein Motiv, das eine mehrere Quadratmeter große Leinwandfläche angemessen auszufüllen im Stande ist. Darstellungszweck und aufgewandte Mittel stehen in einem Mißverhältniß, über das keine technische Virtuosität fortzutäuschen vermag. Die Bildgröße ist ein Symbol der beim Beschauer erweckten Langeweile. Wie häufig sich der Maler über die Kunstgriffe täuscht, mit denen er das Interesse des Publikums zu erwecken vermag, und wie sehr er in diesem Streben die ihm eigenthümlichen Gaben unterschätzt, dafür zeugt auch Ernst Hallatz's Mein treuester Freund. Der Leonberger Hund ist trefflich gemalt; daß er vor einem vergitterten Kellerfenster liegt, zwischen dessen Gitterstäben eine fein beringte Hand durchgreift, um ihn zu krauen, ist ein novellistisches Mätzchen, dessen Absichtlichkeit verstimmt.

Die Landschaftsmalerei bestreitet natürlich wie immer die Hauptunkosten der Ausstellung. Kamecke, Douzette, Hermes bereiten uns die alt gewohnten Genüsse. Ein außerordentlich feines Bild der Elbfallbaude liefert Schuster, der seine Motive mit Vorliebe dem Riesengebirge entlehnt. Die Eigenart dieser Bergformation, die scharfen, parallellaufenden Höhenrücken mit ihren tiefen Thaleinschnitten sind sorgfältig gesehen und in den verschiedenen Gründen unter dem Einfluß der klaren Gebirgsluft scharf auseinander gehalten. Liegt bei Schuster der Hauptreiz in der feinen, vertriebenen Technik, so arbeitet Müller-Kurzwelly in seinem Herbstabend mit den robusten Mitteln des pastosen, auf einen weiten Augenpunkt berechneten Farbenauftrags. In den reliefartig herausgearbeiteten Baumzweigen und in den in Farben beinahe modellirten Blättern dürfte der Künstler des Guten zu viel gethan haben. Ein paar landschaftliche Miniaturbildchen von minutiösester Feinheit der Durchführung hat wieder Bröker geliefert.

Georg Malkowsky.

Digitized by Google

Dramatische Aufführungen.

„Flecken in der Sonne".

Lustspiel in vier Aufzügen von Max Bernstein.

Ein alter Diplomat entwickelt im ersten Acte die höchst neue Theorie, daß in jedem Menschenleben, wie in der Sonne die Flecke, sich dunkele Punkte finden ließen; auch eine Frau Müller, die in die hocharistokratische Gesellschaft eines kleinen Badeortes plötzlich hereingeschneit ist und von dem Neffen jenes Diplomaten sofort angebetet wird, würde wohl irgend ein Geheimniß zu verbergen haben. In der That hat sich der scharfsinnige Diplomat hinsichtlich dieser Frau Müller nicht getäuscht: sie ist eigentlich eine Comtesse Lankow, Millionärin natürlich, und hat das bürgerliche und frauliche Pseudonym nur übergestreift, um zwanglos reisen zu können. Denn nach ihrer Meinung kann das eine Frau Müller besser, als eine Comtesse. Zufällig kommt ein Herr Hinze, der seine durchgebrannte Frau sucht, auch in den Badeort, und bei seiner Erzählung von seinem ehelichen Malheur combinirt der alte Diplomat wieder höchst scharfsinnig, daß jene sogenannte Frau Müller eigentlich Frau Hinze sei. Ebenso zufällig entspinnt sich ein Ehrenhandel zwischen jenem Neffen und einem Assessor wegen einer beleidigenden Aeußerung, die der letztere über den alten diplomatischen Herrn gethan hat. Dieser — nun kommt etwas höchst Spitzfindiges — erfährt zwar von dem bevorstehenden Zweikampf, aber nicht von der Veranlassung desselben. Er combinirt deshalb wieder sehr schlau, daß jene Frau Müller dahinter stecke, und verbietet seinem Neffen, sich für diese nach seiner Meinung arg compromittirte Dame zu schlagen. Natürlich werden diese Combinationen, nachdem sie mit mehreren anderen nebensächlichen drei Acte lang ausgesponnen worden sind, im vierten auf ihre Unbegründetheit zurückgeführt und Alles auf's Bequemste gelöst.

Der alte Diplomat ist die Hauptfigur des Stückes, welches, wie ich vermuthe, auch nur, weil Herr Friedmann aus dieser Figur etwas machen zu können glaubte, im Deutschen Theater angenommen wurde. Denn im Uebrigen ist dasselbe herzlich schwach und unbedeutend. Es wird uns noch eine sogenannte lustige Person, diesmal ein Radfahrer, der im Sportjargon redet, vorgeführt und außerdem als Gegenspielerin zu jenem schon erwähnten Assessor — der übrigens auch eine unmögliche Figur ist — ein verliebter Backfisch nebst obligater strenger Mama. Diese wenigen Gestalten mühen sich ab in der Tretmühle der versuchten und verunglückten Heirathsanträge und vermögen, trotzdem der Autor die geschraubtesten und verzwicktesten Situationen für sie erfand, keinen Augenblick Interesse, geschweige denn Heiterkeit zu erregen.

Aber auch jene Hauptfigur, der alte Diplomat, ist nach meiner Meinung eine verunglückte. Der Verfasser wollte wohl ursprünglich nicht die Caricatur zeichnen, zu der sie schließlich ausartete. Wenigstens zeugt eine Scene im dritten Acte, in welcher sich der alte Herr als höchst edler und uneigennütziger Mensch entpuppt, der tiefer und leidenschaftlicher Gefühle fähig ist, davon, daß ursprünglich eine ernstere Anlage für diese Gestalt vorhanden war. Die erste Idee aber ist dem Verfasser aus den Fingern geschlüpft, weil er einer feineren Satire nicht mächtig ist. Die burlesken Züge, mit welchen er den alten, seinem Souverän blind ergebenen und in der Erinnerung an seine frühere Hofstellung schwelgenden Edelmann ausstattet, fallen zu grob und plump aus, als daß eine Versöhnung des lächerlichen eitlen Gecken der ersten Acte mit dem edlen Manne des dritten Actes in der Seele des Zuschauers möglich wurde. Eine Kluft in der Charakterzeichnung thut sich hier auf, die das ganze Bild zerstört, und auch durch die Kunst des Schauspielers nicht überbrückt werden kann. Herr Friedmann, der sich übrigens ohne Erfolg in dem braunschweiger Dialect versuchte, gab sich zwar alle Mühe, auch in der ernsten Scene des dritten Actes noch die lächerlichen Seiten des diplomatischen Greises nebenher zu betonen, aber er verunglückte in diesem Bestreben ebenso, wie der Verfasser in dem seinen, eine lebenswahre, aus Satire und Ernst gemischte Charakterzeichnung darzubieten. Wenn auch die edlen Eigenschaften eines Hofmannes, die Treue gegen seinen Herrn, die Opferwilligkeit und das feine, tactvolle Benehmen, in's Lächerliche gezogen werden, wie sollen wir dann später plötzlich an den Ernst bei der Schilderung anderer tüchtiger menschlicher Züge dieses Mannes glauben?

Das Mißbehagen, welches die erste Aufführung dieses Stückes im Deutschen Theater hervorrief, beruhte übrigens nicht allein auf dieser verfehlten Charakterzeichnung der Hauptfigur, sondern vor Allem auf dem plumpen, zuweilen fast rohen Ton des Dialogs. Gegen eine solche Redeweise auf einer vornehmen Bühne müssen wir auf das Entschiedenste protestiren. Wohin sollen wir gelangen, wenn die Unterhaltung von Menschen, die aus der besten Gesellschaft stammen sollen, in dieser Weise wiederzugeben versucht wird? Grobheit, Tölpelhaftigkeit, sentimentale Dummheit und schließlich die ganz gemeine, unverhüllte Zote, sind das die Formen, in denen man in der guten Gesellschaft Deutschlands spricht? Die Frivolität, in der der von seiner Frau böswillig verlassene Herr Hinze von den „psychischen und physischen" Vorzügen dieser Frau redet, der gemeine Brief der letzteren, welcher immer wieder vorgelesen wird und das widerliche Hereinzerren des Offenbach'schen Menelaos in die Unterhaltung sind nicht anders, als mit dem obigen derben Worte zu bezeichnen. Wie konnte das Deutsche Theater eine solche Redeweise unverändert seinem Publikum darbieten!

O. B.

Notizen.

Luise, Königin von Preußen. Nach Hudson's Life and Times of Louisa, Queen of Prussia unter Mitwirkung von W. Wagner bearbeitet von R. Carl und Karl Fr. Pfau. (Leipzig, K. Fr. Pfau.) — Das dankenswerthe Werk des Engländers bedurfte in der That, um bei uns so populär zu werden, als es die rührende Gestalt der großen Königin verdient, einer durchgreifenden Bearbeitung, denn das Original enthält vieles nur für Engländer Interessantes und steht hinsichtlich der Benutzung der Quellen nicht auf der Höhe unserer Geschichtsforschung. Dieser Arbeit haben sich nun die drei Herausgeber mit liebevollem Verständniß gewidmet und ein Werk geschaffen, das der weitesten Verbreitung würdig ist. Diese Biographie ist nunmehr durchaus erschöpfend, denn die Schätze der Berliner Kgl. Bibliothek und des Geh. Staatsarchivs sind hier verwerthet; dabei liest sie sich angenehm und zeigt nirgends Spuren von unbeholfenem Uebersetzerdeutsch. Als hochherzige Königin und zumal als Gattin und Mutter wird uns die edle Frau geschildert, und aller Klatsch, der sich z. B. in Varnhagen's Denkwürdigkeiten findet, versinkt Angesichts dieser wahrheitsgetreuen Charakteristik in wesenlosem Scheine. Auch der Beziehungen zu den geistigen Größen jener Zeit, zu Jean Paul, Goethe, Schiller, der Staël wird gedacht, doch fiel uns auf, daß Heinrich v. Kleist nirgends erwähnt wird, der doch aus der Privatschatulle der Königin eine Pension bezog und die herrliche Frau vor den Augen des ganzen Hofes mit seinem Huldigungssonett zu Thränen rührte und viel schöner besang, als z. B. Körner, Rückert und Schenkendorf, deren Verse hier mitgetheilt werden. Die Unterstützung des unglücklichen großen Dichters ist einer der edelsten Züge im Leben der königlichen Dulderin und, wie dieses Buch ebenfalls beweist, noch ziemlich unbekannt. Sonst haben wir keine Lücke gefunden, und bis sich nicht das Kgl. Hausarchiv der Forschung erschließt, wird diese Biographie wohl die vollständigste bleiben neben den Versuchen von Adami, Kluckhohn und Georg Horn. Das beigegebene Porträt nach einer Originalkreidezeichnung zeigt uns viel herbere, mehr majestätische Gesichtszüge, als Rauch's liebliche nach Sarkophaggestalt und das ihr geschaffene bekannte Gemälde Richter's oder Ende's anmuthiges Standbild im Thiergarten.

Die Kunst glücklich zu sein. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen. (Jena, Costenoble.) — Der berühmte Florentiner Professor der Anthropologie liefert hier ein liebenswürdiges Seitenstück zu Kant's Büchlein von der Macht des Gemüthes und Hufeland's Makrobiotik. Die beherzigenswerthe Verdammung des Pessimismus, die Betrachtungen über die moralische Gesundheit als erster Grundbedingung des Glückes, die Aphorismen und die trefflichen Nutzanwendungen in Gestalt von kleinen Erzählungen aus dem Leben werden jeden Leser erbauen und aufrichten, auch wenn er nicht immer mit den Rathschlägen des Verfassers einverstanden ist. Das Loblied auf Mäßigkeit und Enthaltung ist gewiß am Platze; wir fürchten aber, daß der Verfasser mit seiner begeisterten Empfehlung des Fastens, „um den schlechten Appetit zu bessern, den verlorenen Schlaf wiederzugewinnen und behend und jugendfrisch zu sein" in Deutschland wenig Anklang finden wird. Er hat u. A. als Gegner schon die Schweninger'sche Modekur, welche im Gegentheil den Magen nie zu überfüllen, aber immer gleichmäßig zu beschäftigen vorschreibt. Sonst berührt der frische, geistvolle und warmherzige Ton dieses Büchleins durchaus wohlthuend.

Fastnachtsspiele von Heinrich Kruse. (Leipzig, Hirzel.) — Schon in Kruse's Trauerspielen traten die humoristischen Charaktere vortheilhaft hervor und zeugten von dessen besonderer Begabung für diese, auch bei Shakespeare neben der tragischen Handlung mit bedeutender Wirkung sich hervorthuenden, ja sie durch den Gegensatz hebenden dichterischen Gestalten. Dieser humoristische Zug gibt auch seinen launigen „Seegeschichten" eine ganz eigene Anziehung. Die neueste Gabe des in seiner Zurückgezogenheit nach langer erfolgreicher Wirksamkeit sich glücklich fühlenden siebzigjährigen Dichters bringt uns gelungene Versuche in einer dem deutschen Mittelalter besonders beliebten Dichtart, in welcher sich der Nürnberger Meistersänger, den im achtzehnten Jahrhundert Goethe wieder zu Ehren brachte, als seinem eigensten Gebiete hervorthat. Kruse weiß den schlicht bürgerlichen Ton mit nüchterner, klarer, selbstbewußter, aber dabei anspruchsloser Heiterkeit, die sich in der Form behaglich gehen läßt, geschickt anzuschlagen und zu halten. In einem Prolog sehen wir den Dichter in des Hans Sachs Werkstätte von dessen wackligem Schuster- und Dichterstuhle mit frischer Begeisterung Besitz nehmen und über die deutsche Schwerfälligkeit, von welcher er auch die deutschen Dioskuren nicht ganz freispricht, sich lustig machen. Der Spott ist nicht so schlimm gemeint; trifft er ja den Dichter selbst und seine dramatischen Gebilde, und man muß sich eben der Laune hingeben, um manches Bedeutende in etwas schiefer Stellung zu sehen. Von den drei Stücken gehört das erste, „Der Teufel in Lübeck," der Jugendzeit des Dichters an, der aus der mündlichen Erzählung eines Lübeckers schöpfte, die jetzt auch in den „Lübischen Sagen" gedruckt ist. Geibel hatte an dem einfachen, recht als Puppenspiel behandelten Stücke besondere Freude. Einen im Mittelalter beliebten Stoff behandelt „Der eifersüchtige Müller", ganz frei in Bezug auf Charakteristik und dramatische Gestaltung, ohne daß er die volksmäßigen Züge einbüßte. Etwas vornehmer tritt in „Standhafte Liebe" eine gleichfalls dramatisch umgebildete französischen Erzählung von dem Gold-

Digitized by Google

schmied Tourangeaud uns entgegen, der eine Leibeigene der Abtei von St. Germain bei Paris heirathete, obgleich er selbst dadurch ein Höriger der Abtei wird, aber der Abt fühlt sich durch die Umstände bewogen, seinem strengen Rechte in Rücksicht auf die Kunstfertigkeit des allgemein bewunderten Meisters der edlen Kunst zu entsagen. Besonders die Charaktere des Goldschmieds, seines Gänsemädchens und des Abtes sind glücklich durchgeführt, wenn wir uns auch erinnern müssen, daß das Ganze die Freiheiten eines Fastnachtsspiels beansprucht. Die erst in jüngster Zeit entstandene Dichtung zeugt von glücklich erhaltener Geistesfrische. H. D.

Rococo. Gedichte von Ludwig Ganghofer. Mit 15 photographischen Reproductionen nach Gemälden von Carl Schweninger. (Wien-Leipzig, Franz Bondy.) — Ein Prachtwerk, durch Inhalt wie durch Ausstattung gleich bemerkenswerth! Den Schweninger'schen Rococo-Bildern, die durch die Zartheit und die Bewegtheit der Formen reizvoll sind und deren photographische Wiedergabe mit wenigen Ausnahmen vortrefflich gelungen ist, schmiegen sich die Ganghofer'schen Gedichte mit ihrem Formenreichthum und ihrem schalkhaften Inhalte auf's Trefflichste an. Titel-, Rand- und Einbandzeichnungen von den Malern: Professor Ströhl, M. Ledelli und G. Sieber vollenden den durchaus einheitlichen und herzerfrischenden Eindruck, den Maler- und Dichtermeisterschaft hervorrufen und tragen dazu bei, dieses Werk als schönstes literarisches Ausstattungsstück für die jetzt so beliebten Rococo-Salons hinzustellen. Der zierliche und leichte Ton, welcher die Bilder wie die Gedichte beherrscht, wirkt unwillkürlich berauschend und herzerfreuend und weckt die Formenfreudigkeit, die uns wie in der Architektur des Salons, so auch in der Literatur desselben noch so nöthig thut.

Einer aus der Masse. Roman von Alexander Römer. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ein trefflicher, in sich prächtig zusammengefaßter und abgerundeter Roman, der eine frische und zeitgemäße Idee auf das Liebenswürdigste ausspinnt und dabei in der geschicktesten Weise den Leser in andauernder Spannung erhält. Der Sproß eines alten Grafengeschlechtes ist als Wiegenkind verbrannt. Seine schlaue Amme weiß durch schlaues Schweigen und halbe Andeutungen den Glauben zu verbreiten, als sei ihr eigenes Kind, das bei jenem Brande gerettet wurde, der kleine Graf und erwirkt demselben eine über seinen Stand hinausgehende Erziehung, wenn auch noch nicht Anerkennung durch den alten Grafen. Der Junge, ein prächtiger, frischer Bursche, wächst unbefangen auf und wird des Schloßherrn Stütze und steter Begleiter, ohne aber von dem ihm angedichteten Sohnesverhältnisse eine Ahnung zu haben. Als er plötzlich, schon zum Jünglinge herangereift, von jener Fabel Kenntniß erhält, erwacht ein ungeheurer Sturm in seiner Seele, der sich aber zunächst nur in der größten Erbitterung über seine Umgebung und in dem Entschlusse äußert, sich selbständig zu einem ganzen Manne, wie ihn der alte Graf im Vorbilde zeigt, herauszuarbeiten und sich die Sohnesschaft seines Wohlthäters zu verdienen. Er entflieht nach Wien, studirt dort, indem er sich seinen Unterhalt durch sein musikalisches Talent erwirbt, und wird bald ein tüchtiger, angesehener Staatsbeamter. Die Hoffnung, nun von seinem vermeintlichen Vater, dem Grafen, anerkannt zu werden, wird noch gesteigert, als er die Nichte des Grafen, der er in großer Wirrsal beistand, lieben lernt. Da kommt es plötzlich mit Gewißheit an den Tag, daß er wirklich nur der Sohn der Amme ist. Der junge Mann sieht alle seine Zukunftsträume, seine hochgespannten Hoffnungen, zertrümmert. Aber nun beginnt der psychologisch höchst werthvolle Theil des Romans. Es wird nun geschildert, wie der Held sich in die Vorstellung, niedrig geboren zu sein und keine Anwartschaft auf die Lebensgüter zu haben, für deren Besitz er sich durch Energie und Arbeit würdig gemacht zu haben meinte, langsam wieder einleben muß und wie er gerade durch diese Selbstdemüthigung erst der ganze Mann wird. Ein Besuch, den er nach der Katastrophe, d. h. nach der Entdeckung seiner niedrigen Geburt, wieder in seinem bescheidenen Elternhause macht, bei dem er einsieht, wie weit er sich geistig und auch in seinem Gemüthe schon von diesen entfernt hatte, bewirkt den Umschwung. Der wackere Vater, ein Förster des Grafen, die kranke Mutter, die sich nun, ihren früheren Ehrgeiz bereuend, mit aller Kraft an das Herz ihres Sohnes klammert, heilen das zerrissene Gemüth des hochfahrenden Sohnes. Als ein ganzer Mann, der auch die Liebe zu der jungen Gräfin zu vergessen beschließt, kehrt er nun in das Leben zurück. Aber das Vergessen der Liebe will ihm nicht gelingen trotz aller Arbeit und trotz aller Erfolge. Auch die junge Comtesse liebt den Wackeren und sie ist es, die schließlich um seine Hand wirbt, nachdem er alle Hoffnung, die ihre je erringen zu können, längst aus dem Herzen gerissen hatte. Der alte Graf aber, der ihn immer wie einen Sohn geliebt hat, der sich nach jener Entdeckung ohne Erben sah, nimmt nun den Geliebten seiner Nichte an Sohnes Statt und Erben an. Die trügerische Absicht der Mutter geht so auf die edelste Weise in Erfüllung. Diese Handlung ist in einem Bande von bescheidenem Umfange entwickelt, ein Beweis, wie zusammengefaßt und immer auf das Ziel schauend der Verfasser schildert. Sie würde, mit den Nebenhandlungen, die Römer sehr geschickt einzuflechten weiß, anderen Autoren Stoff für mindestens drei Bände gewährt haben. Auch die Sprache erweist sich als ebenso concis wie die Composition, und macht die Lectüre dieses Romanes zu einem wirklichen Genusse.

Irold. Eine Rhapsodie in sechs Gesängen von Arthur Drews. (Berlin, G. Grote.) — Dieser Sang ist nach der Weise der Julius Wolff'schen Dichtungen gesungen, ohne aber den Zauber, den diese an sich tragen, auch nur im Geringsten auszuathmen. Der Klosterschüler, der Spielmann und nachher Schmiedegeselle wird, um des holdseligen Schmiedetöchterleins willen, der sich schließlich als Kind der heiligen Walpurga entpuppt und nach einem überstandenen Kreuzzuge in's Kloster zurückflieht, um dort seine irdische Liebe zu vergessen, will uns nicht recht vertraut werden, obgleich er ab und zu die schönsten Lieder singt. Die ganze Handlung dieser Rhapsodie entbehrt eines tieferen Sinnes, eines Kernes, und leidet etwas an Zerfahrenheit. Der auf jeden Fall noch junge Autor möge erst versuchen, etwas zu erleben, ehe er seine Liebeslieder, so wohl und glatt eingekleidet in ein breites Gewand von überflüssigen Versen, in die Welt hinaussingt. Vorher bleibt sein Singsang ein hohles Getön und Geklingel, an dem nicht einmal ein rechtschaffener Backfisch seine rechte Freude haben kann. Als Weihnachtsbüchlein, in Goldschnitt und Roth „den lieben Eltern gewidmet", mag es noch hingehen; mehr ist es aber durchaus nicht.

Das Schöne. Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise von Chr. Muff. (Halle a. S., Richard Mühlmann.) — Der Verfasser dieser kleinen Schrift, ein Gymnasialdirector, hat schon früher mehrere ausgezeichnete Vorträge („Antik und Modern", „Was ist Cultur?", „Theater und Kirche") veröffentlicht und wendet sich auch jetzt mit einer Zusammenfassung mehrerer derselben an die weiteren Kreise der Gebildeten. Er weiß in ihnen die wissenschaftlichen Grundsätze, über die er spricht, mit großer Formgewandtheit und in klarer, schöner Sprache zum allgemeinen Verständniß zu bringen und hat so auch jetzt die ästhetischen Gesetze und Vorgänge, die bei der Betrachtung des Schönen in Frage kommen, trefflich und gründlich für den philosophischen Laien dargestellt. Sein Vortrag liest sich so schön, wie er sich wohl auch angehört haben mag, und regt unwillkürlich zum Weiterdenken und zur Mittheilsamkeit über die in ihm behandelten Gegenstände an. Möchte das für den Verfasser als die Erfüllung der beim Niederschreiben erstrebten Absicht gelten.

Gedichte von Julius Ernst von Günthert. (Stuttgart, Cotta.) — „Die Farben, die ich sorgsam aufgetragen, sind rein gewählt," so sagt der Verfasser dieser Sammlung in der „Zueignung"; und in der That, ein reines und auch ein reiches Talent legt die Früchte eines stillen, lebenslangen Denkens, Fühlens und Schaffens vor uns hin. Wenn auch nicht „jede Blüthe, von ihm aus erkoren" für die Gunst der Nachwelt, ihren Glanz bewahrte, so ist doch der Duft des ganzen Kranzes, den er uns darreicht, ein berauschender und schöner und läßt uns die Tiefe und die Trefflichkeit des Herzens ahnen, das sich hier vor uns enthüllt, und die Gediegenheit und Wahrheit der Gedanken bewundern, die in immer vollendeter Form auf uns einströmen.

Abonnement der „Gegenwart" pro I. Quartal 1888.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das IV. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nr. abläuft, ersuchen wir um **baldigste Erneuerung** desselben. Nr. 1 von 1888 erscheint am 7. Januar.

Abonnements auf das I. Quartal 1888 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pfg. entgegengenommen.

Original-Einbanddecken in Leinwand zu dem mit der Nr. 52 schließenden XXXII. **Bande** der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von **1 Mk. 50 Pfg. durch jede Buchhandlung** bezogen werden.

Berlin N.W., Dorotheenstr. 31. **Expedition und Verlag der „Gegenwart".**

Digitized by Google

Inserate.

Empfehlenswerthe Festgeschenke.

Günther Walling
(Carl Ulrici).

Von Lenz zu Herbst.
Dichtungen.
Zweite vielfach veränderte Auflage. Preis: elegant gebunden 5 Mark.

Guitarrenklänge.
Volks- und volksthümliche Lieder Spaniens.
Uebersetzungen, nebst Anhang eigener Gedichte.
Preis: elegant gebunden 5 Mark.

Vom Land des Weins und der Gesänge.
Wanderungen durch Spanien an der Hand der Dichtkunst.
Fremdes und Eigenes.
Preis: elegant gebunden in Leder 7 Mark (ungebunden 5 Mark).
In allen Buchhandlungen vorräthig.

Diese ebenso geist- als gemüthvollen, formvollendeten poetischen Schöpfungen des talentvollen Autors seien allen Freunden eines feinen litterarischen Geschmackes als sinniges Weihnachtsgeschenk angelegentlichst empfohlen.

Hans Pöhnl's Deutsche Volksbühnenspiele
Inhalt: Vorrede. — Armer Heinrich. — Magellone. — Gismunda. — Stauffenberg. — Der liebe Augustin.
sind in zwei Bänden erschienen. Preis 8 M, gebunden 10 M.
Daraus einzeln: Der arme Heinrich . . M 1. 60 Pf.
Gismunda . . . . . M 1. 60 Pf.
Verlagsbuchhandlung Carl Konegen in Wien.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Herman Grimm: Essays.

Zehn ausgewählte Essays.
8 M., geb. 9 M.
Enthält: Venus von Milo, Raphael und Michelangelo, Dürer, Carstens, Cornelius, Schinkel u. A.

Fünfzehn Essays.
Erste Folge. Dritte Auflage. 9 M., geb. 10 M. 50 Pf.
Enthält: Voltaire und Frankreich, Friedrich d. Gr. und Macaulay, Goethe in Italien, Schiller und Goethe, Byron und Leigh, Hunt, A. v. Humboldt, Schleiermacher, Gervinus u. A.

Fünfzehn Essays.
Neue Folge. 8 Mk. 60 Pf., geb. 10 M.
Enthält: Maler Wiertz, Schinkel, Rauchs Biographie von Eggers, Ruinen von Ephesus, Gallerien von Florenz, Shakespeares Sturm, Hamlets Charakter, Holbein, Cornelius u. A.

Fünfzehn Essays.
Dritte Folge. 8 M., geb. 9 M. 50 Pf.
Enthält: Emerson, Florenza, Raphaels Schule, Entstehung des Faust, Brüder Grimm, Feuerbach u. A.

Vollständiges Inhaltsverzeichnis der Essays, sowie der Kleineren Schriften von Jacob und Wilhelm Grimm auf Wunsch gratis.

Soeben erschienen:
Gottfried von Hohenhoewen.
Ein Ritterleben in Liedern
von **Herm. Richter.**
In sehr elegantem Original-Band 4 M.
Es geht ein frischer, lebenswarmer Zug durch diese schelmischen Wein- und Liebeslieder, und durch die kernigen Schutz- und Trutzgesänge, in welchen das thatenreiche Leben des Helden dieser Dichtung in wechselnden Rhythmen geschildert ist. **Namentlich auch als Festgeschenk für Studenten dürfte sich das Buch vortrefflich eignen.**
Hinstorff'sche Hofbuchh. Verlagsconto in Wismar.

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel, Leipzig.
Briefwechsel
zwischen Wagner und Liszt.
2 Bde. gr. 8°. geh. 12 M.
Fein geb. 14 M 50 Pf.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

In **Carl Duncker's Verlag** in **Berlin W.**, Güstrowstr. 2 erschien:
Christian Daniel Rauch von Friedrich und Carl Eggers. Mit Rauch's Portrait gez. von Schadow und einer Phototypie eines Briefes an Rietschel. 4 Bände gr. Octav. Preis 33 Mark.
Ed. von Hartmann, Philosophie des Schönen. 53½ Bog. gr. Octav. Preis 8 Mark.

Reizendes Festgeschenk für jeden Skatspieler!
Soeben erschienen:
Skatbuch in Versen von Paul Renz.
Eleg. geb. 2 M 40 Pf.
Ein humorvolles Buch; es predigt die lauterste Skatweisheit, von welcher die Jünger der Kunst profitiren, und an der die alten erfahrenen Skatisten ihre helle Freude haben können. Was Paul Renz singt, ist unwiderleglich, z. B.:
„Wenn dies nicht stand, und das nicht lag,
Und einer spielte feiner —"
So sprach ein Leichenredner; — ach,
Da war er 'rum, wie Einer!
Hinstorff'sche Hofbuchh. Verlagsconto in Wismar.

Luise, Königin von Preußen. Unter Mitwirkung von **W. Wagner** bearb. von Dr. phil. **R. Carl u. Karl Fr. Pfau.** Eleg. geb. M 7,50.
Die beste Lebensschilderung der Königin Luise. Ein Volks- und Familienbuch im wahrsten Sinne des Wortes. Zu Weihnachten eins der edelsten Geschenkbücher für Söhne und Töchter. Vorräthig in jeder Buchhandlung; auch zu beziehen direkt von der Verlagshandlung.
Leipzig. Karl Fr. Pfau.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Zentral-Bezugsquelle für im Preise ermässigte Bücherwerke bei Gustav Fock, Bücherversandgeschäft,
in Leipzig, Neumarkt 40 u. 38 I.
Weihnachts- u. Lager-Katalog gratis u. franko.

Praktischer Wegweiser
bei Auswahl klassischer und moderner Musik, sowie musikalischer Schrift:
Breitkopf & Härtel's
Katalog gebundener Musikwerke
eigenen und fremden Verlages.
Gratis durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

Soeben erschien:
DAS WEIB
in der
Natur- und Völkerkunde.
Anthropologische Studien
von Dr. **H. Ploss.**
Zweite, stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von Dr. **Max Bartels.**
Mit 7 lith. Tafeln, 107 Holzschn. u. Ploss' Portrait.
Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexicon 8°.
Preis brochirt 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.
Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**
Gegen vorherige Francozahlung direct vom Verleger.

Hierzu eine Beilage von der Daheim-Expedition in Leipzig

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

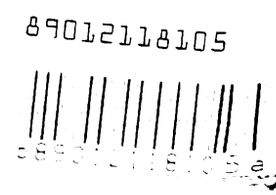
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

89012118105



Digitized by Google

Digitized by Google

89012118105

b89012118105a